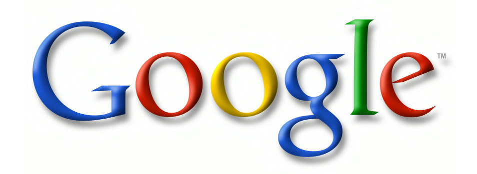



NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08218477 5

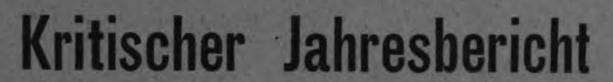





Digitized by Google

0 Bd. 10 not acd.
(vol. 8 + 9 are bound tog. 57.1)





Kritischer Jahresbericht

über die Fortschritte der

Romanischen Philologie.

Unter Mitwirkung von etwa hundert Fachgenossen
herausgegeben von

Karl Vollmöller.

Mitredigiert von

G. Baist, V. Rossi, C. Salvioni.

X. Band. — 1906.

Ausgegeben Juli 1910.

Ladenpreis dieses Bandes Mark 35.70.

Erlangen 1910. Fr. Junge.

Meulenhoff & Co., Amsterdam. — A. F. Höst & Sön, Hofbuchh., Kopenhagen. — Williams & Norgate, Covent Garden, London. — O. Schulze & Co., Edinburgh. — Parker & Son, Broad Street, Oxford. — H. Champion, Paris. — Rich. Hoenniger, St. Petersburg, Grosse Morskaja 12. — Loescher & Co., Rom. — Nordiska Bokhandeln, Aktiebolaget, Stockholm.

Gesellschaft für Romanische Literatur.

Zweck der Gesellschaft ist die Veröffentlichung von noch unedierten Handschriften, von kritischen Ausgaben wichtiger **Texte** und von **Neudrucken** selten gewordener Druckwerke der romanischen Literaturen.

Einleitungen, Anmerkungen usw. bringen in deutscher, einer romanischen oder in englischer Sprache alles zum Verständnis des Textes Nötige. Die äussere Ausstattung der Texte (gelblich getöntes, imitiertes Büttenpapier) will den Ansprüchen der Bibliophilen entgegenkommen. Jedes Exemplar enthält auf der Rückseite des Titelblattes Namen, Wohnort und Nummer des betr. Mitgliedes mit der Buchdruckerpresse eingedruckt.

Jahresbeitrag: 20 Mk. Einmaliger Gründungsbeitrag für Lebenszeit: 300 Mk. Die Mitglieder erhalten hierfür die Veröffentlichungen der Gesellschaft umsonst. Anmeldungen zum Beitritt sind zu richten an Professor Dr. Karl Vollmöller, Dresden-A.³, Wienerstraße 9.

Von den Veröffentlichungen der **Gesellschaft für Romanische Literatur** sind bis jetzt erschienen:

Erstes Verwaltungsjahr 1902:

Band 1: Hervis von Metz, Vorgedicht der Lothringer Geste. Nach allen Handschriften zum erstenmal vollständig herausgegeben von E. Stengel. Band I: Text und Varianten.

Band 2: La Leyenda del Abad Don Juan de Montemayor. Publicada por Ramón Menéndez Pidal.

Zweites Verwaltungsjahr 1903:

Band 3: I Trovatori minori di Genova. Introduzione, testo, note e glossario per il Dr. Giulio Bertoni.

Band 4: Trubert. Altfranzösischer Schelmenroman des Douin de Lavesne. Nach der Handschrift mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar neu herausgegeben von Jakob Ulrich.

Band 5: Die Lieder des Blondel de Nesle. Kritische Ausgabe nach allen Handschriften von Dr. Leo Wiese, Privatdozenten an der Universität Münster i. W.

Band 6: Alonso de la Vega, Tres Comedias. Con un prólogo de D. Marcelino Menéndez y Pelayo de la Academia Española.

Drittes Verwaltungsjahr 1904:

Band 7: Gedichte eines lombardischen Edelmannes des Quattrocento. Mit Einleitung und Übersetzungen herausgegeben von Leo Jordan.

Band 8: Il Canzoniere provenzale della Riccardiana Nr. 2909. Edizione diplomatica preceduta da un' introduzione per il professore Giulio Bertoni.

Band 9: Der Engadinische Psalter des Chiampel. Neu herausgegeben von Jakob Ulrich.

Viertes Verwaltungsjahr 1905:

Band 10: El Libro de Alixandre. Manuscrit esp. 488 de la Bibliothèque Nationale de Paris publié par Alfred Morel-Fatio.

Band 11: Una Sacra Rappresentazione in Logudorese. Ristampata ed illustrata per cura del Prof. Mario Sterzi, Pisa.

Band 12: L'Estoire Joseph. Herausgegeben von Ernst Sass.

Band 13: Die altfranzösischen Motette der Bamberger Handschrift, nebst einem Anhang, enthaltend altfranzösische Motette aus anderen deutschen Handschriften, mit Anmerkungen und Glossar. Herausgegeben von Albert Stimming.

Fünftes Verwaltungsjahr 1906:

Band 14: Altitalienische Heiligenlegenden aus der Hs. XXXVIII, 110 der Florentiner Biblioteca nazionale centrale mit Einleitung und Anmerkungen zum ersten Male herausgeg. von Wilhelm Friedmann.

Kritischer Jahresbericht

über die Fortschritte der

Romanischen Philologie.

Unter Mitwirkung von etwa hundert Fachgenossen

herausgegeben von

Karl Vollmöller.

Mitredigiert von

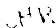
G. Baist, V. Rossi, C. Salvioni.

X. Band. — 1906.

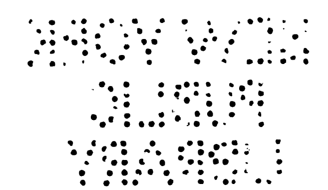


Erlangen 1910. Fr. Junge.

Meulenhoff & Co., **Amsterdam.** — A. F. Höst & Sön, Hofbuchh., **Kopenhagen.** — Williams & Norgate, Covent Garden, **London.** — O. Schulze & Co., **Edinburgh.** — Parker & Son, Broad Street, **Oxford.** — H. Champion, **Paris.** — **Rich. Hoenniger, St. Petersburg,** Grosse Morskaja 12. — Loescher & Co., **Rom.** — Nordiska Bokhandeln, Aktiebolaget, **Stockholm.**







K. B. Hof- und Univ.-Buchdruckerei von Junge & Sohn in Erlangen.

Vorwort.

Auch der vorliegende Band greift wie sein Vorgänger, der IX., über das Titeljahr an vielen Stellen hinaus. Namentlich ist es mir eine besondere Genugtuung, die hochinteressante Darstellung des romanistischen Universitätsunterrichtes in Berlin gerade jetzt, zum Berliner Universitätsjubiläum, bis zum Tode des allgemein betrauerten Altmeisters Adolf Tobler heraufgeführt bringen zu können, wenn auch eine kleine Verzögerung im Erscheinen des Bandes dadurch bedingt war. Von den Rückständen sind einige aufgearbeitet, andere werden der bereits im Druck befindliche XI. Band, welcher über 1907 und 1908 zusammen berichten wird, und schliesslich noch der XII. Band beseitigen.

Die stattliche Reihe der Mitarbeiter des Jahresberichtes hat seit dem letzterschienenen IX. Band eine sehr erfreuliche Bereicherung durch die folgenden Herren gewonnen:

Dr. Elias Bacinschi, Wien (Rumänische Literatur, 19. Jahrh.),

Dr. Julius Brauns, Oberlehrer, Hamburg (Spanische Unterrichtsliteratur),

Milton A. Buchanan, Associate Professor of Italian and Spanish in Toronto University (Alt- und neuspanische Literatur excl. Theater),

Dr. H. Chatelain, Professor of Romance Philology in the University of Birmingham (Französische Literatur, 19. Jahrh.),

Dr. Karl Gruber, Oberlehrer, Leipzig (Allgemeine Romanische Ortsnamenkunde und Ethnologie in Deutschland und der Schweiz),

Dr. Eugen Herzog, Privatdozent an der Universität Wien (Französische Lexikographie),

Dr. Richard Kahle, Oberlehrer, Kiel (Allgemeine Methodik des neusprachl. Unterrichts, Stand des Unterrichts im Französ. a. d. höheren Lehranstalten in Preussen, Französ. Schulgrammatiken und Übungsbücher),

Dr. Wolfgang Martini, Dresden (Französ. Literatur, 17. und 18. Jahrh.),

Prof. Nunes, Beja (Portugiesische Literatur u. Sprache),

Dr. C. Ott, Privatdozent an der Akad. zu Frankfurt (Romanistischer Unterricht an der Akademie zu Frankfurt a. M.),

Prof. Dr. Ed. Schneegans, Heidelberg (Romanistischer Universitätsunterricht in Baden),

Prof. Dr. Heinrich Schneegans, Bonn (Romanistischer Universitätsunterricht in Bonn),

Prof. Dr. Fr. Stolz, Innsbruck (Tirolische Ethnographie und Ortsnamenkunde),

Prof. Guido Traversari, Firenze (Boccaccio),

Prof. Dr. Leo Wiese, Jena (Romanistischer Universitätsunterricht in Münster).

Die Beiträge von Brauns, Stolz und Wiese liegen bereits hier vor.

In diesem Bande des Jahresberichtes sind folgende Gebiete zum erstenmal behandelt:

Literatura Sud-americana von M. Ugarte,

Les Langues et les Littératures d'Inde et de l'extrême Orient dans leurs rapports avec les langues et littératures romanes von G. Cœdès,

Italienische Unterrichtsliteratur von J. Subak,

Spanische Unterrichtsliteratur von J. Brauns,

Universitätsunterricht: Berlin von A. Risop,
Göttingen von A. Stimming,
Münster von Leo Wiese.

Leider verliert der Jahresbericht auch mehrere seiner bisherigen geschätzten Mitarbeiter. So sind an weiterer Mitarbeit durch persönliche Verhältnisse verhindert: V. Crescini (Boccaccio), E. Chr. Stern (Keltisch-Romanische Beziehungen), S. Puşcariu (Rumän. Lit. seit 1800). Namentlich aber hat der Tod dem Jahresbericht sehr schmerzliche Verluste gebracht. Hat er doch solche Gelehrte hinweggerafft, die von Anfang an dem Jahresbericht ganz besonders treue Mitarbeiter gewesen sind: A. Gundlach (seit Bd. II), K. von Reinhardstöttner (seit Bd. I), den Altmeister der französischen Lexikographie, K. Sachs (seit Bd. I), während C. Weinberg nur an einem Band (Bd. IX) mitarbeiten konnte. Herausgeber und Leser des Jahresberichtes werden ihnen ein warmes Andenken bewahren.

An Stelle von Herrn Dr. Tavernier, welcher noch den Druck des vorliegenden Bandes vorbereitet und bis zum Beginn der Abteilung II gefördert hat, trat im Juni 1909 Herr Lehramtskandidat Hans Roesch aus Augsburg.

Dresden-A³, 3. Juni 1910.
Wienerstrasse 9.

Karl Vollmöller.



Inhalt.*)

*) Wo kein Jahr vermerkt ist, gilt 1906.

Seite

Provenzalische Literatur. II

Katalanische Literatur.

Spanische Literatur.

Italienische Literatur,

Rätoromanische Literatur.

Rumänische Literatur.

Albanesische Literatur.

Romanische Literaturen ausserhalb Europas.

Wechselbeziehungen zwischen romanischen und anderen Literaturen.

Dritter Teil: Grenzwissenschaften. III

Volkskunde.

Historische Geographie und Ethnographie.

Romanische Kulturgeschichte.

Romanische Kunstgeschichte.

Seite

Vierter Teil: Unterricht in den Romanischen Sprachen und Literaturen. IV

A. An Universitäten.

Redigiert von Karl Vollmöller.

B. An den technischen Hochschulen des Deutschen Reiches.

C. An den deutschen Handelshochschulen.

D. An höheren Lehranstalten (einschliesslich Selbstunterricht).

I. Unterricht in der französischen Sprache.

1. Allgemeines.

2. Lehrweise.

3. Hilfsmittel für den französischen Unterricht.

II. Unterricht in der italienischen Sprache.

III. Unterricht in der spanischen Sprache.

I.

Einleitung.

Geschichte, Enzyklopädie und Methodologie der romanischen Philologie. 1906 von E. Stengel s. Bd. IX, S. I 1 ff.

Erster Teil. Sprachwissenschaft.

Sprachphilosophie, allgemeine und indogermanische Sprachwissenschaft (mit indogermanischer Kulturwissenschaft). 1905—1907

(nebst Nachträgen zu 1902. 1903).

Francesco Zambaldi: I nomi di Persona, Atti del Reale Istituto Veneto di Scienze, Lettere ed Arti, anno academico 1901—1902, Tomo LXI, Parte seconda, p. 247—272. — Die Personennamen waren im Anfang Gattungsnamen. Sie unterscheiden sich noch heute z. B. von geographischen Namen durch ihre Fähigkeit viele Personen zu bezeichnen; während andere Bezeichnungen verschwinden, wenn die Verhältnisse sich ändern, werden sie durch geschichtliche, gesellschaftliche, religiöse Gründe länger erhalten und während bei jenen eine gewisse Beziehung zwischen Wort und Bedeutung obwaltet, findet bei letzteren freie Wahl statt. Endlich sind im Italienischen neun Zehntel der gewöhnlichen Nomina einheimisch, dagegen drei Viertel der Eigennamen ausländisch. Sie bilden so ein wichtiges Stück Kulturgeschichte. Die erste Eigennamenetymologie findet sich schon in der Odyssee XIX, 407, aber eine methodische Sammlung und Bearbeitung beginnt erst mit Fick und Förstemann. Das Bedürfnis nach Eigennamen ist so alt wie das Menschengeschlecht, wogegen Tiere und Pflanzen meist mit Gattungsnamen belegt werden. Zunächst begnügte man sich mit einem Namen: bei Germanen und Griechen finden wir je etwa 7000. Doch tritt bald eine patronymische Bezeichnung in Form eines Adjektivs oder Genitivs hinzu. *Achilleus, des Peleus Sohn*

oder der *Pelide.* Auch in Rom haben wir etwa *Romulus* und dann *Numa Pompilius*, später (bes. seit der Lex Julia) *Gajus Julius Caesar*, wozu noch *Octavianus* tritt. Bald begann eine Verschiebung: nicht wenige Geschlechtsnamen wurden Vornamen und umgekehrt, Beinamen und Übernahmen aber Geschlechtsnamen. Seit der christlichen Zeit verschwinden die letzteren, so dass sich Vor- und Zuname unmittelbar aneinanderschliessen. Später kehrte man wieder zur Einnamigkeit zurück. Schon im 3. Jahrhundert beginnen die Vornamen zu verschwinden und im Mittelalter gebraucht man besonders die Zunamen. Mit dem 9. und 10. Jahrhundert setzt allmählich die Neigung zum Aufkommen der Familiennamen ein. — Bei den Alten waren die Namen lange Zeit durchaus einheimisch, umgekehrt ist es bei den neuzeitlichen Völkern, zumal in Italien, wo ein buntes Gemisch herrscht. Die Scheide beider Zeiten bildet das Christentum und das Einströmen der Barbaren: jenes brachte vor allem die Namen von Heiligen und Märtyrern, dieses die germanischen Namen in der herrschenden Rasse und Klasse. Hierauf machten sich die Einflüsse der neueren Zeiten geltend: Orientalische Kultur, bretonischer und karolingischer Sagenkreis, spanische Herrschaft, europäische Literatur u. s. w. wirkten mit: heute sind unter 100 Namen in Italien 27 griechische, 24 germanische, 9—10 hebräische, wenig keltische, slavische, arabische, punische oder dunkle. Die einzelnen Gattungen angehend, so können die Eigennamen prädikativ sein (*Angelo*, *Fedele*, *Costante* u. s. w.), wobei die Richtung entschieden wurde durch die Anlage jedes Stammes; so war die Anzahl beschränkt. Die Bestandteile waren vertauschbar (*Nico-demo* und *Demo-nico*); dazu treten die Kose- oder Kurzformen (*Frida* für *Fride-rica*). Vielleicht waren auch die italischen Namen im Anfang zweistämmig, später dagegen treten sie durch ihre ausgesprochene Einstämmigkeit in auffallenden Gegensatz zu denen der übrigen indogerm. Sprachen: *Publicola* war kein Name, sondern ein Zuname, *Aëno-barbus*, *Crassi-pēs* Übernamen. Eher kommen *Dies-piter, Jup-piter, Mars-piter* in Betracht. Vielleicht sind *Lucius* und *Fufius* Abkürzungen, auf welche möglicherweise auch *Ennia* neben *Annia*, *Nunnia* neben *Nonnia, Gellia* neben *Gallus* hinweisen (vgl. *Per-enna*), doch ist das alles recht unsicher. Eher noch möchte man denken an Juppiter, *Imbricitor,* Juno *Viri-placa,* Venus *Verti-cordia,* Diana *Luci-fera,* Luna *Nocti-luca*, so dass *Caelius* gehören mag zu *Caeli-gena, Ignius* zu *Igni-gena;* spät sind *Boni-fatius* und *Deo-datus* (überdies scheinen sie mir untrüglich zu beweisen, dass wir es hierbei mit einer Nachahmung des Griechischen zu tun haben!). — Was die Form der Eigennamen betrifft, so sind sie in 30, 50, ja 90 Abweichungen überliefert: Laune, Schwanken der Schreibung u. s. w. spielen eine grosse Rolle. Manche, die einfach scheinen (*Agata*), sind in Wahrheit verkürzt (vgl. *Pant-agathos*), manche doppelstämmige ergeben keinen befriedigenden Sinn mehr wegen der Verkoppelung von Bestandteilen aus zwei Namen (etwa des Vaters und der Mutter (*Hilde-gund*). Auch liegen Täuschungen nahe: so kann *Regina* allerdings „Königin“ heissen, es kann aber auch zu *Reginaldo* gehören. Man kann unterscheiden zwischen solchen Namen, welche die Eltern verstehen und solchen, die sie nicht verstehen; letztere sind gern Wunschnamen: *nomen, omen!* So *Immanuel, Hannibal; Teodoro,*

Apollonio, Atenaide; nach göttlichen Attributen *Policarpo, Salvatore, Assunta,* gern auch nach niederen Wesen wie *Satiro, Musa* oder Heroen wie *Ettore;* germ. *Godebald, Godalind, Irmengard, Alberich;* ind. *Devadatta, Agnidatta.* Die Zuneigung erzeugt Worte wie *Agapito, Desiderata, Abigaille;* der Segenswunsch ergibt etwa *Bonaventura, Fausto, Eutichio, Allegra, Eufrosine,* der Friedensgruss *Salome, Salomone, Ireneo, Federico, Manfredo;* das Streben nach Ansehen *Egle* [Αἴγλη], *Fulgenzio, Anna;* die Hoffnung auf Güte *Bona, Agata;* auf Frömmigkeit *Pio, Eusebio;* auf Reinheit *Agnese, Innocente;* auf Klugheit *Sofia, Medea, Reginaldo, Bertrada, Ugo;* auf Erfahrung *Aldo* u. s. w. u. s. w., besonders geehrt ist in naturwüchsigen Zuständen die Tapferkeit: *Alessandro, Andromaca, Niceforo, Veronica; Adimaro, Ruggiero, Edvige* (Hedwig), *Corrado* u. s. f. Auch Einfluss (*Demostene, Teodorico*), Ruhm (*Pericle, Lodovico, Ladislao*), Adel und Besitz (*Eugenio, Cunimondo, Adelgonda; Autari, Otilia, Polibio*) sind beliebt. Übertragen sind z. B. *Gemma, Diamante, Margherita, Viola.* Bei Tieren konnte mithineinspielen ihre Beziehung auf Götter: *Agilulfo, Rabano, Everardo, Arnolfo, Drakon, Ophion, Teodelinda;* selten *Melissa, Frine, Aphye, Trigle.* Im Indischen finden wir ähnliches. Eine Statistik für die lat. Namen ergibt, dass etwa 64 unerklärbar sind und dass von 2500 *Lucius* 535, *Gaius* 527, *Marcus* 404, *Quintus* 241, *Publius* 224, *Gnaeus* 110, *Aulus* 99, *Titus* 82, *Sextus* 57, *Manius* 30mal vorkommt; 180 verteilen sich noch auf 32 andre. Gern wird die Zeit der Geburt bezeichnet oder die Zahl der Kinder. Doch heisst Ciceros einziger Bruder *Quintus.* Gegenüber dem Flug der Phantasie bei den anderen indogerm. Völkern erscheint die römische Seele nüchtern und eng mit ihrer Hinneigung zu Zahlen, Gebrechen, Gewohnheiten, Berufen, Stoffen u. s. w., auch einige Part. Präs. und Perf. sind darunter. Die Geschlechtsnamen reichen zum Teil weiter zurück und sind schwerer zu erklären; durchsichtiger sind wieder die auf *-ius.* Religiöse, politische, gemütliche, literarische Motive führen zu ständiger Fortbildung der Namen; dazu tritt die fortschreitende lautliche Umgestaltung. Man konnte eigene Namen der fremden Sprache anpassen oder umgekehrt oder zur Übersetzung greifen; vgl. *Joseph-Guiseppe, Suryadatta-Eliodoro, Zeus-Juppiter* u. s. w. Auch hybride Formen entstehen wie *Cassiodoro, Christchildi.* So zeigt sich die hohe kulturgeschichtliche Bedeutung des Namen: wie weit war doch schon die sanfte Gattin des Hektor entfernt von dem kriegerischen Zeitalter, da *Andromaca* noch seinen vollen kriegerischen Zauber hatte. „Perciò raccogliere tutti i nomi usati in Italia dall' antichità ai tempi nostri, indagarne le origini, i significati, i tempi, i luoghi, le classi sociali da cui furono postati, sarebbe fornire nuovi e pregevoli elementi alla storia della nostra patria", und fügen wir hinzu, der Sprache: in diesen Namen steckt eine Unmasse ununterbrochner mündlicher Ueberlieferung über die Aussprache von Lauten längst verklungener Sprachen, deren Wert durch die Lautsubstitution zwar eingeengt, aber durchaus nicht aufgehoben wird. Zambaldis Arbeit bringt wenig Neues, fasst aber das bisher Erforschte in einem stoffreichen und sorgfältigen Überblick handlich zusammen.

Jakob Gerzon, Dr. phil.: Die jüdisch-deutsche Sprache. Eine grammatisch-lexikalische Untersuchung ihres deutschen

Grundbestandes, Frankfurt a. M., J. Kauffmann 1902, 133 S. 8°, 2,50 Mk. — Das Judendeutsch der Juden in Osteuropa verdient eine Erforschung so gut wie jede in ihrer Versprengtheit lehrreiche Mundart. Es ist fälschlich von den Christen verachtet und wegen seiner Schwierigkeit, die schon in der Schrift mit hebräischen Buchstaben beruht, beiseite gesetzt. Sprachwissenschaftlich behandelt wurde es zuerst von Landau (1896). Die deutschsprechenden Juden sind vom 14. Jahrhundert an in die slavischen Länder ausgewandert und zwar weist der über das ganze Gebiet hin sehr gleichartige Konsonantismus mit seiner nur anlautenden Verschiebung von *p* zu *f* (im Inlaut nur nach *l* und *r* — doch *karpen!*) auf Ostmitteldeutschland (Thüringen, Obersachsen, Schlesien) als Ausgangsländer hin. Das Judendeutsch muss von dem sonst damals in Deutschland üblichen ausser in hebr. Kultwörtern nur ganz unerheblich abgewichen sein, hat dann aber bald slavische Einflüsse erfahren. Doch ist auch heute noch das Gepräge deutsch, vor allem in der Betonung auf der ersten Silbe (פָּנִים gesprochen *pónim*) und in den Endungen, vgl. das Verkleinerungswort pénimel. Es zerfällt in zwei Hauptgebiete, das polnische und litauische, und diese selbst zeigen wieder dialektische Besonderheiten, besonders im Vokalismus und in der Aussprache des š als s in manchen Teilen Litauens. — Die jüdisch-deutsche Literatur, die mancherlei Schwankungen erfahren, ist nicht arm an Erzeugnissen aller Gattungen; germanistisch von besonderem Werte sind die alten religiösen Schriften und die noch im 17. und 18. Jahrhundert blühenden weltlichen Dichtungen von König Artus, Dietrich von Bern, Floris und Blancheflur, sowie die aus Tausend und eine Nacht, die allen Anfeindungen der Rabbiner zum Trotz bis ins 19. Jahrhundert fortgeblüht haben. Der Verfasser gibt im Anschluss an diese allgemeinen Bemerkungen eine Lautlehre, eine Syntax, ein (sehr schätzbares) Wörterverzeichnis und endlich eine lehrreiche Sprachprobe. Seine Abhandlung ist mit guter Methode durchgeführt und gibt Antwort auf eine Frage von allgemeinerer Bedeutung.

F. Tetzner: Geschichte eines Wortes, Nord und Süd, Bd. 131 (1905), S. 257—263. — „Es entstehen fortwährend neue Stammworte, hervorgerufen durch Scherz, Lautmalerei, Anlehnung, Neuschöpfung." Das Deutsche hat aus dem Idg. kaum 300 Stammworte gerettet. Darunter gehören besonders die Zahlwörter, z. B. das für 10. Bei Wulfila hat sich neben *taihun* schon *tigus* („-zig" = *Zehner*) entwickelt. Im übrigen spielt die zehn erst seit dem Eindringen der südlichen Kultur eine grössere Rolle, besonders infolge der Einrichtung des Kirchenzehnten (ursprüngl. *decemo*); der *decimarius* hiess auch *dessmer*, *tessmer*. Daneben haben wir eine zweite Entlehnung in ahd. *tehmôn* (= *decimâre*), mhd. *dehem*, *degme*, *dechtuom*, *deheme*, nhd. Dehme, Dieme, Dom; hierher gehören Techmer, Demme, Diemer, Dehmel; ndd. Tegetmeier, Tegethof, Tegetland, Tegetkammer. *Decanus* aber wurde zu Dekan, Dechant, franz. *doyen*. Oberdeutsch ist besonders der *Zehend*, der *Zehnder*, z. B. in der Verbindung *Chostencer giwegis*, woraus nebenbei folgt, dass die Form *Kostnitz* für *Konstanz* nicht erst tschechisch ist. Eine vierte Reihe beginnt mit dem Dezimalsystem. Die Familiennamen sitzen, da sie erst nach Abschluss der

Siedlungszeit aufgekommen sind, in den verschiedenen Teilen Deutschlands recht fest: *Zehnder* u. a. im Süden, Deget- im Nordwesten; Tetzner in Sachsen; Tetzmer jetzt in Westpreussen und Brandenburg. Die Zuteilung besonderer Bedeutungen an die einzelnen Formen ist kaum möglich.

Vto Emilio Brigida, dottore in lettere e in filosofia (direttore del Regio Ginnasio di Savigliano): La Ginnastica educativa nel mondo Greco, studio pedagogico-filosofico. Forli 1903, Tipografia di Danesi, XIV, 145 S. Die Schrift zeugt von lebendiger Begeisterung für ihren Gegenstand und von dem Bestreben, ihn in den grossen Rahmen der gesamten griechischen Kulturentwicklung von Homer an hineinzustellen. Sie behandelt ihn mit philosophischer Weite des Blicks und vom Standpunkt der neueren Evolutionstheorie sowie der heutigen Gesellschaftslehre aus in flüssiger und anziehender Darstellung, die jedoch der Versuchung nicht entgeht, manches herbeizuziehen, was doch nur in loserem Zusammenhang mit dem Thema steht, und die auch Wiederholungen zu wenig vermeidet. M. E. wäre zu wünschen gewesen, dass Verf. an dem Rassenproblem nicht so vollkommen vorübergegangen wäre, dessen Lösung erst die Beantwortung der Frage nach dem tiefsten und letzten Grunde der einzigartigen Entwicklung des griechischen Volkes und der *genialità greca* in sich schliesst und neuerdings durch W. Woltmann, Kiessling, Reibmayr, Fick u. a. eine erhebliche Förderung erfahren hat. Überhaupt wäre die Berücksichtigung der neueren Literatur wünschenswert: E. Curtius' klassizistische Auffassung des Hellenentums ist inzwischen von der historischen Betrachtungsweise aus dem Felde geschlagen worden und Lübkers Reallexikon des klass. Altertums ist ein Schulbuch, aber keine wissenschaftliche Quelle. Vergeblich sucht man nach Namen wie Busolt, Holm, Ed. Meyer, Beloch u. s. w. Selbst von Jak. Burckhardts Griechischer Kulturgeschichte hätte der Verfasser trotz ihrer unbezweifelbaren Mängel nicht Weniges lernen können; vor allem wäre er dann vor der Schönfärberei der *πόλις* bewahrt geblieben, über die Fustel de Coulanges' vor Jahrzehnten erschienenes, soeben ins deutsche übertragenes Buch das Beste gesagt und deren Werdegang J. Kaerst in der Einleitung zu seiner Geschichte des Hellenismus in kurzer Zusammenfassung trefflich dargestellt hat.

Ad. Deissmann: Die Hellenisierung des semitischen Monotheismus. Sonderabdruck aus den N. Jahrbb. für Klass. Altertum u. s. w. 1903, 161—177, Leipzig, B. G. Teubner. — In Übereinstimmung mit dem Grundgedanken früherer Veröffentlichungen, zumal seiner ‚Bibelstudien', führt der Verfasser zunächst aus, dass die Sprache der Septuaginta durchaus nicht, wie noch E. Schürer annahm, unter dem Begriff des „Judengriechischen" unterzubringen ist, wie wir etwa von einem „Judendeutsch" sprechen. Sehe man ab von okkasionellen Fällen der Übersetzersprache und mache man sich frei von dem falschen Vergleichungsmasstabe des klassischen Attisch, so zeige sich vielmehr das Griechische der Septuaginta in Wortwahl, Syntax, Rhythmik u. s. w. als ein Stück der allgemeinen *κοινή* und sie selbst ein zwar fremdländisches, aber doch griechisches Buch. Dasselbe gilt vom Inhalt: stets ist *Jahweh* und fast stets *Adonai* ersetzt durch *κύριος* und damit die semitische Bibel in eine Weltbibel umgewandelt; auch *Σαβαωϑ* verschwindet gegenüber *κύριος*

τῶν δυνάμεων oder *παντοκράτωρ* und *διαθήκη* erscheint als eine schöne Veredelung von *b'rith*. Endlich das jüdische Ritual wird auf die Heiden kaum sonderlich abstossend gewirkt haben. Die Hellenisierung des semitischen Monotheismus, die in der LXX zugleich einen Ausdruck und einen Träger gefunden hat, ist von grosser kulturhistorischer Tragweite.

Ad. Hemme: Was muss der Gebildete vom Griechischen wissen? Eine allgemeine Erörterung der Frage nebst einem ausführlichen Verzeichnis der aus dem Griechischen entlehnten Fremd- und Lehnwörter der deutschen Sprache, 2. verm. u. verb. Aufl., Leipzig, Ed. Avenarius 1905, XXXII und 156 S. 4⁰, geb. 3,75 Mk. Hemme meint, der griechische Unterricht in unseren Schulen werde über kurz oder lang fallen, nicht dagegen aufhören werde sobald die Bedeutung des Griechischen für unsere Kultur wegen der vielen geschichtlichen Beziehungen, die uns mit dem Hellenentum verbinden, und wegen der zahlreichen Fortwirkungen der alten Sprache besonders in unserer wissenschaftlichen Terminologie. Darum gibt er das Notwendigste aus Laut-, Formen- und Wortbildungslehre und schliesst hieran ein ausführliches Wörterbuch an, in dem zuerst allemal das griechische Grundwort steht und darauf die Ableitungen folgen und zwar keineswegs bloss die alten, sondern ganz besonders auch die modernen, z. B. die für den Kenner des klassischen Gebrauchs zum grössten Teil unverständlichen Ausdrücke der Medizin. Das Buch ist mit Sachkunde, Sorgfalt und Geschick zusammengestellt und wird seinen Zweck praktische Kenntnis des Griechischen in den Kreisen zu verbreiten, die sie brauchen, gut erfüllen; es entspricht einem tatsächlichen Bedürfnisse der Zeit.

Ernst Hora, Professor: Der Komparativ, ein neuer Deutungsversuch. XXXVII. Jahresbericht des Kaiser Franz Joseph-Staatsgymnasiums zu Freistadt in Oberösterreich 1907. Die griechische Lehre, der Komparativ bezeichne eine steigernde Vergleichung, lässt manche Erscheinungen unerklärt, z. B. ein älterer Herr, der doch jünger ist als ein alter Herr! Seit 2000 Jahren müht man sich mit der Erklärung ab, von Varro, der den *comparativus per imminutionem* erfunden hat, bis heute, wobei Sanctius besonders mit der Ellipse wirtschaftet: *infirmior* = *solito infirmior* u. s. f. Ähnliches findet man bis zur Gegenwart. Allein das Unterscheidende des Komparativs beruht in erster Linie gar nicht auf der Vergleichung. Der Positiv kann eine solche ebensogut enthalten, z. B. in „Canis parvus est ad elephantum". Auch die noch von Lobeck für *θᾶσσον* beigezogene Enallage hilft nicht weiter, wie schon G. Hermann nachgewiesen hat. Ferner der „Schwund der Komparativbedeutung" ist, u. a. bei Wölfflin, nur eine Verlegenheitsauskunft. Die indogermanische Sprachforschung hat gezeigt, dass *ἕτερος, ἡμέτερος, δεύτερος* hierhergehören, somit die Steigerung dahinfällt. Statt dessen trat nun der adversative Komparativ auf. Später sei zu dem einen niederen Grad ausdrückenden Komparativ der einen höheren Grad in sich bergende Positiv getreten. Noch später habe dann der Komparativ die Steigerung angenommen. Aber soll wirklich die verwickeltere Form der einfacheren vorangehen, enthält der Positiv wirklich ein absolutes Attribut und wie wurde der adversative Komparativ steigernd? Demgegenüber schlägt Hora einen neuen Weg ein. Dabei geht er von räumlichen Bezeichnungen aus wie *uls*, *ultra*, *ultimus*

im Verhältnis zu *trans*: es heisst stets *paulo ultra*, nicht *trans aliquem locum*: dieses weist auf ein subjektiv beschränktes Gebiet an der Grenzscheide, jenes auf ein unbestimmtes Jenseits überhaupt hin. Ähnlich steht es mit *cis-citra*; *in-intra*; *ex-extra*; *sub-intra*; *super-supra* d. h.: die komparativische Form ist an Umfang den anderen Graden überlegen, steht ihnen aber an Bestimmtheit nach. So umfasst *οἱ πρεσβύτεροι* als „absoluter Komparativ" sowohl die *πρεσβῦται* als die *πρεσβύτατοι*, es ist die allgemeinste Bezeichnung für „alt". So bedeutet *reliqui iustiores* „der Rest mit mehr oder minder rechtlichen Anschauungen"; *munitiores* „die mehr oder weniger gesicherten"; entsprechend kollektiv *ἀγρότεραι αἶγες, θηλύτεραι γυναῖκες*, ocius incubuere omnes u. a. m. Hierher sodann *ἡμέτερος, ὑμέτερος, σφέτερος*: wäre die Gegensätzlichkeit entscheidend, so wäre sie nicht auf die Mehrzahl beschränkt. Frage ich *τί νέον*; so soll mir der andere etwas erzählen, was nach meiner Vorstellung neu ist; dagegen *τί νεώτερον*; legt den Begriff in seiner ganzen Breite vor, es ist taktvoller und passt besonders gut in den vornehmen Plauderton platonischer Gespräche. Fein ist auch der Gebrauch, wonach man sagte te certiorem facio, aber fac me certum, was schon Sanctius auf die *Romana urbanitas* zurückführte. So ist *ῥίγιον* „recht schmerzlich", *ἵππος παλαίτερος* „ältlich, schon etwas alt"; matertera „eine Mutter im weitesten Sinn", „Tante". Wenn wir *senior* wiedergeben mit „hochbetagt", so erschliessen wir die Gradbezeichnung aus dem Zusammenhang. clamorem maiorem edidit will skeptisch sagen „er stiess einen weiss Gott wie lauten Schrei aus". Bei polarem Ausdruck sind nur Komparative geeignet, einen Gesamtbegriff ohne Rest in eine umfassende Zweiheit aufzulösen, vgl. alteri-alteri, *οἱ ἕτεροι-οἱ ἕτεροι*; daher die Vorliebe der klassischen Syntax für ihn in solchen Fällen!

Der absolute Komparativ wird zum relativen durch Hinzufügung eines verglichenen Gegenstandes: „Diese Stange ist recht lang (longior) gerechnet von jener aus" (illâ). Dieses Übertreffen einem absoluten Positiv gegenüber liegt aber nicht in der Form, sondern in der Gestaltung des Vergleichs, siehe den Positiv mit ad, ante, prae, pro; *ἀντί, πρός, παρὰ, ἐπί, gegenüber* u. s. f. in demselben Sinn und auch *χέρηα* ist ein Positiv und kein Komparativ, vgl. auch Plaut. Rud. 1114 „tacitast *bona* mulier semper quam loquens" „gut im Vergleich zu", trotzdem zog man den Komparativ vor, weil er in seiner Unbestimmtheit ein Übertreffen ohne Rücksicht auf die Grösse des Unterschiedes bezeichnen und ausserdem genaue Massangaben zu sich nehmen konnte: „quinque pedibus altior". Gegen die bisherige Anschauung spricht auch der Umstand, dass in einem Satze wie „ich bin älter als mein Bruder" der Komparativ dann adversativ sein soll, wenn der Bruder 10, aber steigernd (= *noch älter*), wenn er 70 Jahre alt ist. — Die Untersuchung ist scharfsinnig und in der Kritik treffend: allein es bleibt zweifelhaft, ob sie die volle Lösung des Problems enthält, u. a. deshalb, weil sie eine ungenügende Antwort auf die Frage gibt, warum der Komparativ nun eben doch tatsächlich der fast alleinige Ausdruck des Steigerungsverhältnisses geworden ist.

Karl Vossler: Sprache als Schöpfung und Entwicklung. Heidelberg 1905. C. Winter VII, 154 S, kl. 8°, 4 Mk. — In dem H. Morf zugeeigneten kleinen Buch haben wir die förmliche Absage nicht bloss an

die mechanische, sondern auch an die rein entwicklungstheoretische Betrachtung von Welt und Sprache, an Stelle deren mit Nachdruck die ästhetisch-stilistische gesetzt wird. Dem modernen, besonders von W. Wundt vertretenen Voluntarismus wird vorgeworfen, dass er stets zum Relativismus und Skeptizismus führen müsse; nur im Intellekt, in der Erkenntnis erhebe sich der Mensch zum Absoluten. In einer spekulativen Deduktion von Hegelscher Kühnheit werden Gedanken dargelegt, wie der, es gebe weder Natur- noch Lautgesetze noch Entwicklung. Der Begriff der letzteren sei eine alogische Willkürkonstruktion; auch „ist die sogen. Naturphilosophie ein lächerlicher Purzelbaum des Geistes". Selbst die Mathematik ist noch nicht eine Anschauung; diese haben wir erst in der Kunst. Diese fällt zusammen mit der theoretischen Geschichte, während die Historie soviel ist als theoretisch-praktische Geschichte; endlich die Entwicklungsgeschichte arbeitet bewusst mit dem Zweckbegriff. Die Sprache als Kunst ist zunächst individuelle Schöpfung, sie hat als solche keine Entwicklung und wird immer von neuem erzeugt; sie ist demnach soweit rein ästhetisch zu betrachten. Wenn sich der Verfasser hierbei vornehmlich auf B. Croce beruft, so sei es gestattet hinzuweisen ausserdem auf die schönen Intentions von Oskar Wilde, der S. 102 sagt: There is no art where there is no style and no style where there is no unity, and unity is of the individual ... The longer one studies life and literature, the more strongly one feels that behind everything that is wonderful stands the individual". Sobald dagegen die Sprache zum Mittel des Verkehrs der vielen untereinander wird, verfällt sie der Entwicklung. Die Sprachwissenschaft bedarf der Psychologie nicht, sondern nur umgekehrt, weil Logik und Ästhetik selbst nicht psychologisch zu begründen sind. Die experimentellen Untersuchungen über den Gang der Assoziationen z. B. von Thumb sind notwendigerweise ergebnislos, weil die von ihm vorausgesetzte vollkommen gleichmässige „Konstellation des Bewusstseins" nur der Tod sein kann und weil es gesetzmässig notwendige Assoziationen gar nicht gibt.

Die Psychologie verhält sich zur Sprachgeschichte wie die Wetterfahne zum Winde, die Analogie ist viel zu fein, um sich in den groben Maschen des psychologischen Experiments fangen zu lassen; sie beginnt auch keineswegs erst da, wo der gesetzliche Lautwandel aufhört, sondern reicht sehr viel weiter: so wird *au* im Französischen immer wieder von neuem zu *o* und *u* zu *ü* und in italienisch *castro* hat die Analogie genau zu demselben Ergebnis geführt wie der Lautwandel. Auch das ist kein unterscheidendes Merkmal, dass die erstere sprunghaft, der letztere aber gleitend wäre; denn es sind (trotz Eugen Herzog) auch bei ihm Sprünge zu beobachten: das französische Zungen-*r* ist nicht durch allmähliche Überleitung zum Zäpfchen-*r* geworden und das phonetische Experiment beweist hiervon nur die Möglichkeit, nicht aber die Tatsächlichkeit. Vielmehr hat die bei den anderen Lauten feststellbare Pariser Neigung, die Hervorbringung der vorderen Laute immer mehr nach hinten zu verschieben, eine fortwährend gesteigerte Spannung zwischen der Mehrzahl der übrigen Artikulationen und der des allein auf seinem vereinsamten Vorposten zurückgebliebenen *r* herbeigeführt, die dann durch einen plötzlichen Sprung auf einmal aufgehoben wurde. Es ist ähnlich wie bei

einem Felsblock, dessen Umgebung sich allerdings graduell lockern mag, der dann aber mit einem einmaligen Ruck in die Tiefe saust. Andererseits aber fehlt es auch wieder nicht an stufenweise verlaufender Analogie, wie sich an den singularischen Präsensformen von *cueillir* im Altfranzösischen zeigen lässt oder an der Geschichte der französischen Incohativ-flexion; *nourissons, nourissez* ruhen sogar auf zwei Stufenfolgen von einander in der Richtung entgegengesetzten Analogien. Schliesslich ist jeder Lautwandel, sobald er zur Tatsache wird, ein kleiner Sprung, und jede Analogie, solange sie noch in Vorbereitung schwebt, eine verborgene Stufenfolge. Auch wirkt die Analogie nicht bloss sporadisch: z. B. die Endbetonung im Französischen ergreift alle Wörter mit derselben Erbarmungslosigkeit, seien sie fremd oder einheimisch und ebenso ist die tyrannische Herrschaft des Satzakzents über den Wortakzent zu verstehen, wodurch vermutlich auch ital. *paréte*, volkslatein. *tenébrae* u. s. w. zu erklären sind. Umgekehrt haben wir wieder sporadischen Lautwandel, so wenn *lermes* zu *larmes, herlequin* zu *harlequin* wird, dagegen *ferme, merlette* bleibt.

Neuerdings hat nochmals wie einst H. Osthoff Eug. Herzog versucht, den Lautwandel aus physiologischem, die Analogie aber aus psychologischem Ursprung zu erklären. Er stellt fest, dass sich beim mechanischen Lautwandel keine wirklich verschiedenen Arten (bedingter und unbedingter Lautwandel, Brechung, Epenthese, Assimilation u. s. w.) auseinanderhalten lassen, sondern dass sie alle gleichermassen auf artikulatorische Verschiebungen zurückgehen. Dagegen sei die Analogie kein räumlicher, sondern ein abstrakt psychischer Vorgang, der immer erst herangezogen werden dürfe, wenn die mechanische Erklärung versage. Dem gegenüber betont Vossler, dass die Sprache physisch (mechanisch, akustisch, phonetisch) überhaupt nicht zu verstehen sei: artikulierter und unartikulierter Laut sind so gar nicht auseinanderzukennen! Artikulieren ist schon eine seelische Tätigkeit (so im Wut- und Freudegeheul der Tiere). Auszugehen ist also nicht mit Wechssler vom Laut, sondern vom Sinn, denn der Geist ist der einzige, wenn auch noch so unerklärbare Punkt unseres Seins und Denkens. Somit kann es in der Sprache etwas rein Mechanisches überhaupt nicht geben. Von Herzogs zwei Arten der Metathese, der mechanisch-psychisch-analogischen (*formaticum* $<$ *fromage*) und der rein mechanischen (*dentro* $>$ *drento*) ist in Wahrheit auch die zweite psychisch-analogisch, insofern die dabei mitwirkende Beschleunigung oder Verzögerung des Redetempos vom stilistischen Zusammenhang der Rede abhängt und überdies die individuell entstandene Allegroform *per analogiam* zur Lentoform geworden ist. So ist der „mechanische" Lautwandel durch und durch psychisch bedingt, ja das Gesetzmässige an ihm ist die Analogie. Der Klang, das Geräusch ist nur äusserlich und unwesentlich. Vielmehr bleiben uns schliesslich zwei psychische Tätigkeiten: eine schöpfende und eine entwickelnde (Analogie), — Den Lautwandel führt Wundt zurück auf Klima, Rassenmischung, Kulturveränderung, wozu E. Herzog noch die Geschlechterabfolge gesellt. Aber all diese Ursachen sind einseitig betont und führen ins Unendliche. In Wahrheit wechseln die Laute einer Sprache unaufhörlich

selbst von Individuum zu Individuum und Sekunde zu Sekunde; in dem dreimaligen *Amor* der Francesca tut sich eine ganze Stufenleiter der Gefühle auf, wir haben darin nicht ein Wort, sondern eine ganze Seelengeschichte. Nur in der Grammatik und im Lexikon haben wir dieselben Wörter, in der Sprache aber ewig wechselnde Worte. Alles Sprechen ist Lautwandel, Lautgesetze kann es bei solcher Überfülle des Individuellen überhaupt gar nicht geben, weil es eben an der Voraussetzung der Gleichartigkeit der Bedingungen fehlt. Nicht das Klima, die Rasse, die Kultur, die Geschlechterabfolge ändert die Laute, sondern der Sinn. Es sind in letzter Linie stilistisch-ästhetische Kräfte, welche die Spaltung in Dialekte bewirken. Es folgt nun eine tiefgründige Auseinandersetzung über das schwerste Rätsel aller geschichtlichen Betrachtung, das des Verhältnisses von Generellem und Individuellem. Bei der ungeheuren Variabilität unserer Laute ist deren Zahl unendlich; aber ihre Abweichungen sind nicht physiologisch zu verstehen als eine Summierung von minimalen Abirrungen unserer Sprechwerkzeuge, so wenig wie der Druck eines Buches als eine Summierung kleinster Druckfehler, sondern nur als Ausfluss des in ihnen wirksamen Geistes. Lautwandel ist also die Summe der unendlichen und individuellen Variationen des phonetischen Phänomens der Sprache, aber nur, insofern sie durch die anschauende Tätigkeit unseres Intuitionsvermögens verursacht und darauf wieder als auf seine regelnde Kraft zurückbezogen werden kann. Demnach entsteht Lautwandel nur bei Anschauungswandel, wofür der unendlich fein nuancierte Vortrag eines guten Deklamators der beste Beweis ist. „Lautliche Verkörperung der Seele, das ist Lautwandel, und zwar Lautwandel als Sprachschöpfung". Als solche ist er dauer- und ausdehnungslos, dem Punkte gleichend, und zwar bewusst wie alles Geistige: nur als Entwicklung ist er unbewusst (*l'évolution phonétique est* **inconsciente**, Nyrop). Alle Lautgesetze (z. B. das der germanischen Verschiebung) können nur entwicklungsgeschichtlich, nicht aber ästhetisch (psychologisch) erklärt werden; denn sie enthalten nur das Bedingte, nicht das Freie. Sie binden den ästhetischen Menschen nur.

Sämtliche völkerpsychologische Erklärungen der Laute helfen gar nichts; denn es ist nicht der Naturlaut, der sich der Sprache, sondern die Sprache, die sich des Naturlauts bemächtigt. Wundt treibt Anthropologie, nicht Linguistik. Im nächsten Kapitel wird an einer Reihe von einzelnen Beispielen aus deutschen, französischen und italienischen Klassikern nachgewiesen, dass man sich ganz und gar in den Geist eines Kunstwerks versetzen muss, um es richtig vorzutragen. Dabei kann der Schauspieler vom Dichter abweichen, denn im Augenblicke der Darstellung gibt es nur einen Künstler, den Mimen. Dieser ist nicht der Testamentsvollstrecker des Dichters, sondern der Dichter selbst. Er steht (z. B. in der Wiedergabe des stummen französischen *e* oder in der Synalöphe oder im metrischen Rhythmus) zu diesem wie der Übersetzer zu seinem Original. Alle Übersetzung ist Neuschaffung unter veränderten Bedingungen. Kunst und Treue geraten dabei meist in ein gegensätzliches Verhältnis. Der Lautwandel als Schöpfung läuft hinaus auf Akzentwandel und Lautlehre auf

Akzentlehre: Tempo, Stimmlage, Stumpfheit oder Geschnittenheit des Tones u. s. w. sind hier entscheidend, rein mechanische Faktoren ganz unzulänglich. Dann aber weist auch die Akzentlehre noch weiter zurück, nämlich hinein in die Stillehre, d. h. die Lehre von der Anordnung der Sätze, und dabei ergibt sich eine doppelte Individualität: erstens die des Kunstwerks und zweitens die des Künstlers. An Lafontaines *Le Corbeau et le renard* gibt sodann Vossler eine durchgeführte Stilanalyse, die als Muster feinsinniger Interpretation bezeichnet werden muss und in eine kongeniale Vergleichung des Franzosen mit Ariost ausmündet, wobei die Auffassung Taines bekämpft wird, dass der *esprit gaulois* sich aus Klima, Rasse u. a. restlos ableiten lasse.

Die Wissenschaft von der Sprache als Schöpfung kann somit zu Gesetzen nicht gelangen, sondern muss sich mit der Erkenntnis des Individuellen begnügen. Sprache als Entwicklung aber kann nicht mit Hilfe des Wundtschen Begriffs der Völkerpsychologie studiert werden, denn dieser ist empirisch überflüssig und erkenntnistheoretisch falsch. Das letztere, weil es ein rein mechanisches Geschehen im Seelischen nicht gibt, sondern alle Wechselwirkung hier zugleich Entwicklungsgeschichte ist. Denn die Geisteswissenschaft setzt überall den Begriff der Entelechie voraus. Was die Analogie anlangt, so ist sie eine psychische Machtfrage: die häufigeren Formen ziehen die seltneren nach sich. L. Gauchat hat kürzlich in Charmey exakt nachgewiesen, dass selbst der Dialekt eines ganz weltfernen Dorfs ganz und gar individuell ist: „L'unité du patois . . . est nulle". Der Unterschied zwischen älterer und jüngerer Generation ist grösser als der von Dorf zu Dorf. Das Gemeinsame der Sprache ist nicht aus Wechselwirkung zu erklären, sondern aus der Gleichartigkeit des seelischen Untergrundes. So bleibt nur noch die ästhetisch-evolutionistische Formulierung: das Besondere ist Schöpfung, das Gemeinsame Entwicklung. Um die „Gesetze" aber braucht sich der Sprachforscher keinen Deut zu kümmern und Psychologie ist eine Afterwissenschaft, zusammengebraut aus Erkenntnistheorie und Physiologie. Als Schöpfung fängt die Sprache jedesmal von neuem an, so oft ein Individuum seine Organe bewegt, als Entwicklung dauert sie fort, wie am Ende auch Wundt, ein „erdgeborener Riese", erkannt hat. Wie Rozwadowski gezeigt hat, ist jedes wirkliche Wort (*Tischler*) zweigliedrig, insofern neben einer dominierenden Vorstellung (*Tisch*) noch eine relativ dominierende in ihm steckt (das Suffix *ler* = *macher*), wobei sich zu der Analyse noch die Synthese zur Einheit gesellt. Auch die Interjektion ist als Reflexlaut zwar eingliedrig, als Sprechlaut aber — durch die Beziehung auf einen Gegenstand — zweigliedrig; denn die Zweigliedrigkeit gehört zum Wesen der Sprache. Das Material wird ihr geliefert durch die analogiebildende Tätigkeit. Diese drückt sich aus in Lauttendenzen (richtiger als „Lautgesetzen"), welche die Massen, besonders des niedrigen Volkes, umspannen, während der Lautwandel als Schöpfung stets individuell und aristokratisch ist; während für ihn nur die erlesensten Sprachkünstler in Betracht kommen, steigt der Lautwandel als Entwicklung zur Sprachplebs herab und wird am besten studiert an unliterarischen Dialekten. Dies wird im einzelnen ausgeführt an französischen Beispielen, der Diphthongierung des geschlossenen *e* in betonter freier Silbe zu *ei* und

oi und die des *o* zu *ou* und *eu*. Dabei wird versucht, den Einfluss eines keltischen Substrats abzuschätzen und zwar weniger auf paläontologischem als biologischem Wege. In der ersten altfranzösischen Periode ist Längung des Akzentes und ihr untergeordnet Vorwärtsbewegung der Artikulationsstelle anzunehmen, während in der zweiten Periode Rückwärtsbewegungen überwiegen. Die Monophthongierungen scheinen nicht in Haupt-, sondern in vortoniger Silbe begonnen zu haben, indem der Satzakzent über den Wortakzent überwog und zwar dies wieder im Zusammenhang mit dem Übergang zur Hypotaxe aus der Parataxe: auch hier führen Stilistik und Satzbau zum Verständnis des Lautwandels; die Entwicklung von *ei* zu *oi* gehört hierher. Der zweigipflige Akzent trachtet mehrfache Konsonanz zu beseitigen, schafft aber durch Synkope wieder neue, die verstärkte Neigung zu ihm kam vom Keltischen, das sich mit dem Romanischen mischte. Die literarische Verfeinerung wirkte, wie immer, hier auf eine Verfeinerung der individuellen geistigen Unterschiede und auf eine Loslösung von den mechanischen und physiologischen Ausdrucksmitteln hin. So ist beim Urmenschen die Lautgestalt vielseitig und veränderlich, die Syntax arm und stereotyp, beim Kulturmenschen aber umgekehrt. In Frankreich erfolgte der Umschwung in dem höfischen 11. Jahrh. und die Entwicklung ist dann überaus rasch verlaufen.

Dieser Auszug zeigt, wie vielseitig und kühn der Inhalt von Vosslers Schrift ist. Man muss ihm Tiefe des Eindringens und Höhe des Flugs zusprechen und zweifellos besitzt er eine hervorragende Begabung für spekulative Behandlung der Probleme. Die scharfe Betonung des Geistigen in der Sprache ist, wenngleich nicht vollkommen neu, so doch dankenswert; er stellt sich damit in die erfreulicherweise immer grösser werdende Reihe derer, die dem mechanistisch-materialistischen Zuge der letzten fünfzig Jahre gegenüber die Eigengesetzlichkeit und das Recht des Organisch-Psychischen verfechten. Auch die Hervorhebung des ästhetisch-stilistischen Moments ist gewiss wohl angebracht; neben Croce hätte der Verfasser dabei noch verweisen können auf einen Spezialisten wie Gildersleeve (Problems p. 9ff.). Andererseits jedoch sind gewisse Schwächen nicht zu verkennen; abgesehen von einer auch für den philosophisch zu denken Gewohnten nicht angenehmen Schwerverständlichkeit verlässt er doch den Boden des Wirklichen oft gar zu sehr, ja er sagt selbst: „Es mag sein, dass diese Dinge dem empirischen Sprachforscher wie ein indisches Märchen anmuten.“ Am Ende ist die Sprache doch wesentlich meist ein Erzeugnis nicht bloss der Kunst, sondern auch der Not, dazu ist sie nur da voll entwickelt, wo sie dem Zwecke der Mitteilung entspricht, was sie selbst im Monolog tut. Dazu gesellt sich eine schillernde Unbestimmtheit im Gebrauche der grundlegenden Begriffe. Befremdend war mir der Hass gegen die Psychologie: mir scheint, dass Wundt trotz mancher Mängel im einzelnen doch im grossen und ganzen ungemein viel beigetragen hat zur Erfassung der Sprache als eines psychophysischen Sozialphänomens; ist sie überhaupt Ausdrucksbewegung, — und dies ist doch wohl unbestreitbar — so drückt sie eben etwas Seelisches aus, d. h. sie fällt unter die Psychologie. Ja, das Ästhetische lässt sich doch auch aus dieser nicht entfernen. Nachträglich sehe ich, dass O. Dittrich in einer mit der vollkommenen Sachbeherrschung des

Fachmanns geschriebenen Beurteilung in der ZRPh. 30 (1906) S. 472ff. ähnliche Einwände erhoben hat. Trotzdem bietet Vossler viele wertvolle Anregung.

Gegenüber Vosslers völliger Ablehnung aller Lautgesetze finden wir eine fast blinde Verehrung derselben bei TORE TOMBJÖRNSON: Die vergleichende Sprachwissenschaft in ihrem Werte für die allgemeine Bildung und den Unterricht. Leipzig, E. Haberlandt, 1906, 55 S. 8. Der Verf. geht von dem Gedanken aus, dass das menschliche Wissen kein zusammenhangsloser Haufe von Einzelheiten sein, sondern durch das Band der Erkenntnis von der Gesetzmässigkeit aller Erscheinungen, auch der geistigen, zusammengehalten werden soll. Hierzu soll auch der heutige Sprachunterricht beitragen, der im Lehrplane einen so breiten Raum einnimmt, grossenteils aber von den Errungenschaften der historisch-psychologisch-komparativen Sprachforschung noch keinen rechten Gebrauch macht. Dies wird zunächst nachgewiesen an der Hand der germanischen Dentale:

1.	deutsch	**Zahl**	schwedisch	**tal**	englisch	**tale**
2.	„	**Tag**	„	**dag**	„	**day**
3.	„	**Ding**	„	**ting**	„	**thing.**

Mit entschiedenem Scharfsinn wird dann gezeigt, wie man mit diesem Beobachtungsmateriale auch gelangen kann zur Rekonstruktion der urgermanischen Laute, wobei besonders zu beachten ist der Nachweis dafür, dass der Dental der dritten Reihe als germanisches *þ* anzusehen ist. Sodann sehen wir hinein in die Aufeinanderfolge der drei Verschiebungen und gewinnen die relative Chronologie: zuerst $t > z$ (Zahl), dann $d > t$ (Tag), endlich $þ > d$ (Ding). Dieselbe Methode führt fernerhin zur teilweisen Erschliessung des Indogermanischen und im letzten Abschnitt wird sozusagen die Probe auf das Exempel gemacht mit dem Romanischen, wo wir ja am Lateinischen einen wenigstens annähernd sicheren Masstab für die Richtigkeit unserer Konstruktionen haben, so dass wir Kontrolle üben können. Die Skizze zeigt, dass das Schriftchen anregend ist; besonders jüngeren Lehrern ist es sehr zu empfehlen zur Belebung des Unterrichts. Wir zweifeln nicht, dass bei der Anwendung dieser Grundsätze die Schüler mehr als bisher zum dem Gefühle kommen werden, dass auch in der Sprache nicht bare Willkür, sondern Gesetze herrschen. Andererseits schiesst Tombjörnson in seinem Enthusiasmus übers Ziel hinaus, wenn er meint, diese seien zu derselben Sicherheit zu erheben wie die mathematisch-physikalischen. Fürs erste sind die Methoden, durch die sie gewonnen werden, wesentlich andere: hier haben wir die exakten Verfahrungsweisen des Experimentes und des Zählens, dort die zwar ebenfalls induktiven, aber doch weit weniger genauen des Beobachtens und Vergleichens. Im letzten Grunde hängt dies zusammen mit einem von dem noch in der mechanistischen Theorie befangenen Verfasser verkannten Unterschiede der beiderseitigen Objekte: die Naturwissenschaften haben es zu tun mit typischen Erscheinungen, die Geisteswissenschaften dagegen mit individuellen Hervorbringungen. Nur insoweit Geschichte, Sprache, Kunst u. s. w. Massenprodukte sind, lassen sie sich im Gesetze bannen. Aber diese sind trotzdem immer noch von anderer Art als die Naturgesetze; denn selbst da, wo es gelingt sie als ausnahmelos zu erweisen, zeigen sie sich auf bestimmte Räume und Zeiten beschränkt, ent-

behren also der absoluten Gültigkeit der letzteren. Wo aber vollends das Individuum, die Persönlichkeit und das Genie mit hereinspielen, da sind wir mit der restlosen kausalen Auflösung bald zu Ende und müssen es bei der Darstellung des einzelnen bewenden lassen. Der Kürze halber begnüge ich mich, zu verweisen auf Ed. v. Hartmanns System der Philosophie Bd. II und H. R. Francés Schrift „Der heutige Stand der darwinischen Fragen", Leipzig 1907. So sehr demnach die Berechtigung des Bestrebens anzuerkennen ist, auch durch den Betrieb des Sprachunterrichts den Sinn für die Gesetzmässigkeit alles Geschehens zu schärfen, so sehr muss andererseits betont werden, dass wir nicht versäumen dürfen gegenüber dem Zwange der Mathematik und der exakten Naturwissenschaften festzuhalten an der Besonderheit des Geistigen und an der Freiheit des Individuellen: gerade hierauf beruht, wie jüngst wieder Ed. Meyer in der Einleitung zu der zweiten Auflage seiner Geschichte des Altertums durchaus zutreffend hervorgehoben hat, der besondere Wert der geschichtlichen Betrachtungsweise eben im Unterschiede von der naturwissenschaftlichen; dass die Sprache aber in die erstere Klasse gehört, darüber herrscht heutzutage wohl kein Streit mehr und wir wollen sie darin belassen, selbst auf die Gefahr hin, Tombjörnsons Ideal, die vollkommene Lösung aller Probleme, nicht zu erreichen. Denn, um mit Gottfr. Hermann zu reden: *est quaedam etiam ars nesciendi!*

Es ist augenscheinlich vor allem Vosslers Kritik, gegen die sich E. Herzog wendet in seinem beim deutschen Neuphilologentag 1906 zu München gehaltenen Vortrag über „Das mechanische Moment in der Sprachentwicklung" (ZÖG. 1907, S. 577—589). Indem er die bisherigen Erklärungen des eigentlichen Lautwandels (durch Einfluss des Klimas, der Bequemlichkeit, der Mode u. s. w.) als ungenügend zurückweist, wirft er zwei Fragen auf: 1. Warum verändert sich der Laut? 2. Warum verändert er sich nicht bei allen Sprachgemeinschaften in gleicher Weise? Zwei Gründe glaubt er für 1. anführen zu können: a) Die Veränderung des akustischen Elements (der Klangfarbe) beim Wachstum der Sprechwerkzeuge innerhalb derselben Generation. b) Die Veränderung des artikulatorischen Elements bei der Übertragung von einer Generation auf die andere. Zugunsten dieses „Ablösungsprinzips" spricht auch der Umstand, dass sich dadurch begreifen lässt, wie die Veränderungen immer in derselben Richtung liegen. Eine — ich weiss nicht, ob experimentell bestätigte — Voraussetzung ist z. B. beim Schwund des intervokalischen französischen *d* die, dass die Bewegung, die das Kind zuerst dabei macht, später beim Anwachsen der Organe gleich bleibt. Gegenüber dem Einwand, dass seine Erklärung die psychische Seite der Sprache neben der physischen zu wenig berücksichtige, sucht E. Herzog zu erhärten, dass durch die seelische Tätigkeit die Beharrung, nicht aber die Veränderung der Laute verständlich gemacht werde. Nicht mit Unrecht macht er darauf aufmerksam, dass sein Rezensent in unnötiger Ausdehnung auf Weltanschauungsprobleme eingehe. Auch zeigt er, dass mehrere der von ihm herbeigezogenen Entlehnungen aus dem Deutschen nicht der Sprech-, sondern der Schriftsprache entstammen. Endlich betont er, dass nicht „psychisch" und „mechanisch", sondern „bewusst" und „mechanisch" Gegensätze seien.

Franz Nikolaus Finck: Die Aufgabe und Gliederung der Sprachwissenschaft; Halle a. d. S., R. Haupt, 1905, VIII u. 55 S. 8°. Nach einem im Tone ausgeprägten Selbstbewusstseins abgefassten Vorworte legt der Verf. dar, dass „Sprache" in vier Bedeutungen auftrete, indem es bezeichne: 1. das Sprechen, 2. die Fähigkeit des Sprechens, 3. eine einheitliche Gesamtheit von Ausdrucksmitteln („die deutsche Sprache"), 4. die Blumen-, Briefmarken-„Sprache" u. a. m. In Betracht kommen besonders 1. und 3., die man sich oft so einander gegenüberstehend denkt, dass 1. eine Tätigkeit, 3. aber etwas Selbständiges, davon Unabhängiges sei. An dem letzteren ist nur soviel richtig, dass darin das Gedächtnis, die Erinnerung an vergangenes Sprechen nachwirkt, während dagegen die auf Herbart zurückgehende Betonung des Unbewussten z. B. bei H. Paul ein Irrtum ist. Damit fällt die dem Menschengeist frei gegenüberstehende Sprache dahin. Häckels biogenetisches Grundgesetz hierher zu übertragen, wie es u. a. Ament tut, ist verfehlt: jedes Kind lernt vielmehr die Sprache von seiner Umgebung. Der eigentlichste Gegenstand der Sprachwissenschaft ist das Sprechen. Insofern dieses stets individuell ist, ist es selbständig; doch spielt immer auch die Nachahmung anderer mit herein. Sprechen heisst eine Summe von Geräusch- und Schallbewegungen hervorbringen zum Zwecke des Ausdrucks von innerlich geformten Seeleninhalten; es ist, wie Bened. Croce hervorhebt, ein stark künstlerischer Akt, an dem in erster Linie Gefühl und Wille beteiligt sind. „Wer hätte sich nicht schon am eigenen Worte berauscht?" Die Abgrenzung gegenüber der Ästhetik ist nicht ganz leicht und ebenso gegenüber der Literaturwissenschaft: doch wird man dieser das Individuelle zuweisen, dagegen der Sprachwissenschaft das Allgemeine. Der Sprachforscher hat zu untersuchen, was an Goethe deutsch, der Literarhistoriker, was an ihm goethisch ist". Somit hat die Sprachwissenschaft „die besondere Gestaltung der Rede jeder annähernd gleichmässig sprechenden Gemeinschaft aus deren geistiger Eigenart zu erklären": so ist sie „allgemeine Sprachwissenschaft". Damit tritt sie in enge Beziehung zur Völkerkunde, die den geistigen Zustand von Genossenschaftsgesamtheiten schildert. Dazu gehört nun besonders die Sprache: der Wortschatz gibt Auskunft über die Summe der Vorstellungen, von denen freilich jeder einzelne nur einen Teil beherrscht. Die Worte selbst sind allerdings überwiegend aus dem Satz herausgelöst, aber es ist eine Übertreibung, nun alle zusammenfügende Satzbildung gänzlich zu leugnen; vielmehr begleitet diese die erstere Tätigkeit und überwiegt sie in Ausnahmefällen, die einwortige Rede in *ach! halt!* beschränkt sich auf sehr einfache Fälle. Selbst so masslos vereinheitlichende Sprachen wie das Eskimo gelangen zur Zweiteilung, sobald einem Ding eine bestimmte Eigenschaft beigelegt wird. Noch seltener als die gänzlich ungegliederte Rede wird die ausschliesslich zusammensetzende sein, z. B. bei einem Redner, der nur um nicht stecken zu bleiben, Wort an Wort reiht. Aber auch wenn die Wörter nichts als Zeitungsprodukte wären, dürfte man ihnen ein Eigendasein nicht absprechen, weil sie weit selbständiger sind als z. B. die Suffixe. „Das Wort ist der kleinste, nicht in bestimmter Weise an andere Lautkomplexe gebundene Bestandteil der Rede". Satz ist eine „Äusserung dessen, dessen sich

der Sprecher in den Grundzügen vor Beginn seiner Rede als eines ihm einheitlich scheinenden Erlebnisses bewusst ist"; die Nebensätze würden richtiger Teilsätze genannt. Finck unterscheidet vier Elemente: 1. das Grundelement; 2. das Artelement; 3. das Bestimmungselement; 4. das Beziehungselement. In ī (geh!) fallen alle zusammen; Wundt hätte 2. und 3. von 4. unterscheiden sollen. Sodann bricht Finck eine Lanze für die „innere Sprachform"; sie ist die Art, „wie jedes Volk die ihm gemeinsamen Vorstellungen bildet, Gesamtvorstellungen zerlegt, diese Bestandteile ordnet und verknüpft", d. h. seine Weltanschauung. Sie muss erfasst werden heraus aus der Eigenart der seelischen Anlagen; das Denken selbst aber wird wieder (obwohl P. Natorp dies in Abrede zieht) vom Worte beeinflusst, die Sprachlehre ist zu gliedern in Satz-, Wort-, Elementar-(d. h. Stammbildungs-)lehre und Stilistik. Einzelne Teile des Ausdrucks, z. B. das Prädikat, kann man herausgreifen. Die Klassifikation der Sprachen soll nicht geographisch sein, aber auch nicht genealogisch, weil ja in Wirklichkeit eine spätere Form gar nicht aus einer älteren abstammt, sondern jene von der Seele in Erinnerung an diese gebildet ist. Eher kann man einteilen danach, ob die Sprachen auf Zerlegung oder aber auf Verbindung beruhen, zwei Gesichtspunkte, die Steinthal vermischt hat; auch das Zusammenbringen zweier so verschiedener Stämme wie der Idg. und Semitische ist bei ihm ein Fehler: das Idg. wird gekennzeichnet dadurch, dass eine Vorstellung durch zwei erkennbare Bestandteile ausgedrückt und in seiner Beziehung zum Ganzen bestimmt wird, die beste Klassifikation ist die nach dem Ausdruck der Reizbarkeit. Zu deren Feststellung ist nach dem Vorgang von James Byrne alles Mitwirkende (bis aufs Klima u. s. w.) heranzuziehen. Der Ursprung der Sprache fällt hinter die Sprachwissenschaft, die Sprachwürdigung (nach Verständigung und Geistesbildung) in die Völkerkunde. Dies scheinen mir etwa die Hauptgedanken der Schrift; ich weiss nicht, ob sie von den durch die sonstigen Vertreter des Faches heute gelehrten so von Grund aus abstehen, dass sie dem Verfasser Anlass geben, mehrfach einen recht unverbindlichen Ton anzuschlagen.

Die Gesellschaft, hsg. von Martin Buxer. Liter. Anst. v. Rütten und Loening, Frankf. a. M. Darin: Die Sprache, von Fritz Mauthner [1907]. 120 S. 8⁰. geb. 2 Mk. — Der Essay ist von dem vielberufenen Maximilian Harden in der „Zukunft" zum voraus angekündigt worden mit den dem Stile dieses Pamphletisten durchaus entsprechenden Worten: „Ein kleines Buch, das grosse Fragen stellt und beantwortet und Pforten aufreisst, vor denen jeder gern vorüberschleicht". Handelt von den Begriffen Individual-, Sozial-, Völkerpsychologie u. a. Dabei fallen Seitenblicke auf Steinthal, Lazarus und Wundt, welcher als peinlich gründlicher, aber auch lebloser Zettelkastenmann gekennzeichnet wird. Der Verfasser redet über alles mögliche und noch einiges andere; ein Hauptlehrsatz ist der von ihm auch in einem dicken Buche ausgeführte, dass die Sprache kein völlig angemessenes Werkzeug des Gedankens sei, was man seit Gorgias und Locke auch schon wusste. Nicht unverdienstlich ist der mit Beispielen belegte Hinweis auf das Fortleben besonders der alten Sprachen in Lehnübersetzungen: dasselbe hat Zielinski kürzlich in seinem

Buche „die Antike und wir“ gut ausgeführt an συνείδησις — conscientia — Gewissen. — Soviel über diese Geistreichelei, auf die sich Mauthners Urteil über Steinthal anwenden lässt, er habe etwas „Talmudisches“ an sich: die Grimm und Hildebrand reden anders!

O. Dittrich, Privatdozent an der Universität Leipzig: Die Grenzen der Sprachwissenschaft, B. G. Teubner, Leipzig, 1905, 20 S. 8⁰. (Aus: NJbbKlA. Bd. XV) wendet sich gegen H. Pauls Aufstellung, Sprachwissenschaft falle zusammen mit Sprachgeschichte. Er weisst hin auf den methodologischen Unterschied zwischen historischen und nichthistorischen Wissenschaften und findet ihn darin, dass jene gekennzeichnet werden durch zeitlich-räumliche Aussenbezüglichkeit, diese durch kausalfinale Innenbezüglichkeit, was wohl im wesentlichen auf dasselbe hinauskommt wie die bisher übliche Formulierung, wonach es die physikalischen Disziplinen zu tun haben mit typischen, die historischen aber mit individuellen Erscheinungen, woraus auch folgt, dass die räumlich und zeitlich begrenzten „Lautgesetze“ nicht auf eine Stufe zu stellen sind mit den an die Schranken von Raum und Zeit nicht gebundenen Naturgesetzen. In der Sprache nun haben wir zwei Gebiete anzuerkennen, ein allgemeines und ein individuelles; für das erstere dient als Beispiel das Urteil „Eine Lautung wird erst dadurch sprachlich brauchbar, dass sie eine Bedeutung erhält“ entsprechend dem Lehrsatz: „Froschschenkel zucken, sobald sie zwischen Kupfer und Eisen eingeschaltet werden“, für das zweite wird angeführt: „Die Lautung *gas* würde dadurch sprachlich brauchbar, dass sie durch van Helmont im Jahre 1600 nach Christi Geburt in seinem chemischen Laboratorium mit der Bedeutung eines luftartigen Stoffes verbunden wurde“: nur der Teil der Linguistik, der sich mit derartigen Aufstellungen von räumlich-zeitlichen Aussenbeziehungen abgibt, ist historisch. Dittrich ergreift im Anschluss hieran die Gelegenheit, in programmatischer Weise eine Systematik der Sprachwissenschaft aufzustellen, die in starker Verkürzung etwa folgendes Schema ergibt:

I. Morphologischer Teil.
  A. Allgemeine Formenlehre der Bedeutungszeichen.
  B. Allgemeine Formenlehre der Zeichenbedeutungen.
II. Chronologisch-topologischer Teil.
  A. Sprachgeschichte.
  B. Sprachgeographie.
  C. Sprachstatistik.
III. Rationeller Teil.
  A. Ätiologische Disziplinen.
    1. Sprachphysiologie.
    2. Sprachpsychologie.
    3. Sprachentwicklungstheorie (vgl. Pauls Prinzipien!).
    4. Sprachanthropogeographie (nicht zu verwechseln mit II, B!).
    5. Sprachkulturätiologie (besonders Sprachsoziologie).
    6. Sprachethnologie.
  B. Teleologische Disziplinen.
    1. Sprachtechnik.
      a) Sprachhygienik.
      b) Sprachtherapeutik.

c) Sprachpädagogik.
d) Sprachpolitik.
2. Sprachphilosophie.
a) Sprachlogik.
b) Sprachethik.
c) Sprachästhetik.

Man sieht, ein weitschichtiger Plan! Möge nun seine praktische Verwirklichung durch recht viele rüstige Arbeiter Goethes warnendes Wort Lügen strafen, dass die Neigung zur theoretischen Methodenergründung leicht ein Zeichen von Unfruchtbarkeit sei!

J. Poiret: Üb. d. Bedingungen der Sprachentw. NM. 1907 Nr. 1/2. — In L'année sociologique 1906 (IX), S. 1—38 sucht Meillet neben den individualen Momenten des Bedeutungswandels auch den gesellschaftlichen gerechter zu werden. Insbesondere die Verbreitung der Sprachneuerungen ist nur so zu begreifen: sie müssen bei einer Mehrheit wenigstens „anklingen". Rousselot hat den Einfluss der Altersklassen gezeigt. Besonders wichtig dürfte ferner Lautsubstitution bei Rassenwechsel sein; wie H. Hirt u. a. bei der Behandlung des serbisch-ikarischen Dialekts nahegelegt hat, spielen auch Heiratsbeziehungen eine Rolle. Ausserdem sind zu beachten Volksdichtigkeit, Verkehrsstärke, Klassenverhältnisse, Bildungsgrad, Gruppenzusammenhänge (in Familien, Dorfgemeinden), Zugehörigkeit der Mutter zum Stamm des Mannes oder aber zu einem fremden Stamm (Exogamie). — Sicherlich ist der Gedanke fruchtbar, nun einmal Ernst zu machen mit der Forderung, sich die konkreten Vorgänge zu vergegenwärtigen, die auf die Personen der Sprecher tatsächlich einwirken. Noch nicht genügend gewürdigte Gesichtspunkte (bes. die der staatlichen und wirtschaftlichen Überlegenheit) hat George Hempl geltend gemacht in den Transact. of the Amer. philol. assoc. 1898, XXIX, 31—48, besonders gegenüber den einseitig überschätzten inneren Sprachvorzügen; s. a. meinen Vortrag auf der Basler Philologenvers. 1907.

Frank Egbert Bryant: On the conservatism of Language in a new country, Sonderabdr. aus den PMLA. Vol. XXII, Nr. 2 N. S. Vol. XV, Nr. 2, June 1907, 277—290. — Ellis hat behauptet, im Falle von Nichtvermischung mit einer vorher ansässigen anderssprachigen Bevölkerung wirke Auswanderung in fremde Gegenden spracherhaltend und altertümlichkeitsbefördernd. Auch Emerson hat dies für die Mundart von Ithaka (U. S.) im ganzen anerkannt; er findet in ihr Eigentümlichkeiten des 17. Jahrhunderts. Allein in dieser Allgemeinheit gilt der Satz nicht. Er ist weder a priori wahrscheinlich, noch induktiv erweisbar. Vielmehr lässt die Änderung der Lebensbedingungen der ausgewanderten Sprecher von vornherein eher auch eine Änderung ihrer Sprache erwarten und zwar abweichend von der im Mutterland: so werden beide ebenso ihre Neuerungen haben wie ihre Altertümlichkeiten. Dies trifft z. B. zu auf das irische und australische Englisch, für das Neuisländische, das kanadische Französisch, das pennsylvanische Deutsch und schliesslich auch das amerikanische Englisch; in der gebildeten Sprache überwiegen hier die Neuerungen sogar über die Archaismen, z. B. in den Ausdrücken für Ämter u. a., aber auch in der Aussprache (u. a. von ǫ und ọ); auch ist

mancher angebliche Archaismus in Wahrheit Vulgarismus oder Provinzialismus. „In no case have I found the least probability that emigration in itself is a conservative force.“ — Die Sache wird wohl auf die Frage hinauslaufen, ob in der Heimat oder im Neuland die Entwicklungsbedingungen auf Stillstand oder Fortschritt der Sprache eingestellt sind. Für Amerika liesse sich beispielsweise denken, dass die zähkonservativen Puritaner sich in sich zusammen- und gegen alle Anfechtungen der argen Welt abgeschlossen hätten und dass durch diese geistige Isolierung doch ein Verbleiben auf dem sprachlichen Standpunkt der Einwanderungszeit begünstigt worden wäre. Jedenfalls ist dem Verfasser soviel zuzugeben, dass man durchweg individualisieren muss; beizuziehen ist auch hier Hempels oben genannter Aufsatz.

Hugo Pipping: Zur Theorie der Analogiebildungen, aus den MSNPhH. IV, 1906, S. 237—318. Mit Iespersen sind zu unterscheiden 1. erhaltende und 2. schaffende Analogiebildungen, von denen freilich die Sprachwissenschaft bis jetzt meist nur die letzteren ins Auge gefasst hat. Sie stehen unter ganz verschiedenen Bedingungen und zwar kommen die ersteren leichter zustande, auch da, wo schaffende ausbleiben. Dabei kann sich eine junge Analogiebildung mit der lautgesetzlichen Form decken. Schaffende Analogiebildungen bleiben oft resultatlos, wo erhaltende den Lautregeln trotzen. Den letzteren gebührt überhaupt geradezu der Vorrang. Der Verfasser sucht diese Sätze an einer Anzahl von bisher nicht recht erklärten Beispielen aus den nordischen Sprachen durchzuführen und zu zeigen, dass sie erst durch den von ihm aufgestellten Unterschied verständlich werden.

P. Abel: Gegensinn und Gegenlaut, Ostwalds Annalen der Naturphilosophie V, S. 292—302. Wir finden im Indogermanischen Wurzeln und Worte mit entgegengesetzten Bedeutungen z. B. 1. gr. *κελεύω* (befehlen) und *κωλύω* (hindern), ferner 2. solche mit Verkehrung der Laute z. B. *ῥακοῦν* und *ἐκάρην*, endlich 3. solche mit beiden Erscheinungen zugleich, z. B. engl. *to list* (hören) und *stil* (still). Ihre Zahl wächst ausserordentlich, wenn wir die Beobachtung ausdehnen auf das Gesamtgebiet der indogerm. Sprachen, z. B. 1. lat. mūt-us (stumm) und engl. mutt-er (murmeln), 2. lat. lātus (weit) und griech. *τῆλ-ε* (fern), 3. lat. mūt-us (stumm) und nhd. Stimme. Allein es kommt hinzu die Möglichkeit der Vertauschung der drei Mutenstufen (k g χ), wodurch die Zahl der Fälle Legion wird. Die Erscheinung erklärt sich aus der geringen, noch heute bei Naturvölkern wahrnehmbaren Festigkeit der Artikulation; auch im Indogermanischen kann somit dieser Lautwechsel nur auf prähistorischen Stufen erwachsen sein, ebenso wie der Vokalablaut. Hier erhalten wir etwa von der Wurzel *ker* (krumm) mit ihren Varianten kl, kn folgende Lautungen: a) *cur-vus*, *cir-cul-us*, *κυρ-τός*. Gegensinn litt. *kar-tu* (gerade Linien). b) *γυρ-ός*, sloven. *gra-d* (umzäunter Platz). Gegensinn nhd. *gra-d* (gerade). c) lat. co-hor-s, *ἕρκος*, *εἴργω*, sloven. *hro-m* (krumm); Gegens. altnord. hra-d-r (gerade). d) *κυλλό-ς*, *ἀγ-κύλ-ο-ς*, *σκολιός*, *κλί-ν-ειν*, *κλᾶν*, *ὀ-κλ-άζω*, lit. kel-ys (Knie), sloven. o-kle-ni-ti (umschliessen), tschech. kul-a (Stundung); Gegensinn kål (gerade Stange). e) *γογ-γύλ-ος*, mhd. geil (Hode); Gegensinn lit. gil-ys (spitzer Stachel). f) *ἄλ-ως*, tschech. u-hel (Winkel), altnord. hall-r

(schief), ahd. hlī-n-en, χηλεύω (zusammenflechten); Gegensinn χηλοῦν (spalten). g) Lit. kin-ka (Kniebeuge), niederl. kink (Krümmung); Gegensinn κανών (gerader Stab) u. s. w. u. s. w. Wir haben überall einen gemeinsamen Kern mit unzähligen Spaltungen in Spielformen. Die spätere Flexionsstufe fand dagegen ganz andere, gefestigte Verhältnisse vor. — Da die Sprachforschung eine geistes- und keine naturwissenschaftliche Disziplin ist, so gehört die Abhandlung streng genommen wohl nicht in die Annalen für Naturphilosophie. Sie bietet für den Kenner der früheren Darlegungen Abels nichts Neues. Zuletzt hat er seine Grundanschauungen zusammenfassend dargelegt in einem gleichnamigen Buch „Über Gegensinn und Gegenlaut in den klassischen, germanischen und slavischen Sprachen“ Frankfurt a. M. I. II. 1905 und 1906, je 64 S. 8⁰; 1,60 und 1,20 Mk. Hieraus ersieht man, dass er sich besonders an Pott anschliesst und sich der Unmöglichkeit, bei solchen Voraussetzungen eine strenge Etymologie durchzuführen, sowie des dadurch hervorgerufenen Gegensatzes gegen die spätere, von G. Curtius und besonders den Junggrammatikern vertretene Methode der lautgesetzlichen Entsprechungen vollkommen bewusst ist. Eine Diskussion hat unter diesen Umständen keinen Zweck.

Eine Fortführung und Weiterbildung der Abelschen Gedanken scheint mir vorzuliegen in dem Buche von W. Meyer-Rinteln, Die Schöpfung der Sprache, Leipzig, W. Grunow, 1905, XVI, 256 S. kl. 8⁰. Mit nicht genug anzuerkennendem Fleisse und wahrhaft taschenspielerartiger Vertauschungsfertigkeit wird hier der Satz vorgeführt: Die Wurzel ist von Haus aus jeder vokalischen und konsonantischen Differenzierung fähig. So ist timor und metus dasselbe: „Mit welchen Augen sehen uns nun auf einmal diese beiden alten Bekannten an, die wir von Kindesbeinen an kennen und doch nie gekannt haben.“ Jetzt erst nähern wir uns der Erkenntnis ihres Wesens. „Vor dem Verhältnis νῆσος:insula müssen alle Etymologien weichen, die man bisher in mehr oder weniger glücklicher Weise für jedes Wort einzeln versucht hat.“ „Mit der Erkenntnis unseres Sprachgesetzes haben wir schon eine etymologische Ernte eingebracht, wie wir es früher kaum zu hoffen gewagt hätten.“ „Dass das lat. căt-ulŭs (das Junge) nichts anderes ist als das griech. τέκνον (das Kind, das Junge) . . . leuchtet ohne weiteres ein.“ „Trotz anfänglichem Widerstreben“ ist es dem Verf. wie eine Erleuchtung aufgegangen, dass lat. *făc-s*, *fŏc-us* dasselbe sind wie κάμῑνος und „wie befreiend empfinden wir es“, dass sich jetzt κεύθω und cēlo decken! Dass vulnus und Wunde zusammengehören, „wird jeder unmittelbar fühlen“, und „So tun sich vor uns überall die überraschendsten Zusammenhänge auf“, „die einmal offenbart, doch auch wieder so ganz selbstverständlich erscheinen“. „Kaum fassbar will es uns jetzt erscheinen, dass wir bisher an dem griech. νῑκ-άω (siegen) haben vorübergehen können, ohne zu merken, dass es doch ganz eins ist mit dem lat. vinco oder vīcī.“ Solch ungeahnte Triumphe „können uns nur zu rüstigem Fortschreiten auf dem eingeschlagenen Wege ermuntern“. „Und wir sind nun vollends von der Kraft des Gesetzes eingenommen.“ Allerorten entpuppen sich erstaunliche Gesetzmässigkeiten. So ist spēs = ἐλπίς: „Da sich aber diese ganzen Gedanken innerlich aus sich selbst entwickelt haben, so sind sie absolut

wahr." U. a. erscheint nun auch „das so rätselhaft anmutende Wort ‚Hure' zur Beruhigung des Erforschers der Sittengeschichte auf einmal wieder in den grössten Zusammenhängen", nämlich mit λαικ-άς, κάσσα, lit. mauk-a u. s. w. „Was wir bisher nicht im entferntesten geglaubt hätten", wird wahr, und „es verschwinden vor dem Auge des Geistes alle die Grenzen", die z. B. Sonne und Mond bisher als zwei Wörter auseinander hielten, und „so erleben wir . . . wieder die alte Freude zu sehen, wie das einzelne sich zum Ganzen findet und das organisch Zusammengehörige sich von selbst eint". Ἑρμῆς ist = Mercŭrius und „nun gibt es in der Erkenntnis kein Halten mehr". mercari ist eins mit prĕtium: „Wie offen haben diese Tatsachen bisher vor uns gelegen, und wie wenig haben wir sie verstanden." Natürlich gehört lat. ped-is (Laus) zu rēpere (kriechen). „Wir haben die Natur bei ihrer gestaltenden Arbeit belauscht"; sie „hat selbst ihre schalkhafte Freude an dem Gelingen ihres neckischen Truges". Die Wurzel ist 1—6-, am liebsten 4-lautig und jeder beliebigen Umlagerung fähig. Inhaltlich ist sie vollkommen, generell, durchaus nicht speziell; dies wird sie erst in den einzelnen Wörtern: so entspringen aus $\sqrt{}$ser „fliessen": Saale, Elbe, Rhein, Main und so ziemlich alle Flüsse unseres gesegneten Vaterlandes. — Schade, dass soviel ehrliche Hingabe und Begeisterung sich in diesen unentrinnbaren Irrgarten verloren hat: ists Wahnsinn gleich, hats doch Methode! Anders und zwar zustimmend äussert sich der Bruder des Verfassers, Ernst Meyer, Duisburg in einer Inhaltswiedergabe des Buches in den Grenzboten 1907, Nr. 5, S. 245—256.

Von den **internationalen Hilfssprachen** (nicht ganz zutreffen dauch Weltsprachen genannt) kommen im Augenblick nur noch zwei oder drei in Betracht, Volapük, Esperanto und etwa Novilatin. Das erstere scheint auf dem Aussterbeetat zu stehen, obwohl seine Anhänger dies natürlich hitzig bestreiten und der Wettbewerberin alle erdenklichen Mängel nachsagen, gelegentlich wohl auch kräftige Schimpfnamen anhängen, so z. B. in einer kleinen Flugschrift „Über die Pfuschersprache des Pseudo-Esperanto", S. 8:

„Schlussfolgerung. Wer demnach eine kostspielige, zeitraubende, unbrauchbare und unschön klingende Sammelsurium-, Mischmasch- und Schwätzersprache liebt: der lerne die prahlerisch ausposaunte Reklamesprache des Pseudoesp. oder andere Nachäffersprachen des Vp.! — Wer dagegen eine wirklich rasch erlernbare, Zeit, Raum, Mühe und Geld ersparende, kräftig und voll klingende und ohne Reklame eingeführte wirkliche Welt- oder Allsprache, eine weitverbreitete, einfache, kurze und praktische Denkersprache will: der lernt freudigst Volapük und bleibt bei Volapük, das von Tag zu Tag auf der ganzen Erde immer grössere Verbreitung findet und nahezu 1800 diplomierte Lehrer und Lehrerinnen besitzt."

Unter den Einwänden greife ich den heraus, dass im Esperanto stets die vorletzte Silbe betont wird und dadurch ein übler Konflikt entsteht bei Lehnwörtern, z. B. aus den romanischen Sprachen, die hier nun eben *titolo, ánimo* lauten, dort aber auf einmal in einer höchst anstössigen Weise *titólo, anímo* betont werden sollen. Auch von unparteiischer und fachmännischer Seite ist *Esperanto* in jüngster Zeit mit schwerwiegenden

Gründen angefochten worden. Wir beginnen mit Fritz Mauthner, der in seiner Broschüre „Die Sprache" S. 32ff. erklärt, eine Idealsprache ohne Anomalien sei heute so unmöglich, wie zur Zeit des Bischofs Wilkins schon deshalb, weil sie keine „innere Sprachform" hätte. Auch würde sie ziemlich rasch wieder in Mundarten auseinanderfallen. Alle wirklichen Sprachen hätten sich irrational, unvernünftig entwickelt. Ferner empfänden wir nicht mehr so kosmopolitisch wie frühere Jahrhunderte. Zamenhof sei ein kluger Mann schon, insofern er die Nationalsprachen bestehen lassen wolle. Esperanto sei anziehender als Volapük, auch lerne man es tatsächlich rasch verstehen. Dann aber hapere es mit dem Fortschreiten. Ferner sei es keine „Sprache" und werde nie eine werden, u. a. weil es gar kein feststehendes Wörterbuch besitze und man bei jeder auftauchenden Schwierigkeit am Ende den Erfinder selbst befragen müsse. Ein Minister, der *Esperanto* einführen wollte, müsste der Jugend zugleich das Recht auf Revolution dazu geben. In Frankreich habe sich besonders Couturat, in Deutschland Ostwald dafür ins Zeug gelegt, während Th. Gomperz sich ganz ablehnend verhielt. — Scharf mit dem internationalen Kunstprodukt ins Gewicht gegangen sind auch zwei unserer bekanntesten Linguisten K. Brugmann und A. Leskien in zwei Abhandlungen, die ursprünglich in den Indogerm. Forschungen abgedruckt, dann aber auch selbständig erschienen sind. Der erste betont die grundsätzliche Unmöglichkeit eines derartigen homunkulusartigen Gebildes, das allen Bedingungen wirklichen Sprachlebens Hohn spreche und in Bälde dem Schicksal alles in den Lauf der Geschichte Eintretenden verfallen müsse, nämlich der Entwicklung und der dialektischen Spaltung; der letztere zeigt, dass im besonderen dem *Esperanto* schwere praktische Fehler anhaften, z. B. ungelenke Lautverbindungen, und zeiht den Erfinder eines weitgehenden Mangels an Bekanntschaft mit den lautphysiologischen Grundlagen eines solchen Versuches, bestreitet auch an der Hand eigener Erfahrung die leichte Erlernbarkeit des neuen Idioms nicht minder als das Bedürfnis danach und befürwortet entschieden die Aneignung des Englischen mit seiner unschätzbaren Literatur.

Gegen diese Beurteilung wendet sich nicht ungeschickt Dr. Artur Blachstein in den Esperantoschriften Heft I: Die Esperantosprache im deutschen Munde, Wolfenbüttel, Heckner 1907, 12 S. kl. 8°. Gegenüber Leskien, der Zamenhof den Vorwurf lautphysiologischer Unkenntnis gemacht und die artikulatorische Verschiedenheit der mit demselben Zeichen (etwa *r*) geschriebenen Laute in den verschiedenen Sprachen betont hatte, wird deren für die praktische Verständigung genügende akustische Übereinstimmung hervorgehoben. Bei pedantischer Durchführung des Leskienschen Grundsatzes nur sich überall völlig deckende Laute aufzunehmen, würde man sich etwa mit einer *m-škš* Sprache begnügen müssen. In Wahrheit aber sind die Schwierigkeiten nicht so gross, besonders für den Deutschen, der nicht bloss *tsch*, sondern auch *dž* artikulieren kann. Vollends für den Tschechen sind sie leicht zu überwinden und auch die Franzosen haben starke Einwendungen nur zu erheben gegen den *ach*-Laut. Blachstein schliesst mit einem ganz hübschen, wenngleich ein wenig billigen Witzchen, worin er Zamenhof also über Leskien stellt: *The doctor is very keen and the professor is less keen.*

Eine ausführlichere Rechtfertigung des Esperanto bietet das 124 Kleinoktavseiten umfassende und 75 Pfg. kostende Büchlein Solvo de la problema de lingvo internacia mit gegenüberstehender deutscher Übersetzung von Prof. CHRISTALLER (Esperanto-Verlag Möller und Borel, Berlin S.). Das Vorwort belehrt uns, dass wir es zu tun haben mit einem von Beaufront auf dem Kongress der französischen Gesellschaft für den Fortschritt der Wissenschaften 1900 verlesenen, leicht abgeänderten Bericht eines Ungenannten. Die Abhandlung selbst bespricht *Wesen und Zukunft der Idee einer internationalen Sprache*. I. Die Einleitung schildert, wie alle neuen Gedanken zuerst dem Spotte der herrschenden Richtung begegneten und anfänglich als utopisch verschrien wurden, um am Ende als selbstverständlich anerkannt zu werden. Der II. Abschnitt will zeigen, dass eine internationale Sprache nötig ist und die Volkssprachen nicht zu zerstören braucht. Sie würde die Erhebung des Menschen über das Tier, die in seiner Fähigkeit sich verständlich zu machen liegt, erst zur vollen Geltung bringen. Ferner würde die unproduktive Arbeit des Erlernens vieler Sprachen wegfallen und die Zeit für die Erwerbung von Sachkenntnissen frei werden. Kapitel III führt aus, alles, was gegen die Möglichkeit vorgebracht werde, erweise sich als hinfällig, weil das Sprechenlernen ganz unabhängig von Rasse und Umwelt vor sich gehe und man den Kindern von Jugend an neben ihrer Muttersprache *Esperanto* spielend beibringen werde. Die Einführung liegt also nur am guten Willen!

Die vierte Darlegung zieht hieraus den Schluss, dass die Einführung nur eine Frage der Zeit ist, so gut wie ein Bach, den man mit einem Brett überbrücken kann, sicher überbrückt werden wird. Die Idee der internationalen Sprache ist keine Utopie, zumal da ihre Vertreter zu Verbesserungen im einzelnen durchaus bereit sind. Aus der fünften Erörterung erfahren wir, dass es sich entweder um eine lebende oder um eine tote, oder um eine künstliche Sprache handeln kann und zwar hier wieder um eine schon vorhandene oder eine noch zu erfindende. Nun ist Esperanto 50 mal leichter zu erlernen als jede natürliche Sprache; schon nach zwei Stunden kann man darin wenigstens lesen; 1895 konnte sich ein Journalist in Odessa innerhalb eines Tages bereits mit schwedischen Studenten unterhalten; denn hier gibt es nichts Unlogisches, nichts Anormales und Unregelmässiges. Mit sechs Silben (*-i*, *-as*, *-is*, *-os*, *-us*, *-u*) beherrscht man in einigen Minuten das gesamte Konjugationssystem bis in die feinsten Feinheiten hinein, eine Deklination aber gibt es überhaupt nicht, weil die Kasus durch die Präpositionen ersetzt werden, die unsägliche Quälerei mit der Rechtschreibung fällt weg, weil *Esperanto* lautgetreu geschrieben wird; jeder kann ein Diktat darin fasst augenblicklich niederschreiben. Was die Syntax anbetrifft, so besteht die ganze Esperantogrammatik aus 16 Regeln! Dazu gesellt sich der gewaltige Vorteil, dass man zu einem Wort eine grosse Anzahl dazugehöriger Ableitungen von selbst mit feststehenden Vor-, Ein- und Ansatzsilben selbst richtig bilden kann, so zum Substantiv das Adjektiv, Adverb und Verb, wozu der bequeme Ausdruck vieler anderer Bedeutungen tritt. Die immer wieder hervorgehobenen *Nachteile* einer Weltsprache sind durch die Wirklichkeit widerlegt so gut wie etwa die Einwände gegen die Möglichkeit des Auto-

mobils oder unserer ganzen künstlichen Zivilisation. *Esperanto* kann sich mündlich und schriftlich ausgezeichnet ausdrücken und besitzt eine stattliche Literatur, die sich andauernd vergrössert. Eine natürliche Sprache wählen hiesse angesichts dieses Tatbestandes soviel als eine Sendung mit einem Pferdefuhrwerk nach Paris schicken, anstatt mit der Eisenbahn. Damit ist eigentlich schon die Frage des sechsten Abschnittes beantwortet, welche künstliche Sprache gewählt werden müsse. Von den zwei, die es trotz jahrhundertelanger Bemühungen allein gibt, *Volapük* und *Esperanto*, kann nur das letztere in Wurf kommen; eine Menge Volapükisten sind Esperantisten geworden, keiner aber umgekehrt! Kein Wunder, denn 1. klingt Volapük roh, Esperanto wie italienisch, 2. der Wortschatz von Volapük ist willkürlich gebildet, der von Esperanto stammt besonders aus den romanisch-germanischen Sprachen. 3. Volapük erfordert ständige Übung, Esperanto nicht. 4. Volapük ist schwer sprechbar, Esperanto von Anfang an leicht. 5. Im Volapük müssen alle Wörter neu geschaffen werden, im Esperanto sind viele von selbst ableitbar. Schleyers Verdienste sollen nicht verkleinert werden, aber heute ist nur Esperanto verwendbar; es steht jetzt ohne Wettbewerber da. Kapitel VII führt aus, dass auch keine neue, bessere Sprache geschaffen werden kann. Ein Komitee ist an sich unfähig zur Erfindung eines derartig verwickelten Gebildes, aber schwerlich wird sich auch ein einzelner dazu eignen. Denn die Anforderungen an Sachkenntnis und Hingabe sind so gross, dass die wenigsten einen Begriff davon haben, was dazu gehört, um allen Seiten der vielverzweigten Aufgabe gerecht zu werden. Allein Zamenhof hat beide Teile gleichmässig berücksichtigt, Grammatik und Wörterbuch. So ist das Ergebnis: 1. Eine internationale Sprache wäre höchst wertvoll. 2. Sie ist möglich. 3. Sie wird kommen. 4. Es muss eine künstliche sein. 5. Es kann nur Esperanto sein. Die unter Nr. VIII angefügten *Schlussfolgerungen* weisen noch einmal kurz die Haupteinwände zurück. — Die kleine Schrift ist mit entschiedenem agitatorischen Geschick abgefasst und in der Übersetzung unterhaltend zu lesen; leider steht mir über den Esperantogrundtext kein Urteil zu, obwohl ich zugeben muss, dass er für unsereinen augenscheinlich mit sehr geringem Aufwand von Zeit und Mühe verständlich sein würde und dass er nach Klang und Bau etwas Bestehendes an sich hat. Aber wie mag es einem gewöhnlichen Arbeiter damit gehen, dem das aus den Fremdsprachen, alten wie neuen, genommene Wortmaterial gänzlich fremd ist?? Ich fürchte, es werden ihm böhmische Dörfer sein!

Einen warmen Anwalt hatte Esperanto schon früher bei den Engländern gefunden in R. J. Lloyd, Hon. reader in phonetics in the Univ. of Liverpool: The Esperanto Language, practically considered and described. Publ. by the Esperantist, London, W. 1905, 75 S. kl. 8°. „Its superiority to all previous attempts of that kind, including even the celebrated Volapük, was manifest at a glance". Dr. Zamenhof ist „a physician by profession, but a linguist to the core" („ein Sprachforscher bis ins Mark"), der von Jugend an begeistert für die Idee die Selbstüberwindung besessen hat vieles, was er geschaffen hatte, wieder zu zerstören, um es durch etwas Besseres zu ersetzen. „Esperanto therefore, in its final shape represents the survival of the fittest in the mind of a man teeming with the best known languages of

modern Europe, and bent on selecting and combining their most efficient elements. Classified philologically, Esperanto is just simplified Aryan, in its modern, European, very slightly inflected form"; im Wortschatz erinnert es zumeist an das Französische, in der Syntax an das Englische, im Klang an das Spanische und Italienische, im Reichtum der Präfixe und Suffixe an das Deutsche, im Nichtgebrauch des unbestimmten Artikels an das Slavische, in den Korrelativen und in seinen Partizipien nebst den zusammengesetzten Zeiten an das Griechische. „And the more a man knows of other languages, the more he feels that for all the more important demands of language, Dr. Zamenhof has chosen the right thing." Seitdem er zur Überzeugung von der verhältnismässigen Abgeschlossenheit seiner Schöpfung gelangt ist, hat er sich mit Recht sehr zurückhaltend zu Abänderungsvorschlägen gestellt: denn eine künstliche Sprache kann bloss durch den massgebenden Willen einer überragenden Person zusammengehalten werden und diese ist bis auf weiteres Dr. Zamenhof. Zunächst handelt es sich um Ausbreitung, nicht um Verbesserungen. — Eine lebende Sprache ist ausgeschlossen wegen der Eifersucht der andern. Lloyd versichert auf Grund eingehender Proben, dass das Erlernen des Englischen für den Fremden weit schwerer und zeitraubender war als das des Esperanto: „Existing languages are all considerably irregular and illogical. Esperanto is neither."

Dies führt der Verfasser im einzelnen aus: wir haben nur fünf Vokale (*a*, *e*, *i*, *o*, *u*). Der Akzent liegt stets auf der vorletzten Silbe. Konsonanten und Diphthongen schreibt man genau wie sie lauten: „English spelling, put beside it, looks like the work of an imbecile." Sehr durchsichtig ist die Endung der Nomina auf *-o*, der Adjektive auf *-a*, der Adverbien auf *-e*; die unnötige Unterscheidung der Numeri fällt weg, der Artikel *la* ist ganz unveränderlich. „sein, ihr" sind stets eindeutig bestimmt wie das lat. *eius* und *suus, a, um*. Geschlechter gibt es nicht ausser in *li*, *ŝi*, *ĝi* („er, sie, es"). Der Vorwurf, dass die Übereinstimmung des Adjektivs mit seinem Nomen in Numerus und Kasus entbehrlich gewesen wäre, übersieht die Tatsache, dass sich Dr. Zamenhof dadurch den Vorteil einer die Kühnheiten des Lateinischen oder der Dichtung erreichenden Freiheit der Wortstellung gesichert hat; Horaz und Martial könnten ihn beneiden. Besonders feiert Esperanto einen Triumph in der Klarheit seiner Zahlwörter vgl. 10, 11, 12, 13: unudek, dudek, tridek. „For a triumphant series of practical linguistic condensations, there is nothing in this world to beat Esperanto. It is simply *multum in parvo* over and over again." Die Tabelle der Korrelativa erreicht die griechische an Schärfe und Vollständigkeit nicht bloss, sondern lässt sie weit hinter sich.

Das Verbum sieht *in nuce* so aus:

Infinitiv — I	Gegenwart	Vergangenheit	Zukunft	Konditional	Imperativ und Konjunktiv
Finites Verb	-as	-is	-os	-us	-u
Aktives Partizip	-anta	-inta	-onta		
Passives Partizip	-ata	-ita	-ota		

Das einzige Hilfsverb ist *esi* „sein" und bei all dieser Einfachheit ist selbst das griechische Verb nicht reicher! Keine Konjunktion erheischt den Konjunktiv. Das Subjekt beim Passiv („von") wird mit *de* gegeben, das übrigens etwas zu viel zu decken hat. Die Präpositionen haben einfach den Nominativ bei sich. Der Akkusativ drückt auch (wie im Griech. u. Lat.) das Ziel aus: *mi iras Londonon* vgl. lat. *eo Londinium.* Denn „Esperanto as usual, seizes the happy thoughts of other languages, ana turns them into general principles". Die Syntax weist ganz freie Wortstellung auf. Im abhängigen Satz steht das Verbum in demselben Tempus und Modus wie im unabhängigen und nur die Person kann verschoben werden. Das Lexikon ist sehr einfach. Schon jetzt internationale. Wörter werden tunlichst beibehalten: „Radium" *radiumo*; „telefonisch" „telefona"; „ein Markonigramm senden" *markonigrami*; „heliografisch" (Adverb) *heliograme.* Reichlich werden angewandt Präfixe, Infixe, Suffixe; *mal* ergibt das Gegenteil (*bona* gut, *malbona* schlecht); *in* das Feminin (*viro* Mann, *vir-in-o* Weib) u. s. w. u. s. w. Beim Zeitwort wird die Aktionsart gut zum Ausdruck gebracht: *ek-plori* „aufschluchzen", *ploradi* „vor sich hinschluchzen". Auch sonst herrscht grosse Abwechslung: *tabakejo* = „Tabakfeld"; *tabaktenejo* = „Tabaklager"; *tabakvendejo* = „Tabakverkauf"; *tabak-fabriko* = „Tabakfabrik"; *tabak-butiko* = „Tabakladen". Es gibt kaum eine „Wurzel" im Esperanto, die einem gebildeten Menschen unbekannt wäre. „Nothing more need be said. Good wine needs no bush. To have faithfully described this language is to have forcibly commended it. It now needs but one thing-people to learn it and speak it." „It is in fact nothing more than an interesting amusement." „It would be wrong to finish without a warm tribute to the constructor of the language. It is by no means unlikely that the twenty first, if not the twentieth century, will rank Dr. Zamenhofs Revised Aryan among the most strenuous and most fruitful intellectual achievements of the nine teenth century. For he has triumphed where even Leibnitz was defeated." Sodann gilt der Dank seinen begeisterten Anhängern. Auch in England ist ihre Zahl im Wachsen begriffen.

Nicht ebenso begeistert zeigt sich Dr. Ernst Beermann in seinem Buche: Die internationale Hilfssprache Novilatin, Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, 1907, 211 S. 8⁰, 3 Mk. Der Verf. macht sich zunächst die Forderungen der *Délégation pour l'adoption d'une langue auxiliaire internationale* zu eigen. Gegen Gust. Meyer hält er mit H. Schuchardt eine solche für möglich, nicht aber in der Theorie, sondern allein in der Praxis und mit der Beschränkung auf den europäischen Völker- und Kulturkreis, weil wir sonst eine unbedingt logische Sprache haben müssten, die mit Raoul de Grasserie für *impossible* zu erklären ist. Denn psychologisch zu denken gewöhnten Menschen wird eine streng logische Ausdrucksweise stets unbequem sein. So wird man sich vernünftigerweise am Deutschen, Englischen, Französischen, Italienischen, Russischen und Spanischen genügen lassen müssen. In allen lebt trotz ihrer Verschiedenheit doch ein Familiengeist, der auf der gemeinsamen arischen Abstammung beruht und sich u. a. seit neuerer Zeit im Übergang vom synthetischen zum analytischen Bau zeigt, ebenso wie in der Aufgabe des Polysyndetons. Dazu kommt der ansehnliche gemeinsame

Besitz von Lehnwörtern aus den klassischen Sprachen, besonders in der Wissenschaft u. a. m. Das Ziel wäre ein durchweg modernisiertes und im Geiste der heutigen indogerm. Sprachen weitergebildetes Latein unter Beachtung der physiologischen Gesetze des Lautwandels und der psychologischen der Formübertragung. Die dabei in Kauf zu nehmende Künstlichkeit würde aufgewogen durch die Regelmässigkeit, die freilich nicht so weit zu treiben wäre wie im Esperanto, dessen *estas* für *ist*, *mal-* für das Gegenteil *(mal-juna = alt)*, *skribasion* für *scription*, *skribator* für *scriptor* unpraktisch erscheinen, ebenso wie die zu Missverständnissen Anlass gebende Ähnlichkeit von *mi, ci, li, ŝi, ĝi, ni, vi, ili* oder die Unterscheidung der drei Zeilen bloss durch *a, i, o*. Da das Neolatin auf einer wirklichen Sprache fusst, so vermeidet es auch das Homunkulusartige und hat Einheitlichkeit und Sprachgeist nebst Entwicklungsfähigkeit, wie andererseits als Kunstprodukt doch wieder genügende Farblosigkeit gegenüber den lebenden romanischen Idiomen. Der Mangel an Literatur könnte mit der Zeit überwunden werden gleich dem der Möglichkeit, es durch Hören sprechen zu lernen. Als Hüterin müsste eine internationale Akademie bestellt werden. Als international ist aufzunehmen nicht bloss, was in allen sechs, sondern auch, was in drei Hauptsprachen vorkommt, sofern diese nicht bloss die romanischen sind. Bei Neubildungen ist die häufigere Form zu wählen, z. B. nicht *jak*, sondern *jek* wegen *Ob-jekt*, *In-jektion* u. s. f. Dabei wird im allgemeinen nur der Grundstock beibehalten, z. B. *anim*, *herb*, bei schwerer Sprechbarkeit mit einem *-e*: *patr-e*, *lign-e*, *lingv-e* u. s. f. Die lateinische Betonung bleibt möglichst, auch die Aussprache. Doch werden *ci* und *ti* zu *tsi*. Der Grundsatz „jedem Zeichen ein Laut und jedem Laut ein Zeichen" ist nicht pedantisch durchzuführen. Eine Vergleichung ist hauptsächlich anzustellen mit *Esperanto*; dagegen ist *Volapük* tot und die aus ihm entwickelte Neutralsprache lässt Beermann, obwohl sie ihm in manchem mehr zusagt, wegen ihrer geringen Verbreitung unberücksichtigt. Gegen *Esperanto* wird geltend gemacht: die Schwierigkeit der Aussprache mancher Laute und die Häufung von solchen, vor allem aber der Mangel an Internationalität und die Unklarheit seiner Wortbildung. Was die erstere betrifft, so muss ein Wort nicht nur bekannt, sondern auch neutral sein. Misslich ist z. B., dass *Augusta* nicht = „Auguste" ist, sondern = „augusteisch", dass das Affix *-in* das Feminin bezeichnet, während es im Gebrauch moderner Sprache einen Stoff ausdrückt (*Stearin, Antipyrin, Hämoglobin*), wie übrigens auch im *Esperanto* mit seiner Halbheit z. B. in *striknino, vazelino* u. a. Solche Inkonsequenzen führen einen unerträglichen Zustand der Unsicherheit herbei, wie noch an einer Reihe von Belegen durchgeführt wird. Die Verdrängung der in aller Welt anerkannten griechisch-lateinischen Formative ist höchst störend: so wenn statt *natural* vielmehr *natura* gesagt und so die Brücke zu *Naturalismus* abgebrochen wird. Oder wenn *motor* und *elevator* zwar beibehalten, *Regulator, Isolator, Ventilator* aber durch *reguligilo, izolilo, ventolilo* verdrängt sind. Statt *Schule* soll es *lernejo* heissen; aber das könnte auch eine *Akademie* sein u. s. f. So muss also auch hier wie bei den bisherigen Natursprachen eine Übereinkunft (*θέσις*) stattfinden und niemand ist des Lernens überhoben. Der verblüffend einfache Wechsel von *o, a,*

e, *i* für Nomen, Adjektiv, Adverb, Verb lässt sich erstens nur bei wenigen Stämmen wirklich durchsetzen und führt überdies zu einer sehr unangenehmen Vieldeutigkeit: gehört *figuri* zu *figuro*, so heisst es *figurieren*; kommt es dagegen von *figura* (Adjektiv!), so bedeutet es entweder intransitiv *figürlich sein* oder faktitiv *figürlich machen* u. s. w. *bono* heisst zwar *das Gute*, aber *saxo* nicht *das Sächsische*, sondern *der Sachse*, *holando* aber *Holland*. Danach müsste *bono* sein: *das Gute*, *der Gute*, *Gutland* und *Güte*. Ähnlich steht es mit *a* und *e*. Vielfach sind alle Bestandteile einer Ableitung viel zu unbestimmt, als dass etwas Festes herauskommen könnte. Auch sonst fehlt es nicht an Undeutlichkeiten, so z. B. soll *senriska enterpreno* heissen „ein ungefährliches Unternehmen", *sen riska enterpreno* aber „ohne ein gefährliches Unternehmen". Nach alledem wird man mit Esperanto auf demselben toten Punkt anlangen wie mit Volapük. Diesem gegenüber ist es ein Fortschritt, aber es ist eine unpraktische, parteiische, unklare und somit unbrauchbare Lösung der Aufgabe. Noch weit grössere Erfolge haben das Volapük nicht vor dem Untergang bewahren können, sie erklären sich nicht aus der Vortrefflichkeit dieser Versuche, sondern aus dem dringenden Bedürfnis nach einer Weltsprache. Auch *Novilatin* hat noch Mängel, aber kleinere als *Esperanto* und solche, die sich überdies aus dem Bestreben erklären, den Hauptsprachen möglichst nahe zu bleiben. Es ist unparteiischer und vor allem klarer und deutlicher. — Es folgt nunmehr die Grammatik, die alles in allem auch nur 30 Seiten einnimmt und die Darstellungsmittel des alten Latein in sehr geschickter Vereinfachung und Weiterbildung zu modernen Zwecken verwendet. Sehr lehrreich sodann sind die Sprachproben, S. 69—90: 1. Latein und Novilatin; 2. Deutsch und Novilatin; 3. Englisch und Novilatin; 4. Esperanto und Novilatin; 5. Französisch und Novilatin. 6. Idiom neutral und Novilatin. 7. Italienisch und Novilatin. 8. Russisch und Novilatin. 9. Spanisch und Novilatin. 10. Aus dem Altgriechischen. 11. Aus dem Deutschen. 12. Aus dem Französischen. Den Beschluss bilden zwei Wörterverzeichnisse, ein novilatinisch-deutsches und ein deutsch-novilatinisches (S. 91—211). Des Interesses halber seien einige Proben mitgeteilt. So lautet ein bekannter Abschnitt aus der ersten Catilinaria des Cicero im Urtext: O tempora, o mores! Senatus haec intellegit, consul videt; hic tamen vivit. Vivit? Immo vero in senatum venit, fit publici consilii particeps, notat et designat oculis ad caedem unumquemque nostrum; nos autem, fortes viri, satis facere reipublicae videmur si istius furorem ac tela vitemus! in Übersetzung: Oh tempores, oh mores! I senat sensa lie, i konsulo vidi lie; tanne isto vivi! Vivi lo? Nò, lo veni psam aen i senat, lo participa se dei publik konsult, lo nota e designa ko sue okles omno de nos a massakre; sed nos, i korajòs vires, kredi sofficir i republik, se nos evitass i furie e i armes de isto! *Esperanto* und *Novilatin*: Vi demandas min, kiel aperis ce mi la ideo krei lingvon internacian kaj kia estis la historie de la lingvo Esperanto de l'momento de ĝia naskiĝo ĝis tiu ĉi tago? ergibt: Vos qesta me, qvam nascib en me i idè da krear u international lingve e qve si i historie dai lingve Esperanto abs i moment de lue nascie ús is jurn.

Idiom neutral und *Novilatin*: Einerseits Respondante votr letr

de 1. februar 1901, direktorad de sosietet de relsrut S. Petersburg-Tobolsk av honor komitar a vo, sinior estimed, trides nivelmetri de votr sistem pro lokomotivi a pris de seksdeskuink franki pro eksemplar franku S. Petersburg, a termin 8 april 1901 loku St. Petersburg e a kondisioni sekuant; andererseits: Respondent a Vostre lettre de februer 1 de 1901, i direkcion dei ferril-kompanie S. Peterburg-Tobolsk ha i honor de Kommissar a Vos, estimat her, tridec de Vostre systema nivell-metres pro lokomotives en i precie de sexdec qvin frankes proi piec frank S. Peterburg a termin dei april 8 de 1901 lok S. Peterburg e u seqvint kondiciones. — Aus dem Deutschen: Sa ke i filosofos de antiqve e nov tempores nihil ha obtinit u verità — qvie nemp om no possi pretendir sin u loqvie-ludie — tamue los kontendib i verità. Los vigilab i human intellekt, los tinib le en marsh, los develloppab le; quickunk le ha inventat ve ficit tra ist marsh nos depta leseku ai filosofie, ec se ist pse no pass possit se volit inventar quie. (Herder). Vergleicht man all diese verschiedenen Proben, so ergibt sich, dass Novilatin rein äusserlich betrachtet durchweg den geringsten Raum einnimmt. Auch sonst zeigt es manche Lichtseiten, die sich aus seiner Anlehnung an das eine wirkliche Sprache darstellende Latein erklären, wie denn sein Erfinder gute Sprachkenntnisse mit methodischer Schulung verbindet. Auch die Einschränkung auf den indog. Kulturkreis zeugt von Sinn für das Erreichbare. Auf der anderen Seite bleiben natürlich erstens alle die schweren Bedenken bestehen, die gegen jede künstliche Allgemeinsprache zu erheben sind und jedem derartigen Versuche von vornherein den Stempel des Utopischen, eines Turmbaues von Babel, aufdrücken. Novilatin im besonderen würde auch noch merklich verändert werden müssen, um eine beschränkte Brauchbarkeit zu gewinnen; die Schreibweise wäre zu vereinfachen, die Betonung und Aussprache klarer anzudeuten, Laute wie *h*, die dem jetzigen Romanen so gut wie unsprechbar sind, sind zu meiden. Immerhin aber sieht es so aus, als ob *Novilatin* dem *Esperanto* erhebliche Konkurrenz bereiten könnte; denkbar wäre auch, dass sich aus *Esperanto*, *Idiom-neutral* und *Novilatin* etwas Neues entwickelte, das ihre guten Eigenschaften in sich vereinigte. Eine Schwergeburt wird's immer bleiben und leider ausserdem leicht noch überdies eine Fehlgeburt werden trotz der staunenswerten Hingabe und des unleugbaren Scharfsinnes, den kenntnisreiche und kluge Männer an diese Idee wenden!

Luigi Ceci: Il fenomeno Trombetti. La Cultura, Roma, 1907 anno XXVI, Nr. 1, p. 2—6 und Nr. 2, p. 17—22. Trombetti hat bekanntlich den Versuch unternommen, nachzuweisen, dass sämtliche Sprachen der Erde von einer Wurzel ausgehen. Er ist für sein Werk von der italienischen Akademie gekrönt worden. Dagegen hat sich die Kritik seiner Landsleute fast durchweg ganz ablehnend gegen ihn verhalten. Darüber hat er sich bitter beschwert und behauptet, die Fremden, z. B. die Deutschen, hätten ihn weit gerechter gewürdigt. Luigi Ceci zeiht ihn nun der Überhebung und Unwissenschaftlichkeit, der sich im Unterschiede von G. Herder, A. Meillet u. a. der Probleme wie der Grenzen der Erkenntnis nicht bewusst sei. Wenn er behaupte, die Anschauung, dass die Sprache einen mehrfachen Ursprung habe, sei der Tod aller Linguistik, so sei dies einfach nicht wahr; Schleicher habe diesen Standpunkt eingenommen und doch

Grosses geleistet. Auch werde die Möglichkeit der Verwandtschaft zweier zunächst getrennter Zweige grundsätzlich nicht bestritten, sofern sie nur auf methodischem Wege erhärtet werde: so habe man eine hamito-semitische und eine arisch-finnische Gruppe in Erwägung gezogen. Aber man müsse festhalten an der Strenge der Untersuchung, die Schwierigkeiten seien sehr gross; wahrscheinlich seien die Ursprachen nicht einfach, sondern verwickelt gewesen. Auch kennen wir den Einfluss der vorarischen Idiome nicht genügend. Manche Sprachen, die wir noch im Zustande der Entwicklung glauben, sind tatsächlich schon wieder in dem der Einwicklung, so das Chinesische und Englische. *Il Trombetti è il semplicista della scienza*; aber es genügt nicht auf das Lexikon zu achten, man muss den gesamten flexivischen Bau mitberücksichtigen; denn «la réalité n'est pas simple»; man denke nur an die gar nicht spärlich überlieferte, aber so ganz und gar unentzifferbare Sprache der Etrusker! *Il Trombetti vi dirà che l'etrusco è una lingua bantu od una lingua americana come ieri vi diceva che è una lingua indo-europea*: setzt er doch an Stelle der „Mikrologie“ unserer Gelehrten eine hochfliegende „Makrologie“!

Soweit Artikel 1. In Artikel 2 erfahren wir, dass die massgebendsten Linguisten Deutschlands, Frankreichs u. s. w. nichts von Trombetti wissen wollen. Dieser setzt den Ursprung der Sprache etwa zwischen Kaukasus und Hochtibet an und lässt sie sich dann nach der Schmidtschen Wellentheorie ausbreiten. Aber *Tutto il metodo del Trombetti si risolve nell'arbitrario e nell'aprioristico.* Die Völker halten eben nicht immer ihre ursprüngliche Lagerung inne, sondern sie wandern auch; die Geschichte der Sprachen ist grösstenteils eine solche der Eroberungen. Auch befolgt er nicht konsequent die gesunde Regel, dass man zwei Sprachen nur dann vergleichen soll, wenn man sie möglichst auf dieselbe Altersstufe zurückgebracht hat. Er getröstet sich ihrer langsamen Veränderung: allein diese ist in Wahrheit individuell höchst verschieden, besonders je nachdem die Schrift erhaltend einwirken kann oder nicht. Jedenfalls gilt: *Le lingue son fatti sociali.* Ferner: *La parentela di due gruppi linguistici . . . non si dimostra col semplicismo trombettiano*: Jensens Vergleich des Hettitischen mit dem Indogermanischen; Scheftelowitzs Behauptung, das Kossäische sei arisch, u. a. Versuche sind nicht stichhaltig gewesen. Ein indischer Trombetti würde auf Grund der mageren Aufzeichnungen eines indischen Missionars in England beweisen, das Englische sei eine Schwestersprache des Birmanischen. Naturvölker linguistisch auszuforschen ist überaus schwer und wäre es nur wegen der Rolle, die das *tabu* im Sprechen spielt. Der Aufsatz schliesst: „Continueremo, *s'il vous plaît*“.

H. MÖLLER: Semitisch oder Indogermanisch. I. Teil, Konsonanten, Kopenhagen, H. Hagerup 1907, XVI, 395 S. 8⁰ geht aus von der Voraussetzung, dass schliesslich einmal alle Sprachen auf eine zurückgehen müssten. Insbesondere bemüht er sich seit etwa 30 Jahren, den gemeinsamen Ursprung des Ursemitischen und Urindogermanischen nachzuweisen. Er nimmt an, im Indogermanischen habe es nur *a*-(bezw. *ē*-)Wurzeln gegeben und wurzelhaftes *ĕ ă ŏ* sei aus Wurzelvokal + Guttural entstanden. Nach ihm gehört das Semitisch-Hamitische, das Kleinasiatische (bes. Lykische), die Sprachen der Ureinwohner der Balkan- und Appeninhalbinsel mit dem Ligurischen und

vielleicht noch anderen Sprachen zu einer Gruppe, die Holger Pedersen die *„nostratischen“* nennt. Die Ursitze der Indogermanen verlegt er mit Kossinna zwischen Ostsee und Südrussland oder aber mit Fick nördlich vom Kaukasus. Das Lykische betrachtet er mit Kretschmer und Hirt gegen Bugge und Pedersen nicht als europäisch, sondern als den europäischen Sprachen nur verwandt und als ein Mittelglied zwischen ihnen und dem Hamitisch-Semitischen. Das Finnische ist vorläufig noch ein Seitenglied. Das Hamitische hat sich von Asien über Afrika verbreitet. Die gemein indogermanisch-semitisch-ägyptischen und indogermanisch-ägyptischen Wortübereinstimmungen sind noch seltener als die ebenfalls nicht häufigen semitisch-ägyptischen. Im Formalen ist die Verwandtschaft der letzteren einleuchtend, dagegen im Lexikalischen weniger deutlich als die zwischen dem Semitischen und Indogermanischen. Letztere liegt so klar zutage, dass man ausrufen möchte, „wo haben wir alle doch nur unsere Augen gehabt!“ Die Regelmässigkeit der Lautentsprechungen beweist, dass grosse Störungen zwischen dem Vorindogermanisch-Semitischen und dem Indogermanischen wie dem Semitischen nicht stattgefunden haben. Innerhalb des letzteren ist das Arabische im Lautbestand am ältesten, das Assyrische steht dem Indogermanischen in der Behandlung der ursprünglichen Gutturale, das Westsemitische in der Vokalreduktion am nächsten. Von anderen Forschern hat H. Möller besonders beigezogen Fr. Delitzsch, R. v. Raumer, Ascoli und A. Uppenkamp. A. Trombetti steht er so gegenüber: als er in dessen kleinerer Schrift die Bemerkung las, auf feste Lautgesetze müssten wir verzichten, hat er das Buch zugemacht. Nach Erscheinen des grösseren L'unità d'origine del linguaggio hat er es wieder zu erlangen gesucht, aber erfahren, es sei inzwischen zurückgezogen worden. Auf die letztere Veröffentlichung hat er nur noch gelegentlich verweisen können. Die wichtigsten Ergebnisse sind fürs Indogermanische: 1. Es gibt im Indogermanischen nur *a*-(bezw. *e*-)Wurzeln, entsprechend den semitischen *a*-Wurzeln, 2. die zweikonsonantigen Wurzeln wie *bh—r*, g_1*— n* sind im Indogermanischen wie im Semitischen die ältesten, nicht (wie Hirt will) die jüngsten, 3. die langen idg. Wurzelvokale *ā ē ō* sind aus kurzen mit folgendem Kehllaut entstanden, 4. Hirts „schwere Basen“ wie g_1*— nē* sind aus den leichteren wie g_1*— n* durch Hinzutritt eines Gutturaldeterminativs entstanden, nicht (wie Hirt will) die leichten aus den leichten (der Guttural an dritter Wurzelstelle ist im Indogermanischen stets unursprünglich), 5. die palatale, velare und labiovelare *k*-Reihe sind nicht erst idg., sondern schon voridg.-semit., 6. die idg. Medialaspiraten *bh*, *dh*, gh_1, gh_2 entsprechen den semit. emphatischen Fortes *P̣* (**P̣*), ʼ̣, *ṣ*, *ḳ* und sind mit diesen unter bestimmten Akzentverhältnissen aus den ursprünglichen Tenues *p*, *t*, k_1, k_2 hervorgegangen, 8. E. Zupitzas „Doubletten“ und Noreens „Spuren idg. Lautgesetze“ erhalten Licht, wenn auch noch nicht bis in ihre Ursprünge.

Für das Semitische wird gewonnen: 1. Die Nachweisung der palatalen Reihe *š* (ש), *d* (ذ), *ṣ*, (arab.) *ḍ*, sich verhaltend wie *t*, *d*, *Ṭ*, *Ḍ* (> *ẓ*) und *k*, *g*, *Ḳ*, *G̣* (> *ḳ*). 2. Die Beachtung der Herkunft der emphatischen Konsonanten. 3. Der Nachweis der ursprünglichen Regelmässigkeit der Beziehungen von *k*, *t*, *š* zu *ḳ*, *ṭ*, *ṣ*, von *p* zu *b*, von *g*, *d*, *d* zu *G̣* (> *ḳ*), (arab.) *ẓ*, *ḍ*. Der Verfasser hofft durch seine

Schrift beizutragen zur Gewinnung eines erweiterten Gebietes und erweiterter Erkenntnismittel ebenso für die hamito-semitische wie für die idg. Sprachforschung des 20. Jahrhunderts. Den Inhalt der Einzeluntersuchungen bildet die mit ausgiebigem Material durchgeführte Behandlung der Konsonanten, wie sie in folgender Tabelle sich darstellen:

I. Stimmtonlaute:
- A. Liquidae *r*, *l*
- B. Nasale *m*, *n*
- C. Mitlautende Vokale *u̯* *i̯*.

II. Verschluss- und Reibelaute:

Fortes	tonlos	*p*	*t*	k_1	k_2	k_3	
	tönend	*P̣*	*Ṭ*	$\underset{.}{K}_1$	$\underset{.}{K}_2$	$\underset{.}{K}_3$	
Medien (Lenes)	tonlos	*b*	*d*	g_1	g_2	g_3	
	tönend	*Ḅ*	*Ḍ*	$\underset{.}{G}_1$	$\underset{.}{G}_2$	G_3	
Spiranten	tonlos	*f*	þ	*s*	*s'*	χ_1	χ_2
	tönend	—	*đ*	*z*	*z'*	g^u_1	g^u_2.

III. Kehllaute:

tonlos	1.	A_1	A_2	H	2. *h*
tönend			Y		

Anm.: A_1 und A_2 sind zwei verschiedene Laute, ägyptisch ỉ und *A*, semitisch zusammengefallen in א, *H* ist semit. *Ḥet* (hebr. ח; = arab. ح); *Y* ist das semit. *Yain* (hebr. ע, = arab. غ).

Ein Urteil über die Darlegungen des Verfassers steht mir in keiner Weise zu. Doch darf ich vielleich soviel sagen, dass sie überall den Eindruck völliger Sachlichkeit, tiefer Gründlichkeit und methodischer Sicherheit machen. Mag der Gegenstand so hypothetisch sein wie er will und das Ergebnis anfechtbar, so haben wir es unter allen Umständen zu tun mit einer Arbeit von strengster Wissenschaftlichkeit und ausgereifter Gediegenheit. Sie ist ein sprechender Beweis dafür, dass man auch schwankende Gegenstände exakt behandeln kann und sie wird, mag die Frucht gross oder klein ausfallen, stets ein Ehrentitel für H. Möller sein, dessen Stärke von jeher in einer eigenartigen Verbindung von Kühnheit und Nüchternheit bestanden hat.

O. Schrader: Sprachvergleichung und Urgeschichte. Linguistisch-historische Beiträge zur Erforschung des indogermanischen Altertums. 3. neubearb. Aufl. Jena, Herm. Costenoble 1906, XII, 557 S. 8⁰, 27 Mk. Nach einer Kritik der bisher eingeschlagenen Wege, des rassengeschichtlichen, prähistorischen, geographischen u. s. w. sucht der Verf. zu zeigen, dass sie alle ungenügend sind und der Ergänzung durch den linguistischen bedürfen. Dabei gibt er zu, dass die als gemeinsam erschlossenen Wörter nicht alle auf derselben Stufe zu liegen brauchen und Schleichers Rekonstruktion der Ursprache misslungen ist; der Ausdruck „indogermanisch“ wird stets eine gewisse Schwankungsbreite behalten. Zu beachten ist nicht bloss die Wurzel, sondern auch die Formative und auch diese können, wenn noch schöpferisch, in den Einzelsprachen selbständig angetreten, d. h. für den Rückschluss auf die Ursprache wertlos sein; ausserdem ist es möglich, dass onomatopoetische

Neubildungen den Eindruck altertümlicher Gemeinsamkeit vortäuschen. Vor allem ist nicht zu vergessen, dass mit der lautlichen Gestalt noch nicht die inhaltliche Bedeutung der Worte gegeben ist und dass Bezeichnungen, die später durch kulturgeschichtliche Entwicklung gesteigert worden sind, anfänglich einen recht bescheidenen Sinn gehabt haben mögen: so die für Gewerbe, religiöse Vorstellungen u. s. w. Die Grenze zwischen Erb- und Lehnwort ist nicht mit Kretschmer und Wundt stets zugunsten des letzteren zu verwischen. Als Ziel schwebt Schrader eine linguistische Paläontologie vor, deren Aufgabe nicht so sehr die Erschliessung der Urzustände als die Beleuchtung der späteren geschichtlichen Verhältnisse wäre. Den Einfluss der Annahme einer Sprache und Kultur durch eine fremde Rasse schlägt er geringer an als viele Neuere, z. B. H. Hirt, der die dialektische Differenzierung zu einem guten Teil darauf zurückführen möchte; auch warnt er mit Recht vor der so beliebten Verwechslung von Rasse und Kultur. Die Indogermanen betrachtet er nicht als reinrassige Vertreter des Typus *Homo Europaeus septentrionalis flavus*, ihre Kultur ist ihm die der jüngeren Steinzeit, doch schon mit leisem Eindringen des Kupfers: sie waren Viehzüchter und Ackerbauer, spannen, webten, formten Gefässe und errichteten Hütten. Gold, Silber und Eisen hatten sie noch nicht, dagegen Erz oder Bronze (aios). An Waffen hatten sie wohl Bogen, Pfeil, Dolchmesser u. a., nicht schon Metallschild, Helm und Panzer; dazu Axt, Beil, Messer, Sichel, Säge, Feile, Ahle, Nagel, Spindel, Pflug, Egge, Handmühle, Sieb. An Wild scheint gemeinsam: Hund, Wolf, Bär, Otter, Iltis, Fuchs; der Löwe ist im Balkan wohl als einheimisch zuzulassen. Der Aal soll nicht sicher indogerm., ausserdem aber auch in den Zuflüssen des Schwarzen Meeres anzuerkennen sein: andernfalls würde er die Annahme, dass die Heimat der Indogerm. dort zu suchen sei, widerlegen. Die Honigbiene schliesst Oxus-Jaxartes aus, die Schildkröte aber die Länder nördlich von Schleswig-Holstein. Floh, Fliege, Laus, Ameise stimmen überein. Die — heute nicht mehr aus Asien hergeleiteten — Haustiere sind: Hund, Rind, Schaf, Ziege, Schwein, Pferd, nicht Esel, Maultier, Kamel, Katze; an Geflügel Gans, Ente, Huhn, Taube, letztere auch als Totenvogel bemerkenswert. Besonders wichtig für die Heimatsfrage sind die Waldbäume: *deru, doru, dru* heisst 1. Baum, Holz; 2. Eiche; 3. Kiefer, Föhre, wobei Schrader die Ursprünglichkeit von 2. und den daraus gezogenen Schluss auf eine „Eichenheimat" der Indogerm. bekämpft, ebenso wie er die aus dem Verbreitungsgebiet der Buche abgeleiteten Folgerungen auf einen Ursitz in Norddeutschland ablehnt und auch die überraschend grosse Übereinstimmung in den Namen der dorthin weisenden Bäume zu entkräften bemüht ist: er glaubt, in Südrussland eine Gegend gefunden zu haben, auf deren aus Steppe und Wald gemischtem Boden alle jene Baumarten nebeneinander hätten bestehen können. Ackerbau ist für Europa und die Troas in der jüngeren Steinzeit gesichert und zwar von Gerste, Weizen, Hirse, die auch am Dniepr nachgewiesen sind. Hafer, Roggen, Spelz fehlen bis jetzt, dagegen ist Mohn in den Schweizer Pfahlbauten von Bedeutung, ebenda Pastinak und Möhre, vielleicht eine Apfelsorte, sonst Linsen, Bohnen, Erbsen; Flachs ist älter als Hanf. Einer Masse von europäischen Übereinstimmungen steht eine sehr kleine von asiatischen gegenüber: ob

yáva „Gerste“ heisst, ist unsicher. Hoops erkennt nur Gerste, Weizen und Hirse als indogerm. an, Schrader tritt überdies für Lein, Bohne, Mohn ein und empfiehlt wieder gegenüber Norddeutschland als „Urheimat“ Südrussland, vertritt auch entgegen den Bestrebungen von M. Much u. a. möglichst die europäische Herkunft dieser Pflanzen nachzuweisen, ihren Ursprung aus dem semitisch-ägyptischen Kreis. Europäisch-arische Ackerbaugleichungen sind die für Brot, Sichel, stampfe, enthülse, Mehl, vielleicht Furche; die Zahl der einzeleuropäischen ist wieder weit grösser als die der einzelarischen, was Schrader nun nicht durch einen Verlust auf der letzteren Seite, sondern aus dem Nebeneinanderbestehen zweier Kulturstufen erklärt. Während Hoops u. a. den Indogermanen etwa mit dem heutigen Transvaalburen so ziemlich auf eine Stufe stellen und seine Wanderungen als eine Art von Trecks auffassen möchten, rückt ihn Schrader (unter der Beistimmung keines Geringeren als Ed. Meyers in der 2. Aufl. des 1. Bandes seiner Gesch. d. Altert.) erheblich tiefer: zwar gesteht er ihm den Gebrauch des Haken- und Scharpflugs beim Ackerbau zu, meint aber, dieser selbst sei als eine des Freien unwürdige „Arbeit“ betrachtet worden und behauptet, er sei im wesentlichen eine Feldgraswirtschaft gewesen, habe wie der russische Mir Privateigentum ausgeschlossen und die Heimatliebe nicht befördert. Wenn auch nicht Nomaden, so seien sie doch in erster Linie Viehzüchter gewesen, anfänglich von Schafen (*pĕc-us* zu *πέκ-τω*), dann besonders von Rindern (*pecūnia*). All das stimmt nach Schrader am besten wieder auf die südrussische Steppenwaldlandschaft, wo die westlichen Stämme auch das den östlichen fehlende Schwein züchten und das bei Pflanzennahrung unentbehrliche Salz aus dem Schwarzen Meer holen konnten. Für Fischnahrung waren sie nicht eingenommen. Zum Fleisch traten Baumfrüchte (wohl auch die Eichel) und die aus der Halmfrucht gewonnene Polenta; das Brot war eine Art Matze (*lībum*, *lëbe-kuoche*, *hlaifs*) und erst später gesäuert, Salz bei Fleischnahrung entbehrlich: im wesentlichen ist es der neolithische Zustand, nur dass hier wohl bei vorindogerm. Bevölkerung die Fische mehr hervortreten und Butter und Quark nicht dieselbe Rolle spielen wie bei den Indogermanen. Der Rauschtrank ist nur sprachlich nachzuweisen im Met und ungemalztem, sowie ungehopftem, jedenfalls namenlos niederträchtig schmeckendem, Bier. Die Kleidung bestand aus z. T. bereits gegerbten Fellen, aber auch schon aus Geweben und Gespinsten von Wolle wie Leinen. Der Mantel war alt, das Hemd aus Asien eingedrungen; die Germanen entwickelten aus dem Schurz die Hose (*brūca*); Schuhe, Kopfbedeckungen und Schmucksachen fehlten nicht, Wohnung nahm man schon in Hütten oder Häusern mit Pfosten, Türen, Dächern, auch Pfahlbauten. Die Wand bestand u. a. aus Flechtwerk (zu *windan*). Die ältere Form ist die runde, dann kam die rechteckige; im Mittelpunkt war das h. Feuer; Fenster gab es nicht, dafür Dachluken. Hausrat fehlte ausser Töpfereigegenständen. Tauschhandel war vorhanden, wobei das Vieh den Wertmesser abgab und das Zehnersystem bis 100 benützt wurde. Auch fehlte der Wagen nicht mit (ungespeichtem) Rad, Achse, Nabe, Lünse, Deichsel, Joch, Kummet, Zügel; dem Schiff will Schrader nur mässige Bedeutung zugestehen, bloss im nordischen und ägäischen Gebiet hat es später eine Rolle gespielt; natürlich, an den bescheidenen Ufern des bescheidenen Schwarzen Meeres konnten die Indogermanen keine

Wikinger werden. Einen eingehenden Abschnitt widmet der Verf. der indogerm. (Kauf-)Ehe, die als patriarchalisch geordnet erscheint. Die Spannung zwischen Mannesmutter und Schwiegertochter ist uralt und erklärt sich aus der Aufsicht der ersteren über die letztere. Erst allmählich kommt die mütterliche Verwandtschaft in Betracht, Mutterrecht aber niemals; die Frau ist ein Geschöpf zweiter Ordnung; der Mann *potis* Herr (eigentl. „er selbst"?). Unter ihm steht die Grossfamilie, die in der serbischen *zadruga* doch wohl noch fortlebt; von Bedeutung sind Sippe und Stamm: besonders für griechische Verhältnisse bietet hier ein reiches und kritisch gesichtetes Material das von Schrader nicht genannte klassische Buch von Fustel de Coulanges: *La cité antique*. Fürs Lateinische wird u. a. hingewiesen auf *vin-dex* , *vin-dicta* zu ahd. *wini* „Freund". Blutrache ist noch im Schwung, aber schon durch Busse eingedämmt. Schwere Verbrechen sind der Sippenmord (*pāricīdium*, vgl. gr. πηός, [langob. *fara*-mund]) und der heimliche Diebstahl, während der offene Raub nicht schändet. Eigentliche Richter fehlen noch. Die Religion, deren Besprechung eine lehrreiche Auseinandersetzung mit Kuhn-M. Müller, Schwartz-Mannhardt-E. H. Meyer vorangeht, erstreckte sich auf die Totengeister und dann auf die *deivos*, die Schrader als höhere Sondergötter fasst, darunter besonders *di̯ēu̯s*; Zauber und Kult fehlen nicht, die Gaben sind die dem Menschen wertvollen Tiere und Sachen, wohl auch Menschenopfer.

Zum Beschluss erörtert der Verf. nochmals im Zusammenhang all die Gründe, die ihm für seine Ansetzung der indogerm. Heimat in Südrussland zu sprechen scheinen. Dabei nimmt er folgende Zweiteilung vor:

Waldsteppe und Waldgebiet	Baumarme Steppe
Viehzucht mit Ackerbau	Viehzucht mit geringen Spuren des Ackerbaus
Schweinezucht	Keine Schweinezucht
Salz	Kein Salz
Westen (Europäer)	Osten (Arier).

Wahrscheinlich ist in Südrussland, das stets eisfrei war, auch das Ursprungsland der Indogermanen zu suchen. Dort treffen wir so gut wie anderwärts die Kultur der Neusteinzeit und hier lassen sich die Berührungen mit den finnisch-ugrischen Sprachen am leichtesten denken, die bis in den grammatischen Bau hineinreichen. Endlich stimmen hierzu die späteren Bewegungen der Völkerwanderung, die bekanntlich vom Schwarzen Meer ausgingen.

Es ist ein grosses Werk, von dem wir hiermit Abschied nehmen, ein Werk, das von bewundernswerter Arbeitskraft und vielem Scharfsinn zeugt. Sein Verfasser hat eine ungeheure Literatur durchgearbeitet und verwertet, um sein Buch nach wie vor auf der Höhe zu halten. Kein Benützer wird es ohne die nachhaltigste Förderung aus der Hand legen. Wenn ich einige Bemerkungen dazu machen dürfte, so wären es folgende: Die Art, wie alle Untersuchungen auf die Frage nach der Urheimat abzielen, hat, wie mir scheint, der Unbefangenheit geschadet. Selbst wenn die Antwort sicherer wäre als sie ist (mir leuchtet die nordische Hypothese immer noch mehr ein), so wäre eine solche *petitio principii* doch stets bedenklich: eine ganze Anzahl von negativen Instanzen muss kunstvoll weggedeutet werden und eine Reihe positiver Aufstellungen ist offensicht-

lich nur aus der Voraussetzung geflossen. Sodann glaube ich, dass die Nachweise von De Lapouge, Penka, M. Much, Woltmann, Ammon, Wilser u. s. w. hinsichtlich der nordeuropäischen Rasse und ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung doch höher einzuschätzen sind als Schrader zugibt; schliesslich ist das ja freilich zum Teil Sache eines Gefühles der Evidenz, das vielfach täuschen, aber doch ebensosehr instinktiv auf grosse Zusammenhänge führen und einen in viele Schlösser passenden Schlüssel liefern kann, mag es auch noch so handgreiflich einseitig sein, ihn mit Gobineau und H. Stewart-Chamberlain als *passepartout* überall hineinzustecken. Am Ende kommt es dabei auch auf die Prinzipienfrage an, wie man sich eigentlich die Wirkung des Blutes, der Vererbung, der Anpassung u. s. f. innerhalb des Gebietes der Geschichte vorgestellt. Ganz ähnlich steht es mit der Ethnologie: Schrader wendet sich mit scharfen Worten gegen Hirt, Streitberg u. a., die sie in weitem Umfang hereinziehen. Er hat sich in die Hauptwerke dieser Richtung selbst auch ganz gut eingelesen, aber doch nicht so liebevoll eingefühlt, wie das etwa Erw. Rohde in seiner unvergleichlichen 'Psyche' vermocht hat. Bloss so gewinnt man jenen umfassenden allgemeinen Hintergrund, von dem sich dann die Entwicklung der Einzelvölker abhebt. Dazu tritt ein weiteres: die Unterschätzung des Einflusses, den die Urbewohner der Länder geübt haben mögen, in welche die Indogermanen eindrangen; wieviel mag z. B. in der griechischen Religion der ägäischen Schicht zugehören und darum für den Rückschluss auf die indogerm. Urzeit ausscheiden? (Vgl. hierzu insbesondere J. E. Harrison, Prolegomena to the study of Greek religion, Cambridge 1903; W. Wundts Völkerpsychologie II, 1 und 2). Wie reiht sich andererseits die achäische Religion oder Nichtreligion, die in einem so scharfen Widerspruch zu der ägäischen steht, in das ganze Problem ein? Man sieht, hier türmen sich die Fragen übereinander, aber solche aufzuwerfen ist bekanntlich oft Sache der Toren und wir haben allen Grund, uns dessen dankbar zu freuen, was uns ein Weiser aus reichem Füllhorn gespendet hat.

Willy Pastor: Der Zug von Norden. Eugen Diederichs, Jena und Leipzig 1906, 104 S. kl. 8°, 2,50 Mk., geb. 3 Mk. Das kleine Buch bezweckt die menschliche Geschichte eingliedern zu helfen in die allgemeine grosse Lehre von der Weltentwicklung. Die Erde ist zu fassen als Stern unter Sternen und die Irrlehre von der Geschiedenheit des Anorganischen und Organischen aufzugeben. Unser bisheriger, auf Griechenland und Rom begründeter Geschichtsunterricht war nichts als eine trockene Mumienweisheit. In Wahrheit war Italien (nach V. Hehn) ein Land von fast nordischem Gepräge; es war nichts als der Vorposten des Waldgebietes von Mitteleuropa; in diesem haben wir das Quellgebiet der germanischen Rasse, der eigentlichen Trägerin der Geschichte. Sein Urwald war die Wiege eines Heldengeschlechtes von unverdorbener Kraft. Im Tertiär herrscht noch Tropencharakter, der schon vorhandene Mensch war noch halbtierisch. Es folgte die Eiszeit und in dieser erlebte er eine züchtende Auslese, die ihn erst zu seiner geistigen Höhe emporführte. Danach kam die Zeit der Tundra mit dem die Mitte des Erdteils vom Norden scheidenden Walde. So bildeten sich zwei Kulturkreise, der nördliche und der südliche, jene der der älteren, diese der der jüngeren

Steinzeit, die in Mitteleuropa durch eine scharfe Kluft getrennt sind, während sie im Norden verbunden erscheinen zwar nicht durch die bisher viel zu einseitig herangezogenen Kleingeräte, wohl aber durch die Grosssteindenkmäler; hierher gehören die Dolmen, die Cromlechs, die Steinsetzungen, die Menhirs, der Bredahügel (das Kivikmonument), alle in der jüngeren Steinzeit, ein Hinweis darauf, dass der Staat bereits bestand. Die Denkmäler von Stonehenge, Avebury u. s. w. sind eine Art von steinernen Kalendern oder Sonnentempeln, die Sonnenverehrung aber bedeutet nichts geringeres als die Befreiung des Menschengeschlechtes aus dem dumpfen Dämonenglauben und damit seine Erhebung zur ersten Religion im höheren Sinn. Es war die arische Rasse, die in diesem Zeichen die niederen Rassen besiegte und die germanozentrische Auffassung muss durchdringen, wonach die Zugrichtung der Menschheitskultur nicht von Ost nach West ging, sondern von Nord nach Süd. An den Trojaburgen hat Krause nachgewiesen, dass der Übergang vom Schamanismus zum Sonnenkult im Norden erfolgt ist. Sie sind Anlagen von mehreren konzentrischen oder in der Spirale oder im Labyrinth geführten Kreisen in Reliefs oder Steinsetzungen oder Wallburgen (Balderbergen). Mit ihnen ist verknüpft eine Fülle von Sagen, Volksfesten, Kinderspielen u. s. f., besonders zu Frühlingsanfang oder zur Sommersonnenwende. Die Trojaburgen stellen die Sonnenbahn graphisch dar, dies weist auf astronomische Beobachtungen hin und diese wieder auf einen geregelten Landbau. Dieser als methodische Übung ist ebenfalls das Verdienst einer nordischen Rasse, die wir schon im Fichtenzeitalter nicht allzu dünn werden ansetzen dürfen. Die ersten Wanderungen gingen wegen des Urwaldes über See. Schon das Geschlecht der *Kjökkenmöddinger* muss, wie es überhaupt nicht so tief stand als man gerne meint, Schiffe gekannt haben, nicht blosse Einbäume: nach den neueren Funden reicht das Wikingerschiff bis in die jüngere Steinzeit zurück! Krause hat im '*Tuiskoland*' an der Hand der Grosssteindenkmäler den Gang der Küstenwanderungen nachgezeichnet, die übrigens nicht einfach durch die „unsäglich subalterne und grundunwahre Ziffernphilosophie des Malthus" zu begreifen sind. Das Spiralornament, das man als prähistorisches Leitfossil bezeichnen darf, geht zurück auf die Trojaburgen der westlichen Seewanderer in der Megalithenzeit, während die östlichen Landwanderer die Motive des Holzbaus haben, so z. B. im griechischen Tempel oder in der protodorischen Säule der Hyksoszeit, aus der auch die Buchstabenschrift stammt. Diese ist eine Erfindung der Landarier. In einem zweiten Abschnitt schildert Pastor die Trojaburg unter Beigabe einer Zeichnung derer von Wisby eingehender als Zauberstätte, Drohburg, Sternwarte und erwähnt auch noch das Trojaspiel der Kinder, das auch wir kennen als „Himmel und Hölle". — Ein weiteres Kapitel zeigt (mit Bildern) die Bedeutung des Schwertes für die indogerm. Kulturgeschichte von der Steinzeit an. Das Kupfer dazu brauchte nicht aus dem Süden zu kommen, sondern wir haben in Mitteleuropa Belege für völlig bergmännische Gewinnung. Die ältere Kupferepoche ist von der orientalischen und ägäischen unabhängig, ja vielleicht die letztere umgekehrt ein Ableger der nordischen. Auch von der Bronze kann dasselbe gelten: sie kann von den Ostseeländern stammen; Zinn bezog man leicht aus Eng-

land. Nicht im Süden, sondern im Norden finden wir die Übergänge vom Kupfer- zum Bronzestil und nur hier sind die drei Griffteile zu künstlerischer Einheit verschmolzen. An der Klinge beobachtet man etwas Ähnliches wie die Anschwellung der antiken Säule, worin wiederum ein Hinweis auf die Feinheit europäischen, nicht aber orientalischen Formgefühls liegt. So zeigt sich überall, an Bauten, Buchstaben, Schwertern, dass die Urgestalt im Norden zu suchen ist. Die spielerische Kleinheit vieler dieser Waffen ist nicht etwa auf die gänzlich unerweisliche Einwanderung asiatischer Menschen zurückzuführen, sondern auf eine Art von frühgeschichtlicher Rokokoneigung. „Es gab dazumal Stutzer schlimmer vielleicht, als da man Pluderhosen oder Glockenröcke trug"; man vgl. bei uns das Verhältnis von Säbel und Degen beim Infanterieoffizier! Ganz anders stellt sich das Eisenschwert dar: es ist unpersönliche wuchtige Massenwaffe, von germanischer Prägung, von der, wiederum entgegen der bisherigen Auffassung, die keltische möglicherweise nur ein Abklatsch ist. Das Eisen ist erheblich früher anzusetzen als man gemeint hat, weil die Bronze noch lange benutzt wurde als Schmuck und Grabmitgabe, als man zu Gebrauchsgegenständen schon jenes verwandte. — Von ausschlaggebender Bedeutung für die Geschichte unserer Rasse in den ersten Metallzeitaltern würde schliesslich eine systematische Erforschung der Sicherheitsnadel, der Fibel, sein. Ihr Ausbreitungsgebiet ist ausschliesslich Europa, eine Bestätigung der Lehre, dass es germanische oder germanoide Völker sind, die der Kultur, auch der des Orients, ihre Anstösse gegeben haben. Näher betrachtet herrscht die eingliederige (griechisch-römische) *fibula ad arco di violino* im Süden und in Mitteleuropa bis zur Donau, die zweigliederige (nordische) Fibel in Norddeutschland und Skandinavien und zwar ist die letztere die ältere, ebenso wie die reichverzierten Kanonen des 16. und 17. Jahrhunderts den einfachen, aber leistungsfähigeren Kruppschen Geschützen zeitlich vorangehen; dazu kommt das stilistische Merkmal, dass die ältere europäische Kunst vorwiegend horizontal, die jüngere vertikal dachte. Übrigens spielt auch hier die Mode herein: „Stark aufs Äussere bedachte Jünglinge können heute nicht sorgsamer die Falten ihrer Kravatte ordnen, also so ein Nordländer der Vorzeit das Gewand unter den Bügel seiner Fibel, die in ihren gefälligen Formen für ihn dieselbe Bedeutung hatte, wie für unsern Parkettlöwen die Busennadel": auch sie waren eben nicht lauter Recken! Die *Brillenfibel* zeigt den Verfall wie die sinkende Antike im Hellenismus oder die sinkende Renaissance in Bernini. In der Hallstattperiode kämpfen Bronze und Eisen, in den Latènefibeln herrscht das letztere und zwar mit einem durchaus germanischen, nicht keltischen Stil. Auch in der Römerzeit erhält sich der erstere viel fester als man anzunehmen pflegt. Ja selbst der karolingische, byzantinische und jungromanische Stil zeugt in seinen alle Orientphantasie überstrahlenden Ornamentik von dem unerschöpflichen Einflusse der Nordländer auf die Kultur Europas, die von der Steinzeit an bis ins Mittelalter eine ununterbrochene, vom Orientalismus nicht zerschnittene Einheit darstellt. Das Gegenteil behaupten wäre soviel als sagen, die Gestaltung unserer politischen Verhältnisse sei nur aus den Einfällen der Hunnen, Avaren und Türken zu verstehen. Ein letztes Kapitel ist den praktischen Konsequenzen dieser

„germanozentrischen Geschichtsauffassung“ gewidmet; es soll bei Berlin oder auf Rügen als „nordische Akademeia im lautersten Sinn“ ein Park angelegt werden, an dessen verschiedenen Abteilungen den Besuchern handgreiflich die Leistungen des europäischen Nordlandsmenschen auf dem Gebiete der Menschheitsbildung vorgeführt werden; Trojaburgen, Grosssteingräber, Wohnhäuser, Schiffe, teils in natürlicher Grösse, teils in farbigen Modellen nebst Darstellungen von Gebrauchsgegenständen u. s. w. werden einen überwältigenden Einblick gewähren. Auch auf die Seelenregungen der Schöpfer all dieser Dinge wird ein helles Licht fallen: vor allem wird sich zeigen, wie frei sie da, wo sie als unvermischte Herrenschicht auftreten, von Todesfurcht waren und welch gereinigter Religion sie huldigten, wie dann aber durch die Rückwirkung der unterworfenen Sklavenrassen dumpfe Furcht und abergläubische Gebundenheit mehr und mehr ihr Haupt erhoben. — Natürlich ist in der kleinen Schrift vieles hypothetisch und manches phantastisch. Aber der leitende Grundgedanke, dass nämlich die europäische und damit die Menschheitskultur in anderer Weise als wir früher glaubten, auf der Einwirkung des *Homo europaeus septentrionalis* beruht, wird doch richtig sein; auch Forscher wie S. Reinach und M. Much haben sich jüngst scharf gegen das gewandt, was sie *Le miroir oriental*, *das morgenländische Trugbild* nennen; gewiss hatten wir nicht nötig, alles aus dem Süden zu entlehnen und durchaus berechtigt ist es, einmal die Gegenfrage aufzuwerfen, ob nicht vielmehr Griechen und Römer ein gut Stück ihrer Leistungsfähigkeit der Beimischung nordischen Blutes verdanken: ihre Sprachen sind ja im Bau zweifellos indogermanisch.

Rich. Riegler: Das Tier im Spiegel der Sprache, Dresden und Leipzig, C. A. Koch, VIII, 294 S., 8°, 7, 20 Mk. (Neusprachl. Abh. aus d. Geb. d. Phraseologie, Realien, Stilistik und Synonymik, herausg. von Clem. Klöpper, Rostock). — Die Untersuchung ist angelehnt an Brinkmanns ausgezeichnetes Buch. Die dort in mustergültiger Weise entwickelten Gesichtspunkte sind ergänzt durch die Berücksichtigung des Einflusses der Fabeldichtung auf die Metaphernbildung, besonders des gemeinsamen, aus dem Altertum stammenden Grundstockes desselben, Vollständigkeit ist nicht erstrebt, von den Kultursprachen besonders das Deutsche, das Englische, das Italienische, das Spanische (nebst dem Portugiesischen), und das Französische, gelegentlich das Lateinische und selten das Altgriechische beigezogen, die Etymologien nach den besten Gewährsmännern wie Kluge, Kluge-Lutz, Skeat und Körting gegeben. Mit Recht wird darauf hingewiesen, dass derartige Untersuchungen nicht bloss einen sprachwissenschaftlichen, sondern auch einen kulturhistorischen, folkloristischen, völkerpsychologischen und zoologischen Wert haben; in letzterer Beziehung war für den Verfasser schätzbar die Beihilfe, die ihm sein Kollege Adrian Achitsch gewährt hat, während er sich andererseits auch der Förderung keines geringeren als Hugo Schuchardt in Graz erfreuen durfte. Behandelt werden: Affe, Fledermaus, Maulwurf, Igel, Luchs, Löwe, Tiger, Wolf, Fuchs, Wiesel, Bär, Eichhörnchen, Murmeltier, Maus, Ratte, Hase, Kaninchen, Elefant, Kamel; Vögel im allgemeinen, Adler, Falke, Eule, Uhu, Kauz, Kuckuck, Papagei, Wiedehopf, Schwalbe, Drossel (Amsel), Nachtigall, Rabe, Krähe, Elster, Lerche,

Fink, Zeisig, Sperling, Wachtel, Kranich, Schnepfe, Strauss, Schildkröte, Eidechse, Schlange (Natter), Frosch, Kröte; der Fisch im allgemeinen, Hering, Sardine, Kabeljau, Aal, Schnecke, |Wespe, Ameise, Käfer, Schmetterling, Fliege, Mücke, Floh, Grille, Heuschnecke, Wanze, Laus, Spinne, Krebs, Wurm. Das Verfahren, das Riegler einschlägt, besteht allemal darin, dass zuerst die verschiedenen Ausdrücke in den verschiedenen Sprachen aufgezählt und nach Möglichkeit etymologisch gedeutet werden und dass hierauf all die bildlichen, grossenteils sprichwörtlichen Übergänge vom Tier- aufs Menschenleben folgen. Dabei zeigt sich die weitgehende Freiheit der Ideenassoziationen, nach denen sich der Bedeutungswandel vollzieht. Bald knüpft er an äussere, bald an innere Vergleichungspunkte an, indem er sich bewegt auf den Gebieten der Verengung, der Erweiterung, der Übertragung und der kulturgeschichtlichen Fortbildung. Dabei kommen oft die kühnsten und possierlichsten Gedankenverbindungen heraus, so, wenn eine Art von Krankenhemden aus Flanell mit dem englischen Namen der Nachtigall benannt werden, nicht etwa, weil zwischen ihnen und dieser eine tiefsinnige Beziehung obwaltete, sondern weil eine verdiente Krankenpflegerin im Krimkriege Nightingale hiess. Das sorgfältig gearbeitete, auf einem grossen Tatsachenmaterial aufgebaute und auf ausgebreiteten Studien beruhende Buch ist eine wahre Fundgrube der lehrreichsten Beobachtungen. Auf einem so unübersehbar ausgedehnten Felde lassen sich natürlich immer noch Ergänzungen denken: so würde wohl der *Physiologus* und ähnliche mittelalterliche Fabelbücher noch mancherlei ergeben und eine genauere Durchstöberung des Volksbrauches nicht unfruchtbar sein; insbesondere der Aberglaube würde bei Tieren wie dem Käuzchen oder der Schlange sicherlich noch einen Ertrag abwerfen, da der animistische Untergrund aller niederen Religion auch heute noch lange nicht zugeschüttet ist. S. 61 *parturiunt montes* wird richtiger so konstruiert werden, dass *montes* als Objekt gefasst wird: „Sie wollen Berge gebären"; S. 210 ist aus ital. *rospo* nicht auf Länge, sondern auf Kürze des u in lat. *ruspidus* zu schliessen.

E. Siecke: Drachenkämpfe, Untersuchungen zur idg. Sagenkunde, Leipzig, J. C. Hinrichs, 1907, 123 S. gr. 8°. — Weitverbreitet ist der Mythos von dem Kampfe eines lichtschaffenden Gottes mit einem den Mond verdunkelnden Dämon, der schliesslich der schwarze Mond selber ist. Die schmalste Form des Mondes lässt sich als Schlange ansehen und bezeichnen; diese einfachste Anschauung gehört zum ältesten Gemeinbesitz der noch nicht getrennten Semiten und Arier. Vielleicht kommt hierbei ursprünglich auch Ägypten in Betracht, wo freilich dann die Sonne in den Vordergrund getreten ist. Vier Formen sind zu unterscheiden: nach der ersten ist der Mond ein vielköpfiger Drache, in dem sich eine helle und dunkle Seite bekämpfen; vgl. den Kampf zwischen Indra und Ahi-Vritra. Nach einer zweiten Form wird die Mondvernichtung der Sonne zugeschrieben und in einer dritten tritt eine in die Gewalt eines Drachen geratene Jungfrau hinzu, die durch dessen Erlegung befreit wird. Bei der Vernichtung des Mondes handelt es sich nicht etwa um seine tägliche Verdrängung durch die Sonne, sondern um die allmonatliche durch die Sonne, die Sonnenfinsternisse haben nicht zu vielen Mythen Anlass gegeben und so ist diese vierte Form selten. So

sehr sich Siecke dagegen gesträubt hat, ist er doch schliesslich zur Erkenntnis gedrängt worden, dass auch der hellenische Zeus ursprünglich Mondgott ist und seine Erhebung zum höchsten Himmelsgott ist ein besonderer Ruhmestitel der Griechen, nicht minder als die des Apollon. In dieser Weise wird nun eine ganze Reihe idg. Mythen, Legenden u. s. w. gedeutet: Argo, Noahs Arche, Odysseus' Blockschiff sind nichts anderes als das Mondschiff. Die letzte Sichel des Mondes ist ein Zahn, er selbst ein Eber. Aber noch mehr: „Wir wissen nun, dass der Mond eine mit Met gefüllte Schale ist; die goldgelbe Farbe des Honigs erleichtert die Vergleichung mit dem goldgelben Monde." Und weiter: „Der gestorbene Mond ist eben ein Stein, ausserdem in einen Sarg gepackt." Perseus, Kadmos und besonders Herakles mit samt seiner Schwarzhintrigkeit gehören hierher. Die Heroen sind herabgesunkene Götter, nicht die Götter gesteigerte Menschen. Das „Abenteuer von Amphitryo-Alkmene-Zeus wurde am Himmel geschaut, wie das von Siegfried-Brunhilde-(Dornröschen)Gunther, welches ganz ähnlichen Sinn hat." Auch der Thormythus ist hierher zu ziehen.

Siecke geht aus von der Anschauung, dass diese Mond- und Sonnenmythen, diese „Reden" von Drachenkämpfen in der Regel nicht von Volk zu Volk entlehnt, sondern selbständig entstanden seien. Er verficht mit Eifer das Recht der vergleichenden Mythologie gegenüber modernen Angriffen. So stellt er sich als ein Fortbilder der Richtung von A. Kuhn und M. Müller dar. Zwar will er der neuerdings unter dem Einfluss von Forschern wie Fustel de Coulanges, Frazer, Andr. Lang, E. B. Tylor, H. Spencer, E. Rohde, O. Crusius u. s. w. herrschend gewordenen „animistischen" Theorie mit ihrer Betonung von Ritus und Kult nicht völlig widersprechen, aber im ganzen glaubt er sie doch verwerfen zu dürfen zugunsten des Mythos, in dem er keine Allegorie, sondern eine Art von urweltlicher Ausdrucksweise erblickt. In seiner Bekämpfung der Gegner ist er gelegentlich etwas temperamentvoll und wirft ihnen nicht bloss flachen Euhemerismus, sondern auch Unsinn und Fliegendenblätterstil vor. So sehr man augenblicklich geneigt sein mag, die Bedeutung des Animismus zu übertreiben, so scheint er mir doch das Ursprünglichere und der Mythos erst auf einer höheren Stufe künstlerisch (d. h. individuell) schaffenden Bewusstseins entstanden. Eine völlig objektive prinzipielle Darlegung dieser Dinge findet man jetzt im 2. Bande von W. Wundts Völkerpsychologie.

L. Wilser: Die Rassengliederung des Menschengeschlechts. Beiträge zur Rassenkunde, Heft 1, Leipzig, Thüringische Verlagsanstalt 1907. 26 S. gr. 8°. 75 Pfg. Dass die Menschen körperlich sehr verschieden sind, zeigt ein Blick auf einen Arier einerseits, einen Kaffern andererseits sofort, dass dem aber seelische Differenzen genau entsprechen, will man immer noch nicht einsehen und verschwendet unnütz Geld und Mühe an die höhere Kultivierung von Rassen, die man erst an Arbeit und friedliches Zusammenleben gewöhnen sollte. Ein wertvolles Indizium ist die Form des Schädels als des knöchernen Gehäuses für das Gehirn, das auch in der Stammbildung weit zurückreicht; nach ihr folgt Farbe und Wuchs. Im ganzen verhält sich geistige Begabung und Farbstoffablagerung umgekehrt und zwar deshalb, weil die Bleichung zu den jüngsten Errungenschaften gehört.

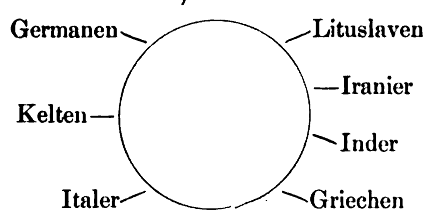
Dagegen ist die Sprache als übertragbar nur als sekundäres Merkmal zu verwenden für die Rasse, während sie für das Volkstum ausschlaggebend ist: man kann den Unterschied von Rasse und Volk gar nicht scharf genug betonen; die erstere ist ein naturwissenschaftlicher, die letztere ein geschichtlicher Begriff. Der Mensch nach seiner Abstammung betrachtet, sollte durchaus nur mit naturwissenschaftlichen Masse gemessen werden, wie schon Linné getan hat mit seiner Bezeichnung *Homo sapiens*. Schwalbe, den Wilser sehr hoch stellt, trennt *Homo primigenius* und *sapiens*, er selbst *Homo fossilis* und *hodiernus*. Der *Homo fossilis* erscheint 1. als *Proanthropus erectus*, vertreten durch den Fund von *Dubois* auf Java. Er ist weder ein affenähnlicher Mensch noch ein menschenähnlicher Affe, sondern eine den gemeinsamen Vorfahren noch sehr nahestehende Vorstufe des Menschen, auch nicht dessen „Erzeuger"; dass im übrigen Affe und Mensch einander am nächsten stehen, ergibt sich ausser aus der Anatomie aus der Blutprobe und der Übertragbarkeit der Syphilis. Beachtenswert ist an dem *Proanthropus erectus* die Langform des Schädels. Auf der nächsthöheren Stufe steht 2. der Urmensch, *homo primigenius*, vertreten besonders durch die Funde von Neandertal, Spy, Taubach, Schipka, Krapina u. s. w., während der Schädel von Cannstatt augenblicklich nicht recht verwertbar ist. Er war plump, etwa 150 cm hoch, mit stärkeren Beinen als Armen, langem, flachem und ziemlich engem Schädel (c. 1200 ccm Hohlraum), fliehender Stirn, stark vorspringenden Augenwülsten, kräftigen, vorstehenden Kiefern und Zähnen, zurückweichenden Kinn. Er ist älter als die Eiszeit in Europa. Es folgt 3. der Urneger, *homo niger varietas primigenia sive fossilis* von mittlerem Wuchs, langschädlich (Index 69), negerähnlich, doch wohl hellhäutiger. Daran schliesst sich an 4. der Lössmensch, *homo mediterraneus varietates fossiles*. Es ist die Mittelmeerrasse, die freilich einstmals bis auf die britischen Inseln und an die Ostsee reichte. Sehr schmalschädlich (Index unter 70), von mittlerem, feingliedrigem Wuchs, schwarzem Haar und dunklen Augen. Die Zwerge von Kesslerloch, Schweizersbild und Chamblandes sind wohl eine Kümmerform hierzu. Nunmehr ist zu nennen 5. der Rentierjäger, *homo priscus*. Schön, stattlich, leiblich wie geistig reich ausgestattet, Träger der paläolithischen Kultur, Schöpfer der bildenden Kunst, hochgewachsen (bis zu 2 m), langschädlich mit einem den heutigen übertreffenden Hohlraum bis zu 1600 cmm, vielleicht blond: es ist diese „*Cro-Magnon Rasse*" eine prächtige Rasse gewesen, wahrscheinlich auf die Eiszeit zurückzuführen; wir haben hier den Stammvater unseres heutigen *Homo sapiens* Linné vor uns, dessen höchste Ausprägung der in Südschweden beheimatete und den ältesten französischen Rentierjägern ganz nahestehende *Homo europaeus septentrionalis* ist. Dieser gehört zur *dolichokephalen* Hälfte der Menschheit; der *homo brachycephalus* (Index bis zu 84,8), etwa 1,53 m hoch, dürfte in Europa jüngeren Ursprungs sein und findet sich selten rein; auch er leitet zur neolithischen Zeit über und gewinnt im Laufe der Entwicklung in Mitteleuropa immer mehr die herrschende Stellung.

Der fossile Mensch lebt noch heute fort. Das Ausstrahlungsgebiet aber ist Europa (nicht etwa Australien). Der jetzige *homo sapiens* datiert von der neueren Steinzeit her, lebt also seit etwa 10000 Jahren unverändert und ist in diesem beschränkten Sinn ein Dauertypus. Unter den farbigen

Rassen sind zunächst zu erwähnen die Neger, deren Hautschwärze Wilser auf vererbten Einfluss der Sonnenbestrahlung zurückführt und die bis nach Tasmanien verbreitet gewesen sind. Sodann *homo brachycephalus*, aus Asien eingedrungen: Rundschädel, vorgeschobener Oberkiefer mit Flachnase und „Mongolenfalte", gelbliche Haut, dunkle Augen mit schmaler Lidspalte, grobes und straffes Haar, geringer Bartwuchs, untersetzte Gestalt mit kurzen Beinen. Kreuzungen haben die amerikanische und inselindische Varietät ergeben. Die Kultur von China und Japan ist nicht rein mongolisch, sondern beeinflusst von westlichen Langköpfen (vgl. besonders die Ainos!). Seit alten Zeiten sind Langköpfe aus Europa nach Asien und umgekehrt Rundköpfe aus Asien nach Europa gewandert. Die weisse (nicht kaukasische!) Rasse zerfällt wieder in zwei Hauptbestandteile: 1. die mittelmeerische, *homo mediterraneus* und 2. die nordeuropäische, *homo Europaeus septentrionalis*. Diese ist ausgezeichnet durch länglichen, geräumigen, wohlgebildeten Schädel, edlen Gesichtsschnitt, rosig-weisse Haut, blaue Augen, helles, oft lockiges Haar, üppigen Bartwuchs, hohe, kräftige und ebenmässige Gestalt. Dazu kommen die hervorragendsten seelisch-geistigen Eigenschaften, so dass wir in ihr die Blüte der Menschheit zu sehen haben; sie stammt, wie gesagt, ab von der gleichfalls schon hochentwickelten Rasse der Rentierjäger. Endlich die untersetzten dunkelhaarigen Rundköpfe von der Rasse *Homo alpinus Linné* stammen meist wohl nicht mehr von den früheren Vertretern desselben Typus ab, sondern sind immer wieder aus Asien herübergesickert: hierher zählen Hunnen, Avaren, Magyaren, Türken (bis zur Eroberung von Konstantinopel). Seit alten Zeiten haben Mischungen stattgefunden, durch welche die Rundköpfe an Bedeutung, doch auch an Güte gewonnen haben, so z. B. bei den Finnen, während die Eskimos dunkler geblieben sind. Der Nachweis von der nichtasiatischen Herkunft der Indogermanen ist für Geschichtsbetrachtung und Weltauffassung von grossem Werte.

Ein Urteil steht uns über Wilsers Darlegungen nicht zu; immerhin haben wir von ihnen den Eindruck, dass sie mit den wissenschaftlichen Ansätzen der bedeutendsten Forscher übereinstimmen und den gegenwärtigen Stand der Frage gut wiedergeben. Die kleine Schrift des auf diesem Gebiete wohlbewanderten und selbständig zu urteilen berufenen Verfassers eignet sich zur Gewinnung eines raschen Überblicks.

L. Wilser: Stammbaum der indogermanischen Völker und Sprachen, Jena, H. Costenoble, 1907, 38 S. gr. 8⁰. 1 Mk. In teilweisem Gegenstatze zu Hoops, der die ursprüngliche Lagerung der indogerm. Stämme folgendermassen verdeutlicht hatte,



führt der Verfasser aus: Die Schmidtsche Wellentheorie kann nicht durchweg richtig sein, weil Wanderungen anzunehmen sind. Die Heimat ist

nicht mit Hoops, der sich zu sehr an Geiger anschliesst, in Deutschland zu suchen, weil es nicht die nötigen Voraussetzungen für die Entstehung der Blondheit bietet, sondern im heutigen Schweden. Richtiger würde übrigens die Kreisform ersetzt durch die Fächerform. Urkelten und Urgermanen waren ganz nahe verwandt, besonders die ersteren sind dann durch Mischungen mit andersartigen Rassenbestandteilen stark verändert worden. Zuerst sind die Scharen in die mittelmeerischen Gebiete gezogen und haben sich mit den mediteranen Einwohnern gekreuzt, die als Sikaner, Sikuler Sizilien besetzten. Es folgten Marser, Volsker, Sabiner (Sabeller und Samniten vgl. Sabalinger, Sueben, Semnonen), Latiner (die den Namen Italia mitbrachten, vgl. ahd. *ital*), Osker, Umbrer (ursprünglich Ambronen oder Ombriker), Keltiberer, Gallier, Belgen, Kimbern, alle verwandt. So stimmt allerdings die linke Seite des Hoopsschen Kreises. Nicht so die rechte: Die Griechen rücken hier fälschlich neben die Italiker, während sie mit den Litauern weit näher zusammengehören. Der östliche Strom hat sich in 3 Hauptarme gespalten: Litauer (nebst den Ästiern und den von den Germanen wenig unterschiedenen Preussen) und Thraker nebst Dardanern, Phrygern, Bebrykern (früheren Brigern), Bithyniern (früheren Thynern), Mysern (früheren Mösiern). In die Balkanhalbinseln wanderten ein: Pelasger (die „Alten"), Achäer, Hellenen, Thessaler, Makedoner. Selbst auf Kreta, in Knosos und Hagia Triada, sind Bilder von Frauen gefunden worden mit edlem Gesichtsschnitt, mit rosig-weisser Haut und üppig-blondem Lockenhaar, die Reinach als „nos Parisiennes" bezeichnet. Die mykenische Kultur ist sicher nicht ohne nordischen Einfluss entstanden. Nach Westen ergossen sich die Thraker als Noriker (zu *νῶροψ*), Rhäter, Tyrsener (Tursci, Tusci, Etrusci): Wilser versucht, wohl vergeblich, wiederum, die Etrusker als Indogermanen hinzustellen, besonders auf Grund von Zahlwörtern. — Eine zweite östliche Gruppe bilden die slavisch-wendisch-indischen Völker, eine dritte die sarmatisch-skythischen und persisch-iranischen, die sich wahrscheinlich in Europa abgetrennt haben. Es werden nunmehr die 4 germanischen Stämme abgehandelt: der ingävonisch-kimbrisch-frisische; der istävonisch-marsisch-fränkische; der herminonisch-schwäbische; der vandilisch-gotische. Durch die keltische Vermittlung erklärt sich nach Wilser das Vorhandensein besonderer Wortverwandtschaften zwischen Lateinisch und Nordgermanisch; ja sogar Cajus, Mummius sollen heute noch fortleben als Kai (weiblich Kaja) und Momme (wovon Mommsen) in Frisland und Dänemark. — Die Franken, deren Eigentümlichkeit es war, „den rauh gesprochenen Hauchlaut, der sich im Keltisch-Lateinischen ganz zu c verhärtet hat, mit *ch* zu schreiben", bestehen aus den Chauken, Cheruskern, Chatten, Chamaven und Chasuariern. — Zum herminonisch-schwäbischen Stamm gehörten Ariovists Heerhaufen. Die Wanderung der Angeln von Schonen über die dänischen Inseln nach Schleswig lässt sich verfolgen an den Namen auf — *leben* — das zu ahd. *chleo, chleves* „Hügel" gehört. Die Alamannen und Schwaben rechnet der Verf. nach wie vor zum gleichen Stamm: der Name der letzteren ist letztlich derselbe wie der der Schweden. Die Bayern hält er weder für Boier noch für Markomannen, sondern für Baiovaren, die im 6. Jahrh. n. Chr. frisch aus dem Norden aus dem Lugiergebiet zwischen Havel, Spree und Oder eingewandert seien und deren Wortschatz viel Übereinstimmendes mit dem Gotischen zeige.

Die vierte Gruppe ist die östlichste, wozu besonders die Goten zu rechnen sind, ferner die Wandalen, Burgunder (von Bornholm), Rugier (auf Rügen), Gepiden, Heruler, Taifalen u. s. w. Der Name der Wandalen greift über auf die Wenden, der der Goten auf die litauischen Guden, die thrakischen Gauden und Geten; spät aus dem Norden nachgerückt sind die Sachsen, die sich in Ostfalen, Engern, Westfalen und Nordleute gliedern; ihre Sprache ist der alamannischen nahestehend, wie denn *usere liuti* im Hildebrandslied noch jetzt in dem *üsere lüt* des Wiesentals nachklingt. Mit dem Blute verbreiteten die wandernden nordischen Völker auch ihre Kultur und ihren Stil; unter diesen Gütern befindet sich auch die Schrift, die also nicht mit Wimmer aus dem Süden herzuleiten ist. Die nordische Rasse stammt ab von der *Homo Priscus*-Rasse von Cro-Magnon, deren Ursprung entweder im westl. Mitteleuropa oder im hohen Norden zu suchen ist: Hoops' Behauptung, der Mensch sei erst im Eichenzeitalter nach Nordeuropa gekommen, ist irrig. In Nachträgen sucht Wilser Südschweden als Urheimat der Indogermanen zu verteidigen gegen Steinhausen, der sich für die Nordseeküsten entschieden hat und Axel von Kock, der die südliche Ostseeküste als Teil der Heimat der Germanen betrachtet. Der Vortrag ist wie alles von diesem Verfasser eine Mischung von richtigen Erkenntnissen und phantasievollen Konstruktionen; auf geschichtlichem Gebiet ist er gebildeter Laie, auf sprachwissenschaftlichem interessierter Dilettant. Grundsätzlich ist einzuwenden, dass die Heimat der Germanen mit der der Indogermanen nicht zusammenzufallen braucht: z. B. könnten die letzteren an der Südküste der Ostsee gesessen haben, wie M. Much will. Von hier könnte ein Teil nach Südschweden hinübergezogen und von da in den germanischen Wanderungen zurückgeströmt sein. —

L. Wilser: Rassentheorien, Stuttgart, Strecker-Schröder, 1908, 32 S. 8°. Rasse, Volk, Reich (oder Staat) sind genau zu scheiden: das erste ist ein naturwissenschaftlicher, das zweite ein sprachlich-geschichtlicher, das dritte ein rechtlich-politischer Begriff; die drei decken sich nicht notwendig, sondern durchkreuzen sich mannigfach. Ausdrücke wie 'lateinische Rasse' sind durchaus irreführend: *Ces maudits ethniques sont la peste de l'anthropologie.* Das Grundlegende ist die Rasse und bei ihrer Bestimmung dürfen nicht bloss einzelne Merkmale beigezogen, sondern es müssen alle verwertet werden in der Reihenfolge: Schädel, Farbe, Wuchs; beim Menschen ist die seelisch-geistige Seite nicht zu übersehen! Dabei zeigt sich, dass Farbstoffablagerung und Verstandeskräfte im umgekehrten Verhältnis stehen: je lichter, desto begabter; je dunkler, desto unbegabter. Die Sprache steht zwar mit der Rasse im Zusammenhang, ist aber kein Rassenmerkmal, weil sie nicht vererbt wird, sondern sich wechseln lässt. Es genügt mit Linné drei Hauptarten zu unterscheiden: *Homo Europaeus, Afer, Asiaticus.* Die letzte könnte man auch *homo brachycephalus* nennen und sie in die *varietas americana* und *alpina* zerlegen, die zweite mag man *homo niger* benennen, die erste zerfällt in den *homo septentrionalis* und den *homo mediterraneus.* Entsprechend dem Gesetze, dass sich die höchst entwickelten Arten am wenigsten von den Ursitzen entfernt haben, sind die Nordeuropäer diesen am nächsten, der Anfangskultur aber am fernsten und umgekehrt die Wilden der südlichen Breiten, die uns noch heute

die Zustände unserer Vorfahren am besten wiederspiegeln. Die Stammrasse des Urnegers ist in einer Höhle bei Mentone gefunden worden, die ältesten Rundschädel finden wir in der älteren französischen Steinzeit, die beiden langköpfigen europäischen Rassen stammen von der *race de Cro-Magnon* und der *race de Clichy* ab.

Die wirklich aktive Rasse ist die nordeuropäische, wie dies schon vor Latham ausgesprochen worden ist. Gobineau hat sich zwar auf naturwissenschaftlichem, aber auch auf geschichtlichem Gebiet zahllose schwere Blössen gegeben und seine Herkunft von dem Wiking Ottar Jarl ist nur ein Märchen, aber für die Verbreitung des germanozentrischen Gedankens hat er viel getan. Dies wurde völlig klar erst durch die Erkenntnis des Verfassers selbst, dass das Ausstrahlungsgebiet der nordischen Rasse im südlichen Schweden zu suchen sei. Seitdem ist die verhängnisvolle asiatische Irrlehre gefallen. Chamberlain hätte noch Wertvolleres leisten können, wenn er vom Begriff der Rasse mehr verstünde. Entschieden höher steht der einem tragischen Ende erlegene Woltmann. Die Gegner dieser Anschauung sind teils zünftige Historiker, teils politische Gegner der Germanen, teils Angehörige einer anderen Rasse (Hertz und Finot, ursprünglich wohl Finkelstein geheissen!). In Wahrheit kann ein Neger durch alle Schulbildung niemals auf die Höhe eines Nordeuropäers gehoben werden (man vgl. nur Haiti!) und auch die Japaner sind nur Nachahmer; die chinesische Kultur aber ist wahrscheinlich von Indogermanen angeregt, entbehrt übrigens auch des für den Arier kennzeichnenden Triebes zu rastlosem Weiterstreben, das von schönen Steinwerkzeugen bis zu Buchdruck, Dampfmaschine, Telegraph, Eisenbahn, Fernsprecher, elektrischer Maschine und Luftschiff geführt hat. Das ist kein Zufall, sondern Naturgesetz. Wahrscheinlich haben die Nordeuropäer auch die Bronze erfunden wie unsere Buchstabenschrift, mit der verglichen das ägyptische und das babylonische System äusserst unhandlich sind. Die paar Jahrtausende dieser Kulturen verschwinden gegenüber den Hunderttausenden der europäischen Steinzeit und am Ende waren die Sumerier selbst keine kurzschädlichen Turanier, sondern langschädliche Indogermanen. Auf Grund der „biologischen Reaktion“ hat Bruck folgende, mit Ammons Anschauungen völlig übereinstimmende Anordnung der Rassen gefunden: Nordeuropäer, Araber, Chinesen, Malaien, woran sich zuletzt die Neger reihen würden. Daraus ergeben sich auch praktisch wichtige Ergebnisse für eine durch Zuchtwahl zu erreichende Rassenverbesserung, wie sie schon Plato im Auge hat — und wie sie unseren Staatslenkern wieder vorschweben sollte; Bismarck [aber auch Schopenhauer!] hat hie und da derartige Einsichten gezeigt. Dagegen sind die minderwertigen Rassen unserer Kolonien, wenn auch gerecht, so doch mit Strenge zu behandeln: denn der Gedanke der Gleichheit aller Menschen ist ein haltloser Traum.

Stuttgart. Meltzer.

Allgemeine Phonetik. 1906. J. Poirot, Quantité et Accent Dynamique[1]). M. Poirot takes up in this carefully written little study the recent theory of Mr. Erik Rosengren with regard to vowel quantity and accent[2]). Mr. Rosengren has asserted that what the classical grammarians called length in quantity is nothing else than what the Germanic languages call accent: the modern dynamic accent, according to this theory, is the perception of the quantity of the vowels, and not of the acoustic intensity of the utterance. The importance of this clear and radical theory drew about it considerable discussion, among which the study of M. Poirot takes its place.

M. Poirot examines by means of phonetic instruments the following groups of sounds: *apa*, *apa*, and *appa*. He offers a statement as to the nature of the vowels used, and the syllabic accent[3]). This constitutes the weakest part of his work. The employment of artificial groups of vowels and consonants in such an inquiry is extremely lax and very objectionable, much as it has been used by various experimental phoneticians. The matter is complicated and difficult enough when an investigator of a given nationality and residence pronounces perfectly well-known words. We can then obtain a fairly good idea of the exact pronunciation. This becomes, however, far more difficult and uncertain, when he employs fictitious and arbitrary groupings of sounds. I have many times seen the two methods tried, and have tried them myself, and I have no hesitation whatever in favoring the use of actual words. It is to be regretted too that M. Poirot does not employ the alphabet of the International Phonetic Association, tho he deserves credit for explaining just what sounds he tried to give for the vowels to be examined. These criticisms made, one can only say that the conduct of the experiments as described by the author is highly reassuring and praiseworthy.

Space is lacking to give in detail the conclusions of M. Poirot. Suffice to say that he differs from Mr. Rosengren in believing that our perceptions of intensity play a rôle in dynamic accent, and that this dynamic accent does not repose solely on the relations of quantity and musical pitch. He praises Mr. Rosengren for having maintained that quantity plays an important rôle in languages possessing dynamic accent. M. Poirot's investigation shows acumen, and his results are stated with a moderation which inspires confidence and the hope that he, and Mr. Rosengren also, will continue their very interesting research.

A. Zünd-Burguet, Exercices pratiques et méthodiques de Prononciation Française[4]). The present volume ressembles somewhat the Praktische Übungen zur Aussprache des Französischen, by the same author, but differs in being more up-to-date, and in employing the alphabet of the International Phonetic Association. The writer explains on page IV of the Avant-Propos why he prefers this alphabet to the one formerly used by him. The book is divided into two parts, the first of which offers some simple ideas of practical phonetics;

---

1) MSNPhH. IV, 1906. 2) Om identiteten af antikens kvantitet och den moderna fonetikens s. k. dynamiska accent, in: Sprak och Stil, II, 1902, 97—121. 3) p. 372. 4) Marburg (Hessen), Elwert 1906. IV, 127 S., Mk. 2,40.

the second and more valuable part includes the exercises in pronunciation. In the first part, one may find several excellent sentences, as, for example this on page 4: «Plus l'élève se laissera pénétrer de cette vérité phonétique que deux langues différentes n'ont aucun son en commun, plus il réussira vite à prononcer correctement celle qu'il veut apprendre.»

On page 6, M. Zünd-Burguet says that ɛ̃ is the nasal form of ɛ, a statement whose accuracy we may well doubt. The use of the symbol ɛ̃, in short, for the vowel of the word *vin* seems to be one of the defects of the phonetic alphabet. In the last line but one of page 7, it would probably be truer to say: *un peu*, instead of: *très*. The author says on p. 8, that, in French, one hears at the beginning of a sonant consonant which stands first in a word a very short, indistinct vowel. Experiments made in various languages by means of my apparatus for the soft palate have convinced me that there is considerable irregularity in this matter, if one may judge from the words commencing with *m* or *n*, ... words which lend themselves easily to such an investigation. In the second line of the last paragraph on p. 10, the first *ou* should be *au*. There is an error in the seventh line of page 11. Another misprint is found in the remark which appears under Exercise 3, p. 14. In line seven of this page, the transcription of *choléra* has been replaced, thru an error, by that of a totally different word. In Exercise 5, p. 18, the word *maman* is made regular; is it not generally pronounced: *məmɑ̃*? In this same Exercise, the word *envoi* is defectively transcribed. In the second line from the bottom of p. 20, there seems to have been an interchange of vowels in the transcription of *balle* and *Bâle*. The transcription of the second remark at the bottom of p. 22 includes one or two errors. In Exercise 9, p. 24, first paragraph, the transcription of *dans* is defective, and that of *Lucie* is incorrect in the following paragraph. The last word of line two of Exercise 12, p. 26, is incorrect. The word at the end of the fourth line from the bottom of p. 27 is probably meant to begin with a capital letter. The indication of length of vowel in the last word of the second line of p. 28 is doubtless an oversight. The word *vénal* is not correctly printed in the fourth line of p. 29. There is no reason for the different transcription of *Agnès* on pages 28 and 30. In the second paragraph of Exercise 16, *campagne* is badly printed, as also *compagnie* in the following paragraph. On p. 32, in Exercise 18, the word *chat* is incorrectly notated, as are also in Exercise 19 the words *fête* and *feu*. The word *femme* is transcribed with the vowel *a* in the Exercise, which constitutes a grave error (it is given correctly on p. 11). The author writes the *l* of *il*, tho it is rarely heard in conversation (save, of course, when followed by a vowel). Hundreds of his other pronunciations are conversational in style. Why not include this important word? The misprints mentioned above were seen in glancing rapidly over the first 32 pages (one fourth of the book). It is therefore clear that the author has not exercised proper care in correcting the proofs, or that the printer did not devote sufficient attention to the volume.

P. PASSY, Petite Phonétique Comparée des Principales Langues Européennes[5]). The purpose of this treatise is stated on

5) Leipzig and Berlin, Teubner 1906. 132 S. Mk. 1,80.

p. 3: «Ce petit livre est un traité élémentaire de phonétique, destiné en première ligne aux professeurs de langues vivantes.» The subject matter of the little volume keeps very close to this program. The work is systematically presented, yet withal in a style so clear, rapid and vital that the usual aridity and obscurity of philological studies is completely absent. The tone of the book is almost conversational, without being undignified. The treatise deserves above all the name of practical: it is the result of long years of the most careful experience in teaching phonetics to students of scores of different languages and dialects. No one is more skilful than the author in work of this kind, and his new book will prove of the highest value to teachers of the important living languages.

Mention may be made in passing of a few points. On p. 24, it is said that English pronunciation distinguishes *a name* from *an aim*; it would be better to employ the words used on p. 47: «L'anglais peut... faire la différence entre an aim ... et a name.» As a matter of fact, these expressions are almost invariably pronounced alike[6]). The statement made in the paragraph which laps over onto p. 41, that fixity of the number of syllables in a line of poetry could not suffice to produce rhythm, is eminently correct, and I have seen it exemplified many times in tracings. The term *vélaire*, applied to *k* and *g* (see p. 69 and elsewhere) is not an adequate term for the sounds mentioned, which, in some languages, do not touch the soft palate at all. The term *voyelles anormales* (see p. 95) is also a mere approximation which it would be hard to justify, unless on the ground of the defects of our vocabulary.

The present volume makes use of the international phonetic alphabet, and is thus to be added to the already large number of important books employing this alphabet.

Ferdinand Wawra, Das Französische Lautsystem Rousselots verglichen mit dem Paul Passys[7]). It is inevitable that many should make mentally a comparison between the phonetic alphabet of the Revue des Patois Gallo-Romans and that of the Association Phonétique Internationale. Professor Wawra has made such a comparison in due and accurate form, and in a manner which must be called fair. The two alphabets have in the main divided the French philologists, who, for quite a while, seemed to prefer the former (that of Rousselot and Gilliéron). Gradually, however, the latter of the above mentioned alphabets (that of Passy) gained on its rival. It is likely that the alphabet of the Revue des Patois Gallo-Romans would already have decreased in use to the vanishing point, were it not that one of its originators, M. Gilliéron, was entrusted with the monumental Atlas Linguistique de la France. One thing which has much aided the alphabet of the Association Internationale, is, as Professor Wawra says, the pressure from without France. This alphabet made its first conquests outside the limits of France, and the last country where it is destined perhaps to general use will be France.

---

6) One may compare the comment of Sweet: A Primer of Phonetics, 3d edition, 1906, p. 68. 7) Wiener-Neustadt, H. Postl 1904. 24 S.; the second part of the study appeared in 1906, Wien and Leipzig, Karl Fromme. 50 S.

The author of the comparison between the two systems finds that of Passy of fuller and more harmonious development, while that of Rousselot shows less grasp of the general subject of phonetics, but greater accuracy, being based on experiments with instruments. Rousselot's alphabet, according to the author, provides for more shades of vowels, but his Précis de Prononciation française can never enjoy the popularity of the books of Passy.

Jules Cornu, Phonétique Française. Chute de la voyelle finale[8]). The author discusses in a brief and clear article the loss in French of the Latin final atonic vowel. His conclusions are stated in the following sentence: «L'atone finale est tombée d'abord dans le corps de la phrase, s'est maintenue plus longtemps à la pause» (p. 1), and again: «Cet exposé suffira à prouver qu'il serait faux d'admettre que l'ə provenant de l'*e*, de l'*ĭ* et de l'*ī*, de l'*o* et de l'*u*, soit tombé simultanément dans tous les mots, quelle que fût la place qu'ils occupassent dans la phrase, après les consonnes simples, après les consonnes doubles et après les groupes de consonnes. L'ə qui provient de l'*e* gallo-roman est tombé plus tôt que celui qui provient de l'$i = \bar{I}$, de l'*o* ou de l'*u*, si ces dernières voyelles se distinguaient encore» (p. 13). The discussion of Professor Cornu concerns the Old French period. Mention may be made in passing that an attempt to indicate the pronunciation of the Serments de Strasbourg and the Vie de St. Léger, which are cited by him, is to be found in the recent numbers of the Maître Phonétique[9]).

P. H. Churchman, An Introduction to the Pronunciation of French[10]). This modest little book is one of the most practical that have appeared in English, and one cannot but hope for it a wide use in America and other English-speaking countries. It is meant only for English-speaking pupils. A few minor criticisms may be mentioned. It is perhaps not wise to give so early in the work a considerable number of irregular words as are to be found under (2) on page 10. The pupil is likely to get a false idea about final *s*. The note on *mais*, under (5) page 11, should apparently be 3 instead of 2. The statement on p. 17 that the *u* of *chut* is silent is hardly accurate. The note at the bottom of this page on the ancient pronunciation of *sur* and *mûr* is misleading, and it would be better to say, at the close of this same note: «have been similarly changed to *u*.» It is an error to say (p. 39) that the *l* of *il* is to be pronounced. A distinction in usage should be made, as also for *cul*, p. 38. The statement about the pronunciation of *tous*, p. 41, could be somewhat better worded.

H. Sweet, A Primer of Phonetics[11]). The new edition contains few changes from the second, most of them being reflected in an article on mixed vowels, in the Maître Phonétique for December 1901, pp. 144—147. The value of the Primer does not lie in the rigid and apparently scientifically, accurate system of vowels and consonants which constitutes the frame work of the Bell system of phonetics, but lies much

8) Reprint from the MChab. RF. XXIII, Erlangen, Fr. Junge 1906. 9) Mai-Juin 1907; Mai-Juin 1908. 10) Cambridge, Massachusetts, published for the author by the University Press 1906. 11) 3d edition, Clarendon Press, Oxford 1906.

more in the multitude of close observations made by the author. The subjective dangers of this system are reduced to a minimum in his hands.

A few points may be mentioned briefly by way of comment. I do not believe that the following language is correct, applied to the uvula: «It is pressed back so as to close the passage into the nose in the formation of all non-nasal sounds» (p. 8). It is said on p. 11, that, if the word *fee* be whispered: «only the vowel is altered, the consonant remaining breathed as in loud speech.» While the concluding clause represents the substantial facts, it is not scientifically accurate, for one can easily show by means of instruments that, if one element in a word be changed, all neighboring elements are also changed. The words: «in all phonetic diagrams», in the first sentence on p. 15 are somewhat too extreme. A better word than *approximation* in paragraph 38, p. 16, could probably be found, nor can one regard the word *vertically*, in paragraph 39, p. 17, as anything but unfortunate. In the fourth line of p. 33, it would be better to say: «not seriously impeded.» I do not think that the term «uvula-stop», in paragraph 78, p. 39, expresses the facts of the case, if I may judge from an examination made with the artificial vowel-rounder. It follows that I do not accept the words «uvula-explosion», on p. 40. To speak of making a pause «between every word», p. 45, is to speak perhaps clearly, but not elegantly. The statement that, in French, the final *t* of *toute* is pronounced «with as much or nearly as much force as the initial one» (p. 48) does not square with experiments which I have conducted with the spirograph. It appeared from these experiments that the final *t* was, if anything, stronger than the initial one. The principle embodied in paragraph 117 (a), p. 53, lends itself to examination with an instrument for the soft palate, in the case of words beginning with nasal vowels (French). The statement at the close of the first paragraph of (b), p. 57,. seems slightly extreme, applied to French? The English *m* in *nymph* is said (p. 63) to be a lip-teeth consonant. I have never heard it so pronounced in America, where the word is in use only among the learned. Dr. Sweet's observation may be accepted as correct for England.

A. Dutens, Etude sur la Simplification de l'Orthographe[12]). Among the large number of remarkable books and articles which have appeared recently concerning French orthography, none merits a more careful examination than the above *magnum opus* of 483 pages. The author discusses the various theories that have been elaborated, such as the etymological, the phonetic, and concludes in favor of a middle reform: «le problème orthographique ne comporte qu'une solution approximative.» He proposes a modified phonetic system of spelling, which, while removing thousands of absurdities, would still, in his opinion, preserve the purity and the clearness of the language. He explains how the most troublesome exceptions could be eliminated, and a gradual reform inaugurated. In this long and intricate discussion, the author shows a minute acquaintance with the early history of written French, as well as with middle, classical and modern French. His use of the grammatical and phonetic

12) Paris, F. R. de Rudeval 1906. Fr. 6.

terminology is accurate, save that he employs the absurd term *e labial* (see, for example, p. 81). A great many times, a phonetician pure would be inclined to go farther than M. Dutens, but in such cases the author generally offers arguments of great weight. Many pages of the treatise are genuinely brilliant: see, for example, pp. 14, 15.

Lack of space forbids more ample notice of the important writings concerning the reform of the orthography in France.

The movement for the reform of the orthography in the United States goes on its way. The Carnegie Spelling Board, with headquarters at New York, issues from time to time a new list of recommended changes in spelling, which are being slowly but surely adopted by many people. Professor James Geddes, Jr., of Boston University, continues to champion simpler spelling and a more rational alphabet[13]). These questions are being discussed before numerous learned and educational societies. There is little doubt that the spelling of English in the United States will have been reformed a generation hence, independently of what England shall have done.

Report of the Committee of the Modern Language Association on the Proposed Phonetic English Alphabet (10 S). The Committee (composed of Professors E. S. Sheldon, Chairman, James W. Bright, C. H. Grandgent, George Hempl and Raymond Weeks) considered the Report of a Joint Committee, filed in 1904, and advocated certain changes, which it is needless to mention here. The Report was adopted by the Modern Language Association, and the hope is expressed that it will be used for the key-words in the large dictionaries. The proposed phonetic alphabet marks a step at least towards a recognition in English of the vowel values of the other European languages. Some would have preferred taking a longer step, notably as concerns *e* and *i*, but others feared to be too drastic, in the face of conservative opinions.

P. Passy, Les Sons du Français. The fifth edition of the Sons appeared in 1899. The present one is written in the ordinary orthography, whereas its predecessor was written in that of the Réformiste. It has not been found necessary to bring to bear many changes in the new edition. One sees here the wellknown system of the author, presented in a clear and convincing manner. Such books as this are supporting the powerful propaganda of the International Phonetic Association, and are largely the cause of its accelerated progress.

G. Panconcelli-Calzia, Bibliographia Phonetica. Dr. Panconcelli-Calzia began in 1906 a Phonetic Bibliography, which appears in every number of the Medizinisch-pädagogische Monatsschrift für die gesamte Sprachheilkunde, whose editor is Direktor Albert Gutzmann, Berlin. The service which Dr. Panconcelli-Calzia is rendering to the cause of phonetics deserves cordial support.

---

13) For example, in a paper entitled: Simpler Spelling, read before the department of Superintendence of the National Educational Association, published by the Palmer Co., Boston, Massachusetts (reprinted from Education, May, 1906).



It is to be hoped that phoneticians will not fail to send him their articles at his address: Phonetisches Kabinett der Universität Marburg (Hessen).

Urbana, Illinois. Raymond Weeks.

Arabisch (Semitisch) 1906—07.

1. Die grossen Grundlinien semitischer Laut- und Formengeschichte (in Umschrift) bietet auch für weitere Kreise bündig und bequem der freilich allzu rasch, daher oft auch flüchtig arbeitende BROCKELMANN in seiner Semitischen Sprachwissenschaft (Leipzig, Göschen 1906, 160 S. kl. 8⁰, 80 Pfg.), während dessen grosser auf zwei dicke Bände berechneter Grundriss der vergleichenden Grammatik der semitischen Sprachen noch 1907 in 2 Lieferungen zu erscheinen begonnen hat (Berlin, Reuther u. Reichard gr. 8, 240 S.). Das erstere ist kurzer Auszug des letzteren.

2. Ebenso erschien von kompetenten Autoritäten in Amelangs „Literaturen des Ostens in Einzeldarstellungen" 1907 der 7. Band, 2. Abteilung (Lpz. VIII 281 S. gr. 8) „Geschichte der christlichen Literaturen des Orients" umfassend: die syrische und die christlicharabische Literatur von BROCKELMANN (letztere am schwächsten auf 7 Seiten!), Geschichte der armenischen Literatur von FINCK, Geschichte der koptischen Literatur von LEIPOLDT, Geschichte der äthiopischen Literatur von LITTMANN.

3. Meisterhaft ist NÖLDEKE^s kaleidoskopische Übersicht über „Die aramäische und äthiopische Literatur" in Hinnebergs „Kultur der Gegenwart" I 7, S. 103—131. (Berlin, Teubner 1907, gr. 8.)

4. Ebenso warm ist auch RUBENS DUVAL^s ebenso reichhaltige und gediegene, wie billige 3. Ausgabe von „La littérature syriaque", (Paris 1907, XVII 430 S. mit Karte, 12⁰, 3,50 fr.) auch weiteren Kreisen zu empfehlen. (Zu 2—4 vgl. meine Besprechung DLZ. 1908, 986ff.)

5. Die „Kultur der Gegenwart" hat uns 1906 in I 3 „Die orientalischen Religionen" S. 87—135 die meisterhafte Übersicht über „Die Religion des Islams" von GOLDZIHER gebracht.

6. Ebenda in I 7, S. 132—159 (1906) bietet uns DE GOEJE die treffliche, fast allzu kurze Skizze „Die arabische Literatur".

7. Dagegen holt R. NICHOLSON in seiner ausgezeichneten „A literary History of the Arabs" viel weiter aus, 1907, 16 + 719 S.

8. Ein unentbehrliches Hilfsmittel für alle fernere Geschichtsforschung über den Islam werden die monumentalen „Annali dell'Islam" bilden von LEONE CAETANI, PRINCIPE DI TEANO, deren zwei erste Bände 1905 und 1907 erschienen (Milano, Hoepli, I XVI 740 S., II LXXVIII 1567 S. fol.) und erst die J. 1—12 der Hidschra umfassen.

9. HENRY CHARLES LEA, der Verfasser der dreibändigen History of the Inquisition in the Middle Ages und von „The Moriscos in Spain, their conversion and expulsion" (London 1901) hat nun auch in seinem monumentalen vierbändigen Werk A History of the Inquisition in Spain (London 1906—1907) stets auch auf

Juden und Moriscos Rücksicht genommen, wozu 1908 noch ein willkommener Ergänzungsband gekommen ist The Inquisition in the Spanish Dependencies (Sicily, Naples, Sardinia, Milan, The Canaries, Mexico, Peru, New Granada).

10. Von BRODY und ALBRECHT[s] guter neuhebräischer Anthologie aus Spanien erschien 1906 in London eine englische Ausgabe: Scha'ar haschir, the new-hebrew school of poets of the spanish-arabian epoch.

11. Zu den „Religionsgeschichtlichen Volksbüchern" hat 1907 (56 S. Tübingen) C. H. BECKER eine ansprechende, freilich oft allzu kühne Vergleichung von „Christentum und Islam" gegeben.

12. Eine respektable, wenn auch nicht von Lücken und Fehlern ganz freie Leistung stellt dar L. RINALDI[s] Le parole italiane derivate dall'arabo, (studio filologico comparato con glossario), Napoli 1906, gr. 8⁰, VI + 107 S. Fausto Lasinios kleiner Versuch „Delle voci italiane di origine orientale", Firenze 1886, 16 S. ist dem Verfasser unbekannt geblieben.

13. Das gleiche gilt von GHEORGHE POPESCU-CIOCANEL[s] Quelques mots roumains d'origine arabe, turque, persane et hébraïque, Paris 1907, IV 49 S. gr. 8⁰.

14. DAVID LOPES behandelt in Trois faits de phonétique historique arabico-hispanique (Congrès d'Alger III 242—261) den Übergang von lateinisch *g* (*c*) in portugiesisches und spanisches *j*: *Pacem* = *Beja*, *Tagus* = *Tejo*, *Tajo* u. a.; leitet *mesquita*, *meschita*, *mosquée*, *moschea*, *mosque* Moschee, aus der byzantinischen Übergangsform *μασγίδιον* her; und handelt vom Übergang von arabisch *a* (*ā*) in portug. span. *o*.

15. SEYBOLD leitet die zwei bisher rätselhaften Planetennamen in Wolframs Parzival: *alkitêr* und *alligafir* aus Verderbnis von *alkātib* = Merkur und *azofir* (*azzofara* = *azzoh(a)ra*) = Venus ab, ebenso den Stoff *achmardî* von *azzamradī* 'smaragden' Z. f. deutsche Wortforschung VIII 147—152.

16. SEYBOLD fixiert die bisher falsch lokalisierten berühmten Schlachtenorte von al Zallāḳa-Sacralias bei Badajoz und Alarcos bei Ciudad Real in „Die geographische Lage von Zallāḳa-Sacralias (1086) und Alarcos (1195)" in Revue Hispanique XV 1906.

17. Ebenso gibt SEYBOLD einen Beitrag „Zur spanisch-arabischen Geographie. Die Provinz Cádiz" in Rudolf Haupts Katalog 8, S. 35—40.

18. GEORG JACOB[s] „Erwähnung des Schattentheaters in der Weltliteratur" 3. Aufl. 1906 gibt eine willkommene umfassende Bibliographie auf 49 Seiten.

19. Derselbe lässt 1907 folgen: Geschichte des Schattentheaters. Berlin VIII 159 S.

20. CHAUVIN setzt seine verdienstliche Bibliographie des ouvrages arabes ou relatifs aux Arabes, publiés dans l'Europe chrétienne de 1810 à 1885. Vol. X: Le Coran et la tradition, Liège 1907, 147 pp. rüstig fort; natürlich liessen sich da noch manche Ergänzungen beibringen, wie Vollers einige erwähnt im Zentralblatt f. Bibliothekswesen XXV 80—82. S. 22 hätte der arabische Titel der berühmten Einleitung in die Qorānwissenschaften von Sujūṭī angeführt sein dürfen: el

Itqān fī ʿolūm alqorān. Manches Geringfügige, wie Nestles, von A. Fischer zurechtgesetzte Lappalienfrage S. 113 hätte auch wegbleiben können. S. 144 ist statt Vollmöller Seybold zu setzen.

21. Wichtig für Dialektforschung und Folklore ist NARBESHUBER[s] Aus dem Leben der arabischen Bevölkerung in Sfax (Regentschaft Tunis). Mit einem Beitrag von Prof. Hans Stumme in Leipzig. Leipzig 1907, gr. 8°, 40 S. Es sind auf Heirat, Liebeszauber, bösen Blick, Regen und Regenzauber, die ʿAisāwis bezügliche arabische Texte in Umschrift und arabischer Konsonantenschrift mit Übersetzung und Noten.

22. Ebenso interessant für vergleichende Volkskunde sind (139) Maltesische Märchen und Schwänke. Aus dem Volksmunde gesammelt von BERTHA ILG, in wortgetreuer Übersetzung, wozu noch sprachliche und sachliche Erläuterungen und die letzte kurze Erzählung auch im transkribierten arabischen Vulgärdialekt von Malta gegeben sind (mit Beiträgen von Stumme). Leipzig 1906 I, VIII 225 S. II, VI, 137 S. 8°.

23. Der geistigen Annäherung von Orient und Okzident sollen dienen die schön gedruckten kleinen, billigen Bändchen von „The Wisdom of the East Series" edited by L. Cranmer-Byng und Dr. S. A. Kapadia, wovon 1907 erschien Arabian Wisdom, selections and translations from the arabic, by John Wortabet 75 S. kl. 8° (London, Murray) nach dem Inhalt der Weisheitsprüche geordnet (geb. 1 shilling).

24. Ebenda erschien auch eine neue Übersetzung des philosophischen Romans Ḥajj ibn Jaqẓān von IBN ṬUFEIL unter dem Titel: The awakening of the soul, rendered from the arabic with introduction by Dr. PAUL BRÖNNLE, 3d edition, London 1907, 87 S. kl. 8° (geb. 1/6). Aus dem Englischen auch ins Deutsche übersetzt von Heinck, Rostock 1907. — Mit den Herausgebern wünschen wir diesen hübschen Bändchen zu sein „the ambassadors of good-will and understanding between East and West" und „that the great ideals and lofty philosophy of Oriental thought may help to a revival of that true spirit of Charity which neither despises nor fears the nations of another creed and colour".

25. Der greise E. SAAVEDRA fasst kurz und bündig zusammen, was sich über den ersten König des neuerstehenden Asturien (und Spanien), den Vater der Reconquista, sagen lässt in seinem Pelayo, Madrid 1906, 32 S. 8°.

26. Eine gelehrte Abhandlung widmet CÓDERA den Límites probables de la conquista árabe en la Condillera pirenáica im Boletín de la R. Academia de la Historia, T. 48, 1906, 289—310.

27. JUAN MENÉNDEZ PIDAL beleuchtet allseitig mit guter Kritik auch der arabischen Sage die Leyendas del último Rey Godo (Notas é investigaciones), Madrid 1906.

28. RENÉ BASSET weist in einer sehr gelehrten Abhandlung Les Alixares de Grenade et le château de Khaouarnaq (Revue Afric. 1906, 30 S.) die Zusammenhänge einer altarabischen Bausage mit einer spanischen Romanze nach.

29. GEORG LOKYS arbeitet in: Die Kämpfe der Araber mit den Karolingern bis zum Tode Ludwigs II., Heidelberg 1906,

93 S. ohne jede Kenntnis des Arabischen nur nach abendländischen Quellen und mit Vernachlässigung Siziliens und Sardiniens. Er kennt nur Aug. Müllers oft auch flüchtig gearbeitetes Kompendium „Der Islam im Morgen- und Abendland“ 1885—1887 und Amaris im einzelnen vielfach überholte Storia dei Musulmani di Sicilia 1854—1872 (3 Bände). S. 8 hätten z. B. R. Bassets Les documents arabes sur l'expédition de Charlemagne en Espagne (Revue Historique, T. 84, 1894, 286—296) benutzt werden sollen.

30. Eine treffliche arabische geographische Chrestomathie hat 1907 als Nr. VIII der Semitic Study Series by R. Gottheil and Morris Jastrow herausgegeben M. J. DE GOEJE Selections from arabic geographical Literature, Leiden, X, 114 S. 8⁰, wofür ich auf meine Besprechung DLZ. 1909, 315—316 verweise.

31. Die geschichtlich und kulturhistorisch so interessante Orientreise des Spaniers Ibn Dschubeir hat 1906 CELESTINO SCHIAPARELLI endlich in guter italienischer Übersetzung allgemein zugänglich gemacht: IBN ĠUBAYR (Ibn Giobeir), Viaggio in Ispagna, Sicilia, Siria e Palestina, Mesopotamia, Arabia, Egitto compiuto nel secolo XII. Roma, Erm. Loescher 1906, XXVII 412 S. 8⁰ L. 10, wofür ich ebenfalls auf DLZ. 1907, 1714—1716 verweise.

32. E. WIEDEMANN setzt in den Sitzungsberichten der physikalisch-medizinischen Sozietät in Erlangen 1906 und 1907 seine so verdienstlichen Beiträge zur Geschichte der Naturwissenschaften energisch fort: VI. Zur Mechanik und Technik bei den Arabern (56 S.). VII. Über arabische Auszüge aus der Schrift des Archimedes über die schwimmenden Körper. VIII. Über Bestimmung der spezifischen Gewichte (28 S.). IX. Zu der Astronomie bei den Arabern (14 S.). X. Zur Technik bei den Arabern (50 S.). XI. Über Al Fârâbî's Aufzählung der Wissenschaften (De scientiis) 26 S. XII. Über Lampen und Uhren. XIII. Über eine Schrift von Ibn Al Haiṯam „Über die Beschaffenheit der Schatten“ (49 S.), dazu: Zur Alchemie bei den Arabern (53 S.) im Journal für praktische Chemie 1907. — Ibn al Haiṯam, ein arabischer Gelehrter (30 S.) in der Festschrift für J. Rosenthal, Leipzig 1906.

33. Ausser den zwei schönsten Illustrationswerken der arabischen Denkmäler in Spanien Alhambra 2. Aufl. 1907 und Moorish Remains in Spain: Cordova, Sevilla, Toledo 1906 hat ALBERT F. CALVERT in der Spanish Series eine ganze Bibliothek reich illustrierter äusserst billiger Kunst- und Städtebeschreibungen begonnen, in denen freilich der Text häufig sorgfältiger und wissenschaftlicher gehalten sein sollte. 1907 Granada and the Alhambra (XXXVI 88 S., 460 Tafeln 8⁰), Seville (XXI 139 S., 300 Tafeln 8⁰), Toledo (XXXIII 169 S., 511 Tafeln 8⁰), Cordova (Calvert and Gallichan) (XVI 108 S., 159 Tafeln 8⁰), jeder Band schön gebunden mit Goldschnitt $3^1/_2$ shill., London, John Lane.

34. In The Langham Series of Art Monographs ist 1906, London, das hübsch illustrierte Büchlein Moorish Cities in Spain (Córdova,

Toledo, Seville, Granada) by GASQUOINE HARTLEY (99 S. mit 18 Bildern 8°) erschienen.

35. Noch erwähne ich AICARDOs Palabras y acepciones castellanas omitidas en el diccionario académico: primer millar. Madrid 1906 (271 S. 8°), weil viele arabische und türkische Lehnwörter aus Cervantes und Lope de Vega darin stecken, die aber nicht identifiziert werden.

36. PAUL RAVAISSE hat in Revue de linguistique et de philologie comparée (15. Oktober) 1907 eine Reihe mir bisher unzugänglicher Artikel begonnen über: Les mots arabes et hispano-morisques du Don Quichotte.

Manche Kleinigkeiten und Einzelheiten können noch in der freilich mit immer grösserer Verspätung (mehr als zwei Jahre) erscheinenden Orientalischen Bibliographie nachgesehen werden.

Zum Schlusse möchte ich alle Romanisten auch auf die ausgezeichnete seit Herbst 1907 in Rom erscheinende Rivista degli Studi Orientali (RSO.) hinweisen, zumal da in ihr auf wahrhaft wissenschaftliche, umfassende Jahresberichte (Bollettini) über sämtliche Orientalia besonderer Nachdruck gelegt ist und gerade der sehr eingehende und kompetente von Nallino über das Arabische den Glanzpunkt der neuen Zeitschrift der Scuola Orientale nella R. Università di Roma bildet, um welchen alle andere orientalischen Zeitschriften die jüngste italienische Schwester beneiden müssen.

Tübingen. C. F. Seybold.

Lateinische Sprache 1907.

Hochlatein 1907. Die zu Anfang des vorigen Berichtes gebührend hervorgehobene Literaturgeschichte ist bereits in zweiter Auflage erschienen: FRIEDRICH LEO, Die römische Literatur des Altertums (in Hinnebergs 'Kultur der Gegenwart' Teil I, Abteilung 8, 'Die griechische und lateinische Literatur und Sprache' von U. v. Wilamowitz-Moellendorff u. s. w., Berlin und Leipzig, 2. Auflage 1907, Teubner, Mk. 10, geb. Mk. 12; S. 321—400). Während der Abschnitt „Die griechische Literatur des Altertums“ nur ein unveränderter Abdruck der ersten Auflage ist, andere Abschnitte nur geringe Umänderungen erfahren haben, ist Leos Anteil um ein Drittel des Umfanges vermehrt und weist zahlreiche Zusätze, Änderungen und Besserungen auf. Schon im vorigen Bericht wurde das Bestreben rühmend anerkannt, den Zusammenhang der römischen Literatur mit der griechischen in kurzen Worten zu beleuchten, dabei aber die den Römern eigentümliche, mit ihrer Nachahmungs- und Aneignungskraft verbundene Umbildungsfähigkeit und die dem eigenen Wesen entsprechende selbständig neuschaffende Darstellungsgabe zu betonen; in der neuen Auflage ist dieser Gedanke noch bedeutend erweitert und vertieft, sowohl in der umgearbeiteten Einleitung über den Nationalcharakter des römischen Volkes als auch in dem neu hinzugefügten Rückblick über das Verhältnis der römischen

Literatur zur griechischen, ja in dem ganzen Werke, dessen wichtigste Abschnitte bereichert oder ganz umgearbeitet sind. Gerade die Fähigkeit, das Fremde in seinem Werte zu erkennen, die Begabung, es dem eigenen Bedürfnis entsprechend umzubilden und für das eigene Leben zu verwerten, sind die Vorbedingungen für die unumschränkte Herrschaft des Römers über seine Sprache [1]). Und wie die Grössen unserer Literatur zwar Nachahmer und Schüler des Altertums, aber doch frei schöpferische Geister und echte Deutschen sind, so haben auch die römischen Schriftsteller trotz aller Beeinflussung durch den „siegreichen Besiegten" auf selbständige Art ihre Persönlichkeit zur Geltung gebracht. Das ist der Grundgedanke, dem Leo überall Ausdruck verleiht.

Erörterungen ähnlicher Art sollte man dem Titel nach auch erwarten von LUDWIG ADAM, Über die Unsicherheit literarischen Eigentums bei Griechen und Römern, Düsseldorf 1906 [2]) (Schaubsche Buchhandlung, 220 S., Mk. 4). Aber wir finden zu unserer Enttäuschung ausschliesslich Griechisches; das gesamte Lateinische ist in einem Kapitel 'Die Unselbständigkeit der römischen Dichter' auf S. 36—45 abgemacht. Den Inhalt dieses Teiles müssen wir erst recht mit aller Entschiedenheit zurückweisen. Vorausschicken will ich, dass dem Verfasser die Kenntnis der gesamten neueren Literatur über die hier behandelten Fragen fehlt. Für die Abhängigkeit des Terenz nennt er nur Röhrichts Dissertation vom Jahre 1885 und eine Schrift von Könighoff aus dem Jahre 1843; für Vergil stammen seine Quellen und Gewährsmänner gar aus der Zeit von 1747, 1803, 1807, 1825 und 1829. Von den neueren hochbedeutsamen Forschungen auf diesem Gebiete — als Beispiele nenne ich nur die im letzten Bericht gewürdigten Arbeiten Paul Jahns und das geradezu mustergültige Werk 'Virgils epische Technik' von Richard Heinze [3]) — ist nicht der geringste Einfluss zu verspüren. Kein Wunder, dass die Römer als ein Volk betrachtet werden, bei dessen praktischem Sinn und wenig von den Musen begünstigtem literarischem Streben es zu erwarten gewesen wäre, dass es zum grössten Teil auf dem Gebiete der Literatur von den besiegten Griechen abhängig sein würde. Die römischen Komiker sind nur Übersetzer: und wie meisterhaft hat es doch gerade Plautus verstanden, römischen Geist und Scherz in die entlehnten Stoffe zu bringen, wie fein psychologisch hat Terenz seine Vorlagen abgeändert und dem eigenen Empfinden gemäss vervollkommnet. Natürlich kommen auch die späteren Dichter nicht zu ihrem Recht; nur das, was sie von dem überkommenen Gedankenvorrat übernommen haben, wird aufgesucht, das ihnen Eigentümliche und Neue tritt nicht zutag. Über den wissenschaftlichen Wert des gesamten Werkes zu urteilen, liegt

1) Wie sehr sich die Römer im allgemeinen der Sprachreinheit befleissigten, darauf hat KONRAD RUDOLPH, Sprachreinheit im Altertum in der Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins 1908, S. 39 hingewiesen. Noch deutlicher als an den dort genannten Stellen zeigt sich dies Bestreben bei Seneca, de tranq. an. II, 3, wo er den Begriff εὐθυμία durch tranquillitas animi ausdrückt und hinzufügt: 'nec enim imitari et transferre uerba ad illorum formam necesse est; res ipsa, de qua agitur, aliquo signanda nomine est, quod appellationis Graecae uim debet habere, non faciem'. 2) Das Titelblatt trägt die Jahreszahl 1906, der Umschlag 1907! 3) Auf die 1908 erschienene zweite Auflage werden wir im nächsten Bericht ausführlicher zurückkommen.

ausserhalb unserer Aufgabe; wir begnügen uns damit, festzustellen, dass für römische Verhältnisse nur alte Vorurteile wiederholt, aber keine neuen Ergebnisse, keine neuen Gesichtspunkte erarbeitet werden.

Sehr beherzigenswert sind dagegen die kurzen Mahnungen zur Beurteilung der Abhängigkeit römischer Schriftsteller untereinander in: CAROLUS HOSIUS, De imitatione scriptorum Romanorum imprimis Lucani, Greifswald 1907 (Kunike, 32 S. Festschrift der Universität Greifswald). Nachdem er zunächst darauf hingewiesen hat, dass die römischen Schriftsteller unbedenklich voneinander entlehnen, die Benutzung eines früheren Ausdrucks oder Gedankens als Lob und Anerkennung für den Vorgänger, als Schmuck und Zeichen der Belesenheit für sich selbst ansehen, kommt er auf die drei wichtigsten Fehlerquellen bei der Behandlung solcher Fragen: 1. oft sei die Anspielung so versteckt, die Übereinstimmung so gering, dass man sich scheue, eine tatsächlich vorliegende Entlehnung als solche anzusprechen; 2. entstamme die Übereinstimmung häufig nicht einer bewussten Absicht, sondern dem Zufall, der bei dem Zwang des Versmasses, der prosodischen Eigenart eines Wortes mehrere Dichter unabhängig voneinander auf die Wahl des nämlichen Ausdrucks bringe; 3. oft gehe die Übereinstimmung zweier voneinander unabhängiger Schriftsteller auf ein gemeinsames Vorbild, auf eine gemeinsame Quelle zurück. Alle diese Möglichkeiten zeigt er an einer Fülle lateinischer Beispiele unter steter Heranziehung ähnlicher Fälle der deutschen Literatur. Alsdann geht er auf eine besondere Stelle über, das Prooemium des Lucan, dessen Verhältnis zu früheren und späteren Schriftstellern er im einzelnen nachweist; alle Anklänge, selbst recht fernliegende, werden hier verzeichnet und daran dargetan, wie nicht jede Übereinstimmung auf bewusster Nachahmung zu beruhen braucht, wie vielmehr dieselben Gedanken und mit den Gedanken dieselben Worte sich bei den verschiedensten römischen Schriftstellern — vielfach absichtslos und unbewusst — wiederholen.

Von der geradezu unentbehrlichen Geschichte der römischen Literatur von MARTIN SCHANZ ist des ersten Teiles 'Die römische Literatur in der Zeit der Republik' erste Hälfte 'Von den Anfängen der Literatur bis zum Ausgang des Bundesgenossenkrieges' in dritter ganz umgearbeiteter und stark vermehrter Auflage, mit alphabetischem Inhaltsverzeichnis versehen, erschienen (HKAW. VIII, 1, 1; München 1907, C. H. Beck, XII, 362 S., Mk. 7, geb. Mk. 8,80). Auch für diese Gabe sind wir dem unermüdlichen Verfasser zu Dank verpflichtet, dem es auch hier wieder gelungen ist, alle Neuerscheinungen des ungeheueren Gebietes zu verwerten und sein Werk zu einer Fundgrube alles Wissenswerten zu machen.

Besonders hinweisen möchte ich auch auf ALFRED GUDEMAN, Grundriss der Geschichte der klassischen Philologie (Leipzig und Berlin 1907, Teubner, VI, 224 S., Mk. 4,80, geb. Mk. 5,20), eine auf vielfachen Wunsch verfasste deutsche Neubearbeitung der 1897, in 5. Auflage 1902 erschienenen 'Outlines of the History of Classical Philology'. Das Buch ist ein Ersatz für E. Hübners seit 1889 nicht mehr erschienene 'Bibliographie der klassischen Altertumswissenschaft', als Leitfaden zum Selbststudium wie als Grundlage für Vorlesungen gleich

geeignet. Auch der römische Teil kommt voll zu seinem Recht, und wer rasch Belehrung über die alten Grammatiker, die Überlieferung, Handschriften, Scholien und kritische Behandlung der römischen Schriftsteller, über Leben und Tätigkeit der hervorragendsten Philologen der Vergangenheit sucht, wird reiche Anregung und genaue Anweisung zu tiefer greifender Einzelforschung mitnehmen. Gerade dem Anfänger wird das Buch unschätzbare Dienste leisten. Schon in diesem Bericht sei auch aufmerksam gemacht auf Wilhelm Kroll, Geschichte der klassischen Philologie (SG. 367; Leipzig 1908, Göschen, 152 S., Mk. 0,80). Das Büchlein wendet sich entsprechend dem Zweck der Sammlung an einen grösseren Leserkreis, bringt aber auch für den Fachmann wertvolle Einblicke in den Zusammenhang der Auffassung philologischer Fragen mit der allgemeinen Kulturentwicklung. Eine Bibliographie will der Verfasser nicht geben, er hat die Masse der Namen und Zahlen möglichst beschränkt und das Mittelalter seiner Bedeutung entsprechend auf wenigen Seiten behandelt; die Entwicklung der historisch gerichteten Altertumswissenschaft sucht er aus den geistigen Strömungen des 18. Jahrhunderts abzuleiten, bei der Behandlung des 19. Jahrhunderts weist er mit Recht auf die aus der Germanistik stammenden Anregungen hin und stellt auch die Geschichte der Sprachwissenschaft sowie der Archäologie in aller Kürze dar. Verlangt Gudemans Schrift ein genaues, sorgfältiges Studium und der Anregung folgendes Weiterarbeiten, so ist Krolls Werkchen ein Genuss. Lebende hat Gudeman gar nicht, Kroll nur mit einer Ausnahme behandelt, und dieser eine, Eduard Zeller, ist nun auch im 94. Lebensjahre von uns gegangen.

Unter den ***Ausgaben*** römischer Schriftsteller sei an erster Stelle genannt: L'Agricola e la Germania di Cornelio Tacito nel ms. latino n. 8 della biblioteca del Conte G. Balleani in Jesi a cura di Cesare Annibaldi, con prefazione del Prof. Nicola Festa (4; Città di Castello 1907, Lapi; in Kommission bei O. Harrasowitz, Leipzig XI, 175 S. mit 5 Tafeln; Mk. 16), ein schon äusserlich stattliches und vornehmes Werk. Schon vor nunmehr sieben Jahren hatte die Kunde von der Entdeckung einer neuen Tacitushandschrift in der Bibliothek des Grafen Guglielmi Balleani in Jesi (Mark Ancona) grosses Aufsehen erregt; nun liegt uns der genaue, sorgfältige Bericht in der gegenannten Veröffentlichung vor. Es handelt sich um 76 Pergamentblätter, die ausser dem 'Bellum Troianum' des Dictys (Blatt 1—51) den Agricola (Bl. 52—65) und die Germania des Tacitus (Bl. 66—75) enthalten. Die Blätter des Dictys stammen abgesehen von sieben von einem Humanisten des 15. Jahrhunderts zugefügten aus dem 10. Jahrhundert und bilden, wie aus den vom Herausgeber (S. 26 ff.) angegebenen Abweichungen von der Meisterschen Ausgabe hervorgeht, eine neue, wichtige Grundlage für die Neuherausgabe dieser Schrift. S. 65 ff. wird der Agricola behandelt; S. 79—106 erhalten wir einen genauen Abdruck der Handschrift samt allen paläographisch wichtigen Angaben. S. 151 ff. kommt die Betrachtung der Germania mit Angabe der vom Halmschen Text abweichenden Stellen. Von dem Agricola sind ebenfalls einige Stücke alt, sechs sind von derselben Hand des 15. Jahrhunderts geschrieben wie die ergänzten Teile des Dictys und die ganze Germania. Durch Vergleich mit anderen

Handschriften sicheren Ursprungs kommt der Herausgeber zu dem Urteil, dass diese späteren Teile von Stefano Guarnieri geschrieben sind, in dessen Besitz die grösste Zahl der Bodleanischen Handschriften gewesen ist. Annibaldi glaubt ferner, dass St. Guarnieri in den Besitz der von Henoch aus Hersfeld nach Italien mitgebrachten Handschrift gekommen sei, deren Reste die uns erhaltenen alten Bestandteile seien, und nach der Guarnieri das übrige genau abgeschrieben habe. Für die Germania sind gegen diese Annahme schwere Bedenken laut geworden; sicher aber wird eine neue Ausgabe der beiden Taciteischen Schriften den neuen Fund gebührend berücksichtigen müssen.

Endlich ist ein langjähriger Wunsch erfüllt durch das Erscheinen von: C. Suetoni Tranquilli opera. Vol. I: De vita Caesarum libri VIII recensuit Maximilianus Ihm. Mit ausgewählten Kaiserbildnissen und drei Lichtdrucktafeln (Leipzig 1907, Teubner, LXVI, 376 S., Mk. 12, geb Mk. 13). Diese Ausgabe will nicht nur dem Bedürfnis nach einer neuen kritischen Behandlung des Suetontextes entgegenkommen, sie beabsichtigt auch, den längst erwünschten Kommentar zu geben. Sie ist im ganzen auf drei Bände berechnet, deren erster also den Text der 'Cäsares' enthält; Band II soll den Kommentar dazu bringen, Band III soll einen Ersatz für den Reifferscheidschen Sueton (Suetoni praeter Caesarum libros reliquiae, 1860) darbieten. Die Einleitung des ersten Bandes behandelt die handschriftliche Überlieferung der Cäsares, die auf einem codex Memmianus (9. Jahrh., jetzt in Paris) und einer Reihe davon unabhängiger Handschriften beruht. Indem eine grosse Zahl paläographischer Eigentümlichkeiten in der Einleitung voraus genommen wird, wird der kritische Apparat vereinfacht. Zwischen ihm und dem Text stehen die Zeugnisse späterer Schriftsteller, die Sueton benutzt haben. Eine vollkommene Würdigung der Textgestaltung wird erst der — hoffentlich bald! — nachfolgende Kommentar geben. Die beigegebenen Kaiserbilder, die auf dem guten Papier vorzüglich gelungen sind, sowie die angehängten beiden Lichtdruckproben aus dem Memmianus (und eine aus dem Gudianus) erhöhen noch den Wert des trefflichen Werkes. Freudig ist es zu begrüssen, dass sich der Verleger entschlossen hat, alsbald auch eine billigere Ausgabe herzustellen: C. Suetoni Tranquilli opera. Vol. I. De vita Caesarum libri VIII recensuit Maximilianus Ihm. Editio minor (Leipzig 1908, Teubner, VIII, 360 S., Mk. 2,40, geb. Mk. 2,80).

M. Fabi Quintiliani Institutionis oratoriae libri XII edidit Ludovicus Radermacher. Pars prior libros I—VI continens (Leipzig 1907, Teubner, XIV, 360 S., Mk. 3, geb. Mk. 3,50). Diese sorgfältige, auf Grund der Vorarbeiten Ferdinand Bechers begonnene und auf neuer gewissenhafter Vergleichung der Handschriften beruhende Ausgabe hält sich soweit wie nur möglich an die Überlieferung und bietet unter dem Text genaue Angabe der von Quintilian zitierten Stellen anderer Schriftsteller sowie einen knappen, aber ausreichenden kritischen Apparat.

Auf neuer textkritischer Grundlage beruht auch L. Annaei Senecae opera quae supersunt. Volumen II. L. Annaei Senecae Naturalium quaestionum libros VIII edidit Alfred Gercke

(Leipzig 1907, Teubner, XLVIII, 278 S., Mk. 3,60, geb. Mk. 4), ein mit bewundernswerter Sorgfalt und Genauigkeit gearbeitetes Werk. Wenn man es auch beim Lesen der Einleitung zunächst störend empfindet, dass der Herausgeber fortgesetzt auf zwei frühere Abhandlungen verweist, die man zum eingehenderen Verständnis nachlesen muss, so ist doch wenigstens deren hauptsächlichster Inhalt in kurzem Auszuge wiedergegeben; für die Frage nach der Reihenfolge der einzelnen Bücher, für das hier besonders verwickelte Verhältnis der Handschriften, für die schwierige Methode der Textbehandlung ist alles Wichtige und Nützliche besprochen sowie auf die darüber handelnde Literatur genau verwiesen. Durch zusammenfassende Zeichen für mehrere Handschriftengruppen ist der kritische Apparat kürzer und übersichtlicher geworden. Überall sucht der Herausgeber nach Möglichkeit der Überlieferung zu folgen; so ändert er mit Recht auch die von Seneca falsch zitierten Stellen anderer Schriftsteller nicht, da Seneca meist nach dem Gedächtnis zitiert habe. Nur in orthographischen Dingen konnte er dem wirren Durcheinander der Handschriften nicht folgen.

Ganz anderem Zwecke dagegen dient: Senecas Apokolokyntosis. Für den Schulgebrauch herausgegeben von ANTON MARX (Karlsruhe 1907, Gutsch, 15 S., Mk. 0,40), fast lediglich ein Abdruck der Büchelerschen Ausgabe. Ob sich die Schrift für den Gymnasialunterricht eignet, erscheint allerdings zweifelhaft; für eine Erweiterung des Schriftstellerkreises in Prima kommen meines Erachtens andere Schriftsteller (Terenz, Auswahl aus Catull und den Elegikern, Quintilian u. a.) und von Seneca selbst andere Werke weit mehr in Betracht. Überhaupt dürfte, wie es ja auch in der französischen und englischen Lektüre Sitte ist, eine grössere Mannigfaltigkeit des Lesestoffes für Schüler und Lehrer, für die Interessen der Gebildeten und die Wertschätzung des humanistischen Gymnasiums von grossem Vorteil sein. Dann könnte natürlich auch einmal — aber nicht als Regel — die Apokolokyntosis in Betracht kommen. Auf jeden Fall können wir — und hoffentlich folgen auch weitere Kreise — dem Herausgeber für die gute und billige Textausgabe dankbar sein.

Die Annalen des Tacitus für den Schulgebrauch erklärt von A. DRAEGER, I. Bd. 1. Heft, Buch 1 und 2 sind in siebenter verbesserter Auflage von WILHELM HERAEUS, Leipzig und Berlin 1907 (Teubner, VIII, 154 S., Mk. 1,50, geb. Mk. 2) bearbeitet worden. Von tiefer einschneidenden Änderungen ist zunächst abgesehen, aber auf der schon von Becher eingeschlagenen Bahn, die Ausgabe etwas zeitgemässer umzugestalten, fortgefahren worden. Manche überflüssige sprachliche Bemerkung wurde gestrichen, manches genauer und richtiger gefasst, die sachliche Erklärung aber erweitert und vertieft. Gerade auf diese Seite dürfte in Zukunft noch mehr Gewicht gelegt werden.

Bei dieser Gelegenheit will ich auch die Neuauflage eines anderen Schulwerkes erwähnen: C. Julii Caesaris Commentarii de Bello Gallico zum Schulgebrauch mit Anmerkungen herausgegeben von HERMANN RHEINHARD, neu bearbeitet von SIGMUND HERZOG, 11. Aufl. (Ausg. A) mit einer Karte von Gallien, 25 Bildertafeln und drei Registern durchgesehen von ADOLF KOHLEISS, Stuttgart 1907 (A. Bonz u. Komp.

III, 276 S., Mk. 2,70, geb. Mk. 3,20). Bei ihrem ersten Erscheinen wurde diese Ausgabe wegen der sachlichen Erläuterungen, wegen der anschaulichen Bilder und Schlachtenpläne mit Freuden begrüsst; aber sie hat trotz der zahlreichen Auflagen sich seit dieser Zeit nicht der Entwicklung der übrigen Schulausgaben entsprechend gebessert. Die grammatischen und stilistischen Anmerkungen sollten entweder ganz wegbleiben oder klarer und genauer gefasst sein. Der Druck in den Anmerkungen und im Anhang dürfte grösser und deutlicher sein. Hoffentlich erhalten wir in der nächsten Auflage eine umgearbeitete, dem heutigen Stand unseres wissenschaftlichen und pädagogischen Könnens entsprechende Ausgabe; augenblicklich dürften viele der übrigen Cäsarausgaben für Schulzwecke entschieden den Vorzug verdienen.

Auf neuer handschriftlicher Grundlage ruht: Q. Asconii Pediani Orationum Ciceronis quinque enarratio recognovit brevique adnotatione critica instruxit Albertus Curtis Clark, Oxford 1907 (Clarendon Press, XXXV, 104 S., Sh. 3,60). In einem kurzen aber inhaltreichen Vorwort spricht Clark zunächst von der Person des Asconius und behandelt die Zeugnisse des Altertums über die Lebenszeit, die Werke und die Quellen des Schriftstellers; dann geht er zu der handschriftlichen Überlieferung über und stellt als überaus wichtiges Ergebnis seiner früheren Forschungen fest, dass der Matritensis X, 81 die Urhandschrift der Poggianischen Rezension ist. Ihn bespricht er ausführlich und gibt die wichtigsten Abweichungen von den übrigen Handschriften derselben Klasse an, aus denen das oben dargelegte Verhältnis sofort klar wird. Ein etwas knapper, aber für gewöhnliche Zwecke ausreichender kritischer Apparat gibt eine Auswahl der wichtigsten Abweichungen vom Text. Auch Clark hält es (S. X) für wahrscheinlich, dass Asconius ausser den fünf Reden (In senatu contra L. Pisonem, Pro M. Scauro, Pro Milone, Pro Cornelio de maiestate, In senatu in toga candida), deren erhaltene Erläuterungen zu den wertvollsten Denkmälern des Altertums zu zählen sind, die meisten, wenn nicht alle Reden Ciceros erklärt hat.

Von der neuen Apuleiusausgabe, deren zweiten Band wir im vorigen Bericht genannt haben, ist nun auch nachträglich der erste Band erschienen: Apulei opera quae supersunt. Vol. I. Apulei Platonici Madaurensis Metamorphoseon libri XI recensuit Rudolfus Helm, Leipz. 1907 (Teubner, VIII, 296 S., Mk. 3, geb. Mk. 3,40). Dem Texte geht nur das kurze Verzeichnis der Handschriften und der im kritischen Apparat genannten Gelehrten voraus. Ein ausführlicheres Vorwort soll erst der Ausgabe der Florida beigegeben werden.

Seit den im vorigen Bericht genannten Arbeiten von Franz Skutsch stehen die kleineren unter Vergils Namen überlieferten Gedichte im Mittelpunkt des Interesses. Eine Flut von Schriften für und wider, erweiternd, vertiefend und berichtigend ist seit dieser Zeit erschienen. Ich nenne hier nur die ganz besonders anregende Schrift von Friedrich Vollmer, Die kleineren Gedichte Vergils (SBAkMünchenphKl. 1907, Heft 3, S. 335). Nach seinem Urteil haben weder die sachlichen Andeutungen noch das Verhältnis zu Vergils grösseren Werken noch die sprachlichen Eigentümlichkeiten Stich gehalten als Beweise für

die Unechtheit der Ciris. Die Meinung, die Appendix Vergiliana sei unecht, habe sich nur gebildet, da unsere Lebensbeschreibungen Vergils auf alte Schulausgaben zurückgingen und diese nur die grossen Werke behandelt hätten. Die kleineren Werke seien für uns ein Bild von des Dichters Werdegang. Wie das Schwanken zwischen Dichtkunst und Philosophie schon in dem eben erst der Schule entwachsenen Knaben hervortrete, wie er anfänglich ganz seinem Landsmanne Catull folge, dessen Versformen er ebensogut zu treffen wisse wie seine Bissigkeit und Schärfe, wie er Catull folgend selbst die gelehrteste Poesie angreife, bis er zuletzt mit Bucolica und Georgica wirklich sein eigenstes Gebiet finde, das alles seien Züge, die man aus den kleinen Gedichten herausschälen müsse, um die altüberkommenen schablonenhaften Schulvitae zu beleben. Nur aus Ehrfurcht vor diesen habe man auch die grosse Unwahrscheinlichkeit ertragen, dass ein Dichter wie Vergil bis zu seinem 30. Lebensjahre nichts Erhaltenswertes geschaffen habe, und habe, anstatt ihm zu geben, was sein ist, es vorgezogen, diese wertvollen Stücke aus seinem Nachlasse, meist Dichtungen seiner Jugend, an eine Zahl kleiner Unbekannter zu verteilen (S. 372f.). Ein Vergleich mit der Entwicklung moderner Dichter gibt diesem Urteil eine gewisse Berechtigung, und wir werden über alle Fragen dieser Art nur mit der grössten Zurückhaltung und Bescheidenheit reden dürfen, wenn wir die Mahnungen Becks in seinen später zu besprechenden 'Horazstudien' beherzigen. — Recht willkommen erscheint in Anbetracht der erörterten Fragen die mit neuem handschriftlichem Material ausgestattete Ausgabe: Appendix Vergiliana siue carmina minora Vergilio adtributa recognouit et adnotatione critica instruxit R. Ellis; Oxford 1907; Clarendon Press, XI, 128 S. (nicht durchgezählt!). Das Vorwort verzeichnet die Nachrichten über die einzelnen Gedichte aus dem Altertum und Mittelalter. Im kritischen Apparat wirkt störend, dass die Abkürzungen der Handschriften nicht durch das ganze Werk einheitlich durchgeführt, sondern vor jedem Gedicht einzeln verzeichnet sind. So sind z. B. B in Culex und B in Ciris ganz verschiedene Handschriften. — Erwähnen will ich auch die vorzügliche erklärende Ausgabe der Aeneis: P. Vergili Maronis Aeneis. Für den Schulgebrauch erklärt von Oskar Brosin, II. Bändchen, Buch III und IV, 6. Auflage, neu bearbeitet von Ludwig Heitkamp, Gotha 1907 (F. A. Perthes, 109 S., Mk. 1,30); 1907 ist auch der Anhang dazu (Einleitung, Inhaltsübersicht und allgemeine Bemerkungen über Sprache und Vers) in 5. Auflage erschienen.

P. Ouidii Nasonis Amores edidit, adnotationibus exegeticis et criticis instruxit Geyza Némethy, Budapest 1907 (Editiones criticae scriptorum graecorum et romanorum a collegio philologico classico academiae litterarum hungaricae publici iuris factae; Verlagsbureau der ungarischen Akademie der Wissenschaften; 296 S., Mk. 6). Der ohne kritischen Apparat wiedergegebene Text geht bis S. 92, dann folgen die recht wertvollen 'Adnotationes exegeticae' (S. 93—276). Der Herausgeber hat sich das Ziel gesetzt, zunächst den Wortlaut möglichst genau zu erklären, sodann die Abhängigkeit Ovids von seinen Lehrmeistern Properz und Tibull sowie seine Beziehungen zu Horaz, Catull und Lygdamus überall nachzuweisen. Er will mit Rücksicht auf das Verständnis

seiner Leser lieber etwas zu viel als zu wenig erklären. Textkritik im eigentlichen Sinne tritt zurück; die 'Adnotationes criticae' (S. 277—285) stellen nur einige handschriftliche Verschiedenheiten und Abweichungen von andern Herausgebern kurz nebeneinander.

In ähnlicher Weise, aber mit grösserer Gründlichkeit und ungleich höheren Anforderungen an das Verständnis seiner Leser wendet sich an amerikanische Studenten: T. Lucreti Cari de rerum natura libri sex, edited by WILLIAM AUGUSTUS MERRILL, New York 1907 (Titelblatt ohne Jahreszahl; American Book Company; 806 S.; $ 2,25; aus 'Morris and Morgan's Latin Series edited for use in schools and colleges'). Merrill will die Forschungsergebnisse seit dem Erscheinen der Munroschen Ausgabe (1886) nutzbar machen und bespricht in der Einleitung (S. 11—61) zunächst die Berichte des Altertums über Leben und Schicksal des Dichters, insbesondere die Frage nach seiner Krankheit, wendet sich dann zu seinem Werke und seiner Vorlage, wobei er die Grundzüge der Philosophie Epikurs kurz kennzeichnet, sowie zur Stellung des Lukrez in der Geschichte der Literatur und Philosophie; den Schluss der Einleitung bilden Bemerkungen über die Überlieferung und kritische Behandlung des Werkes, ferner ein Literaturverzeichnis mit Angabe der Abkürzungen. Dann folgt der Text (S. 63—257) ohne kritischen Apparat. Die Erklärungen ('Notes' S. 259—789) geben die wichtigsten kritischen Bemerkungen, kurze sachliche Erläuterungen vielfach mit Auszügen oder Verweisen auf wichtige philosophische Werke, zahlreiche Parallelstellen aus Lukrez selbst oder andern Schriftstellern; mehrfach sind auch Erklärungen durch die englische Übersetzung oder Umschreibung des Sinnes gegeben. Alles in allem wird die Ausgabe den beabsichtigten Zweck erfüllen und auch deutschen Benutzern ein äusserst wertvolles Hilfsmittel sein. Ein ausführlicher Index (S. 791—806) erhöht die Brauchbarkeit des Buches. Rühmend sei noch hervorgehoben, dass der Verfasser auch die deutsche Literatur nicht nur zu Lukrez, sondern in allen grammatischen, lexikographischen wie sachlichen Fragen beherrscht und mit Verständnis verwertet.

Ein Muster von Gründlichkeit und Gelehrsamkeit ist: M. Manilii Astronomica edidit THEODORUS BREITER. I. Carmina, Leipzig 1907, II. Kommentar Leipzig 1908 (Dieterichsche Verl., Theodor Weicher, XI, 149 S., Mk. 3,80; XVII, 196 S., Mk. 4,20; I u. II in 1 Bd., Mk. 8, geb. Mk. 9). Der Kommentar, dessen Besprechung ich nicht von der des ersten Teiles trennen möchte, ist in deutscher Sprache geschrieben, 'um ihm den Eingang in weiteren gelehrten Kreisen zu erleichtern', und das ist durchaus zu loben. Bietet der erste Teil nur eine kurze Übersicht der Handschriften und den Text mit kritischem Apparat, so ist der zweite Band erst der Schlüssel zu der Behandlungsweise des Textes. Im Vorwort spricht Breiter über die Geschichte der Astronomie vor Manilius. Gegen die astrologische Auffassung des Orients verhielten sich die griechischen Gelehrten zuerst ablehnend; später, besonders durch Vermittlung der Stoa, drang die Auffassung, dass die Stellung der Planeten und Sternbilder einen Einfluss auf das Geschick des Menschen habe, immer weiter vor und kam auch in Rom zur Herrschaft. Indem Augustus die Astrologie gleichsam von Staatswegen unterstützte, wurde sie Modesache; dem Bedürfnis der

feineren Gesellschaft, diese von Dichtern und Philosophen geforderte, vom Hofe und dem Fürsten anerkannte Wissenschaft mindestens in den Elementen kennen zu lernen, sollte das Lehrgedicht des Manilius dienen, das vielleicht auf Wunsch des Augustus entstand. Daher wendet sich das Werk durchweg nur an einen Kreis auserwählter Leser; es sucht die volkstümliche Astronomie als Grundlage zu nehmen und den Zusammenhang der Astrologie mit den Forderungen der Wissenschaft festzuhalten. Begonnen ist das Gedicht nach der Varus-Schlacht, aber noch zu Lebzeiten des Augustus mit dem 5. Buche beendet. Ursprünglich waren noch weitere Gegenstände zur Behandlung geplant. Unter Tiberius war es mit der Astrologie vorbei und sonderbarerweise kennt von den Späteren nur Firmicus unseren Dichter; er benutzt ihn aber, ohne ihn je zu nennen. Mit einer Betrachtung der früheren Ausgaben und der Maniliusliteratur schliesst das lehrreiche Vorwort. Der Kommentar stellt jedem einzelnen Buche eine Inhaltsangabe voraus und erklärt dann alles Einzelne sachlich in ausgezeichneter und im Verhältnis zur Schwierigkeit des Stoffes verständlicher Weise. Drei am Schluss des Buches hinzugefügte Tafeln geben uns ein Bild von den Himmelsvorstellungen des Manilius und seiner Zeit. Auch die Frage der Quellen des Manilius und die Beziehungen auf die Zeitgeschichte sind mit Sorgfalt behandelt. Das ausführliche Namen- und Sachverzeichnis (S. 180—194) kommt dem Leser sehr zu statten. Erst nach Abschluss des Werkes erschien: Textkritische und exegetische Beiträge zum astrologischen Lehrgedicht des sogenannten Manilius von Hermann Kleingünther (Leipzig 1907, Fock, 50 S., Mk. 2).

Von Übersetzungen lateinischer Schriftsteller nenne ich nur: Ausgewählte Oden des Horaz in modernem Gewande. Übersetzungen von Edmund Bartsch, Sangerhausen 1907 (Sittig; 118 S. Mk. 3,60), die sich in ihrer Ausdrucksweise wie in der dichterischen Form (deutsches Versmass und Reim) recht anmutig ausnehmen, und Amor und Psyche, ein Märchen von Apulejus, übertragen von Eduard Norden, 3. Aufl. Leipzig 1907 (Friedr. Rothbarth; 89 S., kulturhistorische Liebhaberbibliothek Bd. 9., Mk. 2, geb. Mk. 4), in dem der Übersetzer ganz reizend den Ton des deutschen Märchens zu treffen weiss, aber leider mehrfach ganz überflüssige Fremdwörter („gab sich einer Göttin Air" S. 30, „im Boudoir seiner Mutter" S. 53, „durch kompromittierende Liebesabenteuer in Konflikt mit dem Strafgesetzbuch gebracht" S. 86) hereinbringt.

Aus der Zahl der ***Einzeluntersuchungen*** hebe ich zunächst hervor: Neue und alte Fragmente des Livius von H. Fischer und L. Traube, München 1907 (SBAkMünchenphKl. 1907, Heft 1, S. 97 bis 112), wo über weitere Spuren der sehr alten Liviushandschrift in Bamberg (4. Dekade) berichtet wird, von der Traube schon 1904 wertvolle Mitteilungen gemacht hat; vgl. Landgrafs Bericht 'Hochlatein 1904' in dieses Jahresberichtes Bd. VIII. — Eine Quellenanalyse des 7. Buches der Naturgeschichte des Plinius gibt M. Rabenhorst, Der ältere Plinius als Epitomator des Verrius Flaccus, Berlin 1907 (G. Reimer, VI, 132 S., Mk. 3). — Über die Arbeitsweise des Velleius Paterculus handelt Friedrich Münzer, Zur Komposition des Velleius, Basel 1907 (F. 49 VDPS. S. 247—278); er kommt zu dem Schlusse, Velleius habe

viel von der Art und Unart des mittelmässigen Journalisten. Seinen Wissensstoff schöpfe er bereits in stark verdünnter Gestalt aus Kompendien, übersichtlich angelegten Geschichtstabellen und Biographiensammlungen; die scheinbar weit hergeholten und viel umfassenden Kenntnisse habe er aus ziemlich wenigen Büchern erworben; in der Auswahl, der Anordnung und Beurteilung des Stoffes hänge er ganz von dem jeweiligen Vorgänger ab. Zum bestimmten Tage in Eile fertig gestellt, gebe das in Sprache, Ausdruck und Anordnung unvollkommene Werk nur den Bedürfnissen und Meinungen des Tages Ausdruck. Doch bleibe, wenn auch sonst durch diese Beurteilung sein Wert sinke, seine Bedeutung für die Kenntnis der ältesten deutschen Geschichte unvermindert. — Wie Petron seinen Personen eine eigentümliche Sprechweise als Mittel der Charakterzeichnung mitgibt, zeigt FRANK FROST ABBOTT, The use of language as a means of characterization in Petronius (Classical Philology Vol. II, Chicago 1907, S. 43—50). — Kritische und erklärende Bemerkungen zum ersten Gesang der Aeneis liefert W. H. KIRK, Studies in the first book of the Aeneid AJPh., Vol. XXVIII, S. 311—323). — ALFREDO GRILLI, La favola latina prima di Fedro; Imola 1906 (P. Galeati 67 S.) behandelt in einzelnen Abschnitten 1. die volkstümliche Fabel in Rom, 2. alte lateinische Fabeldichter, 3. den literarischen Ursprung der Fabel, 4. Spuren von Fabeln bei den Komikern, 5. die Fabel in der Satire und in der Lyrik, 6. die Fabel in der Prosa. — ADOLFO SIMONETTI, La città natale di Sesto Aurelio Properzio, Spoleto 1907 (Panetto e Petrelli, 22 S.) behandelt die Frage nach dem Geburtsorte des Properz auf Grund einiger Inschriften und dreier Properzstellen, in denen der Dichter von seiner Heimat spricht, und hofft, dass durch seine Untersuchung auch die letzten Zweifel schwinden, dass Assisi, das alte Asisium mit aller Sicherheit als Geburtsort des grossen Dichters anzusehen ist.

Durch eine Fülle beherzigenswerter allgemeiner Bemerkungen zeichnen sich aus die Horazstudien von J. W. BECK, Haag 1907 (Martin Nijhoff, 80 S., Mk. 3). Ausgehend von einer Bemerkung Krolls (Die Altertumswissenschaft im letzten Vierteljahrhundert, Leipzig 1905, Reisland; S. 14) über die Verfeinerung und Vervollkommnung der philologischen Kritik setzt sich die gediegene, durch schlichte Betrachtungsweise hervorragende Arbeit die Aufgabe, die von Kroll verzeichneten Fortschritte in der Behandlung des Textes an dem von Fragen und Schwierigkeiten aller Art umgebenen Text des Horaz zu prüfen. So sehr er die gewissenhafte und verdienstvolle Arbeit Vollmers (vgl. dieses Jahresberichtes Bd. IX, 1, 47) anerkennt, so glaubt er doch, aus den dort vorgetragenen Tatsachen zu anderen Schlüssen kommen zu müssen. Überaus beherzigenswert ist seine Ansicht über Aufgabe und Möglichkeit der Herausgabe alter Schriftsteller: Selbst in der vorzüglichsten Ausgabe müssten schwankende Stellen übrig bleiben, nie werde der einmal festgesetzte Wortlaut wie in Erzplatten geschriebene Gesetze vor unseren Augen stehen. Aber sie sollten auch nicht den Eindruck machen, als wären sie mit Kreide an eine niedrige Wand geschrieben, so dass jedermann nach Belieben daran ändern und seine Einfälle eintragen könne. Trotz unserer Kenntnis der Römer müsste uns doch die Unzulänglichkeit unseres Wissens in den wichtigsten Punkten wohl bewusst sein. Das Studium der vergleichenden

Sprachwissenschaft, der neueren Sprachen, die Erklärung moderner Schriftsteller hätten uns viel gelehrt und gezeigt, dass mit der Vertiefung unseres Wissens auch die Schwierigkeiten erst recht wachsen; bezeichnend dafür sei ja der Urfaust. Auf alle die Fragen, wie der Dichter seine Werke herausgab, ob er selbst die erste Auflage überwachte u. s. w., wüssten wir keine Antwort. Auch der Masstab der absoluten Vollkommenheit dürfe nicht ohne weiteres an alles gelegt werden. Zwar habe Horaz durch die in den Gedichten selbst bezeichnete Arbeitsweise alles Nötige für eine saubere Ausgabe geleistet; aber von den ältesten Ausgaben wüssten wir nichts Genaueres. Über das 8. oder 9. Jahrhundert gehe keine Horazhandschrift zurück, wenn auch die Vorlagen einiger Handschriftengruppen älter seien; die Rezension des Mavortius sei um die Mitte des 6. Jahrhunderts anzusetzen. Durch die gelehrte Behandlung seien ausser den Hör- und Schreibfehlern auch noch neue Fehler in den Text gekommen: 'Grosse Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Vertrautheit mit den klassischen Schriftstellern fanden manchmal etwas Besseres, als der Dichter gab, — aber es waren oft auch Schlimmbesserungen'. Haben diese Betrachtungen auch nicht gerade den Reiz der Neuheit für sich, so verdienen sie doch immer wieder eingeschärft zu werden. In Befolgung der hier ausgesprochenen Leitsätze betrachtet Beck in einem 2. Abschnitt die von Vollmer zum Ausgangspunkt genommenen Fehler der sämtlichen Handschriften und erklärt (S. 7): „Wenn eine überlieferte Stelle durch die sämtlichen Handschriften geschützt und im Altertum nicht beanstandet wird, sich aber unseren Gedanken nicht recht anpassen will, so haben wir erstens uns selbst zurückzudrängen und die Stelle zu prüfen, nochmals zu prüfen und zu warten, nicht sofort zu verdächtigen. . . . Bleibt uns nicht manches Wortspiel, manche feine Anspielung verborgen?" Selbst bei der grössten Gewissenhaftigkeit könne man nur ein mehr oder weniger verschleiertes Bild der Überlieferung geben, die Konjekturalkritik müsse eine bescheidenere Stelle aufsuchen. Als Beweis dafür bespricht er Od. I, 8, 1 f., wo man die durch Sprachgebrauch und Sinn geforderte Lesart der sonst als schlechter beurteilten Handschriften einsetze. In einem dritten Kapitel behandelt Beck die Überlieferung durch Grammatikerzeugnisse und kommt zu dem Schluss, dass mit wenigen leicht zu verstehenden Ausnahmen die Überlieferung mit den Handschriften stimmt, auch in Ars poet. 45 (S. 14). Im vierten Abschnitt, dem ausgedehntesten (S. 17—60), betrachtet Beck die einzelnen Stellen, an denen Vollmer allen Handschriften gemeinsame Fehler feststellen zu können glaubte, und sucht die Überlieferung gegen die Einwände und Vermutungen der Kritiker zu halten. Bald zeigt er, wie gerade der überlieferte Wortlaut den richtigen Sinn ergibt, bald weist er darauf hin, wie auch Horaz als Mensch geirrt haben kann, wie auch er nicht mit einem Schlage alle Schwierigkeiten besiegen konnte, die sich beim Übertragen der höheren Verskunst in die lateinische Literatur darboten, bald zeigt er, wie der Dichter mit bewusster Absicht den Zwang der metrischen Unbequemlichkeiten durchbrach. An vielen der behandelten Stellen wird man der ungezwungenen Auslegung Becks folgen können, an anderen doch Anregung und Belehrung mitnehmen. Sind somit diese Stellen in ihrer grössten Masse als willkürliche Vermutungen widerlegt, so kann man sagen, dass unsere Handschriften im ganzen auf den Bahnen

der indirekten Grammatikerüberlieferung weiterschritten, dass also nicht die ganze Horazüberlieferung auf ein gewisses altes fehlerhaftes Exemplar zurückging, sondern dass sie im ganzen recht wenig echte Fehler aufweist, nur durch einzelne nicht zu vermeidende Hör- und Schreibfehler entstellt ist. Wir seien noch zu viel von den Vorurteilen der früheren Kritiker abhängig, die ohne Rücksicht auf psychologische Gesichtspunkte nur die logischen Verhältnisse betonten, auch die historische Seite der Sprachbetrachtung nicht voll würdigten. Dass überhaupt der vielgelesene Dichter in nur einem antiken Exemplar auf uns gekommen sei, hält B. für durchaus unwahrscheinlich; schon die Tatsache, dass er im 8. und 9. Jahrhundert erklärt wurde, beweist, dass es auch Handschriften und Leser gab. Durch alle diese Betrachtungen kommt Beck im 6. Abschnitt (S. 63) zu der Überzeugung, dass man bei dem Stammbaum der Handschriften, wie ihn Vollmer entwirft, nicht stehen bleiben könne, und spricht den Grundsatz aus, nicht einige wenige, sondern möglichst viele Handschriften müsse man als Zeugen anrufen[4]). Eine erneute Nachprüfung aller für die Herausgabe wichtigen Stellen ohne Vorurteil und Beeinflussung durch die alten Kritiker müsse dann auf den richtigen Weg führen, der den Anfang zu einer neuen Periode der Horazkritik bilde. Niemand wird diese Studien, die uns frei von phantastischem Vorurteil Horaz als ringenden Menschen und suchenden Dichter näher bringen, aus der Hand legen ohne das befriedigende Gefühl, einem offenen und unbefangenen Gelehrten gefolgt zu sein.

Einen neuen Beitrag zu den Scriptores Historiae Augustae bietet: Das Kaiserhaus der Antonine und der letzte Historiker Roms nebst einer Beigabe Das Geschichtswerk des Anonymus Quellenanalysen und geschichtliche Untersuchungen von Otto Th. Schulz (Leipzig 1907, Teubner, VI, 274 S., Mk. 8, geb. Mk. 9). Wie Kornemann in seinem wertvollen Werke 'Kaiser Hadrian und der letzte grosse Historiker von Rom' (vgl. den letzten Bericht), so sucht auch Schulz immer mehr in die Erkenntnis des grossen Werkes und seines unbekannten Verfassers einzudringen, der in geradezu mustergültiger Weise, mit Scharfblick und Einsicht die Geschichte der Antonine geschrieben hat, von dem die Scriptores Hist. Aug. Auszüge enthalten. Durch diese Untersuchungen treten die Persönlichkeiten der Kaiser immer deutlicher vor uns hin, ein überraschend klarer Blick in die Familienpolitik des Kaisers Antoninus Pius tut sich vor uns auf, die Entstehung des Cäsaren- und Göttlichkeitswahnsinns des Kaisers Kommodus wird schärfer erkennbar. Das Werk bildet also eine Ergänzung der früheren Arbeiten von Schulz: 'Beiträge zur Kritik unserer literarischen Überlieferung für die Zeit von

---

4) Auch in seiner Ausgabe — Q. Horati Flacci Carmina recensuit Fridericus Vollmer, editio maior, Leipzig 1907 (Teubner VIII, 391 S., Mk. 2, geb. Mk. 2,40) — hat Vollmer nicht die Lesarten der einzelnen Handschriften, sondern die daraus vermutete Lesart der Urhandschriften mitgeteilt und verweist für genauere Forschungen auf Keller und Holder, die also für wissenschaftliche Forschung und kritische Fragen auch ferner unentbehrlich sind, während Vollmers Ausgabe mit dem von ihm aufgestellten Handschriftenstammbaum steht und fällt. Wertvoll sind die jedesmal zugefügten Verweise auf Grammatikerzitate und die selbständig neubearbeiteten 'Indices' mit metrischen und grammatischen Bemerkungen.

Commodus' Sturze bis auf den Tod des Marcus Aurelius Antoninus (Caracalla)', Leipzig 1902 und 'Leben des Kaisers Hadrian', Leipzig 1904. Eine vollständige Sammlung der mannigfaltigen Zeugnisse zur Geschichte des Kaisers Hadrian gibt WILHELM WEBER, Untersuchungen zur Geschichte des Kaisers Hadrianus. Mit 8 Abbildungen, Leipzig 1907 (Teubner, VIII 288 S., Mk. 8, geb. Mk. 9). In diesen in erster Linie historischen Untersuchungen wird auch die vielbehandelte Quellenfrage, das literarhistorische Problem der Vita Hadriani gebührend gewürdigt. In zeitlicher Aufeinanderfolge wird ein klares Bild vom unruhigen Leben und den zahllosen Reisen des Kaisers gezeichnet, wobei überall die Quellen herbeigezogen, geprüft und verglichen werden. Auch die lateinischen und griechischen Inschriften sowie die Papyri sind gewissenhaft benutzt, überall merkt man die völlige Beherrschung, die sorgfältige Sammlung und Verwertung des schwierigen Stoffes.

TH. STEINWENDER, Die Marschordnung des römischen Heeres zur Zeit der Manipularstellung, Danzig 1907 (Kafemann, 43 S., Mk. 0,80) stellt in 8 Kapiteln die Regeln dar, welche bei den Römern in Kraft waren, als sie die Weltherrschaft gewannen. Das erste schildert den Aufbruch aus dem Lager; es folgt die Marschkolonne und ihre Sicherung, wobei der Nachweis geführt wird, dass die Römer den frontalen Marsch nicht gekannt haben, sondern lediglich in Reihen gezogen sind. Teilweise neu sind auch des Verfassers Ausführungen über das Gepäck und die Erklärung des 'agmen quadratum'. Das letzte Kapitel gibt uns über die Marschleistungen des Legionars Aufschluss. In den Text eingefügte Skizzen und Abbildungen dienen zur Veranschaulichung des behandelten Stoffes. Schon hier sei auf eine Fortsetzung aufmerksam gemacht: TH. STEINWENDER, Ursprung und Entwicklung des Manipularsystems, Danzig 1908 (Kafemann, 58 S., Mk. 1,20).

Eine gediegene, hochbedeutsame Schrift ist ERNST BEDNARA, De sermone dactylicorum Latinorum quaestiones. Catullus et Ouidius quibus rationibus linguam metro dactylico accomodauerint, Leipzig 1906 (Teubner, 120 S., Mk. 5; Sonderabdruck aus ALLG. XIV, 3, 317—360; 4, 532—604). Die Franz Skutsch gewidmete Untersuchung geht von der Tatsache aus, dass die lateinische Sprache im Gegensatz zur griechischen für daktylisches Versmass ungeeignet ist und viel mehr Jamben und Trochäen begünstigt. Um dem Daktylus Heimatrecht in der lateinischen Sprache zu geben, musste man dieser durch mannigfache Künste und Kniffe Gewalt antun. Wenn auch die Hexameter und Pentameter der besten Dichter noch so glatt und geläufig dahinzufliessen scheinen, dem sorgfältigen Beobachter entgeht nicht die Verlegenheit, durch die sich die Dichter durchringen mussten. Die Mittel und Wege, die angedeuteten Schwierigkeiten zu umgehen, werden nun im einzelnen erforscht. Zwar hat Bednara nur Catull und Ovids Amores, Ars amatoria und das 1. Buch der Epist. Pont. zur Grundlage seiner Forschung gemacht, aber er zieht bei allen wichtigen Fragen auch die übrigen Werke und andere Dichter heran und zeigt auch in Plautus und Terenz eine löbliche Belesenheit. Im I. Kapitel behandelt er die Wörter, die nach Stamm und Endung für den Daktylus unbrauchbar sind. Es ist geradezu überraschend, eine wie beträchtliche Zahl von Formen hierher

gehören; alle sind nach den einzelnen Deklinationen und Konjugationen besprochen. Im II. Kapitel betrachtet er die Mittel, durch die es den Dichtern geglückt ist, dieser Schwierigkeiten Herr zu werden.

A. Mittel der Satz- und Verslehre. 1. Die Wortstellung. Wörter, die auf einen Tribrachys enden, stehen bei Catull oft am Ende des Pentameters. Ovid lässt dies (ausser Pont. II, 2, 6) nicht zu. Auch die Erscheinung, dass durch ein folgendes Wort mit Doppelkonsonanz am Anfang ein Tribrachys zum Anapäst wird, findet sich nach dem Vorbild des Ennius bei Catull, nicht aber bei Ovid. Allgemein wird die in den klassischen Sprachen überhaupt mögliche Freiheit der Wortstellung nach dem Muster der Alexandriner ausgebeutet, oft bis zur Unklarheit. Das zeigt sich besonders in der Stellung der Präpositionen, Konjunktionen und Interjektionen. 2. Die Elision, durch die die letzte Silbe ungeeigneter Wörter vor einem Vokal wegfällt. Darin, wie in der Zulassung des Hiatus zeigen sich bei den einzelnen Dichtern lehrreiche Unterschiede. 3. Die gewaltsame Änderung der Quantität, die besonders bei griechischen Namen, aber auch in lateinischen Wörtern (*prŏfiteri* bei Ovid) vorkommt. B. Lautveränderungen: 1. Das im Altlatein geltende Jambenkürzungsgesetz (vgl. Skutsch in Band I dieses JB. S. 34 ff.) wirkt auch bei den Daktylikern weiter. 2. Dass Vokal vor Vokal kurz ist, wird auch bei solchen Wörtern durchgesetzt, die sonst Länge bewahrt haben; vgl. Gen. *-ĭus*, *fĭeri*. 3. Durch Synizese kann eine unbequeme Kürze beseitigt werden: *Thesĕī*. 4. Die Diärese bringt zu einer Kürze eine zweite Kürze hinzu; vgl. *dīssŏlŭō*. 5. Die synkopierten Formen der Volkssprache werden gern genommen, wo eine unbequeme Kürze getilgt wird: *saeclorum* statt *saeculorum*, *dextra*, *comprendo*, aber auch umgekehrt: *navita* statt *nauta*. 6. Nach dem Vorgang des Altlateinischen wird bei Catull 116, 8 auslautendes s bei der Position übersehen. C. Hilfsmittel der Formenlehre: Von den zahlreichen Nebenformen und unregelmässigen Bildungen sind viele aus metrischen Gründen angewendet oder bevorzugt, so der gen. plur. *caelicolum* statt *caelicolarum*, *Phtiotum* statt *Phtiotarum*, die zahlreichen gen. plur. auf *ūm* oder *ōm* statt *orum*, der gen. sing. *ī* statt *ii*; so hat Ovid zwar *consilii*, *ingenii*, aber *sacrifici*; ähnlich wechselt in der dritten Deklination häufig gen. plur. *-um* mit *-ium*, abl. sing. *ĕ* und *ī*, in der vierten Deklination dat. sing. *u* und *ui*. Bei Doppelformen wird die günstige, gerade passende bevorzugt, so oft *senectă* statt *senectūs*. In der Konjugation hat Ovid die urprüngliche Länge von *īt* beibehalten, auch die alte Optativendung in *attuleris* wird so erklärt. Auch werden es metrische Gründe sein, die dazu führten *mŏlliĕrūnt*, *praebŭĕrunt* zu messen oder statt *-ērūnt* das bequemere *ērĕ* einzusetzen. Formen mit *erunt* (wie *clauserunt*, *duxerunt*) finden sich besonders am Anfang eines Verses. Auch synkopierte Formen erleichtern bisweilen den Vers. Ganz ausführlich sind dann die Perfektformen ohne *v* behandelt, sowie der alte infin. pass. auf *-ier*. Es folgen dann noch Bemerkungen über die einzelnen Konjugationen; nur die Form *audibam* statt *audiebam* will ich hier hervorheben. Seiner Kürzen wegen hat so auch *foret* vor *esset*, *fore* vor *esse* häufig den Vorzug. In einem besonderen Kapitel wird noch die griechische Flexion behandelt, die mit Rücksicht auf das Metrum bisweilen die lateinische verdrängt. D. Mittel aus dem Gebiete der Syntax. Oft

tritt aus metrischen Gründen der Plural statt des Singulars ein. In alphabetischer Folge werden die so vorkommenden Pluralia der einzelnen Deklinationen betrachtet und nach Inhalt und Versmass unter steter Vergleichung aus anderen Dichtern behandelt. Ebenso wird dann der Gebrauch des Singulars an Stelle des Pluralis untersucht. — Wo bestimmte Kasus für den Hexameter nicht geeignet sind, tritt das Wort oft als Anrede in den Vokativ; auch die einzelnen Fälle helfen sich gegenseitig aus, so mehrfach Dativ und Ablativ. Selbst Geschlechtswechsel tritt gelegentlich ein. Ebenso müssen oft die langen, beschwerlichen, dem Daktylus schlecht entsprechenden Formen der Vergangenheit den bequemeren und kürzeren Formen des Präsens weichen und so findet sich aus metrischen Gründen oft eine Mischung aller möglichen Zeiten. Für den Infinitiv dagegen ist oft das Perfektum geeigneter als das Präsens. Auch Enallage und Hendiadyoin findet eine kurze Besprechung. E. Wahl synonymer oder umschreibender Ausdrücke. So wird dieselbe Person mit verschiedenen Namen benannt, statt des Eigennamens tritt die Umschreibung mit dem Patronymikum oder die Bezeichnung durch die Volkszugehörigkeit ein. Auch Adjektive zu Städte- und Ländernamen werden mannigfach umschrieben, manchmal müssen sie sich auch eine Veränderung der Endung gefallen lassen. Bei genauerem Zusehen erklärt sich so eine grosse Zahl oft weit hergeholter Umschreibungen eines im Vers ungeeigneten Namens. Unbrauchbare Gattungsnamen weichen bald einem griechischen, bald einem der Umgangssprache entnommenen Worte, bald tritt ein anderes Wort mit verwandter oder ähnlicher Bedeutung dafür ein; auch vor Neubildungen schrecken die Dichter nicht zurück. Dasselbe gilt auch für ungeeignete Verba; hier entspringt der Wechsel zwischen Kompositum und Simplex häufig metrischen Gründen. Ein Verzeichnis der einzelnen Neubildungen, das in dem genannten Werk versprochen ist, enthält: Ernst Bednara, Aus der Werkstatt der daktylischen Dichter, Leipzig 1907 (Teubner; aus ALLG. XV, 2, 223—232). Aus Catull und Ovid werden hier zunächst die aus anderen Dichtern übernommenen, alsdann die selbsterfundenen Neubildungen aufgezählt; jene werden aus der früheren Literatur mit sorgfältigen Nachweisen belegt, diese mit Hinweisen auf spätere Dichter versehen. Möchten in derselben gewissenhaften, methodisch trefflichen und überaus anregenden Weise auch die übrigen grossen Dichter (Vergil, Horaz, Properz u. a.) behandelt werden!

Mainz. Joseph Köhm.

Vergleichende romanische Grammatik. 1906.

Das Jahr bringt eine ganze Reihe von Arbeiten über **Wechselwirkungen** zwischen romanischen und nichtromanischen Sprachen. Da ist vor allem von allgemein linguistischem Interesse die feine Untersuchung von Salverda de Grave[1]), der an der Hand der französischen Lehn-

1) Quelques Observations sur les Mots d'emprunt. S.A. MChab.

wörter im Holländischen, verglichen mit denen im Schriftdeutschen, Mecklenburgischen, Niederrheinischen, Pfälzischen, Lothringischen, die Charakteristik der Vorgänge bei der Entlehnung gibt. Er unterscheidet zwei Momente: 1. Gelegenheiten der Entlehnung 2. Ursachen der dauernden Aneignung. Letztere sind: a) Das Objekt der neuen Bezeichnung hatte früher noch keine in der betreffenden Sprache. b) Der neue Ausdruck drückt eine feinere Abschattierung aus, als die vorhandenen. c) Der neue Ausdruck ist kürzer, ersetzt eine Umschreibung (z. B. memorieren für auswendig lernen). d) Der neue Ausdruck dient als Euphemismus. Sehr gut beobachtet S. unter c) die Entlehnung von Suffixen kollektiver Bedeutung (*-age -té -ment -iste -ier*), die im Holländischen fehlten, so gut wie in den anderen germanischen Sprachen, ein Mangel, den S. aus dem mehr individualistischen Charakter der Germanen erklärt (152/153). Den Reigen der Einzelarbeiten eröffnet SCHUCHARDTs Studie über die Beziehungen des Baskischen zum Romanischen[2]). Sie ist ungemein anregend und lehrreich auch für den, der (wie leider Ref.) des Baskischen nicht mächtig ist, wegen der zahlreichen methodischen Exkurse über die Geschicke der Lehnwörter, was ihre Lautgestalt und ihre Bedeutung anbelangt, z. B. S. 47, 51 ff., besonders die verschiedenen Schicksale unter verschiedenen Kulturbedingungen S. 55 ff. Von allgemeinstem Interesse ist das über den Hiatus Gesagte (S. 22/23). Wenn Sch. bemerkt, dass wir heutzutage mit dem Worte Hiatus 'keine klare bestimmte Vorstellung' verbinden, so wäre noch hinzuzufügen, dass der Ausdruck 'Hiatustilgung' an sich ein Unding ist: wo eine Trennung zwischen den Vokalen besteht, kann sich ja eben gar kein Gleitelaut entwickeln. Wo er sich entwickeln kann, wird die Phonation tatsächlich nicht unterbrochen und es besteht also kein wirklicher Hiatus. Sch. bespricht S. 34 ff. das Anwachsen des Artikels an das Nomen. Von einzelnen Wortsippen sei erwähnt der Nachweis von *cuscolium* im Baskischen S. 10 ff., z. T. vermengt mit *cochlea* S. 13 ff. — Ein zweiter Beitrag zur Kenntnis der romanobaskischen Wechselbeziehungen handelt über Nominalsuffixe[3]), ein dritter über Bask. *chindar*, *chingar* „Funke"[4]).

Ein Büchlein, das allen Freunden deutscher Sprache im weitesten Kreise von Interesse und Nutzen sein wird, ist „Das Fremdwort im Deutschen" von R. KLEINPAUL[5]). Es bietet auch dem Linguisten eine recht ausgebreitete und methodisch gut geordnete Sammlung von Entlehnungen, in denen sich unsere kulturelle und geistige Entwicklung spiegelt. Sehr erfreulich ist es, dass der Verf. nicht auf dem Standpunkt der gewaltsamen, alles historischen Sinnes baren Deutschtümelei steht und fortwährend darauf hinweist, dass wir nur da Fremdwörter vermeiden sollen, wo deutsche gut entsprechende Ausdrücke vorhanden sind. Einzelne der gutgeheissenen Verdeutschungen werden nicht allgemeinen Anklang finden wie Leckerknecht für Chokoladenautomat oder Kräuterbuch für Botanik, da wir unter 'Kraut' heutzutage nur einen Teil der Objekte verstehen, die in der Botanik behandelt werden. Warum nicht Pflanzen-

RF. XXIII, 1907. 2) Baskisch und Romanisch. Zu De Azkues Baskischem Wörterbuch I. Bd. Beihefte zur ZRPh. VI. 3) HUGO SCHUCHARDT, Die romanischen Nominalsuffixe im Baskischen. ZRPh. XXX S. 1 ff. 4) Ebd. S. 213. 5) 3. verb. Aufl. Leipzig, Göschen 1905. (SG. 55.)

buch? Aber freilich, 'Pflanze' ist ja selbst nicht deutsch. 'Vertonung' = 'Komposition' gilt doch nur für die zu irgendeinem Texte geschriebene Musik. Im weiteren Sinne müsste man etwa von 'Tonung' (als Gegenstück zu Dichtung) reden. Aber ist denn 'Ton' deutsch? — In bezug auf die entlehnten Wörter liesse sich mancherlei einwenden. S. 35 *Tschau* als österreichische Entsprechung für it. *schiavo* dt. Sklave geht wohl nicht an. Erstens ist *tschau* nur redensartlich als empfehlendes Abschiedswort = *servus* im Gebrauch, doch nicht als Ausdruck für Sklave; zweitens ist es natürlich nicht 'österreichisch', sondern venezianisch-mailändisch *čao* = *schiavo.* S. 69. *Pfalz* ist keine 'Nachbildung des lateinischen Wortes'. S. 81. Frz. *plaire* geht nicht auf einen Infinitiv *placēre* zurück. S. 89. Die Verbesserung von *Sergeant* zu *Sergent* ist unbegründet. Da solche Wörter durchs Gehör in erster Linie eingebürgert werden, ist *-ant* die natürliche Entnasalierung. S. 97. *Kaiser* geht nicht aufs lateinische *Caesar* zurück, sondern ist übers Griechische durch die Ostgoten zu uns gekommen; es ist also nicht das älteste lateinische Wort im Deutschen, sondern vielmehr ein recht spätes. S 102 *François*, aus dem unser *Franzose* abgeleitet wird, ist nicht eine Nebenform, sondern der Vorläufer von *français*. S. 112. Der *Albern*baum ist nicht die sogenannte 'italienische' Pappel, sondern die Espe, *populus alba*; die Bezeichnung *alberi* ist jedenfalls nicht als 'Baum κατ' ἐξοχήν', sondern durch Einwirkung vom *albus* zu verstehen. S. 114. '*Melarancia* und *Pomarancia*; die letztere ist so viel wie *Pomme d'Orange*'. Das ist ja die erstere auch. Die Entwicklung des Wortes *Apfelsine* als Apfel aus *Sina* (China, in portugiesischer Aussprache S. 113) bleibt unklar. S. 119. *Parasol* ist, wie der Auslaut beweist, nicht italienischen sondern spanischen Ursprungs. Ein methodischer Einwand ist gegen die Aufstellung S. 25 zu machen: 'Der Akkusativ wurde in den romanischen Sprachen bei der Übernahme lateinischer Werte gleichsam als der Normalkasus betrachtet'. Wie soll da der Laie, an den das Buch sich ja richtet, den Sachverhalt erfassen? Wäre es schwieriger zu sagen, dass durch verschiedene lautliche und syntaktische Vorgänge die Kasus in die Form des Akkusatives zusammenfallen? — Sehr gelungen ist dagegen die Darstellung der deutschen Neubildungen auf Grund des entlehnten Materials, wie z. B. Akkuratesse (S. 87ff.) und des nur zeitlichen Unterschiedes zwischen Fremdwort und Lehnwort (S. 74), wodurch jeder in den Stand gesetzt ist, zur Frage des Purismus Stellung zu nehmen. — Ein als romanisch angesprochenes Lehnwort des Dänischen wird nun anders gedeutet. Evald Ljunggren [6]) weist nach, dass dän. *passiar* Schnack, dummer Scherz, nicht, wie man annahm, aus dem it. *pazzo passeraio* komme, sondern aus malaiischem *bitjâra* Ratsversammlung, das übers Holländische auf dem Seewege ins Dänische gedrungen ist; während ein Wort ähnlicher Bedeutung, *palaver*, tatsächlich aus dem Romanischen stammt (span. ptg. *palavra*): es wurde ebenfalls auf dem Seewege eingeschleppt.

Zweimal wurde die Einwirkung des Romanischen aufs Englische untersucht. Casimir Heck's [7]) weitschweifige Arbeit ist von geringem

6) Passiar. Filolog. Förening. i Lund. Språkliga Uppsatser III, 1906, S. 181—185. 7) Beiträge zur Wortgeschichte der nichtgermanischen Lehn-

Wert für Romanisten, da in der Hauptsache nur lateinische Lehnwörter behandelt werden. Die Darstellung ist nicht besonders klar, z. B. S. 103 wird als „Hauptgesetz für romanisch-französische (sic) Entlehnungen aller Zeiten, sowie der Entlehnungen aus den übrigen romanischen Sprachen“ aufgestellt, dass der ursprüngliche Hauptakzent mehr oder weniger schnell auf die ersten Silben (germanische Akzentuierungstendenz) rückt, und noch auf derselben Seite fortgefahren: Das obige Gesetz für die französisch-romanischen etc. Entlehnungen ist nicht nur nicht durchgeführt worden, sondern sogar in seinen Ansätzen stecken geblieben, durch den überwältigenden Einfluss, den die Akzentuation des lateinischen Lehnwortmaterials auf sie ausgeübt hat. Dieser Aufstellung aber geht wieder unmittelbar ein Satz voraus, worin gesagt wird, dass die romanischen Vorbilder auf die Akzentuierung im Englischen wirken, so dass bei Entlehnung aus dem Spanischen und Italienischen das ‘Hauptgesetz’ kaum zum Durchbruch kommen könne. — Dass das Volk sich an der Beibehaltung des lateinischen Akzentes in lateinischen Lehnwörtern nicht stiess, erklärt sich daraus, „dass das Volk in seinem naiven Empfinden an Stelle der Hauptakzente Stammakzente empfand und sich so befriedigt fühlte“, (S. 104) z. B. bei den Wörtern auf *-inic -itic -icula* etc. Diese Proben genügen um zu zeigen, dass der Linguist sich nicht „befriedigt fühlt“ bei Lekture dieser Arbeit. — Viel besser gelungen ist die Behandlung der kirchlichen und spezialwissenschaftlichen romanischen Lehnworte Chaucers von HANS REMUS[8]), dessen Zusammenstellungen von kulturgeschichtlichem und, wie nicht anders möglich, auch von linguistischem Interesse sind. Auffallend sind u. a. folgende Punkte. S. 1. „Viele, man könnte fast sagen sämtliche Sprachen, zeigen eine gewisse Fähigkeit . . . Fremdworte zu übernehmen.“ Nur fast? S. 13. Verf. zweifelt, dass ae. *palm* ein Bibelwort sei; „ebenso könnte man Lilie und Rose dazu zählen“. Gewiss nicht. Die Palme kannte der Angle zunächst nur aus der Bibel (oder wenn ein Pilger sie aus dem heiligen Lande mitbrachte), Rose und Lilie waren ihm auch sonst bekannt. S. 14. *benna* ist nicht lateinisch, sondern gallisch, die Bedeutungsentwicklung ‘Schrank’ also auf englischem Boden vor sich gegangen u. s. w. Methodisch bemerkenswert ist S. 30 die Vorstellung, dass der in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts sich erneuende französische Einfluss „latente anglofranzösische Kräfte der Insel im stärksten Masse auslöste“. — ENRICO ZACCARIA[9]) führt eine Reihe von Wörtern (meist nautischer Bedeutung) an, die allerdings zum grössten Teil nicht, wie der Titel sagt, an sich unbekannt sind, wohl aber von Z. in einigen bisher nicht beachteten Autoren des 15. Jahrhunderts gefunden wurden, so dass also ihr Eintreten in die Schriftsprache etwas früher als bisher angenommen werden kann. Der lebhafte Verkehr mit Spanien und Portugal und die führende Rolle, die diese beiden Reiche damals fürs Seeleben spielten, erklärt, dass die von

---

wörter im Englischen. Die Quantität der Akzentvokale in neuenglischen offenen Silben mehrsilbiger Wörter. S. A. Anglia XXIX. 8) Halle, Niemeyer 1906. XII, 154 S. Mk. 4,40. Studien zur engl. Philologie XIV. 9) Note Originali di Lessicografia e etimologia circa parole di Cadamosto, Colombo-Bainera, Vespucci e Gio. da Empoli, ignote quasi tutte ai vocabolaristi, romanisti, fonetici e glottologi. Carpi 1906.

Zaccaria gesammelten Wörter zumeist span.-portugiesische Entlehnungen oder Nachbildungen sind. Vgl. fürs erstere *almadia* (kleine Barke) *caravella* (*-orella*) nicht grosses, rasches Schiff 7, *flotta* 35, *negrura* Verdunklung durch Wolken, *costa brava* statt *aspra* 32 etc., fürs zweite *tridoppio* = *tres doble* 25, *salire* statt *uscire* 25, *di poi di sanati* = *despues de sanados* 45 etc. Insofern diese Nachbildungen vereinzelt bei den betreffenden Autoren vorkommen, haben sie natürlich nur mittelbares Interesse. Unter den Wörtern, die Z. aus seinen Autoren früher belegen kann, ist z. B. *almanacco* (50). In vielen Fällen ist die von Z. angenommene Entlehnung gar nicht einleuchtend; z. B. *cavedale* aus span. *caudal*. Es kann doch viel eher venezianische Bildung aus *capitale* sein; ebenso *taccato* befleckt zu *tachar*, *panaro d'ave* (Bienenkorb) aus *panal de miel* (!). Warum it. *tormenta* den Umweg übers Spanische gemacht haben soll, ist ebenfalls nicht klar; da auch franz. *tourmente* vorhanden ist, so steht doch nichts im Wege, einen gerade hier begrifflich leicht erklärlichen Kollektivplural *tormenta* anzunehmen. Ebensowenig wird man gelten lassen, dass *accrescimento* eine Nachahmung von *acrescentamiento* ist oder *innavicabile* eine von *inavigable*, *affaticoso* von *trabajoso* (als ob das Italienische kein Suffix *-oso* besässe), *negoziazione* von *negociacion* (!). Alles in allem ist der Ertrag, den das Büchlein liefert, durch den keifenden, fast könnte man sagen bellenden Ton, in dem es abgefasst ist, noch recht teuer erkauft. Der verächtliche Zorn gegen Romanisten, Etymologen, Phonetiker „und anderes Gesindel", der sich schon im Titel anmeldet, wirkt im ganzen erheiternd.

In normaler Sprechweise trägt Verf. seinen Beitrag zur Kenntnis der Iberismen in Italien[10]) vor. Viele aus dem Spanisch-Portugiesischen unmittelbar entnommene, viele nachgebildete Wörter, die Mehrzahl nur bei Sassetti selbst, daher für die Gesamtgeschichte des Italienischen oder gar für die „Wechselbeziehungen" wenig bedeutungsvoll. Bemerkt seien: *gragl̃ia* = portug. *gralha* (95), *disparcio* aus span. *despacho* (106), *complire* = *convenire* (104) etc., *marmellata* aus span.-portug. *marmelada*. Dass die Bezeichnung *marmelo* = Quitte (bei Michaelis nicht belegt) auf lat. *melmelum* zurückgehe, ist mehr als zweifelhaft. Was sollte das für eine Bildung sein? Es läge überhaupt nahe, span. *mermelada* aus *mermar* 'verringern, verkleinern' abzuleiten, da man die Früchte in kleine Stücke schneidet, damit sie rascher zerkochen. Wenn nun die flüssige oder feste Marmelade hauptsächlich aus Quitten hergestellt wird (Quittenkäse), so kann die Bezeichnung der Quitte deverbal aus *marmelar* gebildet sein. *Boffetani* Baumwollgewebe aus span. *bofetan*, portug. *bofetá*, dieses aus einem asiatischen Namen hergeleitet, ist nicht annehmbar. Der Stamm *buf- bof-* für das Leichte, sich leicht Blähende (wie etwa ein baumwollenes Tuch) ist im Italienischen heimisch; vgl. *boffice*. Zahlreiche Schifferausdrücke, darunter *Sud Nort* (S. 160), die zuerst in Übersetzungen aus dem Spanischen auftauchen; *calma* (115 ff.), dessen Bedeutungswandel von Hitze > Meeresstille sich besser aus den Gegenden erklärt, die dieser Naturerscheinung

10) Enrico Zaccaria, Contributo allo studio degl' iberismi in Italia e della Wechselbeziehung fra le lingue romanze ossia voci e frasi spagnuole e portoghesi nel Sassetti aggiuntevi quelle del Parletti e del Magalotti. Turin, Clausen 1905.

näher liegen; *piloto* (146), das eher aus dem Spanischen als aus dem Französischen entlehnt ist, da es zuerst bei Sassetti vorkommt. Die gleiche Argumentation gilt für *bordo* 'Schiffsrand' (S. 119). Zur Stütze dieser letzteren Aufstellung hätte Verf. noch anführen können, dass das Italienische *bordo* in der Bedeutung 'Ufer' nicht kennt, das Wort also tatsächlich nicht bodenständig ist, und *bordeggiare*, das Schiff bald auf die eine, bald auf die andere Seite lenken 'lavieren' erst 1684 belegt ist (Crusca). Es ist demnach nicht aus dem Provenzalischen entlehnt, wie ich (Wortsippe *Burd* S. 60) annahm, sondern dem spanischen *bordear* nachgebildet.

Eine grosse Reihe von Beiträgen ist wie alljährlich der **Wortgeschichte** und **Lexikographie** gewidmet. SCHUCHARDT ergreift das Wort zu Hornings *Ambitus*-Aufsatz[11]). Unter Anführung weiteren Materials stimmt er im ganzen der Ansicht Hornings (ZRPh. XXIX 513 ff.) bei und gibt einen kurzen Abriss der Wandlungen, die seine Stellung zur *ambitare*-Frage durchgemacht und wie diese seine letzte Meinung über die Sache sich mit der ersten berührt. — Ferner ist von SCHUCHARDT zu verzeichnen: Ein Exkurs über romanisch *gorr-*[12]), worin die Bedeutung 'rötlich', die sich allenthalben findet, auf die Bedeutung 'Weide' zurückgeführt wird. Diese Bezeichnung der Weide wird vermutungsweise zu *augurium* gestellt (Wünschelrute), so dass also von da die Weidenrute *agurra* benannt, und wegen deren rötlicher Farbe die Bezeichnung für 'rot' von ihr genommen worden wäre. Dagegen scheint zu sprechen, dass unter den Funktionen der Weidenrute im täglichen Leben die des *augurium* wohl hinter den anderen zurücktritt. Man müsste denn den Nachweis haben, dass besonders kräftig gefärbte Weidengerten zur Wünschelrute verbunden wurden, so dass die Bezeichnung gerade für stark rote Weidenruten aufkommen konnte. (Vgl. dagegen: Wortsippe *bur(d)* S. 94 ff.) Könnte nicht im bask. *buru-il* September statt „Inaugurator des Winters" (S. 212) der roman. Stamm *bur-* in der Bedeutung 'Nebel', 'Reif', 'Dunkelheit' etc. stecken? Vgl. Wortsippe *bur(d)* S. 45 ff. — A. THOMAS[13]) behandelt eine Reihe von Tiernamen, die sich im Romanischen wiederfinden. An die Fischnamen dieser schönen Untersuchung knüpft SCHUCHARDT[14]) Erweiterungen und Berichtigungen. So geben beide Arbeiten miteinander ein lehrreiches Ganze. Thomas bespricht *ablinda* S. 164 (Sch. 716), *ancoravus* resp. *ancorago* S. 168 (Sch. 717). Jeder der beiden Verf. hält seine schon öfter ausgesprochene Ansicht über *-avu -agu* fest. *Auris* (Sch. *auricula* 719), *camox cervus gorgus darpus furo gaius* 174 (Sch. 712 hält *gaius* für ein lautnachahmendes Wort: '*gai-*' wie unser Häher etc.), *glandaria* 178, *jaculus* 179, *lacrimusa* 180, *lactrinus* 182 (Sch. 721), *marisopa* 183. Sch. 723 erklärt das Wort aus *marsuppium* Börse: **marsuppa* + *maris suillus* (die Bezeichnung 'Meerschwein' ist immer daneben zu belegen) ergab *marisopa* oder *marsuillus*. VICTOR HENRY[15]) führt Thomas' Vorschlag, die Wurzel germ. *-*supō* Gen. *-*supnēs*

---

11) Zu lateinisch Ambitus im Romanischen. ZRPh. XXX 83 ff. 12) Ebd. S. 210—213. 13) Le Laterculus de Polemius Silvius et le Vocabulaire zoologique roman. Ro. XXXV S. 161 ff. 14) Zu den Fischnamen des Polemius Silvius. ZRPh. XXX S. 712 ff. 15) Ro. XXXV 605.

= 'saufen' im Sinne von 'schlürfen' anzusetzen, weiter fort. Nun meint Henry, der 'Meerschlürfer' wäre ein Schlürfer im Meer, was SCHUCHARDT[16]) mit Recht beanstandet hat, da wir dann ein Simplex 'Schlürfer' haben müssten, wie zum Meerschwein das 'Schwein' etc. Aber wenn das Kompositum auch falsch gedeutet war, so könnten dennoch die Bestandteile annehmbar sein. An sich wäre es viel richtiger, die Bildung Meerschlürfer als Obj. und Verb zu deuten. Um das Wasser auszuspritzen, muss es doch erst eingezogen werden. Da nun Sch. auf die Formen mit *sopl-* aufmerksam macht, in denen *soplar* = Wasser ausspritzen enthalten ist, wären zwei verschiedene Stadien der Atmungstätigkeit Ausgang der Bezeichnung des Fisches. Das ist an sich ganz wahrscheinlich, nur kann — darauf geht Sch. nicht ein — doch bei einer so spätlateinischen Bildung nicht angenommen werden, dass sie nach archaischem Prinzip gebaut worden sei mit dem Objekt vor dem Verb. Es muss unbedingt zunächst eine andere Bezeichnung vorhanden gewesen sein, die dann durch den beschreibenden Wortteil modifiziert wurde. Daher kann sehr wohl die Meinung beider Gelehrten zu recht bestehen. *Marsuppium* hätte ja 'lautgesetzlich', unbeeinflusst, nicht *-sopa* ergeben. Wie in den einen Gegenden die Modifikation mit dem Stamm *sopl-* = (ausspritzen) gebildet wurde, so in anderen die mit dem Stamm **sŭpo-* = schlürfen. Bei THOMAS finden wir weiter: *Mufron* 183, *mus montanus* 184, *vaupreda* 185 (Sch. 724), *pelaier* 186 (Sch. 725), *platensis* 187 (Sch. 725), *plotta* 187 (Sch. 726), *plumbio* 188, *riparia* 189, *scarda* 190 (Sch. 728), *sofia* 191 (Sch. 731), *subter*, *taxo* 193, *tecco* 194, *titus*, *tremulus* 197. Ausserdem bei SCHUCHARDT noch weitere Fischnamen, die Th. übergangen hat: *ambicus*, *amulus* 717, *asinis*, das in *asinus* zu bessern ist, 719, *ausaca*, *carahuo* (= *carabus*) *caraulis coluda culix eufratis euga* 720, *levaricinus* 722, *lucuparta* 723, *mirrus pardus* 724, *porca* 726, *ricinus rottas* 727, *samauca samosa* 728, *scrpido* 731, *tirus trocus vaguris* (= *pagurus*) 732. — SCHUCHARDT[17]) und SALVIONI[18]) bringen weiteres Material zur Frage von *derla negóça*, *argüç*.

PAUL BARBIER FILS behandelt Fischnamen[19]), die vom grossen Kopf her genommen sind und kommt zu der einleuchtenden Aufstellung, dass die gleichmässige Art solcher Namenbildung für verschiedene Fische zu Namensverwechslungen führt, indem z. B. die Bezeichnung *meunier* vom *chabot* (leuciscus cephalus) auf den *chabot* (cottus gabio) übertragen wird u. dgl. *Cabillaud* (*-e-*) wird aus prov. *cabilh* (*-e-*), *cabilha* (*-e-*) hergeleitet, das einem **capitulus-a* ('gross-kopfet') entspricht. Wieso die Endung *-au*(*d*) antritt, die in den germanischen wie in den romanischen Sprachen vorhanden ist, wird nicht erklärt. — HORNING bringt neues Material zur Erkenntnis der schwierigen Wortsippe '*Faluppa*'[20]), Formen, die den Zusammenhang von *falup-* und *flap-* mit *forap- frap-* erweisen sollen; speziell die Belege für die Zusammengehörigkeit der italienischen und französisch-provenzalischen *frap*-Formen verdienen Erwähnung. — ATTILIO LEVI[21]) leitet die Wortsippe

16) ZRPh. XXXII, 1908, S. 83ff. 17) Derla Negossa. ZRPh. XXX 207—210. 18) Discussioni etimologiche. 2. *negóça argüç* eb. S. 534ff. 19) La Racine '*Cap, tête*' dans la nomenclature ichthyologique. RPhFL. XX 111—127. 20) Faluppa. ZRPh. XXX 71ff. 21) La famiglia di Fanfarone. ZRPh. XXX 675ff.

fanfarone von arab. *farfár* 'frivol unbeständig schwatzhaft' ab. Aus dem italienisch und spanisch belegten *farfaro* entwickeln sich erst seit dem 17. Jahrhundert (dies ist sehr auffallend!) drei verschiedene Sippen: 1. **fanfaro* schwatzhaft etc. 2. *fanfano* leer, umsonst, dumm, 3. **farfano* leer, eitel. Die Darlegung ist nicht zwingend.

CLEMENTE MERLO[22]) untersuchte die Bezeichnungen der Maulwurfsgrille im Romanischen. Wie von Merlo nicht anders zu erwarten, eine reichhaltige Studie, die folkloristische, wie etymologische Anregungen gibt und im Vorbeigehen manche hübsche Ähre abstreift, z. B. das Suff. *-erla* im Piacentinischen (7) und die Entwicklung von *rugare* aus **erucare* zu *eruca* Raupe, Larve (14).

LAZARE SAINÉAN[23]) bespricht die Sippe von prov. *gos*, die auch auf der iberischen Halbinsel, in Italien, Frankreich, und dann weiter noch im Serbischen, Albanesischen, Ungarischen, Persischen, Indischen Vertreter hat. Gestützt auf Schrader, der die letztgenannten aus der onomatopoetischen Interjektion '*ku-*' ableiten will, stellt Sainéan die Interjektion *css gss* als Grundlage dieser Hundebezeichnungen auf und führt dann aus, wie die Bedeutung 'Zwerg' aus der für 'Hund' erwachsen konnte.

PAUL BARBIER FILS[24]) behandelt die Ableitungen *cap -aceus -iceus -oceus -uceus* viel ausführlicher, als dies Bernitt in seinem *Caput*-Buche getan und bringt einige hübsche Einzelheiten.

Die folgenden Arbeiten behandeln Erscheinungen, die nur auf einem Teilgebiete der Romania zu beobachten sind:

LEO JORDAN[25]) liefert Beiträge von verschiedenem Werte. *Fabula* (S. 68): Nachweis, dass das Wort schon im 7. Jahrhundert die Bedeutung 'Erzählung', 'Fabliau' hatte. Der Artikel ist entstellt durch die Bemerkung, dass dem Namen '*Comedia*' im MA. nur noch der Charakter des Heiteren anhafte, wozu auch der Titel von Dantes Werk '*la Divina Comedia*' zu vergleichen sei (S. 72). Gesetzt, wir nehmen mit dem Verfasser diesen Titel an, sollen wir ihn mit 'göttliche Heiterkeit' oder 'ein Spass für Götter' übersetzen? *Rote* (das Musikinstrument) von bretonisch *c(h)rotta*, bei Venantius Fortunatus nachgewiesen. Den Abfall des *c-* hat J. nicht erklärt; er ist wohl in dem Umstande begründet, dass die *chrotta* ein Instrument mit umgebogenem, gleichsam gebrochenem Bügel ist, daher als *rotta* = *rupta* angesehen wurde. *Lanier* als Schimpfwort geht nicht auf den Falken zurück, sondern wird ansprechend vom *lanarius* (Wollweber) abgeleitet, Belegstellen für Verachtung der Wollweberei als einer weibischen Beschäftigung werden beigebracht. Js. Bedenken gegen die Verwendung eines Wortes aus der Falknerei im Volksepos scheint mir nicht begründet. Aber er hätte zugunsten seiner Etymologie noch anführen können, dass der *falcon lanier* ein 'Würger', eben wegen seiner Wildheit unbrauchbar ist, während *lanier* im Volksepos das gerade Gegenteil bedeutet: feig, weibisch. *Chiffre* aus arab. *cifra* verdankt Form und Genus dem Pikardischen (S. 68 ist einmal aus Versehen der 'Nordosten' gedruckt), wie *zero* dem Venezianischen. Es bedeutet eine Zeit-

---

22) Grillotalpa vulgaris. Perugia 1906. SA. StR. Nr. 4. 23) Anc. Prov. cos, gos, chien. (S.A. MChab. RF. XXIII. 1907). 24) Sur un groupe de mots de la Famille de 'Caput'. RPhFL. XX 183—200, 241—264. 25) Wortgeschichtliches. SA. FXIIDNMü. 1906. Hsg von C. Stollreither.

lang alle zehn Zahlen, dann Zeichen, Geheimschrift etc. Die alte Schreibung *Jherusalem* wird mit der von *Jhesus* auf Verkennung des griechischen H zurückgeführt, nicht glücklich, da *Jerusalem* mit Epsilon geschrieben und an ἱερός angelehnt wurde. Die Skansion ergibt in den meisten Fällen Dreisilbigkeit. J. möchte die Aussprache *Jrusalem* annehmen auf Grund der in denselben Texten vorkommenden Formen *frai*, *pruec* etc. *Carole* wird aus *choraula* abgeleitet, wie auch sonst ein Tanz nach dem begleitenden Instrumente bezeichnet wird: *Musette*, *Guige* etc. Die Voraussetzung, dass it. *carolare* und prov. *carolar* Lehnwörter aus dem Französischen seien, wofür „in überzeugender Weise" der Wandel des vortonigen *or* > *ar* (63) sprechen soll, ist unverständlich. Sehr fragwüdig sind die lauthistorischen Auseinandersetzungen in der Erklärung von *charaute*, *charaie*. *Carraxare* 'schmieren' (bei Gregor von Tours) soll aus *caract-iare* entstanden sein; vgl. dagegen die Entwicklung von **directiare* > *drecier*, *tractiare* > *tracier*. Bei der Bildung dieses *carag-sare* sollen die Zeitgenossen Gregors die Aoriste *faxo dixo* vor Augen gehabt haben. Sehr dankenswert ist die Bekanntmachung mit *caragi* = sortilegi, praecantators etc. (6. Jahrhundert), die J. aber nicht genügend ausbeutet. Wir könnten vielleicht annehmen, dass zu **caractum* (Nebenform von *caracter*, *charait* bei Fœrster, ZRPh. III 262) ein Verbum **caragere* gebildet wird, nach dem Muster von *actus agere*, *lectus legere*. Damals konnte man noch *car-agere* zu *car-men* stellen, wozu die Bedeutung herausforderte. Das deverbale Substantiv ist nach dem Muster des sinnverwandten *sortilegus* gebildet. Die Form **caraga*, die Jordan für *charaie* aufstellt, erklärt sich also als Verbalabstrakt. **Caracta* endlich konnte J. unmittelbar zu dem von Fœrster erschlossenen **caractum* stellen. Die Entwicklung von *carraxare* bleibt unaufgehellt. *Sot* it. *zotico* aus *idioticus* = *ignarus*, *rudis*; J. gibt den interessanten Beleg *iotticus* (7. Jahrh. Script. Rer. Merow. IV S. 705, 12) 'Carnevalsnarr'. Da nun aber *iotticus* im Französischen regelmässig **joge* ergeben müsste, vgl. *viage*, so hätte J. zu der begrifflich so einleuchtenden Grundlage auch die physiologische Erklärung des An- und Auslautes hinzufügen müssen.

D. Behrens[26]) verfolgt die Entstehung von pik. *clipant* Mühle < mndl. nd. Verb klippen = klappen, afrz. *gien* zu mhd. *jân*, schweizerisch *jin* 'Fussweg im Rebgarten', Linie, Strich, Arbeit. Nfrz. *moquette* Losung des Rehs, afrz. *moquet*, *moque* Erdhügel zu dt. Mocke, Klumpen, resp. Gebäck, Kuchen. Ostfrz. *moui(ll)eau* < *moie* < *meta* übertragen zur Personalbezeichnung mit mehreren parallelen Fällen in anderen Dialekten. Wall. *mûne* alte Frau zu köln. *Möhn* = Mume. Norm. *racouée* = *racoues* = *racouets* Rattenschwanz (resp. geschwänzte Ratte) und *cacoue* Katzenschwanz zur Bezeichnung des Alopecurus agrestis. Norm. *ravenet*, engl. *rafflenet*.

Wenig befriedigend ist Östbergs[27]) Artikel über *bloi* und *poi*. Verf. nimmt an, dass *blavu* < germ. *blaw* noch durchdekliniert worden sei: *blavus blavu blavi blavos*. Wie „in ähnlichen allbekannten Fällen" (worunter doch wohl in erster Linie *clarus* zu denken ist), schwindet

26) Wortgeschichtliches. Aus: MChab. = RF. XXIII 1904. 27) Aus: MChab. = RF. XXIII 1907.

das *-v/u* und so wird *au* > *ou*, also *blous blou bloos*. Schon die letztere Aufstellung ist nicht richtig: wie kann man glauben, dass *blavos* etwas anderes ergäbe als *blavus*? Der Verf. nimmt nun an, dass **blavi* als isolierte Form stehen blieb und einen zweiten Worttypus *blois* — *bloie* entwickelte. Diese ganze Annahme hält der Prüfung nicht stand. Als germ. *blaw*, das ja nicht gemeinromanisch vorhanden ist, ins Gallolateinische Aufnahme fand, war von einer Deklination *-us -u -i -os* wohl schon jahrhundertelang keine Rede mehr. Aber selbst wenn *blavi* als Nom. Pl. noch gebildet wurde, so musste es doch nach dem Muster von *clavi* gehen. Da wir nun im Französischen keine derartige Einwirkung des pluralischen *-i* bei irgend welchen Wörtern kennen, — vor allem nicht bei *clavi!* — ist der Versuch, die *i*-Formen von *bloi* damit zu erklären, abermals missglückt. Dasselbe gilt natürlich in verstärktem Masse bei *poi*. Ein Lehnwort kann noch eher ein eigenartiges Schicksal haben. Warum aber *pauci* anders behandelt worden sein soll als alle anderen Plurale, ist nicht ersichtlich. Besonders deshalb, weil die Verwendung von *pauci* in der Bedeutung 'einige' ja urlateinisch ist; wäre sie erst aufgekommen, als das Wort in der Form *poi* — (zu *pous pou poos!*) — existierte, so könnte man sich vom semasiologischen Standpunkte aus mit der Erklärung zufrieden geben. Vom phonetischen Gesichtspunkte aus aber müsste doch erst nachgewiesen werden, wie denn *pauci* > *poi* werden sollte, da doch alle anderen Wörter auf *-cu -ci* nichts ähnliches aufweisen. Verf. macht einen ausführlichen Exkurs über die palatalen Formen, die sich an vokalischen Stämmen neben offenbar lautgesetzlichen nicht palatalen finden: *baer-bayer*, *noel noiel*, *essuer essuier*, *loer loier* (< *laudare*), *choer-choyer* (< **cavitare* mail. *cautà* etc.) S. 482 ff., und kommt zu dem Resultat, dass diese *-i*-Formen den palatalen Gleitelaut enthalten. Das ist durchaus wahrscheinlich; es fragt sich nun, ob die vom Verf. offenbar hier gesuchte und verschmähte Erklärung für *bloi* und *poi* nicht doch hier liegt.

Es ist an sich ebenso gut möglich, dass der Gleitelaut zwischen akzentuierter und nichtakzentuierter Silbe auftritt, als zwischen nichtakzentuierter und akzentuierter. Dt. dialektisch kann man hören '*neuje*' '*Marija*', '*rujeniren*' auf ausgedehnterem französischem Gebiete (Drôme, Tarn, Lot, Ariège) findet sich *kuyo* (aus *cauda*), dessen ursprüngliche Gestalt *kuo* in H.-Alpes noch vorhanden ist (vgl. Gilliéron, Atl. Lingu. 782). Es kann also *oe* (< *auca*) einerseits zu *ove*, andererseits zu *oie* werden; der Einfluss von *oisel* auf *oe* scheint mir nämlich nicht überzeugend: Hätte man dann nicht *oise* gesagt, noch besonders wenn das Deminutiv *oison* sich gebildet hatte? Im Volksbewusstsein musste doch *ois/el* = *ois/on* sein; und doch haben wir *oie*. *Poe* und *bloe* können also durch Einführung eine Gleitelautes zu *poie bloie* geworden sein. Eine solche Entwicklung dürfen wir ins Westfranzösische versetzen; alle Belege für *poi* und *bloi* bei Godefroy sind von daher mit Ausnahme des Gir. de Ross. und Raimb.s von Paris, der doch aber Kompilator ist. Aus Görlich, Südwestl. Dialekte der Langue d'Oil ist Hiatus-*i* belegt bei *poient* u. a. S. 77, Nordwestl. Dialekte der Langue d'Oil auch das mask. *poy* bei Péan Gatineau 4, 20und aus Angers 1294. Noch jetzt lautet die Form in Deux-Sèvres und der östl. Vendée *poi* (=

pwa bei Gilliéron, Atl. Lingu.). Ist aber die fem. Form *bloie poie* gedeutet, so haben wir auch die Erklärung für das mask. *bloi poi*.

Abbé J.-M. MEUNIER[28]) führt für einen jungen Schüler, Grafen von Maumigny, den äusserst populär gearbeiteten Nachweis, dass *Maumigny* auf *Malmansionile* zurückgeht mit vielen Entschuldigungen und Nebenerklärungen, dass in dem teuren Namen '*mal*' enthalten ist. — Von CHRISTOPH LUCHSINGER haben wir eine Untersuchung über Wörter und Sachen. Er behandelt das Molkereigerät in den romanischen Alpendialekten der Schweiz[29]). Solcher Arbeiten sollten jetzt recht viele gemacht werden: mit guter Kenntnis der Realien ausgeführte Sammlungen aller einschlägigen Ausdrücke, durch Abbildungen erläutert, etymologisch erklärt. Die Etymologien sind allerdings bei L. nicht immer ganz überzeugend, z. B. *defajá* (Käsebrecher) aus *disfacere* + *atoriu* S. 28/29. Man erwartet bei *facere* keine *a*-Ableitung. Oder *debatχá* aus frz. *débattre* + *atoriu* (ebd.), *rupt'* aus **ruppicare* als deverbales Konkretum (ebd.). Bei eng. *tjaroet* (aus ahd. *kar* 'Gefäss' + *-ottu* mit Einwirkung von *carectum* S. 31) überrascht die Stützung dieser an sich ganz einleuchtenden Etymologie durch den Hinweis auf eng. *charöt* 'Sumpf, Ried', als ob die Kontamination von Kessel und (Binsen)korb auf das Röhricht übertragbar wäre. Die Ableitung des Wortes *carot* von dem Stamme *car-* (aus *carex, carectum*) kann vom lateinischen Standpunkt aus nicht aufrecht erhalten werden, da eine solche Zerlegung in der Zeit, als das Suffix *-ot* zur Wortbildung verwendet wurde, nicht nachweisbar ist. Von allen für *cazza* u. kons. (S. 42) vorgebrachten Etymologien verdient nur **cattia* ernstliche Beachtung. Wie soll man an Entlehnung aus dem Arabischen glauben, bei einem Molkereigefäss in den Alpen?! — Vom Glossaire des Patois de la Suisse Romande[30]) haben wir den Bericht von den pekuniären Schwierigkeiten und wissenschaftlichen Fortschritten der Glossairearbeit und von den vielen schönen Untersuchungen, zu denen die nach Bedeutungen gesammelten Notizen reizen, ehe sie alphabetisch zerrissen werden. Eine solche Untersuchung hat TAPPOLET[31]) gemacht, indem er die aus zwei Dialekten (dem Freiburgischen und Waadtländischen) gesammelten Ausdrücke für eine Tracht Prügel semasiologisch beleuchtet. Schon die Tatsache, dass 170 Ausdrücke zusammengekommen sind, ist überraschend. T. liefert den Nachweis, dass die Bezeichnungen von häuslichen Reinigungsarbeiten ausgehen, zunächst von Züchtigungen des Kindes gelten. Dann werden sie vom Material des Züchtigungsmittels hergenommen, vom Lärm, den die Züchtigung verursacht, von der Wirkung, die sie ausübt. Es braucht nicht gesagt zu werden, dass der kleine Artikel ungemein anregend und von allgemein sprachlichem Interesse ist. — Das Bulletin enthält noch eine Sammlung Wortspiele, Kinderrätsel und Auszählsprüche von MAURICE GABBUD, einen Exkurs von GAUCHAT über die Bezeichnung des Juni = Brachmonat = *semoraul* zum Verb *semorā somorā*, wozu die gleichbedeutenden Formen *somare*, *sombrer sombre* kommen, aber ohne

28) Les dérivés Nivernais de 'Manere' et Etymologie du nom de lieu 'Maumigny'. Aus: MPhBru. 1904. 29) Diss. Zürich 1905, 51 S., 9 Taf. 30) 7ième rapport annuel, 1905. 31) Les expressions pour une volée de coup. BGlPSR. V 3—8.

Etymologie des eigenartigen Wortes, und einen von JEANJAQUET über den altneuenburgischen Gerichtsausdruck *entreves* 'juridische Information, Konsultation', der nicht zu '*trouver*' gehört, sondern zu *interrogare*. Das Verb, das uns in seiner altfranzösischen Gestalt *enterver* geläufig ist, findet sich in entsprechender Form in verschiedenen schweizerischen und provenzalischen Dialekten.

KURT HETZER machte eine Arbeit über die Reichenauer Glossen[32]), ein wichtiges Thema, für dessen Bewältigung der Verfasser sich nicht ganz genügend gerüstet hat. H. nimmt, wie schon der Titel zeigt, als selbstverständlich an, dass die Glossen aus Frankreich stammen und im ganzen scheint die Beweisführung nicht missglückt. Die vielen kleinen Fehler in der Ausarbeitung des Materials machen den Leser jedoch stutzig; nur ein paar Beispiele: *principatus* wäre in lautgesetzlicher Entwicklung '*princevey*' geworden (S. 45); afrz. *coser* soll Erbwort aus lat. *causari* (S. 31), *fugitivus* das Grundwort für afrz. *fuitiz* sein. Es ist auch unmethodisch zu sagen, dass ptg. *aborso* < *abortus* entstanden sei (S. 25). Verf. behandelt S. 106 ff., S. 147 ff. die Frage des auslautenden *-s*, die natürlich für die Beurteilung der Sprache von grösster Wichtigkeit ist. Wie er sich die Verhältnisse aber eigentlich denkt, bleibt durchaus unklar. Es ist nicht anders möglich, als dass man gegen die Aufstellungen des Verfs. misstrauisch wird; eine vollständige Beurteilung seiner Leistung wird erst möglich sein, wenn die von Hetzer-Stalzer-Förster unternommene Bearbeitung des interessanten Themas im ganzen vorliegt.

Hier sei noch der lexikalische Beitrag von HUGUES VAGANAY[33]) erwähnt. Verf. bringt eine Reihe von Wörtern, die entweder im Godefroy u. a. Lex, gar nicht oder erst aus späterer Zeit verzeichnet sind. Es ist eine Ährenlese aus mehreren Werken des 14./16. Jahrhunderts, und zwar: 1. Les propriétés des choses etc. von Corbichon 1377; hieraus sei besonders erwähnt: S. 227 *mierre* Myrrhe, mit dem Wandel von *ir* > *ier*, wie *vierge, fierge cierge*. S. 228 *ostruce*. S. 229 *La pluye est appellee ymbre pour ce que elle se boit dedans la terre*. 2. René Benoist, Vie de J.-C., Le grant vita Christi, 1544. 3. Vocabularius Nebrissensis, das lateinisch-spanische Lexikon des Antonio de Lebrija, das 1519 in ein lateinisch-französisches umgewandelt wurde.

Unter den lexikalischen und wortgeschichtlichen Arbeiten befindet sich diesmal eine grosse Anzahl von Arbeiten aus dem bisher weniger bebauten Gebiete der Namenkunde. Ich zähle sie daher zusammen auf.

Eigennamen. Dr. JULIUS BAUDISCHS[34]) fleissige Zusammenstellung enthält neben vielem aus zuverlässigster Quelle Geschöpften auch manches Unbefriedigende und Unrichtige, z. B. *Picbus* I 20 nicht: der Franziskaner, der nach der Vorstadt von Paris genannt wurde, sondern umgekehrt, das Stadtviertel, wo das Franziskanerkloster stand, nach dem Necknamen der Mönche *Picque-pusse*. *Aspect tantalique* I 7 ist nicht „ein Anblick, den man nicht ertragen kann", *rhubarbe* 21 schwerlich

32) Textkritische und sprachliche Untersuchungen zur Kenntnis des vorliterarischen Französisch. Halle, Niemeyer 1906, X, 191 S. Beihefte zur ZRPh. VII. 33) Quelques mots peu connus. SA. MChab. = RF. XXIII, 1907. 34) Über Eigennamen als Gattungsnamen im Französischen und Verwandtes. Wien, Unterrealschule III, Progr. 1905 u. 1906.

aus *Rha* (alter Name der Wolga) und *barbarus*. Die Aufstellung *cagot* $<$ *canis gotus* 16 wäre ansprechend, wenn man annehmen könnte, dass zur Zeit der Ostgoten schon das auslautende *-n* verstummt war. Statt dessen war das *n* damals noch nicht einmal im direkten Auslaut. Auch seltenere Redensarten sind verzeichnet, wie *Sainte-Mousseline* = Modeteufel 7, *bismarck en colère* kastanienbraun, *bismarck malade* hellbraun II 9. — ALBERT COUNSON[35]) untersucht einige Namen der französischen Dichtung, die sich schon in der alten Zeit verallgemeinert haben. Es sei besonders darauf hingewiesen, dass einige z. B. *Aiol* und *Baligant* noch im Wallonischen leben. — REINHOLD MACKE[36]): Die Verwendung des Vokativs der röm. Eigennamen bietet gar nichts Nennenswertes, als etwa die Belege für Verwendung von '*Caesar*' bei der Ansprache der Kaiser (Tiberius u. Nero), VI S. 11.

Tiernamen. MARTIN HIECKE's Die Neubildung der rumänischen Tiernamen[37]) ist eine tüchtige Arbeit. Die Tiernamen werden von der semasiologischen wie von der morphologischen Seite aus behandelt. Die Untersuchung hat eine vielfach über das Rumänische hinausgehende, prinzipielle Bedeutung. Die Auseinandersetzung über die „wortschöpfenden" Individuen, die in Gegensatz zum Sprachgeist gesetzt werden — als ob der Sprachgeist sich nicht eben in der Schöpfung der Individuen äusserte (S. 131) — ist missglückt; gelungen hingegen die Darstellung der Ursachen, warum Tierstimmen, die doch eigentlich überall die gleichen onomatopoetischen Schöpfungen hervorrufen müssten, doch so ganz verschiedene Bildungen veranlassen (132). Erwähnt sei auch die Analyse der Suffixe (149) und der eigenartigen Vorgänge bei der Wortbildung, wonach das Deminutivsuffix nicht zur Verkleinerung des im Stamm ursprünglich ausgedrückten Begriffs dient, sondern nur das „kleine Tier" andeutet, während im Stamm eine Bedeutungsübertragung vorliegt, z. B. *gâtejel* (Zaunkönig) nicht kleines Reis, sondern 'Vogel, der sich mit (im) Reisig beschäftigt' + Deminutivausdruck. Die Zusammensetzung von *curtubeş* (Zaunkönig) aus *curte* (Hof) + *beş* (Furz) S. 163 wäre wohl besser nicht in Betracht gezogen worden, da es doch unmöglich scheint, aus diesen zwei Substantiven eine Komposition zu bilden.

Ortsnamen. HERM. GRÖHLER[38]) macht eine Zusammenstellung aller gallischen Volksnamen, die in der französischen Ortsbezeichnung erhalten sind, wobei an der Hand der historischen Belege nachgewiesen wird, wie und wann die ursprüngliche gallische Benennung einer Bezeichnung durch den Volksnamen weicht, worauf der ältere Ortsname in Vergessenheit gerät. So wird z. B. *Noviomagus* durch *Augusta Tricastinorum* verdrängt: dieser Vorgang ist seit dem 1.—2. Jahrhundert nachweisbar und mit dem 4. Jahrhundert abgeschlossen. Die Arbeit hat mindestens das Ziel des bescheidenen Verfassers erreicht, der sich damit zufrieden gibt, im „allgemeinen das Richtige zu treffen und andere zu

---

35) Noms épiques entrés dans le Vocabulaire commun. Aus: MChab. (= RF. XXIII, 1907). 36) Die römischen Eigennamen bei Tacitus. V/VI. Progr. Gymn. Königshütte 1905 bezw. 1906. 37) Dissertation Leipzig (S.A. JBIRG. XII, 113ff.). 38) Die Entwicklung französischer Orts- und Landschaftsnamen aus gallischen Volksnamen. Progr. des königl. Friedrich-Gymnasiums Breslau.

bessernder Kritik anzuregen". Sie ist fleissig gemacht und füllt eine Lücke aus. An mehreren Punkten regt sich der Widerspruch, z. B. S. 32: Verf. meint, *Le Mans* wäre aus *Celemannis* (das 511 belegt ist) entstanden mit späterem Abfall der Anlautsilbe, wie dies in *gourge* < *cucurbita*, *Bastien* < *Sebastianus*, *Mandeure* (Doubs) < *Epamanduodurum* auch der Fall sei. Gegen Meyer-Lübkes Ableitung (Einführung S. 190) aus **Cemans* mit Ersatz des demonstrativisch aufgefassten *ce* durch den Artikel *le* führt Verf. an, dass dann die Landschaftsbezeichnung **Celemaine* < **Celemannicus pagus* doch ganz sicher *La Maine* geworden wäre und nicht *Le Maine*; denn **Celemaine* musste ja durchaus den Eindruck eines Feminins machen, wie ja tatsächlich Touraine ausweisen könne. Gerade *Le Maine* spricht zugunsten Meyer-Lübkes und ist vermutlich der Ausgangspunkt der ganzen Veränderung. Verf. übersieht nämlich, dass nach französischem Akzentbrauch das Wort *Cèlemánnis* **Cèlemánnicus* sein mittleres schwachtoniges *e* frühzeitig verlieren musste, dass daher die Entwicklung von *Cèlemánnis* zu einem ganz anderen Typus von Worten gehört, als die von *cucúrbita* etc. Von den angeführten Beispielen entspricht kein einziges dem Typus *Celemannis*; auch *Sebastianus* nicht, da hier der nachnebentonige Vokal gedecktes *a* ist. Folglich musste **Celmaine* entstehen und da die Bezeichung des Pagus etc. stets mit dem Artikel versehen wird, konnte gerade hier **Le Celmaine* als Tautologie empfunden und durch Weglassung des *Cel* vereinfacht werden, worauf neben *Le Maine* auch **Cemans* oder **Celmans* zu *Le Mans* wurde. Durch diese Beobachtung kommen wir nun darauf, dass nicht *Le Maine* mit seinem maskulinen Artikel aus der Regel fällt, sondern *Touraine* mit seinem femininen. Alle Bezeichnungen alter Masculina (pagus territorium ager etc.) bleiben Maskulina. Nicht nur *-inus* vgl. u. a.: *Bessin*, *-avus*: *Poitou*, *-ustus*: *Condoz*, *-ensis*: *Hiemois Drouais*, *-ulcus*: *Médoc*, sondern auch die mit ausgesprochenen Femininendungen: *Le Châlonge* (Châlonnais) *Saintonge Rouergue* (Rutenicus). Wir sehen bei *Turonica*, dass hier eben schon in alter Zeit keine der maskulinen Territorialbezeichnungen verwendet wurde. Wir sind nicht genötigt, wegen des gleichen Ausgangs *-aine*, für *Maine* die Endung *-annica* anzusetzen. Da *Canonicus* > *chanoine* ergibt, kann **Celman(n)icus* > **Celmaine* ergeben. In Anbetracht dessen, dass *Celemannis* belegt ist, scheint es mir vor dem von Meyer-Lübke angesetzten *Cenomannos* den Vorzug zu verdienen, weil zu der Zeit, in die doch wohl der Ersatz von *ce* durch *le* zurückgeschoben werden muss, gewöhnlich *cel* adjektivisch gebraucht wurde, *ce* aber nicht. — Gegen den Versuch, *Gaule* < *Gallia* zu erklären (44), bleibt der Einwand aufrecht, dass eben in dem Gebiete zwischen Garonne und Seine das *g/a* nicht erhalten bleibt. S. 32 soll es wohl heissen statt: „. . . durch Abfall des *ce* mühelos entsteht": mühelos erklärt werden kann. In der Bibliographie (und auch im Text) fehlt bemerkenswerterweise Meyer-Lübkes Betonung im Gallischen. — GIUSEPPE VASSILICH[39]) weist nach, dass die Stadt Capodistria zuerst *Justinopolis* heisst, seit dem 12. Jahrhundert taucht daneben die Bezeichnung *Caput*

---

39) Ancora sull'origine del nome 'Capodistria'. S.A. Pagine Istriane 1903.

Istriae auf. Der Name *Giustinopoli* verschwindet nach dem Jahr 1600. Daneben wird über die Entwicklung von *Ossero* < *Auxero* (seit 1208 belegt) aus *Absoros* gesprochen, das das antike *Apsirtos* ersetzte. Die Entwicklung von *Abs* > *Oss* ist nicht erklärt; *Auxeros* ist als Latinisierung von *Ossero* anzusehen. — Der Major z. D. O. v. PILLEMONT[40]) versucht das Ende der Ostgoten darzustellen und ihre Spur in Ortsnamen nachzuweisen. Es genügt ein Beispiel, um das Vorgehen des Verfs. zu kennzeichnen; got. *razn* (Haus) findet sich in folgenden Ortsnamen: *Cherasco, Murazzano, Rasa, Prazzo, Pedratz* (bei Clausen), *Guarrazar* bei Toledo, *Braz* (bei Bludenz), *la Muraz* (bei Genf), *Maroz* (Engadin), *Prez* (Waadt). *Antermoja* (ladin. *Andremoja*), öftere Bezeichnung eines Passes, ist got. *and* 'über etwas hin' und *moja* 'Mühe'. (Sollte es nicht *inter* [oder *intra*] *media* [*juga*] sein?)

Lautlehre. KARL VON ETTMAYER[41]) beschäftigt sich mit dem lat. *ll*. Er untersucht alle spätlateinisch-romanischen Fälle, in denen neben *l* auch *ll* vorkommt, und gelangt zu dem bemerkenswerten Ergebnis, dass wir kein Recht haben, ein Lautgesetz zu formulieren „nach langen Vokalen vereinfache sich Doppel-*l* zu einfachem *l*". Die verschiedenen romanischen Derivate, die dieses Lautgesetz zu stützen resp. herauszufordern schienen, sind auf andere Weise zu erklären. Die Untersuchung ist wertvoller in bezug auf die Methode, als im Hinblick auf das Resultat, das nicht vollständig überzeugt. — Ein zweiter Aufsatz[42]) beurteilt die Grammatikerzeugnisse bezüglich der Aussprache des L EXILIS (= *l*) und L PINGUIS (= *ll*) vom romanischen Standpunkte, vergleicht sie mit denen über I EXILIS und I PINGUIS und erklärt sie sehr fein als Ausdrücke, die nicht den akustischen Eindruck, sondern das Gefühl der eigenen Muskelbewegung schildern; *L* und *I* EXILIS sind 'dünn', d. h. 'gespannt', *L* und *I* PINGUIS sind 'breit', d. h. ungespannt. Eine kurze Übersicht über die Geschichte des L EXILIS (= *ll*) führt zu dem Ergebnis, dass es einerseits ein kakuminales *ḷ* = sard. siz. *ḍ* werden kann, andererseits ein mouilliertes *ly*. Dieser Aufsatz, eine Teilpublikation, ist von viel grösserem Interesse als der erste.

Zur **Formenlehre** und **Syntax** liegen mir keine Arbeiten vor, die das ganze Gebiet umspannen. Doch geben Einzelarbeiten ein grösseres Ganze. Zunächst über das Verb. PIER ENEA GUARNERIO[43]) verdanken wir eine interessante Mitteilung. Während im Sardischen bisher nur Verwendung des Imperfektums von *habere* oder *debere* zur Bildung des Condizionale bekannt war, hat G. in den 1905 veröffentlichten Carte volgari del Archivio Arivescovile di Cagliari mehrere Belege für Verwendung des Perfektes gefunden, z. B. *enti fairi* (S. 219) = farebbero, *edi seberari* sceglierebbe (S. 220). Die Form der 3. Ps. sg. des Perfektes *-edi* erklärt er nach dem Muster von *dedit* über **dediti* mit Verlust des intervokalischen *d* zu *deiti*, welche Form belegt ist in der sard. Urkunde

---

40) Ostgoten. Das Ende in Italien, Ostgermanische Namengebungen. Ein gotischer Kanton. Leipzig, Dieterich 1906, 38 S 41) Intervokalisches *l* für *ll* im Romanischen. ZRPh. XXX S. 522ff. 42) KARL VON ETTMAYER, Zur Aussprache des lateinischen *L*. Ebd. S. 648ff. 43) Reliquie sarde del Condizionale perifrastico col Perfetto di habere. S.A. MChab. (= RF. XXIII, 1907).

mit griechischer Schrift: *δέητιλλα*. Von hier dann die Endung *-edi*, die eingewirkt zu haben scheint auf *epi* (= habui), der eigenartigen Kompromissform von *apit* + *edi* (S. 219). — J. LEITE DE VASCONCELLOS[44]) weist nach, dass die im Leal Conselheiro gebrauchten Formen der 2. Pers. pl. *fazede cessade mandade* u. s. w. aus der älteren portugiesischen Vorlage aufgenommen wurden und einen damals nicht mehr gebräuchlichen Sprechtypus darstellen.

An Tobler Verm. Beitr. I Nr. 37 anknüpfend, bespricht CLÉDAT[45]) I. das „Futur der bescheidenen Aussage" *je voudrai descrire* . . . so auch *demander, prier, dire;* aber stets nur in der 1. Person, nie in einer der anderen gebraucht. II. Futur des gewohnheitsmässigen Tuns: *Un jour il vous fera bonne mine, le lendemain il vous tournera le dos.* Er charakterisiert den Unterschied zwischen Präsens (*il rend service* . . .) und Gewohnheitsfutur (*il rendra service* . . .) als den zwischen der Bestätigung einer beobachteten Handlung und dem Ausdruck der Befähigung dazu (S. 312): *il rendra* . . . = *il est homme à rendre service.* III. Futur der Vermutung. *Il sera fatigué.* Es handelt sich um den Ausdruck einer Ungewissheit, einer nicht sicheren Erklärung, von der man erst in Zukunft zur Gewissheit übergehen kann; aber nicht um den Ausdruck der Wahrscheinlichkeit. Es entspricht also nicht dem französischen Sprachgebrauche zu sagen: *Asseyez-vous; vous serez fatigué* = *vous êtes peut-être fatigué* u. ä. Eine Bemerkung, die besonders Deutschen zu statten kommt, da wir diesen Unterschied nicht machen.

Über das Pronomen: ERIK STAAFF[46]) gibt eine sorgfältige Darstellung aller möglichen Stellungen des tonlosen Pronomens im Altspanischen, dessen enklitische Natur nochmals nachgewiesen wird. Wichtig sind die Beobachtungen der Stellung in bezug auf die Zäsur S. 626 — Hier kann, mit Rücksicht auf ihr wichtigstes Kapitel, auch ADOLF STARKS[47]) Dissertation eingereiht werden, eine fleissige saubere Arbeit, die zur Kenntnis der Übergangsperiode vom mittelfranzösischen zum neufranzösischen Sprachgebrauch manches beiträgt. Besonders hervorgehoben sei der Abschnitt über die Setzung des tonlosen Pronomens an Stelle des betonten, die viel Material zur Frage beisteuert. Dabei fällt es auf, dass STARK, dem älteren Gebrauch folgend, eine gewisse Personifikation der Sprache unterstützt, die eigentlich irreführend wirkt. Die Sprache „duldet nicht", man verlangt „dasselbe Recht der Stellung (wie für andere Pronomina) auch für neutrales *le en* und *i* (36)". Dies sind wohl nur Äusserlichkeiten, aber „Wie tief der alte Brauch eingewurzelt war und wie schwer es manchem geworden sein mag, von ihm Abschied zu nehmen", muss die Frage herausfordern, wie sich in einem jungen Sprachforscherhirn das Leben und Weben der Sprache spiegelt? Ob nicht Bewusstes und Unbewusstes sprachlicher Entwicklung unmerklich verwechselt wird? Es

---

44) Formas verbaes arcaicas no Leal Conselheiro de el-Rei D. Duarte. S.A. MChab. 45) Le Futur à la Place du Présent. S.A. MChab. 46) Contribution à la Syntaxe du Pronom personel dans le Poème du Cid. S.A. MChab. 47) Syntaktische Untersuchungen im Anschluss an die Predigten und Gedichte Olivier Maillards (1430—1502) mit besonderer Berücksichtigung des neufranzösischen Sprachgebrauchs. Berliner Diss.

ist, um zur Frage der tonlosen Pronomina selbst zurückzukommen, merkwürdig, dass m. W. noch nie ein anderes Moment für das Eintreten der Tonlosen in allen Stellungen herangezogen worden ist, als nur das Bestreben, die tonlose Form gleich der betonten zu gebrauchen, also eine analogische Ausgleichung auf syntaktischem Gebiete. Es könnte doch sehr wohl etwas ganz anderes dabei im Spiele sein. Wenn man tonlose Formen da setzt, wo früher nur betonte gestanden haben, sollte uns das nicht ein Fingerzeig sein, dass eben der Satzton sich zu ändern anfängt? Dass eben die Stelle vor dem Infinitiv etc. schwachtonig wurde, daher die tonlose Form ganz selbstverständlich, ganz instinktiv, mit einem Worte ganz sprachrichtig gesetzt wurde? Dass wir den Wandel des Gebrauchs nicht an der Form zu beobachten haben, sondern am Satzrhythmus? Es wäre also den Veränderungen des Tonfalls und der Akzentintensität zwischen dem 13. und dem 16. Jahrhundert nachzugehen, die nicht gering gewesen sein müssen; Zeugnis legen nicht nur die von Stark zusammengestellten, sondern auch noch andere syntaktische, stilistische und metrische Neuerungen ab, die in diesem Zusammenhang untersucht werden müssten. St.s Arbeit aber bewegt sich durchaus im alten Geleise.

Alfred Waldmann hat die Geschichte von *super*[48]) geschrieben, zwar nur fürs Französische, doch liegt das gemeinromanische Interesse im Stoff. Es ist eine umfangreiche Arbeit, die das Thema in allen Teilen in Angriff nimmt, bis auf einen: die Entwicklung vom Klass.-Lateinischen zum Französischen, die gallolateinische Zeit fehlt ganz. Doch wäre es nicht uninteressant gewesen, folgende Gebrauchsstadien schon im Vorfranzösischen festzustellen: Greg. v. Tours 63.27 *manum super oculus ponens;* Adamnanus (Itin. Hierosol.) 229.13 *super dorsum iacere;* Greg. v. Tours 613.32: *stetit super pedes suos;* Fredegar 180.18 *sederunt super ripam fluminis;* Greg. v. Tours 39.3 *super ripam collocatus;* Vulgata *Moab supra Jordanem;* Vulgata, Ps. 142.4 *anxiatus est super me spiritus meus;* Greg. v. Tours 795.14 *quantum super me est auri.* Besonders fehlt die Entwicklung von *super* im feindseligen Sinne. Bei Livius 24.39 *cum alii super aliorum capita ruerent* ist nur das gewaltsame, unfreiwillige Hinstürzen über etwas; von da kommt man zum Ausdruck des absichtlichen Überfallens, *inruere, venire super aliquem* (Greg. v. Tours), Fredeg. 112.13 *ire super Chilpericum.* Von da Rächen: Fred. 96.28 *fororem indignationis tuae super Fiegio ulciscor.* *Super* hat daher geradezu die Bedeutung von *contra* in Wendungen wie Greg. v. T. 241.33 *non potest persona inferior super sacerdotem credi.* Ferner, um den Inhalt des Denkens, Fühlens oder Redens anzugeben (= *de*): Vulg. *mentes deorum explorant super eventus*; Sylvia (Itin. Hierosol.) 54.23 *fallere vos super hanc rem non possum*; Greg. v. T. 137.12 *dolebat super eos,* 519.12 *quae super his audivi.* In der Bedeutung „wieder“ vom Schreiben respektive Lesen her: Sallust Iug. *pauca supra repetam, ut supra* wie oben, wie schon gesagt, spätlateinisch redensartlich *suprascriptus* der Besagte, der Erwähnte. *Super* zur Angabe des Grundes

48) Die begriffliche Entwicklung des lateinischen Super (Supra) und Sursum im Französischen. Mit Berücksichtigung der übrigen romanischen Sprachen. Leipziger Diss. Borna-Leipzig 1906, R. Noske XVII, 106 S.

(propter): *super tribus sceleribus,* Psalm 113.9 *super misericordia tua.* Ws. Arbeit ist eine tüchtige Materialsammlung; dass sie nicht mehr ist, liegt an der mangelhaften Darstellung der Bedeutungsentwicklungen, an dem Fehlen übersichtlicher Gruppierung. W. hat nicht versucht, der Bedeutungsfiliation nachzugehen, die doch das Fesselndste an der Geschichte der Indeklinabilien bildet, bei *super* aber noch besonders leicht auffindbar ist. In *super* (*supra*) sind drei verschiedene Vorstellungen des 'Höher' ausgedrückt: I. Der höher gelegene Punkt ruht auf dem tiefer befindlichen. II. Er ist höher, ohne Beziehung darauf, ob er den tiefer liegenden berührt oder nicht. III. Er ragt aus dem umgebenden Niveau hervor. Aus diesen Unterscheidungen lassen sich alle Bedeutungsvarianten erklären, wie ich im folgenden kurz andeuten will.

I. Das auf einem Punkte sein: *s'asseoir sur une pierre, sur pied, peindre sur porcellaine, faire q. ch. sur un modèle,* wie man eine Masse oder einen Stoff über eine Form zieht: (nach W. modal S. 29) *faire des paroles sur un air,* die Worte über die Melodie schreiben. Sich (in) auf einem bestimmten Punkte befinden: *être sur la frontière, sur le qui-vive, sur les livres* etc. Von der wirklichen Berührung ausgehend:

A. Die Begründung, 'gestützt auf', *Se fonder sur, juger sur un soupçon, croire sur parole. Prêter sur gages* (von W. S. 29/30 'modal' erklärt).

B. Schwören *jurer sor l'evangile* u. ä. Von da auf andere heilige Dinge: Ehre, Kopf des Kindes etc. (Diese Erklärung hat W. auch aufgestellt.)

C. Zölle einnehmen: *prendre sur q. q. tailles.*

C¹. Distributive Bedeutung: *prendre deux sous sur une masure, sur tête* pro Kopf, wobei die distributive Bedeutung nur aus dem Zusammenhang erhellt. Hierher gehört auch die von W. nicht am rechten Ort gebrachte und nicht erklärte Wendung (S. 51) *sur et tant moins. C'est sur et tant moins des aumones que Mme. C. me doit faire:* eine Abschlagssumme auf — und ein (entsprechender) Abzug von den Almosen, die . . . Proportional: *six pièds de long sur deux de large.*

D. Datieren (veraltet) *sur le 10 de juillet,* vom Kalenderblatt her.

E. Auf resp. in einer Person sein: *les vêtements qu'il a sur lui,* von da übertragen ins Moralische: *prendre sur soi,* die Verantwortlichkeit übernehmen u. ä. *Sor lui fu mise la parole* (Eneas 1005), *mettre seure* jemand etwas (fälschlich) aufladen, imputieren.

F. Wiederholung: *revenir sur ses pas* ist rein örtlich zu fassen, wie *sur le chemin* u. ä.; auf die schon getretene Spur nochmals treten.

G. Reihenfolge der Handlung (örtlich und zeitlich): *coup sur coup; je ferme la porte sur vous. sur ce, sur l'heure, sur-le-champ. Sor ce que* 'nachdem' nimmt adversative Bedeutung an, vgl. während. St. Bern. *celui qui por nos devenoit pauvres sor ceu qu'il riches estoit.* Von der Bedeutung 'infolge' zu 'gemäss': *sur l'accord, qui fut fait.*

II. Über etwas sein: *Les rossignols qui sont sur ma tête. Un nuage plane sur la ville. Les fenêtres donnent sur la rue.* Hiervon ausgehend: Macc. S. 4.67 *quant ire fu sor le pople.*

A. Lage am Wasser: *Bologne-sur-mer.*

B. Macht: *Regner sur un peuple.*

C. In die Lage über etwas kommen: 'Hinauf'. *Li quens salt sure.*

D. Feindlicher Angriff: *courre seure.* Vrai An. 393 *lor veissiez sor aus Crestiens airies.* Von da

D[1] Rächen: *venger q. ch sur q. q.*

D[2]. 'Gegen': Ben. Norm. II 9245. *Estre lor gré et sor lur voil.*

D[3] *sur mon pois.* Die Wendung kann auch nach Typus I erklärt werden: das, was mir zur Last fällt, auf meine Belastung hin, vgl. Belästigung. *Sur le defens de De* (bei).

D[4]. Die Wendung *sor peril* auf die Gefahr hin; vom 'Losstürzen auf die Gefahr' zu: 'losstürzen, obzwar eine Gefahr dabei ist'. Die adversative Bedeutung entwickelt sich aus dem Zusammenhang.

D[5]. Abgeschwächt ist dieses 'sich stürzen' in der Bedeutung irgendwo ankommen, *s'arester sor q. ch.* Und dann ohne alle feindliche Absicht *quant Cleonadès fu venus Sour la tour, tantost descendus est du cheval.*

E. Übertragen: *cela influe sur la santé.*

F. Inhalt der geistigen Tätigkeit: *La plore li fiz sor le pere; observations sur une matière.* In bezug auf: *j'écris sur ma maladie. Elle est exacte sur les heures.*

G. Temporal übertragen: über eine Zeitspanne hin: *ensour semaine* im Laufe der Woche. Auf einen Zeitpunkt zu: *sur l'heure du dîner.* Aus der lokalen wie aus der temporalen Bedeutung ergibt sich der Ausdruck der Richtung nach dem Ziele. *Le bleds sont sur le meurir* gehen der Reife entgegen. *Sur le soir* gegen abend, *sur nos ages vieux* auf unsere alten Tage.

H. Auf etwas werfen (um das Mass voll zu machen). Draufgabe. Daher die Bedeutung 'noch dazu', obendrein: *Il gêlait la semaine passée; il a neigé sur cela.*

III. Das Hervorragen über ein Niveau. *Imminere super aquam. Se soutenir sur l'eau. Les Philipines ont sur les autres colonies européennes l'avantage de posseder de l'or.*

In übertragener Bedeutung: A. *sa douleur fut sur toute estimacion.* Cambr. Ps. L. 8 *sur neif serai emblanchiz.*

B. 'Mehr als', ultra. *Sur tote rien* mehr als alles, *sur tout.* Mit komparativischem *que: en sur que tot.* W. erklärt *ensur* + *quetout* (49/50), ohne sich näher über den Sachverhalt auszudrücken. Die Latinisierung *insuper quodtotum* ist jedenfalls ungerechtfertigt; über einen solchen Sprachgebrauch zu der Zeit, als die lateinische Phonation noch voll bestand, ist uns nichts bekannt.

Aus diesem Bedeutungstypus stammen die Komposita mit tadelnder Bedeutung wie *sourparler* u. a., das übrigens mit 'Schwätzen' (S. 104) nicht entsprechend übersetzt ist, vgl. Prov. Vil. 31.1 *genz sourparlée et fole.* Im ganzen lassen sich aus diesem Typus folgende Bedeutungen entwickeln: die 1. elative (*praecipue*), 2. steigernde (*magis*), 3. messende (*ultra*).

Auch die lautliche Entwicklung von *sur* hat W. nicht befriedigend dargestellt. Vor allem ist es heutzutage nicht mehr üblich, die dialektischen Entwicklungen als 'Nebenformen für afrz. *sor* und *sore*' anzusehen. Die Darstellung, dass *super* > *sor, supra* > *sore* wird, ist anfechtbar. *Super* musste über *supre* ja ganz dieselbe Entwicklung

nehmen wie *supra*. Tatsächlich hat das spätere Latein gar nicht zwischen den Formen geschieden. Die Entwicklung der Doppelform mit und ohne *-e* geht also nicht auf Rechnung zweier Grundlagen, sondern zweierlei Behandlung im Satze. *Sovre* wird unterm Ton zu *souvre*, in tonloser Stellung verbleibt *sovre*. Hingegen schwindet hier zuerst das *-v-*: *sore*; dieses wirkt auf das betonte Wort, so entsteht *soure, seure*. Vor vokalischem Anlaut schwindet *-e* natürlich in proklitischer Stellung, und die *-e*-lose Form wird auch vorkonsonantisch üblich; *sor* — *soure, seure* beeinflussen sich dann gegenseitig, so dass *sour seur* in beiden Stellungen vorkommen. In Proklise wird *seur* > *sur* (diese Erklärung hat auch W. gefunden) und schliesslich ist *sur(e)* auch unterm Tone eingedrungen. Es ist Ws. Darstellung abträglich, dass er das Indeklinabile nach guter alter Schulmethode gesondert als Präposition und als Adverb betrachtet (warum nicht auch gesondert als Konjunktion?) statt von betontem und tonlosem Indeklinabile zu reden. Als ob es von besonderer Wichtigkeit wäre, ist sehr gewissenhaft jede Parallele von *sor* und *desor* geschieden; die Entwicklung des *de*-Kompositum ist aber nicht gegeben und die Fälle, in denen *de sor* von — weg bedeutet z. B. *desur le buc la teste perdre*, die also den Ausgangspunkt der Wendung darstellen, nicht entsprechend an den Anfang gesetzt (S. 11).

Semasiologie. Es liegen mir nur einzelsprachliche Untersuchungen vor. Von KARL ROCKEL eine breitschweifige Arbeit über *Goupil*[49]), deren Ergebnisse auf viel kürzerem Raume zusammengefasst werden konnten. Nach einer Untersuchung der indogermanischen Verhältnisse, die wie der Verf. am Schlusse zugesteht, für die Frage gar nicht in Betracht kommen und zu deren endgültiger Beurteilung er als Romanist sich nicht kompetent fühlt, kommt eine Auseinandersetzung über die lautliche Entwicklung von *vulpes* > *goupil*, deren Beweisführung in einigen Stellen den Tadel herausfordert, z. B. wird (S. 25) angenommen, das *p* in *vespa vulpes* wäre zu *-v-* geworden, worauf Dissimilation der beiden *v* eintreten konnte; die Wahrscheinlichkeit eines dissimilatorischen Vorganges (beim Wandel des anlautenden *v* > *g*) „gewinnt an Wahrscheinlichkeit“ bei dem Gedanken an den „dissimilativen Ausfall“ des *v* in *viorne, paon, paor*. Wie verhält sich Verf. zu *cité nue luette treut seu* (saputu)? Der Wert der Arbeit liegt alles in allem weniger in dem was sie neu aufstellt, als in der negativen Kritik. Verf. räumt mit der Vorstellung auf, dass alles, was phonetisch zu *goupil* zu gehören scheint, auch tatsächlich vom Fuchs den Namen erhalten haben müsse. Alle Werkzeugsnamen dieses Stammes werden zu *copula* gestellt (wobei der Wandel von *c* > *g* nur durch eine einzige Parallele wirklich gestützt erscheint, *conflare* > *gonfler*; denn alle anderen beigebrachten Beispiele zeigen keine ganz erbwörtliche Entwicklung, vgl. auch Toblers Bedenken gegen diesen Passus[50]). *Goupillon* ‘Weihwedel’ wird mit Gaston Paris zu *guipillon guispillon* holl. *quispel* gestellt, von germ. *wisp* hergeleitet und die noch ausstehende Erklärung für den Wandel des *gui-* > *gou* gegeben: Einwirkung von *esco(u)v(e)illon* < *scopa*, Strohwisch u. ä. *Goupillon* junger

49) Goupil. Eine semasiologische Studie. Breslauer Diss.
50) LBlGRPh. 1907, Sp. 17.

Kommis wird zu *goupillonner* schlafen bezogen als Variante von *roupillon roupillonner; roupillon* Anfänger in weiterem Sinne, der noch nicht verwendet wird, daher verschlafen ist. Diese Zusammenstellung, die ja übrigens vom Verfasser nur zitiert wird, erscheint recht unbefriedigend; ein „junger Ladenbursch, der den ganzen Tag herumgeschickt wird oder ein Mediziner im Hospital" sind eigentlich nicht das Bild der Schläfrigkeit. Die vom Verf. (S. 53) abgelehnte weil „beleidigende" Zusammenstellung mit *roupie*, die zur Bedeutung „Schmutznase > unfertiger Mensch" führt, ist wahrscheinlicher. Solche Bezeichnungen werden doch nie den Trägern zu Gefallen gebildet; auch ist 'Schlafmütze' für einen Studenten vielleicht nicht weniger beleidigend als 'Rotznase' (= Gelbschnabel). — Hingegen ist *écorcher le goupil* u. ä. aus dem üblen Geruch, den der Fuchs verbreitet, recht über zeugend erklärt. Verf. verwendet viel Raum auf Wiederholungen und auf theoretische Exkurse, die zur Klärung seiner eigenen Ansichten wichtiger waren als für den Leser, und hat dann keinen Raum mehr zur Untersuchung einer Reihe verbaler Ableitungen, die doch tatsächlich unmittelbar zum Thema gehören. Denn *gouspiller* = *gaspiller* in der Bedeutung jemand quälen, maltraiter quelqu'un en le secouant, taquiner, tourmenter; dissiper, dépenser au hasard, sans but et sans goût, gehören doch ganz direkt zu *goupillon* Weihwedel und sind Bestätigungen seiner Aufstellung. Die Herleitung von *gaspiller* aus dt. *gaspildian* erregt Widerspruch in bezug auf den Anlaut (*ga-* müsste doch *ja-* werden), die Mitte (das nachkonsonantische *d-* schwindet sonst nicht) und das Ende (*-ian* ergibt *-ir*). Hingegen den Strohwisch -wedel -pinsel etc. schwenken > jemand (Schopf)beuteln wie einen Wischer = misshandeln etc.; andererseits vom Schwenken aus > verspritzen, verschleudern und daher vergeuden: Da haben wir eine ganz einleuchtende Begriffsentwicklung. Die Annahme der dialektischen Entwicklung des *gui- gue-* > *ga-* macht keine Schwierigkeit. Bei der Untersuchung dieser Verben fällt also das Endresultat durchaus nicht aus dem Rahmen dieser Arbeit, vielmehr wird ihre Vernachlässigung als Mangel empfunden.

Semasiologischen Inhalts ist auch Dr. Karl Bergmann's Büchlein Die sprachliche Anschauung und Ausdrucksweise der Franzosen[51]). Unter diesem Titel verbirgt sich eine hübsche Materialsammlung für verschiedene Erscheinungen bildlicher oder verblümter Rede nach folgenden Gesichtspunkten geordnet: Lautmalerei, Alliteration, Reim; Euphemismus, Anschaulichkeit (Steigerung des Ausdrucks), Metapher (aus den verschiedensten Lebensbedingungen, aus religiösem, gewerblichem, künstlerischem Gebiet, aus der Tier- und Pflanzenwelt); Bedeutungswandel von Personen- und Völkernamen, Abkürzungsbedürfnis. Die Gruppierung ist etwas frei, Verf. hat sie nicht nach den eben bezeichneten Gesichtspunkten durchgeführt; z. B. sind die Ausdrücke für Schimpf und Spott eine Gruppe für sich, obzwar sie in den anderen Kategorien eingeteilt sein könnten, und so stellen die Kapitel keinen methodischen Bau vor, was allerdings der Verf. wohl gar nicht beabsichtigt hat. Gegen einige Aufstellungen wird man Einspruch erheben müssen: *Hôtel Dieu* als Euphemismus für Krankenhaus (S. 18) oder gar *crétin* als „sprachliche

51) Freiburg Baden, A. Bielefeld.

Milderung des Entsetzlichen" (25); vgl. dagegen die Etymologie des Dict. gén. Der geistig Verkommene ist ein '*pauvre crétin*', und von den Alpen-Mundarten, wo die Crétins zu Hause sind, wanderte der dort übliche Ausdruck in die Welt. Die Erklärung von *requin* = Haifisch < *requiem* (weil ein Requiem für den zu beten ist, der von einem Haifisch erfasst wird) sollte in einem ernsthaften Buche nicht wiederholt werden. *Aliboron* geht keinesfalls direkt auf einen arabischen Gelehrten Al-Biruni zurück, sondern auf die in der mittelfranzösischen Dichtung wohlbekannte Figur des *maître Aliboron* '*qui de tout se mesle*'. Die Herleitung aus dem Kräuternamen *Helleborum* ist für den Quacksalber und Kräutermann auch möglich. Immerhin könnte ja ein bekannter arabischer Name eingewirkt haben. *Coq-à-l'âne* (124) ist gar nicht erklärt, auf den Bedeutungsübergang von *marée* Flut, zu dem was sie bringt (Fische) nicht hingewiesen in *arriver comme la marée en carême* (74). *Il est du bois dont on fait les flûtes* ist gleichbedeutend zu *c'est un roseau qui plie à tous les vents*, nicht weil „die Flöten ursprünglich nur ein einfaches Schilfrohr waren, das in ganz notdürftiger Weise zu einem Instrument hergerichtet wurde". Das kommt doch kaum in Betracht; sondern die Flöte wird aus dünnem Schilf geschnitten, das also besonders biegsam ist u. ä. m. Indessen sind manche hübsche Wendungen gebucht, besonders im Kapitel von den Abkürzungen; z. B. *raisonner comme un tambour* 'dummes Zeug reden', eine nicht verständliche Wendung, erklärt sich 1. als Wortspiel mit *résonner* und 2. als Abkürzung aus *comme un tambour mouillé*. Ebenso *conter des fagots* aus *compter des fagots pour des cotrets*, welch letztere den *fagots* an Wert doch wesentlich überlegen sind; also zunächst betrügen, täuschen, Lügen aufbinden. Und so wird das Büchlein in weiteren Kreisen nicht ohne Vergnügen und ohne Nutzen gelesen werden.

Arbeiten allgemeineren Inhaltes. K. Nyrop, Le sort du radical dans la dérivation française[52]), führt einige Fälle von Veränderung des Stammes infolge Anhängung von Suffixen an. Das Material bringt nichts Neues; die Darstellung wirkt befremdlich: als ob im Typus *poil-pelage* das Suffix den Stamm affizierte (S. 139), als ob *chevron* von *chèvre* abgeleitet wäre, während es doch aus alter Zeit stammt. In *Dinette* zu *dîner* ist *dîner* „wie der Verbalstamm behandelt", während doch volkstümliche Entwicklung nach dem Ohr (nicht nach dem Auge) zu konstatieren war, wie *printemps-printannier*, das übrigens fehlt. Alte und neue Fälle sind nicht geschieden, und die charakteristischen Unterschiede zwischen ihnen nicht erwähnt. Die einzigen Fälle, die eine eigentliche Veränderung des Stammes durch das Suffix darstellen, sind die zuletzt genannten: *invalide*, *camerade*, *propriétaire* etc. durch das argotische Suffix *-o* verändert zu *invalo camoro proprio* etc.

Emil Mackel, Über die Entstehung der Mundarten[53]), gibt eine kurze Übersicht der Meinungen über die Abgrenzungsmöglichkeit der Mundarten, hauptsächlich von romanistischen Gelehrten, und bemüht sich, die Meyer-G. Parissche Anschauung mit der Gröber-Horningschen

52) S.A. MChab. = RF. XXIII. 53) Berlin, Progr. d. Prinz Heinrichs-Gymn. 1906.

zu vereinigen: die Lautbewegungen beginnen zu bestimmter Zeit auf einem bestimmten Gebiete und werden durch politische Grenzen an ihrer Ausdehnung gehindert. Die Meyer-Parissche Meinung stellt das Primäre der sprachlichen Erscheinungen dar, die Gröbersche das Sekundäre. An den dialektischen Verhältnissen in der Priegnitz (Mecklenburg-Brandenburgische Dialektgrenze) wird nachgewiesen, dass tatsächlich die politische Grenze auch die Grenze für bestimmte dialektische Phoneme ist. Verf. bekennt sich zu der von Gauchat ANSL. CXI S. 384 ff. geäusserten Anschauung, dass alte und neue politische Grenzen bei Dialektgrenzen immer in Betracht kommen und bringt zu den besprochenen Fragen nichts Neues bei.

Johannes Martin, Bildung und Sprachunterricht[54]), beginnt nicht sehr glücklich mit der Etymologie: bilden, Bildung gehöre zu Beil und gelangt erst nach einigen Abschweifungen, die hauptsächlich dem Fürsten Bismarck gelten, zu der Forderung, den französischen Unterricht in Bayern früher beginnen zu lassen (eine Forderung, die um so gerechtfertigter erscheint, wenn man staunend erfährt, dass die Schüler 15—19 jährig zum ersten Male in die Elemente einer modernen Sprache eingeführt werden S. 13) und den ganzen Sprachunterricht zu vertiefen, so dass die vergleichende und historische Methode angewandt würde. Auch die Forderung, die Kinder vor allem in der Muttersprache phonetisch zu schulen, ist beherzigenswert.

L'Abbé J.-M. Meunier, La Prononciation du Latin Classique[55]), tritt feurig für Reform der lat. Aussprache in den Schulen ein und gibt ein für weite Kreise berechnetes, richtiges Bild der Aussprache des augusteischen Zeitalters, die das Büchlein auch dem wert machen können, der nicht des Verfs. Ansicht über die Eignung des Lateinischen als Weltsprache teilt. Der Vorteil, der für alle katholischen Länder darin läge, ihre Kirchensprache zur Verkehrssprache zu machen, der Vorsprung, den alle Gebildeten beim Erlernen dieser Weltsprache hätten, ist gewiss nicht gering anzuschlagen. Aber — eben deshalb, werden alle Andersgläubigen und Anderserzogenen dagegen Stellung nehmen. Es liegt ein tiefer Sinn darin, dass etwas Ererbtes nicht infolge plötzlichen Entschlusses allgemein gültig werden kann. — Åke Eliaeson, Beiträge zur Geschichte Sardiniens und Corsikas im ersten punischen Kriege. Quellenkritisch-geschichtliche Untersuchungen[56]), stellt die politischen und Handelsbeziehungen dar, die Rom vor Ausbruch des ersten punischen Krieges mit Sardinien hatte, respektive nicht hatte und erörtert die Frage, ob Sardinien nach dem Kriege an Rom abgetreten worden ist oder nicht. Der Inhalt des Buches kommt für den Romanisten kaum in Betracht.

Von Einzelarbeiten sind mir noch zugekommen: C. Salvioni, Il dialetto provenzaleggiante di Roaschia (Cuneo)[57]), schildert einen kleinen piemontesischen Dialekt in seinen Hauptzügen, mit der am Verf. bekannten Exaktheit und macht uns mit einigen bemerkenswerten Formen bekannt, z. B. *pia* < *piacera* über **pycyia* (528). Von lexi-

54) Gymn. Progr. Erlangen. 55) Extrait de la Revue du Nivernais, 1903. 56) Dissert. Uppsala. 57) S.A. MChab.

kalischen Besonderheiten sei erwähnt: *fricasá*, der französische Küchenausdruck *fricassé*, für '*fegato*' in allen Bedeutungen; *bek* Bergspitze zu prov. *bec* Gabelspitze, Zahn eines Kammes u. a.

HUGO WENDEL, Die Entwicklung der Nachtonvokale aus dem Lateinischen ins Altprovenzalische[58]), eine fleissige Arbeit über die schwierige Frage der Entwicklung des Proparoxytonons in erster Linie und des Auslautes in zweiter Linie, befasst sich naturgemäss nicht nur mit den Nachtonvokalen, sondern auch mit den Konsonanten und fördert die Erkenntnis dieses Problems durch eine gründliche Materialsammlung. Die Ursache der Verschiedenartigkeit von französischen und provenzalischen Phonemen sieht Verf. darin, dass der Süden Galliens viel intensiver romanisiert war, als der Norden, die römische Schriftsprache daher stärker auf die Alltagssprache wirkte und (wie in Italien, nur nicht in so hohem Grade) die sprachlichen Veränderungen verlangsamte. Den Einfluss der Schriftsprache sehen wir auch in den zahlreichen „halbgelehrten" Formen durchaus alltäglicher Bezeichnungen. Endlich haben wir in Nordfrankreich mit stärkerem expiratorischem Druck zu rechnen, als in Südfrankreich. Nachdem Verf. nun vom Lateinischen ausgehend, die vorprovenzalische Synkopierung besprochen, führt er mit Umsicht alle Fälle der provenzalischen Synkopierung vor. Aus der Feststellung, dass die provenzalische Synkopierung erst nach der Erweichung der tonlosen Dentalis eintrat, diese letztere aber im 6. Jahrhundert stattfand, ergibt sich dem Verf. das Jahr 500 als ungefähres Datum, nach dem die provenzalische Synkopierung begann (S. 67). Auf die nicht wenigen Fehler und Übereilungen in der Arbeit macht Wallenskiöld[59]) in einer ausführlichen Besprechung aufmerksam. Besonders unmethodisch ist das prinzipielle Trennen nominaler und verbaler Belege, als ob sich dabei ein Unterschied ergeben könnte.

V. CRESCINI, No sai que s'es[60]), gibt eine erläuternde Übersetzung des „unbenennbaren" Liedes von Rambaut d'Aurenga und eine Verteidigung des Schlusses in der Lesart M gegen Appel. Allerdings widersprechen sich die Bezeichnungen *no sai que s'es* und *ses nom* nicht; aber es verstösst gegen das übliche Festhalten am eingeführten Namen, dass das Lied am Schlusse eine andere Bezeichnung hat, als am Anfang, hier noch dazu am Anfang derselben Strophe, in der auch die andere Benennung stehen soll, und diese ganze Strophe ist der Rechtfertigung der Namengebung gewidmet: '*Aissi l'ai volgut bateiar*'. Dazu würde es nicht stimmen, dass der Dichter selbst es sofort als '*ses nom*' bezeichnet. Somit ist Appels Lesung vorzuziehen.

Wien, 25. Mai 1909. Elise Richter.

---

58) Dissert. Tübingen. 59) NPhM. 1908, 184ff. 60) S.A. MChab.

Rumänische Sprache. 1906.

Grammatik, ***Lautlehre.*** REFERENT[1]) gibt eine Erklärung von *o* als Verschmelzungsprodukt von *u* + *ă*, wofür *nor* < *nuăr* aus *nubilus*, *dzone* < *juvenis*, *cot* < *cubĭtus*, *chĭot* < *chĭuăt*, ferner *crunt*, älter *crontu* < *cruentus*, *junc*, älter *dzoncu* < *juvencus*, ebenso *junc* statt *jone* zeugen. In *bubalus*, das *bor* hätte ergeben sollen, verhindert natürlich die Anlehnung an *bou* die Kontraktion. *o* aus *ă* + *u* zeigen *soc* < *sabucus*; *io* aus *iău*, *zo* aus *zău* und andere dialektische Formen. Ferner wird noch der Fall besprochen, dass *au* nach *i̯* zu *o* wird: *clavica* > *cl'auca* > *kl'okă gl'ogă* > *ghĭoagă*. *febra* > *fĭeaură* Pl. *fĭauri* > *fĭorĭ*. — Eine äusserst schwache Arbeit muss die Fonetica limbei romîne von BALEANU sein, die ich zwar nicht gelesen habe, aber als ich im Archiva XVII 190 in einer Anzeige die Etymologien *buze* von *loquebundia*, *taberă* von *stabula*, *oraș* von *urbeacium* las, verging mir die Lust das Buch anzuschaffen. — EUSEBIUS POPOVICI[2]) behandelt die schwachbetonten lateinischen Vokale im Rumänischen, worin er die nebentonigen und unbetonten Vokale im An-, In- und Auslaute bespricht. Es ist schade, dass der Verfasser sich eine so weite Aufgabe gesetzt hat, statt sich auf ein kleines Gebiet z. B. auf die vortonigen *e* oder ähnliches zu beschränken. So, wie die Arbeit sich jetzt repräsentiert, ist es nur eine Zusammenstellung von Beispielen, die nach gewissen Prinzipien geordnet sind, aber keine Untersuchung. Unsere Einsicht in die Vorgänge wird dadurch nicht gefördert, wenn auch nicht geleugnet werden soll, dass sich der Verfasser bemüht hat, für einzelne Wörter Erklärungen zu geben. Aber für jeden, der nur einigermassen mit der Methodik vertraut ist, sind das selbstverständliche Dinge, Neues bringt er nicht. Nicht in die Breite, sondern in die Tiefe müssen wir arbeiten, um Fortschritte zu erzielen. Es genügt auch nicht, die Formen der vier Hauptdialekte nebeneinander zu stellen, sondern die dr. Dialekte selbst müssen beachtet werden. So heisst es z. B. § 42: Sonst färbt sich *e* in *ă* um *tener(us)* — *tînăr* (aber im Dr. heisst es auf weitem Gebiete *tiner*, weil die *t* verschiedene Artikulation haben). *venetus* > *vînăt* (dass *vinet* nirgends vorkommt, hätte erklärt werden müssen, da es doch scheinbar die lautgemässe Form ist). **blastemo* — *blastăm* und *blastem* in Anlehnung an *blastemĭ* und *blasteme* (nein, *blastem* ist regelmässig und *blastăm* ist durch die endungsbetonten Formen *blăstămát*, *blăstămáĭ* etc. die regelmässig sind, veranlasst worden) u. s. w.

Etymologie und Semasiologie. P. PAPAHAGI[3]) bringt einige, meist aromunische Etymologien: arom. *afreață* < *afrĭcia*, arom. *deapir* < *depĭlo*, arom. *mi dirin* (sich abquälen, ausser sich geraten) aus *delirare* > *derirare* > *derinare*. Bei Pușcariu (Et. Wb.) ist *derim* statt *derin* geschrieben und das Wort zu *dărîm* gestellt, mit dem es nichts zu tun hat, denn auch im Arom. gibt es ein *dărăm* zerkleinern, zerstückeln, zerreissen, für das die richtige Etymologie *deramo* ist. Cf. afranz. *deramedes* Alexius 29d mit derselben Bedeutung. Arom. *disfingu*, *asfingu* zu *fingo*. *k'ipin*, *k'ipir* kneifen, picken soll *pīpilo* piepen

1) JBIRS. XII 105ff 2) Suczawa 1906. 3) JBIRS. XII, p. 101.

sein. (Unwahrscheinlich wegen der Bedeutung.) Von demselben Stamme resp. *pīpulum* leitet er *kipur* „kleine Glocke“ ab, während ich an alb. *kiprε* „Bronze“ denke. *laĭŭ* „schwarz“ aus *flavus*, *murnu* „dunkelblau“ aus *mūrinus* „mausefarben“ halte ich für ganz verfehlt. Arom. *pană* „Stock mit langem Lappen“ ist gewiss *pannus*, arom. *pălescu* erbleichen aus *pallesco*, arom. *puscă* Essig ist natürlich *pusca*. Für megl. *scandu* istr. *skont* wird auf ein bei Ducange vorkommendes *scandum* verwiesen. Für arom. *zdruminare* wird ein **ex-de-ruminare* angesetzt, während es offenbar aromunische Bildung ist. Eine Untersuchung der Gruppe *sdrobesc*, *sdruncin*, *sdrumic* wäre angebracht. *zmuticare* „verstümmeln“ zu *muticus* resp. **exmuticare*. Besser ist es *z* als rum. Bildung zu erklären (bedeutungsvolles prosthetisches s. cf. JBIRS. V, p. 45). — In derselben phantastischen, unkritischen Weise, die wir früher schon bei ihm gesehen haben, fährt G. Pascu[4]) fort, Etymologien aufzustellen, die beweisen, dass er keine Ahnung hat von dem, was zur etym. Forschung erforderlich ist. Wer *apriat* von **aperitus* (cf. arom. *aperită*), *balegă* von **belligus* aus *bellua*, *bĭet* aus *vetus* — ich lasse es bei den drei ersten Beispielen bewenden — ableitet, versteht nichts von Methode. *apriat* ist *a* + *priat*, eine Nachbildung von bulg. *na* + *priat*; *balegă* ist schon längst von G. Meyer in IF. VI, 116 richtig erklärt; bei *bĭet*[5]) merkt er nicht einmal, welche Schwierigkeiten die Ableitung von *vĕtus* macht und wundert sich, dass Puşcariu nach einer andern Etymologie sucht. Aber geradezu ungeheuerlich werden die Ableitungen, die P. im Griechischen sucht und die ich natürlich nicht besprechen kann. — Per. Papahagi in „Graiu bun“ I p. 3 beschäftigt sich mit der Etymologie von *fluier* Flöte, das er von *fluvialis* scil. *calamus* ableiten will. Der Bedeutungsübergang „am Flusse wachsendes (Rohr) > Rohr > Flöte“ wäre ganz gut möglich, aber die dr. Betonung *flúĭer*, alb. *ftóјere* etc. stimmen keineswegs zu *fluviális*, dessen lautliche Entwicklung ebenfalls nicht so einfach ist, wie P. glaubt, der *v* einfach ausfallen lässt, dabei aber übersieht, dass *v* hier gar nicht intervokalisch steht, da *i̯* als Kons. wirkt. *pluvia* < *ploaie* darf nicht angeführt werden, da hier bereits vlt. *plo̜i̯a* vorlag. Im „Viaţa românească“ Nr. 2 beschäftigt sich Pascu mit demselben Worte, ohne Erfolg.

L. Sainéan[6]) stellt neue Etymologien auf: *curcubeŭ* Regenbogen soll *cocor-beu* = „Bogen ich trinke“ sein. *beu* ist nur dial. für *beau*, auch im arom. *curcubeu*, wo es auch *beau* lauten müsste; ferner *cocor* = „Biegung“ gibt es gar nicht, und wenn es vorhanden wäre, müsste es erklärt werden, der Hinweis auf *cocărlă* erschliesst kein *cocor*. Also abzulehnen. — *îmă* = „Mutter“, das sich im Altrum. findet, ist nicht Erbwort aus *amma* für *mamma*, sondern einfach alb. Lehnwort *ămă*. Schon lautlich ist *ám-* > *ăm-* ganz unmöglich, deshalb haben Densuşeanu (früher einmal dachte er anders) und Puşcariu das Wort absichtlich nicht unter die Erbwörter aufgenommen. — *mămăligă* (gekochtes Maismehl) ist ganz sicher kein Kinderwort, aus *mamă* gewonnen, sondern

4) Archiva 1906. 5) Bei dieser Gelegenheit verweise ich auf Strekelj's Besprechung des Wortes *bedak* in Archiv f. slav. Phil. 28, 481, für solche, die an dem slav. Ursprung des Wortes festhalten, zu denen ich aber nicht gehöre. 6) ZRPh. 30, 313ff.

hängt ganz gewiss mit bulg. *mamul* — Mais zusammen. — MERINGER[7]) beruft sich bei Besprechung von *temple* auf rum. *tîmplar*, das bei Pușcariu durch „Zimmermann" übersetzt ist. Das ist aber nicht richtig, „Zimmermann" ist „*dulgher*" oder „*teslar*", vielleicht kommt dialektisch die Verwendung auch als „Zimmermann" vor. *tîmplar* heisst „Verfertiger des Ikonostas" = *tîmplă* und dann allgemeiner „Schreiner, Tischler", wie auch im Deutschen mit Erweiterung der Bedeutung. Der Rumäne brauchte für seine Hütten, die er selbst baute, wahrlich keinen Zimmermann, nur für die Herstellung des Ikonostas in der Kirche bedurfte es einiger fachmännischer Kenntnisse, die der *tîmplar* besass. Aber Zimmermann sowohl, wie Schreiner sind ganz moderne Erscheinungen beim Rumänen. — Es ist selbstverständlich, dass auch in BARTOLI's monumentalem Werke über „das Dalmatische" manches enthalten ist, das für die Geschichte der rumänischen Sprache, besonders in ihrer früheren Periode von Wichtigkeit ist, weshalb ich auch dem „Rumänisten" dieses Werk zum eingehenden Studium empfehle.

Flexionslehre. Eine sehr nützliche Darstellung der Flexion des Substantivs und Verbums im „Codex Dimonie" bietet TH. CAPIDAN[8]), wobei er zugleich seinen heimatlichen Dialekt von Prilep zum Vergleiche herangezogen hat. — SUBAK[9]) bespricht die Möglichkeit der Herleitung von it.-rum. *mene, tene, sene* aus *memetipsum* durch Abfall des stereotypen *etipsum*, woraus *mem* > *men* > *mene* entstanden sei, was mir zu gekünstelt erscheint, um wahrscheinlich zu sein.

Syntax. Eine besondere Arbeit auf diesem Gebiete liegt nicht vor, wohl aber verweise ich auf eine eingehende Besprechung der Arbeit Schreyers über Adverbialsätze von SANDFELD-JENSEN[10]), die manches Beachtenswerte enthält; der Vorwurf, dass Schreyer Diamands Moduslehre nicht berücksichtigt habe, ist hinfällig, da Schreyers Arbeit als Dissertation eher erschienen ist, 1903, wenn auch der JB. erst 1904 gleichzeitig mit Diamands Arbeit herauskam.

Praktische Grammatik. Eine solche erscheint für Italiener in der bekannten Sammlung von Hoepli in Mailand in zweiter Auflage, die den ehemaligen Lehrer am Reallyzeum in Brăila R. LOVERA zum Verfasser hat. Trotzdem es eine „korrigierte" Auflage sein soll, wimmelt es von Fehlern und Druckfehlern, so finden sich in dem kleinen Übungsstückchen S. 75 folgende Stellen: *Minuta este a șease zecelea parte a oreî . . .; săptămână este a 52-a parte . . .; dumnezeu vă va înapoia insutit cea ce veți da; pamântului; noună sute.* Um das Büchlein brauchbar zu machen, bedarf es einer ganz gründlichen Korrektur von seiten eines Rumänen und einer sorgfältigeren Korrektur des Satzes.

Dem ersten rumänischen Grammatiker, der diesen Namen verdient, dem Canonicus T. Cipariu, widmet IOAN STOIAN eine Arbeit[12]), worin er Ciparius Leben und Werke kurz bespricht, seine Ideen und Bestrebungen darlegt und eine Analyse seiner Grammatik gibt. St. hätte viel mehr als er getan hat, das wirklich Wertvolle und Bleibende, das

7) IF. 19, 445. 8) JBIRS. XII 179—232. 9) ZRPh. 30, 582. 10) ZRPh. 30, 623. 11) Grammatica della lingua rumena, Milano, Hoepli 1906. (Manuali Hoepli Ser. scient. 124.) 12) JBIRS. XII 1—90.

dieser ausgezeichnete Kenner der altrum. Literatur und Sprache geleistet hat, hervorheben sollen und auch die im „Archiv pentru filologia si istoria" zerstreuten philologischen Artikel und Etymologien zusammenstellen sollen, das wäre wertvoller gewesen, als das kritische Eingehen auf die Grammatik und das orthographische System.

Wortbildungslehre. Zum erstenmal eine Arbeit über Wortzusammensetzung von Drăganu[13]) und zwar in magy. Sprache. D. begnügt sich nicht, die nominale Wortzusammensetzung zu behandeln, sondern bespricht auch die Präfigierung, die Adverbial-, Pronominalbildung, überhaupt alle Wortarten, wo wirkliche oder vermeintliche Zusammensetzung stattgefunden hat. Der Verfasser hat sich offenbar recht viel Mühe gegeben, das sieht man an der benützten Literatur und an den umfänglichen Beispielsammlungen. Aber er wird weitschweifig, ohne der Sache auf den Grund zu gehen. Der ganze Stoff wird auf 95 Seiten untersucht. Verfasser hätte sich auf die nominale Bildung beschränken, diese aber eingehender und vor allem kritischer behandeln sollen. Da werden ererbte oder rumänische Bildungen mit gelehrten Formen und Fremdwörtern zusammengestellt, z. B. S. 27: *mează-noapte*, *mărinimie*, *galantom*. So was ist doch vollständig wertlos. Ebenso überflüssig ist es, wenn S. 26 *oleiu de lemn*, *oleiu de migdală*, *oleiu de nucă* u. s. w. als Komposita aufgefasst werden; ein Zusammenwachsen ist erfolgt in: *mujdeĭŭ* = *must de aĭŭ* oder arom. *untulemnu* = *untu de lemnu*. Die ebenda angeführten *danac* und *demuș* sind keine Komposita, sondern Lehnwörter aus dem Bulgarischen und Albanesischen. Vielleicht sieht sich der Verfasser, dem es nicht an Fähigkeit, wohl aber an Schulung fehlt, veranlasst, die nominale Komposition noch einmal in rumänischer Sprache erscheinen zu lassen, aber mit mehr Kritik und mehr Vertiefung in den Stoff. Da der Verfasser Neigung zur Betrachtung der Komposition vom philosophischen Standpunkte aus hat, hätte er sich O. Dittrich's Arbeit in ZRPh. Bd. 22—24, 29 ansehen sollen. — Eine als Dissertation ganz hervorragende Arbeit ist die von M. Hiecke[14]) über die Neubildung der rumänischen Tiernamen, die in einem semasiologischen und morphologischen Teile in scharfsinniger und klarer Weise auseinandersetzt, auf welcher Grundlage und mit welchen Mitteln eine Fülle von Neubildungen und Neuschöpfungen zustande gekommen ist. p. 127 *streliciŭ* scheint mir für *strelit* mit Suffixvertauschung zu stehen (aus dem Russ.) und bedeutet „Schiesser", weil er durch seinen Flügelstaub Wunden (Bläschen) erzeugt. *bătucel*, Pferdelaus könnte für *păducel* stehen. p. 141 *arap* hat mit dem Einfalle der Araber nichts zu tun, sondern die Benennung rührt von seiner schwarzen Farbe her. p. 155 *codaț* ist nicht aus der Pluralform entstanden, sondern enthält das Suffix *-aț* √*-aceus*. *dudău* (Hundename) soll von einem Adverb gebildet sein; es gehört zu *dudă* (nach der Farbe genannt). p. 156 *beleĭŭ* gehört zu *bĕl* wie *bălan*, *bălaĭ*, aber nicht zu *a beli* schinden. p. 157 was in *carabeț* Mückenlarve für ein lat. Element stecken soll, weiss ich nicht, es ist entweder zu *caraboiŭ*, *carabuș* zu stellen, oder ist *corabéț* (nach

13) Drăganu Miklós, A román szóösszetétel, Bistritz 1906.
14) JBIRS. XII 113—178.

bekannter Regel $o > a$) „Schiffer“, weil die Mückenlarve auf und ab im Wasser schwimmt. — REFERENT[15]) hat das Suffix *-ul*, *-ulescu* auf bulg. *-ul*, *-ulov*, serb. *-ul*, *-ulović*, *-ulin* und dieses slav. Suffix auf it. *-olo* zurückgeführt.

Lexikographie. In der Sammlung Garnier ist ein trotz des kleinen Formats auffallend reichhaltiges rum.-franz. Taschenwörterbuch von RIZO[16]) erschienen, das sogar für viele Wörter eine Ausspracheangabe enthält, die aber besser unterblieben wäre. Was soll sich z. B. der Franzose unter *guietzauille* vorstellen, womit der Verfasser *ghieţoiŭ* umschreibt. Es ist auch keinerlei Angabe über die Aussprache in einer Vorrede gemacht. Die Angabe des Akzentes wäre notwendiger gewesen, auch ist die Bedeutung bei vielen Wörtern zu unvollständig angegeben: *a cotropi* = *envahir* genügt nicht. — Von TIKTIN[8] rum.-deutschem Wörterbuch ist im Jahre 1906 Lief. 9 u. 10 erschienen, die von *d*- bis *fierbe* reicht. — In CL. 40, 295 gibt J. BOGDAN eine genaue Bestimmung von *ohabă* — *ohabnic*. — Die Schlussfolgerungen, die PUŞCARIU[17]) aus der Gleichung *Sohodol* — *Valea-Seacă* — *Dürrbach* ziehen will, lassen sich nicht aufrecht halten, denn eine deutsche Form *Dürrbach* kann sowohl auf *Sohodol* = *Dürrental* zurückgehen, wie auch deutsche Bildung sein; Bildungen mit „*dürr*“ (*Dürnbach*, *Dürnfeld*, *Dürrheim* etc.) sind ganz gewöhnlich und bedeuten „wasserarme, trockene Orte“. Wenn der Bach wasserarm ist, so ist auch das Tal wasserarm und man konnte für „*Sohodol*“ ebensogut „*Dürrenbach*“ wie „*Dürrental*“ setzen. — ZACH. PANŢU[18]), der ausgezeichnete Kenner der rumänischen Flora und deren volkstümlicher Benennung, schenkt uns ein schon lange schmerzlich vermisstes Hilfsmittel in einem botanischen Wörterbuche, das nicht nur die rumänischen und lateinischen, sondern auch die französischen und deutschen Benennungen enthält. — In den beiden Bänden, die TUDOR PAMFILE über die Kinderspiele (unten Abt. III s. Volksliteratur) hat erscheinen lassen, befindet sich je ein Glossar, das neben sehr vielem Überflüssigen auch manches Schätzbare enthält, sowohl in bezug auf Bedeutung, als auf Wortmaterial und Wortbildung. — Erwähnt sei auch noch ein magyarisch-rumänisches Wörterbuch von GHETIE[19]), das bei etymologischen Forschungen gute Dienste tun kann. — Von dem rumänisch-deutschen Wörterbuch von TH. ALEXI[20]) ist die zweite verbesserte und vermehrte Auflage erschienen. Das Buch ist zu empfehlen.

Rumänische Dialekte. Eine neue Zeitschrift für die Aromunen erscheint in Bukarest unter dem Titel „Graiu bun, revistă aromănească“ in rumänischer und zum Teil auch in aromunischer Sprache. Neben belletristischem, politischem und folkloristischem Inhalte bringt sie auch wissenschaftliche Beiträge und Abbildungen. Sie hat denselben Charakter wie die ebenfalls in Bukarest im 4. Jahre erscheinende Zeitschrift „Lumina, revistă populară a Romănilor din imperiul otoman“, unter Leitung von DUMITRU COSMULEI. In der Zeitschrift Luceafărul V berichtet JOS. POPOVICI über einen Besuch bei den Istrorumänen und

15) JBIRS. XII 110. 16) Nouveau vocabulaire roum.-français, Paris, Garnier frères 303 p. 17) CL. 40, 458. 18) Plantele cunoscute de poporul român, Bucarest, Minerva 1906, 393 S., 4 Lei. 19) Dicţionar magiar-român, Budapest 1906. 20) Kronstadt, Zeidner, 498 S., 4 Mk.



gibt einige Abbildungen, ebenda schreibt G. MURNU über die Aromunen- und Balkanwalachen in geschichtlicher Hinsicht. Über die „Gr. Walachei" in Thessalien 1204—1259 gibt letztgenannter einige Notizen in CL. 40, 1110. — I. DALAMETRA[21]) veröffentlicht auf Kosten der Rum. Akad. ein aromunisches Wörterbuch mit Zugrundelegung des Dialektes von Verria in Makedonien. Das Buch ist zuverlässiger als das von Mihaileanu. — Ein Buch, dem zwar wenig wissenschaftlicher Wert zukommt, das aber doch für Rumänen recht nützlich zu lesen ist, weil es manche schätzenswerte Aufklärung über die kulturelle, soziale und politische Lage der Aromunen in Albanien bringt, ist das auf Kosten des rumänischen Unterrichtsministeriums gedruckte Werk von C. BURILEANU[22]) „Dela Românii din Albania". Auch einige Lieder werden am Schlusse mitgeteilt, die aber lautlich ungenügend wiedergegeben sind und auch zeigen, dass der Verfasser die Sprache oftmals gar nicht verstanden hat. — Im Istrorumänischen, in dem wir seit langem keinen Zuwachs an Material erhalten haben, wurde auf Veranlassung PUŞCARIU[8] von A. BELULOVIĆ und seinem Bruder in Susnjevitza folkloristisches Material mit meist belehrendem Inhalte gesammelt und von Sextil Puşcariu unter dem Titel Studii istroromâne[23]) veröffentlicht. Ich bedauere, dass P. in der Wiedergabe der Texte einen Kompromiss zwischen rein phonetischer und rumänischer Orthographie gemacht hat. Das Werk wird nur von Linguisten gelesen und da war eine konsequente, eindeutige Umschrift am Platze. *k* ist durch *c*, aber vor hellen Vokalen durch *k* wiedergegeben; *s* muss *s* und *ś(ş)* vertreten; *v* steht für den lab.-dent. und lab.-lab. Laut, *å* für einen diphthongischen *ǫ*-Laut u. s. w. Es sollen noch Glossar, Grammatik und Studien unter Mitarbeit von Bartoli, Belulović und Byhan folgen. — Eine sehr erfreuliche Arbeit ist die Beschreibung des Dialektes der Oşeni im Nordosten von Satmar in Ungarn von CANDREA-HECHT[24]), die auch Texte, Bilder, Glossar und Karte enthält (cf. Ref. im LBlGRPh.). — Der von dem REFERENTEN herausgegebene linguistische Atlas des dacorumänischen Sprachgebietes wird in kurzem vollständig vorliegen, so dass ich im nächsten Berichte darauf eingehen kann.

Metrik. ALEXANDER BOGDAN, dem wir schon eine vortreffliche Arbeit[25]) über Metrik verdanken, beschäftigt sich sehr eingehend und mit einem durch Übung sehr verfeinerten Gefühle in einer längeren Abhandlung über die Rhythmik der Kinderlieder[26]). Die Arbeit verdient die Aufmerksamkeit aller, die sich mit Metrik beschäftigen und nicht nur auf rumänischem Gebiete, denn die Vergleiche drängen sich förmlich auf, obgleich der Verfasser selbst sich klugerweise davon fernhält, mit Ausnahme im § 4 S 57, wo er vom Saturnier spricht, dessen Bau aber keineswegs so feststeht, wie B. glaubt. Jedenfalls müssen bei Vergleichen vor allem die Nachbarvölker herangezogen werden, besonders die Slaven und Magyaren, erst dann kann man erkennen, was eigenartig ist. Auch die Schlussfolgerungen für die allgemeine Phonetik sind noch nicht ge-

---

21) Dicţionar macedo-român, Buc., C. Göbl 1906. 22) Bukarest 1906. XIV + 288 S in gr. 8°. 23) AAR. 28. B. 24) Buletinul societăţii fololagice 1906, p. 34—85. 25) JBRPh. VIII I 113. 26) Ritmica cântecelor de copii, AAR. II B. 28 Buc., Göbl 1906, 98 p. in-4°, 1 Leu.

zogen, und es ist auch besser damit zu warten, bis die hochinteressante Rhythmik der rumänischen Prosa untersucht ist, für die gerade B. der geeignete Mann wäre.

Hilfswissenschaften. *Ethnographie* und *Geschichte.* VASILE DIAMANDI gibt in einer Broschüre[27]) eine Statistik der Aromunen und rechnet 720970 für die Türkei, 200000 für Griechenland heraus. Die in Serbien und Bulgarien lebenden Rumänen haben in dieser Statistik nichts zu suchen, auch hätten die Megleniten wegbleiben sollen, denn sie sind keine Aromunen. Es soll also nahe an eine Million Aromunen geben. Es macht eben vielen Leuten Vergnügen sich selbst zu täuschen, und sie bedenken nicht, dass eine Verschleierung der wirklichen Verhältnisse üble Folgen nach sich ziehen muss. Über die Lage der arom. Gemeinden orientiert eine von EBENDEMSELBEN herausgegebene Harta[28]) geografică a Turciei cu comunele româneşti. — PER. PAPAHAGI-VURDUNI (Dr. Papahagi) behandelt in einem in Wien gehaltenen und in Kronstadt gedruckten Vortrag die Cestiunea aromână in ruhiger und sachlicher Weise. — FILIPESCU[29]) berichtet über die 'Coloniile române din Bosna' mit 20 Bildern und einer ethnographischen Karte. VASSILICH[30]) behandelt die Fragen: 1. Woher und wann kamen die Tschitschen des Karstes. 2. Wer sind die Tschitschen und welches sind die Beweise ihrer Zugehörigkeit zum rumänischen Zweige. Mit grossem Fleisse hat V. die Nachrichten über das erste Auftreten der Tschitschen zusammengesucht. 1463 wird der Name Čič zuerst von einem slavischen Priester in Lindaro erwähnt in bezug auf Leute, die dem Grafen Frangipani auf Veglia untertan waren. 1465 und 68 wird gemeldet, dass Walachen auf Veglia importiert wurden. Die vorher erwähnten Tschitschen sind also keine Walachen, sondern Slaven, andernfalls wären sie als Walachen bezeichnet worden. 1513 war ein Prozess gegen Tschitschen in Triest wegen Räuberei, über die der Bischof Tomasini berichtet. 1523 kommen weitere Tschitschen nach dem menschenleeren Karst, 1530 kommen Uskoken nach Krain. Alle waren Flüchtlinge aus der Türkei. Was die Nationalität der Tschitschen betrifft, waren sie eine Mischung aus Slaven und Rumänen. Ich möchte aber hervorheben, dass es sich fasst ausschliesslich um Slaven bei den Tschitschen des Karstes handelt, in die nur einzelne Sippen von Walachen eingesprengt gewesen waren, das beweisen die in den Urkunden vorkommenden rein slavischen Personennamen und die slavischen Ortsnamen der neugegründeten Siedelungen und das Verschwinden der Walachen bis auf einen kleinen Rest in Žejane. Nun aber spricht V. noch des langen und breiten über die Uskoken, von denen er glaubt, sie seien Walachen d. h. rumänischer Nationalität. Das ist ein unglaubliches Missverständnis. Er beruft sich auf Valvasor, die Ehre des Herzogtums Crain V, liber VI, p. 292: „Sie selbst (die Uskoken) nennen sich in ihrer Sprache Vlahe oder Lahe, gleichwie sie unter den griechischen Kaisern Blachi genannt wurden, als wie man beim Laonico findet“, und weiter „Dieses Volk redet Walachisch, welche Sprache von der Kra-

27) Renseignements statistiques sur la population roumaine de la péninsule des Balkans. Paris, Cornély et Co. 28) Bukarest, J. V. Soccecü. 29) Bukarest 1906, Ausg. der Akademie (s. vorigen Bericht, JBRPh. IX, I 82. 30) Archeografo Triestino 29 B. 53, 349. 30 B. 209.



batischen in etwas, von der Crainerischen aber doch etwas mehr unterschieden ist". Wie so viele vor ihm hat sich V. durch „Vlah" und „walachisch" verleiten lassen, die Uskoken als Rumänen zu reklamieren. Wenn die Uskoken als Walachen bezeichnet werden, so heisst das nur, dass sie „orthodoxe Serben" sind, wie das ja auch heute noch in der dortigen Gegend üblich ist, und was V. hätte wissen müssen, zumal da nicht nur schon von mir, sondern auch von anderen nachdrücklich auf die Vieldeutigkeit des Namens „Walache" hingewiesen wurde. Aus der anderen Stelle geht aber klar und deutlich hervor, dass unter „walachischer Sprache" ein slavischer Dialekt gemeint ist, der dem Slovenischen in Krain ferner, aber dem Kroatischen näher steht, weil es eben ein serbischer Dialekt ist. Die Arbeit V.s hat mich veranlasst, im Sommer 1907 das Gebiet der Uskoken aufzusuchen; ich bin von Gurkfeld über das Uskokengebirge nach Karlstadt gewandert, also erst durch slovenisches, dann durch uskokisches und dann durch kroatisches Gebiet. Ich habe auch nicht das geringste gefunden, was auf Rumänen oder Aromunen hinweist, im Gegenteil, der dortige štokavische Dialekt beweist zur Evidenz, dass sie ihre heutige Sprache schon mitgebracht haben müssen, da die umwohnenden Slaven Kaikavci sind. Noch eine andere S. 296 angeführte Stelle beweist das strikte Gegenteil von dem, was V. daraus beweisen will, doch nach dem Gesagten erübrigt es sich darauf einzugehen. — Iorga hat im III. Bande seiner Istoria Romînilor in chipuri şi icoane[31]) auch für den Philologen reiches Material aus dem Wirtschaftsleben (Handel, Industrie, Innungswesen, Geld und Masse) herbeigebracht, das besonders auch dem Lexikographen angenehm sein wird. — Gjorgjević[32]) beschäftigt sich mit den Rumänen in Ostserbien in einem Werke betitelt „Unter unseren Rumänen", er bemüht sich auch deren Sprache zu beschreiben, ohne eine Ahnung davon zu haben, dass wir bereits durch den Referenten darüber genau informiert sind. — Katzarof[33]), der sich besonders mit der alten Geschichte der Balkanvölker beschäftigt, gibt Beiträge „Zur Religion der alten Thraker", wobei er den auf dem Balkan verbreiteten Namen „German" als thrakisch nachweist. — Derselbe in Periodičesko Spisanie 67 berichtet aus der Vorgeschichte der Balkanhalbinsel (bulgarisch). — G. Murnu[34]) gibt Teile aus Niketas Akominatos unter dem Titel „Din Nichita Acominatos Honiatul" heraus, wobei der auf die Asaniden (die Balkanwalachen) bezügliche Teil ins Rumänische übersetzt ist. — Dr. G. J. Sbiera[35]) bringt Contribuiri pentru o Istorie socială cetăţenească, religionară bisericească şi culturală literară a Romînilor de la originea lor încoace pînă în Iuliu 1504. Nach seinen früheren Schriften zu urteilen, glaube ich nicht, dass der Verfasser imstande war, diese gewaltige Aufgabe auch nur einigermassen befriedigend zu lösen.

Volksliteratur. M. Gaster, dem wir schon so viele Aufklärung über die rumänische Volksliteratur verdanken, berichtet in einem Aufsatze „Rumänische Beiträge zur russischen Götterlehre"[36]) über die Beziehungen rumänischer Bräuche zu den russischen (richtiger wäre es

31) Negoţul şi meşteşugurile în trecutul romînesc, Buc., Minerva 1906, 2,50 Lei. 32) Kroz naše Rumune, Belgrad 1906. 33) Klio VI 1. 34) AAR. 28. 35) Czernowitz 1906, 12 Kr. 36) Archiv f. slav. Philol. 28, 575.

schon von den slavischen der Balkanhalbinsel zu sprechen) und weist auf den Zusammenhang der *Papaluga (Paparuda)*, *Lerio, Leroi* (das russ. *Lelio* gleichgesetzt wird) *Turca* (= *Tsurca*, dann müsste es volksetymologische Umgestaltung nach *Turcu* sein) und *Brezaia* (= *Prezae*) hin. Jedenfalls ist es wichtig, endlich einmal eine haltbare Etymologie für das vielumstrittene *Lerio* zu hören. Es wäre überhaupt von unendlichem Gewinne, wenn die rum. Folkloristen daran gingen, sich auch bei ihren Nachbarvölkern bes. den Bulgaren, deren Sbornik ein so reiches folkl. Material bietet, umzusehen, sie würden dann viele alte Bekannte finden. — ARTUR GOROVEI [37]), O chestie de folklor. Verfasser weist nach, wie das von Ispirescu veröffentlichte Märchen „Gheorghe cel viteaz" weiter nichts ist, als eine Wiedererzählung der gedruckten „Aventurile lui Liderik" von seiten des Mihalache, des Gewährsmannes Ispirescus. Ein Zufall hat Herrn Gorovei das alte Buch, woraus Mihalache schöpfte, in die Hände gespielt. — In der illustrierten Zeitschrift „Junimea literară", die jetzt in Suczawa erscheint, sind mehrere Artikel von allgemeinerem Interesse: DAN, „Über das Einwickeln kleiner Kinder"; BRUJA METRIC, „Volksglauben"; von dem leider zu früh verstorbenen verdienstvollen Folkloristen SIM. FL. MARIAN, „Pietrele Doamnei", „Peştii pămîntului", „Palmă voinicul" und eine Ballade „Fraţii". Die reichen noch unedierten Sammlungen des Vaters werden hoffentlich von dem Sohne herausgegeben. — Im Verlage von CIURCU in Kronstadt sind eine Reihe von alten Volksbüchern und kleineren folkloristischen Sammlungen erschienen, die zu billigem Preise und im guten Drucke dem Volke wieder leicht zugänglich gemacht werden, was um so mehr zu begrüssen ist, als manche davon überhaupt nur schwer zu beschaffen waren. Neu darunter war mir nur „Infocata şi nenorocita dragoste a lui Filarot şi Antusei", die im Jahre 1813 von einem Vorfahren des Verlegers Ciurcu verfasst wurde, aber in keiner Beziehung Interesse zu wecken vermag (Preis 24 Heller). Til Buhoglindă (Till Eulenspiegel) in Prosa (50 Heller). Cei trei fraţi gheboşi gereimt von I. BARAC (20 Heller). Leonat şi Dorofata, gereimt von VASILE AARON (20 Heller). Anul cel mănos, gereimt von V. AARON (20 Heller). Inţeleptul Arkir şi nepotul său Anadam in Prosa von ANTON PANN (20 Heller). Istoria minunatului Piticot de un cot cu barbă cu tot (Liliputaner) gereimt (20 Heller). Oraţiuni ţinute la nuntele ţărăneşti, ausserdem Evangelia ţigănească, gereimt (20 Heller). Trepetnicul cel mare d. h. Deutung des Zuckens der Wimpern, Lippen etc. also zum Volksaberglauben gehörig (12 Heller). STEFAN MUNTEAN, „100 Doine şi strigăturĭ" aus dem Munde der Soldaten in Siebenbürgen gesammelt (24 Heller). NICOLAE TRIMBIŢONIUL, „Trei muieri" Volksanekdote (20 Heller). G. NICOLIŢĂ, „Baba la şezătoare" gereimtes Märchen vom Făt frumos, das zuerst in der Revista nouă 1889 erschienen war, ferner „Mircea ciobănaşul" von C. MATEESCU gesammelt und in CL. 1897 publiziert (20 Heller). BUCUR POSNAŞ (ein Anonym) „Glume" 76 Anekdoten (30 Heller). GEORGE MAICAN „Multe şi de toate, într'un singur sat aflate" (24 Heller).

37) Aus Sammelband „Pentru Poni" 4. Jan. 1906, Buk.

CĂLBAZĂ, „Doine şi strigăturĭ“ aus dem Munde der Soldaten gesammelt (30 Heller). — TUDOR PAMFILE[38]) hat die Kinderspiele in dem Dorfe Ţepu in der Moldau gesammelt und beschrieben und mit einem reichhaltigen Glossare versehen. Im folgenden Jahre hat er eine noch grössere Sammlung in einem II. Teile folgen lassen. — Im Jahrbuche des Bukowiner Landesmuseums pro 1905 (auch Separatdruck) beschreibt L. BODNARESCUL „Einige Osterbräuche der Romänen“, die durch eine Chromodrucktafel und eine Reihe guter Abbildungen illustriert sind. — Eine Sammlung von Anekdoten, Legenden etc. bringt ST. S. TUŢESCU[39]), der das Material in der Kl. Walachei gesammelt hat und in einer guten Volkssprache, die auch syntaktisch viel Interessantes bietet, wiedergibt. Ausserdem hat er ein ganz wertvolles Glossar dialektischer Wörter zugefügt, von denen allerdings eine beträchtliche Zahl hätten wegbleiben können, da sie in jedem Wörterbuche zu finden sind. — Einer sehr anzuerkennenden Arbeit hat sich PAULINE SCHULLERUS[40]) unterzogen, indem sie eine grosse Zahl von Märchen aus dem Harbachtale und einige aus dem Alttale gesammelt und übersetzt hat, für die besonders Folkloristen, die des Rumänischen nicht kundig sind, dankbar sein werden. Auch werden eine grosse Anzahl von Bräuchen an Festtagen (mit dazugehörigen Liedern) und von Redensarten mitgeteilt, die beweisen, wie ausgezeichnet die Verfasserin den rumänischen Bauern kennt. — Zum 40jährigen Regierungsjubiläum König Carols sind auf Veranlassung und Kosten des Unterrichtsministeriums Texte in Prosa und Poesie aus allen Gegenden des Königreiches gesammelt worden, um ein Bild der Sprache und Denkweise des Volkes zu geben. Diese Sammlung ist unter dem Titel „Graiul nostru“[41]) von CANDREA, O. DENSUŞEANU und SPERANŢIA herausgegeben worden; ausser den Genannten haben sich noch vier andere Mitarbeiter beteiligt. Die Sammlung ist besonders wichtig für den Folkloristen, dann aber auch für den Philologen in bezug auf Wortschatz, Syntax und Flexion, während die phonetische Wiedergabe nur ungefähr angepasst ist, was auch das Beste war, ja sie hätte ohne Schaden ganz unterbleiben können.

Leipzig. G. Weigand.

Rätoromanische Sprache. 1906—1907.

1906. Zunächst führt uns L. GAUCHAT die Sprachgeschichte eines Alpenüberganges (Furka-Oberalp)[1]) vor und zeigt an einer Reihe sprachlicher Erscheinungen, wie der Zusammenhang des Francoprovenzalischen mit dem Rätischen durch das keilförmige Vordringen deutschen Elementes unterbrochen wurde. Einerseits hätten der Diphthong *au*, die

---

38) Jocuri de copii I AAR. 28 Buk. 1906, 140 S. II AAR. 29 Buk. 1907, 175 S. 39) Taina ăluĭa, Piatra-N. 1906, 116 S. 40) Archiv d. Vereins f. siebenbürg. Landeskunde 33, 302ff. 41) Bukarest 1906 bei Socec & Co. VIII + 553 S.

1) Vortrag, geh. am ersten schweiz. Romanistentag in Zürich am 3. März 1906. In ASNS. CXVII, 1906, 345—361.

Gruppen *pl*, *bl*, die noch heute im Rätischen vorkommen, vor dem 9. Jahrhundert auch noch im Wallis existiert, und wie hier, so sei auch im Vorderrheintal (und Verf. hätte das Unterengadin hinzufügen können) das betonte *a* erhalten. Vor allem seien aber die Lautprobleme interessant, die sich als „Kriterien einer Alpenvarietät des Lateinischen gegenüber dem Italienischen und dem Zentralfranzösischen" erweisen. Dahin gehöre die Diphthongierung von *nǫvus* und *hǫrtus* im Rätoromanischen, noch mehr aber das parasitische Auftreten von *k* oder *g* nach *ī* und *ū* (Wall. und bündn. *vigver*, wall. *kruk* von *crudu*, bündn. *dükr* von *durus*, oder als zweiter Teil des alten Diphthongen *ei*, *ou* für *ē*, *ō*, wall. *šẹk*, *nẹk*, bündn. *sẹkt*, *nẹkf* von *sitim*, *nivem*. Auch die oberländische Gestaltung des prädikativen Adjektivs reflektiere sich noch heute im Waadtländischen *lo bwẹbo e byǭ* gegenüber *ō bi bwẹbo*. Endlich zeigen sich auch im Vokabular gemeinsame alpine Erscheinungen: so werde der Specht als Holzklopfer, rät. *pichialenn*, frpr. *pəkabu*, mit *sterilis* im rät. *sterla* die junge Kuh, die noch nicht getragen habe, im wall. *eterlo, eterla* die junge Geiss im gleichen Zustand auch die Tante, *amĭta*, rät. *onda*, wall. *āta*, ohne *t*-Vorschlag bezeichnet. Der erste grössere Ort nach dem genannten Alpenübergang ist Disentis, dessen Mundart uns der junge, frühverstorbene Giusep Huonder, beschrieben hat, und ihm widmet Decurtins in seinem Ischi[2]) ein kurzes, freundliches Gedenken. Von Interesse, speziell für das Oberland, sind ferner die Nums propris u personals cun entginas observaziuns sur la derivonza ed applicaziun en nums de familia da Ths. Derungs[3]). Wir finden hier eine Reihe bekannter Verbindungen von *Ca*, Haus, mit anderen Namen, wie *Carigiet (Georgius)*, *Camathias*, *Carisch (Udalricus)* und viele andere. Schade, dass die zahlreichen, von Rud. Filli gesammelten Noms locals del Schanfigg[4]) nur als Wald, Wiese etc. charakterisiert, aber nicht erklärt worden sind. An dieser Stelle sei noch ein Vortrag von F. Melcher Davart Vschins (Bürger) e fulasters (Fremde) nella lingua retorumauntscha[5]) erwähnt, weil er, wenn auch allgemeine Tatsachen, speziell mit engadinischen Wörtern belegt. Weit wichtiger sind die Mots intéressants ou rares fournis par les épîtres du Nouveau Testament de Bifrun[6]), womit Ulrich, der am 6. September 1906 in Zürich gestorben und dessen Verdienste um die romanische Sprachwissenschaft an anderer Stelle gewürdigt werden, den etwas lange dauernden Abdruck des neuen Testaments glücklich abgelöst hat: „Je donne ces mots par ordre alphabétique en les faisant suivre des mots latins qu'ils traduisent, puis des passages de Bifrun qui les fournit: je signale en outre, s'il y a lieu, les leçons des autres versions. G. désigne la traduction de Gabriel, M. la traduction moderne (wobei man nur den Namen Menni vermisst), P. le dict. engad. de MM. Pallioppi." Hoffentlich bringen die nächsten Hefte die Fortsetzung dieser Sammlung, die bis jetzt nur bis *chiampêster (litigare)* vorgedrungen ist und mit welcher auch die unterengadinische Bibel noch hätte verglichen werden sollen. Im einzelnen würde Ulrich selbst noch manches ergänzt und berichtigt haben. So fehlt beispielsweise schon im

2) VIII, 1906, 176—182. 3) ASRR. XXI, 1906, 203—214. 4) Ibid. XX, 1906, 219—234. 5) Ibid. 197—217. 6) RLR. XLIX, 1906, 352—361.

Römerbrief 1, 27 *Sun abrasthôs*, Gritti: *Sun inflammos*, Menni: *s'haun inflammos*, Vulg.: *exarserunt* und bei Luther „erhitzt", bei Pallioppi aber nicht erwähnt und wohl mit *bragia, abbraciare* zusammenhängend, während *combustiare* oder *combustulare bruciare brûler brüscher* ergab. Bei *Avanzamaint, abundantiam, scodüna spurdijnscha et avanzamaint dela malizchia*, Jacob 1, 21 (*fetscha* G und M) sagt Ulrich: manque chez P, wo das Wort aber mit den Bedeutungen Beförderung, Fortgang, Fortschritt, Vorschlag, Vorschuss steht.

An Texten finden wir in den ASRR. einige Fuormas de seraments pils uffizials della Ligia Grischa e pils uffizials dil Cumin grond della Cadì, publ. da P. A. VINCENZ[7]), die Legia aque ais il cudesch dels Aschantamaints[8]) von Selg (Sils) und Schantamaints della vschinauncha da Madulain emanos nel 1728[9]), beide hrsg. von R. A. GIANZUN.

Für das Unterengadin sei schliesslich noch die Rätoromanische Elementargrammatik von PETER JUSTUS ANDEER genannt, die Prof. PULT in 2. Auflage erscheinen liess, aber auf Wunsch der Verlagshandlung leider nur mit den notwendigsten Änderungen, die sich hauptsächlich auf theoretische und praktische Darstellung der Lautlehre beziehen.

1907. In den Sitzungsberichten der philos.-philol. und der histor. Klasse der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften[1]) findet sich das älteste rätoromanische Sprachdenkmal und zwar aus dem Beginn des 12. Jahrhunderts und als Interlinearversion von 14 Zeilen einer pseudoaugustinischen Predigt in einer Handschrift des Klosters Einsiedeln. In dieser wurde die Übertragung von LUDWIG TRAUBE zuerst als rätoromanisch erkannt und dann von G. GRÖBER mit einem eingehenden Kommentar versehen, der seither noch von GARTNER, SUCHIER und SCHUCHARDT in ZRPh.[2]), von R. VON PLANTA in ALLG.[3]) und von MARIO ROQUES in Ro.[4]) ergänzt worden ist. Das Original des ebenso wichtigen als schwierigen Textes lautet: (1) Satis nos oportit timere tres causas (2) karissimi fratres per quas tottus mundus perit (3) hoc est gula et cupiditas et superbia quia di(4)abulus per istas tres causas Adam pri-(5)mum hominem circumuenit dicens In quacumque (6) die commederitis de ligno hoc aperientur o(7)culi uestri Nos autem semper timeamus istas tres (8) causas pessimas ne sicut adam in inferno (9) damnatus est ne nos damnemur. Tenea(10)mus abstinentia contra gula, largita(11)te contra cupiditate, humilitate con(12)tra superbia nam nos sciamus quia christiani (13) dicimur Angelum christi custodem habemus sicut (14) ipse saluator dicit Amen dico uobis quod angeli eo ... Aus dem romanischen Texte: (1) afunda nos des time tres causas (2) kare frares per aquilla tutilo (*oder* tuttlo) seulo (*am Rand* eslo seulo) perdudo (3) aquil is gurdus & quil homo mopotesille & arcullus ki fai di(4)abulus per aquillas tres causas ille primaris homo (5) cannao si plaida ille diauolus

7) XXI, 1906, 93—101. 8) Ibid. XX, 1906, 37—68. 9) Ibid. XXI, 47—88. 10) Zürich, Orell, Füssli, s. a. 116.

1) 1907, Heft I, 71—96 mit einer Tafel. S.-A. in Komm. des G. Franzschen Verlages. München. 2) XXXI, 1907, 703—712. 3) XV, 1907, 391—399. 4) XXXVII, 1908, 497—508.

in quali die quo (6) no manducado de quil linas si uene sua uirtu fos ouli (7) Nus timimo (*oder* timuno) aquillas tres periuras causas (8) sicu ueni adam perdudus intin unferno (*oder* uferno) (9) ne no ueniamo si perdudi prendamus (10) ieiunia contra quilla curda (11) prendamus umilanz contra (12) contenia aquilla sauire ki nus a christiani ueni (13) [n]ominai Angeli dei aquill auem nos wardadura si quil (14) sipse saluator dis ueridade dico uos aquil illi angeli, ergeben sich zahlreiche interessante Fragen, zunächst zur Lautlehre, von denen einige hier angedeutet seien, so *afunda* und *fos*, *time* und *sauire*, *seulo* und *ouli* (wenn dieses nicht mit v. Planta *uoli* zu lesen ist), *perdudo*, *un [u]ferno* und *wardadura*. Dazu kommen Formen wie *perdudus* neben *perdudi* und *[n]ominai*, wozu Gröber (83) bemerkt: „der -i-Plural besteht noch in Tirol bei den Partizipien", d. h. nicht nur und nicht immer bei denselben. Dabei zeigt Roques (503) wie schon hier das betonte Subjektspronomen *nus* vom unbetonten *no uo*, und beide von der Objektsform *nos uos* unterschieden werden. Von Latinismen, die Gartner eher noch erweitern, Suchier aber einschränken möchte, fallen auf: *kare*, *diabulus*, *primaris* (übrigens als *primari* auch bei Pallioppi und von v. Planta als *parmér*, *amparmér*, jetzt *emprem* gedeutet), ausserdem *saluator*. Endlich begegnen uns viele schwer zu erklärende Wörter, vor allem *mopotesille* (Suchier: *mo poterus ille*, v. Planta: ital. *botticello,* Fässchen, Dickwanst), *cannao* (Gröber: Part. von *gannare*, Suchier und v. Planta: 3. Sing. Perf.), *linas* (bei Gröber Pluralform, von Gartner mit *linyátš*, der böse Baum der Erkenntnis, zusammengestellt), *uene sua uirtu fos ouli* (Gröber: zeigt sich eine Kraft euren Augen, Suchier dagegen: *uene* = *findit*, so spaltet seine Kraft eure Augen, und Schuchardt mit v. Planta: *uene su auirtu* = aviert, was recht gut zu *aperientur oculi uestri* stimmen würde, wenn *su* dem Part. nicht vorangestellt wäre. Auch *ne* (Gröber: lat. *ne*, Suchier: *nec*) und *contenia* (Suchier: *contegna*, Schuchardt: *contegno,* beides auch v. Planta) sind noch fraglich, ebenso wie die Herkunft des ganzen Dokumentes. Dieses würde nach Gröber und Gartner dem Vorderrhein, nach v. Planta wenigstens dem Churwälschen überhaupt entstammen, das aber im 12. Jahrhundert noch einen grossen Teil des heutigen Kantons St. Gallen und des Vorarlbergs umfasst haben muss. — Je rascher sich indes die Germanisation der Rätoromanen vollzieht, um so notwendiger wird auch die Unterstützung des Widerstandes oder wenigstens die Bergung des untergehenden Idioms, und darum konnte Heinrich Morf mit vollem Recht am Basler Philologentag im September 1907[5]) das mangelhafte Fortschreiten des rätischen Idiotikons gegenüber dem eifrigen und zielbewussten Vorgehen der französischen Schweiz nur lebhaft bedauern. — Inzwischen begrüssen wir wieder zwei neue Monographien zur Lautlehre, zunächst einen diesmal von einem Schweden herrührenden Saggio sulla fonetica del parlare di Celerina-Cresta di E. Walberg[6]). Diese Studie ragt in ihrer Gründlichkeit und Vollständigkeit weit über einen blossen Versuch hinaus und verdient, wie Gartner[7]) sagt, einen ehrenvollen Platz unter den rätoromanischen

5) In: Die Roman. Schweiz u. die Mundartenforschung. ASNS. CXIX, 1907. 420—421. 6) Lund, Gleerup, 1907, X 187. 7) ZRPh. XXXII, 249.

Sprachlehren. Die 261 Paragraphen werden abgeschlossen mit einem reichhaltigen Wörterverzeichnis und eingeleitet mit einer Darstellung des Lautsystems, das vielleicht nicht ganz konsequent erscheinen mag. Denn der Verf. verwendet z. B. langes kursives *ſ* neben dem ʒ der Fraktur zur Bezeichnung des stimmlosen und stimmhaften Zischlautes *š* und *ž*, *tç* und *dç* für die bekannten rätoromanischen Palatallaute. Er stellt diese übrigens in seiner *Digressione* (98) dem italienischen *ci* und *gi* im Gegensatze zu *tſ* und *dʒ* an die Seite, während Ascoli noch deutlich *č* und *ć*, *ǧ* und *ǵ* unterschieden hat. Unter den vielen lautlichen Erscheinungen, die natürlich grossenteils dem ganzen Oberengadin angehören, ist besonders charakteristisch die Entwicklung eines Gutturals zwischen Vokal und Konsonant: *skogla* und *kokr*. Vielleicht dürfte man gerade mit Rücksicht auf diese Eigentümlichkeit daran zweifeln, ob *la vocal irrazionale ə s'introduce tra qualunque consonante e r, l, n* (52), d. h. ob der ursprüngliche Vokal nicht vielmehr als *ə* erhalten blieb, wie auch in *ezən* (116), *dove la sibilante* wohl nicht ist *ridivenuta intervocalica.* Zum Oberengadin gehören auch die Mots intéressants ou rares fournis par les Epîtres du Nouveau Testament de Bifrun, die Ulrich im 50. Bande der RLR.[8]) weiter und zu Ende geführt hat und die wieder unter der schon im vorigen Jahresbericht angedeuteten Ungenauigkeit leiden. Denn die stereotype Bezeichnung: „Manque chez Pallioppi", darf sich doch nicht auf jede kleinste orthographische oder auch lautliche Verschiedenheit beziehen, wie *chiaraxaêr* und *charezzar*, *dapaint* und *dipint*, *dschnêr* und *tschner* und viele andere. Auf S. 70 steht ferner: *Dfinêder „auctorem"*, *guardand sü l'g dusch et dfinêder de la fe.* Hebr. 12, 2. [*chi complescha* G, *complider* M.] Manque chez P., wo *auctorem* = *dusch* und das nichtgenannte *consummatorem* = *dfinêder* ist. Und im folgenden Beispiel: *Dgio „aliquando"*, *traunter quæls dgio vus chiaminevas,* Col. 3,17. [*vivaunt* G, *eir* M], heisst es bei Menni: *nellas quelas eir vus chaminaivas üna vouta,* und die beiden letztgenannten Wörter entsprechen natürlich Bifruns Bezeichnung *dgio.* — Anstatt die Entwicklung aller Laute in einem Orte vorzuführen, versucht es Carlo Battisti in La vocale A tonica nel ladino centrale[9]), einen Laut in einem grösseren Gebiete zu verfolgen und zwar an 166 Wörtern in 16 Orten. Mit dem Bestreben, dabei die Laute möglichst zu zergliedern, ist es ihm, wie dies schon Gartner in LBlGRPh.[10]) dargetan hat, doch nicht gelungen, sie ganz scharf zu kennzeichnen, und die Anlehnung an die Buchstaben und Ziffern Jespersens erschwert dabei noch die Übersicht. Bedeutsam erscheint die Heranziehung der romanischen Ortsnamen in den deutschen Landesteilen, um damit eine Zeitbestimmung des Übergangs von *a* zu *e* wenigstens relativ zu gewinnen, und endlich gibt der Verfasser noch eine Tafel für die Verbreitung des Lautwandels. Der gründlichen und originellen, wenn auch nicht auf ganz sicherer Basis aufgebauten Abhandlung haben wie auch die grosszügige und überzeugende Rezension v. Ettmayer[8] in ZRPh.[11]) zu verdanken, die dem bewährten Kenner der sprachlichen Verhältnisse in Südtirol Gelegenheit gibt, an

8) 69—84, 203—206. 9) Trento, Zippel, 1907, 166 S. mit Karte. 10) XXIX, 1908, 120. 11) XXXII, 1908, 624—632.

Battistis Vorgehen seine eigene Anschauung über die Vokalentwicklung überhaupt und speziell über die Ursachen der Entwicklung der Vokalqualität aus der Quantität heraus darzulegen und zu zeigen, wie neben dieser eine Reihe von Ursachen erstere bestimmen und damit die Gleichzeitigkeit der bezüglichen Erscheinungen aufheben müssen. Wir erfahren dann auch, welche Rolle die deutsche Akzentzurückziehung in romanischen Ortsnamen spielt, wie wir mit dem Suffix *-anum* etwa Éppan, Térlan, mit *-aneum* aber Merán bekommen und endlich berührt v. Ettmayer auch das Problem des Einflusses der Silbentrennung auf die Vokallänge und dieser letzteren auf die Diphthongierung. — Auf das Friaulische bezieht sich ein kurzer, aber sehr dankenswerter Artikel SALVIONI[8]: G. J. Ascoli e il dialetto friulano[12]). Von einem jugendlichen und natürlich für seine Zeit noch ungenügenden Vergleiche zwischen dem Friaulischen und Walachischen[13]) ausgehend, in welchem u. a. *soreli* (*soliclu*) noch *soáre-le* gleichgestellt wird, verfolgt der jetzige Inhaber der Lehrkanzel Ascolis die Verdienste des Vorgängers um seine Muttersprache, die *lenghe furlane*. — Schon ausserhalb der eigentlichen Grenzen des Rätoromanischen befinden wir uns in der gründlichen Studie SALVIONI[8]: Il dialetto di Poschiavo[14]), die von einer Dissertation Johann Michaels[15]) angeregt, nachweist, wie dieser seine Wörter nicht oft genug zitiert, auch ältere Dokumente und seine Vorgänger Monti und Ascoli nicht genügend heranzieht, aber doch ein reiches Material und eine brauchbare phonetische Umschreibung geboten hat. Die eigene eingehende lautliche, morphologische und lexikalische Untersuchung findet eine besonders interessante Ergänzung in dem Verzeichnis der *voci ladino-poschiavine* und einiger *tedeschismi*, die das durch die Geschichte dem engadinischen und deutschen Einfluss zugewiesene Seitental des Veltlins von ihm sprachlich unterscheiden. — In seinen Etimologie varie[16]) berührt SALVIONI ebenfalls das rätische Gebiet, indem er unterengad. *bümatsch* mit *bima*, friaulisch *glendón* < *lendo-inis*, engad. *piöl*, soprasilv. *ra-rudien*, mit *radentu* erklärt. Ein rätisches Wort, *tχamortš*, portug. *camurça*, erwähnt auch SCHUCHARDT in ZRPh.[17]) und stellt es mit *curtia*, Rehgeis, zusammen.

G. Hartmann.

Italienische Sprache. 1906.

Redigiert von Carlo Salvioni.

Lingua letteraria. 1906. Il RAJNA ha pubblicato quest' anno in BSDIt. XIII 81—100 una critica del lavoro di G. Belardinelli: La questione della lingua, cit. in JB. VIII I 121. Superfluo notare l'autorità che anche in questo argomento (si tratta del periodo da Dante a G. Muzio) ha il maestro a cui si deve l'edizione definitiva del «De Vulgari Eloquentia» (v. JB. IV II 256). — Meno importanza ha la ristampa

---

12) Memorie storiche forogiuliesi, III, 1907, 116—120. 13) Sull' idioma friulano e sulla sua affinità colla lingua valacca. 14) R. Istituto lombardo, Rendiconti Serie II, XXXIX, 1906, 477—494, 505—522, 569—586, 603—622. 15) JBRPh. 1905, I 83. 16) Ro. XXXVI, 1907, 224. 17) XXX, 1907, 702.

della «Dissertazione sopra lo stato presente della lingua italiana» del Padre Cesari[1]), di cui il PARODI, nel suo BSDIt. XIV 154.

La *Grammatica* del D'Ovidio e del Meyer-Lübke (v. JB. VIII I 122) è stata tradotta dal Dott. Eugenio Polcari, in Manuali Hoepli, Ser. scient. 368/369. Questa traduzione è, come quella del relatore (ibi, nota 11), un imparaticcio. Il P., ch'è alle sue prime armi, riuscirà meglio quando da traduttore si farà autore. Si libererà dai germanismi, frequenti del resto non solo nella sua traduzione ma pure in molti lavori originali, italiani e francesi: in opere scientifiche (v. JB. VII I 109) e anche letterarie, d'Italiani irredenti e anche di regnicoli.

Alla *fonetica* spetta un interessante lavoro del PIERI, che tratta Ancora delle esplosive sorde tra vocali nell'italiano, in StR. IV 167—187 (cfr. JB. VIII I 118, 122 e ZRPh. XXXII 14). È diviso in tre parti. — Nella prima l'autore si propone di dimostrare che nelle voci d'origine greca l'esplosiva sorda si fa sonora non solo se iniziale (*galazza κάλαϑ-ος*) ma anche se mediana: intersonantica (*drago δράκων*, *negromante νεκρόμαντις*), complicata (*bambagia βόμβ-υξ*) e 'aggeminata' o lunga (*babbo πάππος*). Così, di fronte ai casi come *-ata*, dove il P. giustamente considera normale la sorda, «rimarrà spiegato, soprattutto per l'italiano, e sia pure con una 'mezza ragione', il digradamento dell'esplosiva [mediana] in molte voci, dove è parso finquì risultare anormale». Il tentativo del P. è certo ragionevole (l'idea era balenata anche nella mente del Meyer-Lübke: v. Pieri 170, n. 1), ma è necessario, specialmente nel caso nostro, studiare la geografia e la cronologia delle singole voci. Specialmente nel caso nostro, perchè molte di quelle voci, d'origine straniera, non sono molto diffuse nè molto antiche, e però possono essere passate all' italiano dal gallo-romano, in età romanza. E di alcune va appurato l'etimo. — Nella seconda parte il P. polemizza col Meyer-Lübke, soprattutto sostenendo l'origine popolare di varie parole, come *vipera*, che il M.-L. ritiene (o riteneva) letterarie. — Nella terza parte il P. chiama opportunamente a consulto l'italiano meridionale e il rumeno. Constata quanto al siciliano che «la sua costanza nel tener fermo alla sorda sia molto maggiore che nell'italiano, avendo a comune con esso alcuni solo tra gli eslegi». Ai quali il Salvioni [Memorie del R. Istituto lombardo XXI 277n] aggiunse altri eslegi, non obbiettando con ciò al P. nulla di essenziale [v. anche i Rendiconti dello stesso Istituto XL 1055]. Piuttosto è da osservare che «gli anormali italiani che siano anche siciliani o meridionali» non sono argomento di studio per la fonetica latina (come propone dubitando il P.), perchè quasi tutti originano dal territorio di *-ada*. A questo proposito molto ci può insegnare il rumeno. Si noti intanto che concetti quasi giuridici come *pagare* (sicil. *paari* ecc.) sono espressi nella Dacia con voci slave, e nell'Italia appenninica con forme gallo-romane. — Così si arriva alla conclusione che «rimangono di regola inalterate» le sorde intersonantiche, comprese le spiranti -f- -s- e anche -sj-, malgrado le opinioni contrarie: Pieri 173 n., Meyer-Lübke ZRPh. XXXII 493, Salvioni RFI. XXXV 75 (v. JB. IX I 85, dove

1) Antonio Cesari: Opuscoli linguistici e letterari, raccolti, ordinati e illustrati ora la prima volta da Giuseppe Guidetti. Volume unico, con vedute, ritratti e fac-simile. Reggio d'Emilia. 8°. XX 632 p.



è da cassare XXX 5 sgg.). — Quanto a -f-, compreso -ph- (raphanus, onde normalmente *rafano*, e a nord dell'Appennino *rávano* e sim.: cfr. Pieri 179 e Salvioni Rendiconti del R. Istituto lombardo XL 1058, e v. Rolland Flore II 129 sgg.), si noti, poichè ci siamo, che lo SCHUCHARDT ne intuì quest'anno appunto (ZRPh. XXX 321), e certo anche prima, la sorte analoga a quella delle altre consonanti sorde, e tra altro il digradamento «relativamente tardo» nella Sardegna: ibi 323 (cfr. XXXII 14, nota 2).

Insomma, mentre l'appennino-balcanico (e specialmente il sardo) è conservativo, il pireneo-alpino (specialm. il gallo-romano) è rivoluzionario: innova e classicheggia. Dopo -ata acus ponere sĭmus (indicat.) excitare dies caput meu, e altri elementi grammaticali e lessicali del latino volgare di tutta la Romania,

sorsero:	risorsero:
piren. alp. *-ada acucula mittere*	*sumus expergere*
gallo-romano *diurnum testa*	*meum* ecc., di cui altrove.

Due articoli sulla ***morfologia*** ci dà ancora il PIERI in ZRPh. XXX 337 sgg.: 1° Il tipo avverbiale di *carpone -i*, e 2° L'it. *-ne*. Del primo, che ha una nota del Meyer-Lübke, si è detto in JB. IX 85 sg. Il secondo provoca alla sua volta una nota di J. SUBAK[2]). Il P. si occupa del *-ne* in *mene tene sene* per *me te se*, e in *trene* per *tre* e simili. Parte dai nessi sintattici come *me ne vado*, onde *per mene* e sim.; e di qua (sul modello *me : mene*) ripete l'allotropo *tre trene* ecc. Secondo il Subak invece, *mene tene sene* partirebbero da mem[et ipsum], e un'altra e anzi varie altre fonti avrebbero i *-ne* di *trene trane quine rene*. Qualunque sia l'origine di *mene tene sene*, è probabile che da qui sia partita la spinta ai *-ne* di *trene* e simili, come appunto pensa il Pieri. Infatti *mene tene sene* sono più diffusi che *trene* e sim. nell'italo-romano, e difficilmente possono essere staccati dalle forme somiglianti del restante appennino-balcanico: v. Parodi BSD. III 116 (Dalm. I 303, II 407). — Della dissertazione di MAX DORN, I suffissi nominali aumentativi e diminutivi nell'italiano antico, non so altro che il titolo.

Per la ***sintassi*** è da citare un articolo di GIUSEPPE CEVOLANI: Attributo e apposizione, in Classici e Neo-Latini II.

Per la ***stilistica***, un libro di F. GARLANDA[4]) e un articoletto di TERESINA BAGNOLI[5]), ambedue sull'alliterazione.

Anche allo studio del ***lessico*** italiano contribuisce quest'anno il PIERI: Appunti etimologici, in ZRPh. XXX 295—306. Qui, oltre molte voci lucchesi e alcune poche dell'italiano antico (ait.) e settentrionale (altit.), sono considerate le seguenti voci dell'odierna lingua letteraria. *aria*, che nel significato di 'espressione del volto' proviene dal francese, secondo il Meyer-Lübke; il Pieri invece tenta di arrivare a questo significato partendo da quello di 'atmosfera' e simili. — *chiazza*, allotropo

---

2) Epithese, ZRPh. XXX 581—583. 3) Die nominalen Augmentativ- und Diminutivsuffixe im Altitalienischen. Diss. di Lipsia. Halle, H. John, 8°, VI, 126 p. 4) L'alliterazione nel dramma shakespeariano e nella poesia italiana. Roma, Società editrice laziale (E. Voghera), 8°, XI, 77 p., L. 5. Cfr. RBLIt. XV 188—190 (Mario Pelaez) e GSLIt. XLIX 459 sg. [Renier]. 5) L'allitterazione nella poesia di Dante. In GD. XIV 277—278.

di *piazza*; ammissibile solo se *chiazza* ci fosse venuto dal Mezzogiorno e se si potesse giustificarne il mutamento di significato. — *dileggiare*, da un *deris-iare, attratto dalla serie di *-eggiare*. Le formazioni in -iare sono più antiche che le voci di *ǧ* da -sj-, tutte letterarie e straniere (v. qui addietro), e però, non allontanandoci in sostanza dalla idea del P., si potrà partire dal letterario *derisione* e anzi dal suo nominativo (-io), da cui *diligione diligio -eggio*, e di qua infine il verbo *dileggiare*. — *fiaccola*, il cui *cc* è dichiarato ora dal P. con molti altri esempi [in Miscellanea per nozze Crocioni-Ruscelloni, Roma 1908, p. 211]. — *gragnuola*: granea -ola. — *grembo* da *grembio*, e questo da *gremmio*, come *combiato* da *commiato*. — *ignudo* da **niudo* *nud-ius. Un' altra dichiarazione propose l' Ettmayer: RF. XIII 570. — *ingoiare* da un *ingull-iare con gull- da gutl-, oppure, secondo lo Schuchardt [ZRPh. XXXI 656, XXXII 241], da gluvies, *ghjuvj-* dissimilato in *guvj-*; comunque, resta singolare lo *j*. — *maniato* da *imaginato*. — *pernice* da perdicem + coturnicem. — *pretto*; da *puretto* coll' *ẹ* di *schietto*, che alla sua volta è secondario. — *rovaglione* e *rav-*, da **variolone* «con diverse metatesi di consonanti e vocali». — *ruzzare*, da *lus-iare: difficili *r* e *zz*. — *sdraiare*, da *strato strado* -iare: difficile il *dr* e soprattutto la cronologia di -iare (v. qui addietro *dileggio*). — *tassello*, omeotropo di taxillus e tessella. — All' italiano (e non al lucchese solo) è attribuito dal P. anche *cutrezola*, sul cui etimo discutono pure il Salvioni e lo Schuchardt nello stesso volume: 537—539 [e XXXI 664—666, XXXII 475]. — Più a lungo ancora si protrae la discussione sulle etimologie del Sainéan, XXX 315—319, 566—568, e però se ne dirà più tardi. — E così pure di *jana* Diana, di cui il Novati in Ro. XXXV 112 [cfr. Sainéan ZRPh. XXXI 274]. — Oliver M. Johnston dedica in SME. II 554—558 un articolo a *lai*.

Alla lessicologia romanza, più che all' italiana, spettano le etimologie studiate quest' anno da Leo Jordan e Attilio Levi, dallo Schuchardt e dallo Zaccaria.

Ad un altro relatore anche il giudizio sullo studio di L. Rinaldi: Le parole italiane derivate dall'arabo[6]). — È uscita l' ultima dispensa del Dizionario dei sinonimi del Tommaseo e del Rigutini, in nuova edizione[7]). — E s'è pubblicato il T. 6 del Vocabolario nautico di F. Corazzini di Bulciano[8]).

Torino, Pasqua 1909. M. G. Bartoli.

Dialetti sardi. 1906. ***Pubblicazioni d' ordine generale.*** Anche in quest' anno l'Archivio storico sardo[1]) continuò nella bella via propostasi. Ne uscirono 4 fascicoli, pubblicando nelle sue tre rubriche 'Memorie e documenti', 'Aneddoti e notizie', 'Rassegna bibliografica', anche lavori interessanti la storia della parola, de' quali diremo qui sotto nelle diverse categorie. Il Bullettino Bibliografico sardo[2]) proseguì pure

6) Le p. i. d. d. a., studio filologico comparato, con glossario. Prefazione di Federigo Verdinois. Napoli, Detken e Rocholl, 8°, 107 p., L. 4. 7) Dizionario dei sinonimi della lingua italiana. Nuova edizione riveduta e corretta dal prof. Giuseppe Rigutini. Fasc. 15 (fine), Milano, F. Vallardi, 8°, p. 897—1000, LX. 8) Vocabolario nautico italiano con le voci corrispondenti in latino, greco, francese, inglese, portoghese, spagnolo, tedesco. T. 6. Bologna, 8°, L. 18.

1) Cagliari-Sassari, tip. G. Montorsi, 1906. 2) Cagliari, tip. dell' Unione,

nella sua impresa, ma con minore alacrità, non essendo stati pubblicati nell'anno che tre numeri (49, 50, 51) costituenti la prima puntata del vol. V. All'importante memoria sulle falsificazioni arboree, dovute a W. Foerster, che abbiamo ricordata lo scorso anno, si ricollega il lavoro del Dr. CARL OLLERICH[3]), che si riferisce ad una speciale indagine linguistica intorno al foglio cartaceo nr. XII delle famose carte, sull'autenticità del quale il Foerster era rimasto titubante nei riguardi paleografici, mentre aveva riconosciute autentiche alcune parti dei fogli cartacei nr. XIII e XIV. Questo foglio nr. XII contiene una lettera in lingua catalana, che un tal Giovanni Virde indirizza da Sassari nel 1497 ad un Michele Gilj, segretario nella curia della Luogotenenza di Cagliari. Per la lingua in cui è scritta, spetta ad altri il riferirne; ma pei rapporti che essa ha con tutta la falsificazione e specialmente con alcuni fogli, giova qui ricordare i risultati dell'indagine dell'Ollerich. Egli sottopose a minuta e diligente analisi tutta la lingua del foglio nr. XII, mettendola in relazione col foglio nr. II, ed ha esaurientemente dimostrata la falsità di ambedue i fogli. Nella numerosa serie di spropositi d'ordine fonetico, morfologico sintattico e lessicale, che l'Ollerich ha messo in rilievo, a prova della falsificazione, è curioso vedere come il falsificatore si sia servito del moderno dialetto catalano d'Alghero, non badando che alcune peculiarità attuali di questo, non erano proprie dell'originario catalano. Integra il lavoro dell'Ollerich con notevoli osservazioni storiche e paleografiche il prof. Solmi in una recensione degna d'essere particolarmente menzionata[4]).

Testi antichi. Anche in quest'anno abbiamo da registrare la pubblicazione di qualche testo antico, dovuta alla infaticabile operosità dei due più benemeriti studiosi del diritto sardo medioevale, il Besta e il Solmi. È noto che il *Libellus iudicum turritanorum* è una cronachetta dei giudici logudoresi, composta in sardo nella seconda metà del sec. XIII, di cui si conoscevano solo i larghi frammenti dati dagli storici sardi dal Fara al Gazano e al Tola. Recentemente ne avevano tentata la ricostruzione il Besta[5]) e il Baudi di Vesme[6]); ma ora il Besta stesso ha rinvenuto nell'Archivio di Stato di Torino il testo del *Libellus* sotto il titolo di *Condagues de Sardiña* e ne ha procurato una diligente edizione[7]). È desso un tardo apografo del sec. XVII o XVIII, che deve aver servito al Gazano e al Tola, ed è così pieno di errori grafici e logici e di spagnolismi, che non se ne può rilevare la genuina forma originaria. Linguisticamente dunque ci può essere di assai scarso sussidio, mentre ha non lieve importanza storica, come rileva nella prefazione il Besta, che vi aggiunge in fine due documenti inediti del 1082 e 1144, tratti dall'Archivio di Stato di Pisa; ma sono in latino con qualche rara forma sarda. Tutto in latino è pure un altro documento che il Besta ebbe la ventura di trovare tra le pergamene Coletti del R. Archivio di Stato di Pisa, ed è di non piccola importanza per la storia del giudicato di Gallura[8]).

1906. 3) Der katalanische Brief mit Beilage in der Arborea-Sammlung in Cagliari; in ZRPh., XXIX 429—448 e cfr. JBRPh. IX, I 119. 4) ASSa. II 117—130. 5) In un importante articolo sui Condaghi sardi, in BBSa., III 104—109. 6) ASSa. I 31. 7) ENRICO BESTA, *Il Liber iudicum turritanorum* con altri documenti logudoresi; Palermo, tip. The New York, 1906. 8) Per la storia del giudicato di Gallura nell'undecimo e

Di molto maggiore interesse per noi è la nuova edizione integrale di due pergamene arborensi del sec. XII procurata dal BESTA[9]). Sono le carte pubblicate dal Tola nel *Codex diplomaticus Sardiniae* coi nr. 21 e 22, le quali sollevarono la diffidenza del Hofmann e dello Schulz-Gora, a motivo non tanto del loro contenuto, quanto della forma scorretta e incoerente, in cui erano esemplati[10]). Ora il Besta riuscì a rinvenire nel R. Archivio di Stato di Genova le pergamene, onde quelle copie furono tratte, e ne afferma nel modo più esplicito l'autenticità. Una di esse è la *carta bullada* originale e porta ancora la seta da cui pendeva il sigillo; l'altra invece manca del sigillo e della segnatura, forse per una abrasione del margine inferiore, o meglio per essere un apografo della *carta bullada*. Il Besta, dopo aver descritto con cura di valente paleografo la scrittura e ogni altro particolare dei due documenti, li pubblica integralmente, tenendosi fedele all'originale; e basta confrontare la sua edizione con quella del Tola per vedere quanto ne sia migliore. Al testo egli fa seguire alcune note opportune sui principali fenomeni fonetici[11]) e un elenco delle voci più notevoli, e fra queste alcune non altrimenti note, meritevoli di particolare studio, come mostrerò altrove. Restaurato il testo, l'editore ne esamina il contenuto giuridico, mettendone in rilievo il valore. Il primo documento è un'ordinanza (*arminanzia*) a favore della chiesa di S. Maria di Cabras fatta dalla madre Nibata col consenso del giudice Torbeno suo figlio, e costituisce una specie di franchigia a favore degli abitanti le due ville di *Nuraginigella* e di *Masone de Cabras*. Il secondo è una semplice permuta. Quanto all'età, l'editore da una indicazione cronologica del secondo ricava che questo appartenga al 1122 e il primo deve essere di non molto anteriore. È da notare infine che l'importanza linguistica della pubblicazione è accresciuta dal fatto che in una nota a pag. 424 il Besta rettifica la lezione data dal Tola, nel *Cod. dipl. Sard.* XII 5 e 80, di altri due notevoli documenti sardi, offrendoci una nuova edizione completa e più corretta di essi.

Un'altra nuova edizione di molto interesse per noi è quella che dobbiamo al prof. SOLMI[12]). Anche qui si tratta di un documento già noto. È la famosa carta sarda del 1080—85 edita dal Tanfani insieme con quella campidanese del 1212, e poi dal Monaci[13]). Mentre lo Schultz-Gora l. c. le aveva giudicate apocrife entrambe, il Solmi ne aveva invece rivendicata l'autenticità, come dicemmo JBRPh., VIII, I 172, ed ora avendo egli trovato l'originale della prima carta nel R. Archivio di Stato di Pisa, viene a cessare ogni controversia[14]). Il documento, che è tra i più preziosi per la storia delle origini comunali in Italia, contenendo

---

dodicesimo secolo, Nota del prof. ENRICO BESTA; estr. dagli AAST. XLII. 9) Intorno ad alcune pergamene arborensi del secolo decimosecondo; in ASSa. II 423—433. 10) Hofmann, Die logud. u. camp. Mundart, p. 5—6; e Schultz-Gora, ZRPh., XVIII 141. 11) Osserverò solo che nella nota 2 pag. 429 egli attribuisce a *c* o a *cz* il valore di sibilante sonora, mentre avrà voluto dire sibilante sorda. E a proposito di sviste è da notare che a pag. 424 *poriclos de anganá* sarà da correggere in *poriclos de angaria*, come leggesi a pag. 428. 12) Sul più antico documento consolare pisano scritto in lingua sarda, nell'ASSa. II 149—183. 13) Tanfani, ASIt. serie III, t. XIII, p. 365; e Monaci, Crestom. ital., I 29—30. 14) Quanto alla seconda, che si trova pure nell'Archivio di Stato di Pisa,

la più antica testimonianza della magistratura consolare in Pisa, è illustrato dal Solmi con la competenza storica che meritamente gli si riconosce; e alla fine del discorso egli, mercè le cure del cav. Clemente Lupi, direttore del R. Archivio di Stato di Pisa, può offrirne una nuova edizione. Riproduce dapprima il testo in una forma quasi perfettamente diplomatica, e poi in una forma più corrispondente alle esigenze logiche, ricostituendolo in modo più facilmente intelligibile, per quanto fedele all'originale. Un semplice esame mostra quanto esso si avvantaggi sulla copia edita dal Tanfani e riprodotta dal Monaci.

Testi moderni. Il reverendo Giovanni Delogu Ibba, rettore di Villanova Monteleone della diocesi di Bosa, pubblicò nel 1736 in Villanova Monteleone un curioso volume di materia religiosa, divenuto ormai rarissimo. Contiene meditazioni ascetiche, epigrammi ed inni sacri in latino, in spagnuolo e in sardo, e pure in sardo una sacra rappresentazione sulla Passione di Cristo, intitolata: *Tragedia in su isclavamentu de su sacrosantu corpus de Nostru Sennore Jesu Christu, cun unu intermesu de sa libberassione de sos santos Padres dae su limbu.* Più, sotto il rispetto letterario, come tardo frutto della forma drammatica religiosa, che sotto quello linguistico il componimento meritava di essere salvato dall'obblio, e ben fece il prof. Mario Sterzi a procurarne una bella e nitida edizione nei volumi della GRL.[15]). Egli vi premette una sobria introduzione per illustrarne il valore letterario, e poi di su l'esemplare, che si conserva religiosamente nella Biblioteca comunale d'Alghero, ripubblica la sacra rappresentazione, accompagnandola di una traduzione letterale a fianco. Il Delogu Ibba è considerato come uno dei poeti migliori che abbia prodotto la Sardegna; ma veramente non si alza sopra la mediocrità. La lingua di cui si serve, è il logudorese illustre, l'idioma letterario dell'isola; onde codesta sua operetta non aggiunge gran che alla cognizione che noi possediamo di quella lingua. Osserveremo solo che l'ortografia del Delogu Ibba è prettamente spagnuola, così p. es. si serve sempre di *que*, *gue* per indicare rispettivamente la velare sorda e sonora, cui segua vocal sottile. Usa invece *ch* avanti *a* per la palatale *ć*: *chamadu* = *ćamadu* p. 6, *charos indicios* = *ćaros indicios* e simili; però qualche volta anche *charu* = *caru* p. 38. Il prof. Sterzi ha seguìto esattamente l'antica stampa, permettendosi, egli dice, soltanto qualche lieve correzione in quei pochissimi luoghi, nei quali l'errore era troppo evidente. E pochissimi veramente, e anche meno di quelli ch'egli crede, sono gli errori del testo originario, quali p. es. pag. 38 *ca fit*; perchè il più delle volte dove l'editore accusa di scorretta e inintelligibile l'antica stampa, questa non è affatto mendosa; p. es. p. 18 *qui est venidu* sta bene, perchè si riferisce a *Jesus*, e significa: 'Poi si ritira cogli Angeli Gesù, che è venuto, precedendo a tutti l'Arcangelo'; p. 26 *trona* non è errato ed è strano che lo Sterzi lo affermi 'parola che più non esiste e di cui si ignora il significato', mentre è registrata nello Spano Voc. col valore di 'pergamo, pulpito', e a p. 49 ha appunto questa significazione, mentre qui varrà 'trono'; p. 35 *tennez* non è errore di stampa, ma di trascrizione,

v. la nota l. a p. 180 del cit. lavoro del Solmi. 15) Una sacra rappresentazione in logudorese, ristampata ed illustrata per cura del prof. Mario Sterzi; Dresden, Gedruckt für die Gesellschaft f. roman. Literatur 1906.

perchè nell' esemplare dell' antica stampa originaria che ho sottocchio, si legge chiaramente *tenne*; p. 38 *a li dare . . . o su ultimu tormentu*, non è affatto indecifrabile, perchè dice *a li dare co su ultimu* ecc.; p. 51 i due versi che sono dati come molto corrotti e con l' ultima parola intraducibile, sono da leggersi: *Cun cussu traggiu lugubre, o funestu, qui importat pagu a tie narrarelu* = 'Con codesto aspetto lugubre, o infelice, che importa poco a dirtelo'; p. 67 mal letto il verso *Qui hatat* (?) *dimissu su miseru ischau* (?), mentre nella stampa antica è: *Qui hat redimidu su miseru ischau* (= *išau*); p. 74 nei versi: *Qui portamis in manos . . . juntas Que pretiosa perla, o que fine oro*, la voce incompleta è *conjuntas*, e traduco: 'che portiamo sulle mani congiunte, come perla preziosa, o come oro fine' e sta bene riferendosi alle spoglie di Gesù che le Marie portano al sepolcro; p. 80 *neret* sta bene, cfr. *nerźo*; p. 83 e parimenti *cretidu* e p. 85 *lessen*. In una riproduzione di un testo a stampa destano un pò di sorpresa queste sviste e fanno supporre che l' editore non sia troppo domestico col logudorese nè con la glottologia. Anche la traduzione letterale ch' egli accompagna al testo risente di questa insufficienza e non manca di inesattezze, alcune delle quali sarebbe stato facile evitare, purchè si fosse ricorso al Vocabolario dello Spano[16]). Eccone una serie: p. 3 *connbidende a quie* non già 'che compatisce chiunque', ma bensì 'che invita chiunque'; p. 4 *butiu non binde resta*, da correggere *binde* = *b'inde*, che è bene tradotto 'goccia non ve ne resta'; p. 7 *et de lu castigare non si atatat* non già 'non ha il coraggio di punirlo', ma 'e di tormentarlo non si sazia' dal noto verbo *attatare* AD-SATIARE, che ritorna a p. 32: *Si no minde atetesi Que cane milli morsos li pignesi*, malamente interpretato 'se me ne fossi distolto', invece di 'se non ne avessi avuto abbastanza, come cane mille morsi gli avrei dato'; ib. *Primmu lu hat açotadu* = 'dapprima lo ha frustato' e non già tormentato; p. 12 *ndelu hat fatu pesare*, non va corretto *nende lu* 'parlando', ma sta bene come è, essendo '*nde* + *lu* 'ne lo ha fatto alzare'; p. 15 *dadivosu* non significa 'meschino', è uno spagnolismo da *dadiva* 'dono', quindi *sumamente dadivosu* vale 'che dà sommi doni' ed è riferito a *infinitu valore*; p. 17 *mirendebos* con questa proposizione complementare si dà la spiegazione della frase precedente *morte sa pius dolorosa*, perchè voi guardavate la vostra madre addolorata, ed è normale il complemento oggetto con *a*; id. *agios* non è da correggersi accanto a *bisajos*, perchè la doppia ortografia attesta che la semivocale *j* volgeva già ad esplosiva palatale, com' è oggi; p. 21 *cun unu rampu de olia* perchè segnare *rampu* con un ?, mentre è del dialetto comune per *ramu* Spano Voc.?; p. 29 *dismaiadu* è tradotto correttamente, e va di fatto con l' it. *smagare*, ma anzichè correr dietro a lontane etimologie, pensi l' editore che la voce sarda riproduce lo spagn. *desmayar* cfr. Körting s v.: p. 35 *Sas culpas mias ponelas atesu*, non 'poni le a te' che non ha senso, ma siccome *atesu* vale 'discosto, lontano' Spano Voc. e AGIt. XIII 116, tradurremo 'ponile lontano' cioè 'deponile dalla mente, perdonale'; p. 40 non *boflu havia nadu* 'già cieco era nato', ma *bos lu havia nadu* 've lo aveva detto' e *bi haviat cuadu* non 'vi avesse

16) Parecchie di queste ha già rilevato il MEYER-LÜBKE nella sua recensione all' edizione del prof. Sterzi in DLZ. 1907 nr. 36, col. 2280.



a colare', ma 'vi aveva nascosto'; p. 41 *so sonmiende a longos fustos*, correggi *sustos* 'a lunghi sonni', perchè qui come nel precedente esempio l'editore ha confuso *s* con *f*; p. 46 ancora *su affustu* da correggere in *su assustu* 'con ispavento'; p. 52 *Fin a qui lompa in totu a mi isbramare*, indovinato il senso, ma non fatto rilevare con una traduzione letterale il bel congiuntivo *lompa* da *lompere*, 'fino a che giunga in tutto a disbramarmi', 'a soddisfare il mio desiderio'; p. 60 *Su fatu est fatu et pius de ferru forte Meda mi dolet* ecc., intenderei 'Il fatto è fatto, e più di un ferro forte, cioè di una pugnalata, molto mi duole' ecc.; p. 63 *P(?)onde* (sic) *faguer pius befe à si atatare*, è da correggere evidentemente: *pronde faguer* ecc. = *pro' nde faguer* ecc., 'per farne più beffe' e *a si atatare*, che l'editore salta di piè pari, va con gli esempi già addotti del verbo *atatare* e significa 'fino a saziarsi'; p. 76 *Cun samben et carraschos afcada* 'sfigurata con sangue e sputacchi, perchè *carraschos* non vale 'lividori', ma 'sornocchi', cfr. *carrasciu* e *iscarrasciu* log. Spano Voc.

Notevoli motivi di comparazione troverebbe lo studioso di letteratura popolareggiante tra codesta sacra rappresentazione logudorese e la raccoltina di *pregadorias po sos disimparatos* = 'preghiere per gli illetterati, che il compianto prof. Giuseppe Ferraro pubblicò in quest' anno, e può dirsi l' ultimo suo contributo al *folklore* sardo. Egli fa giustamente notare che la Chiesa permette tuttora in Sardegna l'uso del vernacolo nelle preghiere quotidiane, e essa stessa si serve nei *gosos* (inni sacri), nei drammi religiosi e nelle prediche del sardo-logudorese, il che contribuisce a dare a questo vitalità e consistenza di un vero e proprio volgare illustre. Egli cita il Catechismo in logudorese pubblicato dal vescovo di Nuoro e Galtellì, giunto alla 4ª edizione, e ricorda una buona traduzione dell'Imitazione di Cristo, fatta nel 1871 da Juanne Casula in Sassari, ormai esaurita e che mi era ignota. Preziosi sono i raffronti che il Ferraro istituisce fra le preci e le usanze religiose di Sardegna e quelle del Monferrato e in ispecie di Carpeneto, suo paese nativo; ma non è qui il luogo di rilevarli. Per quanto è de' nostri studi, anche in questa pubblicazione dobbiamo lamentare la deficienza di un metodo nella trascrizione, che assicuri della genuità delle varietà dialettali. Anzi, questa volta il Ferraro, avendo voluto abbondare in ispiegazioni d'ordine linguistico, ha messo più spesso il piede in fallo; mal pratico delle norme glottologiche, arriva p. es. a pag. 3n a dire protonico l'*o* di post che riesce a *u* in *pustis*, a p. 14n spiega *teden(t)* come metatesi di *devent*, e a p. 15n ragguaglia *bogare* a **gobare* metatesi di covare, cavare, evacuare. Per tuttavia, come raccolta di materiali, anche codesto manipoletto, consultato con le debite cautele, può tornare di profitto al glottologo, che vi può trovare preziose forme finora ignorate. Così p. es. d'altra parte non mi era noto *teden*, che occorre nel versi: *Tottu sol males cuados A campu teden bessire* = 'tutti i mali nascosti usciranno in campo, alla luce'. Codesta forma non si può spiegare che mettendola in relazione colla 3ª pers. sing. *tet-esse* 'sarà', di pochi versi dopo. Abbiamo dunque un ausiliario per la formazione del futuro, in luogo del normale *deet* Spano Ort. I 86n; e in

17) Preghiere popolari sarde nell'ATP. XXIII, estr. Torino, Hans Rinck, 1906.

effetto *tet* non è altro che *deet* con *ee* contratti in *e* e col *t-* iniziale prodotto da una alterazione di fonetica sintattica divenuta permamente, cfr. *tia* in luogo di *dia* debebat per la formazione del condizionale. Quanto poi a *teden* 3ª pers. plur., accanto a *bi tede' andare* 'vi andranno', *bi ted' abberre* 'si apriranno' di p. 15, si spiegherà come rifatto su *tet* della 3ª sing. + la desinenza *-en* della 3ª plur. e il *-t-* intervocalico digradato a sonora. A p. 4 il Ferraro riporta le parole: *a lu suffrire subra sa cárena mea* e traduce 'lo soffrirò sopra la mia carne; prescindendo della traduzione libera col futuro, qui richiama l'attenzione la voce *cárena* proparossitona, mentre lo Spano Voc. registra *caréna* 'carcame' parossitona. Da che parte sta la corretta accentuazione? E non è chi non veda l'importanza che ha il corretto accento per determinare l'etimo della voce. Ad ogni modo è da escludersi la spiegazione del Ferraro, che si debba a inserzione di vocale nel nesso *rn* di carne, e sarà piuttosto da pensarsi se non possa essere un derivato come caronia con altro suffisso. Vi sarebbe dell'altro da spigolare, ma bastino questi accenni per rilevare l'importanza e insieme la deficienza della raccolta.

Qualche voce sarda ricorda pure il prof. PIETRO ROLLA, che dopo qualche anno di silenzio ritorna ai nostri studi con una Ittiologia popolare[18]). La parte fatta alla Sardegna è assai esigua, ma è da augurare che egli torni a dedicarvi parte della sua attività, che regolata da buon metodo potrebbe portarlo a notevoli risultati.

Alla materia folkloristica si riattaccano due lavori, dei quali non possiamo che fare fuggevole menzione, uscendo essi dal nostro campo. Il primo è un articolo del prof. DOMENICO VALLA[19]), in cui egli per dimostrare l'antica origine dei *mutos* sardi, fa una diligente analisi dei vari elementi, onde si compongono le *isterride*[20]), specialmente quelle contenenti allusioni storiche. Ma sono così vaghe e indeterminate codeste allusioni, che in realtà non vi si possono fondare sopra risultati positivi. Infatti, per quanto ferma sia la convinzione dell'autore, egli non riesce a documentarla in modo da trasfonderla nell'attento lettore. Il Valla adotta la grafia *muttu*, anzichè *mutu*, adducendo in suo favore che *muttu* rima con *puttu*, *corruttu*, *alluttu*, che hanno il doppio *tt*. Però, la forma più comune nell'uso è realmente *mutu*, il cui *-t-* scempio, mantenuto costantemente involume, senza mai degradare alla sonora *-d-*, dimostra in modo indubbio che risale a un doppio *-tt-* originario. Anche un *t* nell'iato (*tio*) si continua nel log. con *-t-* o *-tt-*, che non discende mai a *-d-*, come è di puteu, che nel log. riesce a *putu*, che è la grafia data dallo Spano Voc., invece della forma *puttu*, pure usata. Ma se foneticamente *mutu* (*muttu*) può corrispondere a fil di norma alla base mutiu, donde l'ital. mozzo, credo che la ragion del significato ci porti di necessità all'altra base muttu, che continua nell'ital. *motto*, franc. *mot*, ecc. Il Valla sostiene inoltre la stretta relazione tra lo *strambotto* siciliano e il *mutu* sardo; ma pur ammesso che vi possano essere rapporti storici e

18) Casale, tip. Rossi e Lavagno 1906. 19) Notizie storiche sul muttu, in ASSa. II 1—16. 20) Il Valla dice di preferire codesta forma *isterrida*, come più completa e più gradita all'orecchio dell'altra *istérria*, che prevale nel nuorese; e per questa ragione appunto noi le daremo la preferenza, perchè nel nuorese s'incontra la più abbondante fioritura dei *mutos*.



ideologici tra l'uno e l'altro canto popolare delle due isole, parmi che la loro fretellanza etimologica sia da scartare, e contrariamente all'ipotesi del Valla che vede nello *strambotto* l'unione del provenz. *estramp* col sardo *muttu*, io continuo a credere che *strambotto* sia un diminutivo della voce provenzale, come ebbi a dire parecchi anni or sono[21]). Di maggiore ampiezza ed importanza è la monografia del dott. MAX LEOPOLD WAGNER sulla poesia popolare sarda[22]). Il giovane e già valente studioso della Sardegna, dà un esatto ragguaglio dei lavori precedenti e delle principali raccolte di poesie popolari sarde, delle quali approfitta poi con acume e discernimento per tracciare a grandi linee i caratteri fondamentali e le vicende delle principali forme della musa popolare della Sardegna. Dapprima tratta della poesia amorosa col *mutu* e il *mutettu*; poi dei lamenti funebri, ossia degli *attittidos*, originariamente canti della vendetta, da *attittare* lat. *attitiare 'attizzare', etimologia, che a me parve sempre indiscutibile; infine delle ninne nanne (*ninnias*) e delle cantilene infantili. Anche il Wagner tocca della questione dell'antichità e dell'origine del *mutu*. Però contrariamente al Valla, egli crede che esso non abbia stretta parentela coi canti amorosi del continente italiano, per quanto abbia qualche carattere generale comune a tutte le poesie amorose del popoli romanzi. Più che ai nomi di antichi racconti cavallereschi o a vaghe allusioni storiche, mi pare siano di particolare importanza riguardo all' antichità, relativa, s'intende, dei *mutos*, quelle voci che spesso vi ricorrono e che il popolo ripete, senza più comprenderne esattamente il significato; quali p. es. *pinnadellu*, che pare indichi un colore 'oscuro', *talisu* forse 'cartapecora', *morfiliu*, che il Wagner pensa di avvicinare allo spagn. *marfi* 'avorio'. Lo studio, condotto con larghezza di criteri e buon metodo, è ricco di osservazioni nuove, e anche quando possono parere discutibili, sono sinceramente meditate ed espresse, cosicchè della monografia del Wagner non potrà non far tesoro, chiunque in avvenire si occuperà di poesia popolare sarda.

Lavori speciali. È noto che la voce *paperu*, *paperos*, che gli antichi documenti sardi ci conservano col senso di 'signori, giudici e loro familiari', ha sollevato un piccolo problema etimologico, intorno al quale si sono affaticati parecchi studiosi; ed io già nell'JBRPh. VIII, I 172, dopo aver accennato all'etimo pabulu proposto dal Solmi e papyru da me, di contro a pauperu messo avanti dal Bonazzi e accolto dal Meyer-Lübke, che però non entrava nella questione del significato, conchiudevo col dire se non era il caso di accettare la base pauperu, che è certamente regolarissima sotto il rispetto fonetico, ancorchè riescisse ancora inesplicabile sotto quello semasiologico. Ora, il WAGNER in una sua nota[23]) riprende in esame tutto il problema ed esposti i tentativi precedenti e le relative obbiezioni, sostiene che l'alog. *paperu* è propriamente il continuatore di pauperu, attribuito al terreno nel senso legittimo di 'povero', ossia 'sterile', quindi 'abbandonato dall' agricoltore alla pastorizia',

---

21) P. E. GUARNERIO, Manuale di versificazione italiana; Milano, Dott. Franc. Vallardi 1893, p. 182. 22) Die sardische Volksdichtung, Sonderabdruck aus „Festschrift zum 12. Deutschen Neuphilologentag 1906", Erlangen 1906, pp. 236—299; e poi tradotto dal dott. ARNALDO CAPRA e pubblicata nell'ASSa. II 365—422. 23) Intorno alla voce «*paperu*» degli antichi documenti sardi; in ASSa. II 86—91.



ossia 'pascolo'. La spiegazione mi pare felice e soddisfa sia alla fonetica che alla semasiologia. L'unica difficoltà — e il Wagner non se la nasconde — è quella del passaggio di codesto appellativo di cosa a nome di persona. Egli pensa ad una mescolanza delle due voci omofone che l'alog. doveva possedere, *paperu* 'povero' e *paperu* 'pascolo'; ma, come ho già notato altrove [24]), la sua spiegazione offusca anzichè chiarire le cose. Io penso invece che basti la frase *haber paperos* a spiegarci il senso assunto da *paperos*; poichè se *haber paperos* significava 'essere ricco, signore, dominare', se ne poteva estrarre che *paperos* era il 'dominatore', il 'signore'.

Un altro contributo alla lessicografia sarda porta il WAGNER con la sua nota sui nomi sardi del *muflone* [25]), la cui presenza in Sardegna è già attestata da Strabone. Attualmente nel campidanese la femmina è detta *murva*, il maschio *murvoni*, e nel logudorese *murone*, forme che risalgono a *mufrone, evidentemente una stessa cosa del mufron, ricordato nel *Laterculus* di Polemius Silvius, cfr. Ro. XXXV 185, e il Wagner ne legittima lo svolgimento fonetico nelle due varietà sarde col suffragio di opportune osservazioni ed esempi.

E il luogo di qui menzionare due mie pubblicazioni, che si propongono di illustrare l'antico volgare della parte meridionale dell'isola. Già nell'JBRPh. VIII, I 173, annunziando l'importante edizione della *Carta de Logu* procurata dal prof. Besta, io avvertivo che ne avrei illustrata la lingua, e infatti con qualche ritardo non imputabile a me, l'illustrazione fu pronta soltanto sullo scorcio di quest'anno, mentre invece insieme col testo della legge e con l'illustrazione storico-giuridica del Besta costituisce il vol. III degli Studi sassaresi portante la data del 1905 [26]). Il mio lavoro: La lingua della *Carta de Logu* secondo il manoscritto di Cagliari, abbraccia le pp. 69—145. Comincia con un esordio intorno ai risultati, poi seguono gli spogli analitici, che in tre distinti paragrafi esaminano minutamente i suoni (§ I), le forme (§ II) e il lessico (§ III), e a loro succedono alcune giunte e correzioni. A dare un' idea generale dei risultati varranno questi periodi dell'esordio: «Il manoscritto cagliaritano della *Carta de Logu*, il solo finora che si conosca è sorto, al dire del Besta, poco dopo la pubblicazione della legge, in principio dunque del secolo XV, e probabilmente nel territorio dove essa nacque. Ciò non di meno, non si deve credere che esso ci conservi la Carta nella genuina sua veste idiomatica primitiva.» «Il testo del nostro ms. è molto disugnale e incongruente, non solo nella scrittura capricciosa e sconclusionata, ... ma anche nell'intera grammatica. E questa disuguaglianza e incongruenza ha precipuo fondamento nella lotta che vi si combatte tra due forme di linguaggio: da una parte il substrato originario del dialetto parlato, che nel suo naturale svolgimento tendeva verso le fasi definitive del campidanese, dall'altra il linguaggio colto della scrittura, ossia il logudorese, che per l'efficacia intrinseca del suo precoce assetto organico, oltre che per la forza della tradizione, si era ormai imposto come 'volgare illustre'

24) Ançora dell'antico logudorese «*paperos*»; in ASSa. II 325. 25) Les noms sardes du mouflon; in Ro. XXXV 291. 26) E. BESTA e P. E. GUARNERIO, *Carta de Logu de Arborea*, testo con prefazioni illustrative; estr. dagli Studi sassaresi, Anno III, Sassari, tip. Ditta Dessi 1905.



dell'isola. A ciò si devono poi aggiungere il diverso grado di coltura e le speciali abitudini glottiche dei copisti, il primo appartenente forse alla regione logudorese o nella coltura di questa cresciuto, l'altro invece non nativo dell'isola, forse ligure o più probabilmente spagnuolo, o almeno nella coltura della Spagna allevato e istruito.» E dopo esposte le serie dei fenomeni che costituiscono per così dire la trama ond'è intessuta la lingua della *Carta de Logu*, conchiudo: «Queste le risultanze, riassunte, s'intende, nelle loro linee generali, dalle quali però mi pare esca avvalorato il giudizio già dato in principio del discorso, sul carattere di transizione, che presenta la lingua del nostro testo e che gioverà qui ripetere in questi termini: «*La Carta de Logu* ci rispecchia la lingua del giudicato d'Arborea, che aveva per fondo il 'substrato sardo', ma che nel suo naturale svolgimento veniva assumendo caratteri proprii e distinti, per l'accentuarsi in essa dei fenomeni peculiari al campidanese, mentre vi si mantenevano e vi penetravano anche altri fenomeni proprii del logudorese, sia per la forza dell'indigena tradizione originaria, sia per l'azione dominatrice, che esercitava codesto linguaggio salito a volgare illustre, sia infine per l'opera individuale degli amannensi, incerti tra l'idioma che suonava loro dintorno e la lingua colta, la logudorese dell'isola, e l'italiana del continente.»

Nella relazione dell'anno precedente ho già dato notizia di un'altra importante pubblicazione, quella delle Carte volgari dell'Archivio arcivescovile di Cagliari, dovuta alle diligenti cure del prof. Solmi. Mentre la *Carta de Logu* è un documento ibrido, in cui, come dicemmo or ora, vengono a contatto il campidanese e il logudorese, le Carte Cagliaritane hanno una fisonomia propria determinata e ci attestano i caratteri fondamentali dell'antico campidanese, allo stesso modo che il Condaghe di S. Pietro di Silki e gli Statuti sassaresi ci dànno la conoscenza dell'antico logudorese. Si propone appunto di mettere in rilievo codesti caratteri fondamentali l'illustrazione che io procurai di dette Carte [27]). Negli spogli analitici di esse io ho seguito lo stesso disegno metodico del precedente lavoro e ho mantenuto anzi gli stessi numeri ai singoli articoli, in modo che i due lavori procedessero di pari passo e fosse agevolato il riscontro dell'uno con l'altro. Lo studio della *Carta de Logu* doveva nell'intenzione dell'autore precedere quello della Carte Cagliaritane; invece lo seguì alla distanza di qualche mese, e ciò forse ha portato qualche ripetizione e disuguaglianza tra i due lavori, ma sarà facile ai compagni di studio il porvi riparo. Già la famosa carta campidanese in caratteri greci ci forniva una prima nozione dei caratteri dell'antico campidanese, ed io ho creduto giovasse tener conto negli spogli anche delle voci di lei, come di quelle della Pergamena pisana edita dal Solmi JBRPh., VIII, I 172. L'esame sistematico della lingua tiene distinte le carte antiche originali da quelle che sono copie posteriori (I, VII, XV, XX e XXI) e ci dà la prova più evidente che «nel volgere dei secoli XI—XIII non si parlava in tutti i due capi della Sardegna, quasi lo stesso idioma, come asseriva lo Spano Ort. II 89, ma già in

27) L'antico campidanese dei sec. XI—XIII secondo le Antiche Carte volgari dell'Archivio Arcivescovile di Cagliari; negli StR. nº 4, pp. 189—259, Perugia, Unione Tipografica Cooperativa 1906.

quel tempo l'acamp. aveva assunto un assetto proprio, che lo differenziava dal tipo sardo per eccellenza, il logudorese, e lo costituiva in tipo idiomatico indipendente». Questa la conclusione, a cui mi si conceda fare qualche aggiunta particolare per gli spogli analitici. Una spiegazione meritevole di attenzione dei perf. in *-f*, *kerfit* accanto a *keruit*, *kersit* registrati al nr. 95, dà il Salvioni Ro. XXXVI 234, ponendoli giustamente in rapporto con l'it. *dolfe* acc. a *dolve* e *dolse*; e la spiegazione è che il *f* risulti insieme dagli originari *v*, *s*, essendosi le due forme fuse in modo che dell'una si conservi la labiodentale, dell'altra il grado di sorda. Il misterioso *farçi*, *farci*, *farbe*, del nr. 104, che mostrava indubbiamente di valere 'fuorchè', è da ragguagliarsi con l'it. *fuorici*, *fuorivi* = *fuori* foras + una particella pronominale, formazione studiata dal Salvioni in RIL. ser. II, v. XXXVI, p. 1012; e così i *-çi*, *-ci*, *-be* sardi sono legittimi e l'*o* in *a* si dovrà alla ragione o della frequente proclisia o dell'essersi la tonica originaria ridotta ad atona per trasposizione dell'accento alla sillaba finale. Prescindendo dalle osservazioni ai nr. 49—52 e 57—58 intorno a C e G, pei quali il prof. G. Campus insiste nella sua tesi, affermando che in favore dell'intacco non restino se non le vaghe testimonianze dei grammatici, in qualche altro appunto che egli fa nella sua recensione[28]), io consento e qui li accenno: nr. 13 l'*e* si mantiene in *pertinebat* ecc. a motivo dell'influenza del lat. pertinere, mentre in *apartenit* si sentiva *parte*; nr. 73 in *arreeda* si tratterà realmente del prefisso *ad* + *rere*, cfr. log. od. *rere* 'reggere'; nr. 75 una prova della legge che regola le vocali epitetiche ricava il Campus dallo stato odierno della lingua; nr. 77 in *de ssorris*, *de ssemidas* non v'è reduplicazione iniziale, perchè si tratta dei plur. *des sorris*, *des semidas*; nr. 90 *totus sus liberus* può essere errore per *totu sus liberus;* nr. 94 in *aenta a partirisi* vede un modus necessitatis, anzichè un condizionale 'dovevano dividersi'; nelle preposizioni nota a *derectu* 'verso a, fino a' che il log. od. *deretu* ha lo stesso valore, ma col senso di 'in linea retta'; infine nel lessico la voce *bargala* rimastami oscura egli la collegherebbe col log. *bargadare*, che non trovo nello Spano Voc., e conchiude che varrebbe 'maciulla', però a me non è chiaro il *-d-* in *-l-*.

Dialetti corsi. In questo anno non è uscito della Rivista letteraria *Cirno*[29]), che un fascicolo contenente un *suneltu* di Rostino, *puesie diverse* e *Banditi muderni*, *cummediòla in 1 attu* di Petru Vattelapesca, il quale aggiunge un secondo supplemento al Glossario còrso-cismontano. Vi noto *sighera* (segare) 'mietitura', che è da aggiungere agli altri esempi addotti dal Salvioni AGIt., XVI 475n a conferma di derivati col suff. -ariu da basi verbali, il che non sarebbe propenso ad ammettere il Meyer-Lübke. Taccio poi che il Vattelapesca voglia vedere nel noto suffisso *-one -oni* un accrescitivo, mentre è così caratteristico per la derivazione dei diminutivi, cfr. AGIt. VII 434—435 ecc.[30]).

Milano, aprile 1907. Pier Enea Guarnerio.

28) ASSa. III 253. 29) Stamperia C. Piaggi e C. Bastia (Corsica) 1906. 30) Mentre correggo le bozze, sopraggiunge il numero di marzo-aprile 1909 del *Literaturblatt f. germ. u. rom. Philol.*, che a colonne 109—118 contiene una recensione del Prof. Subak intorno a' miei lavori sull' *Antico Campid.* e sulla *Carta de Logu*. Molto più spazio di quello che io mi possa qui permettere, richiederebbe la discussione delle minuziose osservazioni, il che farò con più agio



Süditalienische Dialekte. 1905. 1906. ***Allgemeines.*** Eine umfassende Darstellung aller italienischen, also auch der südital. Mundarten wäre dem Titel nach, aber auch nur diesem nach, die Übersetzung der in Gr.Gr.², 637—711 von Meyer-Lübke neu bearbeiteten 'Ital. Sprache' D'Ovidios und Meyer-Lübkes von Dr. EUGENIO POLCARI [1]), die gar keine Existenzberechtigung hätte, auch wenn Salvionis Tadel a. a. O. nicht berechtigt wäre (leider ist ers nur zu sehr!). Denn jeder Italiener, der sich mit romanischer Sprachwissenschaft beschäftigt, versteht so viel Deutsch, um den Grundriss zu benützen. Es wäre zu erwarten gewesen, dass von Leuten, welche an der Quelle sitzen, eine Arbeit geliefert werde, die über das beschränkte Material, das Meyer-Lübke in Wien zur Verfügung steht, hinausgegangen wäre, wie etwa Parodi an Bartoli-Brauns ital. Ausgabe der Geschichte der Schriftsprache Italiens und des Toskanischen aus der ital. Grammatik M.-L.s ergänzend mitarbeitete. Dann wären auch Dinge, wie S. 179 die Übertragung des bei einem Italiener, der sich informieren kann, ganz unberechtigten Zusatzes '*almeno a giudicare dallo scritto* [d. i. Graphie]' zur Regel, dass tonlose Verschlusslaute in ganz Süditalien nach dem Wortton verbleiben, weggeblieben, da das in Potenza (Basilicata) nicht stimmt, vgl. wenigstens *strarə* STRATA, *-arə* -ATU, -ATA, *γarə* FLATU, es wäre beim Neapolitanischen S. 185 der Anteil der hypergelehrten Graphie in *šomara* und die Bedeutung des *e* in *fegliola* zu *čummə* und *fil'ə* festgestellt, ebda. neapol. *núrəkə*, Plur. *nórəkə* an Stelle von *-t-* gesetzt worden, weiter wäre der Widerspruch zwischen '*ll* comparisce, in antitesi col siciliano, come *ll*' beim Neapolit. S. 185 und '*ky* = PL abbraccia la Calabria, le Puglie,

---

a suo tempo. Bastino per ora pochi cenni pel discreto lettore, a cui non isfuggirà che l'autore della recensione, mentre rileva che nel mio Esordio alla ***C. d. L.*** è scritto erroneamente RN in ***nn***, non dice che negli spogli fonetici al § 37 è indicato il corretto esito *rr*, noto ad ogni principiante; che nel lessico egli corregge ***munza*** non da MUNERA ma da **munia*, e non avverte che così appunto è spiegato al § 26 e via dicendo. A me, del resto, come al lettore che non ricerca se non il vero, potranno sembrare degne di considerazione alcune delle proposte del Subak, quali p. es. per l'***Ant.*** *Camp.*: § 39. ***perunu*** non da un incrocio di ***unu*** con ***personi***, ma da ***unu*** e il lat. ***per-***, con ufficio rinforzativo, cfr. franc. M.-L. III § 494; — § 69. ***stimonius*** piuttosto che da ***ante[te]stimonius*** da ***[de]stimonius***, con ***d-*** per ragione di fonetica sintattica e distacco di ***de-*** considerato come prefisso inutile; — § 101. ***intradia*** invece di ***intrádia*** per via del suffisso ***-ivu***; — § 102. ***pur lis*** indecifrabile, corretto in ***purilis***, come occorre nel Cond. di S. Pietro 13 col senso di 'garzoni' contrapposti a ***mastriu de frauica***; ibid. ***daa estru, d'estru*** non composti con EXTRA, ma semplicemente ***destru*** 'ponente', contrapposto a SINISTER nel senso di 'levante', perchè gli auguri guardavano verso il sud, e avevano il levante a sinistra, e per conseguenza a destra il ponente. Molto dubbie invece o poco persuasive parranno alcune lunghe e intricate spiegazioni di forme verbali o nuove interpretazioni del testo; e addirittura inaccettabili alcune etimologie, quali p. es. per l'***Ant. Camp.***: § 102. ***farbe*** da SALVE 'salvo' e ***farçi*** da *borthe* del Cond.; — e nel lessico: ***balaus*** della formola deprecativa ***ki mi 'llu castigit donnu deu balaus annus et bonus***, spiegato con un ipotetico ****opulu*** accanto ad OPULENTU. come ***dolu*** acc. a ***dolentu; — castigit, castiu*** ecc. non da CASTIGARE, ma da CAST-ELLUM; — ***paboru*** mandato senz' altro con l'it. ***paparero***, insieme coi derivati ***paborile, pabarile;*** ecc., e similmente nel lessico dalla ***C. d. L.: taracos, saracu*** 'servo' ecc. derivato dallo sp. ***mo]zo + acu*** e inserzione di ***r!*** ecc., ecc. (aprile 1909).

1) MH. 368—369, 1906. Titel u. s. w. s. JBRPh. IX I 100f. Anm.

Napoli; *ḍḍ* = LL parimenti' S. 183 getilgt und *ḍḍ* von LL, aber auch *ḍ-* aus L- in der Basilicata erwähnt worden, was zu der gallo-italienischen Gewohnheit in Sizilien (§ 108) S. 182 stimmen würde. — Eine den ganzen Süden (und Mittelitalien) berücksichtigende Arbeit wäre CLEMENTE MERLOs Aufsatz über *l'*[2]), der ursprünglich bloss zur Bekämpfung der M.-L.schen Erklärung des Artikels *l'u* aus dem Plural die Schicksale von L-, -LL- und -L- untersuchen wollte, dann aber eine ganze Menge anderer Dinge in den Kreis der Betrachtung zieht. Verf. behauptet in erster Linie: vor I und U wird Doppel-L, manchmal L-, seltener einfaches -L- palatalisiert, und zwar auf lautlichem Wege. Kein einziges Beispiel beweist die Palatalisierung durch U (an der durch I wird wohl niemand zweifeln wollen und wohl auch nie haben zweifeln wollen): Fälle wie *yuna* LUNA, *yuma* LUMEN (oder *l'-* statt *y-*) zeigen bloss die Folgen der im Abruzzesischen verbreiteten Diphthongierung von *ú* > *yu*; kein Wunder, wenn *l'ogo* LOCU, *l'ongo* LONGU sich dazu schlagen, da ja *io* aus Q etwas Bekanntes ist, das übrigens nach Ausweis von *longa* im Feminin an das auslautende -U gebunden ist. (Vgl. jetzt Merlo in ZRPh. XXXIII (1909), S. 85—88.) Ebenso sind nur aus dem Plural verständlich Fälle wie *čęy* CAELU, da bei so vielen anderen Substantiven wie *pay* PALU, der Singular sich nach dem nur mit Palatal sprechbaren Plural auf -I gerichtet hatte. Die Formen des Artikels im Singular und Plural Mask. veranlassen nun den Verf., dem -U nachzugehen, das nach seiner Meinung das *l* palatalisiert; es sei das maskuline -U, nicht das neutrale, wie sich auch daraus ergebe, dass das Abstraktum oder Kollektivum keine Palatalisierung von *lo*, *lə* o. ä. zeigt; das ist aber natürlich, wenn man bedenkt, dass 'das Wahre' eben keinen Plural hat, der von -I aus das *l'* in den Singular verschleppen könnte, während eben das Femininum mit *l* im Singular und Plural zur Gleichmässigkeit im Maskulin drängte, die sich in *l'u* nach *l'i* ausdrückt. Da nun dieses -U auch umlautet, müssen alle Fälle für den Verf. ohne -U dastehen, die nicht umlauten. (Es ist a priori leicht erklärlich, wenn die starke Spannung bei -*u* im Tonvokal assimilatorisch dieselbe Spannung durch Einführung der extremen *i* statt *ẹ́* und *u* statt *ọ́* hervorruft). — In erster Linie kommen Formen in Betracht, die auf -US endigen und damit nach ihm anders auslauten; die Komparative dieser Gattung, die ital. *meglio*, *peggio*, veraltetem *maggio* entsprechen, gehen nach ihm auf -OR zurück, wodurch der Umlaut entfällt; die Formen, die ital. *ecco* entsprechen, hätten -HOC statt -UM, sobald sie den Umlaut nicht aufwiesen, dagegen seien die umgelauteten ECC-HIC, das gelte auch für IPSE und ILLE bei den Ortsadverbien; die Formen, die toskan. *covelle* entsprächen, seien teils -VELLI- (= VELIM + VELLEM), teils -VELLE-, sofern sie Umlaut zeigen oder nicht. Dass dabei übersehen ist, dass -U kons. anders artikuliert wird, soweit die Klangfarbe in Betracht kommt, als -U, ist klar; ebenso klar ist aber auch, dass in Sätzen wie *ẹ́kkə*, *šta ẹ́kkə* die Übersetzung von *ẹkkə* 'ecco qui' statt 'ecco' eine reine Willkür ist, die dem Verf. durch seine eigene Gegenüber-

2) Dei continuatori del lat. ille in alcuni dialetti dell'Italia centro-meridionale in ZRPh. XXX (1906) S. 11—25, 438—454; dazu Appendice all'articolo „Dei continuatori del lat. ille ecc.", ibid. XXXI (1907), S. 157—163.

stellung auf S. 447, Anm. 3) hätte deutlich werden können, wodurch nur wieder die Bedeutung des Satzakzentes für die Vokalqualität bewiesen wird, da *ękkə* ein ganzer Satz mit eigenem Nachdruck ist, übrigens statt des Velars vor I einen Palatal in ECC-HIC haben müsste; dann ist aber auch die ganze Konstruktion von -I- und -E-Formen bei *covelle* auf Sand gebaut, sobald das doppelte L Anlass zur Einreihung in Klassen der Endungen des Singulars und des Plurals gab. — Der dritte (Nachtrag-) Artikel bringt nun Fälle von *l'u* aus LŬ-, was sich aus der Diphthongierung jedes *ú*, auch des aus Ŭ durch Umlaut entstandenen ungezwungener erklärt als durch die Assimilation an den Artikel. Einige Verbesserungen der in den zwei vorhergehenden Aufsätzen gegebenen Formen (aus zweiter Hand) und die oftmalige Verwendung Papantis für heikle Fragen der Lautgeschichte schmälern die Sicherheit der Aufstellungen dieses genial gedachten, mit Fleiss durchgeführten, aber in seinen Ergebnissen nur zu oft fraglichen Unternehmens, bei dem wieder die Unzulänglichkeit der Materialien zutage tritt. Für solche grosse Horizontalschnitte nach Art des Ascolischen *vattelappesca*-Aufsatzes fehlen die Vorarbeiten eines *Atlante linguistico*, der bald nicht mehr zu machen sein wird.

Sizilianisch. Einen sehr wichtigen Text hat ohne sprachlichen Kommentar[3]) GIACOMO DE GREGORIO herausgegeben. Es ist äusserst bedauerlich, dass die sprachliche Untersuchung mit dem Hinweise auf die den Capitoli della Prima Compagnia di Disciplina di San Nicolò in Palermo und dem Libro dei Vizii e delle Virtù beigegebenen einstweilen zurückgestellt wird; es würde dabei viel für die Geschichte des Sizilianischen abfallen; die einleitenden Bemerkungen mit der Inhaltsangabe und die Hinweise auf das lat. Original entschädigen dafür durchaus nicht, sie seien auch noch so wertvoll. Der Text selbst kann hier nicht untersucht werden, doch wären einige Lesungen anzumerken: *genuaciuni* (S. 569 [des Zeitschriftenbandes], Z. 4 v. u.): *gene**r**aciuni*, *morus* (573, 1 v. u.): *mor**su***, *lu molliza* (574, 8): ***la***, *cullusa* (ib., 8 v. u.): ***ca**llusa*, *lu cauallu di* (ib., 4 v. u.): *di lu cauallu*, *lu sua operaciuni* (575, 7): ***la***, *cauallucun* (576, 10): *cauallu cun*, *lu natura* (ib., 12): ***la***, *qnaudu* (ib., ib.): ***qua**ndu*, die Stelle 576, 7 v. u. kann beibehalten werden, wenn man interpungiert: *Accidentalimenti infirmitati ueninu alu cauallu **:** una la quali . . .*, *cunuiniuili* (577, 6): ***cun** cunuiniuili*, *li* (577, 4 v. u.): ***si*** wie im Ms. (spanisch *se la muda* = ital. *gliela muta*), *dictue* (578, 9) *dictu e*, *iusenbli* (ib., 24): ***in**senbli*, *cuuamentu* (579, 11): ***cura**mentu, lu habundancia* (ib., 14): ***la***, *riuma* (580, 7): *ruma* (Ms. *ruina*, paläograph. dasselbe), *ln cauallu* (581, 13): ***lu***, *lu inflaciuni* (582, 13 v. u.): ***la***, *gaunnchi* (583, 24): *ga**n**unchi*, ***ln** bulsu* (ib., 12 v. u.): ***lu***, *sustiuiri* (585, 6 v. u.): *susti**n**iri*, *uuiliri* (586, 2): *uuliri*, *chamamu* (ib., 14): *chama**nu***, *unu peza* (587, 8): ***una***, *bastuui* (ib., 15): *bastu**ni***, *siu* (588, 1 v. u.): ***sin***, *fichi* (589, 24): ***sichi***, *lu carni* (ib., 2 v. u.): ***la***, *junini* (594, 5 v. u.): *ju**u**ini*, *smismati* (ib., 4 v. u.): *smis**ura**ti*, *tempa* (595, 19): *temp**u***, *caualla* (596, 21): *cauall**u***, *midenu* (597, 12 v. u.):

3) Il Codice De Cruyllis-Spatafora in antico siciliano, del sec. XIV, contenente La Mascalcia di Giordano Rufo. ZRPh. XXIX (1905), S. 566—606.

midemi (so cap. XVII, 587, 7 v. u., *kistu midemi mali*, cap. XXVI, 592, 13 v. u. *kistu midemi modu*), *saguia* (598, 8): *sagnia, risulgaru* (ib., 4 v. u.): *risalgaru*, *uina* (599, 20): *uiua*, *fiuki* (ib., 8 v. u.): *finki*, *du* (ib., 6 v. u.): *da* oder *di*, *iuctura* (ib., 5 v. u.): *iunctura*, *anirai* (600, 21): *auirai*, *predichi* (602, 9): *predicti*, *fistulu* (ib., 12): *fistula*, *mortificana* (604, 3): *mortificanu*, *toccana* (fol. 41 r. init.): *toccanu*, *uinu* (606, 1): *uiuu* u. a. ä. m. — Von DE GREGORIO haben wir den Zusatz zu seinen arabischen Bestandteilen im Sizil. (Studî glottol. it. III), der altsiz. *giarda* (neusiz. *ciarda*) betrifft, das sich eben in der Mascalcia findet und ins Schriftital. (*giarda*) und von da ins Französ. (*jarde, jardon*) gedrungen ist: 'Geschwür am Gelenk oberhalb des Hufes bei Pferden'; von arab. *ǵardh* gleicher Bedeutung, bei Freytag gebucht[4]). — Eine eigentümliche Mundart bespricht S. SANTANGELO[5]) bezüglich ihres Vokalismus. Die Formen des Konsonantismus würden kaum etwas Charakteristisches bringen, da in Sizilien die Gemeinsprache alle anders gearteten Dialekte in den Konsonanten affizierte (man vergleiche die Galloitalier); doch ist der Vokalismus hinreichend, um zu zeigen, dass wir es mit einem Fremdling zu tun haben. Ob die Geschichte der am Ätnaabhange gelegenen Stadt das bestätigt, ist abzuwarten, jedenfalls zeigt *ẹ* statt *i* aus Ẹ, Ị und *ọ* aus Ọ, Ụ, *ię* aus Ę und *uǫ* aus Ǫ die Merkmale eines festländischen (abruzzesischen) Einschlages, zu dem die Bedingung des wirklichen Hochtones für die Diphthongierung sehr gut passt; *allieh̄üru* 'allegro' (pag. 483, § 12), *máh̄üru* 'magro' (ibid.), *frah̄ata* 'fregata' (ib., § 15), *u šeccu zzúǫppu si h̄od u stratoni* muten mit ihrem *h* viel eher kontinental an. Das in syntaktischer Hinsicht auffällige *našé* 'ja' für Männer und Frauen (oppos. *nanó*) neben *ñursé* 'signorsì' (oppos. *ñurnó*), das von *donna nò*, *donna sì* herkommen soll, wird wohl aus dem Zusammenfall von vortonigem *u* und *a* in *donnu sì* (*nò*) und *donna sì* (*nò*) entstanden sein, dem gegenüber *muntuari* 'mentovare' sein *u* vortonig dem *m* verdankt; dass DOMINU in Süditalien (auch unter dem stärkenden Einflusse des Spanischen während der Herrschaft der Aragonesen) weit verbreitet ist, erhellt aus der üblichen Anrede *'on, don* vor dem Rufnamen. Zu vortonigem *a* aus velarem Vokal vergleiche man etwa *rassia* 'vostra signoria'.

Neapolitanisch. Der genaue Kenner seiner heimatlichen Mundart gibt uns eine Darstellung der Sprache LOISE DE ROSAS[6]) mit einer Einleitung 'Il napoletano nell' uso letterario del sec. XV' nach einer Kopie des Manuskripts, die von der Società Storica Napoletana besorgt wurde. Die Ungebildetheit des Erzählers bürgt für ein starkes mundartliches Gepräge. So manche Frage der süditalienischen Mundartenkunde wird naturgemäss gestreift: So wird das Neutrum *kestə, kellə* zum Maskul. *kistə, killə* aus dem Neutr. Plur. und Rückbildung eines Sing. ohne Veränderung des Tonvokales erklärt und *fessǫ* Mask. aus dem Femin. damit verglichen; natürlich ist das chronologisch zu weit abstehend und ganz anders geartet, denn die Genusänderung entspricht auf einem Gebiete mit bewahrten Auslautvokalen hiesigem *el mona, un mona*, zudem

4) ZRPh. XXIX (1905), S. 228—231. 5) Il vocalismo del dialetto di Adernò. AGIt. XVI 479—487. 6) PAOLO SAVJ-LOPEZ, Appunti di napoletano antico, ZRPh. XXX (1906), S. 26—48.

würde bei dem häufigen Ablaut *i-ə* im Sing.: *é-a* im Plur. zu *kesta* wieder ein Sing. *kistə* gebildet worden sein. Am besten wird einstweilen -UD für den Mangel des Umlauts verantwortlich gemacht werden. Die (gleichfalls S. 35) durch den Palatalnexus erklärte Form *paricchie* setzt ein in Neapel sonst unbekanntes Umlautgesetz voraus; es dürfte sich um eine syntaktische Erscheinung handeln. Die Formen von MITTERE mit *ie* (ibid.) sind wohl alle falsche Anpassungen des ital. Verbs, da ihm im Süden PONERE entspricht, fraglich ist ihre Verwendung im streng mundartlichen Volksgebrauch; in *o*⊥ aus *ū*⊥ wird man bloss Rekonstruktionen ungebildeter Schreibender sehen, die noch heute — entgegen der wirklichen Aussprache — von Witzblättern wie *A Follia* verzeichnet werden (zu S. 39, § 19). S. 42, § 24 „rammollito“ schlechtweg genanntes *l'* in *saglire*, *saglie* erklärt sich aus der 1. Sing., was Verf. ganz gewiss weiss, ebenso wie das *d* in *messtiede* 'mestiere' (ibid., § 26) umgekehrte Schreibung und ein Beweis für die Aussprache *r* statt *d̄* ist. Umgekehrte Schreibung ist auch *combenda* 'commenda' (S. 44, § 35). Leider steht die Formenlehre noch aus.

Abruzzesisch *curce* u. s. w. leitete H. SCHUCHARDT ZRPh. XXIII, 189 von CURTIU 'das gestutzte Tier' her und hält S. Pușcarius Einführungen von Gallizismen gegenüber diese Ableitung aufrecht[7]).

Triest. Jul. Subak.

Französische Sprache. 1906.

Französische Phonetik 1906 ist von R. Weeks I 47ff. mit der allgemeinen Phonetik zusammen behandelt.

Französische Lexikographie. 1906. Wie es nach den bedeutenden lexikographischen Werken von Littré, Darmesteter, Larousse u. a. nur natürlich war, so finden wir auch in diesem Jahre wie in den letzten vorhergehenden kein grösseres Lexikon der französischen Gesamtsprache.

Das einzige dieser Art ist das Nouveau Dictionnaire MAURICE LA CHÂTRE, encyclopédie universelle illustrée, das als im Erscheinen begriffen z. B. in der Aurore 13. III. 1906 mit den pompösen Worten angekündigt wurde: *le plus progressif de tous les dictionnaires, le seul qui embrasse dans ses développements tous les dictionnaires spéciaux.* Es soll in 4 Bänden gross 4⁰ zu 3 Kolonnen mit über 2000 Bildern, eine Grammatik und Literaturgeschichte enthalten und 120 Franken, zahlbar in Raten von monatlich 5 Franken, kosten. Näheres ist mir darüber noch nicht zu Gesicht gekommen.

Von Neudrucken älterer Werke erwähne ich den ‚Petit Larousse illustré‘.

Der Atlas linguistique von GILLIÉRON, der mit MONGIN 1905 eine Arbeit über *scier* dans la Gaule romane du Sud et de l'Est

---

7) ZRPh. XXIX (1905). S. 449f.

1) Petit Larousse illustré. Nouveau Dictionnaire encyclopédique, publ. sous la direction de CLAUDE AUGÉ. 12 éd. Paris, Larousse. Fr. 5.

veröffentlichte (Paris, Champion; vgl. JACOB JUD im LBlGRPh. 1908, S. 332 und 1906 Études de géographie linguistique (RPhFL. XX S. 81—110, 161—167), wurde vom 20. Faszikel bis zum 26. (quintail) gefördert (vgl. K. JABERG, Zum Atlas linguistique de la France, ZRPh. XXX 512).

Das im Jahre 1901 begonnene Dictionnaire géographique de la Suisse, dessen Band II bis Langenberg, Bd. III bis Lenzlingen reicht, wird von einer grossen Zahl Schweizer Gelehrten energisch bearbeitet, so dass seine Vollendung in einigen Jahren gesichert scheint (v. JBRPh. VII. I. 168). — H. QUILGARS veröffentlichte ein Dictionnaire topographique du département de la Loire-Inférieure, comprenant les noms de lieux anciens et modernes (Nantes, Durance 1906, LII, 322 p. 4⁰).

Die Frage einer Reform der französischen Orthographie, zu der auch CLARETIE Ende 1905 Stellung genommen hat, (vgl. Zu den neuen orthographischen Reformversuchen, NCBl., Dezember 1905, S. 308) beschäftigt noch immer auch die Zeitungen; doch sagt ein Aufsatz in ID. 19. VI. 1906: jusqu'ici la question a fait plus de bruit que de chemin, und sie veranlasst Witzbolde zu allerhand billigen Calembourgs, wie z. B. in Aurore 1. III. 1906. CLÉDAT handelte in der RPhFL. XIX 229—248 vom Rapport de l'Académie[2]) und im NCBl. XX, 1906, S. 115 ff. finden wir eine Anzahl Gegner der Reform verzeichnet. Ebenda im 12. Hefte 1905 (Bd. XIX) schrieb KASTEN über Voltaires Orthographie. — Vgl. noch ALFRED DUTENS, Étude sur la simplification de l'orthographe. Paris, F. R. de Rudeval 1906. 483 S. Fr. 6.—.

Von neuen Miszellen sind zu verzeichnen: P. ALBAREL, Origine du mot ‚Gargantua' (RER. IV, 1906, S. 390—393); FERNAND BALDENSPERGER, Notes sur la prononciation française du nom de Shakespeare (ASNS. CXV, 1905 S. 399—402); BARBIER, Die Bindung im Französischen (Progr. Tetschen 1905); H. BAYER, Über den Gebrauch von tout im Alt- und Neufranzösischen (RF. XX, 1907, S. 641ff.); DELBOUILLE, Mots obscurs et rares de l'ancienne langue française (Forts. in Ro. XXXIV, 1905, S. 603—617, XXXV, 394—427); THÉOPHILE GAUTIER, Remarques sur le dictionnaire de Sachs-Villatte (NSpr. XIII, S. 577—592); OSWALT GERLOFF, Frz. *aveugle* (ZRPh. XXX, S. 85); GRAMMONT, Causeries sur l'étymologie (RLR. 11/12); H. GRÖHLER, Die Entwicklung französischer Orts- und Landschaftsnamen aus gallischen Volksnamen (Progr. Breslau 46 S. 8⁰); HORN, W., Französisch *bière* „Bahre" (ZFSL. XXIX², S. 85f.); LEO JORDAN, Wortgeschichtliches (FxIIDN., München 1906); H. MERINGER, Zum franz. *landier* (ZRPh. XXX, 417ff.); PETERSSON, Über die Etymologie des franz. Worts *guéret*; (ibid. S. 470); POIROT, Les expressions figurées d'origine cynégétique en France (NM. 7/8); L. SAINÉAN, Les noms romans du chien et leurs applications métaphoriques (MSL. S. 210—275); ID., Notes d'étymologie romane (ZRPh. XXX, S. 307—319, 556—571); SCHUCHARDT,

2) Le Rapport de l'Académie française sur la réforme de l'orthographe. Auch besonders: Paris, Bouillon 1905. 20 S.

La lat. ambitus im Romanischen (ZRPh. XXX, S. 83—84); ANTOINE THOMAS, Un sens rare du mot voiture (Ro. XXXV, S. 110—112); ID., Bretzel (ibid. S. 300—302); ADOLF TOBLER, tant pis (ASNS. 117, S. 153—157); GOINEAU, Homonymes et paronymes français, 98 S. 8° Triest, Schimpff; RYDBERG, Zur Geschichte des Französischen ə. II 4 (S. 619—754). Monosyllabe im Französischen. Die Entwicklung des lateinischen *ego*. Upsala 1906, Almqvist & Wiksell; H. SCHUCHARDT, französisch *mauvais*, lat. *malefatius* (ZRPh. XXX, 320 ff.); THOMAS, *blaireau*, *pastèque*, *trompette* (Ro. XXXV 130); VAGANAY, Le Vocabulaire français du seizième siècle. Deux mille adverbes en ment, de Rabelais à Montaigne (Paris 1904, extrait de la RER. I. II). Die fleissige Arbeit bringt nach kurzer Einleitung auf 94 Seiten eine mit Quellen belegte Liste von für die französische Sprachgeschichte wichtigen Wörtern, auf welche 1905 zwei andere mir leider erst später zugesandte in Deutschland herausgegebene Schriften desselben Autors folgten: Le Vocabulaire français du Seizième siècle. Deux mille mots peu connus, S. 97 - 220. Extrait de la ZRPh. XXVIII—XXIX (vgl. DESS. Quelques mots peu connus, in: MChab. RF. XXIII) und in der ZFSL. XXXII[1] 273—294 Les vocables en -eus, -eux dans la seconde moitié du XVI[e] siècle.

Die schon 1902 in Berlin erschienene Dissertation von BULL, Die französischen Namen der Haustiere ist mir erst jetzt zugegangen.

KLARA HECHTENBERG schrieb ein Fremdwörterbuch des XVII. Jahrhunderts, Berlin, Behr 1904, wie ebenda 1903 Der Briefstil im XVII. Jahrhundert, über welches LBlGRPh. 1906, S. 184 zu vergleichen ist; beides sehr fleissige Arbeiten, die höchst wichtige Beiträge zur Einführung der Fremdwörter in die deutsche Sprache liefern.

Sehr praktisch sind die zahlreichen kleinen Taschenwörterbücher, welche die rührige Verlagsbuchhandlung von Professor G. LANGENSCHEIDT für den Gebrauch des grösseren Publikums herausgibt. Nachdem der Begründer des vor 50 Jahren gegründeten Geschäftes 1870 sein kleines Tornisterwörterbuch für die deutsche Armee zusammengestellt hatte, liess er es sich angelegen sein, neben den Unterrichtsbriefen und den enzyklopädischen Lexicis der französischen und der englischen Sprache in schneller Folge die kleineren Bücher zu edieren. Sie sind stets von einem Nationalen und einem deutschen Gelehrten bearbeitet, enthalten eine grosse Anzahl Worte (das italienische von Sacerdote 470 und das deutsch-italien. 480 Seiten) und kosten trotz der guten Ausstattung und des schönen Druckes gebunden beide Teile nur etwa 3,50 Mk. Daneben erscheinen jetzt auch noch in etwas grösserem Format die unter dem Namen der kleine Toussaint-Langenscheidt nach dem Muster der zuerst von C. Villatte unter dem Namen Notwörterbuch 1884 veröffentlichten **‚Land und Leute in Frankreich'** in dritter Bearbeitung von Prof. Dr. SCHERFFIG 1904 erschienenen Zusatzbändchen zum Selbstunterricht, deren neuestes, Italienisch von SACERDOTE bearbeitet[3]) eine kurze Grammatik (80 S.), Gespräche mit Interlinear-

3) Land und Leute in Italien. Berlin-Schöneberg, Langenscheidt o. J. XVI, 454 S. Geb. 3 Mk.

Aussprachebezeichnung auch für das Grammophon (bis 229), ein deutsch-ital. Sach- und Konversationswörterbuch (292 S.) und ein entsprechendes ital.-deutsches bis 338 enthält.

In der RLR. XLVIII, 1905, S. 569f. wurde von MAURICE GRAMMONT ein Vocabulaire français-russe de la fin du XVI[e] siècle extrait du *Grand Insulaire* d'André Thevet, hrsg. von P. BOYER besprochen.

In Nizza erschien ein Nouveau Dictionnaire Niçois français avec la plus simple orthographe et la plus conforme à celle suivie par les anciens écrivains niçois avec la conjugaison des verbes irréguliers niçois, féminns des adjectifs niçois et locutions niçoises, 2 vol 8°, LXI, 299 p., Imprimerie des Alpes maritimes 1906.

Zuletzt sei noch das im vorjährigen Berichte (JBRPh. IX, I, S. 140f.) kurz erwähnte Buch von GUBERNATIS „Dictionnaire international des écrivains du monde latin" (Rome, chez l'auteur) besprochen, das leider auch in seiner Fortsetzung bis zum Abschlusse auf S. 1506 die dort gerügten Mängel weiter zeigt. In dem ganzen Buche ist kein rechtes einheitliches Prinzip zu erkennen. Während man aus Äusserungen des Autors annehmen musste, dass er ein bibliographisches Werk über die Romanisten zu schreiben beabsichtigte, die sich in den verschiedenen Ländern um diese Wissenschaft verdient gemacht haben, hat er eine grosse Zahl seiner Landsleute berücksichtigt, die nur der schönen Literatur Italiens angehören, wie ja überhaupt die Italiener das grösste Kontingent liefern. Diese, sowie verschiedene Autoren der gleichen Klasse aus Frankreich u. s. w., die man doch in jeder Literaturgeschichte des betreffenden Landes finden kann, sind aber auch eigentümlich ausgewählt und während er verschiedene dii minorum gentium anführt (so von Franzosen z. B. Rostand, Huysmans, Hyazinthe,* aber weder Molière noch Racine, noch V. Hugo), so hat er auch Dante und Petrarca nicht erwähnt, die doch auch sogar als Romanisten hätten eine Stelle finden müssen. Von Dialektdichtern widmet er dem Genuesen Bacilupo, der schwerlich ausserhalb seiner Vaterstadt bekannt ist, einen längeren Artikel, aber z. B. von den zahlreichen neapolitanischen Volksdichtern, deren Lieder Bidéri in Neapel im Canzoniere popolare ediert und die sicher mehr Wert haben als die Burlesken des Genuesen, von De Curtis, Cinquegrana, Galifano, di Giacomo etc. wird niemand erwähnt. Was soll man aber dazu sagen, dass unter den Ecrivains latins der Begründer der romanistischen Wissenschaft Friedrich Diez ganz fehlt, ebenso wie Gröber, Stengel, Meyer-Lübke, Bartsch, Gaspary, Ferdinand Wolf, Mussafia, von Franzosen G. Paris, Littré, Darmesteter, vieler anderer zu geschweigen? — Von spanischen Autoren wie von Schriftstellern über rumänische und ladinische Literatur ist sehr wenig gesagt; von Provenzalen hat De Gubernatis Mistral, aber weder Roumanille noch Auborel, nichts von Jourdanne, Azaîs, Mariéton etc. erwähnt.

So ist das Werk in vielen Punkten verfehlt und man begreift nicht, warum es bei den besten Absichten gerade so ausgefallen ist. Obenein finden sich allerhand Fehler, die aus falschem Verständnis der von De Gubernatis eingeforderten Berichte entstanden zu sein scheinen (so z. B. lässt er in einem unberechtigterweise viel zu langen Artikel über den Unter-

zeichneten diesen, der 1829 geboren, bei Hegel, der schon 1831 starb, ein Kolleg hören) oder aus mangelnder Kenntnis der deutschen Sprache herrühren. Hoffen wir, dass das für Ende des Jahres 1906 versprochene Supplement, dem sich noch ein Index anschliessen soll, vieles des Versäumten nachholen und der Autor sein Buch, das bei mehr einheitlich durchgeführtem Prinzip ein reiches Repertorium und eine Fundgrube für viele ausser Italien weniger bekannte Notizen sein könnte, in neuer Gestaltung zu dem mache, was man von ihm erwartet hatte.

1907. Nach dem Erscheinen der so zahlreichen grösseren französischen Wörterbücher am Ende des vorigen Jahrhunderts konnte es bei dem eigentümlichen Standpunkte der meisten Lexikographen jenseits des Rheins kaum wundernehmen, dass jetzt seit längeren Jahren trotz der bei den Riesenfortschritten der Industrie und Technik etc. in einer lebenden Sprache fortwährend sich zeigenden Neuschöpfung von Wörtern kein grösseres Werk erschienen ist, das nicht nur die Menge neuer, sondern auch Massen älterer, aber von den Autoren nicht als vollgültig angesehener Wörter brächte, welche doch unbedingt zum französischen Sprachschatze gehören. So finden wir auch in diesem Jahre nur einige wenig veränderte Neuauflagen älterer früher erschienener wie: Larousse (1484 S., 750 Portraits etc., 3,90 francs; vgl. JBRPh. V, i 251, oder Fortsetzungen noch unvollendeter Werke. So kam der Atlas linguistique (vgl. JBRPh. VI i 293, VII. i 163 etc.) im XXVI Faszikel bis 1217 *seneçon;* und das Dictionnaire géographique de la Suisse (vgl. JBRPh. VII. i 168) schritt ebenfalls langsam fort.

Über das Argot handelte in der Bibliothèque de Linguistique Raoul de la Grasserie in einer Etude scientifique sur l'Argot et le parler populaire. L'Argot français et étranger dans ses vocabulaires, ses origines, ses éléments et son interprétation (Paris 8°. H. Daragon, 6 fr.). Nach einer langen mit einer ganzen Zahl vom Autor gebildeter Neologismen, wie orthoglose, pragmamorphose etc. p. VI, s'infraposer p. 147 gespickten Einleitung über ‚Langage und Parler' und die verschiedenartigen Redeweisen und ihre Entstehung, bei der er neben dem Französischen Englisch, Italienisch, Spanisch, Russisch, aber nicht das Deutsche[1]) als ‚langues très connues' berücksichtigt und in seiner etwas schwülstigen und phrasenreichen Sprachweise den ‚Lauréat de l'Institut de France' verrät, folgt auf p. 31, Kap. 1 ‚Du classement des parlers en gloses'; p. 35, Kap. 3 ‚Des points de vue étymologique, sémantique et rythmique dans la cataglose (vgl. p. 10—17); Kap. 3, p. 33 De la grammaire et du vocabulaire des parlers populaires; Kap. 4 des diverses causes du langage auxquelles s'applique la cataglose; Kap. 5 de la cataglose à l'état statique; Kap. 6 de la comparaison des gloses chez les différents peuples; Kap. 7 du parler familier ou oecoglose et de ses divers procédés; — Kap. 8 du parler populaire ou démoglose; Kap. 9 démoglose. Procédés sémantiques autres que les morphoses; Kap. 10 procédé des morphoses; Kap. 11 noms propres populaires; Kap. 12 cryptoglose (ou cleptoglose, généralement appelée en français langue verte); Kap. 13 procédés semantiques autres que les

1) Einzelne Erwähnungen derselben, wie z. B. p. 174, 175 zeigen wenig Verständnis der Sprache.

morphoses; Kap. 14 procédés de morphoses; Kap. 15 cryptoglose artificielle; Kap. 16 cataglose au quantitatif; Kap. 17 des idiomes et des dialectes faisant fonction de glose. Das 18. Kapitel gibt dann einige Angaben über die cataglose anglaise d. h. *cant* und *slang* und stellt auf 10 Seiten eine Anzahl englischer Wörter dieser 2 Klassen zusammen, die sich in Barrères Dictionary of Slang, Jargon and Cant (London 1897) übersichtlicher und mit Erklärungen finden. Kap. 19 handelt in ähnlicher Weise von dem spanischen, Kap. 20 vom italienischen Argot, Kap. 21 von den langues slaves, aus denen er Beispiele ohne Scheidung der verschiedenen Sprachen dieser Kategorie bringt — die 3 letzten gänzlich ohne Angabe seiner Quellen. Der Schluss gibt auf p. 178, 179 nach nochmaligen zusammenfassenden Worten über die Arbeit eine Erklärung, welche wohl nicht jeder Leser des Buches voll billigen wird: nous avons, à l'aide de différents vocabulaires argotiques, cherché et trouvé, croyons-nous, dans ce dédale, le fil conducteur, c'est-à-dire les principes et les instincts qui ont dirigé et qui expliquent la formation de l'argot. Leider sind die zum Teil höchst wertvollen, aber durchaus nicht vollständigen Reihen von Argot- und populären Wörtern, welche in verschiedene Rubriken eingereiht sind und die Berufsarten, bei denen sie besonders gebraucht werden, nicht erkennen lassen, von einem schwerverständlichen Wust von Bemerkungen umkleidet und ohne Index. Die freilich sehr schwierige wissenschaftliche Forschung[2]) über die Etymologie einer zahlreichen Menge noch unaufgeklärter Wörter hat durch das Buch nur sehr wenig Fortschritte gemacht und gerade die Versuche der Ableitung von sehr vielen sind ganz misslungen.

Hoffen wir, dass das am Schlusse der Einleitung (p. 30) in Aussicht gestellte folgende Werk über diesen Gegenstand ebenso wie der längst versprochene zweite Band von Friedrich Kluge's Rotwelsch das Verständnis der verschiedenen Argots bald wesentlich erleichtern wird. Von Druckfehlern seien nur einige notiert, z. B. p. 135 XIV statt XVI, p. 178 XXVI für XXI, p. 145 possèdent, p. 147 que für què, p. 95 Flurcuir und viele andere.

Gutes Material zur Kenntnis des Spezial-Argot der Pariser Lumpensammler stellte Otto Driesen (Charlottenburg) auf S. 137—152 der FATo. 1905 zusammen, für welche auch G. Krueger (Berlin) (229—240) einen Aufsatz „Was ist slang, bezüglich argot" lieferte.

H. Baguet edierte Autour de Jacquemart. Chansons et Monologues moulinois suivis de: Dans la purée et d'un *glossaire argotique* (16⁰. 142 p. Moulins, librairie Baguet, 3 fr. 50).

Über die Question *d'orthographe* (vgl. JBRPh. VI. i 305 ff. und ebd. VII. i 166), gibt die Bibliographie de la France, Journal général de l'imprimerie et de la librairie, 96ᵉ année, 2ᵉ série Nr. 15 in der Chronique vom 12. IV. 1907 einen sehr ausführlichen Bericht: La Réforme de l'orthographe et les Industries du Livre. Ein kurzer Überblick berichtet von den seit 1872 zutage getretenen Bestrebungen der Réformistes unter Malvezin und Bescherelle, denen sich 1889 die Société de la Réforme orthographique unter Havet, Cladet in der Revue de philologie und Paul Passy anschlossen. Sie versuchten,

2) Vgl. JBRPh. II 212, 214; IV. i 252; V. i 245; VI. i 307.

wie Gaston Paris sagte, *à saper ce vieux donjon entouré de fosses et de chausse-frapes et de herses.* Am 27. April 1891 empfahl ein Erlass des Ministers Léon Bourgeois grössere Nachsicht bei den Prüfungen in bezug auf die Rechtschreibung. Der Bericht der vom Minister eingesetzten Kommission ‚pour la simplification orthographique', verfasst von FERDINAND BRUNOT, erschien am 15. November 1906. Darauf veröffentlichte ein anderer Professor der Sorbonne, AULARD, im Siècle vom 11. Januar 1907 einen Artikel gegen Brunots Vorschläge, welchem MARCELIN BERTHELOT am 15. Februar in der RDM. einen gleichfalls gegen die Reform gerichteten Aufsatz folgen liess. Die Arguments d'ordre général contre la réforme finden sich in dem obengenannten Journal p. 75, der zweite Aufsatz ibid. 77; sie hatten zur Folge, dass der neue Unterrichtsminister BRIAND die Entscheidung der Frage hinausschob. Neben dem von Brunot verfassten Kommissionsberichte veröffentlichte dann PAUL MEYER die bedeutend ausführlicheren Vorschläge einer zweiten 1901 eingesetzten Kommission, die zwar nicht so radikal sind, wie die der entschiedenen Reformer und bei manchen für wünschenswert erklärten Änderungen doch schüchtern zurückzustehen erklären, aber doch von verschiedenen Seiten wie von Herausgebern und Druckern heftigen Widerspruch erfuhren. Vorläufig scheint die ganze Frage damit in einen Stillstand getreten zu sein, der bei der überaus grossen Schwierigkeit der Entscheidung und dem Widerspruch der grossen Mehrheit derer, welche ein vollständig verändertes Bild der französischen Schreibweise für unannehmbar halten, sehr natürlich ist.

Von G. DE MAROLLES erschien Langage et Termes de Venerie. Etude historique, philologique et critique, gr 4⁰ avec gravures, croquis schématique et planches 347 p. Paris, Romain 1906 (vgl. ZFSL. XXXI² S. 27f. die Besprechung von BEHRENS).

Das Dictionnaire historique de la France par LUDOVIC LALANNE (8⁰, 1870 Seiten, 2 Kolumnen, Paris, Hachette) wurde allen Abonnenten auf den Atlas de Géographie Historique, der von mehreren Professoren unter Leitung von P. Schrader herausgegeben wird, als Zugabe angeboten, wenn sie sich vor dem 1. Oktober 1907 abonnierten.

Eine ansehnliche Zahl lexikographischer Miszellen haben wir auch in diesem Jahre zu verzeichnen. Die ZFSL. XXXI¹ enthält einen Aufsatz von G. BAIST Woitgeschichtliches; die RPhFL. XX 4 den Schluss des Artikels von PAUL BARBIER fils ‚Sur un groupe de mots de la famille ‚caput'; D. BEHRENS, H. HAUSKNECHT, F. HOLTHAUSEN, A. STENHAGEN Wortgeschichtliches in ZFSL. XXXI¹ u. D. BEHRENS, K. ETTMAYER, Wortgeschichtliches ebd. XXXII¹, 1908, S. 146—156; RAOUL DE FÉLICE veröffentlichte eine Arbeit ‚Les noms de nos rivières, leur signification', Paris, H. Champion 1906, 165 S. 8⁰; A. JEANROY zwei Artikel ‚Etymologies françaises' a) Franç. pop. blague, blaguer in der RPhFL. XX S. 288—291 und b) ebd. XXI 1 über poule, terme de jeux; LOTSCH, Über Laut- und Schallnachahmung in der französischen Sprache (Programm Elberfeld 1906, 28 p. 8⁰); PAUL MEYER handelte in Ro. XXXVI S. 108—110 über *peler*. E. RICHTER besprach in der ZRPh. XXXI S. 232—234 das Wort *bureau*; KARL ROCKEL handelte über *Goupil*. Eine semasiologische Monographie (Breslauer Dissertation) (116 p. 8⁰ Breslau 1906),

welche A. TOBLER in LBlGRPh. 1907, Sp. 17 ff. ausführlich besprach; Jos. SCHÄTZER in den RF. XXII, H. 1, 1906, über ,Herkunft und Gestaltung der französischen Heiligennamen' (auch Diss. von Münster 1905); SCHUCHARDT behandelte in Zur romanischen Wortgeschichte u. a., *épingle*' (ZRPh. XXXI S 11); F. SETTEGAST, Franz. *Hors* und Verwandtes (ZRPh. XXXI, S. 594—604); A. THOMAS besprach in Ro. XXXVI, 1907, Franç. *dard*, nom de poisson (S. 91—96); Franç. *scieur de long* (S. 102); Franç. *cormoran* (S. 307 f.); Franç. *guède* (S. 436—441); A. WALDMANN, Die begriffliche Entwicklung des lateinischen *super*(*supra*) und *sursum* im Französischen mit Berücksichtigung der übrigen romanischen Sprachen (Dissertation Leipzig 1906, XVII, 106 p. 8⁰).

MARIUS ROQUES edierte GASTON PARIS' Mélanges linguistiques; fascic. II: Langue Française. Paris, Société amicale Gaston Paris 1906. S. 163—352. Fr. 6.

HUGUES VAGANAY (Lyon) [vgl. oben S. 1] veröffentlichte in der Zeitschrift l'Université catholique vom 15. Juni 1907 an eine Anzahl sehr wertvoller Zusätze zu Darmesteters Dictionnaire und der von Delboulle 1894 in der Revue d'Histoire littéraire erschienenen Sammlung der Notes lexicologiques aus bisher wenig bekannten älteren Werken unter dem Titel Pour l'histoire du Français moderne, die bis zum 15. November 1907 von *A* bis *Gustatif* reichen und über das Berichtsjahr hinaus fortgeführt werden.

ALFRED KÖLBEL gab seine Inauguraldissertation Eigennamen als Gattungsnamen, lexikographisch-semasiologische Studien zum französischen Wortschatz (142 p.) in Leipzig heraus. Die fleissige Arbeit bringt neben ausführlicher Quellenangabe und Vorbemerkungen auf p. 13—22 Namen biblischer Herkunft, bis 48 Namen aus dem klassischen Altertum (Mythologie, Sage, Geschichte und Literatur) und bis 141 solche aus der Geschichte des Mittelalters und der neueren Zeit, Theatertypen, Romanfiguren und Vornamen, alles mit wertvollen Nachweisungen. An fehlenden Worten sind mir nur sehr wenige wie z. B. Baedecker, Calepin, Chassepot, Sisyphé und eine Anzahl auf p. 51, 52 von La Grasserie, L'Argot français verzeichneter in das Argot übergegangener aufgefallen.

Eine sehr beachtenswerte Abhandlung vom Oberlehrer Dr. BRANSCHEID, Schleusingen ,Die Paschwörter der französischen Sprache (Programm des Hennebergischen Gymnasiums, Meiningen, Keyssner 1905, 16 p. 4⁰) ist mir erst jetzt zugegangen. Mit dem Namen Paschwort oder Doppelsatz bezeichnet der Autor Lautgruppen und Wörter, die unmittelbar zweimal aneinander gefügt ein neues Wort der Sprache mit eigener Bedeutung ergeben. Er behandelt dieselben nach ihren verschiedenen Kategorien, leider grossenteils ohne die Quellen anzugeben: I^a Tierlaute, I^b andere Laute oder Geräusche; 2^a Doppelsatz unverstümmelter Wörter des bestehenden Sprachgutes, α) von Zeitwörtern entnommen, wie cache-cache; β) von Eigenschafts- und Dingwörtern. — 2^b Doppelsatz verstümmelter Wörter des bestehenden Sprachgutes. Auf p. 11 folgen Paschformen für Kosenamen, wozu z. B. noch Cicis (Coppés Kosename), Fifine, Guguste, Mimile = Emile, Titine, Zézé hinzuzufügen sind. Unter 3 (p. 12) werden noch einige unreine Paschwörter besprochen, d. h. solche, die ausser den

Paschsilben noch andere Bestandteile enthalten, wie à la queue leu leu. In der Schlussbetrachtung, welche mit dem als richtig anzuerkennenden Satz beginnt, „dass nicht Gebildete und Gelehrte, sondern alle Schichten, einschliesslich der Allerniedrigsten und Allerkleinsten am Riesengebäude der Sprache eines Volkes zimmern und dass dabei die Niedrigen und Kleinen den Anderen gar manchen Handlangerdienst erweisen und die Forschung dahin drängen muss, auch diesen anderen Gesetzen nachzuspüren", handelt Br. noch von 87 Seitenstücken zum Doppelsatz. Es sind der Stottersatz, wie poupoula, der Kurzsatz, wie cab, mob, wozu noch bus anzufügen; der Gemütssatz, der in ganz bestimmten Anhängseln den Gemütsanteil ausdrückt und besonders im Italienischen sehr häufig auftritt; der Schallsatz wie mio-mao; der Satz mit o als Endlaut wie aristo und als Bindelaut wie in aérostat, der Scherzsatz wie superlifique und endlich der Missatz, der alle Wörter umfasst, welche man gewöhnlich als Volks- und falsche Gelehrtenetymologie benennt. Mag auch manche Etymologie in der Schrift etwas gewagt sein und die Schlussbetrachtung nur lose zu dem Titel „Paschwörter" gehören, so gibt doch das Heft manche beherzigenswerte Anregung zu weiteren Forschungen auf dem Gebiete, das doch seit den Arbeiten von Ménage, Diez, Littré, Darmesteter, Körting u. a. immer noch sehr viel Unaufgeklärtes enthält.

Als Gustav Körting 1891 sein die Resultate der seit dem grundlegenden Werke von Friedrich Diez, Romanisches etymologisches Wörterbuch (1. Auflage, Bonn 1853, 5. 1887), Brachet, Scheler u. a. gemachten Fortschritte zusammenstellendes Lateinisch-Romanisches Wörterbuch (Paderborn, Schöningh) herausgab, wurde es mit Recht von den Romanisten freudig begrüsst. Es enthielt auf seinen 780 Kolonnen 8954 Nummern etymologische Erklärungen, dann einen Nachtrag bis 828 und auf 4 Kolonnen bis p. 130 ein romanisches und bis 157 ein deutsches Wörterverzeichnis (von nominalen und verbalen Begriffen), deren Ausdruck in den romanischen Sprachen bemerkenswerte Gleichartigkeit oder Ungleichartigkeit aufweist. Schliesslich folgt noch p. 158—172 ein Nachtrag zum romanischen Wortverzeichnis und ein solcher zum deutschen bis 174. Seine Hauptaufgabe war „zu veranschaulichen, in welchem Umfange der lateinische Wortschatz (abgesehen von Eigennamen, soweit diese nicht Appellativa geworden) auf volkstümlichem Wege in die romanischen Schriftsprachen übertragen sind". Georges Wörterbuch diente dabei zur Grundlage, Diez wurde kritisch benutzt, aber nicht ausgeschrieben. Das Werk erschien in 2. Auflage 1901 und Ende 1907 in dritter mit dem Untertitel ‚Etymologisches Wörterbuch der Romanischen Hauptsprachen' Paderborn, Schöningh, Mk. 26. Im Vorworte motiviert Verf. den Untertitel dadurch, „dass er im wesentlichen nur den Wortschatz der nationalen Schriftsprachen, nicht aber den der romanischen Mundarten", für deren Behandlung nur noch wenig getan ist und nur nebensächlich die rumänische als seine Hauptaufgabe angesehen hat. Die zur früheren Ausgabe hinzugekommenen Artikel sind durch Beisetzung von Buchstaben gekennzeichnet, grosse Sorgfalt ist darauf gewandt, durch Verweisungen die Zusammengehörigkeit der Einzelartikel anzudeuten, in denen ein und dasselbe Wort oder eine und dieselbe Wortgruppe behandelt wird. Da der Druck des Werkes sich verzögerte, mussten während desselben noch

nötig werdende Zusätze in einem Nachtrage angefügt werden. Seite VII bringt die Erklärung der wichtigsten Abkürzungen; dann folgen bis p. 1046 (auf jeder Seite 2 Kolonnen) die einzelnen Artikel (10468), dazu 4 Seiten 201 Nachträge; auf 1055 (4spaltig) bis 1360 ein Wortverzeichnis und Zusätze dazu bis 1374. Dass trotz der grossen Reichhaltigkeit des Materials, zu dessen Erklärung alle bis auf die neueste Zeit erschienenen Aufsätze und Notizen verwertet sind, doch noch viele Wörter unberücksichtigt geblieben sind, kann niemand wundernehmen, der sich mit lexikalischer Bearbeitung lebender Sprachen beschäftigt und am wenigsten den Unterzeichneten, der nur zugut weiss, „dass, wie K. sagt, „die besten Lexika noch unvollständig sind". Wenn wir bei dem vom Verfasser selbst in bescheidenster Weise anerkannten Mangel eine Anzahl fehlender Wörter notieren[3]), so geschieht dies nur in der Hoffnung, dass es dem erst 62jährigen Gelehrten noch vergönnt sein möge, ein schon so verdienstvolles Wort noch weiter auszubauen und zu vervollständigen. Man vergleiche Archiv CXX, S. 475f.

Das in den JBRPh. V. I 254 besprochene Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache von THIBAUT erschien in Braunschweig bei Westermann in seiner Neubearbeitung von Professor WÜLLENWEBER (gr. 8) zu Anfang 1907 in 149. Auflage und im selben Jahr die 150. von Professor KABISCH (2 gr. 8⁰). Das erste, wie die Vorrede angibt, vollständig umgearbeitete Werk bringt viel neue Wörter; aber wenn auch absolute Vollständigkeit bei den Fortschritten von Industrie, Technik und Wissenschaften nicht verlangt werden kann, fehlt doch manches Wort, das eine nur oberflächliche Stichprobe vermissen lässt. Die Aussprache fand grössere Berücksichtigung nur bei Wörtern oder Silben, „die unregelmässig oder erfahrungsmässig vielfach unrichtig ausgesprochen werden!" Auf kurze Remarques générales; clef des abréviations und Angabe der Aussprachebezeichnung folgen im I. Teile 764, im II. 1390 Seiten zu 3 Kolonnen. Zeichen, welche das Gebiet angeben, dem das Wort entlehnt ist, sind nicht gegeben; eine kurze Verdeutschung der vielen zum Teil jetzt mehr im Deutschen abkommenden Fremdwörter oder Verweisung, auf die sie jetzt ersetzenden Ausdrücke wie z. B. Avantageur, Perron etc. ist nicht gegeben. In der Anwendung von c, k, z herrscht einige Unsicherheit. Manches hätte verkürzt werden können wie z. B. bei Cicero, wo neben Ciceroschrift noch ein eigener Artikel Cicero mit der Bemerkung = corps douze Didot ohne Erklärung steht, bei Ire, Schotte, Preusse noch getrennt von dem Maskulinum das Feminium einen selbständigen Platz einnimmt. Nolens volens und andere lateinische Ausdrücke sind aufgenommen, etcaetera u. a. nicht. Sorgfältige Übereinstimmung zwischen den ersten und dem zweiten Teil ist nicht da: es findet sich Vieux-Brisac in I, nicht aber Altbreisach etc.

Im grossen und ganzen hat Kabisch dieselben Prinzipien in seinem in 2 Bänden gesonderten Buche (I mit 874 Seiten, II mit 735 zu 3 Kolonnen,

3) *acabit*, *acera* spanisch, *aldehyde*, *anéroïde*, *anodin*, *bezigue*, *bielle*, *billevesée*, *braquemart*, *calanque*, *chassis*, *chuleta*, *joailler*, *malga*, *montequilla*, *matou*, *omelette*, *orblute*, *rastaquouère*, *salmigondi*, *sébile*, *semondre*, *tarjeta*, *tourniquet*, *variole*, *vasistas*, *vétérinaire* (v. Skeat, Etymological dictionary p. 685).



befolgt, das im August 1907 erschien. In der Vorrede, die sich vor jedem Teile in deutscher und französischer Sprache findet, sagt er: „Weil die lateinlosen höheren Anstalten immer mehr wachsen und das Französische als der wesentlich geistschulende Lehrgegenstand an die Stelle des Latein tritt, ist die Anordnung der Bedeutungen nach ihrer logischen Entwicklung gegeben." Die Etymologie ist nicht aufgenommen, „weil die nach dieser Richtung gemachten Versuche die Sprachkenntnis nicht gefördert haben" (?). Die Aussprachebezeichnung fehlt auch hier, „wo der Klang des Wortes der in Frankreich allgemein durch die Schreibung des Wortes bezeichnete ist. In zweifelhaften Fällen ist die gegebene Aussprache immer die heutzutage in guter Gesellschaft in Frankreich gebräuchliche, **auch wo sie jemand überraschen sollte**. Eigennamen fremder Völker darf man jetzt in Frankreich immer in der Aussprache des fremden Volkes geben" (?).

Eine grosse Zahl neuer Wörter, von denen mehrere noch bei Wüllenweber fehlten, ist aufgenommen, auch Realien möglichst berücksichtigt und einige Namen berühmter Männer der französischen Literatur mit Lebensdaten.

Wie bei W. fehlen die abkürzenden Zeichen; neu sind die Bezeichnungen fem., pop., Soldatensprache, Verbrechersprache, tr., intr. statt v/a, v/a; v. prov. ist ganz weggefallen; (veraltet) bezeichnet klassisches, nicht mehr gebrauchtes, (altertümlich) archaïstisch klingendes Französisch, das aber heute noch, oft sogar absichtlich angewandt wird.

„Als Quellen sind grundsätzlich nur französische benutzt, nur selten ist an der Hand deutscher eine Nachprüfung vorgenommen."

Auf diese u. a. in den 2 Vorreden VII—IX stehenden Bemerkungen folgen alsdann die 2 Teile, deren zweiter auch noch die Vorreden bringt. In II fehlen unter anderen *eintragen, eingetragene Genossenschaft, Fischereigerechtigkeit, Klangfarbe, Leichtmatrose, Notausgang, Platzkarte, provenzer Öl, Ruderboot, Rudersport, Telegraphist, Badener* neben *Badenser*. Wie bei W. sind *Ire* und *Irin* etc. getrennt. *Schüler, Chinese* etc. ohne Feminin, bei *Doktor, Telegraphist* fehlt es ebenfalls. Während *Akzent* und folgende in dieser eigenartigen Schreibweise auftreten, fehlt *Actie* ebenso wie *Akzie*, *Comptoir* ist allein ohne das jetzt sehr gebräuchliche *Kontor* gegeben, bei *Comité, Courtine* ist auf K verwiesen, *Cour, Controlle* und viele andere nur mit C. *Bahnsteig* fehlt, dafür aber ist das jetzt verpönte *Perron* 2. mit der richtigen Übertragung *quai*, *Zeugleutnant* fehlt, *Zeughauptmann* heisst *Capitaine du matériel d'artillerie*. Neben *Sappeur* ist noch *Sappierer* vorhanden. (Man vgl. G. Thurau in ZFEU. VII, S. 178ff.; Bahrs in Neue Philologische Rundschau 1908, 148 und Banner im ASNS. CXX, S. 234f.).

Das von uns im JBRPh. V. I 248f. besprochene Werk „French literature in the nineteenth century" von Hugo Thieme von der John Hopkins University (1897 bei Welter, Paris erschienen) kam in zweiter Auflage unter dem Titel „Guide bibliographique de la Littérature française de 1800 à 1900" par Hugo P. Thieme, professeur adjoint de français à l'Université de Michigan in Ann Arbor bei demselben Verleger heraus (gr. 8° XXII, 512 p.). Nach einer kurzen Vorrede und dem Index der Autorennamen, der mit *Abadie* beginnt und mit *Zola*

endet, finden wir auf den Seiten XVI—XIX die Abréviations des titres de Journaux und auf S. XXII die Namen der zwischen 1800 und 1907 gestorbenen Schriftsteller. Der Hauptteil, Auteurs français. Oeuvres, critiques littéraires, références ist alphabetisch angelegt; es folgt dann p. 447 der zweite Teil: A. La littérature française en général mit 11 Unterabteilungen: 1. Caractère p. 450. — 2. Interrelations et Influence id. — 3. Critique p. 451. — 4. La Poésie p. 452. — 5. La Chanson p. 454. — 6. Le Roman p. 456. — 7. Le Théâtre p. 458. — 8. Les Ecoles littéraires p. 465: a) Le Romantisme. — b) Le Naturalisme p. 467; le Réalisme, l'Idéalisme p. 467. — c) le Parnasse id. — d) le Symbolisme, la Décadence p. 468. — 9. Le Journalisme p. 469. — 10. La Versification p. 479. — 11. Les Histoires de la littérature française p. 48. Auf diese etwas sonderbare Klassifikation folgt B. La France en général (S. 483). 12. Les Conditions. — 13. Le peuple français. — 14. l'Administration (p. 484). — 15. La Police, l'armée. — 16. La Famille et la vie. — 17. L'influence de la France (p. 485), a) sur le monde; — b) du monde sur la France. — 18. Les qualités françaises. — 19. La Civilisation française en général etc.; — 20. au 16e siècle. — 21. au 17e (p. 488). — 22. au 18e (p. 489). — 23. au 19e p. 491. — 24. l'Education p. 492. — a) le système. — b) les Institutions. — c) l'Académie française. — 25. les Salons p. 494. — 26. Paris p. 498. — 27. Les Femmes et le féminisme p. 496. a) l'Influence; b) l'Education et la Morale; c) le féminisme; d) les Femmes dans l'histoire; e) la condition de la Femme. — 28. Quelques livres de bibliographie générale p. 498. — 29. Table des matières de quelques ouvrages de critique p. 499. — Das sehr fleissige Werk, in dem eine Unmenge Stoff zusammengetragen ist, schliesst auf p. 511 mit einer kurzen Liste ‚Errata'. Auch in seinem zweiten Teile ist schwer zu verstehen, warum z. B. la Poésie und Les Chansons in 2 Kapiteln von einander getrennt, wo die Grenze zwischen 1 und 12, 13 und 18 zu ziehen ist; doch ist in diesen Abschnitten wie in den sehr zahlreich auch im ersten Teile zusammengestellten Références eine überaus reiche Zahl von Nachweisen der Besprechungen über die Werke der Schriftsteller zusammengestellt. Auffallend ist nur hierbei die geringere Berücksichtigung deutscher Referenzen, die aus zahlreichen Veröffentlichungen bedeutend hätten vermehrt werden können.

Die im JBRPh. V I 248 gerügten Mängel der ersten Auflage sind in dieser zweiten meist beseitigt, die als fehlend monierten Autoren bis auf Chamfort aufgenommen, Boisgobey unter Du . . ., Lambert-Thibaut unter dem zweiten Namen eingereiht wie Sully-Prudhomme. Marie Joseph André Chénier ist aufgenommen, André wie Rousseau fortgelassen. Von den Décadents sind eine ganze Anzahl mehr vorhanden als in der ersten Auflage, wie überhaupt eine reichliche Zahl und nicht etwa nur bedeutendere, sondern auch eine Reihe weniger namhafter neben wissenschaftlichen Autoritäten und verschiedene Hauptdichter der Provenzalen aufgenommen sind; der Artikel Balzac nimmt 7 statt vorher $1^1/_2$ Seiten, Chateaubriand 6 Seiten ein u. s. w. Bei kurzer Stichprobe vermissten wir Franklin, Guillaumin, Huret — bei Larousse, Lavedan, Maeterlink, Theuriet die Anführung mehrerer Schriften. Bei Aubanel, Brunetière, Heredia, Huysmans, Malot fehlt das Todesjahr. Man vgl. noch ZFSL. XXVII² S. 171 ff.

Als das von uns im JBRPh. IX I 140f. u. o. S. 131f. besprochene Dictionnaire International des Ecrivains du Monde Latin von Angelo de Gubernatis, dem Begründer der Società del Mondo Latino und der Società Eleno-Latina 1905 in Rom erschienen war, versprach der Verfasser des auf 1506 zweispaltige Seiten angewachsenen Buches ein Supplement, das mancherlei Lücken ausfüllen und Fehler verbessern sollte. Es erschien unter dem gleichen Titel und Supplément avec Index. (Rom und Florenz). Auf 171 zweispaltigen Seiten gr. 8° gibt es Zusätze, denen bis p. 182 noch weitere Zusätze folgen und auf 2 Seiten eine Nécrologie der während des Druckes Gestorbenen. Ein bis p. 251 reichender von Giustino Colaneri verfasster Index du Dictionnaire par matières bis p. 251 schliesst das Werk, dessen Autor in einem kurzen Schlussartikel ein jährliches Annuaire du Monde Latin verspricht. Hier ist u. a. das Datum ‚Avril 1907‘ gegeben, während das Titelblatt von 1906 datiert ist. Wir finden hier eine Anzahl Zusätze und Verbesserungen wie z. B. auf p. 157 zu den Fehlern, welche auf p. 1282 über den Unterzeichneten veröffentlicht sind und allerhand anderes. Leider ist aber die schon (JBRPh. IX I 140) gerügte Bevorzugung der Italiener auch hier wieder zu finden. Aber auch bei seinen Landsleuten hat er in eigentümlicher Beschränkung des Begriffes Ecrivains du Monde Latin die Koryphäen der eigenen Literatur weggelassen, während eine Menge kleinerer Geister oft recht ausführlich behandelt sind, und die vollständige Auslassung jener berührt im Supplement ebenso verwunderlich wie im Hauptwerke. In beiden ist kaum ein Name der grössten Dichter und Prosaschriftsteller zu finden, die im Laufe der Jahrhunderte in italienischer Sprache geschrieben haben und ebenso ist es mit der französischen, spanischen und portugiesischen Literatur ergangen. Und von den Gelehrten, die über romanische Sprachen geschrieben haben, fehlen auch im Supplement noch eine ganze Zahl der bedeutendsten, und neben Heyse, der angeführt ist, hätten doch Schack, der verdienstvolle Übersetzer spanischer Autoren, Gregorovius und viele Andere nicht ausgelassen werden sollen. Im Index sind wie im Hauptwerke (man sehe dort bei H. Körting statt 1891 die falsche Zahl bei dem Lateinisch-Romanischen Wörterbuche) manche Fehler und Auslassungen zu verzeichnen, so bei Mistral, die neben anderen Zahlen vergessene Verweisung auf p. 1005 und andere Nummern, die nicht stimmen. Trotz dieser nur geringfügigen Mängel wird das Buch, dessen Preis von 25 fr. freilich etwas hoch ist, doch für jeden, der das Werk als Nachschlagebuch brauchen will, von hoher Bedeutung sein.

Brandenburg. Karl Sachs.

Altfranzösische Textausgaben 1906. 1907 von E. Stengel s. Bd. IX I S. 141ff.

Französische Mundarten (mit Ausschluss des Wallonischen). **1902** (mit Nachträgen). Der Bericht erstreckt sich diesmal auf das gesamte französische Gebiet (einschliesslich der romanischen Schweiz), schliesst von jetzt ab auch das Lothringische mit ein und knüpft hier an den letzten Abschnitt des Herrn Prof. Baron de Béthune (JbRPh.

VI, 1 351 ff.) an, dessen sachkundige Führung wir fortan entbehren müssen.

Das Jahr 1902 hat der Dialektforschung im allgemeinen, der französischen im besonderen, hochbedeutsame Fortschritte gebracht. Die Gedanken, die Haag in seinen originellen Arbeiten und Wrede in einem bemerkenswerten Aufsatze aussprachen, die von romanistischer Seite aufmerksam gewürdigt wurden, bildeten einen eigenartigen Begleitakkord zu den Arbeiten, denen in Frankreich und der Schweiz gleichzeitig emsige Gelehrte oblagen; den französischen Forschern war das Glück beschieden, dass sie die Resultate mühsamer Einzelbeobachtungen den Fachgenossen in einer monumentalen Veröffentlichung vorlegen durften. Der grosse Atlas linguistique de la France[1]), den J. Gilliéron und A. Edmont gemeinsam herausgegeben haben, ist für die Dialektkunde überhaupt ein epochemachendes Werk. Die gesamten Data hat Herr Edmont auf zahlreichen Reisen durch Frankreich selbst gesammelt und auf Karten in phonetischer Umschrift eingetragen. Die einzelnen Orte sind durch Nummern wiedergegeben; auf jedem Blatt findet sich neben der dialektischen Form die Nummer der betr. Gemeinde. Karte I bringt die Namen der Ortschaften mit der betr. Nummer darunter und der Einwohnerzahl in Klammer, Karte II die Namen der Orte in der mundartlichen Form ihrer Bewohner. Karte III zeigt uns, wie die Einwohner jedes Ortes sich selbst in ihrer Md. benennen. So heisst z. B. das in den Vogesen auf deutschem Boden gelegene Schnierlach (Nr. 85): *lè putrāy* (*La Poutroie*), seine Bewohner nennen sich *orbelē*. Mit Karte III beginnen die einzelnen Typen, Substantiva, Verbformen und kurze Phrasen. Es liegt da ein ungeheurer Schatz von den interessantesten Belegen vor, die Grundlage für jahrzehntelange Arbeiten der Ordnung und Vergleichung. Fast jede Karte bietet Stoff genug für einen Sonderartikel, für eine Dissertation. Was für Schwierigkeiten waren zu überwinden! Welche Kunst des Findens gehörte dazu, um ein so vollständiges Material zu erlangen. Dass die einzelnen Wörter und Phrasen überall von demselben Ohrenpaar gehört und von derselben Hand zu Papier gebracht worden sind, ist für die Einheitlichkeit des niedergeschriebenen Materials von grösster Wichtigkeit. Allerdings liegt darin auch wieder eine Gefahr. Mag ein Mundartenforscher auch ein noch so scharfes und noch so geübtes Ohr haben, er wird doch immer einen wenn auch geringen Teil der lautlichen Nuancen subjektiv wiedergeben. Der Verfasser des Lexique Saint-Polois wird als Nordfranzose unter Umständen einen Laut anders aufzufassen geneigt sein, als der Provençale oder der Schweizer. Was nun die Schreibung anbetrifft, so ist sie wohl etwas sehr umständlich, so dass der Gebrauch oft erschwert wird. Die einzelnen Ortschaften, in denen Nachfrage gehalten wurde, sind räumlich ziemlich ungleich über das Gebiet verteilt, im flachen Lande sind weniger Orte erforscht worden, — z. B. Seine-et-Marne (nur 2 Gemeinden), Loiret (3 Gem.), Eure-et-Loire (3 Gem.),

---

1) Paris, Champion 1902. Vgl. Ro. 29, 316 f. und 31, 470; ZFSL. 23[2], 118 (Brandin); LBlGRPh. 23, 219, 24, 389 (Meyer-Lübke); RBLIt. 11, 219 (Goidanich); IgA. 16, 12 f. (Grammont); RPP. I 28, II 88 f. (Guerlin de Guer); DL. 23, 1701 (Tobler); Journal des Débats 5 févr. 1903 (Roques); JS. 1904, 89—96 (A. Thomas).

Loir-et-Cher (3 Gem.) — als in bergigen Distrikten. Sehr zu begrüssen ist die reichliche Ausbeute in Grenzgegenden (Pas-de-Calais 15 Gemeinden, Vosges 14 Gem. und 2 auf deutschem Gebiete). Manche Fragen sind allein schon durch einen Blick auf die Karte beantwortet; lautliche Vorgänge, die bisher nur sporadisch sich nachweisen liesen, sind nun auf zusammenhängenden Gebieten konstatiert. In dem räumlichen Durcheinander der lautlichen Formen lassen sich bei näherer Untersuchung deutlich scharfe Grenzlinien feststellen, an denen mehrere lautliche Erscheinungen gemeinsam Halt machen. Eine sehr scharfe Grenze z. B., an der eine grosse Zahl typischer Merkmale einen Einschnitt erkennen lässt, läuft quer durch das Dep. Jura und teilt ein nördliches kleineres Gebiet von dem Süden des Dep. ab. Von den vier etwa vertikal in einer Linie liegenden Ortschaften Amange (23), Gatey (22), Montain (20), St. Amour (918) zeigen die ersteren beiden noch völlig franchecomtéischen Dialekt, die letzten zwei durchaus den francoprovençalischen Charakter der Ain-Dialekte. Das zeigt sich z. B. in der Lautlehre, in der Behandlung der Auslautsvokale: Karte 18 (aile): *ọl*, *ęl* gegen *ọla*, *ọlẹ*; 55 (arête): *ęrẹl*, *ęrẹt* gegen *aręta*, *arẹtọ*; 613 (fromage): *frumęž*, *fromẹž* gegen *fromędzu*, *frumọzu*; — ferner in der Entwicklung von *ẹ* (s. Karte 494, 1308) und an vielen anderen Merkmalen; in der Formenlehre z. B. an der Imperfektendung (*ę*, *ọ* gegen *-iv* K. 333), *erat* gegen *stabat* u. ä.

Durch welche Faktoren die räumlichen Zusammenhänge zweier Lauterscheinungen gebildet, verhindert und nur teilweise unterbrochen werden, ist auf weiten Gebieten nun zu untersuchen. Als lokal durchaus begrenzte Erscheinung tritt der schon alt bezeugte, merkwürdige Einschub eines *r* nach anlautender dentaler Tenuis oder Media auf, sobald die zweite Silbe mit Labial und *l* beginnt (*tremplo*, *droblio*). Die Erscheinung (deren Analogon bei anl. *s* sich im Nordwesten findet *slluffé*, *siffler*, *sllouffé*, *souffler* Bocage virois RPat. II, 80) lässt sich an *double* (K. 420) verfolgen; *r* Einschub findet sich in den mittleren Zonen der romanischen Schweiz, aber weder im Norden (nicht in Les Bois 64, Péry 71, Les Ponts-de-Martel 52), noch im Süden (nicht mehr in St. Maurice 968, Nendaz 978, Lens 979 und südlicher), ferner erscheint er im südlichsten Jura (Morbier 938, Vaux-lez-Molinges 927) im nördlichen und östlichen Ain (Replonges 917, Brion 926, Surjoux 935, Torcieu 924) nicht im Westen dieses Dep., endlich noch in Isère (Charavines 931) und in Hochsavoien (Bons 947, Le Biot 957, St. Pierre-de-Rumilly 946) aber La Meillerie 958 (*dōblẹ*) schlägt sich zum Wallis. Eine andere Eigentümlichkeit, die im Osten lokal umgrenzt erscheint, ist der unorganische Antritt eines *r*, der einmal an den verschiedensten Beispielen im Zusammenhange dargestellt werden sollte. Wir verfolgen ihn z. B. bei *coude* (K. 330), wo er nur in Meurthe-et-Moselle, Vosges, Haute-Marne, Côte-d'Or, Haute-Saône sich belegen lässt. — Man kann hier nur andeuten; ein unabsehbarer Horizont tut sich uns auf, immer neue Probleme und neue Methoden werden auftauchen; heute sind wir nur dankbar für diese ungeheuere Arbeit des verehrten Meisters unserer Wissenschaft und des rastlosen Sammlers, die beide der Forschung so reiche neue Arbeitsgebiete erschlossen haben.

Sehr willkommen ist eine Arbeit Georg Nehrs[2]) über die Formen des Artikels in den französischen Mdd. Gestützt auf ein reiches Urkundenmaterial gibt der Verf. eine vortreffliche Übersicht über die verschiedenen Gestaltungen des Artikels in den alten Denkmälern, wobei er auf die Erklärungsversuche der einzelnen Formen ausführlich eingeht. Auch die neueren mundartlichen Formen werden herangezogen und geschickt mit den älteren in Verbindung gebracht; nunmehr wird das Atlasmaterial auf diesem vielgestaltigen Gebiet weitere Untersuchungen nahelegen.

In demselben Jahre, in welchem die ersten Lieferungen des Atlas erschienen, erweiterte Ch. Guerlin de Guer das ausschliesslich normannischen Studien gewidmete „Bulletin des Parlers du Calvados“ zu einer „Revue des parlers populaires“, die gleichfalls wesentlich das Normannische berücksichtigte. Der erneute Versuch, eine Zeitschrift in der sehr genau darstellenden aber auch sehr kostspieligen phonetischen Umschrift der ‘Revue des patois galloromans’ zu halten, durfte mit Freude begrüsst werden.

Aus den reichhaltigen ersten Heften dieser Zeitschrift sei ein Aufsatz von A. Dauzat über Dubletten in der Md. von Vinzelles (Puy-de-Dôme) (I, 3) erwähnt. Bei Neuentlehnung eines bereits in der Mundart vorhandenen Wortes tritt eine Bedeutungsverschiedenheit beider Formen ein, nur selten verschwindet die mundartliche Form ganz. Die schriftsprachlichen Eindringlinge haben bei *âme, sûr, marraine* die Md.-Form nahezu verdrängt. Differenzierung konserviert die Md.-Form: *chaîne* — *tsådẹnå* Wagenkette (Md.) — *tsīnå* allg. Kette (Schr.); *soeur* — *sọr* (Md.), *sör* (Schr.) = *‘religieuse’*; *eau* — *ȩ̣yå* Md. aber *jẹdọ (jet d'eau)*, *pọtålọ (pot à l'eau)*. — Eine Schwächung von *r* zu *h* wird von Ch. Guerlin de Guer (I, 13) in Bréville (zwischen Orne und Dives) nachgewiesen: *mahọt (marotte)*, *buhs (bourse)*, *puhyā (poireaux)*, ebendort auch *koksẹ (corset)*, *gaksō (garçon)*. Vgl. dazu Edmonts Bemerkungen ebend. Heft 6, S. 133.

Arleuf: *mah ĕmi (mes amis) ĭ ẹ̆h ẹ̄d (je les aide)*
Château Chinon: *măr ĕmi* „ „ *ĭ ẹ̆r ẹ̄d* „ „ „

Als lexikologisch interessant seien ausser mancherlei kleineren Texten erwähnt die Sammlung der Sachbezeichnungen, die auf einer Ferme in Montchamp (Calvados) gebräuchlich sind (I, 7; IV, 145), und ein Lexicon des Patois der Région de Vire (I, 14; II, 41; III, 78; IV/V, 99), ferner lexikalische Auszüge aus den Chartes du Bocage (Calvados) (I, 22; II, 50; IV/V, 106), Arbeiten, die Fortsetzungen sind von Artikeln des früheren „Bulletin des Parlers normands“.

Heft II bringt Notes dialectologiques von Guerlin de Guer über *chenille* im Normannischen, eine Fortsetzung eines Lexique du Patois de la Villette (Calvados) (II, 45, III, 84).

In Heft III handelt A. Rivard über normannische Bestandteile im Canadischen. Guerlin de Guer setzt seine Notes dialectologiques (über *gl, kl, fl, pl, bl, septembresse* III, 68, IV/V, 95) fort, Notizen aus Yport (Seine-Infér.) und ein Text aus Bléville (Seine-Infér.) schliessen

2) ZFSL. 24, 90—158; 208—261. Auch Diss. Giessen 8° 114 S.

sich an. Ein Text aus St. Martin de Bienfaite (Calvados) findet sich in Heft IV/V, 97.

Heft VI bringt eine kurze Bibliographie des Patois bourguignon (VI, 126) und des Morvandeau (VI, 131), ferner ein Lexique von Bons-Tassilly (Calvados) (VI, 136f.), Kinderreime aus Canada (VI, 141) von A. RIVARD.

Von einem weiteren Zeitschriftenunternehmen ist ferner zu berichten: Die Leitung des kommenden Glossaire de Patois de la Suisse romande hat ein orientierend periodisch erscheinendes „Bulletin du Glossaire" gegründet, das Interesse für das Patois in weiteren Kreisen erwecken will. Das erste Heft (Nr. 1 u. 2) bringt einen ausführlichen Einleitungsartikel GAUCHAT[s], der über das Schweizer Patois und über Wesen und Ziel des künftigen Glossars sich verbreitet; er schlägt sehr glücklich einen frischen populären Ton an und hat der Sache gewiss manche Freunde geworben. Ein Text aus Bernex (Genf) folgt; TAPPOLET gibt die Etymologie der auf deutschen Ursprung zurückgehenden Bezeichnungen des Stiers; GAUCHAT diejenigen von *pəfā (putidu factu) = diable* und *pilā (*patellata) = omelette.* Ein Artikel über das *fenil* (Blockhaus fürs Heu) von F. ISABEL beschliesst dies Heft. In Heft 3 bringt JEANJAQUET aus Neuenburg und aus dem Wallis einige Fassungen jener bekannten Kinderronde, in der negative Glieder aneinandergereiht werden, bis zuletzt alles seine Auflösung findet (vgl. deutsch: Der Herre schickt den Jockel etc.); es folgt von GAUCHAT transkribiert in der Md. der Neuenburger Berge die Fabel von Wolf und Kranich; ferner bringt GAUCHAT unter dem Titel: La dernière page de l'histoire du Patois à la Chaux-de-Fonds Beiträge zur Geschichte des Aussterbens der dortigen Md. und legt Auszüge aus den bereits 1861 in recht mangelhaften Patois verfassten Protokollberichten der Gesellschaft „Cercle du Sapin" in Chaux-de-Fonds vor. Heute ist die Md. dort längst erloschen. Endlich enthält das Heft Etymologien: *la trueille (trocla)*, *eitchyèva* (zweites Melken am Tage) = *octava*, *ǫudèna* (Pflanze) = *aculea + ina* von JEANJAQUET; die Berichte über den Cercle du Sapin werden fortgesetzt im 4. Heft. Dabei nimmt GAUCHAT Gelegenheit (S. 64), auf eine sehr interessante Erscheinung hinzuweisen. Das *r* in der Nachbarschaft von Konsonanten hinterlässt, auch wenn es verschwindet, ein palatales Timbre bei den nahestehenden Lauten. Dass *r* in *matẹ (marteau)* eine palatale Färbung des *t* hervorgerufen hat, ist eine bereits von Grammont in seinem Patois von Damprichard (*rt > č*) und auch sonst (z. B. sehr häufig im Schwedischen *foš, bọt'*) hinlänglich bekannte Erscheinung. Nun aber konstatiert G. einen noch weiterreichenden Einfluss des *r*, indem er auch eine Palatalisierung vorausgehender Laute (über einem Vokal hinweg) annimmt. Wir sind heute über die dynamischen Verhältnisse der einzelnen Laute innerhalb eines Wortes und damit ihrer Einwirkung aufeinander noch wenig unterrichtet. Die erste wichtige Erkenntnis auf diesem Gebiet war der (leider so schlecht benannte) „kombinatorische" Lautwandel. Vielleicht weist hier Gauchat einen Weg zu neuen Erkenntnissen. — Ein Text aus Rovray (Gros de Vaud) beschliesst dies Heft.

Es seien hier gleich die weiteren Erscheinungen des Ostens an-

geschlossen. Die Md. vom Jorat (Berggebiet nördlich von Lausanne) behandelt AUGUST BYLAND, indem er das Patois der Mélanges Vaudois Louis Favrats seiner Darstellung zugrunde legt[3]). Die Daten F.s hat der Verf. an Ort und Stelle nachgeprüft, und diese Prüfung hat ergeben, dass Favrat auf seinem Heimatsidiom (Le Mont) fussend, unter Hinzunahme verschiedener charakteristischer Ausdrücke aus anderen Ortschaften der Umgegend, sich eine waatländische *κοινή* geschaffen hat. Bei dem grossen volkstümlichen Erzählertalent F.s bieten seine Texte genug des sprachlich Interessanten und so ist uns Bylands revidierende Materialsammlung sehr willkommen. Aus der Lautlehre sei nur erwähnt, dass *tĕterc* (cinctura), das auf weiterem Gebiete (vgl. Dompierre: § 70 *χū́tere*) durch Akzentverschiebung auffällt, offenbar von *flanc* (in Savoyen ist *fian*, *fien* und *fientire* = *ceinture*, *écharpe* Const. et Dés.) beeinflusst ist; vgl. auch *flantire* in den Chanson d. Rocati F. und im Cont. Vaud. Die in § 110 a und b zitierten Wörter auf *ăr*, *ārẹ* sind wohl des gleichen Ursprungs a-tor nicht (h)ard, ebenso *palĕdzăr* S. 63 = Leute von Epalinges. Bei der 'Bindung' § 86 ff. hätte vielleicht die vielfach als Agglutination aufgefasste euphonische Einschiebung des n: Mél. 208, 13: *t'as reindu à 'non brav' hommo;* 238, 23: *à n'on resin* erwähnt werden können, die auch nach *iô* (ubi) im Waatl. auftritt: *lo teimps iô n'ira djeino* (aus den Caus. du Cont. Vaud. I[2], 55.) *on pâys . . . iô n'ein dâi tant bio . . . regnoublio* Cont. Vaud. 1896, 9. — Die Syntax wird leider nur skizziert und doch bieten Favrats Erzählungen reichen Stoff. Der vom Verf. (wegen der Stellung des Pronomens § 118) nur unvollständig zitierte Satz: *Pierre que se va° maryā* ist ein Beispiel für das von Tobler, Verm. Beitr. I, 203 f. Ausgeführte, da dieser Satz die Antwort gibt auf eine dringende Frage des Vaters. Um einen ähnlichen Fall handelt es sich in einem unter § 128 (Anakoluthe) von B. aufgeführten Beispiele (ich zitiere es in Übers.): *Je gage qu'elle serait mariée, si elle était à la maison, le David au syndique qui lui faisait tant l'oeil*: die an David besonders auffällige Eigenschaft des Liebäugelns wird, um sie hervorzuheben, in einem Relativsatz ausgedrückt und die ganze Wahrnehmung wird, da sie das Vorhergehende bekräftigen soll, in eindrucksvoller Weise ganz asyndetisch angefügt. Aehnlich mit anderer Stellung: *Les poupées qui devenaient vraiment ses filles Chérie avait la singulière idée de vouloir qu'elles fussent baptisées* (Goncourt, Chérie 52). Hier hätte auch das Beispiel Mél. 190, 5 v. u.: *La mère ne fut pas mal étonnée, d'entendre son Pierre qui ne se plaisait point chez sa vieille de la Palud*, erwähnt werden dürfen. Interessant ist ferner auch die Wendung auf S. 181. Der Vater weist das Ansinnen der Tochter, den Hexenmeister zu holen, zurück mit den Worten: *Quand ie t'oûio, n'è pas mé sorcier que lo tzat* (Wenn ich Dich höre, [so muss ich Dir erwidern] er ist nicht mehr Hexenmeister als die Katze). Das erinnert an die von Tobler bereits in Eberts Jahrb. 15, 271 erwähnten altfranzösischen Beispiele.

Hingewiesen weiter sei auf eine merkwürdig lose Verknüpfung

3) Inaugural-Dissert. Zürich 1902, auch ZFSL. 25 (1903) 1—86. 4) Erwähnt sei, dass in dem Caus. du Cont. Vaud. II, 36 gegebenen Abdruck das *qui* fehlt.

des Pronomens und des zugehörigen logischen Subjekts in der Frage Mél. 197, 2: *Des choux? Et comment étaient-ils ces choux, était-il des choux rouges ou des choux blancs?* Bei einigen Verben hätte die auffällige Verbindung mit dem Reflexivpronomen erwähnt werden können; ausser dem weiter verbreiteten *se penser* (Mél. 173, 240) auch *se veilli* (Mél. 219, 250) *se mousi*, *se sondzi* (Mél. 252) vgl. *se sailli* Cont. Vaud. 1899, 11, *quand sé vegnâi la né* Cont. Vaud. 1898, 13. Endlich konnten die Beispiele von der weitverbreiteten Verwendung von *vouloir* zu Bildung des Futurs aufgeführt werden: Mél. 182: *N'ossi dé couson, avoué dix écus vo volliâi vo z'ein teri* (*n'ayez pas peur, avec dix écus vous vous en tirerez*); vgl. *po savâi diero cein volliâvè cotâ* Cont. Vaud. 1896, 19; *cein ne tè vâo servi dè rein* Cont. Vaud. 1902, 47. Vgl. aus Montbéliard, Contejean S. 238: *Se nôs seuffren çoulai, nôs nôs veuillen faire ai dégriottai.* Zu § 129. In dem aus Mél. S. 248, 6 angeführten Satze — ich gebe ihn in der Schriftsprache wieder — *La Suisse hospitalière est dans les petits auberges, où les gens vous rient contre, quand on arrive, non pas vous faire de grandes mines* liegt m. E. kein Anlass vor, in dem Infinitivsatz einen Ausruf zu sehen; dieser Fall ähnelt vielmehr den von Meyer-Lübke, Rom. Gram. III, § 529 gegen Ende erwähnten am meisten; der Infinitivsatz wird durch *non pas* eng mit dem vorangehenden verknüpft.

Auch im Wörterverzeichnis vermisst man manches Bemerkenswerte, so *teimps* (Mél. 248) = *ciel*, das auch im Jura verbreitet ist, *l'autr 'hi* Mél. 242 = neulich; ferner *san-k'è-nè* (*sain et sauf*) Mél. 174, das von *franc et net* (*franc-k-et net* Cont. Vaud. 1898, 7) beeinflusst ist.

Die gesamte Terminologie des Weinbaus bespricht in zwei interessanten Abhandlungen L. Gignoux [5]). Er hat 597 Ausdrücke in 24 Orten des Waatlandes, Neuenburgs, Wallis' und Genfs selbst aufgeschrieben. (*Termes généraux, travaux préliminaires, la plante, la vendange, le pressoir, les mesures de liquides et de la cave*), die natürlich je nach den einzelnen Kantonen sehr verschieden sind. Ein Wortindex erleichtert die Übersicht. Eine interessante Arbeit, die auch auf andere Gebiete ausgedehnt werden sollte. —

In Savoyen ist von den bekannten Gelehrten A. Constantin et J. Désormaux ein umfangreiches Wörterbuch [6]) erschienen, in dem der gesamte Wortschatz Savoyens (250 Ortschaften) geordnet erscheint. Aus der Einleitung ist das wertvollste eine recht reichhaltige Bibliographie, die auch eine Liste der alten Texte umschliesst. Das Glossar bietet in phonetischer, wenn auch nicht immer ganz unzweideutiger Transkription sehr viel neues interessantes Wortmaterial; sehr erfreulich ist, dass die sachlichen Erklärungen und die Beispiele nicht knapp gehalten sind; zum Schluss werden eine Anthologie alter und neuer Texte, Grammatik und

---

5) La terminologie du vigneron dans les patois d. l. Suisse romande. ZRPh. XXVI, 31. 6) Etudes philologiques savoisiennes. Dictionnaire savoyard publ. s. l. auspices d. l. Soc. Florimontane p. A. C. et J. D. Paris, Annecy 1902. Préface abgedr. in RSav. 1902, 55, vgl. Ro. XXXII, 350 (P. Meyer); RPhFL. XVII, 143 (Vignon); RLR. XLVII (M. Grammont); RSav. 1902, 303; Revue intern. de l'Enseignement 1903, p. 376 (J. Corcelle).

Glossar der alten Sprachen und eine Flore Savoyarde angekündigt. Mögen sie bald ebenso trefflich vollendet werden!

Texte aus Savoyen bringt DÉSORMAUX [7]) aus dem Nachlasse AIMÉ CONSTANTIN[8]. Es sind 13 Versionen des Enfant prodigue, die Wort für Wort in der Transkription des Dict. Savoy. untereinander gesetzt werden, je eine aus den Arrondissements St. Julien, Bonneville, d'Albertville, St. Jean-de-Maurienne, Moûtiers-en-Tarentaise und 8 aus dem Kr. Annecy. Der Nutzen, der mit einer solchen Gegenüberstellung vermittelt wird, ist nicht eben gross. Wohl wird man daraus eine oberflächliche Orientierung über den Lautstand der betr. Mdd. entnehmen können, wird sehen, wie der Auslautvokal (*omo*) in den südlicheren Teilen, in Annecy, Moutiers, St. Jean de Maurienne (dort allein noch *lo*) erhalten ist, wie er im Norden in St. Julien und Bonneville, dazwischen aber auch in Albertville geschwunden, wie St. Jean de Maur. mit *trovèr*, *mejhièr* (*manger*) etc. eine besondere Stellung einnimmt, im übrigen aber werden diese Texte besonders seit der Veröffentlichung des Atlas nur Kuriositätenwert haben.

Über den Wortschatz des einst unter den Steinhauern und Maurern aus dem Giffretal gebräuchlichen Handwerksjargon, dem sog. mourmé berichtet THÉOPHILE BUFFET. Diese seltsame Sprache der Maurer, die von Samoëns aus auf Arbeit zogen, wird heute höchstens noch von einem Dutzend Leuten verstanden. Die gesamte Maurer- und Steinmetzenbrüderschaft zog früher den Sommer über auf Arbeit nach Frankreich, der Schweiz und Süddeutschland und sie hielten zähe an ihrem „Rotwelsch" fest. Wie alt diese Sprache ist und wie sie sich bildete, wird wohl nie festzustellen sein. Es ist ihrem Charakter nach eine durchaus savoyische Mundart, die freilich einen aus ganz bunten Elementen zusammengesetzten Wortschatz aufweist. Mit der bei weiten grössten Zahl der Wörter lässt sich überhaupt nichts anfangen. Eine Reihe von Verben ist durch Anhängung von *-ãpi* an die mundartliche Form unkenntlich gemacht (*appelianpi*, *amanpi*, *arrêtianpi*, *avanpi* [*avoir*]); als Zahlwörter werden die savoyischen mit Anfügung von *-lme* gebraucht (*hilme* = 6, *uilme* = 8, *dilme* = 10, *qatorzlme* = 14); wenige deutsche Bestandteile sind erkennbar (*wassa* Wasser, *macâ* machen). Dass die Sprache aber von jemand erfunden oder doch künstlich zurecht gemacht ist, erhellt aus der Bildung zahlreicher Wortklassen (*bourian* = *blé*, *bourianta* = *farine*, *bourianti* = *moulin*, *bouriantire* = *pâte* oder *clérou* = *poire*, *clérousa* = *pomme*), die auf bewusste Zusammenstellung eines gebildeten Sprachschöpfers deuten. Die Syntax der Sprache hat nichts irgendwie Merkwürdiges aufzuweisen, Wortstellung und Satzaufbau sind durchaus der savoyischen Mundart angepasst. —

Einen Dictionnaire du Patois de la Bresse Louhannaise [9]) veröffentlicht LUCIEN GUILLEMAUT; es ist zu bedauern, dass der Verf. die Dialektwörter nicht genauer transkribiert. Er notiert meist den populären provinziellen Ausdruck und fügt in Klammer die rein mundartliche Form bei. So wird die Feststellung der wirklichen Formen erschwert, die erst eine rein phonetische Transkription unzweideutig darstellen wird.

7) RSav. 1902 (43e année) S. 11. 8) RSav. 1900 (41e année) S. 79, 169. 9) Louhans 1902. Impr. Romand.

Ein Vokabular der Md. aus der Umgegend von Baume-les-Dames (Doubs) bringt A. Guérinot[10]).

Seine Mitteilungen aus der Région lyonnaise über die Gestaltung der Pronomina personalia setzt Vignon fort[11]). (Pronoms Régimes de la 1re et de la 2e p. d. sing. et pronom. réfléchi.) Aus dem reichen Material sei hier nur die merkwürdige Gestaltung des Reflexivs (*il ne faut parler que pour soi*) *ène djo lé móme* (Bresse s. Saulxures) *ène jan li móme* (Gerardmer) und: *i n fō prakè keu djan pò leu* (*que gent pour lui*) und Plainfaing. Das erinnert an das voges.: *fō trẹvẹyi pọ ẹng pọ lẹyg = pour une pour elle* (Schnierlach Simon S. 134), das noch zu mancherlei Bemerkungen Anlass böte.

Seine vorzüglichen Sammlungen der Chants jurassiens setzt A. Rossat im 'Schweizerischen Archiv für Volkskunde VI, 161—183; 257—280 fort und bringt interessante Spottlieder der Burschen der einen Gemeinde auf die Mädchen der anderen und umgekehrt.

Für das Lothringische ist besonders auf A. Hornings bedeutsame Arbeit über die Behandlung der lat. Proparoxytona in den Mundarten der Vogesen[12]) hinzuweisen. Der Verf. bespricht in höchst scharfsinnigen Ausführungen die Entwicklung der mundartlichen Formen der Proparox. auf *-idus*, *-itus*, auf *-ica*, *-icus*, ein sehr wertvoller Beitrag zur Erklärung des schwierigen Problems. Das Grenzgebiet der von Horning s. Zt. aufgestellten Mundartengruppen E und D hat H. Urtel zum Gegenstand einer Untersuchung[13]) gemacht und hauptsächlich Materialien zur Formenlehre des Verbums aus der Baroche, dem Lebertal, den Rumbachtälern und dem Weilertale gebracht. Die damals aufgestellte Grenze lässt sich heute an der Hand der Daten des Atlas aufs schönste weiter verfolgen, worüber an anderer Stelle ausführlich gehandelt werden muss. Eine willkommene Sammlung von einigen Volksliedern der Umgebung von Metz hat in phonetischer Transkription L. Zéliqzon geboten[14]); unter ihnen sei besonders auf das Testament der Ziege hingewiesen. In demselben Bande gibt E. Erbrich, wie früher schon einmal (Lieder aus dem Metzer Lande, 1893, Metz. Even.), eine für weitere Kreise bestimmte kleine Auswahl von lothringischen mundartlichen Liedern in Übersetzung; zum Schluss fügt er in geschickter deutscher Nachbildung den ersten Gesang des bekannten Epos Chan Heurlin an. Das Metzer Epos, das im wesentlichen am Ende des 18. Jahrh. entstanden ist und zum Verfasser Albert Brondex (Ges. I—V, 1787) — Ges. VI und VII ist 1825 von Didier Mory hinzugefügt — hat, ist seit kurzem in dem bei Sidot Nancy (1900) veröffentlichten Abdruck leichter zugänglich. Die Übersetzung in Reimpaaren bietet viele Schwierigkeiten; und wollen wir nicht, ehe wir an die Übersetzung gehen, erst die Originale der Patoisliteratur, wie z. B. die mundartlichen dramatischen Arbeiten von Mory einmal einwandfrei ans Licht bringen?

Leider ist in den lothringischen Depts. sonst kaum irgend etwas an Veröffentlichungen zu erwähnen. Könnten wir doch die heimischen

10) RL. 35, 60—81. 11) RPhFL. 16, 1—83, 266—301. 12) Beilage zum Progr. des Lyzeums in Strassburg Nr. 578. Strassburg, Heitz. 32 S. 13) Lothringische Studien ZRPh. 26, 670—691. 14) JbGLG. XIII, 124—144, vgl. ZFSL. 26², 70 (Urtel).

Kenner zu eifrigerer Mitarbeit an der Hebung all der dort ruhenden Schätze veranlassen! Nur im äussersten Westen ist über Abbé Janels Buch zu berichten, der eine allerdings recht dürftige Beschreibung des Lautstands, ein Wörterbuch und eine Reihe dramatischer Szenen in der Md. von Florent nördlich von St. Ménéhould (Forêt d'Argonne) vereinigt hat.

Ferner bringt in den Mém. d. l. Soc. des Lettres, Scienc. et Arts de Bar-le-Duc[15]) H. Labourasse, der verdiente Verfasser des Gloss. abrégé du pat. d. l. Meuse, eine umfassende Abhandlung, in der besonders für Folkloristen viel interessantes Material über „Anciens us, coutumes, légendes, superstitions, préjugés etc." aus dem Meuse-Departement zusammengetragen wird; in der Einleitung finden wir u. a. eine Version des bekannten Schildbürgerstreiches (die Kuh soll den Kirchturm abweiden): *lé vipes de Srawcou* (*les vêpres de Serancourt*) (S. 22); ein Noël in der Md. wird weiterhin (S. 70) abgedruckt; von den *trimâzos* (*groupes de fillettes qui vont quêtant chaque dimanche de mai*) wird S. 110 berichtet und ihre Lieder teilweise in der Md. (S. 115) wiedergegeben; die Ballade vom wilden Jäger wird in extenso (S. 162f.) in der Md. aufgeführt. Endlich sei noch auf ein paar Sprichwörter (S. 186), Spottlieder auf einzelne Gemeinden (S. 198) und vor allem auf die grosse Namenliste der einzelnen Ortschaften (S. 200 bis 224) des Depart. in der Md. und die Bezeichnungen für die Einwohner einer jeden hingewiesen.

Aus dem Norden Frankreichs sei auf die sehr sorgfältige Untersuchung über den Lautstand in 7 Dörfern in der weiteren Umgebung von Beauvais: Bresles, Ravenel (Cant. St. Just-en-Chaussée, Oise), Bulles, von Amiens: Baizieux, Moreuil und zwischen Beauv. und Am.: Roy-Boissy und Grandvilliers s. Abancourt aufmerksam gemacht, die Luwdig Sütterlin[16]) nach eigenen Aufnahmen an Ort und Stelle gegeben hat. Dies sehr interessante Grenzgebiet pik.-franz. Mdd. verdiente auch noch weiterhin dauernde Beachtung der Fachgenossen. S.s Abhandlung umfasst Laut- und Formenlehre, bringt interessante Bemerkungen über den Wortschatz und besonders zu fortgesetzter Forschung anregende Ausführungen über Satzphonetisches. Mit Sprachproben aus einzelnen Ortschaften schliesst die sehr instruktive Arbeit.

Hamburg. H. Urtel.

Le Wallon en 1906[1]). ***Anciens textes.*** Une pièce wallonne inédite, datant de 1690, rencontrée parmi les archives de l'abbaye du Val-Benoît, a été publiée, avec transcription moderne en regard et commentaire philologique, par MM. Ch. Gobert et J. Haust[2]). C'est un dialogue, en 114 octosyllabes à rimes plates non alternées, entre Djåquelène èt Marôye, et dont l'insignifiance littéraire est compensée par l'intérêt philologique. — Le 21 décembre 1782, le musicien Grétry étant venu revoir sa ville natale, le curé Ramoux, célèbre chansonnier wallon

15) 4e Série I 3—225. 16) ZRPh. 26, 274—300; 428—451; 692—715.

1) La Bibliographie pour 1903 par M. Jos. Defrecheux a paru cette année dans ZRPh., Supplementh. XXVIII (= Bd. XXVIII: 1904, 4. 7), p. 158—163.
2) Extr. de l'ASLLW., t. XIX, Liège, Vaillant, 1906.

(1750—1826), le salua d'une chanson enthousiaste, que Wallonia a rééditée avec une courte notice et la traduction française [3]). — Un récit en wallon du transfert de Louis XVI à la prison du Temple, tel est le titre sous lequel M. Henry Sage publie [4]) un curieux fragment d'une lettre envoyée par Maximilien de Chestret, ministre du Prince-Evêque à Paris, le 14 août 1792, à son frère Nicolas de Chestret, secrétaire d'Etat du Prince à Liège; l'usage du patois était destiné à soustraire le récit aux indiscrétions de la police jacobine.

Toponymie. Le Glossaire toponymique de Francorchamps de M. Albert Counson [5]) est une œuvre de bonne méthode, composée de matériaux excellemment triés, classés, nettoyés [6]). Annonçons à ce propos que la Société liégeoise de Littérature wallonne se dispose à entreprendre le dépouillement toponymique général de la Belgique romane.

Etymologie. Les mots suivants ont été étudiés: djawan, cîr ou sîr par M. Jules Feller [7]), ètait, abeur par M. Jean Haust [8]), bonge, clavai, daguè, poirfi, pous'lète, sklûd, tute, vètemène par M. D. Behrens. En outre, nous avons relevé, dans la ZRPh. de cette année, 28 formes wallonnes au moins citées.

Lexicologie. Une savante et amusante étude a été consacrée par M. Jules Feller aux Origines et signification des noms propres de personnes, spécialement en Wallonie [9]). — La Société liégeoise a publié dans son dernier Bulletin [10]), intégralement ou par extraits, quatre nouveaux vocabulaires technologiques: du Tailleur d'habits à Verviers par M. Camille Feller, de l'Ardoisier à Vielsalm par M. Joseph Hens, de la Sage-femme et du Pinsonî (outre un recueil de Mots wallons divers) par MM. Jacquemotte et Lejeune. — Elle a aussi commencé la publication de son Bulletin du Dictionnaire général de la Langue Wallone [11]), instrument de propagande et d'enquête scientifique, où les rédacteurs exposent leurs procédés de travail, donnent à leurs correspondants-collaborateurs des instructions minutieuses destinées à suppléer aux lacunes de l'information sur place, proposent des modèles de travaux condensant en deux ou trois pages la matière d'un vocabulaire technologique, formulent des questionnaires relatifs à divers objets, publient des études d'étymologie et de sémantique, enfin et surtout donnent, sous une forme écourtée et condensée, en vue de provoquer rectifications et compléments de toute nature, le Vocabulaire général de la Langue wallonne [12]).

Histoire, Littérature. Un Congrès wallon s'est tenu à Bruxelles avec grand succès; on s'y est occupé des «Wallons dans l'histoire», de la «Situation matérielle et morale du peuple wallon», des «Organismes de propagande wallonne», etc. [13]).

---

3) Wall., mars 1906. 4) Wall., juin-juillet 1906, p. 211—213. 5) Extr. du BSLLW., t. XLVI. 6) Voy. Archives belges, 25 févr. 1907 (G. Kurth). 7) Bulletin du Dictionnaire général de la Langue wallonne, décembre 1906, p. 150—158. A propos de sîr ou cîr, cf. ZFSL., 1907, p. 35—37 (D. Behrens). 8) ZFSL., t. XXIX, p. 142—143, 305—309. 9) Extr. de la Chronique de la Société verviétoise d'Archéologie et d'Histoire, 1906. 10) 1906, t. LXVI. 11) Nos 1—2, janvier 1906; Nos 2—3, décembre 1906, Liège, Vaillant. 12) Cf. ZFSL., 1907, p. 35—37 (D. Behrens). 13) Voyez-en le pro-



La Société liégeoise de Littérature wallonne, la plus ancienne et la plus importante association littéraire de la Walonie, a fêté avec éclat, le 29 décembre, le 50e anniversaire de sa fondation. On en a, à cette occasion, célébré les fastes et rappelé l'action étendue et efficace sur la renaissance littéraire et la codification de la langue[14]).

Un beau livre, œuvre d'un poète et d'un Wallon enthousiaste, JULES SOTTIAUX, a été consacré à glorifier L'Originalité Wallonne. Considérant son vaste sujet en critique, en historien, en ethnologue, l'auteur analyse l'âme de la race en ses caractères les plus subtils et les plus cachés. Peut-être accorde-t-il, dans l'élucidation de notre caractère ethnique, trop de place à l'élément germanique. Mais l'étude est belle et vibrante, loyale et impartiale: avec l'analyste, nous explorons les tchansons du Hainaut, les pasquêyes de Liège, les romances de Namur, les fauves du Borinage, le trésor du théâtre en dialecte et de notre folklore. Le livre peut paraître un peu touffu et trop constamment lyrique, mais il est noble et réconfortant: «Toute la Wallonie, avec son rêve, avec sa joie, avec sa vie, y chante sa belle chanson» [15]).

Les lettres wallonnes ont subi une double perte bien sensible, celle du délicat conteur François-J. Renkin[16]) et celle de Gustave Thiriart, un Wallon de vieille roche, digne vétéran du mouvement littéraire wallon, dont l'œuvre dramatique et les chansons brillent par une intarissable verve et une joyeuse causticité[17]). — De courtes notices, des appréciations, extraits ou analyses ont été consacrés à Djaque Bertrand[18]), à Nicolas Defrecheux[18]), à Simon Radoux[19]), à Lucien Maubeuge[20]).

Le Théâtre wallon a vu, cette année, une de ses pièces atteindre, après vingt ans, sa millième représentation; il s'agit d'un gentille opérette en un acte, d'une gracieuse simplicité: Wèsin-Wèsène, œuvre du plus fécond de nos écrivains wallons: JEAN BURY. Le succès constant de cette œuvrette l'a fait traduire deux fois en namurois, deux fois en carolorégien et une fois dans les dialectes de Nivelles, Jodoigne et Mons. — Une trentaine de pièces nouvelles, d'étendue, de forme et d'inspiration fort diverses, ont vu le jour: on y a particulièrement goûté celles où l'action, moins extérieure et moins populaire que dans le théâtre traditionnel, se renferme davantage dans l'analyse psychologique et se déroule en un milieu plus bourgeois; telles sont Li rôse d'årdjint et Piére ou Paul de M. GEORGES ISTA, Li p'tite nèveûse de M. MAURICE PECLERS, Mônôke de M. HENRI HURARD[21]).

En prose et en vers, des recueils de tout premier ordre ont vu

---

gramme, le compte-rendu et les vœux adoptés dans Revue Wallonne, juin et juillet 1906; Wall., août-sept. 1906. 14) Bulletin du Cercle verviétois de Bruxelles, février et mars 1907; Wall., janvier 1907; Revue Wallonne, mars 1907. 15) Cf. Wall., février 1907 (EDOUARD NED). 16) Voy. Wall., février 1906. 17) Cf. Revue Wallonne, octobre 1906 (JOSEPH CLOSSET). 18) Coq d'Awous', 3 et 10 mars 1906. 19) OSCAR COLSON: Notes biographiques sur Simon Radoux, Liège 1906. 20) OLYMPE GILBART: Lucien Maubeuge, poète wallon liégeois. Préface de So tchamps, so vôyes. Liège-Seraing 1906. Cf. aussi Wall., novembre 1906. 21) Voyez-en l'analyse dans Revue wallonne, ainsi que de la plupart des pièces de quelque valeur qui ont été représentées dans le courant de l'année. Voir aussi, ibid., mai 1906: A propos de théâtre wallon (A. DOUTREPONT).

le jour. La Société de Littérature wallonne a couronné en 1903 et publié cette année des morceaux divers, originaux ou traduits, d'une remarquable virtuosité de style, de M. CAMILLE FELLER et de M. ARTHUR XHIGNESSE. — Il a paru un «recueil de contes, croquis et chroniques dûs à feu FRANÇOIS RENKIN»[22]), qui fut le fondateur du journal wallon Li Mestré. Le livre est de mince volume, mais de qualité supérieure, plein d'émotion, de charme et de beauté, révélant un vrai tempérament de conteur, une âme de poète et de franc Wallon, livre qui, dans ses dimensions étroites, est de ceux qui nous aident à mieux nous connaître. — Il y a moins d'art, mais peut-être plus de naturel, dans les contes namarois de M. L.-J.-C. LAMBILLION: Autoû d'l'aistrèye[23]). Ici nous n'avons que la vérité toute simple, toute émouvante et toute merveilleuse; ce sont de vraies légendes et de vrais souvenirs, pieusement recueillis de la bouche de l'aïeule contant «autour du foyer». — C'est aussi à la fois une œuvre de folklore et de littérature que les «souvenirs, croquis et contes en wallon»: C'èsteût 'ne fèy . . . de M. LUCIEN COLSON[24]), qui évoque en artiste original la poésie des choses désuètes. — Avec moins de succès dans le travail de la forme, mais avec autant de sincérité, l'auteur des Pådjes d'istwère[25]), M. JULES LERUTH, raconte l'épisode des Tchåfeûs â vî covint d'Boland et décrit Li Pôrcèchon dè cinqwème a Hêve».

Dans le domaine des vers, nous ne pouvons mentionner que pour mémoire Ramaïes et Mossai de M. JEAN BURY[26]), recueil composite qui n'ajoute rien à la réputation de son auteur. Mais nous n'aurons que des éloges pour les beaux recueils de M. JEAN LAMOUREUX et de M. LUCIEN MAUBEUGE. Le premier, dans ses Rîmês d'amour èt Djoyeûsès Tchansons[27]), a le tour gracieux et le charme ingénu des poètes galants; c'est un virtuose de la romance sentimentale et un excellent jongleur ès rimes wallonnes. Le second, auteur de So tchamps, so vôyes, révèle une compréhension surprenante des beautés de la nature, qu'il traduit en une forme poétique singulièrement expressive et habile[28]).

Aux anciennes publications périodiques est venue se joindre la Revue Wallone[29]), organe mensuel qui remplace l'Annuaire de l'Association des auteurs dramatiques et chansonniers wallons, laquelle comprend la presque totalité de nos écrivains. Essentiellement littéraire et documentaire, la revue publie des études historiques ou d'actualité, des analyses bibliographiques, des chroniques encadrant des morceaux inédits d'auteurs contemporains et un choix des «Vèyès pådjes» remarquables. On y lira

---

22) Ecrits wallons de François Renkin. Voyez Un conteur wallon par CHARLES DELCHEVALERIE (Revue Wallonne, mars 1907); Wall., février 1907 (HENRY ODEKERKE); Bulletin du Cercle verviétois de Bruxelles, février 1907; Coq d'Awous', 9 février 1907. 23) Avec une préface de M. ALPHONSE MARÉCHAL. Namur, Delvaux 1906. Cf. Wall., avril-mai 1906 (PIERRE WUILLE), Coq d'Awous', 17 mars et 21 avril 1906. 24) Liège, Thône 1906. Cf. Wall., mars-avril 1907 (HENRI ODEKERKE). 25) Bressoux, Carpentier 1906. 26) Oeuvres wallonnes. Chansons, Musique, théâtre, Liège, Bouché 1906. Préface de M. OLYMPE GILBART. 27) Liège, Office de publicité, 1906. Avec une préface de M. AUGUSTE DOUTREPONT. Cf. Wall., mars-avril 1907 (HENRI ODEKERKE). 28) Cf. note 20 et Wall., mars-avril 1907 (HENRI ODEKERKE). 29) Liège, Thiriart, tome I, année 1906. Cf. Wall., août-sept. 1906.

d'intéressantes dissertations sur l'antagonisme entre Flamands et Wallons, sur le théâtre, sur la prosodie, sur la langue, sur la littérature, sur la vie wallonnes. Vulgariser les œuvres diverses de nos écrivains de terroir, réveiller l'instinct de la race dans les multiples manifestations d'art, tel est le noble but que s'est assigné l'organe nouveau. — Sont à signaler aussi, parmi les nouveaux almanachs[30]), à Verviers l'Afronté[31]), l'Armanak dè Côpère Ernou[32]), parmi les journaux Lu novelle clapette du Mâm'dy, gazette do Cwarmaî et la réapparition de Li Spritche, remplacée bientôt par Lîge qui rêye, publié par M. Jean Bury.

Le Folklore s'est enrichi des communications habituelles de M. Alfred Harou à la Revue des traditions populaires, des notices publiées par la Chronique archéologique du Pays de Liège[33]) et par Wallonia, et en particulier de la continuation des minutieuses recherches de M. Oscar Colson sur Les Sortilèges et Maléfices dans la tradition populaire wallonne.

A. Doutrepont.

Anglonormannisch. 1906. In sprachlicher Hinsicht ist im Jahre 1906 nicht viel für das Anglonormannische getan worden, während anglonormannische Texte und Literatur in demselben Jahre fleissiger bearbeitet wurden.

Es liegen folgende sprachwissenschaftliche Abhandlungen vor:

F. Rathmann, Die lautliche Gestaltung englischer Personennamen in Geffrei Gaimars Reimchronik 'L'Estorie des Engles'[1]). Für das Anglonormannische bietet die Abhandlung wenig von Belang; mehr für die englische Philologie. Ein eingehenderer Vergleich mit anderen anglonormannischen und normannischen Chronisten hätte zweifelsohne der Darstellung ein grösseres Interesse verliehen. Eine solche Darstellung hatte Verf. zwar, laut Fussnote auf S. 9, geplant; er hat aber darauf verzichtet und nur im Index einige Namen aus Wace und Jordan Fantosme an Seite der Namen aus Gaimar aufgeführt. — Das höchste Verdienst eines derartigen Verzeichnisses ist natürlich die vollständige Korrektheit der Zitate. Es scheint mir fraglich, ob Verfs. Abhandlung dieses Verdienst besitzt. Wenigstens finde ich sowohl bei Hardy-Martin als besonders bei Thomas Wright eine Menge Stellen, die Zweifel in dieser Hinsicht erregen. Diese Stellen, wenn vom Verf. richtig wiedergegeben, hätten dringend einer eingehenden Erörterung bedurft. Ich gebe hier, dem Index folgend, einige Beispiele, die mir Ungenauigkeit zu erweisen scheinen. Der allererste Namen *Acca* > *Acce* (V. 1623) hat in der Hs. R, die Verfs. Arbeit zugrunde gelegt worden ist (S. 11), nicht die Form *Acce*, sondern nach Hardy-Martin *Hatke*, nach Thomas Wright *Heccke* (vgl. auch S. 22). Statt *Eburcth* (V. 2848) soll R, nach Wright, *E Burech* haben. Statt *Elstreuet* (V. 3798) hat Wright *Elstruet*; statt *Edefrit* (V. 1081) *Edelfrit*; statt *Adelstan* (V. 2259) *Adlestan* —

30) Voyez une notice sur les almanachs de l'année par M. Jean Roger dans Wall., janvier 1906. 31) Armanac wallon, édité par Les Djônes Sucriyeux disonnès. 32) Verviers, Lambotte. 33) Organe mensuel de l'Institut Archéologique liégeois, janvier, mars, novembre 1906.

1) Diss. Kiel. Kiel 1906, H. Fiencke 66 S.

ist er es, der falsch gelesen hat? Statt *Burnulfs* (V. 2250) hat R nach Hardy-Martin *Burmulf*, nach Wright *Burnulf*. Statt *Cenwalh* (V. 1403) hat Wright *Kenwalh*, statt *Cheolwlf* (V. 2207) *Ceolwlf*; statt *Quintelm* (V. 1010) *Quuicelm*; statt *Quintelin* (V. 1169) ebenfalls *Quuicelm*; statt *Quinzeline* (V. 1362) *Quinzelme*; statt *Quinzeleine* (V. 1272) *Quinzeleme*; statt *Quinzheline* (V. 1215) *Quinzhelme* — wohl kaum mit Unrecht. Statt *Ceawlf* (V. 2241) hat R sowohl nach Hardy-Martin als nach Wright *Ceawolf*; statt *Kenewlf* (V. 1815, 2015) *Chewolf* und *Chewlf*. Statt *Chenrig* (V. 916) hat Wright *Chenriz*; statt *Eadwlf* (V. 2015) *E Adwlf*; statt *Ealdelf* (V. 1578, 1579) *Ealdelm*. Dies in der ersten Hälfte des Index.

Es liegt auf der Hand, dass diese orthographischen Verschiedenheiten von grossem Gewicht sein können. Wenn z. B. die Hs. R, wie Wright angibt, den Namen *Cwichelm* immer mit der Endung *-elm(e)* oder *-eleme* wiedergegeben hat, so ist das etwas von den entstellenden Endungen *-elin(e)* etc. bei Hardy-Martin weit verschiedenes, das von Belang ist. Indes kann man sich hierüber nicht mit Sicherheit aussprechen, ohne die Hs. einzusehen. Jedenfalls wäre uns Verf., wie gesagt, in allen solchen Fällen eine Bemerkung schuldig gewesen.

Bisweilen hat Gaimar (oder R) in verschiedenen Teilen der Chronik, wie es scheint, mit einer gewissen Konsequenz, die Namen verschiedenartig geschrieben. So schreibt er zuerst *Adelbri(c)t* (4 mal), dann, vom V. 955 ab, *Edelbrit(h)* (7 mal). Beruht das darauf, dass er von 955 (oder 819) an eine neue Quelle, die Sachsenchronik, benutzt? *Edelsi(e)* ist die von Gaimar (R) zuerst benutzte Form (7 mal); dann schreibt er *Edelsis* (3 mal). Auch dieses Moment scheint nicht ganz gleichgültig. Nicht selten verrechnet sich Verf. in den Versnummern: S. 53: V. 5090; S. 54: 4099, 2726, 1791; S. 55: 1795, 1727; S. 59: 4071, 4383, 3561, 5125 etc. — Was in Rathmanns Abhandlung für die anglonormannische Lautlehre besonders zu verzeichnen ist, scheint mir die Behandlung vom engl. *y* (S. 20) und engl. *l* (S. 35) zu sein, obwohl aus den spärlichen Beispielen keine sicheren Resultate zu gewinnen sind.

OSKAR DAHMS, Der Formenbau des Nomens und Verbums in dem anglonormannischen Gedichte 'Das Lied vom wackern Ritter Horn'[2].

Verf. hat meine Studier i den franska romanen om Horn[3]) nicht gekannt, welche ihm wohl das eine- oder anderemal von Nutzen gewesen wären. Verf. behauptet z. B., „dass die unregelmässigen Verse des Horn sich ohne allzugrosse Mühe unter Vornahme von kleinen Änderungen auf das richtige Mass von Silben bringen lassen" (S. 3). Ich hatte eine entgegengesetzte Ansicht ausgesprochen; und was will Verf. z. B. mit folgenden Halbversen vornehmen: *Teruagan e Apollin* (735), *Quant li manger fenira* (1030), *Volenters fuseni turné* (4704), *li sires del halt soler* (4841), *Pus l'a mené a muster*, etc.? — Auf der anderen Seite hat Verf. bisweilen meine Angaben, bezw. Beispiele, vervollständigt. Ich hatte z. B. die Belege von *espel* V. 1146 und *somon* V. 635 übersehen, wogegen ich andere, vom Verf. übergangene Beispiele derselben Formen zitierte (S. 13).

2) Inaug.-Diss. Kiel. 3) Göteborgs Högskolas Årsskrift 1903.

In seinen Ausführungen trennt Verf. nicht die durch Reim und Metrum gestützten Belege von den übrigen. Auch gibt er keine vollständige Statistik, nur vereinzelte Beispiele. Durch dieses Verfahren wird der Nutzen seiner Arbeit sehr verringert. — Höchst befremdend wirken in dieser Spezialabhandlung die sehr oft eingestreuten Bemerkungen allgemeiner Art, wie: „Dem Possessivpronomen der dritten Person liegt der lateinische Genetiv illorum zugrunde, der sich zu lor entwickelte und im Singular und Plural, auf Maskulinum und Femininum bezogen, diese Gestalt unverändert behielt" (S. 20); oder: „Das Personalsuffix [der 1. Pers. Sing.] *m* ist überall spurlos geschwunden" (S. 26).

Nicht ohne Interesse für die Auffassung der Sprachverhältnisse in England während des XIII. Jahrhunderts ist der 3. Teil der trefflichen Political History of England in twelve volumes. Dieser Teil ist[4]) von T. F. TOUT verfasst und behandelt im III. und IV. Kapitel die Fremdeninvasionen, besonders die der Mönche. Eigentliche Sprachgeschichte kommt zwar da nicht vor, wohl aber manche für den Sprachhistoriker willkommene Angabe. Etwas überraschend ist die Behauptung S. 95: „Yet barbarous as Anglo-French became, it retained the freshness of a living tongue." — Grosse Bedeutung hat das Werk auch für die anglonormannische Literaturgeschichte und es wird daher in der literargeschichtlichen Abteilung ausführlicher besprochen werden.

Die im vorigen Jahresbericht I 184 erwähnte Abhandlung HECKS, Die Quantitäten der Akzentvokale in neuengl. offenen Silben etc., liegt nunmehr vollständig vor, veranlasst aber keine spezielle Besprechung hier. Dies ist auch der Fall mit LIEBERMANN, Die Gesetze der Angelsachsen II 1, (Wörterbuch, das einige anglonormannische Wörter und Formen enthält).

Göteborg. Johan Vising.

Provenzalische Sprache. 1906—08.

Alt- und neuprovenzalische Grammatik. Lexikographie. 1906—1908. Saluons avec joie le Manuel Elémentaire d'ancien provençal de M. SCHULTZ-GORA[1]). Avec sa compétence habituelle l'auteur a su y enfermer presque autant de faits que de mots. Ceux qui ignorent tout de l'ancien provençal n'auront plus d'excuse: ils trouveront dans ce livre une grammaire très simple (mais où aucun fait important n'est oublié) et une série de textes heureusement choisis. Le tout est précédé d'une introduction bibliographique où nous regrettons l'absence d'un paragraphe se rapportant à l'histoire littéraire. Nous croyons qu'il y aurait intérêt à la compléter sur ce point-là. Les remarques de syntaxe nous ont paru excellentes dans leur concision. En ce qui concerne la phonétique et la morphologie voici quelques remarques de détail. J'écrirais *j* plutôt que *i* dans des mots comme *breujar*, *alcujar*,

4) The History of England from the accession of Henry III. to the death of Edward III. 1216—1377 (1905).

1) O. SCHULTZ-GORA, Altprovenzalisches Elementarbuch, Heidel-

aujol, venjansa, etc. P. 46: „vor *n* ist es [sc. *d*] gleichfalls zu *i* geworden", j'ajouterais „über *đ*".

P. 53: *palais* est-il bien une forme française? Il y a dans le département de l'Aude un nom de lieu *Les Palais* (cf. Gesta Caroli Magni ad Carc. passim) dont la forme latine se trouve dans Frédégaire (168, 7). P. 59: $n > r$: on pourrait ajouter *-argues* (< *-anicos*) des noms de lieu. P. 68: les pluriels en *i* comme *amadi*? A propos de *-arius* (p. 105 et passim) l'hypothèse de *ier* < germ. *harī* (A. Thomas) n'est pas signalée. P. 5 lire Gatien-Arnoult. P. 40, l. 26: est-ce bien *fabrem* qu'a voula écrire l'auteur ou *fabrum*?

C'est une question intéressante qu'a étudiée M. Hans Herford dans sa thèse: Die lateinischen Proparoxytona im Altprovenzalischen[2]). Les exemples sont rassemblés avec soin et classés avec méthode. Les conclusions — en ce qui concerne la non-syncope — sont exposées à la fin du volume que cloture une liste complète des exemples cités. Le principe sur lequel repose le classement et qui est exposé p. 9 n'est peut-être pas le meilleur. En tout cas il aurait fallu traiter à part les mots à suffixe (-ulus, idus) ou à terminaisons pouvant être confondues, dans le peuple, avec un suffixe. De même les verbes auraient pu être classés à part. L'auteur a de plus une tendance à croire que l'ancien provençal ne présente pas de différences dialectales: cela est vrai en gros pour la langue des troubadours, mais quand l'auteur emprunte ses exemples à des textes en prose (comme beaucoup de ceux qui sont pris au Supplementwörterbuch d'Emil Levy) il fallait vérifier l'origine dialectale. L'auteur est trop porté aussi à voir des formes savantes dans les nombreux cas où le provençal n'applique pas la loi Darmesteter. P. 50—51 il aurait fallu expliquer les formes des adjectifs en *-ol*, comme *agradivol*. On pourrait faire beaucoup d'observations de détail, mais l'ensemble du volume laisse une bonne impression.

Le hasard a voulu qu'une partie du sujet traité par M. Herford le fût en même temps par un autre candidat au doctorat, M. Hugo Wendel. Sa dissertation, qui embrasse d'ailleurs un plus grand nombre de faits, se recommande par les mêmes qualités de méthode que la précédente[3]). Aucun des phénomènes importants n'est oublié. Mais une partie des reproches qui ont été faits à M. Herford peuvent être adressés à M. H. Wendel. Lui aussi, en particulier, n'a pas tenu suffisamment compte, dans certains cas, des différences dialectales. *Cartage* n'a pas d'importance pour ce traitement des mots en *-ginem! Cannabim* n'aurait laissé aucune forme populaire en provençal? Ce n'est pas vraisemblable. Il n'est pas sûr que *dit*, qui est encore très vivant, par exemple dans l'Ariège, soit une forme savante à cause de son *i*: il peut provenir d'un **digitus*. P. 68: *elzer, sauzer,* comme *Rozer, azer* (suprà) s'expliquent par l'analogie des infinitifs comme *vezer* et *veze*, ou des substantifs comme *sezer* et *seze* (*cicerem*). Dans l'ensemble cette dissertation, qui traite de

berg, C. Winter 1906 [Sammlung romanischer Elementarbücher]. 2) Königsberg i. Pr. 1907, Buchdruckerei Otto Kümmel (Dissertation de Königsberg). 3) Die Entwicklung der Nachtonvokale aus dem Lateinischen ins Altprovenzalische. (Dissertation de Tubingue). Halle, Karras 1906, 124 p. Cf. c. r. de A. Thomas, Ro. XXXVIII, 149. Jeanroy, AM. 1908.



toutes les voyelles posttoniques, dans les proparoxytons ou dans les paroxytons, est une sérieuse contribution à l'histoire de la langue. Plus complète que la précédente, elle traite à fond un chapitre difficile de la grammaire provençale.

Quelle est l'origine du suffixe *-enc*, assez fréquent en provençal? C'est ce qu'étudie M. PHILIPON et subsidiairement M. A. THOMAS[4]). Ce suffixe ne serait pas d'origine germanique, comme l'ont cru Diez, Meyer-Lübke, Gröber, mais un suffixe ligure. Il est fréquent au Sud et au Sud-Est de la France (comme dans le Nord de l'Italie). M. THOMAS partage l'opinion de M. P. sur l'origine non-germanique du suff. *-enc*, *enca*, mais il complète les exemples donnés par M. P. et surtout montre par quelques faits probants que le suffixe germ. *-ing* a eu plus d'influence sur la formation des mots français que ne le croit M. PHILIPON. Voici les adjectifs en *-enc* usités dans le parler de Lézignan (Aude): *estibenc*, *agoustenc* (en parlant des poules ou perdreaux nés en août), *marsenc* (en parl. des choux) et *audenco* = une crue de l'Aude (usité surtout au pluriel). L'Ecole félibréenne de l'Aude s'appelle *escolo Audenco*. Montrons à propos de ce suffixe comment la philologie peut avoir raison de la numismatique. M. RAIMBAULT avait cru découvrir le nom d'une nouvelle monnaie provençale: le denarius mangenchus[5]). Il ne s'agit pas de monnaie nouvelle, a dit M. THOMAS: il s'agit de deniers, de droits qu'on payait au mois de mai, et M. Th. donne d'autres exemples avec *meissonenc* etc.[6]).

Le bon gasconisant et hispanisant JEAN DUCAMIN publie les Disciplines de Clergies et de moralités[7]), traduites en gascon girondin du XIVe—XVe siècles. On lit dans la préface adressée à M. Menéndez Pidal: «Je laisse [ce livre] incomplet parce que Dieu m'a fait la grâce de m'appeler à d'autres travaux, et que, lorsque Dieu appelle, il est bon de poser le plus vite possible ce qu'on avait dans les mains et d'accourir *statim relictis retibus*». Nous ne serons pas les seuls à exprimer le regret que Ducamin ait abandonné la «pêche»; mais ici contentons-nous de parler de ce qui est, probablement, sa dernière œuvre profane. D'une étude sommaire, mais méthodique, du dialecte il résulte que l'ouvrage a été écrit en dialecte girondin. Mais la partie la plus intéressante de la publication de Ducamin est l'étude de la conjugaison. Elle complète ou rectifie les travaux de M. M. Bourciez et Zauner sur le même sujet. Nous signalerons en particulier les pages sur l'origine de l'imparfait en *i*. (P. 161 sq.). Nous ne pouvons donner ici que les résultats de cette discussion. M. Zauner y voyait une «extension de la finale de *fui*»: M. Bourciez un affaiblissement de *-ia*. C'est à cette dernière théorie que revient Ducamin et nous croyons avec lui qu'elle est la bonne. Cette étude sur la conjugaison qui va de la page 118 à la page 214 se termine par un index détaillé des formes verbales (p. 215 à 293).

Quelques articles de grammaire et de métrique provençales se trouvent

4) E. PHILIPON, Provençal *-enc*; italien *-ingo*, *-engo*; Ro. XXXIV, 1906, p. 1—18; Note complémentaire de A. Th. ibid. p. 19—21; réplique de M. P. p. 333—335. 5) Cf. Bulletin archéologique du Comité des travaux historiques et scientifiques 1908, p. 115—122. 6) JS. 1909, p. 74—77. 7) Toulouse, Privat; Paris, Picard, in 8°, XXVII + 301 p. 1908.

dans les Mélanges Chabaneau[8]). On sait comment sont nés ces Mélanges. L'idée première est du professeur Wendelin Förster qui a voulu ainsi témoigner à notre cher maître sa constante amitié. M. Wendelin Förster a trouvé chez le professeur Vollmöller le concours le plus dévoué et l'appui le plus efficace et je me suis efforcé, *pro uirili parte*, d'aider l'un et l'autre dans leur admirable entreprise. Les Mélanges Chabaneau répondent — et au-delà — à ce que nous avions conçu, et les collaborateurs qui y ont pris part ont rendu ce monument digne du savant provençaliste.

Parmi les articles se rapportant à notre sujet citons: E. Lefèvre, Bibliographie sommaire des œuvres de Camille Chabaneau (p. 1093—1107); ce travail comprend les travaux originaux, les comptes rendus, etc.; Pépouey, U final atone = lat. ŭlum dans le parler de Bagnères de Bigorre (contribution à l'étude des proparoxytons; il aurait fallu donner la liste de ces noms, qui sont, dit l'auteur, assez nombreux); Teulié, Le vocabulaire du noyer à Bétaille (Lot) (relève une cinquantaine de mots se rapportant au noyer, à la noix, à la fabrication de l'huile); Bourciez, Le verbe *naître* en gascon (p. 415—423, le mot a disparu dans une partie de la Gascogne, concurrencé par *bade* ou *baze* < *uadere*; étude très complète de géographie linguistique); Salvioni, Le dialecte provençalisant de Roaschia (Cuneo) (p. 527—539, description sommaire de ce dialecte où coule encore «une large veine provençale»; plusieurs mots usuels sont en effet provençaux); Gauchat, R anorganique en franco-provençal (p. 871—881; quelques points de cette importante étude intéressent le provençal proprement dit); Sainéan, Anc. prov. *cos, gos* = *chien* (forme hypocoristique, qui se rencontre un peu partout, en Europe et en Asie); Gröber, Pour la légende provençale de Sainte Foy d'Agen, (p. 597—620; étude phonétique et morphologique du texte et note importante sur l'âge et l'origine du poème, qui aurait été écrit à Toulouse); Appel, Pour la métrique de Sainte-Foy (p. 197—204; étude de quelques rimes qui ont un caractère archaïque et surtout comparaison avec *Alexandre* et *Gormond*, en ce qui concerne la construction des laisses, le couplet musical, etc.).

C'est un chapitre assez négligé de la syntaxe provençale que traite M. William Pierce Shepard dans un article intitulé Parataxis in Provençal[9]). L'auteur y étudie des faits d'ordre assez différent et qui, en tout cas, n'ont pas le même intérêt. Les pages les plus importantes de cet article, riche en observations, sont celles qui se rapportent aux constructions paratactiques dans deux phrases dont la première contient *tant, si, tal, aital* (ex. *tal joy ai no'm sai ni'm sen*); *pos, tro*; *plus, mais* (parataxe dans les contrastes; ex. *car fis amans — Li suy trop meills — Non fo d'Iseut Tristans*) et surtout la dernière partie de l'article (IV) dont le titre (*Parataxis by Definition*) ne laisse pas, au premier abord, deviner l'intérêt. Il s'agit de la parataxe dans un groupe de deux ou plusieurs propositions dont la première comprend un verbe comme *croire, ne pas croire; craindre, ne pas craindre; il faut* etc. M. Sh. s'est préoccupé avant tout de classer les exemples en catégories logiques.

8) Erlangen, Fr. Junge 1907, 1117 p. in-8°. 9) PMLA. 1906, p. 519—574.

Cette préoccupation, jointe au soin de rappeler les constructions similaires en latin, contribue à donner une grande valeur à ce chapitre de syntaxe. — Nous ne connaissons que le titre de l'article suivant: The use of the subjunctive mood in the Work of six medieval Provençal lyric poets par CL. K. MOORE [MLN. XXIII, 2].

Nous signalerons parmi les travaux ayant trait à la syntaxe l'article de M. PH. KALEPKY sur la coordination de phrases négatives en provençal[10]). On sait que la coordination peut être introduite par les trois conjonctions *e, o, ni,* ce dernier pouvant prendre dans ce cas un sens affirmatif. Par contre *e* et *o* peuvent aussi introduire une phrase négative. M. K. classe avec subtilité ces divers emplois et donne, en ce qui concerne l'emploi si capricieux de *ni,* des règles qui paraissent exactes: c'est surtout dans l'étude de ce dernier point que M. K. fait preuve de finesse grammaticale et d'ingéniosité.

On doit à M. W. NYMANN une Etude sur les adjectifs les participes et les nombres ordinaux substantivés en vieux provençal[11]): nous ne la connaissons que superficiellement, pour l'avoir feuilletée, chez le professeur Emil Levy: il nous a paru qu'il y avait là une série d'exemples bien choisis et bien classés.

Le livre de M. A. DAUZAT[12]) n'intéresse pas spécialement, du moins d'après le titre, les parlers du Midi de la France. Il se compose de deux parties distinctes, la première est consacrée à des considérations générales de linguistique qui ne présentent pas toujours beaucoup de nouveau, mais qui ont l'avantage d'être claires et précises. La deuxième partie est plus spécialement une sorte de guide pour l'exploration des parlers vivants (romans ou non, sans doute, car la méthode doit avoir ses lois comme la phonétique?). On y sent un linguiste qui a l'habitude de ces sortes d'explorations. Les conseils qu'il donne sont souvent précieux et rendront de grands services à ceux qui — amateurs ou professionnels — voudront s'initier aux études dialectologiques: la clarté de l'exposition et un certain mouvement, sensible d'un bout à l'autre du livre, contribueront sans doute à son succès. P. 202 on lit: En Auvergne, un mouvement analogue à celui des félibres serait tout-à-fait inconcevable, car la classe bourgeoise . . . méprise le patois». *Chi sa?*

Le même M. A. DAUZAT qui s'est adonné à l'étude des parlers d'Auvergne, et qui a publié jadis une monographie du parler de Vinzelles (1897), nous fait connaître, dans sa Géographie phonétique d'une région de la Basse-Auvergne[13]), les résultats d'une enquête linguistique qui porte sur une centaine de communes de cette région. C'est surtout une description des parlers actuels, comme le titre le laisse entendre. Ces parlers ne laissent pas que d'être fort curieux, la Basse-Auvergne étant une zone de transition. M. Dauzat parait en avoir relevé avec soin les traits les plus saillants, ceux qui les différencient

---

10) ZRPh. XXXII, 513—532. **11)** Thèse de Gothembourg, [Extrait des Annales de l'Université de Gothembourg 1907] 130 p. C. r. de WALBERG, Ro. 1908, p. 309. **12)** Essai de méthodologie linguistique dans le domaine des langues et des pays romans (Thèse de Paris). Paris, Champion 1906, in-8° de VIII + 295 p. 13) Paris, H. Champion 1906, in-8°, 94 pages + 8 cartes.

nettement des dialectes occitaniques qui les entourent: ainsi le mouillement des labiales (p. 7), le démouillement (p. 16), etc. Nous noterons aussi le chapitre III de la première partie sur l'amuïssement des explosives (Voir en ce qui concerne *s* devant *k*, *t*, *p*, un rapport du même auteur dans Annuaire des Hautes Etudes, 1901), le passage de *l* a *y* devant les consonnes senores (*muitu* [*multum*] est à rapprocher de esp. *mucho*, port. gal. *muito*). P. 70, M. D. avoue qu'il n'a pas parlé des dissimilations consonantiques «phénomènes assez rares dans la région, et dont il est très difficile d'établir les lois pour chaque parler». Il est étonnant que ces dissimilations soient aussi rares; quant aux lois, la plupart de celles de Grammont me paraissent assez bien «établies». — Le même auteur publie une note dans les MChab. sur l'amuïssement de *r*, *s*, *l* explosifs dans la Basse-Auvergne (p. 234—229). — Citons enfin dans la RPhFL.[14]) un article DU MÊME sur les doublets dans le patois de Vinzelles: il s'agit surtout de mots français usités en même temps que les mots populaires de même racine.

M. SARRIEU continue dans la RLR. ses études sur le parler de Bagnères de Luchon et de sa vallée. Des deux appendices qui terminent cette première partie d'études le premier (II) est consacré à la phonétique luchonaise comparée; la partie la plus intéressante est celle où est instituée la «comparaison avec les dialectes voisins» (p. 11—17). L'Appendice III contient des additions et corrections. Nous espérons que la morphologie et le lexique de ces parlers ne se feront pas trop attendre. — Signalons à ce propos une note de M. H. SCHUCHARDT[15]) à propos des suffixes nominaux d'origine romane en basque. Il s'agit de *arius* (*a*, *um*), *aria*, *etum*, *alia*, *cundia*, *atione*.

M. SCHÄDEL, qui s'est fait une spécialité de l'étude du catalan, étudie dans un article de la Ro. la frontière entre le gascon et le catalan[16]). Son enquête porte sur trente-deux localités du Val d'Aran qui appartiennent politiquement à l'Espagne mais linguistiquement au gascon, comme le prouvent les traits essentiels relevés par M. Sch. p. 142 et suivantes.

M. KARL HAAG nous fait faire un intéressant voyage linguistique de l'Isère au Pô. Six groupes dialectaux sont examinés de Saint-Pierre de Chartreuse jusqu'à Bardonèche: parmi eux les dialectes vaudois parlés encore en Souabe. C'est une esquisse rapide où l'auteur n' a noté que les traits principaux: mais il y en a de fort intéressants[17]).

Le Laterculus de Polemus Silvius (Ve s.) contient plusieurs mots intéressants pour la lexicographie provençale. M. THOMAS relève en particulier *ablinda* = peut-être *blanda* ou *blendo* (*Salamandre*), *camox* prov. *camous* (*chamois*), *corgus* (prov. *corg-oxon*, mod. *courcoussoun*), *darpus* (*darb-oun*), *lacrimusa* (*lagramouso*), *pelaica* (*palaigo* dans Mirèio), *sofia*, *taxo*, etc.[18]). — La publication d'un nouveau texte de l'Evangile de l'Enfance par M. PAUL MEYER[19]) est accompagnée d'une série de remarques sur la langue et la versification du poème. La caractère populaire

14) 1906, 128—135. 15) ZRPh. 1906, 1—10. 16) Ro. 1908, p. 140—156. 17) ASNS., t. CXVIII, p. 106—123 (avec carte). 18) Ro. 1906, p. 161—197. 19) Ro. 1906, p. 356.

du poème est marqué par l'emploi presque constant du couplet de deux vers. Les règles de la déclinaison sont encore assez bien observées. De l'étude sommaire de M. Paul Meyer il résulte que le copiste — et probablement l'auteur — est originaire de la Provence méridionale. M. P. M. démontre en terminant que le manuscrit qu'il publie est probablement celui dont s'est servi Raynouard dans son Lexique Roman.

Rendant compte de l'ouvrage de M. Tappolet (Zur Agglutination in den franz. Mundarten) M. D. BEHRENS cite quelques exemples d'agglutination et de déglutination dans les dialectes provençaux. (ZRPh. XXXII, 116—117). — A propos d'Elias de Burjols (éd. Stronski), M. O. SCHULTZ-GORA étudie le sens du mot *ram* dans des expressions comme *ram de feunia*. — Le suffixe *-arilis* se retrouve dans quelques mots provençaux: *fromentairil*, *porquayril*, (lieux-dits), *vacairil*. (A. THOMAS in Ro. 1908, p. 113) — M. A. THOMAS rattache, avec vraisemblance, *malavei* à **malabidium*, *malavejar* < **malabidiare*. (Ro. 1908, p. 306.) — On trouvera dans l'interessant article de M. C. MERLO [Grillotalpa uulgaris, StR. IV 149—165] les différents noms de la taupe-grillon dans les diverses langues romanes: le provençal y est représenté par *taro-cebos*, *taio-pèd*, *copo-pèd* etc.

Voici le relevé de quelques notes sur des mots isolés. Prov. *mec* = *muet* viendrait d'après G. BERTONI du grec μυκός avec déplacement d'accent (AM. 1908, p. 401). L'hypothèse est soutenable, le passage de *upsilon* à *e* ne présente pas de difficulté. — M. G. L. HAMILTON s'occupe de fr. *ventaille* et prov. *ventalha* (dans *Modern Philology*, avril 1906) et se demande si le nom et la chose n'ont pas été empruntés aux Provençaux par les Français. (D'après Ro. XXXVIII, 174.) — Les noms de dizaine en provençal sont traités dans l'article de M. J. JUD: Die Zehnerzählung in den roman. Sprachen. Halle, Niemeyer 1905. (Extr. de Aus Rom. Spr. und Litt. Festg. f. H. Morf.) (Cf. Ro. XXXVIII, 173, A. Th.) — J. RONJAT donne l'explication sémantique de *chato* = *jeune fille*[20]). On trouve quelques formes provençales dérivées de *cilium* dans une note de P. BARBIER (RLR. 1907, 337); cf. DU MÊME le radical *darn* — (*darnagas* = *pic-grièche*), RLR. ibid. 343. Enfin dans ses notes sur la Dissimilation (RLR. 1907, p. 273—310). M. GRAMMONT est amené à examiner de nombreux cas de dissimilation consonantiques en provençal. — M. P. BARBIER a étudié[21]) toute une série de noms de poisson: parmi les noms provençaux citons *blavié* (rad. germ. *blau*), *buiron*, *vergada*; quelques notes aussi dans les Mélanges d'Etymologie romane du MÊME AUTEUR (RLR., ibid. p. 263 sq.). Le MÊME s'occupant des groupes de mots romans dérivés du latin *caput* donne[22]) une longue liste des formes provençales (cf. encore ibid. p. 245 et suiv.).

Les Anglais, qui ont été de tout temps de grands amateurs de vins de Bordeaux, ont emprunté à la Gascogne plusieurs termes techniques se rapportant à l'œnologie: ainsi *funnel*, *puncheon* (gasc. *pounchon*), *ullage*. M. W. W. SKEAT, qui a été le premier à reconnaître l'origine de ces

20) RLR. 1906, 87—88. 21) RLR. 1908, 387 sq. 22) RPhFL. 1906, p. 190.

mots, en signale quelques autres comme *battledoor, league, noose, troubadour. League* (lieue) apparait dès l'époque de Chaucer. *Noose* représenterait le languedocien *nous, nouts* et non le français *naud*[23]).

M. Ducomet prépare une étude de géographie botanique; il nous en donne un spécimen dans un article de l'Académie de Géographie botanique intitulé: La Botanique populaire dans l'Albret, essai linguistique. Les étymologies ne sont pas heureuses, c'est tout ce qu'on en peut dire (ainsi l'auteur hésite à rattacher *saubi à saluia* [*s. officinalis*] et se demande s'il n'y a pas lieu de le faire remonter à *sauba* < *saluare*!). Mais l'énumération des noms vulgaires des principales plantes est intéressante et précieuse pour les philologues, comme toutes les autres publications de ce genre. (Cf. A. Laffage, Bestios e Plantos, Carcassonne, Gabelle et Bonnafous, 1895).

Parmi les meilleures contributions à la **toponomastique** provençale qui aient paru dans ces dernières années il faut citer en première ligne celle de M. P. Skok[24]). J'ai écrit ailleurs (AM. 1907) un assez long compte rendu de cet important ouvrage; on pourra s'y reporter pour le détail. Ce qu'il faut louer ici c'est l'étendue des recherches, la rigueur de la méthode, l'abondance des exemples. Un index volumineux facilite l'étude de cet excellent livre, qui se compose de deux parties d'inégale importance. Dans la première l'auteur étudie l'origine des suffixes et leur traitement dans les divers dialectes provençaux et franco-provençaux. Ce traitement est très varié, comme on peut s'y attendre, et le même appellatif d'origine latine ou celtique donne, suivant les dialectes, des résultats bien différents. La seconde partie du travail, qui est la plus développée, donne la liste aussi complète que possible des noms de lieu d'origine latine, celtique, germanique, ces derniers assez peu nombreux. L'étude des appellatifs tirés des noms de plantes, d'animaux etc., termine est intéressant volume qui traite avec méthode et conscience un long chapitre de la toponomastique méridionale. P. 49, je ne crois pas à *Aciliacus* > *Elne*. La forme actuelle est *Euno* qui semble bien renvoyer à *Elena*. Cf. Herford, Die lat. Propar. im Altprov., p. 49; cf. sur quelques mots en ac de l'Angoumois, RPhFL. 1907, p. 153.

M. Skok étudie également les dérivés de *podium* dans la toponymie méridionale[25]). Ils sort nombreux, mais les formes officielles ne doivent être adoptées en général par les philologues qu' avec une extrême réserve. Ainsi *Puivert* et *Puichéric* dans l'Aude sont respectivement *Pepért* et *Pecherie*; *Puisserguier* (Hérault) *Peiserię*. En catalan *puig* représente ordinairement *puč* (*u* = *ou*) (on a cependant *püiraladǫr*). Aussi il ne faut pas trop se fier à ces graphies pour une étude phonétique. *Podiata, podiolum* ont fourni aussi leur contingent à la toponymie: M. Skok donne de nombreux exemples de leurs dérivés.

Le même auteur étudie Cantare dans les noms de lieu français[25]) et en provençal; ce sont des composés de *cantare* + *alauda*,

23) MLR. I, 4, Juillet 1906, p. 283—285. 24) Die mit den Suffixen -ācum, -ānum, ascum und uscum gebildeten südfranzösischen Ortsnamen, Halle a. S., Niemeyer 1906, in-8°, 263 p. [Beihefte zur ZRPh. II]. 25) Podium in Südfrankreich, ZRPh. XXXII, 434—444. 26) ZRPh. XXXII, 555—563.

aucellus (*cantaussel*), *corvus*, *cuculus*, *gallina*, *gallus* et surtout *merula*, *merulus*, *grillus*, *perdix*, *rana*, *lupa-lupus*. On pourrait augmenter la longue liste dressée avec tant de soin par M. P. Skok si on connaissait mieux les lieux-dits.

Notons à propos du suffixe *-acum* une note de M. E. Ch. Babut sur *Prémillac* (= *Primuliacum*) en Périgord. (AM. 1908, 457—468). C'est le domaine où Sulpice Sévère se retira aux environs de 400.

M. A. Sabarthès a écrit un Essai sur la toponymie de l'Aude qui ne manque pas d'intérêt (l'auteur prépare le dictionnaire topographique de l'Aude, qui va paraître incessamment). Cette brochure (extraite du Bulletin de la Commission archéologique de Narbonne) comprend deux parties: Etudes sur la toponomastique de l'Aude; Essai sur les cours d'eau du département de l'Aude[27]). Malgré quelques erreurs et quelques défauts de méthode, ces deux travaux sont bien au-dessus des travaux ordinaires publiés sur ces sujets dans les divers Bulletins de province.

L'auteur du présent compte rendu a publié une note sur le traitement du suffixe *anum* dans certains noms de lieu de l'Aude et de l'Hérault[28]). S'appuyant sur la prononciation locale (que les documents officiels n'indiquent pas et qui a induit quelquefois M. Skok en erreur) il a montré que dans plusieurs de ces noms de lieu l'accent était remonté de *a* sur la syllabe précédente. Ce déplacement d'accent, qui s'explique par une confusion des formes à suffixes avec les formes sans suffixes (*Africánum* > *Africó*, *Africo* [Saint-Affrique, Aveyron] comme *Africa* > *Africo*) se retrouve ailleurs que dans les départements cités et mériterait d'être étudié de près, en s'appuyant naturellement sur la prononciation locale.

M. J. Ronjat restitue leur véritable forme à quelques noms de lieu de l'Oisans défigurés par la graphie officielle (RLR. 1908, p. 60—64).

On doit aux même auteur deux intéressants articles sur les noms de lieux dans les montagnes françaises, et plus spécialement sur les montagnes du Dauphiné et de la Provence[29]). M. Ronjat n'a pas de peine à montrer les erreurs et les méprises commises par les auteurs des cartes officielles. Voir sur le même sujet une note non moins curieuse de M. Emile Belloc en ce qui concerne les Pyrénées[30]).

L'Esquisse toponymique sur la vallée de Cauterets que vient de publier M. A. Meillon[31]) rendra de bons services aux études de toponymie. Non que l'auteur soit un philologue de profession, ni qu'il ait résolu d'une manière sûre les nombreux problèmes de tout ordre qui se présentent à tout instant dans des études de ce genre: ce n'est pas ce qu'il faut lui demander, et il reconnaît dans la conclusion — et dans son titre — qu'il n'a voulu écrire qu'une esquisse. Mais il a fait des recherches nombreuses et minutieuses, il a beaucoup lu et beaucoup retenu; il cite beaucoup de documents intéressants et a pris soin, dans son étude, de donner pour les noms de lieu la forme gasconne. Ceci

27) Narbonne, Caillard 1907, in-8°, 61 p. 28) AM. 1908. 29) Dans La Montagne, revue mensuelle du Club alpin français (août-sept. 1908), d'après Ro. XXXVIII, 166. 30) Bulletin de géographie historique et descriptive, n° 3, 1906. 31) Cauterets, libr. Cazaux 1908, in-8°, 396 p.

est une idée heureuse, car il n'est peut-être pas de région, en France, (sauf peut-être en Bretagne) dont la graphie officielle ait plus déformé les noms de lieu. «Dans l'œuvre de redressement de la toponymie pyrénéenne» (p. 396) cette «modeste contribution» (ibid.) doit avoir sa place.

Nous ne connaissons que par des comptes rendus l'Essai de Grammaire Auvergnate de MICHALIAS[32]). M. P. MEYER constate (Ro.) que l'auteur a fait de louables efforts pour décrire les sons, mais que la graphie qu'il adopte ne correspond pas toujours à la prononciation. Voir la défense de cette graphie dans le journal Vivo Prouvènço du 7 mai 1909 (J. RONJAT). — Enfin nous ne connaissons que le titre des éléments de grammaire du dialecte de Foix, publiés par P. SICRE dans le Bulletin de la Société Ariegeoise des Sciences Lettres et Arts. — M. C. DAUGÉ a publié une grammaire gasconne[33]) (parler d'Aire sur l'Adour) dont M. MILLARDET fait un compte rendu favorable dans AM. 1906, p. 556.

Le baile du félibrige, J. RONJAT, consacre une petite brochure, d'une élégante simplicité, à l'orthographe provençale. La brochure a paru d'abord en feuilleton dans Vivo Prouvènço. C'est une série de notes pratiques à l'usage de ceux qui écrivent en provençal. Quand aurons-nous un *librihoun* du même genre pour le français?[34])

Le Provenzalisches Supplement-Wörterbuch d'EMIL LEVY s'est enrichi de quatre livraisons depuis notre dernier compte-rendu (de 20 à 24). La lettre P n'est pas achevée; le Suppl.-Wört. comprendra environ huit volumes quand il sera terminé. Nous reviendrons sur les derniers fascicules dans notre prochain compte rendu en parlant plus longuement du magistral Petit dictionnaire provençal-français que le savant lexicographe provençal vient de nous donner. (Heidelberg, C. Winter).

Réparons enfin un oubli en disant quelques mots d'un ouvrage dû à un jeune savant mort récemment et qui avait déjà donné des preuves remarquables de méthode et de sagacité dans les recherches dialectologiques: il s'agit du livre de L'Origine des Ossalois[35]) par JEAN PASSY. L'auteur a su montrer pas des recherches linguistiques qu'un groupe de villages de la vallée d'Ossau était peuplé d'habitants qui ovraient quitté la plaine vers le IXe siècle (ce qui est confirmé pas l'histoire). L'originalité de cette thèse n'est pas tant dans les résultats qu'elle donne que dans la méthode philologique appliquée à des faits d'ordre historique. Ce n'est pas la première fois qu'on emploie cette méthode, mais son emploi est fait ici avec une très grande précision.

Nancy. J. Anglade.

32) Ambert, impr. Migeon 1906, in-8°, 220 p. 33) Dax, impr. Labèque 1905, in-8°, XX—207 pages. [Extrait du Bulletin de la Société du Borda]. 34) Libr. Roumanille, Avignon. 35) Paris, Bouillon 1904.

Llengua catalana 1906.

I. Historia esterna y estensió de la llengua. ***Suplement.***
1904. No en tots els dominis catalans la llengua d'avuy es l'instrument de l'oratoria sagrada tan com correspondría al modern renaxement literari de Catalunya. Per axò Mossen JOSEPH POU Y BATLLE en una defensa fervorosa dels drets del catalá com a llengua de l'iglesia, Sermó predicat en la Seu de Girona el Dilluns Sant del any 1904 durant l'Hora Santa de la Confraria de S. Jordi[1]), dona un impuls a aquest moviment.

1906. L'any 1906 per celebrarse l'esplendit Primer Congrés internacional de la Llengua Catalana ha devingut una fita orientadora per la consolidació de l'idioma literari com també per l'investigació científica de la llengua ab totes ses variants dialectals. May encara aquest renaxement s'havia presentat d'una manera tan clara, potent y brillant als ulls d'Espanya y d'Europa. Una multitut de valiosos treballs, part de caracter filològich, part de caracter literari, contribuiren en aquexa ocasió a la gran obra de regeneració intellectual. Trobarán un'apreciació crítica dins aquest Anuari en l'any corresponent a la seva publicació. L'iniciador d'aquella manifestació imposant, Mossen A. ALCOVER, va donar una relació extensa dels seus preparatius y celebració acertadissima en el Bolletí del Diccionari de la Llengua catalana[2]). Del gran ressò qu' aquest congrès va produhir dins la prensa espanyola, sigui citada aquí no més l'apreciació de la Revista madrilenya Nuestro Tiempo[3]). En JULIO CEJADOR hi esposa en un article molt rahonable, El primer Congreso internacional de la lengua catalana: comentario, el seu caracter y importancia. Una Crónica entusiasta afegida pel Sr. P. BUXAREU conté moltissimes incorreccions, desfigura els noms dels erudits extrangers, que hi varen prendre part y cambia les seves obres d'una manera feresta. Es un agradable síntoma que també fora de Catalunya la forsa elemental, ab la qual el renaxement de la llengua y de la filología s'obra camí, trobi una justa apreciació.

La geografía llingüística fundada en principis moderns encara no s'ha ocupat del nostre domini catalá. Però 'ls filòlechs no 'ls té de pesar que no hagin pogut fer cartes del desenrotllo dels dialectes catalans, quan encara no existexen mapes topográfichs y polítichs complerts. Mapes utilisables fins a cert punt de les provincies catalanes com també del restant d'Espanya han sigut editats sense indicar l'any de publicació, fa alguns anys, per l'Establiment editorial de Alberto Martín[4]). Aquests mapes no son cap model de cartografía, però oferexen al filòlech l'aventatje que contenen casi bé tots els pobles de les provincies d'Alacant, Lleyda, Tarragona, Terol, Valencia y Balears.

Desde l'any 1902 la capital catalana disposa d'un servey estadístich ben organisat, el qual entre altres datos que proporciona, pot donar detalls molt utils pels que s'ocupen de la vida de la llengua y de tot lo que s'hi referex. D'un voluminós Anuario Estadístico de la Ciudad

1) Girona, imprenta Rahola 1904, 22 p. 8°. 2) 1906, 135—254; 1907, 367—380. 3) VI, no. 87, 10. nov. 1906. 4) Consejo Ciento 140, Barcelona. Cada provincia, publicada separadament, 2 pessetes.

de Barcelona[5]) aparegué el primer volum, comprenent l'any 1902, en 1903, el segon (1903) en 1905.

Es de gran interés aquí l'estadística sobre l'instrucció elemental, sobre les persones que saben llegir y escriure. La constatació de que el 42°/₀ no saben ni una cosa ni l'altre, prova que la matexa capital encara es un terreno abonat per prendre-hi ufana la parla dialectal. Es llástima que no hi hagi una estadística del número dels que parlen no més castellá, dels que parlen no més catalá y dels que posseexen les dugues llengues. D'igual valor seria una tal enquesta en lo que's referex a l'empleo de les dugues llengues en l'escriptura. En la plana 132 s'hi dona una estadística de la procedencia dels que viuen a Barcelona, de la qual ens interessa principalment la proporció dels que son fills de les quatre provincies catalanes y dels procedents d'altres bandes. Però ademés s'hauria de distingir entre'ls mallorquins, valencians, alicantins y rossellonesos, tenint en compte escrupulosament la frontera llingüística d'avuy. El que temps a venir estudii les varies corrents de la llengua que procedents de totes les encontrades se topen en aquest centre grandiós, s'hi reunexen y trasformen, y pels camins de l'expansió econòmica son portades en totes les provincies orientals, no podrá passar per alt una tal descripció monumental y registració escrupulosa de la vida intellectual y econòmica de tots els quarters de la capital.

En un petit volum de la Biblioteca popular de l'Avenç, Catalunya a Grecia, estudis historics i literaris[6]), d'En A. Rubió y Lluch, en el qual s'hi troben alguns articles sobre les relacions dels Catalans ab la Grecia, escrits per aquest erudit y benemerit investigador d'aquexa materia (1. Consideracions suggerides per la lectura d'un modern drama grec [= Lambros, el darrer comte de Salona]. 2. El modern arcontat grec. 3. De l'epoca en que ls catalans perderen Atenes), se pot llegir al final una traducció al catalá de l'estudi aparegut dins l'Homenaje al Sr. Menéndez Pelayo (Madrid 1899), La llengua i la cultura catalana a Grecia en el XV^{è} segle. L'activitat de la companyia catalana, per la qual la llengua catalana va ser introduida al Ducat d'Atenes y de Neopatria y els datos més importants de la seva dominació s'hi esposen d'una manera atractiva y ab materials trets de documents.

L'investigació de l'historia local, la geografía histórica y la toponimia, qu'en el Rosselló y en les regions que son avuy les provincies de Girona y Barcelona, han trovat en les derreres dècades tants datos interessants y preciosos també per l'estudi del desarrollo geográfich dels dialectes pirinencs (vegis la meva Relació sobre la filología catalana 1905), té encara molt a aclarir y molts problemes a resoldre més a l'Oest, en les comarques Pallaresa y Ribagorsana. Un pas en aquesta direcció ha provat de fer-li donar una monografía sobre 'l poble principal del Pallars mitjá, Sort y Comarca Noguera-Pallaresa, escrita ab un interés de patriotisme local per A. Coy y Cotonat[7]). Dels numerosos capitols que

5) Ayuntamiento de Barcelona. Negociado de Estadística, padrón y elecciones. Jefe del Negociado: D. Manuel Escudé Bartolí. Imprenta de Henrich y Ca., Calle de Córcega. 6) Barcelona 1906, 102 p. v. BHi. 1908, n° 4 (J.-A. Brutails). 7) Capellán del Regimiento Cazadores de Treviño 26 de Caballería. Barcelona,

componen aquesta obra compilada ab molta diligencia, però no per tot ab la crítica històrica necessaria, siguin citats els següents, que podran ser utils a l'estudi de la cultura local, del desenrotllo polítich y eclesiastich de la comarca y ab axò també a l'investigació filològica per quan s'hagi de fundar en aquestes materies: Datos històrico-geográfics sobre'ls pobles de la Comarca Pallaresa (p. 25—110. El Lector desitjaria de poder constatar en documents molts detalls citats aquí); Noticies sobre'ls monastirs de la regió (p. 115—168; Gerri, Labaix, Sta Cecilia de Elins, S. Ginés de Bellera, S. Esteban de Petra Apilia, Sta Grata, Alahón, S. Pedro del Burgall, Sta Maria de Ovarra, S. Pedro de Malezas, S. Vicente de Ovez, Vilanova, S. Pedro de Escales, S. Juan de Viu, S. Pedro de Vallanega, S. Esteban del Mall, S. Pedro de Torcuy, Sta Maria de Mur, S. Miquel de Cellés, Sta Maria de Custoya, Susterris, N^ra^ S^ra^ de Caldes de Bohí, N^ra^ S^ra^ de Solé, Arboló y altres). Moltes coses que l'autor cita aquí, procedexen de segona y tercera má y necessitan una comprobació segons els documents. La següent historia de S. Odón y dels seus miracles se troba fora del cuadro de l'Anuari critich. Els següents capitols tractan entre altres coses de la cronología de los condes de Pallars y cronica del condado y las familias antiguas del Pallars. Es llástima qu'en un llibre que dona cabuda a tants detalls, el tresor de manuscrits de l'Archiu capitular de la Seu d'Urgell sigui tractat solsament ab una mitga plana y que'l segon llibre dedicat exclusivament al desenrotllo de Sort enumeri cada altar y cada petita capilla y passi per alt el folk-lore y la llengua d'aquesta part tan interessant del Pirineu.

El guia de la Vall d'Aran, Pirineus catalans. La Vall d'Aran, guia monográfica de la Comarca per Juli Soler y Santaló[8]), un llibre fonamentat sobre una base científica, está molt per sobre de la generalitat de les guies itineraris de caracter local. Les mes variades branques de la ciencia son interessades en tenir en compte aquest traball, tant mes que totes elles tenen a resoldre molts problemas en l'Alt Pirineu. Una introducció general tracta de les següents materies: situació y límits; bosqueig topografic (orografia y fronteres; hidrografia); disseny geologic; meners; aigues minerals; organisació territorial y població; comunicacions; notes climatológiques; produccions (flora; fauna); comerç; industria; usos y costums; llenguatge; apunts históric; antiga organisació de la vall; costums jurídiques; administració eclesiástica; antics privilegis. La part principal la formen els itineraris, en els quals l'autor dona llum, agotant la materia, sobre totes les reconades de la seva vall y proporciona una gran abundancia d'informacions precioses segons els seus conexements propis. Numeroses reproduccions illustren el text. Es de desitjar que l'activa Societat Centre Excursionista de Catalunya, que ab la seva publicació periódica Bolletí del C. E. de molt temps ençá fa avansar l'estudi geográfic, folklorístich y adhuc algunes vegades llingüistich de Catalunya, produexi segons aquest model encara mes mono-

impr. de la Viuda de José Cunill, Universidad 7, 1906, 678 p., gr.-8°, 5 pes.
8) Barcelona, 1906, 403 p. 8°.

grafies sobre les parts allunyades de l'Alt Pirineu. Les montanyes tan interessants bax tots els punts de vista del Noguera Pallaresa, del Balira (Andorra), del Segre, oferexen una materia riquissima casi inexplorada.

Es d'agrahir qu'En Soler hagi proporcionat també als filòlechs precioses informacions del gascó d'aquesta vall, sobretot ab el Vocabulari del dialecte aranés adjunt. Mentres que la vall tan distant, casi inaccessible, ha sigut presa per molts per una part del domini de la llengua catalana — encara avuy aquesta opinió está estesa per Barcelona —, En Soler ab aquest glosari purament gascó ha provat lo contrari. Els detalls d'axò els vaig esposar en un estudi dels límits entre 'l gascó y'l catalá, els quals presenten una linea única, marcada, ab passatje sobtat d'un idioma a l'altre, en la revista 'Romania'. Allí matex se troba també un'esplicació de la demarcació d'aquesta frontera per medi de la divisió de les comunicacions y de la vida económica.

Hi ha aquí per citar una monografía geologich-geográfica sobre Lo Vallès d'En Norbert Font y Sagué[9]), que conté un gran número de datos interessants per la geografía histórica d'aquella comarca, de la qual obra els capitols „Divisions de Catalunya", „La sots-veguería del Vallès", „El Vallès en la documentació", „Historia eclesiástica de la comarca", „Ultimes divisions de la comarca", „Fets històrics", „Cartografía de la comarca" son d'importancia també pel filòlech.

Una interessant noticia sobre l'existencia del catalá en Florida ens proporciona H. Schuchardt[10]), d'ahon publica una cansó. El matex dona extrets de noticies de Antonio José Cavanilles fins ara desapercebudes sobre l'extensió de la llengua en la frontera valenciana-castellana. El titol d'aquesca obra important es *Observaciones sobre la historia natural, geografía, agricultura, población y frutos del reyno de Valencia. Madrid 1795, 2 vols.*

II. Gramática. La Gramática de la Llengua catalana[11]) publicada pel Pare J. Nonell es un manual, destinat per la práctica, que esposa ab una multitut d'exemples de la llengua literaria moderna un sumari de la Fonologia (I), Formació de les paraules y Morfología (II) y Sintaxis (III), no pels principiants, sinó per aquells que's voldrien perfeccionar en l'ús correcte de la llengua. Estranya que la doctrina de la formació de les paraules l'anomeni l'autor *Etimologia.* Ensemps ab la morfología aquesta *Etimologia* forma la *Lecsiologia* (sic). Empleant degudament aquest llibre s'en poden treure moltes informacions utils sobre l'estructura de l'idioma literari, de la manera que'l propaga avuy la prempsa, com també dels traballs anteriors del matex autor. En general, no s'ocupa gens de les variants dialectals. La divisió y descripció dels sons com també la terminología no manifesten encara cap influencia de la moderna fonètica científica. Com a base pren la gramática del catalá escrit. El cuadro, que l'autor en presenta, es molt detallat, principalment en l'estens capitol sobre la sintaxis.

Al contrari d'aquest manual práctich del Pare Nonell no pot satisfer a les exigencies d'avuy una nova impressió sense modificar de la

9) Barcelona, Tip. „L'Avenç.", Ronda de l'Universitat 20, 1904, 106 p. 10) ZRPh. 1906, 329. 11) 2ª edició. Barcelona, Llibreria A. Verdaguer

Gramática de la Llengua Catalana por D. A. de Bofarull y D. A. Blanch [12]). Disposició y contingut hi son anticuats.

En un Dietari d'una escursió filologica [13]), que Mossen A. Alcover en companyia d'el que axò escriu van realisar en 1906, dona una serie de noticies sobre 'ls dialectes casi inexplorats encara del Pirineu catalá, axi com precioses informacions sobre la terra y els habitants, que poden ser d'utilitat pels futurs investigadors en aquest domini dialectal.

El llibret d'En G. Palomba, grammatica del dialetto algherese moderno [14]), no destinat als filòlechs sino als lectors indigenas, conté principalment la morfología del dialecte catalá d'Alguer en la Sardenya, estudiat fa temps per En Morosi y En Guarnerio. Taules y llistes extenses indiquen tot lo que pot desitjarse sobre aquexa part de la gramática. La transcripció adoptada per l'autor pren, es veritat, alguns signes del sistema d'Ascoli, però queda solsament mitx-fonètica y pot fer equivocar un lector que no estigui al corrent dels sons catalans. Es llástima que l'autor no hagi provat de distingir bax un punt de vista fisiològich tots els sons de la seva llengua mare, y despres clasificarlos y transcriurels segons una manera consegüent y rigorosa ab una grafía fonètica, tal com se pronuncian. Axís aquest traball compilat ab gran diligencia pot ser un auxiliar precios als algueresos matexos per consolidar, especialment en les classes superiors, el conexement y l'ús de l'idioma dels seus avantpassats; al contrari els no-algueresos hi trobarán no més l'estructura de les formes, fent abstracció de casi tot lo que's referex a la pronunciació. Ens vé molt bé una llista de paraules y frases, que posa al final. Numeroses formacions híbrides y barrejades de catalá y italiá hi oferexen un gran interés llingüistic, per més que al patriotisme local li dolgui y hagi de doldre aquexa invasió forastera. Es una alegría de veure ab quin entusiasme la llengua mare es cultivada y estudiada en tot lo possible fins en l'Alguer.

A. Tallander (A. Bulbena), breus observacions ab motiu del primer congrès de la llengua catalana. Afegit un studi sobre l'article català [15]). Sense interés científic.

J. Aladern, los misteris de la llengua catalana esbrinats. Estudis filològichs sobre l'origen, formació y significació d'algunas paraules y frases catalanes fins avuy inexplicades [16]). Quins misteris s'esbrinen aquí, no ho sabem.

Le catalan occidental, article anònim del BHi. [17]), conté algunes noticies fragmentaries sobre'ls dialectes del Pirineu català y de la regió fronterissa entre 'l catalá y l'aragonés; per desgracia els exemples no s'hi transcriuen fonèticament.

a) ***Ortografía.*** La llengua catalana, com a idioma no reconegut oficialment en Espanya, no posseex cap norma exterior, gráfica. Desde molt temps hi ha lluytes encarnisades o més o menos pacífiques sobre

---

Rambla del Centre 5, 1906, 315 p., 8°. 12) Barcelona, Salvat y Compa., S. en C., Editores, 220 Calle de Mallorca (sens' any). 13) BDLIC. 1907, 257—367. 14) Prima edizione. Sassari, tip. G. Montorsi 1906, 52 p., 8°. 15) Barcelona, Stampa de F. Badia. Dou 14, 1906, 15 p. 16°. 16) Barcelona, tip. catalana, carrer Universitat 47, 1900. 17) 1906, 396—398.

l'ortografía. Els representants de les diferentes tendencies recomanen ja una grafía qu'en diuen etimològica, ja un' altra qu' hauría de ser fonètica, referintse més a la pronunciació actual, ja una ortografía arcáica, fundada en les tradicions gráfiques de l'edat mitja, ja una barreja de tot. Algunes revistes han adoptat un sistema o altre; la casa editorial l'Avenç té el seu sistema particular, al qual son subjectades totes les obres que publica. No s'ha arrivat encara a un acort satisfactori. En la gran massa de les publicacions, principalment la manera de grafiar dels particulars hi ha una anarquía espantosa. Com que cap dels que se servexen avuy del catalá en l'escriptura, ha tingut ocasió d'apendre'l en un ensenyansa escolar sistemática, la majoría no solsament dubta entre varis sistemes, sino també per les faltes d'escriptura de relleu y negligencies gráfiques de tota clase, que en altres paisos son mirats com a signes d'una instrucció defectuosa, hi ha la més ampla llibertat. Tothom escriu com li agrada, tot es just. Desfiguracions ferestes de paraules y noms estrangers, omplen casi totes les publicacions. Son la trista consecuencia d'una falta d'ortografía; pot serne també causa el desconexement encara massa gran de les llengues estrangeres.

Se complica la questió d'una ortografía uniforme pel fet de que ni en les publicacions literaries del gran centre de cultura, Barcelona, s'usa una morfología y sintaxis uniforme, y que potser cap catalá posseex el lexich de la llengua, riquíssim y variat d'un poble a l'altre.

A pesar d'axò l'unich domini en el qual una uniformació, per més que sigui artificial, es justificada, més encara, urgentment necessaria, me sembla ser l'ortografía. Una llengua culta d'avuy necessita un exterior grafich uniforme, el qual no sols fa progressar el seu empleo en l'escriptura dels indigenas, sino també facilita en gran manera el seu conexement y estudi en l'extranger. Avuy que l'us de la llengua mare en la prensa, en els actes oficials, en les belles lletres y publicacions científiques de tota clase ha guanyat una extensio extraordinaria, crexent sempre més, ha arrivat el temps en que s'ha de pensar d'allunyar l'obstacle representat per l'anarquía gráfica. No'm sembla la questió més important, si un sistema es millor que l'altre, sino, si es possible d'introduhir aviat en l'ús comú una grafía única, uniforme. No la publicació de tractats ortográfics, sino d'un diccionari ortográfic com lo possеexen les altres llengues desde fa molt temps obtindría certament sortida. Sobre la questió, com se deu combinar el sistema necessari per axò, ja se varen iniciar acorts entre'ls literats autorisats, especialment pels actes del Congres del 1906. Se'n parlará aquí mes tart.

b) ***Fonètica, fonología. Suplement.*** **1905.** En dos articles Les tres preteses lleis d'escursament, de distinció y d'eufonia[18]) EN POMPEU FABRA orienta el gran public sobre aquexes lleis inventades pel Pare Nonell i defensades per Mossen Grandia. En efecte, poques vegades s'ha esposat una doctrina més fantástica y més contraria a la llingüística románica que aquestes „lleis“. Puch subratllar cada paraula de la crítica d'En Fabra. Esperem que ab axò aquestes „lleis“ desaparexerán definitivament (vegis també RJb. VI, I, 373).

18) Publicats en el „Poble Catalá“, 1905 (no sé quin numero, tenint solsament els articles retallats).

1906. Faltavan fins ara estudis especials sobre l'historia de l'ẹ y ę tòniques del llatí vulgar en Catalunya. Es per això molt d'agrahir qu'En Pompeu Fabra hagi provat de descubrir la *ratio* d'aquest desenrotllo[19]). Reconexem perfectament el valor del seu treball, encara mes quan no 'ns venen casi may de Catalunya investigacions sistemátiques d'aquesta mena. No obstant s'hi han de fer algunes observacions.

En quant al mètode, qu'ha seguit En Fabra en aquest estudi sobre un detall de l'historia interna del catalá, no puch conformarme ab els seguents punts.

1. No basta posar les paraules llatines (citades sense motiu visible ja en la forma del llatí clássich, ja en la del llatí vulgar) al costat de les formes modernes, sino la questió de qu's tracta pot resoldre's d'una manera satisfactoria solsament, si 's tenen en compte d'una manera completa les etapes intermediaries, en quant siguin avuy accessibles, d'aquest desenrotllo comprenent casi dos mil anys, axò es tot lo qu's pot constatar ab les rimes mig-evals per la pronunciació d'aquestes dugues vocals tóniques.

2. Es impossible de ferse un'idea clara del desenrotllo no solsament de ẹ y ę del llatí vulgar, sino també de tot el tresor llatí de sons, formes y paraules, si un renuncia d'emplear els conexements y mètodes de la geografía llinguística, de tenir en compte les diferencies locals de la llengua, com se presenten avuy en els dialectes moderns ab una riquesa extraordinaria. Tantes questions, qu'en l'estudi d'En Fabra queden per resoldre o dubtoses, se presentaríen molt més clares, tenint en compte el catalá, com viu, generalment ab una puresa dialectal, local, molt més genuina fora de Barcelona. Una explicació histórica del catalá modern, literari, com se troba p. e. a Barcelona, que no sigui al matex temps un'explicació geográfica, que creu poguer prescindir de les etapes representades per les altres regions, perque seríen menos importants, „dialectals", necessariament ha de ser una cosa deficient.

3. Ab tota urgencia s'ha d'exigir que exemples moderns en tals estudis, pels quals les més petites variants y tonalitats fonètiques son de la més gran importancia, y els que no solsament son escrits per la gent que parla el catalá com a llengua mare, o' l conex de prop, en tot cas siguin transcrits escrupulosament ab signes fonètichs. Certament se pot suposar qu'ls lectors de la „Revue Hispanique" saben llegir correntment algun sistema fonètic. (També es superfluu a la plana 14 el ressenyar al lector sobre el fet elemental de que l'ę del llatí vulgar prové de l'ĕ del llatí classich y l'ẹ de l'ē y ĭ del llatí classich.)

4. L'agrupació dels exemples en un tal estudi sobre fonètica històrica deu correspondre al desenrotllo dels sons llatins originaris. En Fabra estudia l'ẹ y l'ę del llatí vulgar totes plegades, disposant la materia segons els sons quels seguexen, encara que les caracter d'ells en la major part dels casos no té cap influencia (1. Sons llabials, 2. dentals, 3. *s*, *ss* [¿l'*s* no es una dental?], 4. palatals, 5. velars, 6. *u* final, 7. proparoxitons y ẹ, ę devant de muda + vibrant [l'*l* es una vibrant?] + vocal, 8. devant de *m*, *n*, *s*, *r* en posició y de *rr*). No es clar el principi de divisió,

19) RHi. 1906, Existex un tiratje apart, 19 p.

segons el qual estan compartits aquests vuit grupus d'exemples, p. e. que ẹ, ę devant de *s* en posició se tracta en el número 8, mentres que devant de *ss* en el número 3. A la plana 12 no's compren, quina relació té el desenrotllo de la vocal tònica *e* ab el número de sílabes, que li seguexen en llatí. Es indifferent, si's tracta de proparoxitons o no, com ho demostren els exemples. Els exemples del No. 7 s'haurien de compartir en les rúbriques precedents. Les paraules hereditaries, mitx-sabies, sabies, s'han de separar en una tal recerca, lo que no s'ha fet. Sería també practich de separar els casos de ẹ y ę lliures y en posició, tenint en compte el desarrollo general del domini gallo-romá, es pero indispensable que els cambis de sò espontanis y els cambis condicionals siguin distingits.

Entre 'ls exemples posats per En Fabra els seguents me semblen dubtosos per la comarca de Barcelona:

p. 11. *lléi.* — p. 12. *prèga.* — p. 13. *prevère.* — p. 14. *cèsta.*

No pretinc que les formes d'En Fabra no existexin, sino voldría constatar que he trovat les contraries, que certament s'han de tenir en compte.

[l'ẹy] no apoyaría la regla establerta per ę + *g* final; [pr̥əƀẹre] y [sẹstə] serien també casos discordants.

[pr̥ẹgə] sería conforme al desenrotllo regular.

No puch conformarme ab la primera frase d'aquest estudi (pl. 5): „le catalan possède deux *e*: l'*e* oberta (*è*) et l'*e* tancada (*é*)", si no deu entendre's aqui per „catalá" solsament l'idioma de Barcelena y voltants. Aquí, es veritat, basta distingir, fora casos isolats, dugues *e*, que corresponen gayre bé a l'*e* y *ε* de l'alfabet de l'*Association phonétique internationale.* Pero, com que „català" es quelcom més que la llengua de la regió barcelonina, y com que no existex una pronunciació única, oficial, del català —tothom l'articula acostantse fonèticament més o menos al dialecte local del seu poble— me sembla que sería un gran perill limitarse a la distinció de [ẹ] y [ę]. Existex en catalá (a més de l'*e* molt més oberta mallorquina = [ę̜]) en el meu Manual de Fònètica catalana) un'*e*, que's troba entre *e* y *ε* (entre [ẹ] y [ę]); no distingint-la per un signe especial, un no pot menos de representarla d'una manera del tot arbitraria o per un *e* o per un *ε*, falsificant axis la fonètica auténtica. Per axò crech que sería molt millor d'emplear tres signes en el continent catalá per la transcipció fonètica de les *e* tòniques (y un quart per l'[ę] mallorquina).

Pels detalls me permeto fer les següents observacions.

pl. 1, nota 1. El fet de que la pronunciació llabiodental de V llatina, que com se sap pertenex a les isles balears y al Camp de Tarragona, En Fabra l'anomena „dialectal"; ab lo que vol dir qu'al costat de la [ƀ] (condicionalment [b], vegis el meu Manual de Fonètica, pl. 37—38) del Pirineu y de Barcelona se tracta d'una cosa local. No soch del parer que sigui possible, necessari y conforme a la realitat, de distingir axis en el domini catalá entre pronunciació „dialectal" y „no dialectal", perque una pronunciació „literaria" no existex.

pl. 7. El fet de que, al contrari del desenrotllo general de llat. vulg. ẹ > [ę] y llat. vulg. ę > [ẹ], devant de *l* final catalana les dugues *e* del llat. vulg. aparexen com [ę̜], s'explica per la fisiologia de la *l* (= [ł].

En la plana 8, nota 2, En Fabra senyala que la *l* es un „phonème gutturalisé“ y sembla pressentir la justa explicació. La fórmula „phonème gutturalisé“ no es massa acertada. La *l* final y la *l* devant de consonant s'articula en catalá com un sò lateral curvant cap amunt la part anterior de la llengua, la qual s'apoya al paladar anterior, als alveols, en algunes persones també a la part posterior dels incisius (sensa modificar per aquesta diferencia de la seva posició esencialment l'efecte acústic). La part anterior de la llengua derrera del punt de contacte fa una concavitat, com una cullera; l'arrel de la llengua, vers la qual per rahó d'aquexa concavitat els muscles se tiren enderrera, es acercada a la vela del paladar. En la *e* tancada el punt de la part superior de la llengua anterior, que en [ł] per la concavitat es molt enfondida, ha de ser molt acostat al paladar anterior (la curvatura de la llengua anterior es aquí del tot inversa). En l'*e* oberta aquesta distancia del paladar anterior es major. Per consegüent, la posició de la llengua anterior en [ẹ] s'aparta més que la de [ę] de la posició necessaria per articular la [ł]. Per aquesta rahó se presenta sempre devant de [ł] final l'[ę] que fisiologicament está més aprop, fins en els casos ahon s'hauría d'esperar una [ẹ]. De una mera semblant s'explica dęke > [dęu̥] (en lloch de *[dẹu̥], pęde > [pęu̥], en lloch de *[pẹu̥]): també entre [ę] y [u] el moviment necessari de la llengua es més curt qu'entre [ẹ] y [u].

pl. 8. Dupto molt, si s'ha de suposar una „fricative vélaire“ com etapa intermediaria entre *-d* y *-u* en pęde > [pęu̥].

ib. Que ha de significar aquí *deus*?

pl. 10. Transcrivint la consonant final, axò es l'africada prepalatal sorda [č] de *veig*, *mitg* y altres pel signe no fonètich *tch* y el fonèma corresponent sonor [ǧ] de *mitga* per *ddj*, un que no conex la pronunciació catalana, podría entendre qu'aquí se tracta d'una dental allargada + [š]; lo que sería certament un error.

pl. 11. [l'] no se cambia may en [i] (vocal o „semi-vocal“), sino sempre en [y] (consonant).

ib., nota 3. „Le *x* et le *j* catalans ne sont pas labialisés comme le *ch* et le *j* français.“ Si [š] y [ž] son arrodonides o no en francès, dependex de si la vocal següent es arrodonida o no. El fet de que [ž] se troba no arrodonida fins devant de vocal arrodonida, com fr. [ə], ho demostra la fotografía de la posició dels llabis en [žə vuz ęm] en l'appendix de Jespersen, *Lehrbuch der Phonetik*.

pl. 12. *cée* es una paraula morta, encara que sigui desenrotllada regularment de CAECU. Tothom diu *ciego*, *cego*, castellanisme que he constatat en més de cent pobles rurals de Catalunya, al costat del qual *cec* no es usat.

pl. 12. La nota 1, que's referex a la pronunciació de l'*a* final, no me sembla prou exacta. No es just que l'[ə] catalana sigui identica ab la vocal final de l'al. *besser*.

pl. 14, nota 1. La gramática de Forteza (vegis RJb., Relació sobre 1905) no's pot prendre sempre en serio en les seves conclusions referents a la gramática histórica.

pl. 16. En Fabra posa aquí les dugues filiacions següents:

1. llat. vulg. *ẹ* > **ẹi̯* > **ęi̯* > mod. [ẹ].
per Mallorca: **ęi̯* > **ẹi̯* (axò es [əi̯]) > *ẹ* (axò es [ə]).

2. llat. vulg. *ę* > **ęę* > **i̯ę* > en general [ẹ], devant *l*, *u*, *rr* y *r* + cons. > [ę]; devant *i̯* > **i̯e* > [i].

Dupto encara molt, qu' aquestes filiacions siguin justes. Especialment no puch conformarme ab la primera, no solsament perque no tenim cap prova de l'existencia d'un antich diptong **ẹi̯*, **ęi̯*, sino també perque un ha d'allunyarse molt del domini catalá per trovar en el mapa dels dialectes románics el desenrot'llo de llat. vulg. *ẹ* lliure > *ei* (fins al Nort y Surest de Fransa y Nort d'Italia. Vegis p. e. la carta *avoir* en l'*Atlas Linguistique de la France*, d'En Gilliéron). Ademés En Fabra sembla no tenir en compte que'l resultat [ę] no correspon solsament a l'*ẹ* lliure, sino també a l'*ẹ* en posició del llatí vulgar en els exemples estudiats, y qu'un diptong *ei* a lo més podría procedir de l'*ẹ* lliure del llatí vulgar. En la segona filiació no 'm sembla trovarhi una prova decisiva per que aquí hagi existit un diptong *ię*. El problema de que's tracta aquí, no es, com se sap, solsament catalá, sino gallo-romá y necessita encara moltes aclaracions. La questió es si l'existencia de [i] procedent de llat. vulg. *ę* + palatal suposa un' etapa antigua **ięi* en el domini catalá, o bé si llat. vulg. *ę* + palatal ha passat directament a **ęi*, **ẹi*, *i*. Aquest problema té de resoldres per tota la regió gallo-romana. Ademés en cas que *ę* + palatal > **iei* sigui possible per Catalunya, axò no vol dir que *ę* en general, devant de sons no palatals, degui haver passat per **ię*.

Per ara no puch convençerm que llat. vulg. *ę* > cat. [ẹ] y llat. vulg. *ẹ* > cat. [ę] hagin degut passar en tot cas per etapes intermediaries de diptongació. Un passatje directe entre aquestes vocals anteriors fisiologicament tan vehines no hauria sigut possible? Hi ha que tenir en compte que avuy trovem també entre *ę* y *ẹ* una *e* mig-oberta, la qual representaría l'etapa de passatje pels dos desenrotllos, sense que sigui necessari que les dugues vocals llatines hi hagin passat al matex temps. Perque si llat. vulg. *ẹ* y *ę* s'haguessin trovat plegades en aquexa etapa, llavors el desenrotllo posterior hauría sigut el matex, y no sería possible separar els exemples d'avuy ab tanta regularitat, segons el seu origen, en exemples ab [ę] y [ẹ]. Allá on constatem —y es un cas frequent en els poetes de l'edat mitja — que no distingexen *ẹ* y *ę* en la rima, se tractaría d'una etapa, en la qual llat. vulg. *ẹ* y *ę*, en el seu tractament oposat, hauríen coincidit en l'*e* mitg-oberta o al menos s'hauríen aproximat molt, conforme al desarrollo dialectal d'alguna comarca.

Queden encara per fer moltes aclaracions en l'assumpte tractat ab una gran riquesa d'exemples y molt cuydado en aquest estudi preciós d'En Fabra.

J. Hadwiger tracta en un article, publicat en la Revista RF.[20]), l'*a* tónica a Mallorca („das haupttonige *a* im Mallorkinischen"). El resultat del traball, pel qual sería de desitjar una disposició més clara, es el següent: *á* llat. es tractada en general de la matexa manera que sabem pel continent catalá; solsament se pronuncia molt més palatalisada allá on s' ha conservat ([a̱], = *a* en franc. *madame*). Tenim donc a Mallorca: *a* lliure y en posició > *a*; *a* +

20) Bd. XX, H. 3, 1906.

i > [ẹ]; *au* > [ǫ]; desenrotllo especial en pobles isolats: pal. + *á* > [ę] a Sineu, *a* final moderna > [ãi] a Sóller, *a* > [ë] (= [ẹ], obrint els llabis y les mandíbules com si 's pronunciés *a*) a Felanitx, > [ẹä] o [əä] ([ä] = [ę] ab posició dels llabis com si 's pronunciés *a*) en els vells, > [ę] en els joves de Son Servera. Sembla que ha escapat a l'autor l'*a* velar de Mallorca. Aquestes constatacions interessants son illustrades ab exemples y explicades fisiologicament d'una manera extensa. L'isla de Mallorca posseex una variació dialectal molt considerable relativament a la seva petita extensió. En molts casos un s'ha de guardar de parlar tot sensillament del „mallorquí". Un estudi llingüistich de cada poble de l'isla seria molt de desitjar. També aquest traball, per dissort, solsament ens dona rahó de la manera qu'es tractada la *a* en Manacor, Sóller, Sineu, Lloseta, Alaró, Binisalem, Cap de Pera, Son Servera, Felanitx. Si aquest esculliment de pobles es acertat, les investigacions futures tenen de dir-ho. Tots son pobles devora del tren o de carreteres. Queda encara per constatar la manera de qu'es tractada la *a* en les serres del Nord-Oest de l'isla, desde Pollensa-Alcudia fins a Andraitx, o en els vilatges y caseríus solitaris al Nort de Manacor o al Sur-Oest de Llunmayor. No solsament seria desitjable la completació geográfica en general d'aquest estudi, sino també alguns detalls hi ha a corretgir.

p. 716. Jo no comprench pas perque *-ari* „podría" solsament ser la forma sabia de *-aria*. *familia* > *famili*, *diligencia* > *diligenci* etc. no son formes solsament mallorquines.

p. 718. No's compren lo que l'autor vol dir a proposit de [məstəstẹns] (= *mientras tanto*).

Ib. el cat. [tərǫnžə] (*taronja*) hauria de ser lo matex que'l cast. *naranja*. L'*ǫ*, que en aquest cas seria rara en la paraula catalana y mallorquina, hauria de representar una influencia francesa. „La nasalisació enfosquex aquí l'*a* (quina? l'*a* del francès orange?) tan intensament, que a l'orella dels mallorquins deu sonar com una *ǫ*." Aquesta influencia francesa s'esplica segons l'autor per les relacions constants dels fruyters mallorquins y valencians ab Fransa. Si axò fos cert, sempre sería estrany que la fruyta fora dels „boscos d'or" („Goldwälder") de Mallorca y de Valencia, com p. e. en l'esteril provincia de Lleyda, que té poques relacions econòmiques ab les isles y ab Valencia y Fransa, es anomenda també *toronja*. Y d'on vé la *t* de *taronja?* Y el castellá *toronja*, que ya Cobarruvias (1611) definia com „*una especie de cidra*", com „*malum citreum*"? (Vegis també el cast. *toronjil* ib.). — Per *toronja*, que correspon regularment en castellá y en catalá a l'arab. *turunǧ*, l'autor hauria trobat l'explicació justa en Dozy, p. 351. L'ecuació *toronja* = cast. *naranja* + fr. *orange* (reproduida malament del francès pels mallorquins) en el propi sentit de les dugues paraules es un *salt mortal*. *Naranja* no té res que veure ab *toronja*, sino que es importada de Persia per medi de l'arab. *nâring*. *turunǧ* y *nâring* en arabe significan dos fruits diferents y son dugues paraules del tot diverses.

p. 719. Dubto molt, si el cambi llat. *-a* > -[o̥] en Sóller, que també s'observa en altres indrets de l'isla y del continent catalá, es una importació provensal.

p. 720. [nǫl̦i̥t] > [ǫl̦i̥t] „sou que's dona al barquer", no té influencia de [ǫl̦i], sino es derivat de [u̥n nǫl̦i̥t] (> [un ǫl̦i̥t]).

p. 726. Per creure l'afirmació que'l cambi de ẹ > [ę] a Lloseta, Binisalem y Alaró (Mallorca), Villacarlos y Alayor (Menorca), S. Antonio (Ivissa) hagi passat per [ə] com etapa intermediaria y no directament, seria bò veure 'n proves; lo matex per l'opinió de que aquesta [ę] sigui importada per colonisadors del continent. Si una tal nova importació de colonisadors es un fet històrich, es llástima que l'autor no 'ns dongui cap prova.

Citem aquí també el valiós treball d'En H. Wendel, Die Entwicklung der Nachtonvokale aus dem Lateinischen ins Altprovenzalische (el desarrollo de les vocals posttoniques del llatí fins al antic provensal[21]), el qual fent resaltar més el punt de vista geográfic en les seves investigacions de gramática històrica, y referint-se més als dialectes moderns hauria certament guanyat molt. Els fruyts d'aquest estudi se relacionan, es veritat, principalment al domini provensal; però, com numerosos fenòmens estudiats detalladament per l'autor apartenexen també al domini catalá, el qui més tart vulgui ocuparse de les vocals posttòniques al Sur dels Pirineos, no podrá prescindir d'aquest treball.

c) ***Morfologia y formació de les paraules.*** Noticies sobre ipse com article a Olot se troben en el Bolletí del Diccionari, 1906, 91—92. Avuy no existex generalment en aquella comarca, però encara pera burlarse dels Olotins, els vehins diuen que *salen*. Algunes frases isolades en les quals s'han conservat *sa*, *se* son citades en aquell lloch per En G. Gelada. El matex hi dona noticies interessants sobre 'l llenguatge d'Olot, la major part pertanyents a la morfología.

De la matexa manera que 'l treball de Wendel citat més amunt son interessants pel domini catalá:

P. Skok, die mit den Suffixen *-acum*, *-anum*, *-ascum* und *-uscum* gebildeten südfranzösischen Ortsnamen[22]).

E. Philipon, provençal *-enc*; italien *-ingo*, *-engo*[23]).

d) ***Lexic; etimologia.*** Una contribució preciosa al conexement del lexic mallorquí ens proporciona Mossen A. Alcover ab un *glosari*, en el qual reunex les paraules més difícils del primer volum de la nova edició de les Rondayes (vegis la secció IV).

A un diccionari d'En J. Aladern, Diccionari popular de la Llengua catalana [Catalunya, Mallorca, Valencia, Andorra, Rosselló, Llenguadoc(!)][24]) que no tinch a la má y no conech, el qual pel que sembla conté de les lletres *A* y *B* un nombre més gran de paraules que'ls anteriors diccionaris, proporciona Mossen A. Alcover[25]), una llista abundosa de termes mallorquins que allí manquen. La llista mostra, quant imperfectament el tresor de paraules dialectals citat per ell en el titol era conegut a En Aladern. Mossen Alcover repren ab rahó les idees fantástiques que's fa aquest autor de l'estensió de la llengua catalana.

21) Tesis doctoral de la Universitat de Tübingen. Halle a. S., Druck von E. Karras 1906, 122 p. 22) Halle, M. Niemeyer 1906 (Beiheft 2 der ZRPh.). 23) Ro. 1906, 1—21. 24) Barcelona, Francisco Baxarias, editor. 1904, vol. I, 1109 p. 25) El Diccionari de N'Aladern. BDLIC. III (1906), Nr. 1, 1—14.

A. Bulbena y Tusell, diccionari catalá-francés-castellá o sia promtuari d'aquelles veus e locucions més propiament usades del poble e autors catalans tant antichs com moderns... contenint alguns milers de vocables d'ayre vulgar catalanesch, no encloses en ningun dels diccionaris fins are publicats[26]). Un llibre excellent, el millor diccionari catalá pels extrangers, el qual ha enriquit considerablement la lecsicografía de l'idioma literari.

Estudi inaccessible a l'Anuari:

— P. Meneu, algunas palabras marroquies que se hablan en Valencia[27]).

III. Toponimia. Noms propris. Sembla que la recerca de noms de lloch y de familia de les varies comarques segons un article del Bolletí del Diccionari, Espigolada toponímica[28]), comensa a pendre bona marxa. El tom II, 364—378 contenia ja noms en *-ach*; ara la llista se continua en el vol. III, 16—17, 71—73, 106—108. Vegis ib. Observacions sobre els noms de lloc acabats en *-ach*, d'En Joan Segura.

Un Repertori dels noms propris i geográfics citats en la Cronica de Jaume I segons l'edició de la Biblioteca Catalana publicat per N'A. Aguiló, se troba en la Revista de Bibliografía Catalana[29]). Sería millor, si coses tan indispensables y acostumades, com els index de noms, se publiquessen plegades ab els textes.

IV. Documents; fonts llingüístiques. En J. Miret y Sans publica traballs preparatoris, preciosos per l'investigació del més antich catalá. Fins ara de documents en llengua vulgar procedents de la vessant meridional del Pirineu s'en conexien solsament un de 1239 (ed. Milá y Fontanals, Revista histórica, III, octubre de 1875) y un altre de 1211 (ed. Miret y Sans, investigación histórica sobre el vizcondado de Castellbó, 1900, p. 107). Per axò l'opinió de que no existia cap document que pogués ser apte per l'estudi de la llengua anterior al sigle XIII, era generalisada. Per lo tant, l'interessant publicació d'En Miret y Sans, el mes antig text literari escrit en catalá, precedit per una colecció de documents dels segles XI^{è}, XII^{è} y XIII^{è} (Extret de la Revista de Bibliografia Catalana)[30]), es importantissima.

La primera part del traball conté una serie d'extrets de documents llatins, la major part particulars y per consegüent preciosissims per l'estudi de la llengua. Onze d'ells pertenexen al sigle XI (dels anys 1007, 1025—1060, 1030, 1043, 1043, 1061, 1075, 1075, 1080, 1095, 1099); els trenta següents comprenen tot el sigle XII. Es de sentir que l'autor s'hagi limitat a citar d'aquests documents no mes aquelles frases que contenen paraules de la llengua vulgar explicites o mes o menos llatinisades, mentres qu'ell dexa de publicar la part completament llatina, la manera de grafiar de la qual podria també fer conexer detalls importantissims de la llengua vulgar en aquella época. En cada conveni s'indiquen les persones que l'han clos, o 'l lloch ahon el document se referex, o tot plegat, axis com també l'any en que va tenir lloc. L'historiador

26) Barcelona, Stampa d'En F. Badia, Dou 14, 1905, 632, p. 8°. 27) Revista de Aragón 1905, p. 466. 28) 1906, 14—22. 29) III, 1903. p. 116—167. 30) Barcelona, l'Avenç, Ronda de l'Universitat 20, 1906, 47 p. 8°.

y també el filòlec, a qui convindria ocuparsen mes detalladament, trobarà a faltar algunes vegades l'indicació del lloc, ahon se conserva el document (vegis p. e. pl. 7, „document de l'any 1007"; pl. 8, „sentencia del plet entre Mir Geribert i el Comte de Barcelona [1025—1060]); Lo matex podem dir sobre 'l „conveni sobre l castell de Sant Martí de Baridà", de 1126, ahon hauria sigut molt util una indicació bibliogràfica exacta en lloch de remetre senzillament als numerosos volums de l'*Histoire de Languedoc.* Publicacions d'aquesta mena no son, me sembla, pels dilettantis, que s'allegren y s'admiren de que ja al sigle XI existia una llengua catalana, sino pels historiayres y filòlechs que voldrian saber, ahon poden trobar y estudiar els originals.

A partir del sigle XIII comensem de trobar documents escrits totalment en llengua catalana. En Miret publica segons l'original (Arx. Cor. Arag., perg. 404 de Pere I) l'acta de capitulació del castell de Llorens, feta en 1211 per En Guerau de Cabrera, que va ser vençut per l'exercit reyal. Aquest breu text oferex poc per observar al filòlech; però segons En Miret es el més antich document en llengua vulgar que's conserva en el Arxiu de la Corona d'Aragó. Al fi s'hi troba una magnífica reproducció.

Després, publica del Arxiu del Gran Priorat, perg. 168, el testament estens y llingüísticament preciós d'En Pons de Castelló, de l'any 1237, qui senyorejava en la regió de Ribagorsa. Numeroses grafies y formes, diferentes del ús comú de documents oficials enriquexen el nostre conexement del antich català cap al extrem Oest, a la vora de l'Aragó, y esperen ser estudiades, lo matex que 'ls dialectes de la matexa regió, entre el Noguera Ribagorsana y l'Esera y el Cinca.

Lo que fa més preciós el traball d'En Miret y Sans, es la segona part que comensa à la plana 30: la publicació d'un text literari en prosa qu'ell va trobar en la rectoría d'Organyà (a la ribera del Segre). Es el fragment d'un llibre d'homilies, que segons l'editor per rahons de paleografía fou escrit en el temps d'En Pere I el Catolic, en els darrers anys del sigle XII o a principis del XIII (En Paul Meyer[31]) l'atribuex al principi del s. XIII). En un apendix al manuscrit d'homilies de l'iglesia d'Organyà s'hi publica un quart full del matex manuscrit, trobat posteriorment. A lo que toca la fixació del temps del manuscrit, seria bó que s'apoyés també en rahons llingüístiques. Pot ser, aquesta fixació resultarà més segura, quan la fonologia, morfologia y el lexic del manuscrit siguin estudiats. En general aquest text oferex un caracter purament català, però hi aparexen també grafies y formes que's troben o may o poques vegades dins el català mes antich, especialment en els documents procedents del Sur de la frontera catalana-llenguadociana. Com un de mos dexebles prepara una publicació critica sobre aquestes homilies, desistexo d'estudiar en aquesta curta ressenya els detalls interessants de la llengua que presenten, els quals s'aclaririen en gran part solsament per la geografia dels moderns dialectes pirinencs.

Aprofito l'ocasió, per esposar, com a filòlec, una serie de consideracions que si's tenen en compte, podràn aumentar el valor de tal

31) Ro. 1906, p. 610—612.

publicació y d'altres per son género, que's fassin ab un fí llingüistic, y per fer al matex temps algunes observacions referents a-n aquest bell traball d'En Miret y Sans, axò es no sols als extrets de documents dels sigles X, XII y XIII, sino també a la manera com va publicar les homilies.

1. No n'hi ha prou, que's citin formes catalanes d'un temps determinat, sino també es necessari, que, si axò es possible, poguem constatar a quina comarca apartenexen. No el poble de procedencia de les persones qu' han clos un conveni, ni tampoc la situació geográfica del castell, del feu, del convent, al qual se referex el contingut del conveni, sino la situació del lloc, en el qual s'ha fet l'escriptura, es el criteri, segons el qual molt sovint se poden localisar aproximadament les formes de la seva llengua. Per conseqüent, tots els datos que podrien ser utils, per determinar el lloc, ahon se va fer l'escriptura, s'han de facilitar al filòlec.

2. Es en gran manera desitjable que's digui per cada document, publicat exclusivament o en part ab un fí llingüistic, si el manuscrit es l'original o no, ja que solsament en el primer cas les seves formes se poden utilisar per la cronologia dels fenomens llingüistics.

3. Tots els mapes de Catalunya qu'existexen avuy, son miserables. La geografia mitjeval está encara més a les fosques. Un catalá matex que's troba en el cas de deber identificar una localitat de temps enderrera, moltes vegades s'hi veu embarrassat. Per un estranger molt sovint es del tot impossible. Per axò seria bó qu'un autor citant localitats rares o desconegudes y que, com En Miret y Sans, está tan enterat de la geografía de l'edat mitja de Catalunya, se prengués la molestia d'indicar en quina vall, provincia o partit judicial s'ha de buscar la localitat citada per ell. Estalvaria ab axò molt enuig y mal temps.

4. Un editor que publiqui textes per les investigacions filològiques, deuria anotar exactament totes les minuciositats paleográfiques. Estich segur qu' En Miret y Sans ha reproduit els seus textes ab tota fidelitat (vegis però, p. e., pl. 42, ratlla 14: non in solo pane uiuit homo s. *i. o. u. q. p*, d. o. dei. Ms.: *ī. oi. u. q.* p. d. o. đī. — pl. 43, ratlla 7: *satana.* Ms.: *satanas*), però en els extrets dels documents no' ns diu res, y en el text literari tan important solsament poca cosa del exterior paleográfic en general y de les particularitats de l'escriptura en determinats casos. Axò son coses que pels filòlechs tenen una capdal importancia y que pels facsimils afegits al fí se poden veure no mes d'una manera imperfecta.

5. En Miret y Sans ha resolt casi totes les abreviatures dels manuscrits, però ha olvidat, lo qual es comú y indispensable en tals casos, d'indicar per caracters diferents (*cursius*), quines lletres del text imprès no's troben en el manuscrit, sino son afegides de l'editor, quan feya la resolució de les abreviatures. No es lo matex pel filòlec, si p. e. en documents d'una tal antiquitat s'escriu *cuaranta nuitz* o *cuarante nuitz*. Llegint la plana 42 de l'edició, *el dejuna XL^a dies. XL^a nuitz*, el lector suposa que l'*a* se troba en el manuscrit. Però aquesta *a* es un afegiment arbitrari y no pas del tot fonamentat de l'editor, com se pot veure en la fotografia d'aquest full. O: (plana 42) *en aixi com lo cors mor.* Ms.: *car enaixi cōlo cors mor.* Qu'avuy s'escrigni *com lo cors*, no es

rahó qu'en aquex indret *cō* s'hagi d'interpretar *com*. No sabem si l'escrivent volia representar la consonant dental nasal o la consonant billabial nasal devant de *l* dental inicial emprant el signe ‾, exceptuat que'l matex manuscrit oferexi altres casos semblants, ahont la *m* final devant *l* inicial sigui representada realment per la lletra *m*. Per consegüent sempre que un no sap certament segons les particularitats del dialecte d'un manuscrit, de quina manera's deu resoldre una abreviatura, val mes dexarla sensa resoldre que fer caure en error el filòlech. El matex pot dirse de la forma *seĩor* del ms. (pl. 43, ratlla 1, 7 etc.), resolta per En Miret en *seinor*, de la qual no podem jutjar tot d'una, perque podria interpretarse també per *senior*. Despres: quan un resol abreviatures, s'ha de fer segons principis constants. pl. 51, ratlla 9, *fili đđ* del manuscrit se representa per *fili d. d.*, però en la ratlla 10 *fil đđ.* se representa per *fil de dauid*. Si, com es el cas en la ratlla 10, *dauid* es segur, ¿perque, no ho hauria de ser en la ratlla 9? — No es lo matex, si el número de la nova plana del manuscrit es intercalat en lloc just, o algunes paraules avans o després. En la plana 42 el numero está colocat malament. En la plana 43, en un passatje dificil d'interpretar per una taca, el fet de que s'hi troba dugues vegades *portar portar* pot deduirse de que'l segon *portar* está en la nova plana, lo que l'edició no fa conexer, perque 'l numero de la nova plana está malament.

6. No es practich d'imprimir textes, dels quals el filòlec ha de citar centenars de paraules, sensa indicar successivament la ratlla cinquena pel número corresponent.

7. No es practich d'emprar signes, dels quals no s'indica la significació. En Miret y Sans intercala molt sovint en el text un (?). No's sap, si aquest significa: „la transcripció de la paraula anterior es dubtosa" o „la transcripció de varies (quantes?) paraules precedents es dubtosa" o „el sentit de la paraula anterior es obscur" o „el sentit d'algunes paraules precedents es obscur".

Tot axò son desitjos, que si 's tenien en compte, reportarien moltes utilitats en les publicacions esdevenidores de monuments de l'antich catalá preciosos bax l'aspecte llingüistic. Es hora ja, de que la gramática y el lexich de tals documents s'estudiin tenint en compte les variants comarcals. Voldria donces afegir un'altre desitj, que d'aquí en devant no's publiquin senzillament els textos nuus, sino que'ls acompanyi l'estudi de la fonologia, morfologia, sintaxis y del lexich, sobre la base de la investigació històrica de les llengues romániques. Axi matex no podrán olvidarse els index dels noms de lloch y de persones.

El periodo en que'ls monuments de l'antich catalá foren editats per dilettantis ab grafies més o menos modernisades, ab arbitraries desfiguracions y faltes de tota mena, ha passat ja avuy. La trista consecuencia d'aquest descuit es que la filologia románica está molt mal orientada sobre 'l desenrotllo del catalá en els primers sigles, infinitament més desorientada que sobre la historia de la llengua vulgar en la major part de les regions de Fransa y d'Italia. Que tots aquells qu'estimen de cor l'estudi científic de la seva llengua mare, tinguin compte de que tant aviat com se pugui, se fassin a mans dels filòlechs materials autentics, si es possible de cada encontrada y de totes les époques de la llengua. En Miret y

Sans ha donat un gran pas en aquesta materia ab la seva publicació, qu'ens allegra molt y li 'n donem grans mercés.

Segons una noticia de la Revista „Empori"[32]), el ms. de les homilies d'Organyá al principi de 1907 l'adquirí el Museu de Barcelona.

El Ceremonial statuit p los honorables pahers d'la insigne vila de Ceruera per raho d'la festa e professo del cors d'Jhu Xpt. ē lany MCCCCXXVI[33]) es una edició de luxe hermosissima, magnificament presentada en caracters gotics rojos y negres, segons el sistema d'En Aguiló sense introducció, notes o altres informacions de l'editor, En Fost de Dalmases. Debades ens demanem, per que servexen edicions cares d'aquesta mena dels textes nuus, qu'en general no's troben en el comerç y impreses en tiratge reduhit, que nexen y moren com les mosques efímeres. No's compren, perque aquests estatuts interessants pels datos referents a la cultura d'aquesta epoca, que contenen, han de ser accessibles solsament als Senyors Bibliòfils.

Materials utils de la llengua escrita del Rosselló al XVe sigle se troben en la Correspondance de la Ville de Perpignan (de 1399 à 1450), publicada per En J. Calmette, un tros de la qual, lletres de 1419 a 1450, son apareguts en l'any 1906[34]).

Ens hem d'alegrar qu'hagi sigut necessari fer una nova edició de les Rondayes mallorquines encisadores de Mn. Antoni Mª Alcover[35]), de les que ja existien quatre volums publicats. En efecte, aquests joyells de l'art popular catalá no solsament en la isla de Mallorca, sino també per tota la Catalunya continental son coneguts y estimats. Ara aquest llibre veritablement popular reaparex en una nova forma més practica. El volum primer conté les següents rondalles: 1. Guardauvos de pedra redona, de ca qui no lladra y d'homo rotx. 2. En Pere de sa Coca. 3. Es port de sa cibolla blanca. 4. En Pere poca por. 5. Es soldat de sa motxilla. 6. La Pomerrina. 7. L'amo de So-Na Moxa.

Contra l'autenticitat de les rondalles de Mossen Alcover han dirigit critiques molt injustificades En Pitré en l'*Archivio delle tradizioni popolari* 1897, 449—450 y J. Hadwiger, en el *Literaturblatt für germanische und romanische Philologie* 1906. El primer s'estranya que les rondalles de Mossen Alcover siguin molt mes llargues que les que l'Arxiduch austriach Lluis Salvador va publicar en Würzburg, y suposa que'l sobrant sigui de la propria cullita de Mossen Alcover. Ademés s'en riu de que Mn. Alcover se les hagi fet comptar per persones, „que saben lletgir y escriure, eglesiástics, distingides senyores o nobles senyors".

La primera objecció no té cap fonament y la suspita de que Mn. Alcover s'hagi pres la llibertat d'allargarles ab fantasies propries, es senzillament ridicula. Ademés estranya moltissim que tractantse del traball del millor conexedor de la tradició popular de la seva comarca, se prenguin com criteri les elaboracions folklorístiques d'un extranger que

32) 1907, p. 106. 33) Barcelona, MCMVI. Tipografia „La Academica" de Serra germans y Rusell (edició de 112 exemplars). 3,50 frs. Se ven en ca de l'editor, Mendizabal 13, Barcelona. 34) RLR. XLIX, juillet-aout 1906. 35) Segona edició. Tom I. Palma de Mallorca, Amengual y Muntaner. 1906, XV, 204 p. 1 pta.

com l'arxiduc Lluis Salvador se feya reunir y redactar per altres individuus moltes coses que han aparegut bax el seu nom. D'altra banda cal no tenir cap conexement de la vida del poble mallorquí, per estranyarse de la posició social dels que han comptat a Mossen Alcover les seves rondalles. En el pròlec Mn. Alcover esposa totes aquestes coses d'una manera ab la que yo no puch sino conformarme.

L'altre malcontent, En J. Hadwiger, sosté que aquestes no son publicades tal com han sigut comptades, sino „frei nacherzählt" (reproduides d'una manera lliure). Falta demostrar-ho. Yo crech haber caracterisat[36]) bastantment aquesta injusta despreciació del meritori traball de Mossen Alcover y de la seva escrupulositat folklorística.

Les Rondalles d'aquesta nova edició son transcrites per l'editor segons el principis establerts en el quart volum de la primera edició. Es dificilissim dir, quines regles d'ortografia s'han de seguir, per representar el dialecte mallorquí a un catalá del continent d'una manera mitjanament llegible. Una transcripció fonètica no té rahó de ser per un llibre d'aquest caracter popular. Mossen Alcover ha triat una grafía qu'en general s'apoya sobre la usual del continent. D'aquesta manera els fenòmens d'assimilació tan nombrosos a Mallorca en final y principi de paraula queden completament sensa espressar. Però, tenint-los en compte en la grafía, les rondalles serien en molts indrets inintelligibles per un catalá del continent. Que's comparin les transcripcions fonètiques donades per mi en „Mundartliches aus Mallorca" (Halle a. S. 1905) ab les no fonètiques de Mossen Alcover. D'axò resulta l'exigencia urgent de conservar per la ciencia y la posteritat les belleses y particularitats fonètiques dels dialectes locals de Catalunya y de les Balears, publicant textes populars (rondalles, cansons, contes, endevinalles etc.) segons una grafia fonètica uniforme. Un sistema apte pel catalá se troba en el meu Manual de fonètica catalana[37]). Avuy encara es temps per una tal empresa, especialment en la montanya catalana y en las islas. En els voltants de les grans ciutats, com Barcelona, y en els districtes industrials, ja es massa tart per intentar-ho, perquè les diferencies locals de la llengua vulgar, sobretot en la pronunciació, s'han esborrat y son desaparegudes. Que's puguin trobar aviat els homes capasses de complir aquest deber patriòtich de Catalunya y els medis necessaris.

No puch donar relació de la manera que la Revista mallorquina Bolletí de la Societat Arqueologica Luliana de Palma ha contribuit al nostre conexement del catalá antich o modern, perque es impossible de llegirla en Alemanya.

Text inaccessible a l'Anuari:

— Proposiciò feta per lo Rey En Martí en les Corts de Perpinyá l'any 1406[38]).

V. Edicions. Ab un nou volum Obres Doctrinals del Illuminat Doctor Mestre Ramon Lull. Doctrina Pueril. Libre del Orde de Cavalleria: seguit d'una antiga versió francesa: Libre de Clerecia. Art de Confessió. Transcripció directa ab pròlech,

36) JBRPh. VIII I 200. Vegis la meva Relació sobre la filologia catalana (1905), Erlangen 1908, p. 11. 37) Cœthen 1908. Barcelona, A. Verdaguer, 2 pts. 38) 4° 1906.



variants y notes bibliogràfiques den M. OBRADOR Y BENNASSAR[39]) la publicació de les obres del gran mallorquí, que va ser iniciada a Palma per una comissió de conexedors, ha abandonat definitivament els camins d'En G. Rosselló. En bon paper, ab caracters clars, ab revisió escrupulosa de l'impressió y segons principis rahonables de publicació (p. VIII ss.) l'editor ens presenta aquí el primer fruyt dels seus traballs llarchs y desinteressats. Vint-y-nou volums més deuen següir a-n aquest fins a l'any 1915, sisè centenari de la mort del Doctor Illuminat. Pugui el Sr. Obrador que dedica a l'empresa monumental tota la seva forsa, acertar a presentar fins al temps determinat aquest tribut de la Mallorca d'avuy al mes gran dels seus fills. El volum present conté les obres didáctiques que certament ens introduexen d'una manera excellent al conexement de la gran obra del mestre.

Per l'impressió de la Doctrina pueril s'ha disposat del ms. *B* (Biblioteca episcopal de Barcelona, Copia del sigle XV), *M* (Biblioteca Provincial y del Institut de Mallorca, sigle XVII; segons l'opinió d'En Obrador o una copia directa del *B* o provenint de la matexa font qu'aquest) *C* (una copia modernisada, que prové d'un model diferent; un poch mes tart que *M*, procedent de la Cartoxa valldemossina) y finalment l'impresió única, incorrecta, *P*, de 1736 (XVI-453 p., imprenta de Pere Antoni Cap), segons la qual se feu una traducció castellana anónima, publicada en Salamanca. Una traducció siscentista llatina, la qual se conserva manuscrita en la Biblioteca Provincial de Palma, procedex també d'una font diferenta de *B*. Hauria sigut certament molt profitós haver pogut utilisar els dos manuscrits catalans N⁰ 605 (XV s., 151 f⁰) ahon a mes del Libre de Deu, Libre de conexensa de Deu, Libre del es de Deu s'hi troba la Doctrina pueril, y N⁰ 609 (XV s., 114 f⁰) (Doctrina pueril) de la Biblioteca de Munich; per desgracia l'editor ha pogut veurels solsament desprès de la publicació del volum. També l'obra inèdita De la doctrina dels infants, (qu'En Obrador voldria fos el titol primitiu de l'obra) conservada en l'Ambrosiana (XIV s.), com també la versió provensal del sigle XIII (Ambros.) feta a conexer solsament en part pel Sr. V. de Bartholomaeis (Rendiconti della R Accademia dei Lincei, XI, fasc. 9—10, 1902) no seran solsament indispensables per l'escorcoll, qu'encara es a fer, de la filiació dels manuscrits y per fer un text critich, sino també podran respondre a la questió posada per En Bartholomaeis, si la primera redacció no es representada per la sobredita versió provensal. En Obrador seguex principalment el ms. *B*, el millor y el mes antich que tenía a disposició, afegint-hi les variants més importants de *M*, *C* y *P*. Ha eliminat els cambis innumerables de *a* y *e* atones, acomodat a la grafia moderna l'empleo de *i*, *j*, *g* (devant *e*, *i*), renunciat a reproduir la *h* no etimologia inicial y corretgit y regularisat les faltes y negligencies aparents del copista, com també inconsequencies merament gràfiques que son sense valor llingüistich. Al contrari la forma de les paraules y tot lo que té caracter de dialecte local, també en lo que's referex als sons, va ser respectat de la manera més rigorosa. Algunes dobles formes gráfiques se troben reunides en l'appendix, p. 433.

39) Palma de Mallorca. Comissió editoria Luliana 1906, XLI, 475 p.

Un pot conformarse completament ab aquests principis. Per més que sigui necessari d'utilisar directament els més vells manuscrits lulians pera estudiarlos filològicament, un tal estudi segons la present edició de *P* enriquiria considerablement al nostres conexements escassos de la gramática de l'antich catalá.

El Llibre de l'Orde de Cavallería (p. 203—247) va ser publicat ja segons dos manuscrits quatrecentistas per Marian Aguiló 1879. El Sr. Obrador afegex aqui una traducció del sigle XV segons un ms. del Brit. Mus., quines variants oferexen interés en alguns llocs.

No se sap, si existia una redacció primitiva en catalá del Libre de Clerecia (llatí), el qual se publica segons l'edició parisenca de 1499 ab les variants d'un manuscrit del sigle XV de la Biblioteca Provincial de Palma, independent del text imprès y molt incorrect, afegint-hi una traducció francèsa molt tarda.

L'Art de Confessió s'imprimex per primera vegada segons una copia tarda de la Biblioteca Provincial de Palma tenint a la vista un segon manuscrit fragmentari de la matexa epoca; aquella copia se referex a una impresió barcelonesa de 1567. Com no s'en conex cap exemplar, seria possible que l'edició solsament devia ferse en 1567, però no va tenir lloch per rahons desconegudes.

Al final del volum s'hi troven proves de traduccions com també comentaris bibliografichs y observacions molt rahonables sobre la crítica del text. Per son bell traball podem donar an En Obrador totes les gracies. Vivant sequentes.

Un Art poétique catalan du XVIe siècle par B. SCHÄDEL[40]) es una edicio de l'*art de trobar* del mallorquí Francesch de Oleza, ab una introducció y notes explicatives. El manuscrit d'on la varem treure, apartenex a l'epoca de l'autor y 's troba avuy en possessió del S^r. Garau a Palma. Se podia dir inèdit, perquè una impressió qu'els mallorquius diuen que feya d'aquest text En G. Llabrés, no aparaguè. La grafía d'una serie de paraules es important baix el punt de vista dialectal, y ens permet de fixar ja en aquest sigle algunes particularitats de la parla mallorquina moderna.

Edicions que han sigut inaccessibles a l'Anuari y a la nostra crítica:

— Tractat de confessió ordenat per lo mestre Francesch Eximeniç, com a complement á la Art de bé morir[41]).

— Biblioteca Catalonia. La divina comedia de Dant Alighieri traslladada per Andreu Febrer (segle XV) estampada en ortografía moderna[42]).

Halle a. S., abril de 1906. B. Schädel.

---

40) Erlangen 1906, Extrait des Mélanges Chabaneau. 41) Stampat á Valencia, any MCCCCXCVII 8°, 1906. 42) Barcelona, tipogr. catalana, carrer Universitat 47, 1906.

Romanische Sprachen ausserhalb Europas.

Canadian-French. 1907. ***Biografical.*** 1157. Burque, F. X. Le docteur Pierre Martial Bardy, sa vie, ses œuvres et sa mémoire. Compilation par l'abbé F. X. B. Des presses de La libre parole, Québec in-8⁰ pp. VII + 254. Dr. Bardy was the founder and first president of the society Saint-Jean-Baptiste de Québec. His speeches and writings are here for the first time brought together and preservd. The work claims to be only a compilation, and indeed the interest of the various documents is by no means even and the literary style varies quite as much. The work would have gaind by being considerably reduced. Its merit is particularly in bringing to attention a life consecrated to patriotic work. 1158. Beauparlant, A. M. Notes biographiques sur Odilon Desmarais. St. Hyacinthe, in-12⁰, pp. 22. Desmarais was a lawyer, member of parliament, and a judge. 1159. Chagny, André. Un défenseur de la Nouvelle France, François Picquet, "le Canadien", 1708—1781. L'université catholique, janvier, février, avril, juillet. François Picquet's interesting life is told now by one of his fellow-countrymen, a professor, at Bourg-en-Bresse, Department of the Ain. It has alredy been made the subject of at least three biografies: one by the well known astronomer Lalande, three years after the deth of his friend and countryman Picquet, in the Lettres édifiantes, vol. XXVI; another by Joseph Tassé, in 1870, in vol. VII of the RCan.; a third, to which attention has alredy been cald under no. 115, by the abbé Gosselin in 1894. The present biografy is more exhaustiv than those just mentiond, leaving little if anything, to be added. The important rôle played by the Sulpitian missionary Picquet between 1740 and 1749 at the colony of Oka is well brought out. Thru Picquet's advice the post of La Présentation was selected and founded. It was the founder's hope that some day this post should become an important city. Altho the hope materialized, the city is known by the name of its second founder David Ogden, and is cald Ogdensburg, the principal St. Lawrence Port in New York State. Picquet, however, has not been forgotten, as the monument erected to his memory in 1899, testifies, as well as several of the most interesting old relics in the town. 1160. Couillard-Després, l'abbé Azarie. La première famille française au Canada, ses alliés et ses descendants. Montréal pp. 359. The author of this rather diffuse biografy is a descendant of Guillaume Couillard, a carpenter often favorably mentiond by Champlain. Couillard married Guillemette, a daughter of Louis Hébert, a Parisian apothecary, and the first man to settle on the hights of Quebec and there rear a family. Naturally the abbé Couillard is proud of his descent and has done his best to exalt his lineage. He lacks experience, however, as a writer and is evidently unfamiliar with the Histoire chronologique de la Nouvelle-France by the Recollet father, Sixte le Tac. The services renderd by the family Couillard to the community well merit the recognition claimd for

it by the abbé, that is of nobility distinction, but the proof that such distinction was actually accorded is still forth coming. 1161. De Celles, Alfred D. Cartier et son temps, Montréal, pp. 194; (cf. no. 829). Well written biografy of a French Canadian statesman, George Étienne Cartier, who playd an important rôle during the eventful years from the Papineau rebellion (see no. 836) down to his death in 1874. Perhaps his most important public service was that in bringing about the confederation of 1867 of the Canadian provinces. His name is of frequent occurrence in connection with Sir John A. Macdonald who, in many ways, proved his friendliness toward Cartier to the end of the latter's career. 1162. Idem. Lafontaine et son temps. Montréal. pp. 208. Another good piece of biografical writing. The author in his works on Papineau, Lafontaine, and Cartier has given quite a good view of Canadian history during a large part of the XIXth century. He could hardly have chosen three names among those of the French Canadians prominent in politics, during that period, more representative of the best activity displayd. Of the three, Lafontaine had the most judicial mind and showd it particularly in his Observations in connection with the abolition of the seigniorial tenure. M. De Celles does not bring out as prominently the legal powers of Lafontaine as he does his political aptitudes, yet the former were among the best of his many abilities. He will pass on to history no less renownd as a jurist than as a statesman. 1163. Demers, Benjamin (cf. no. 982). Une branche de la famille Amyot Larpinière. Québec 1906, pp. 32. This is a type of biografiy that well represents the information found in many French-Canadian works of the kind. Some day this information may serve in tracing the development of the French race in Canada. The family, originally from Chartres, France, first came to Canada in 1636 and, like the majority of the colonists, took to farming. As generation after generation past, the many members of the numerous family became dispersd thru Canada and the United States. Those remaining in the States were afterwards seldom heard of. But a sufficient number remaind about the old homested to make possible an interesting genealogical survey, interesting mainly, of course, to the members themselves of the Amyot-Larpinière family. 1164. Gosselin, l'abbé Auguste. Un bon patriote d'autrefois, le docteur Labrie. Nouvelle édition revue et augmentée; prix 75 sous; s'adresser à l'auteur, Saint-Charles de Bellechasse. A third edition of the work alredy noted under nos. 114 and 280. Dr. Labrie did much for education in Canada during the first thirty years of the XIXth century. He was, besides being actively engaged in his profession as a physician, an able historical writer. The manuscript of his History of Canada was burnd unfortunately during the rebellion of 1838. In the war of 1812, Dr. Labrie took part against the United States. In politics he was a Liberal and aided the cause of Papineau whose friend he was. 1165. Hudon, le père L., S. J. Une fleur mystique de la Nouvelle-France. Vie de la mère Cathérine de Saint-Augustin, 1632—1668. Montréal, Le messager canadien, pp. XXIII + 262. Story of a nun who came over from France in 1645 and enterd the Hôtel-Dieu, Québec, at the age of

sixteen and remaind in the convent until her death at the age of thirty-six. Thruout the life of Marie-Cathérine, faith, which was nothing short of the marvelous, distinguisht her. Indeed her biografer, the Jesuit father, Ragueneau, relates that at the age of four this characteristic was plainly markd. The biografy of the Jesuit father is largely based on the visions which the young woman had thruout her life. These visions are mostly encounters with the devil who in all kinds of ways persistently sues, by means of all his wiles, for any favor he may hope to obtain. The supernatural plays continually the leading rôle in the events related. The Jesuit Brébeuf, who sufferd a martyr's death in 1649, is, nevertheless, her spiritual adviser counseling and directing her movements. The truth of all this mysticism M. Hudon affirms absolutely. Moreover the archbishop of Quebec furnishes the preface to the book which he says is edifying and destined to do much good in the spiritual elevation of young girls. The historian Garneau, it should be noted, takes a somewhat different view of the young girl's emotions, characterizing them simply as the product of a morbid imagination. If such a work is to be taken seriously, it would seem as tho it must be, as suggested in a review of the book in RHPC. (vol. XII, pp. 26—27), along psychological lines. 1166. Lindsay, L. Louis Liénard de Beaujeu, premier docteur en théologie de la Nouvelle-France, Québec 1907; in-8⁰, pp. 29. This is a reprint of an article which appeard in la Nouvelle-France giving the biografy of the abbé de Beaujeu. 1167. Prud'homme, le juge A. L. Les successeurs de La Vérendrye. Sous la domination française. 1. Joseph Fleurimont de Noyelles; 2. Jacques Repentigny Le Gardeur, sieur de Saint-Pierre; 3. Saint-Luc de la Corne. 1743—1755. MSRC., 2ᵐᵉ série, vol. XII, § 1, pp. 65—81. In these biografical studies Judge Prud'homme continues his investigations noted last year among the publications of the MSRC. (see no. 946). The result of the present study goes to show that the above named successors of La Vérendrye ignord the services of the latter's sons in their efforts to extend the discoveries of their father. The thoughts of La Vérendrye's successors were riveted on profits in the fur trade; reaching the Pacific coast was to them a secondary and very subordinate project. 1168. Roy, Pierre Georges. La famille Aubert de Gaspé. Lévis in-8⁰, pp. 199. M. Roy continues his genealogical investigations of leading French-Canadian families (cf. remark about Roy under no. 274). The first fifty pages are devoted to a study of the life of Charles Aubert de la Chesnaye. The same sketch appeard originally in 1899 in the columns of La presse, signed Ignotus. Twenty-nine pages are taken up with the life of Philippe Aubert de Gaspé (cf. no. 130). 1169. Idem. La famille Boisseau, Levis, in-8⁰, pp. 28 + 86. This is largely taken up with the Mémoires de Nicolas-Gaspard Boisseau (1765—1842) and descriptions of early customs. The story is told of the origin of the name of Québec due to the exclamation of Carter's companions upon first catching sight of cape Diamant: Qué bec! (cf. nos. 514, 683). 1170. Idem. La famille Renaud d'Avène des Méloizes. Lévis, in-8⁰, pp. 50.

Education. 1171. Huard, l'abbé V. A. (cf. no. 1121) et

Simard, l'abbé H. Manuel des sciences usuelles, rédigé conformément au programme d'études des écoles primaires catholiques de la province de Québec. Zoologie, botanique, minéralogie, par M. l'abbé V.-A. Huard, A. M., directeur du Naturaliste canadien. Physique, cosmographie, industrie, par M. l'abbé H. Simard, A. M. S. T. D., professeur à l'universite Laval, Québec. Ouvrage contenant 234 gravures. Québec, in-8⁰, pp. VIII + 388. The two parts of this rather voluminous manual of science, intended for the Catholic primary schools of the province of Quebec, form the subject of a critical, but on the whole, favorable review in the BPFC. V, pp. 342—346, by the well known scientist C. Laflamme. Nevertheless, M. Huard replies to these criticizms exhaustivly in the next number of the Bulletin (no. 10, pp. 388—394). To each of these views of a subject so special the reader interested in the progress of science in French Canada is referd. Mgr Laflamme's reply to the able defense made by his colleag the abbé Huard is worth quoting, for it shows in one way what a broad and useful mission the BPFC. fulfils; and in another how necessarily limited a linguistic review must be, in the nature of the case, in treating subjects outside of its own domain. The place for such discussion belongs properly to a scientific review. With the progress now being made in the province of Quebec along many lines of activity, a review devoted to science, similar to that of the BPFC. devoted to language, may soon prove conclusivly its reason for existence. Mgr Laflamme replies to the abbé Huard (BPFC. V, p. 394) as follows: "Le Comité du Bulletin a bien voulu me communiquer le plaidoyer ci-dessus de M. Huard en faveur de son livre. L'auteur y défend sa cause avec toute l'habilité d'un polémiste de race et à parole facile. Il serait peut-étre de justifier ce que j'ai dit de cet ouvrage, en dépit des nombreuses pages destinées à me refuter. Mais, comme il s'agit d'un sujet qui, en lui-même n'est pas du ressort de la Societé du parler français, je crois inutile de prolonger le débat, tout en refusant, bien entendu, d'admettre que mon savant ami ait raison sur tous les points en litige. J'ai l'illusion de penser que les gens du métier ne seront pas trop surpris de cette dernière réserve." It may be said, in general, that the program of elementary education in the province of Quebec contains quite as much at present as the average child can assimilate. Just how far to go in inculcating the principles of science is a problem for educators. This good-sized volume, however, surely more than ministers to the wants of primary school education. How much of such rather purely scientific and technical matter these youthful minds will retain appears also problematic. The book would seem to the layman to have its greatest usefulness at a later stage than primary education. 1172. Laflamme, Mgr J.-C.-K. Traité de minéralogie et de géologie. 4me éd., Québec (see no. 317). It is rather rare for any book whatever in the province of Quebec to reach a fourth edition. Particularly in the case of a book on science, this in itself goes far towards proving its worth. It has been carefully revised and brought to date. 1173. Magnan, C.-J. L'analyse grammaticale et l'analyse logique aux brevets de capacité, a l'école normale primaire, intermédiaire et

supérieure. Québec, in-18°, pp. 165. A school book for teachers and pupils; prepared in accordance with the new program of courses of study for the Catholic schools of the province of Québec (cf. nos. 161, 658). It contains not only selections from the best classic French authors, but also from the French Canadian writers Crémazie, Fréchette, Routhier, Le May, Garneau, Ferland, Chauveau, Casgrain, etc, so frequently mentiond in these reviews of Canadian-French. There are many citations also relating to Christian doctrine and to the history and geografy of Canada. In fine, the book has been especially prepard to meet the conditions in French Canada. These conditions M. Magnan has described in an article nos livres classiques in the February number of l'Enseignement primaire, alredy noted under no. 998. 1174. Roy, J. Edmond (cf. no. 807). Souvenirs d'une classe au séminaire de Québec, 1867—1877. Lévis, chez l'auteur, in-8°, pp. 526 + II (édition limitée à cent exemplaires). This work is an affectionate memento of school days to comrades who past them in company with the author. It includes, however, more than this, for the historical sketch of the seminary of Quebec is the most complete of any account yet written. The seminary was founded by bishop Laval in 1663, primarily as a training school for priests. It was to be the center of ecclesiastical life. A preparatory school called Le petit-séminaire was added to the original seminary by Laval, thus enlarging somewhat the scope of the institution. After the British conquest of 1760, the Pope dissolvd a Jesuit order which had maintaind a flourishing school for boys. It was decided to make this school a kind of classical adjunct to the seminary. Later on, about 1852, a royal charter for Laval university was obtaind. Thus three schools, the classical school, the seminary and the university came to be under one roof and under one hed. All of M. Roy's classmates who graduated with him in the class of 1875 appear in biografical sketches. Also the teachers of that day, some of whom like l'abbé Laverdière, the editor of Champlain's works and of the Jesuit Relations (cf. JB. V, pp. I 304 and I 305) attaind literary eminence. A second volume, covering the courses of study, is promist; and possibly a third. These will be welcome contributions to the literature of education in the province of Quebec. 1175. Simard, l'abbé Henri. Traité elémentaire de physique, Québec. This is a revised and augmented edition of the same work alredy noted under no. 662 and originally printed in France. The first edition has been used thruout the province, and this second edition, also having been adopted, is designd to meet still more adequately the needs of teachers and pupils. In mechanical execution the book is in every respect the equal of the original French edition. 1176. Tremblay, Nérée (cf. no. 546), professeur à l'école normale Laval. Première série de lectures sur les connaissances scientifiques usuelles, Québec, in-18°, pp. VIII + 220 pages. This treatis forms, both as regards manner and matter, the subject of a scathing criticizm by Mgr J.-C.-K. Laflamme in BPFC., V, pp. 346—348. Quite a number of the statements in the text itself are far from accurate. Mgr Laflamme's strictures will best be appreciated by citing both textually, the former in quotation marks, the latter without

them. "L'encre a une odeur pénétrante"; souvent l'encre ne sent rien du tout. "Un arbre à feuillage jaune et sec est un arbre mort"; tous nos arbres, à ce compte, sauf les conifères, meurent chaque automne. "La terre est composée de petits grains plus ou moins fins et durs comme la pierre; c'est du sable"; mais, si cela est vrai, toute terre est du sable; que vont en penser les petits cultivateurs? Ajoutons en terminant que ce petit livre est déparé par un trop grand nombre de fautes typographiques. On en compte souvent plusieurs par page. Citons-en quelques-unes, parmi celles qui peuvent être les plus compromettantes. Oiseaux grainivores, pour granivores; carolle répété quatre fois, au lieu de corolle; substanter, pour sustenter; terre arabe, pour terre arable; zing qui revient dix fois, pour zinc; couleure, au lieu de couleuvre; etc. The critic appreciates the fact that nothing short of the best is good enough for school children, and just such criticizm as the above is the kind wanted in the educational world. Under its chastening influence text-books are bound to improve.

Economics. 1177. Bouchette, Errol. L'indépendance économique du Canada français (cf. no. 503). Arthabaska, 1906, pp. 327. The substance of this volume in favor of industrial development appeard in 1905 in the RC. (see no. 948).

French production. A. Books. 1178. Amundsen, Roald, Captain. Vers le pôle magnétique boréal par le passage du nord-ouest. La géographie, t. XV, pp. 233—252. This same production appeard in English in the Geografical journal, vol. XXIX, pp. 485—518. During two winters, captain Amundsen with his little vessel the Gjöa remaind on the south coast of King William land near enough to the north magnetic pole for observations on terrestrial magnetism. Afterwards, in the summer of 1905, he saild westward passing thru Dease strait, Coronation gulf and Union strait, thus accomplishing in a sea-going vessel for the first time the north-west passage. Both accounts of this remarkable voyage appear to be translations from the Norwegian. 1179. Cordier, le capitaine. Les compagnies à charte et la politique coloniale sous le ministère Colbert. Paris, A. Rousseau, 1906, pp. VIII + 303. The work of the Company of the West Indies in Canada, charterd in 1664, and placed in charge of the commercial interests in the New World, forms one of the best told chapters in this book. It is with this company that the name of Colbert is usually associated by Canadians. The governments in those days preferd to place the management of colonial affairs into the hands of a private commercial agency in order to escape the risk of failure and loss, if such was to be the outcome: and in order to reap the advantage of gain if, on the contrary, the efforts of the private company were crownd with success. In the case of the West-India Company, its control in the affairs of New France was withdrawn in 1674 as the relationship was of no benefit to the colony, the company, or the king. This book is an interesting volume to read, but contributes nothing new to the subject which has already receivd considerable attention (cf. RHPC. XII, pp. 23—26). 1180. Davray, Henry, D. La littérature anglo-canadienne. Paris, E. Sansot et cie, pp. 40. An extremely good summary

of the entire subject, with an introduction showing how Canada, originally French, has become predominently English in mode of government, population and nationality. The point so often brought out in connection with the French-Canadian out-put, that is the derth of original production in the way of romances, novels, stories, is no less applicable to the output in English. Undoutedly the lack of remuneration, even when such production is good from a literary standpoint, has much to do with diminishing the output. Bliss Carman is given the first place among the English Canadian poets and Ralph Connor among the novelists. Historians, philosophers, scientists, and even humorists all receive critical attention. 1181. Halden, Charles ab der. Nouvelles études de littérature canadienne française. Bibliothèque canadienne, Paris, in-18°, pp. XVI + 380, prix 4 fr. The first volume of M. ab der Halden's Études, which was crownd by the French Academy in 1904, has been noted under no. 788. The author now continues the series by publishing a second volume. The essays are introduced to the reader by a letter to M. Louvigny de Montigny, agent général de la societé des gens de lettres au Canada, Montréal. Like the former, the articles composing the present volume are critical and descriptiv of the well known French Canadian writers. The opinions are not infrequently quite independent differing from the conventional estimate usually made of several of the writers. These include Arthur Buies whom as a geografer the author takes rather more seriously than some critics are inclined to; Laure Conan whom he considers as l'Eugénie Guérin du Canada; Henri d'Arles, whom he ranks as a remarkable master of style: "Nous n'avions pas encore trouvé en Canada de stylistes de son école", etc. Certainly, very true; whether such stylistes are worthy of imitation is decidedly questionable; William Chapman, of whom he says. "Il n'y a pas une faute contre la langue et la poésié française que l'on ne puisse justifier par un exemple tiré de Chapman". The author adds that Chapman deserves a place among the French-Canadian writers, but by no means the highest place; Pamphile Le May whom the author does not rank as high as French Canada certainly does. Moreover the Études contain a chapter on the Chansons populaires et jeux enfantins au Canada, and one on Les jeunes in which l'école littéraire de Montréal, Albert Lozeau, and Émile Nelligan receive attention. More detaild criticizm will be found in the BPFC, VI, pp. 26—29; in l'Hermine, septembre, pp. 181—182; in la Revue bleue, 4 août; in la Revue d'Europe, décembre, pp. 375—384. 1182. Manfroid, A. Du Mexique au Canada, journal de route en Amérique. Paris, Louis Theuveny, pp. 340. This is an interesting account of travels in America. The trip thru Canada comprized a railway journey from Niagara to Toronto and from thence to Montreal and Quebec. Considerable attention is given to the Indian village of Caughnawaga near Montreal. 1183. Saguenay, Jean du. La terre pour rien, renseignements pratiques sur la colonisation agricole française au Canada. Paris, Librairie Blond et Cie., pp. 128. This is a book intended to stimulate French immigration into Canada. The population in France is stationary, it is claimd, because the conditions

there are such that the soil will support no farther increase. Canadian soil is where French activity may find its highest development. At the same time the French who emigrate from France should be careful to take up their abodes in Canada in and around French Canadian parishes because there are so many types of English hostil to the French race, notably the Orangemen. The author represents the English as endeavoring to unify by anglifying as many colonies as possible; and that such endeavors should meet from the French colonists all possible resistance. A number of useful maps are given showing where the French have settled in the section of the Northwest and the advice is ever to go there and to stick together. It must be obvious that could this old fashiond idea of keeping isolated all the various clans that seek homes in the new world, the Doukhobors, Syrians, Hungarians Italians, Belgians, etc., the condition of affairs existing in Austria would be perpetuated in this country. It must be plain that the author is urging a well known example of what not to do and how not to do it. The stability, development, and strength of Canada, as has been repeatedly shown in these reviews, lies not in separation, but in amalgamation, or as strikingly exemplified in the growth of the United States, — in union. The endeavor to stem the tide of assimilation of the nation, has hitherto resulted in stunting the growth of the people who allow themselves to be influenced by such advice as is found in this book and attempt accordingly some such folly.

B. French periodical literature. 1184. ADAM, Léon. L'enseignement public au Canada. Province de Québec: année 1905—1906. In the Bulletin de la Societé générale d'éducation et d'enseignement. Paris, 15 juillet, pp. 599—602 (see no. 1014). An analysis with citations from the report of M. de la Bruère. 1185. FABRE, Hector. L'idée française au Canada. In the Idée française, Paris, 15 mars, pp. 13—14. 1186. FILON, Auguste (cf. no. 1026) closes his feuilleton of the 27th of February in the Journal des débats with favorable comment regarding the Poésies of Alfred Garneau (cf. no. 1106) the son of the historian François-Xavier Garneau. 1187. HALDEN, Charles ab der. M. William Chapman et Victor Hugo, in the Revue d'Europe et des colonies, novembre; M. William Chapman et le prix Nobel, décembre pp. 385—386. The prediction had been made in the Chicago American and republisht in the Temps d'Ottawa that within two years the poet Chapman would receive the Nobel prize. M. ab der Halden gives it as his opinion that Chapman, altho he has produced some poetry that is passable, is nevertheless but a commonplace versifier (cf. the opinion expressed under no. 1180). 1188. IDEM. Françoise (Mlle Barry). In the Revue d'Europe, avril, pp. 230—236). This is a review of the literary work of Françoise, particularly her Chroniques; those which deal with la Mentalité canadienne and la Religion canadienne. M. Halden writes as follows: "Il se peut que Françoise ait calomnié ses compatriotes", citing as evidence several passages from the writings of Françoise. 1189. IDEM. Contes vrais de Pamphile Le May. In the same number of the Revue d'Europe. 1190. IDEM. Les sauvages de l'Amérique et

l'art musical de M. Ernest Gagnon. In the same number of the Revue d'Europe. Moreover several articles that have appeard in the BPFC. and in the RCan. also form the subject of review by M. Halden. 1191. IDEM. Études de littérature canadienne-française. M. Adolphe Poisson (cf. no. 590). In the Revue d'Europe, juin, pp. 375—386. M. Halden gives M. Poisson high rank as a poet. 1192. IDEM. Essais sur la littérature canadienne-française de M. l'abbé Camille Roy, of which the critic says: "Ce volume est le plus intéressant et le plus complet que la jeune littérature canadienne ait inspiré jusqu'ici". 1193. HENRY, René. Le français en Europe. In the République, Paris, 28 juillet. Commentary on the retention of the old French idiom in Canada as found in the French provinces today. 1194. HENRYET, C. d' comments in the Bulletin littéraire of the Revue d'Europe, (juillet, p. V) on Lozeau's Ame solitaire; gives also a brief summary of ab der Halden's Nouvelles études in the August number of the same review. 1195. LAN AL LENNER. Contes vrais de M. Pamphile Le May. In l'Hermine, Paramé, 20 août, p. 149. 1196. IDEM in the september number of the same review (pp. 181—182) writes a summary of ab der Halden's Nouvelles études and of Lozeau's Ame solitaire. 1197. LEJEAL, Léon read before the Societé des études historiques, Paris, a study of le Parler français au Canada, on the 27th of February; on the 28th of the same month, at Boulogne-sur-mer he gave an illustrated lecture entitled Le long du Saint-Laurent. M. Lejeal's interest in French Canada mainfested itself by his presence at the Congrès international des Américanistes in Quebec, in September, 1906, (see no. 1066) also by his becoming a member of the SPFC., and by his efforts to arouse interest in Canada upon his return to France. Unfortunately he was taken ill and died during the year 1907. 1198. LEROUX, Hugues. Un péril franco-canadien. In the Bulletin de la Societé de géographie, Paris, 4e trimestre, pp. 495—498. M. Leroux points out the formidable nature of English immigration from all the English speaking countries into Canada. He shows, on the other hand, how small is the immigration into Canada from France and argues that in spite of the large families reard by the French Canadians, there is danger of the passing away of all that is dear to France in America. 1199. IDEM. Canadiens français. In the Journal français, Genève, 17 août, These are souvenirs of a trip made in 1902 by the author to Canada. They are reproduced in the Petit Marseillais du 29 juillet, Marseille, A propos of a story told by M. Le Roux, a comment by the editor of the BPFC, M. Rivard, is worth quoting: "Si M. Le Roux a entendu conter ici l'histoire 'du quin breton et du quin normand', son interlocuteur avait appris à dire quin pour chien ailleurs qu'au Canada" (BPFC. VI, p. 30). 1200. LEYMARIE, A.-Léo. The Action régionaliste, mars, p. 52 states that on the 31st of January, M. Leymarie deliverd a lecture before the Fédération régionaliste française upon Les écrivains canadiens-français. 1201. LIONNET, Jean. The Journal officiel de la République française, du 22 mars, (pp. 2277—2278) gives a summary of a lecture given by M. Lionnet before the Societé de

géographie, de Paris, upon le Canada en 1906. The lecture is entertaining, popular, and quite trustworthy giving a good idea of manners, customs, and institutions in French Canada. Such subjects are treated at length as, Québec, La race franco-canadienne, La vie intellectuelle française, Montréal, L'avenir du Canada. 1202. Idem. In the Revue hebdomadaire. This is an account of a Voyage au Canada, 20 avril, pp. 288—310. M. Lionnet treats of the origin of the French Canadians saying: "Rien de plus faux que la légende créée par ce spirituel polisson de La Hontan, qui donne pour aïeules aux Canadiens des sœurs retraitées de Manon Lescaut. Les Canadiens français ont leurs papiers de famille, comme des nobles: le Dictionnaire généalogique de l'abbe Tanguay (cf. no. 19) n'est-il pas leur Gotha?" The continuation of the Voyage au Canada-Montréal, appeard in the same Review of the 15th of June, and the Voyage au Canada-Ottawa, on the 24th of August (no. 34, pp. 453—476). In the November number (pp. 212—236), he speaks of Winnipeg and Saint-Boniface: "Dans le collège de Saint-Boniface, l'enseignement est bilingue; mais il en résulte, paraît-il, que tous les Canadiens français savent parfaitement l'anglais à la fin de leurs études, tandis que les Anglo-Canadiens savent fort mal le français. Ces derniers y mettent sans doute un peu de mauvaise volonté." The facts certainly are as M. Lionnet states them. The French Canadians master English quite perfectly while it is quite exceptional to find an English Canadian who has masterd French with anything that approaches similar perfection (cf. no. 1252m, Paul Meyer et la langue française au Canada.) 1203. De Mongival, Mme Mirielle. L'œuvre française au Canada. In la Française, Paris, 1er août. Continuing an idea suggested by Napoléon Bourassa in the Journal de Françoise (Montréal), Mme de Mongival recalls the work of the marquise de Guercheville in Canada. 1204. Odan, Ernest. Conservons notre langue, In the Pionnier, septembre, journal réginal publié par M. Amédée Denault à Nomingue. This is an article warning against anglomania. 1205. Naury, Lucien. A study of French Canadian literature à propos of ab der Halden's Nouvelles études and of Lozeau's Ame solitaire. After praising the incessant struggle French Canada has kept up against English influence, M. Naury goes on to say: "L'érudition historique et philologique est la plus ferme soutien de la littérature canadienne-française; les jeunes poètes savent-ils tout ce qu'ils doivent à cette Societé du parler français, qui groupe les patients chercheurs de l'université Laval de Quebec"? 1206. Ott, Jean. Under the heading of Le mois poétique of the Revue septentrionale du 5 octobre (p. 311) M. Ott gives a very favorable opinion of the Ame solitaire of M. Albert Lozeau and of the latter as a poet worthy of the best traditions of the poets of the mother country. 1207. Pericard, Jacques. Les Canadiens français aux États-Unis. In l'Énergie française, Paris, 7 août, pp. 516—517. Struggle which the French in Canada have had to undergo in order to preserve as intact as possible the French language. 1208. Praviel, Armand, directeur de l'Ame latine, A travers les calendriers. In l'Express du Midi, Toulouse, 1er janvier. This is an article suggested by Mgr

Laflamme's Bizarrerie dans les prénoms which appeard in the BPFC, january, 1906 (cf. no. 1123) and which awoke considerable discussion in the newspapers at the time. M. Praviel hartily agrees with Mgr Laflamme and quotes a portion of the latter's article. The whole of M. Praviel's article was reproduced in the Ralliement, de Montauban, and in le Mémorial, de Pau, 3 janvier. 1209. RUDEVAL, F. R. de, fondateur de la Bibliothèque canadienne, 4 rue Antoine Dubois, Paris (VI[e]). "La Bibliothèque canadienne a pour but d'encourager l'essor des lettres françaises dans l'Amérique du Nord. Le moment semble venu de favoriser leur développement en mettant en rapports directs les auteurs canadiens avec le public et la critique française, et en leur offrant les moyens de publicité dont dispose une maison d'édition parisienne. Respectueuse de toutes convictions politiques, religieuses ou philosophiques, la Bibliothèque Canadienne accueillera les œuvres dignes d'intérêt qui lui demanderont l'hospitalité. Ne recherchant pas autre chose que la prospérité de notre langue, elle veut que son estampille soit une garantie de valeur littéraire. La Bibliothèque présentera donc aux publics français et canadien trois sortes d'ouvrages: Les œuvres inédites d'auteurs canadiens contemporains; Les meilleurs pages de leurs dévanciers; Des études critiques, dues à des écrivains des deux nationalités. Au moment où la question des droits d'auteurs est définitivement résolue, et ou la Societé des gens de lettres peut revendiquer pour ses adhérents la protection de la Convention de Berne, au Canada, les rapports entre écrivains français et écrivains canadiens ne peuvent que se développer. La Bibliothèque Canadienne espère jouer un double rôle: Assurer aux écrivains canadiens de meilleures conditions de production, en leur permettant de tirer de leurs travaux tous les avantages auxquels ils ont droit. Permettre aux Français de lire des ouvrages à peu près introuvables dans notre pays, et les mettre au courant de l'activité littéraire qui se manifeste actuellement au Canada. Elle espère servir la cause de la langue française sur le Nouveau Continent". This announcement is taken from the prospectus issued by the literary manager, M. Ch. ab der Halden, well known for his enthusiam and energy in directing public attention to matters of literary interest in French Canada. Three volumes have alredy been issued by the Bibliothèque Canadienne, two by M. ab der Halden himself, the Etudes mentiond under nos. 788, and 1180, and Albert Lozeau's Ame solitaire noted under no see p. 47. Other works announced in preparation are: Sir Wilfrid Laurier's, Discours; Arthur Buies, Meilleures pages: Hector Fabre, Souvenirs d'un journaliste canadien; Alfred de Celles, En France et au Canada; Anthologie canadienne: 1° prose; 2° poésie. Other works by Louvigny de Montigny, Ernest Myrand, Philippe Aubert de Gaspé will make their appearance in due time. The unusual interest during the past four years, in Canadian-French matters on the part of many in the mother country as shown particularly by articles in the daily press has been very noticeable. The Bibliothèque canadienne is perhaps the most active of all the agencies in France for keeping alive interest in French Canada. 1210. SYLVESTRE. In l'Express de Lyon, 21 juin. A propos of the lack of an entente

cordiale in religious matters between the clergy in France and the priesthood in Canada. It is well known that the latter are by far the more conservative of the two, clinging most tenaciously to the traditions of the past. Moreover there is a strong tendency in the province of Quebec towards insulation. The result of such an attitude is against getting any advantage, which may easily be obtaind from without, and of thus preventing progress or becoming liberal. Particularly in France the policy of the government towards the papacy and the Roman church is very obnoxious to the French Canadian priesthood. This coolness towards the mother country is not adapted to foster the intimate relations which many not interested in religious questions would hail with joy. Sylvestre in his article Un désastre moral is in entire sympathy with the position of the French Canadian priesthood and against the liberal tendency in France. Therefore he says: ". . . le crédit moral de la France diminue rapidement . . . Que dire du Canada, cet espoir de la race française dans le Nouveau Monde? Ces vigoureux rejetons de notre lignée ne nous comprennent plus; ils s'étonnent, ils s'indignent des errements de la mère patrie . . . Qui mesurera l'étendue de ce désastre moral?" 1211. Vinson, J. In the Revue linguistique et de philologie comparée, 15 avril, p. 130, has a compte rendu of vol. V. of the BPFC, from December 1906 to March 1907, in which he mentions particularly the instructiv articles by J. P. Paradis on Le langage commercial; P. Gagnon, Quelques vieux mots dans les documents anciens; C. Laflamme, Les noms populaires de quelques plantes; E. Rouillard, Les prénoms au Canada (cf. no. 1207). A. Rivard, La francisation des mots anglais dans le franco-canadien. Anonymous articles. 1212. A propos of Mgr Bégin's (cf. no. 816) visit to the maison de la bonne presse, the article En Nouvelle-France, in la Croix, Paris, 17 décembre was reproduced in l'Action sociale, du 30 décembre. 1213. Au Canada. Les fêtes de Champlain. In le Soleil, Paris, 22 juillet. Compte rendu of the celebration on the occasion of the erection of the monument to Champlain in Quebec, on the 5th of July. 1214. Le Canada et la France. In l'Information, Paris, 21 juin. Questions concerning politics and commerce. 1215. Chronique: Sir Wilfrid Laurier et la France, in regard to the Premier's visit to France. 1216. Sir Wilfrid Laurier et la France. In l'Echo de Paris, le 23 juillet, on the same subject. 1217. Bibliographie du parler français au Canada, de Geddes et Rivard. In Ro. t. XXXVI, janvier, p. 154, a rather favorable compte rendu of the work noted under no. 1077 will be found. 1218. Canadian-French 1890—1900. Geddes. (Erlangen, 1902). In the December number, 1907, of the Revue des langues romanes will be found a notice of the reprint from the JB, Bd. V, 1902, pp. I—294 to I—358. 1218a. En marge is the title of an article which appeard in the Paris Temps, 16 décembre, à propos of the monument to Montcalm, "au plus beau vaincu de nos anciennes guerres", which is to be erected at Vauvert (Gard). On the occasion of the franco-canadian treaty and in honor of Montcalm, a reunion took place in Paris under the auspises of l'Alliance française on the 16th of December, an account of which

will be found in the Journal des débats, du 19. 1219. In the Annales de Bretagne (avril 1907, v. XXI, no. 3, pp. 529—530) will be found a summary of the Rapport sur les archives canadiennes, de 1904. The report relates to letters exchanged between Vaudreuil, Lévis, and Dumas, about 1760.

Historical. 1220. Casgrain, P. B. L'habitation de Samos. This is a reprint of no. 1069. It receives attention under no. 1255b. 1221. Dugas, G. Histoire de l'ouest canadien de 1822 à 1869, époque des troubles. Montréal, 1906, pp. 154. This first volume of this work was noted in 1896 under no. 102. An English translation of the book by J. Foran appeard in 1905 (see no. 1136). The present volume continues the history; it is to be followd by one or perhaps two volumes. The work is that of a French Canadian proud of what his race has accomplisht in Canada. It is important, particularly from the clerical standpoint, for a presentation of the history of Manitoba and the western provinces. The first Riel rebellion is delt with and especially the subject of the progress of Christianity in the Northwest. This progress is due in a large measure to the sacrifice and constant effort made by the bishops Provencher and Taché to whom M. Dugas gives full credit. The idea of the writer is that evangelization of the Indians should precede their civilization. The missionaries themselves should become nomad Indians, bringing civilization to the Indians while allowing them to pursue their wandering life on the plains and in the woods. M. Dugas claims that had the French Canadians of the province of Quebec workt with the requisit interest and intelligence to make of Ontario a French province, that this result could have been brought about. The author criticizes historical writers for failing to give credit to the Roman Catholic missions in the general progress made. Progress has certainly been due to the combined efforts of all who have made contributions to that end and they are many. Yet in regard to the efforts of all denominations except those of the Roman Catholics, the author himself has nothing whatever to say.

Language. 1222. Prince, J. B. Parlons français. In le Semeur, a very good bulletin de l'Association catholique de la jeunesse canadienne française (3e annee, no. 8, avril, pp. 218—226). 1223. Unsigned. Recherches linguistiques. Le français que l'on parle dans les campagnes du Canada. In the Tribune, Woonsocket, Rhode Island, 30 août.

Literary. 1224. Arles, Henri d' (le père Beaudet) see no. 921. Le journalisme américain. In la Revue d'Europe, Paris, juin, pp. 361—367, et juillet pp. 1—8. In regard to the present conditions of newspaper work, future of the press, tendencies, etc. In the October number of the same review, pp. 240—251, will be found a piece of writing En l'isle, by the same author. Inasmuch as the article as regards style is typical of Henri d'Arles it is worth while to quote what the editor of the BPFC. says about it (vol. VI, p. 110): "En l'isle, une curieuse composition, où il donne à sa virtuosité de styliste tout son jeu. Est-ce le récit d'un voyage, on le rappel d'un songe? ces tableaux ont ils été vus, ou rêvés? Faut-il voir dans ces pages un simple

jeu de la plume, ou y chercher un sens symbolique? . . . En tout cas, c'est fort joli; c'est même trop obstinément joli, par endroits." The same author has publisht a plaquette: Jérusalem (Paris, F.-R. de Rudeval, 1907), conférence donnée à la salle Anawan, à Fall River, Massachusetts, le 5 mai, 1907, au profit des pauvres de l'hôpital catholique. M. Rivard, whose criticizm of the article En l'isle has just been cited, continues thus (ibidem) "Le réverend père Beaudet apporte à la facture de ses phrases le soin le plus curieux, et l'on a dit de lui qu'il était le meilleur styliste du Canada. Il me semble qu'il l'est en effet beaucoup. Vraiment la forme fait presque oublier le fond. On voudrait, parfois, que Henri d'Arles écrive un peu moins bien." 1225. ARRIOULES D' (Dr. J. F. Rioux). Mon premier né. Mélanges. Sherbrooke; s'adresser à l'auteur in-8°, pp. 192. Dr. Rioux whose nom de plume is d'Arrioules has here brought together a number of his articles that he had written in connection with his specialty, medicin. 1226. IDEM. Ma cadette. Conférences, etc. Sherbrooke; s'adresser à l'auteur: in-8°, pp. 123. Like the preceding, a collection of articles on a variety of subjects but mainly relating to such matters as hygiene, consumption, tuberculosis, etc. There is a chapter, on St. Jean-Baptiste. 1227. BENOIT, Dom. (cf. no. 835). Un grand évèque et les commencements de la province de Manitoba en Canada. In la Vérité française, du 4 et du 5 janvier. This study, which is signd R. J, is an analysis of the life of Bishop Taché (cf. no. 1219). 1228. LALANDE, le R. P. Louis, S. J. (cf. no. 12) Entre amis. Montréal, in-16°, pp. IV + 339. This is a book of letters between the author, le père, Lalande and his friend Arthur Prévost. It was the will of the latter that the former should see to the publishing of these letters which were written between the years 1881 and 1900. Prévost himself had found in them so much spiritual consolation and guidance that he desired that others should be equally benefited. According to the BPFC, VI, p. 186, "dix mille exemplaires vendus en quelques mois nous font penser que déjà, sans doute, elles en ont aidé plusieurs". The review containd in the Bulletin is favorable: "Entre amis est un beau livre, un livre vrai, un excellent livre." 1229. LE MAY, Pamphile. Contes vrais. Nouvelle édition illustrée. Montréal in-16°, pp. 551 (cf. no. 818). Altho the title page informs the reader that this is a new edition of the volume noted in the JB, under no. 330, yet the larger part of the book is entirely new. The stories in the first edition, however, do appear again in a revised form. These stories relate the traditions, manners, customs, beliefs of the French people of Canada. In doing so, many of the expressions of long ago reappear, as for instance: les épluchettes de blé d'Inde, les levages, les foulages, le bon habitant qui bat dans la batterie, le curé qui porte le bon Dieu, avec le sonneur, l'autre qui coupe au javelier. These and many other expressions sentent le terroir and are peculiarly Canadian-French. A number of artists have had a hand in the illustrations. 1230. MONTIGNY, Louvigny de. A propos d'un livre récent. In la Revue d'Europe et des Colonies, décembre, pp. 375—384. This article is in the form of a letter in which the author of Nouvelles études de littérature canadienne française

is taken to task for having rather pessimistic confidence in the future of French-Canadian letters. Nevertheless, the writer himself, M. Louvigny de Montigny, seems not to be unduly optimistic when he writes about his literary colleags as follows: "Nos écrivains n'ont pas eu et n'ont pas encore les loisirs de se former. Ont ils seulement ceux d'apprendre comme il faut leur langue maternelle, en ce pays où le français se contente si bien d'être officiellement accepté que Chateaubriand semble avoir raison d'écrire, au sujet du Canada: "La langue de Colbert et de Louis XIV n'y reste que comme un témoin des revers de notre fortune et des fautes de notre politique'?" 1231. MYRAND, Ernest. Noëls anciens de la Nouvelle-France 2e édition, Québec, pp. 323 (see no. 326). The present edition of these Christmas carols which are nearly all of French origin is considerably enlarged. A number of historical notes add to the general interest. There is a four-page préface by M. ab der Halden. 1232. ROY, l'abbé Camille. Essais sur la littérature canadienne. Quebec, in-8°, pp. 376. The valuable essays which l'abbé Roy has been contributing for the past three years to the BPFC, on French Canadian literature now appear in book form. Among the chapters that are particularly good will be found l'Eloquence canadienne, la Nationalisation de la littérature canadienne, and Dés progrès du journalisme canadien-français. The subjects chosen for analysis and criticizm are among the best in French Canadian literature. They consist of works so well known as those of l'abbé Casgrain, William Chapman, Laure Conan, N.-E Dionne, Ernest Gagnon, P. Le May, "Madeleine" E. Myrand, Adolphe Poisson, etc., all frequently mentiond in the pages of the JB. A good critical review of the book will be found in BPFC, VI, pp. 20--23. The best that appeard in the MSRC, (XI, pp. 89—133) as well as in the BPFC, (IV, pp. 7, 81 and 281) is now publisht in its latest and most finisht form in this volume of Essais.

Miscellaneous. 1233. BIGGAR, E. B. Sauvons nos forêts. Un grave problème national. Traduction française et préface par Mgr C. Laflamme. Toronto, in-8°, pp. 12. This article which appeard in French in Toronto also appeard in English, and is in the nature of propaganda for the purpose of preserving the forests. Both in Canada and in the United States the great forests are subject to much wanton destruction. 1234. CONGRÈS INTERNATIONAL DES AMÉRICANISTES. XVe session à Québec en 1906. Quebec (Dussault et Proulx) 1907; 2 vol. in-8°, pp. LXV + 412 et 468 (see no. 1066). The two volumes contain a full account of the proceedings of the congress together with the papers presented, sixty-two in all, on a great variety of subjects, but dealing largely with Indian dialects. Among the French Canadians who presented papers are M. l'abbé GOSSELIN: Quelques notions sur les sauvages du Mississippi au commencement du XVIIIe siècle, d'après les lettres des missionnaires du temps, conservées dans les archives du séminaire de Quebéc: M. E. GAGNON: La musique chez les Indiens du Canada of which a reprint appeard in 1907. M. le Dr N. E. DIONNE: Les langues sauvages du Canada et l'oraison dominicale. M. Adjutor RIVARD: Les dialectes francais au Canada; M. J. E. ROY: Principes de gouvernement

chez les Indiens du Canada; M. A. GAGNON: Origine de la civilisation de l'Amérique pré-colombienne; all of these gentlemen are members of the SPFC, which has done and is still doing so much in many ways to increase general interest thruout French Canada in science, letters, and language. The BPFC, VI, p. 60, reports that: "Au Congrès des Américanistes, la Societé du parler français était représenté par un délégué spécial et par 70 de ses membres; 16 de nos délégués faisaient partie de la commission d'organisation, 10 étaient officiers du congrès et 8 ont présenté des travaux." A number of French Canadian missionaries presented papers of much interest: the R. P. J. JETTÉ, S. J. from Alaska: Sur la condition sociale des Ten'a; the R. P. MORICE, O. M. I.: La femme chez les Dénés; M. l'abbé A. NANTEL: Étude de philologie comparée sur l'affinité des langues algiques avec les langues indo-européennes; M. l'abbé P. ROUSSEAU, Montreal: Les Hochelagas; M. l'abbe. J. GUILLAUME FORBES, ancien missionnaire chez les Iroquois: Iroquois de Caughnawga; le R. P. PACIFIQUE, missionnaire à Ristigouche: Les Micmacs de la Baie-des-Chaleurs; le R. P. LACOMBE, O. M. I, missionnaire chez les Algonquins: Le génie de la langue algonquine; le R. P. HUGOLIN, O. F. M, L'idée spiritualiste et l'idée morale chez les Chippewas; l'abbé E. GAUVREAU: Les Dakotas, religion, moeurs, coûtumes; le R. P. LEGOFF, O. M. I, Note sur la langue des Dénés. In connection with the province of Quebec, there are two papers of special interest bearing upon the French language, that of M. RIVARD on Les dialectes français dans le parler franco-canadien, Congrès international des Américanistes, XV session (t. I, pp. 3—20); and that of A.-F. CHAMBERLAIN: The vocabulary of Canadian-French, which follows the preceding article (pp. 21—30). Both of these papers are distinctly note-worthy contributions to the subject. Taking up first, that of M. RIVARD, possibly the facts stated by him are all known as he would lead the reader to suppose by the references given. Nevertheless they have never before been presented so clearly and in such a tangible form. 1234a. RIVARD, Adjutor. „Les dialectes français dans le parler franco canadien". (Also appeard in BPFC, vol. V, pp. 41—51 and 81—85). M. Rivard shows in the first place that notwithstanding different conceptions in the exact sense of the words patois, dialecte, and langue, there were in France before and after the XIVth century territorial groups whose manner of speech varied sufficiently to differentiate linguistically the groups. In the north of France these speech groups were known as dialectes français to distinguish them from the provençaux or from the langue d'oc. Then to explain the term franco-canadien, M. Rivard shows that in almost all languages three varieties of the same speech may redily be distinguisht, the educated, the more or less educated, and the uneducated. In dealing with the franco-canadien, the point is made that the two varieties first mentiond do not enter into the discussion because they are artificial productions in distinction to the uncultivated idiom. It is not possible, for reasons that the student versed in Canadian history is familiar with, to compute exactly the component factors of the franco-canadien. Yet the student of the language of the province of Quebec cannot well fail

to perceive that its speech traits are not those of classical French, nor are they those of a provincial patois; for any one who is familiar with spoken standard French can understand and be understood thruout French Canada; nor are they what is frequently termd "corrupt" French, for forms whose composition is easliy traced to legitimate French sources, and are perfectly good, cannot properly be called "corrupt". Moreover the well defined uniformity of the dialect certainly entitles it to be called what M. Rivard well characterizes as parler régional. This speech then, while being relativly uniform, without however being homogenious, inasmuch as many forms from different provinces of northern France have been incorporated into the popular French which was originally brought over together with other speech varieties between 1608 and 1700. The surest data in regard to the immigrants who came to Canada is that recorded before 1673, for after that time the era of immigration ceased and but few came. Of 4894 emigrants whose origin has been traced, and who came to Canada between 1608 and 1700, 621 or but 12·69 per cent were from the Ile-de-France; 4273 were from other provinces: from Normandy and la Perche 1196; from Poitou 569; Aunis 524; Saintonge 274; and less members still from a number of other provinces. To the question what did these immigrants speak, the data just presented shows the reply to be that those from Ile-de-France spoke pretty nearly the literary French of the time, while those from the other provinces spoke, to a large extent, their own provincial dialects. A striking proof of the correctness of this reply in furnisht by a document among the archives of the provost of Quebec for the years 1666—1669. A witness is relating a conversation heard between a plaintif and a defendant. At a given moment his testimony is cut short, for, as the witness explains, the defendant parlait dans son patois. In brief, the very same phenomenon which took place in France, that is the subordinating of the provincial dialects of the provinces of the north of France to that of Isle-de-France, because of its literary and governmental proponderance, took place in the province of Quebec. M. Rivard brings out this interesting parallel in a way that carries conviction from start to fish. Here is an instance: "Mettez ensemble, comme en societé, un Normand qui n'entend pas le picard, et un Picard qui n'entend pas le normand: le Normand apprendra le picard, ou le Picard apprendra le normand. Ajoutez un Français qui n'entend ni le le normand, ni le picard, mais qui représent l'autorité, mais qui est instruit, mais qui a du prestige, et avec qui les deux autres sont nécessairement en rapport: le Normand et le Picard apprendront tous deux à parler français, pour imiter leur supérieur et pouvoir communiquer avec lui, et comme, au moyen de ce trucheman, ils pourront aussi se comprendre l'un l'autre, le Normand n'apprendra pas le picard, le Picard n'apprendra pas le normand; ces deux patois conservés quelque temps encore au sein de la famille, ne seront bientôt plus parlés que par les vieilles gens; encore quelques années et il n'en restera que des débris. Car le peuple n'apprend un idiome étranger que s'il en a besoin pour communiquer avec ses semblables, et il l'apprend dans la mesure où il en a besoin. Picard et Normand n'apprendront donc du français que ce qu'il leur sera nécessaire

de savoir. Or, les termes génériques suffisent en général à qui veut simplement se faire comprendre. Les patoisants emprunteront donc au français, outre la syntaxe et les principales flexions les termes qui designent les genres d'objets, sans avoir souci de connaître les expressions nuancées propres à chacun de ces objets. Ils n'apprendront que le terme générique français, par exemple le mot scie; s'il faut parler d'une espèce particulière de scie, ils emploieront le mot de leur patois; ils diront, s'ils sont Normands, godendat, etc. It would hardly be easy to present in a paragraf more forcibly what took place in France when the dialects yielded to Ile-de-France, and what, in precisely a similar manner, took place in Canada between 1608 and 1700. Thus it is that the dialect débris is ever present and that the vocabulary of the standard French in Canada is not rich. For instance, if the following expressions are not legacies of the provincial patois in France, from whence, then, do they come: décaniyer (déguerpir), achaler (importuner), casuel (fragile, maladif), berlander (flâner), étamperche (sorte de perche pour soutenir un tendoir), bavaloise (pont de pantalon), bacul (palonnier), catalogne (sorte de tapis, converture de lit), cani (qui a mauvais goût, vieux, moisi); chouler (exciter un chien), frigousse (espèce de mets), godendard (grande scie), gadellier (groseiller à grappes), har (malpropre, en parlant des chemins), mucre (humide), tasserie (partie de la grange où l'on entasse les gerbes), tondre (amadou), basir (mourir, disparaître), bauche (course), gingeollent (folâtre), sagant (malpropre), trâlée (grand nombre), etc.? Moreover there remain besides these dialect terms a large number of archaic expressions: amain (commode), alis (mal levé, en parlant du pain), accordant (conciliant), etc. It is always a question from just which dialect these expressions come which occur now in one dialect and now in another, and at the same time in Ile-de-France French. It is of little importance; indeed those that came from the provinces into Ile-de-France and were taken into Canada from there are no less French; if they were taken directly from the dialects, they are no less dialectic. Comparatively short as a contribution of the nature of M. Rivard's must necessarily be, it deals, nevertheless, with nearly all important phases of the question, even giving us a casual view of some fonetic points of interest. For instance, how explain the presence of such a form as queu in the franco-canadien for French quel other than of dialect origin? or of leuvre, cheuf, creume, i. e. the French words lèvre, chèf, crème; if such are not of dialect origin, they can only belong to an interruption of the evolution in French of L. accented a not in positlon; aubel cannot come from the French form aubier, for -el (from L. -ellum) ha snot been substituted for the suffix -ier (from L. -iarium; aubel has rather come in from the Norman. Of genuine old French forms themselves witness souèr (soir), assir (asseoir), arrouser (arroser), flambe (flamme), airer (aérer), airrhes (arrhes), etc. Moreover it is known that many dialect or patois forms of frequent occurrence in the XVIII century in Canada have since disappeard, which is proof of such expressions not being of recent origin. The morfology is also toucht upon and shown to be almost entirely French like the fonology and the syntax. To be sure, traces of patois

such as the preterits in is (je couris) the plural rossignaux (rossignols), the masculine seû (seul) are not lacking. Altho found in old French, yet after the XVI[th] century they are rarely met with other than in patois and in popular speech. All this shows how strong originally the dialect element must have been in the French of Canada. The parler régional continues still its evolution. The dialect forms disappear slowly one after the other. "Ces notes du parler ancestral nous sont chères. Car nous nous souvenons avec amour de la France, de la grande patrie et de sa langue, mais aussi des provinces d'où nos pères sont venus, des petites patries et de leurs parlers". Of the many articles and contributions of all kinds that have appeard on this much discust subject, this exposition of M. Rivard is likely to remain for many a day the classic of them all. 1234b. CHAMBERLAIN, Alexander F. The vocabulary of Canadian French. The important service Professor Chamberlain has renderd to further progress in ethnological and linguistic investigation in this country, in Canada, and elsewhere is much appreciated. As far back as in 1888 and 1889 his Words of Indian origin in the French Canadian dialect and literature, which appeared in ANQ, was noted in the JB, V, 1902, p. I, 319 and p. I, 322. Since then his contributions to the subject of Canadien French will be found under nos. 21, 101, and 125. The present contribution to the subject is important in that it deals with expressions more or less peculiar to the West and Northwest; for, as the author points out, hitherto, almost all research has been confined to eastern Canada. A number of Indian words found in the Canadian French have been recorded by Professors Elliott and Chamberlain, Sylva Clapin in his Dictionnaire, passim, and by Father Lacasse (BPFC, V, pp. 65, 66) Eighty-two of these will be found collected together and commented upon in: Study of an Acadian-French dialect, by Geddes (Max Niemeyer, Halle a. S., 1908), pp. 254—261. The Lexique canadien-français now appearing in instalments in the BPFC. may, when completed contain, possibly indext separately for greater convenience, all of these words together with others since collected. Up to the present time however, Father Lacasse's contribution is almost the only one of this nature, if indeed not the only one, that has been sent in to the SPFC. Moreover, very few words and expressions belonging to the French Canadian vocabulary of the great northwest section of the country have as yet been recorded in the Lexique. By far the most important collection received by the SPFC. is that sent in by Philéas Gagnon: La langue parlée au nord-ouest canadien (BPFC, VI, pp. 132—137) "tiré d'un volume qui a échappé aux auteurs de la Bibliographie du parler français au Canada (see no. 1077) et dont le titre se lit comme suit: Report of the trials of Charles De Reinhard and Archibald M'Lellan, for murder, at a Court of Oyer and Terminer, held at Quebec, May 1818". This list contains 60 words. Out of two similar lists presented by Professor Chamberlain in the article now under review, one containing 13 words catalogd in Sylva Clapin's Dictionnaire, and the other 84 made by Professor Chamberlain himself, that is out of a total of 97 words, only 9 in M. Gagnon's list of 60

words are duplicates of those presented by Professor Chamberlain. This is a striking proof of how rich must be the material of the vocabulary of the Northwest in French-Canadian expressions not yet recorded. The term itself Canadian-French includes, as Professor Chamberlain rightly defines "all forms of the language, patois and literary, spoken now or in earlier times by the educated classes of the community and by its ignorant members, used by men of letters in the cities of the east and by coureurs-de-bois, voyageurs, métis, and bois-brûlés in the great Northwest. Besides the French of France and the dialects of the early settler and their descendants, it has had the inspirations and suggestions that have come from contact with new environments and non-European peoples from the Gulf of St. Lawrence to beyond the Rockies, and from far north of the Saskatchewan to far south of the Missouri". The nine duplicate words recorded by Gagnon and Chamberlain, as mentiond above, with their definitions may possibly give some idea of the character of the 97 words noted by the latter and of the 60 by the former, all belonging to the vocabulary of the great Northwest. 1. Bois-brulés: Métis de sauvage et de blanc. 2. Brigade: Flotte de canots 3. Canot allège: Se dit d'un canot léger. 4. Folle-avoine: Espèce de riz sauvage. 5. Freemen ou Hommes libres: Des gens comme chasseurs, pêcheurs ou cultivateurs, qui ne sont pas au service des traiteurs, et vivant de la grande vie libre des plaines et des bois. 6. Guide: Pilote d'une flotte de canots. 7. Hangard: Espèce de magasin. 8. Pémican: Viande desséchée du boufflle. 9. Pièce: Un paquet préparé, à peu près 90 livres. Of French Canadian names applied to places, the following are examples in the Northwest. 1. La grande tremblière. 2. Lac des prairies. 3. Mer du ouest. 4. Portage la prairie. 5. Rivière de la grande quête. 6. Rivière du pas. 7. Rivière qui appelle. 8. L'eau qui pleure. 9. Portage la prâline. The contribution made by the vocabulary of Canadian French to Chinook, the lingua franca of the Columbia river region, has been by no means inconsiderable. One computer, the ethnologist, Myron Eells, estimated in 1894 that out of 1000 Chinook words, 153 were of Canadian French origin. The following examples illustrate. 1. Delate (or delett: Tout droit. 2. Diaub (or yaub, or le jaub): Diable. 3. Lamestin: La médecine. 4. Lasway: La soie. 5. Lawen: L'avoine 6. Pe or Pee: Puis. 7. Síwash: Sauvage. These are all interesting examples of common traits of French-Canadian fonology. Thus, in 1; metathesis of *l* for *r* and the pronunciation *è* (reduced *wè*) for Fr. *oi* in 2, French *d* carried back to a palatal position and an *a* farther back often called the Norman *a*; in 3, assimilation and metathesis; 4. simply a case of *wè* = Fr. *oi*; 5. the same feature as in 1 and 4. 6. simply unrounding; 7. weakening of the unaccented first syllable and unvoicing of the accented. Some of the French-Canadian names applied to Indian tribes are interesting: 1. Babines. 2. Gens des hauteurs. 3. Gros ventres. 4. Guérriers de la roche. 5. Loucheux. 6. Mauvais-monde. 7. Montagnais, also Montagnards. 8. Nez percés. 9. Peaux de lièvre. 10. Pieds-noirs. 11. Pillageurs. 12. Plats-cotés-de-chien also Flancs-de-chien English "Dog-ribs".

13. Saulteurs, sauteurs, sauteux. Sioux abbreviation for a French form Nadowessioux. 14. Souliers-noirs. 15. Têtes-plates. The above specimens are really but a few illustrating the rich vocabulary of the great Canadian Northwest. The importance of Professor Chamberlain's contribution is particularly in relation to the complete vocabulary of the French language as now or formerly spoken in Canada. 1234c. Geddes, J. Jr. L'importance de l'unité phonétique (t. II, pp. 265—271). The same article also appeard in the Revue de philologie française et de littérature, t. XXI, 4e trimestre, 1907, pp. 285—292. The writer improved the opportunity of presenting a paper on a subject to which he has not infrequently called attention (cf. JB, Bd. V, p. I, 321). In connection with many papers presented to the Congress dealing with Indian dialects, from a number of which specimens of the spoken language were cited, each writer transcribing the Indian sounds according to his own system of notation, the moment was deemed favorable for pointing out the obvious advantage of a uniform system of sound-notation in dialect work, in keys to dictionaries, and in text-books. In a word, insted of every writer using a system only known to himself, the object oft the paper was to bring about that all writers use one system which by constant use, should become familiar to all. 1234d. Hewitt, J. N. B. of the Bureau of American ethnology. Proposed international fonetic conference to adopt a universal alphabet. This brief paper, which follows the preceding, relates what has been done towards bringing about an international reunion of experts in fonetics to consider, and, if possible, agree upon a uniform system of indicating pronunciation in dictionaries, dialect studies, and text-books. It was shown that in 1905 an inquiry on the subject had been sent out by Boston University to scholars and linguists all over the world in regard to the desirability of holding a meeting of experts in fonetics for the purpose just stated. The results of this inquiry had been publisht in pamphlet form and showd that 97 per cent of the correspondents exprest themselves heartily in favor of a fonetic conference. The chief obstacle to carrying out the enterprize was the difficulty of securing funds for the purpose. It was estimated that about $ 10,000. would be needed to meet the expense of one conference. If the matter were understood by those who have the means to advance science, and especially if the importance of such a movement could be forcibly brought home to filanthropists, it would seem in this age of donations for well-nigh every conceivable purpose that so relatively small a sum for an end so consummately to be desired by the scientific world could not long withstand forthcoming. 1235. Dionne, N. E., Inventaire chronologique des livres, brochures, journaux et revues, publiés en langue anglaise dans la province de Québec, depuis l'établissement de l'imprimerie en Canada jusqu'à nos jours. 1764—1906, par N. E. D. bibliothécaire de la législature de la province de Québec; tome III (see n° 1092) Québec, pp. VIII + 228 grand in-8°. This will also be found in MSRC, t. XII, § 11. This list, as well, as those containd in the two previous Inventaires, is arranged by years. Unless one knows the

year of publication, it is not an easy matter to trace the various works of a single author. But this obstacle, Dr. Dionne has overcome by adding an index of names and subjects for each volume. He has aimd to be inclusiv in this list rather than exclusiv in deciding upon what books to admit in doutful cases. It is interesting to know that there were 2921 English books and 681 English reviews or periodicals publisht in the province of Québec during the period under consideration. Also that the statistics of French publications for the same period give 3092 books and 807 periodicals. Thus it will be seen that the number of French and English books is nearly equal. Of late years, the seat of publication of English books has undoutedly gone to Toronto. Of the English Journals, a good part of them circulated outside the province of Quebec, while the French periodicals were almost exclusively confined to the province itself. It is of interest to note that there were nearly three times as many English books publisht in Montreal as in Quebec, the exact figures being: Montreal 1850; Quebec 678; other places 272. In making out his list, M. Dionne, has expanded it nearly 20 °/₀ by inserting a large number of separate reprints which had appeard in reviews or publication of one kind or another. For instance 250 papers are taken from the MSRC. and the Québec literary and historical society, and a number of annuals, guides, almanachs, etc., swell the total sum given by about 584; so that if this sum be subtracted, we have as the more nearly correct sum total: 2337. Despite the fact that in many cases the bibliografical information is insufficient (cf. the reviews of this volume and of the preceding in the BPFC, VI, p. 148, IV, p. 353; and p. 111) nevertheless, the fact remains that the whole work constitutes the most useful source of reference now existing on the entire subject. Cf. the review in RHPC. XII, pp. 197—199. 1236. ALCOHOL AND ALCOHOLISM. This subject, already commented on (cf. nos. 1097 and 1099) is of no interest whatever from a literary standpoint but of considerable from that of sociology. The Latin peoples, as has been remarkd not infrequently, have not as ardent a passion for strong drink as have the Anglo-Saxons. Nevertheless when once the temptation is put in their way, as is the case with the large bodies of immigrants coming yearly to the United States and Canada, they redily yield to it, and a perpetual fight against the liquor traffic is necessary in order to minimize evil results. In the September number, 1906, of the RRHC, vol. XII, (p. 288) question no. 1163 to the editor, M. Pierre Georges Roy, reads as follows: "Pourriez-vous me donner la liste des ouvrages publiés dans notre province sur la question de la tempérance ou de l'alcoolisme? M. D." In vol. XIII, towards the end of seven of the monthly numbers of the Review, will be found a list of publications, in all upwards of one hundred, dealing with the subject of temperance, alcohol, and alcoholism. This in itself gives an idea of the persistency with which the campain against the abuse of liquor in French Canada is carried on. A number of those writing on this subject, the R. P. Hamon, (no. 705), Ed. Rousseau (no. 1097), Vezina (no. 1099), have alredy been noted. Some of the lists in reply to the above question were prepared by the R. P. Hugolin, O. F. M.

1237. Guide du colon, 1907, issued by the département des terres et forêts de Québec. This book is gotten up from a linguistic standpoint with more care than is usually displayed be the Canadian goverment officials. In this regard, a favorable criticism of it will be found in BPFC, VI, pp. 63 - 64. 1238. Rapport intérimaire des fermes expérimentales, 1907, imprimé par ordre du parlement d'Ottawa. Criticizing the language of this publication and comparing it with the Guide du colon just noted, the editor of the BPFC, M. Rivard, says (t. VI, pp. 63—64) (On dirait) "que ces deux ouvrages ne paraissent pas écrits de la même langue. Le premier paraît avoir été préparé avec un soin particulier d'éviter les anglicismes et les fautes grossières qui remplissent la plupart des publications de ce genre. Nous ne pouvons en dire autant du Rapport des fermes expérimentales. Le Bulletin a naguère relevé quelques-unes des fautes les plus grossières dont était véritablement farci l'avant dernier rapport des directeurs des fermes d'expérimentation. Celui-ci fourmille encore de barbarismes, de solécismes, d'anglicismes, et l'on y retrouve, soigneusement répétées, toutes les fautes déjà signalées. Voici seulement quelques spécimens des expressions qu'on rencontre à chaque page de cette brochure hétéroclite: Une loi est appellé un acte de loi . . . On fait des expérience en rapport avec toutes les branches de l'agriculture . . . On pourvoit pour l'établissement d'une ferme expérimentale . . . Les directeurs sont appelés les officiers à la tête . . . Le collège d'agriculture de Guelph est un noble travail . . . Des renseignements sont distribués depuis les fermes expérimentales aux cultivateurs au Canada . . . En fait des betteraves . . . Chez les pois une semaine de retard a causé un grand dommage, et un plus grand encore chez l'avoine . . . Les officiers de la ferme font connaître très généralement les résultats de leurs expériences . . . Méthode d'amélioration quant à ce qui s'agit des premières importations . . . Sélectionnement des céréales . . . Travailler le sous-sol au moyen d'une houe à cheval à dents raides . . . Quant à ce qui s'agit du pour cent de la matière grasse, etc. Et voulez-vous une phrase complète? Voici: 'De peser le lait de chaque vache soir et matin ne sert pas seulement à la fin de l'année à faire voir ce qui en est de la vache, mais ne manquera pas de faire mieux produire chaque vache en moyenne'. Je ne crois pas qu'il y ait dans toute cette brochure une seule ligne, y compris le titre, qui ne contienne au moins une faute". Despite the efforts of education, it would seem that its influence, at least in government circles, is hardly perceptible, and no improvement is discernible upon the days when J. P. Tardivel's L'anglicisme: voilà l'ennemi appeared, in 1880, wherein he quotes verbatim a member of parliament who, in his endeovor to gain the attention of the floor of the house, addrest the speaker: "Monsieur l'orateur, j'ai le plancher de la chambre" (JB, V, p. I, 315).

Poetry. 1239. Burque, l'abbé F. X. Élévations poétiques. Vol. II; Quebec, pp. 276; in-8°. Under no. 1103, M. l'abbé Burque's Élévations poétiques is noted, vol. I of which was publisht by La libre parole. It would seem that M. Burque himself recognized

the short-comings of his poetry respecting the form of the verse (cf. BPFC, V, p. 30). In La libre parole, Quebec, 31 août, Un ami de l'auteur defends the latter's Chansons patriotiques et nationales, many of which appear in the Élevations poetiques. The second volume of this recueil shows so little improvement in the form of the verse over the first that one is justified in supposing that the second volume was alredy written when the first was publisht (cf. the review in BPFC, VI, p. 63). 1240. CHAPMAN, William. La Beauce is the title of a fine piece of poetry which appeard in la Revue des poètes du 10 février, p. 40, with M. Chapman's portrait. Under no. 1108, a poem by Pamphile Le May entitled Nos trois cloches was noted which appeard in the MSRC. This has since been separately reprinted. 1241. LOZEAU, Albert. L'âme solitaire, Paris (Bibliothèque canadienne, F. R. de Rudeval) pp. XII + 223 in-18°. A volume of poetry that has received considerable attention both in Europe and in Canada. In the July number, 1906, of la Revue d'Europe et des Colonies will be found a study of Lozeau by ab der Halden; in the July number of the Bulletin littéraire de la Revue d'Europe (p. V) will be found a note on L'âme solitaire by C. d'Henryet. M. Rivard reviews favorably this volume of poetry in the BPFC, VI, pp. 23—25. The Semeur, organe de l'Association catholique de la jeunesse canadienne-française, publisht in Montreal, criticizes, in the December 1907 number, the morality of some of the poems. M. Lozeau replies in le Canada citing passages in support of his defense that appeard in la Nouvelle-France and that were written by le R. P. Breton. A reply to this defense will be found in the Semeur (February 1908, p. 187). M. Breton makes clear his position in a note publisht in la Nouvelle-France (February, p. 103) saying that he agrees with the Semeur and with the BPFC, and that he had alredy stated his position in la Revue du tiers-ordre (octobre 1907).

Religious. 1242. ALLAIRE, l'abbé J. B. A. Histoire de la paroisse de Saint-Denis-sur-Richelieu, St. Hyacinthe, 1905; pp. 539; prix $ 1,65, s'adresser à l'auteur, curé de Saint-Thomas d'Aquin, St. Hyacinthe. The parish of Saint-Denis, in the county of Saint-Hyacinthe, contains a population of 1963 souls and is situated on the right bank of the river Richelieu about nineteen miles from its mouth. The inhabitants are French Canadians and Roman Catholics. Altho a general impression, very prevalent in regard to the valley of the Richelieu, is that it was originally colonized by the soldiers who disbanded from the Carignan regiment about 1670 (cf. no. 564), the fact remains that the territory where St. Denis now stands did not begin to be cleared until about 1720. There were but fifteen families there in 1736. Under the administration of Pierre Pécaudy de Contrecoeur, who had charge of affairs for forty years, the population had risen in 1775 to one hundred and sixty. A number of Acadians came in about 1767. In 1782 a convent was establisht for the education of girls; in 1804 a classical school for boys. The history of the parish includes the biografies of most of the priests and nuns graduating from these institutions.

Moreover, the details in regard to the successive curés of the parish churches are given quite fully and how the churches were founded. The vicissitudes of St. Denis in the establishment of various industries are delt with. The river improvements have benefited St. Hyacinthe and rather diminisht the former importance of St Denis. The place has a certain historical celebrity in connection with the Papineau rebellion of 1837 when the patriots, as those in favor of establishing la nation canadienne were called, gaind a slight temporary victory over Colonel Gore's force. This was retrievd very shortly afterwards by the fight at St. Charles where the patriots were routed and the little town razed to the ground. The work is conscientious and pains taking and is one of the best examples of what literary work is being produced by the Catholic clergy of the province of Quebec where local history has always received more attention than any other kind of literature. 1243. Carufel, l'abbé D. O. S. de. Notes sur la paroisse de Notre-Dame du Mont Carmel, comté de Champlain, P. Q. Trois-Rivières, s'adresser à l'éditeur; in-16°, pp. 241. The county of Champlain is one of the sparsely populated territories on the north side of the St. Lawrence, and north of the town of Three Rivers. The Notes make up a well written account of a Canadian parish. 1244. Chouinard, l'abbé E. P. Histoire de la paroisse de St Joseph de Carleton, Baie-des-Chaleurs, 1755—1906. Rimouski, 1906; pp. 112. The author has gotten together a number of his articles which appeard in the Moniteur acadien, the Progrès du golfe, and in the Saint Laurent. It is generally known that many of the Acadians, when driven from their homes about Minas Basin at the time of the grande despersion, settled about the coast of the Baie-des-Chaleurs. It is the history of seven Acadian families who settled in 1755 at the bed of the harbor called by the Indians Tracadièche, now the modern Carleton, together with the lives and labors of the missionaries who lookt after the spiritual welfare of the parish from the early days down to the present time, that l'abbé Chouinard relates. The work is of interest as contributing considerable documentary information to au ecclesiastical record of the region. 1245. Dugas, l'abbé, A. C. Notes sur la paroisse de Saint-Clet, comté de Soulanges. Le paroissien, décembre, 1906. This is simply a compilation of data in regard to when and how the churches were erected, names of the parish priests, vicars, and syndics, number of parishioners baptized, married, or buried in 1851 and in 1906. 1246. Joliette. Revue ecclésiastique de Valleyfield, 1904. The prime object of this sketch is to narrate the circumstances attending the creation of the diocese of Joliette and the appointment of the first bishop Mgr Archambault. Incidentally the writer outlines the career of Barthélemi Joliette, founder of the town, and gives an account of its settlement. 1247. Gosselin, D. Bulletin paroissial de Charlesbourg pour l'année 1906. Québec, 1907. S'adresser à l'auteur à Charlesbourg, P. Q. Such statistics are not infrequently prepared by the parish priests and are useful in that oftentimes no other source of information regarding the parish is available. 1248. Lemonde, l'abbé J. A. Histoire de Saint-Gérard de Montarville, comté

Labelle, diocèse d'Ottawa. Memorandum pour 1906; no. 1. Nominingue, 1907. Even the best maps obtainable are apt to prove inadequate for locating small parishes. Labelle, which can be reached by rail from Montreal, is in the Ottawa region near the Montcalm boundary, not far from Terrebonne. 1249. VALIQUET, le R. P. Calendrier et bulletin des paroisses françaises de la ville de Québec. Année 1908 (without name [Valiquet] or date [1907], which are here supplied) pp. 96 in-8°. This contains a chapter entitled: "Les noms chrétiens" signd A. V. The subject matter is that alredy noted in reviewing the articles which appeard in the BPFC, for 1906. Mgr J.-C.-K. Laflamme addrest the SPFC, at its annual meeting, the 12th of december 1905, on "La bizarrerie dans les prénoms", and the address was printed in the January number of the BPFC, 1906. M. Eugène Rouillard continued the subject in the March number of the same review for 1907. The substance was reproduced in a number of newspapers both in the United States and Canada. The R. P. Valiquet, O.M.I, continues in the Calendrier to oppose the custom so prevalent of giving children other names than those so long taken by tradition from the calendar of the saints.

Travels. 1250. LIPPÉ, l'abbé J. A. Le tour du Mexique. Mon Journal de Voyage. Montréal. S'adresser à l'auteur, St. Médard Coteau Station. Prix 50 sous. 1251. ST GERMAIN, F. H. Souvenirs et impressions de voyage au nord-ouest canadien. Arthabaska, 1907, pp. 226. An account of the author's trip from Nicolet P.Q., across the continent to western Alberta. M. St Germain's daughter was one of a band of Sisters whom Father Lacombe took out with him in 1893 to the Northwest to found a school and a hospital among the Blackfeet Indians. It was here M. St Germain visited. His observations are mostly confined to the fertility of the soil thru the splendid level Manitoba region.

Canadian French reviews. 1252. BPFC. This review continues to furnish almost everything, if not absolutely everything, of interest in a linguistic way in French Canada. One of the main objects, that of compiling and editing adequately the "Lexique canadien-français", is being pusht ahed in a most satisfactory manner. Every number of the Bulletin contains a considerable number of words. Another of the principal aims that is never lost sight of is that of raising the standard thruout French Canada of the spoken and the written language. It is up-hill work, but despite gross indifference, the good work goes on just the same. With the progress of education, it is possible that in time the importance of the movement now being agitated so forcefully and so persistently, may appeal to the average French-Canadian and thus produce results that are much to be desired. Certainly at no period in the history of education in French Canada have the efforts made, as well as the ideals sought, been so progressive as at present. Two most useful features of the Bulletin are the "Livres et revues", where most of what is of any importance in French Canada in a literary or scientific way is noted and in most cases commented upon, and the "Bulletin bibliographique" where French publications having a general linguistic,

or literary interest, are listed. Other features that have been previously mentiond "Anglicismes", "Sarclures", and "Glanures" are kept up, and are likely to contain much of special interest to the dialect investigator. Among those who have contributed during the year 1907 important articles bearing on language are MM. Chartier, Decelles, P. Gagnon, Héroux, J.-C.-K. Laflamme, Paradis, Rivard, and Rouillard; 1252 a. M. Amédée Gosselin furnishes a long article in three instalments on "L'instruction primaire au Canada" (vol. V, avril, mai, juin) and 1252 b. M. Camille Roy continues his "Etude sur l'histoire de la littérature canadienne: Michel Bibaud" (vol. V, avril; vol. VI, décémbre; voir le Bulletin, janvier et juin 1904, avril, juin, septembre 1905, avril, septembre et novembre 1906). — 1252 c. Émile Chartier's contribution to the linguistic out-put is entitled "La propriété de l'expression", in the September number, 1907. Many of the French Canadians being bi-lingual, in fact many being more at home in the use of spoken English than of French, the problem of using the right word or expression to designate the appropriate idea is more serious than is the case with those accustomd to but one language. In such cases as those of bi-lingual French Canadians, the word with which the speakers are most familiar, whether French or English, is apt to come first to mind. When the speakers are uneducated, it little matters to them which word is used first. This is what M. Chartier is dealing with. He says: "Tout le monde a entendu clipper, être jammé, checker, stopper, backer, maller, washer, watcher, switcher, runner short, kicker, caller, timer, scraper. Il est vrai que supputer le temps (timer), se porter garant (bakter), déposer une lettre (maller) sont un peu plus longs; être à court (runner short) n'est guère plus . . . court; balayer (scraper) a peut-être l'air trop humble; proclamer (caller) l'air trop noble, et pointer une liste (checker) l'air un peu administratif ou commercial! Pour d'utiles créations celles-là sembleraient donc l'être . . Parfois . . . ce sont des expressions entières que l'on démarque assez maladroitement: être particulier sur (to be particular about), prendre ses degrés (take his degrees) ou bien une marche (a walk), porter attention à (to pay attention to), payer un compliment ou une visite, traverser une jonction (to cross a junction), de seconde main (second hand) donner un call-down, cookerie, facterie, demander un transfer, paire de pantalons (pair of breeches), ce qui se rapproche de paire de . . . jumeaux; eau à la glace (ice-water). Et pourtant faire une promenade vaut bien prendre une marche; grades, en écartant degrés, éloigne le souvenir assez prosaïque d'un escalier; et, si voie de raccordement paraît trop long à côte de jonction, du moins verte semonce ne l'est guère plus que call-down". M. Chartier is evidently very familiar indeed with English. He cites dozens of English words such as rough, slow, strap, smart, team, span, fun, sling, roll, yeast, scrape, dull, policeman, stock, docks, locks, folk-lore, lock-out, pluck, strike, bluff, spleen, etc., that are undoutedly more familiar to many of those who use them than the French equivalents. Many suggestions are offerd thruout the article in order to encourage those who

seek to improve, and particular attention is taken to have a right attitude shown in the schools towards the subject. 1252 d. DECELLES, F.-Z., ptre La langue populaire dans les Forestiers et Voyageurs de J.-C. Taché (janvier 1907, pp. 161—168). In regard to Taché's Forestiers et voyageurs, see JB, V, p. I—308. This is simply an attempt to give an idea of one of the most Canadian of all the works written by French Canadians. As pointed out in discussing Napoléon Legendre's La province de Québec et la langue française (JB, V, p. I, 316), a new country which takes its rise afar from the mother country, under entirely different conditions of climate and environment, in the natural course of human events, is bound to have a life, ideas, and exterior objects peculiar to itself and for which no vocabulary exists in the original mother tung. Therefore nothing can well be more legitimate and necessary than that the new country should coin a vocabulary of its own for its own original expressions peculiar to its soil, condition, and environment. In carrying out this principle, no French Canadian writer has ever been more successful than Jean Charles Taché. In his book of about two hundred and fifty pages there are, according to M. Decelles, no less than thee hundred words or expressions that offer for the lexicographer considerable interest. No anglicisms are to be found; for Taché was one of the most ardent of the "patriots". A propos of the troubles of 1837, the story is told of his vowing to let his hair and beard grow and to wear home-spun clothes until the last Englishman was driven from the country. It can therefore be redily imagind that English words and expressions were vigorously tabood; for M. Decelles says: "Pour lui l'anglicisme c'était l'ennemi" (cf. JB, V, p. I, 313 foot-note 114). Il eût préféré — ce qui lui est arrivé parfois — commettre telle ou telle incorrection. Il avait horreur de tout ce qui sent l'anglais, comme Boileau avait la haine d'un sot livre. En revanche, il ne fait aucun scrupule à user abondamment des termes de notre langue populaire. Il revendiquait le droit pour les écrivains canadiens, de créer au besoin des mots nouveaux. There are two categories of words used by Taché and cited by M. Decelles. 1° Those signifying some specialty in which The French Canadians are engaged, as for example, the "défrichement des immenses forêts. Selon leur office les hommes de chantiers s'appellent piqueurs, doleurs, bûcheurs, claireurs, colleurs, couques. Ceux qui font le gros ouvrage savent à quoi s'en tenir sur les expressions: mettre les billots en trime, adresser l'arbre dans sa chute, aider à décoller la charge, fouler avec les pieds, débarrasser avec la hache, finir avec la pelle un chemin de sortie capable de permettre aux charretiers de gagner le maître-chemin avec les billots. Et s'il s'agissait maintenant de décrire l'émouvante opération de la descente de billots par les rivières et les rapides jusqu'à l'étang du moulin, on ne pourrait pas sûrement compter sur le dictionnaire de Hatzfeld, Darmesteter et Thomas pour avoir la forme et la signification des mots suivants; cageurs, cribes, drames, cages, foulons, traverses, bandages, mettre les billots en cageux, faire partir la digue, et de plusieurs autres. 2° Words that are not special or technical but which are quite universally current reflecting

the simple and intimate life of the Canadian fireside. "Sans être chasseur, ni pêcheur, ni voyageur, dans le sens où Taché prend ce dernier mot, en quelque pays que l'on se rende, si l'on y rencontre des Canadiens, au moins élevés dans la province de Québec, on entendra l'une ou l'autre de ces locutions typiques: quelque chose d'extra, un gros habitant, un habitant de huit cent minots, fumer une petite touche, en parler à la bonne femme, endimanché, aux premières neiges, avant que la noirceur vienne à prendre, être fier (content) ça filait grande écoute. Voilà de ces façons de dire qui sentent bien le terroir canadien, Nous sera-t-il permis d'ajouter celles-ci avant qu'elles meurent avec les moeurs qu'elles traduisent: faire un snaque, prendre un coup, être soûl comme dans les bonnes années, trinquer d'importance, être joliment gris, prendre une petite goutte, une bonne ponce? Un jour viendra où nous l'espérons, grâce à la sainte Tempérance, ces expressions n'existeront plus qu'à l'état de fossiles, à l'étude desquels les philologues futurs constateront, à leur grand scandale, que certains de leurs pères avaient de vilaines accoutumances."

1252 c. Gagnon, Philéas (author of the Essai de bibliographie canadienne, see no. 181) "Quelques vieilles formes de notre langue, glanées dans les actes des anciens notaires, le papiérs de justice", etc., (vol. V, mars, pp. 241—244). The interesting old words are cited with the context and a word of commentary by M. Gagnon. They are certainly a valuable contribution to the Lexique-canadien-français new in process of compilation Of the notary from whose documents much of the information has been taken M. Gagnon says: "Gilles Rageot dont le nom se présente souvent dans les notes suivantes, est un Normand de vieille roche qui fut Notaire Royal et Greffier de la Prévosté. Il nous a laissé plusieurs expressions particulières à son pays Normandie. Il parâit aussi avoir répandu ici, pendant quelque temps, l'habitude de féminiser les noms de famille portés par des femmes. Ainsi il écrira (4 fév. 1688): 'Marché de pierre et chaux entre la Parente (Jeanne Bodeau épouse de Pierre Parent, de Beauport) et les Ursulines'. C'est aussi dans ses actes qu'on trouve ces nombreuses transpositions de lettres au milieu d'un mot, citées plus loin au mot mairage (pour mariage)". A few of these words are here given in order to indicate the nature of the material: alzan pour alezan; le mot n'est plus, que je sache, employé ici. Une cavalle à poil alzan (Rageot, 3 septembre 1673), c. a. d. un cheval à poil d'un roux fauve. Apichimon, "... avec un apichimon de 8 castors" (Rageot, 28 mai 1694), ce qui d'après le contexte serait un synonyme du robinette de nos jours, c. a. d. un montant additionel donné à titrè gratuit et en surplus d'une somme spécifiée d'avance sur un engagement "pour aller aux 8ta8ais". Chambalon (28 mai 1694) se sert aussi de ce mot dans le même sens. Ce doit être un mot tiré de la langue des Outaouais: "8ta8ais". C'est ainsi que Gilles Rageot écrivait toujours le nom de cette nation sauvage. J'ai trouvé une explication de ce mot avec une variante, dans le volume intitulé: "Relations et mémoires inédits pour servir à l'histoire de la France dans les pays d'outre-mer", par Pierre Margry (Paris 1867), page 78. Dans le "Mémoire de Bougainville sur

l'état de la Nouvelle-France à l'époque de la guerre de sept ans", on lit: Apichimon, terme sauvage usité dans la langue française parmi les Canadiens, pour exprimer l'équipement d'hiver, où il y a de plus une peau d'ours, une peau de loup marin, des raquettes, une traîne, un collier de portage, des mitaines, etc. But à but, dans le sens de change pour change. De vieux notaires canadiens se sont encore servi de cette expression vers le milieu du XIX[e] siècle. Comté, toujours employé au féminin, — "la Comté d'Orsainville". (Chs Rageot, 17 avril 1700. "Convocation au son de voix d'homme, en la manière accoutumée" (Roy, 24 février et 7 mai 1679). Mairage pour mariage (Gilles Rageot, 3 août 1687. On observe communément, vers le même temps, ces transpositions de lettres au milieu d'un mot. Ainsi on écrit berbis pour brebis, formage pour fromage, berland pour brelan. D'après Génin, c'est ainsi qu'on écrivait ces mots au XII[e] et XIII[e] siècles, tout en les prononçant: mariage, brebis, etc. Other words discust with documentary evidence like the above are: d'abondant, drapeaux, ensemblement, fourbu ni esfart, gariment, gasparde, habituer pour habiter, journeaux de terre, manable (maison), mathelotage, "mil sixcent huitante et neuf", "minuttant l'occasion de le maltraiter", "ouiller des bariques" (the last three exemples are quoted from author's of old documents) proparler, r'mette-germain, rondignolles, souliers de sauvages, tournants et virants, vendition. 1252f. IDEM. "La langue parlée au nord-ouest canadien" (ib. decembre 1907, pp. 132—137) (see no. 1232b where the complete title of the De Reinhard and M'Lellan report will be found). Vocabulaire de mots et d'expressions en usage chez les traiteurs et coureurs de bois de toutes nations, dans le Nord-Ouest Canadien, au commencement du siècle dernier, ayant pour la plupart un sens différent de celui qu'ils ont maintenant dans la langue française. The report referd to is taken from the minutes in shorthand, under the sanction of the Court, Montreal, in 1818. In regard to the part translated by M. Gagnon, he says: "La partie de ce volume que nous traduisons est intitulée: 'A glossary of some words in use in North-West America, either peculiar to the Fur-Traders and Canadians, or such as are used in a different sense from their proper French construction'. On a voulu saisir le sens propre attaché à un certain nombre d'expressions qui se rencontrent dans les témoignages entendus pendant le cours de ce célèbre procès, et que l'on trouve ci dessous en italiques." Nine duplicates in Chamberlain and Gagnon have been cited in reviewing the article by the former on this same subject (1232 b.). A few more will give a better idea of the very considerable interest linguistically, containd in this curious old document. 1. aviron: pagaie. 2. bouleau (écorce de): The Indians not only made their canoes of this bark but used it to draw rude maps and designs upon. 3. bourgeois: maître, patron. 4. butin: effets d'usage personnel. 5. cache: lieu de cachette; aussi, la chose cachée. 6. cage: un radeau. 7. cageux: petit radeau. 8. capot de couverte: paletot fait d'une couverture. 9. conseils: réunions entre les traiteurs et les sauvages, 10. dalle: chenal étroit, mais profond.

11. livre: une livre du Nord-ouest vaut deux livres ou francs de Montréal. 12. marche: une journée de marche, c. a. d. l'espace que parcourt un canot pendant une journée. 13. marron: un déserteur, un fuyard. 14. nager: pagayer. 15. prairie: plaine, sans arbres. 16. raquettes: snow-shoes. 17. saguenash: expression dont se servent les sauvages en parlant d'un anglais dont ils ne connaissent pas le nom. The following remarks, the substance of which M. Gagnon takes from the compiler of the glossary are of much interest as showing the development of the French language in Canada at that time (1818): "Le compilateur de ce volume nous assure avoir rencontré bien des difficultés quand il s'est agi d'en préparer l'impression, précisément à cause de ce français étrange (indifferent french), dont on s'etait servi dans la plupart des témoignages entendus dans cette cause. Ce langage défectueux est d'abord attribué à cette espèce de jargon provincial dont se sert la basse classe des Canadiens, ainsi qu'au mauvais français parlé par les soldats de De Meuron (soldats de la Suisse arrivés au Canada depuis quelques annees. — Note de M. Gagnon). Il croit aussi que le fait que plusieurs anglais ont persisté à parler français durant le cours de ce procès, comme c'était d'ailleurs leur habitude de le faire dans l'Ouest, sans être parfaitement maîtres de cette langue, a encore servi à augmenter le nombre de ces expressions vicieuses. L'auteur déplore aussi les anglicismes qui se sont introduits dans le langage franco-canadien, particulièrement dans les Cours de justice et dans leurs procédures. Un fait digne de remarque, c'est que le Canadien avait alors réussi à imposer sa langue aux Anglais et aux Écossais, qui pourtant eurent la haute main partout, dans ces parages à cette époque." 1252g. Héroux, Omer. "Le parler français et les journalistes" (janvier pp. 169—174). The writer of this is a newspaper man and at the same time a member of the SPFC. Therefore his criticizm or justification of the press, under the circumstances, is apt, as in this case, to be of a less prejudiced nature than might be possible otherwise to get. The unfavorable conditions for presenting the news to the public are pretty generally understood. Nearly everything has to be translated from the English press. M. Héroux says: "Le même journaliste sera obligé, à quelques heures d'intervalle, et le même jour souvent, de parler finances, politique ou littérature, de rédiger plume galopante — le currente calamo des anciens et depuis longtemps démodé — "quelque chose" qui ressemble à une critique du dernier salon et la description, forte en couleurs, naturellement, des abattoirs de Montréal. Vous déplorez votre défaut de culture classique, vous n'avez pas le loisir, dites-vous, de lire les maîtres. Où voulez-vous que prenne le temps de les lire ce forçat de la plume qui, très souvent, travaille de sept heures du matin à minuit et passe son temps à courir les réunions publiques, les salles de comité, les enquêtes, les conseils municipaux, où l'on parle encore plus mal qu'il n'écrit? Je plaide les circonstances atténuantes avec une ardeur qui trahit peut-être un intérêt personnel, mais j'essaierai d'être franc et juste. Il n'est pas de raison au monde qui puisse excuser, ou même expliquer certaines horreurs". Here the writer cites one of these "horreurs" taken textually out of the leading Montreal French newspaper. It is worth reproducing in that it gives an

excellent idea of what a large part of the advertising columns of a French Canadian newspaper are made up: "Il y a bon raison pourquoi nous pouvons vous donner tant mieux de marchandise pour plus bas prix, nous avons le plus gros établissement au Canada. Nous achetons de vastes quantités des moulins et manufacturiers et cultivateurs à bon marché et nous vous donnons des profits que les intermédiares tenissent ordinairement, par vendent à bas prix. Notre catalogue en française contenit beaucoup des occasions de faire à bons marchés." "Bons marchés" est naturellement au pluriel, et l'énumération de ces "bons marchés" commence par un petit thé set, se continue par des petits trunks pour enfants, carrés' et des poupées "vêtus" au masculin, pour se terminer — et j'en passe — par des "Rugs Union, qualité pesante, designs floraux et serpentins". As may be judgd, it is one of the most thankless of tasks to endevor to curb the license of those, and their name is legion, whose only thought and effort is their absorbing scramble for the almighty dollar. 1252h. LAFLAMME, Mgr J.-C.-K. "Les noms populaires de quelques plantes canadiennes (janvier, pp. 175—177). A continuation of the author's article in the November, 1906, number of the Bulletin. The present article gives a popular derivation of the name quatre-temps, the cornus canadensis, a little creeping vine with a red berry called popularly in English partridge plum, and the vine checkerberry, deerberry or hive-vine; the leaves have a sarsaparilla or checkerberry taste, and the plums themselves a rather flat or insipid taste. After referring to the frère Sagard, Cornuti, Josselin, Charlevoix, and other early writers whose observations, bearing directly or indirectly upon the plant, have a certain scientific value, the writer goes on to say, considering the etymology from a popular standpoint: "Peut-être les premiers colons frappés de peu de succulence du fruit dont la saveur est plutôt fade et sèche, y auraient-ils vu comme un très maigre fruit, réservé à un temps de pénitence, un fruit de carême, de quatre-temps. De là viendrait le mot qni a servi à le désigner. Avouons bien vite que cette explication est pas mal tirée par les cheveux." Mgr Laflamme then describes the plant, attributing, as be suggests with more plausibility, the name to its flowery appearance. The white leaves around the greenish flowers in springtime are almost invariably taken by the layman for the flowers themselves: "Ces feuilles sont au nombre de quatre, jamais plus, jamais moins. Le chiffre quatre vient donc de lui-même à l'esprit lorsqu'on regarde, au printemps, une pelouse garnit de quatre-temps en fleurs. Les quatre-temps sont connus au Canada sous d'autres noms. Quelquepart, au témoignage de l'abbé Brunet, on les appelle matagons, l'ancien nom sauvage, d'après Charlevoix. Ailleurs ce sont des rougets, évidemment par allusion à la couleur des fruits. M. l'abbé Jutras nous informe que, chez lui, ce sont des pains de perdrix. Dans la Beauce, ils deviennent du pain d'oiseau. Bon nombre d'autres plantes canadiennes sont, de la même façon et pour la même raison, appelées pain de couleuvre, pain de crapaud, pain de liévre, etc. Toute ces dénominations tirent leur origine exclusivement des légendes accréditées quelque part; elles ne reposent sur aucun fond de vérité." Thruout New England this pretty little vine with its bright red berries and shining green leaves is well known

and much prized for decorative purposes. 1252i. PARADIS, Philippe J. "Notre langage commercial", février, pp. (201—210). This article, like that of M. Omer Héroux, is written by a member of the SPFC, and like the former has the advantage of freedom from prejudice either way. The desire to improve a condition of affairs in the popular written and spoken language is uppermost. This condition is of the most aggravating description as may be divined from the specimens of language alredy given. The notices posted in the electric cars both in Quebec and Montreal as well as elsewhere furnish unfailing amusement for those able and disposed to criticize them. They are likewise a source of mortification to the well educated French Canadians whose efforts to mend matters are usually frustrated by the self sufficiency of the would-be bilinguist-composers of the notices. M. Paradis begins by quoting a circular letter from a busisnes firm which is a good example of the kind very common: "Maintenant nous ne voulous pas demander Quelque chose pour rien. Et nous convenons par ceci vous faire le présent d'une copie de ce livre si fameux, c'est à dire, le Guide d'affaires aussitôt que nous recevons le rapport de la vente de la quantité très nominale des 10 copies du Guide de quelques personnes qui vous nous recommandes et qui nous obtenons et établons comme notre représentant. Nous avons toute la confiance que vous considérerions que vous aviez fait le service de valeur pour les personnes de notre communité après que vous aviez fait l'examen de ce volume si merveilleux par nous mettant dans la correspondance avec quelque personne l'introduire." M. Paradis then goes on to add: "Pour démontrer la valeur de l'article en question, de ce volume si merveilleux, la lettre circulaire contient le fameux certificat que voici: 'Messieurs: — Jai reçu le Guide d'affaires et votre lettre, mais à cause du fait que je suis occupé beaucoup, je n'ai pas eu beaucoup de temps regarder votre magnifique livre, mais je peux vous dire que ce livre est indispensable et doit être dans les demeures de toutes les personnes qui font les affaire du tout. Votre toute dévoué, etc." This is the language which M. Paradis himself says is jocosely styld "Parisian French". At almost every turn when traversing the thorofares of the cities of the province of Quebec, similar gotten-up communications greet the eye. In one of the Quebec city electrics a notice in this so called "Parisian French" appeard by the side of the English original. The latter contained 83 words; the former 99. M. Paradis adds: "et c'est là son moindre défaut". The SPFC. took the matter in hand and directed the secretary, M. Rivard, to draw up a fitting translation. This he did. It containd 74 words compared with the English version of 83. But the company showd that self-sufficiency characteristic of the trusts — which, over the border, by the way, have recently received several effective call-downs — and still continues to impose its jargon, or "Parisian French", on the public. One of the hardest workd words in the English language is the convenient word set. M. Paradis with just indignation exclaims: "Qu'il cède la place à un ameublement de salon, de chambre à coucher, de salle à manger, à un service de vaisselle, une parure de diamants, une garniture de fourrures, de boutons, une série de livres, un cercle d'amis, une

societé choisie (qui chez nous vaut bien le smart set) un groupe de chasseurs, un jeu de broches à tricoter", etc. Other English words that are constantly doing yeoman service are: cash, bill check, line, job, ready made, (or, frequently, hardes-faites). Even the ladies, if we may rely upon M. Paradis, are not exempt from this mania for using English terms. But M. Paradis, with genuine French gallantry, pleads as follows: "Mais ne soyons pas trop sévères et rappelons-nous qu'elles y sont plus exposées que les hommes. Ayant plus de loisirs, beaucoup plus d'emplettes à faire, elles vont shopper plus souvent. Aussi savent-elles que les bargains se vendent au basement, mais que les veilings, le snets, les baby-ribbons, l'insertion, le nun's veiling, les braids, braids médaillons, braids à finir, les mouchoirs et les serviettes hem-stitched se trouvent au premier, tandis que le rayon des tapis et des meubles, des rugs, des side-boards, des racks de passage est au deuxième", etc. Speaking of the proprietor, the writer says: "Ainsi le marchand sollicitera votre patronage, au lieu de votre "clientèle"; on le dira bien encouragé si son magasin est bien achalandé; quelque fois nous emploierons composition pour "arrangement", décharge pour "quittance", envoi pour "facture", ordre pour "commande", compétition pour "concurrence", défalcation pour "malversation", etc. Il arrive encore que nous donnions à certains mots français un sens détourné qui manque souvent de justesse et de précision. Ainsi nous disons: poignets pour "manchettes", cols pour "faux-cols", jacquette pour "chemise de nuit", matinée pour "chemisette", barré et carreauté pour "rayé" et "quadrillé", postillon pour "facteur", tapisserie pour "papier tenture", moulin à coudre, moulin à farine, moulin à scie, moulin à carde, moulin à coton pour "machine à condre", "minoterie", "scierie mécanique" et "carderie", "filature", etc. The articles of MM. Héroux and Paradis are typical of their kind. In various other lines of activity, the railroads, the banks, the law offices, etc., just such strenuous appeals in many forms are being made in order to awaken the people from their indifference to these matters and thus gradually to raise the standard of every day written and spoken language. 1252j. RIVARD, Adjutor. "La francisation des mots anglais dans le franco-canadien" (mars, pp. 252—264). This is an original and independent examination of the subject. The writer is familiar with the views of Darmesteter, Nyrop, and Remy de Gourmont. The laws which govern the treatment of foren words taken into the Canadian-French speech are very parallel and similar if not identical to those that have been remarkd governing foren words that come into standard French. It would seem that there are two concrete cases which offer themselves for consideration. The word taken into the Canadian-French as an oral transmission or merely from books and known merely as a written sign; in a sense, the very old distinction of popular and literary borrowing. Regarding these two forms M. Rivard says: "Dans le premier cas, le français cherchera à rendre la forme prononcée anglaise, sans se soucier de la forme écrite: baby a donne "bébé"; dans le second cas le français se contente d'arranger et de prononcer à sa manière la forme écrite anglaise: humour (usually spelt in the United States humor) se pronounce umu:r. Parfois l'un et l'autre procédé contribuent

à la francisation d'un mot d'emprunt; mais les termes qui entrent dans la langue grâce à l'écriture gardent longtemps leur figure étrangère. The author asks very pertinently: "Quel sort est réservé à tous ces mots, surtout à ceux qui sont restés jusqu'ici rebelles aux procédés ordinaires de francisation?" and then replies: "Le plus sûr serait sans donte de plonger ces mots dans le creuset populaire et de n'accorder le droit de cité qu'a ceux qui sortiraient de l'épreuve transformés et habillés à la française. Mais aujourd'hui le peuple lit beaucoup; l'influence de l'orthographe, que déplorait déjà Littré, est telle que la prononciation s'incline devant l'écriture" comme le dit Darmesteter; bref le parler populaire n'a plus le pouvoir assimilateur qu'il avait autrefois, et, si la langue écrite elle-même ne s'efforce, le départ du bon et du mauvais dans nos emprunts pourrait bien ne jamais se faire, les mots anglais introduits dans notre langage pourraient bien y rester toujours sous leur forme étrangère. Il n'st donc pas inutile, il est urgent de s'occuper de la francisation des mots anglais dans le franco-canadien. Mais comment orienter nos efforts? et de quelle manière l'évolution phonétique des mots anglais, de ceux dont l'emprunt est nécessaire, devrait-elle se faire pour arriver à une francisation légitime"? It has been possible for M. Rivard to make a useful attempt to treat the problem by reason of the helpful observations made thruout Canada under the direction of the SPFC. These observations have been classified in such a way as may serve at least to suggest some idea if what laws govern entering foren words. The writer adds modestly that of that result be not possible, they may at least "comme dit M. de Gourmont 'servir de guide en des circonstances analogues' spécialement dans la naturalisation des termes qui ne sont encore qu'à demi francisés et de ceux qui ne le sont pas du tout". The writer adopts the Bulletin system of indicating pronunciation which is almost identical with that of Gilliéron-Rousselot and which is here preservd in citing illustrations. There are five divisions made of the words which are under discussion, that is to say of: mots anglais francisés ou à demi francisés: I. Abrègement des longues 1° *a*:=*a*· *a* long, ouvert ou fermé, devient bref. 1. ang. draft (*à*:) traite = fr. can. drà·f — draffe. Here M. Rivard gives a foot-note explaining how to read his observation: "Il faut lire: 'Le mot anglais draft prononcé par *à*: (*a* ouvert long), et signifiant traite, donne en franco-canadien le mot qui se prononce *drà·f* et qui s'écrirait en orthographe vulgaire draffe'." It may be fitting here to remark that the pronunciation of English draft, like calf, half, and similar words containing an *a* is in fact pronounced all the way from an *a* that is very "closed" to an *a* that is very "open". Moreover, M. Rivard uses the term open in the same sense as the term is used in the Hatzfeld, Darmesteter, and Thomas Dictionnaire. It here makes no difference, in that *a* long, whether open or close, becomes short. It may be added the examples show that it not only regularly becomes short, but it also regularly becomes open *a*. 2. flask (*à*:) flacon = *flà·s* — flasse; 3. scarf (*à*:) cravate = *ská·f* — scaffe; 4. corn-starch (*á*:) amidon de maïs = *kò·nésta·c* — conestache; 5. sharp (*á*:) vif = *cà·rp* — charpe; 6. plaster (*à*:) taffetas gommé = *plà·stæ̇:r* — plasteur; 7. slab (*à* :)

dosse = *slà·p* — slappe, and also *slà·b* — slabe. 2⁰ *i:* = *i·*. *i* long devient bref. 8. ang. team (*i:*) attelage = fr. can. *ṭi·m* — time; 9. wheel-house (*i:*) cabine du pilote = *wi·lus* — ouilousse; 10. velveteen (*i:*) espèce de velours — *vàlvẹ̀.i·n* — valvetine; 11. misdeal (*i:*) maldonne = *mizḍi·l* — misdille; meeting (*i:*) assemblée = *mi·tè·n* — mitaine; 13. spree (*i:*) bamboche = *spri·* — spri. 3⁰ *o:* = *o·*. *o* long devient bref. 14. Corn-starch (*ò:*) amidon de maïs = *kò·néstà·c* — cone-stache; 15. horse-power (*ò:*) moteur à chevaux = *hò·spò:r* — hosse-pore; 16. *boss* (*o:*) maître = *bò·s* — bosse. 4⁰ *u:* = *u⁰*. *ou* long devient *ou* bref: 17. ang. saloon (*u:*) buvette = can. fr. *sàlu·n* — saloune; 18. caboose (*u:*) cuisine = *kàbu·s* — cabousse; 19. loose (*u:*) lâche = *lu·s* — lousse etc. It seems, however, that before the final consonants *l* and *r*, long vowels remain long also in Canadian French: 20. ang. spare (*è:*) de trop = fr. can. *spè:r* — spaire. 21. crowbar (*á:*) pince = *króbá:r* — crôbarre; 22. overalls (*á:*) salopette = *óvrá:l* — ôvrâles. Even a short English vowel before a final *r* becomes long: 23. ang. reporter (*ë·*) correspondant de journal = fr. can. *rèpòrtẹ̀:r*; 24. steamer (*ë·*) vapeur = *sti·mœ̀:r*, and so on with the English ending *-er*.

II. Réduction des diphthongues: 1⁰ *áu* = *u* ou *ò*. 25. crowd (*áu*) — foule = *krò:d* — craude; and *krol* — craule. 26. township (*áu*) canton = *tò·nc̀ip* — tonnechipe; 26a. clown (*áu*) paillasse = *klun*, etc. 2⁰ *ày* = *à* = *è*: 27. strike (*ày*) grève = *stràk* — straque and strèque. 28. wire (*ày*) fil de fer = *wà:r* ouare and *wè:r* — ouère. 29. light (*ày*) phare = *lè:tr* — laître; rare, pourtant; plutôt comme en anglais: *làyt;* et dans lighthouse, la forme écrite domine dans la première syllabe: *litu·s* — litousse. 3⁰ *èé* = *è*, *é*; 30. beef-steak (*èé*) bifteck = *biftè·k*; 31. safe (*èé*) coffre-fort = *sé:f* — saife. 32. to shave (*èé*) écorcher = *cé:vé* — chaiver. 32a. rail (*èé*) rail = *rè:l*, *ré:l* raile, etc. 4⁰ *òó* = *ò*, *ó*; 33. bowl (*òó*) bol = *bó:le*. 34. grocer (*òó*) épicier = *gró:sœ̀:r* — groceur. 35. coat (*òó*) habit = *kó:t* — côte. 35a. steamboat (*òó*) vapeur = *sṭi·mbò·t* stimebote and *sṭi·mbó:t* — stimebaute, etc. III. Nasalisation. 1⁰ *à* + nasale = *ã*: 36. ang. landing (*à* + *n*) débarcadère = fr. can. *lã:dè·n* — landenne. 37. shampooing (*à* + *m*) nettoyage = *cã:pun* — champoune; etc. Aussi *ã* + nasale produit de la nasalisation de l'anglais *à* + nasale est devenu *ẽ* dans quelques formes; 38. sample (*à* + *m*) echantillon = *sẽ:pl* — simple; 39. tank (*à* + *n*) réservoir = *tẽ:k* — tinque; etc. 2⁰ *ò* + nasale = *õ*: 40. constable (*ò* + *n*) officier de paix = *kõstàbl*; punch (*o* + *n*) grog = *põ:c* — ponche. 41. congress (*ò* + *n*) espèce de bottine *kõ:grè:s* — congresse; etc. IV. Chute de la consonne terminale: 1⁰ *g* de la terminaison -ing: 42. pudding pouding = *puṭin* — poutine. 43. shirting calicot = *cà.in*; etc. 2⁰ *d*: 44. band = musique = fr. can. *bàn* — banne; 45. side-board buffet = *sàybò:r* — saille-bord; etc. 3⁰ *k*: 46. ang. frolic escapade = fr. can. *frò:li* — frâli; 47. flask flaçon = *flà·s* — flasse, etc. 4⁰ *s*: 48. ang. clearance congé = fr. can. *klè:rè·n* — clairenne; etc. 5⁰ *t*: 49. yeast levure = *i·s* — isse. 50. locket médaillon = *lòkè*, loquet; etc. V. Modifications accidentelles dans le vocalisme et le consonantisme. 1⁰ *á* = *à*. 51. bargain (*á*) marché = *bà·rgè·n* — bargaine; etc. 2⁰ *à* = *á*: 52. wagon (*à*)

voiture = *wá:gin* — ouâguine and ouoguine, etc. 3° æ = *à*. 53. policeman (*æ*) sergent de ville = *pòlismà·n* — policemanne; 4° *è* = *à*. 54. to catch (*è*) attraper, (such a pronunciation is very common, but vulgar) = *kàtce* — catcher; etc. 5° *é* = *i*: in the list given, the English sound, as in barley is, of course, what Sweet calls the "wide" *i* in contrast to the French "narrow" *i*. The difference in sound between the two (*i* and *ι* sometimes written without the dot but not in this system here used) is very noticeable indeed. If this be known, perhaps it then may be needless to make the distinction between the two; but if it be not known, the distinction is of enough importance practically to warrant its being brought to the readers attention. Moreover it should be kept in mind that the sound heard in French past participle endings, as in parlé and that heard in the English -ly terminations as in lovely are not identical tho very nearly alike. 55. laundry (*é*) buanderie = *lã:dri* — landrie. 6° *i* = *è*. The remark just made is here particularly applicable, i. e. the E. *i* under discussion is the sound called by Sweet wide. 56. slit (*i*) scission = *slèt* — slette. 57. dumpling (*i*) espèce de pâtisserie = *dõ:plè·n*. 7° *ò* = *à*. 58. saucepan (*ò*) marmite = fr. can. *sàspà·n* — sassepanne. 59. money order (*ò*) mandat d'argent = *mònàrdœ:r* — monardeur. 8° *b* = *p*: 60. slab dosse = *slà·p* — slappe, and cf. n° 7. 9° *p* = *b*: 61. dump remblai = fr. can. *tõ:b* — tombe. 10° *d* = *t*: 62. pudding pouding = *putin* — poutine (cf. dump = *tõ:b*). 11° *l* = *r*: 63. marble bille = *màrbr* — marbre. 64. bull's eye mouche-au-tir = *burzày* — bourzaille. 12° *s* = *c*: 65. to sneak se dérober = *cnikè* — cheniquer. 13° *c* = *s*: 60. satchell petit sac = *càtsèl* — chatselle. The above examples include only some of the cases that seem quite well markt. There are many other cases the origin of which is rather doutful and therefore may more profitably be considerd by themselves; aviseur, for instance may come from Fr. aviser quite as well as from English adviser. A certain number of words belong to popular etymology: ce n'est pas faire = it's not fair (play); snoque (jeu de la tapette) probably from English let us knock; etc. Then others have been taken in unchanged, as badloque: English "bad luck" (malchance); brick: very colloquial for "a right good fellow" (brave garçon). Many can hardly be justified because quite as good a term exists in Canadian-French. The whole discussion may now be sumd up in the question: How many of the words studied in the examples cited — and which are given in extenso in the original lists gatherd by M. Rivard from all parts of the province of Quebec — are worthy of being made more thoroly French and of final acceptance into the language. This is a question for future examination. For the present, the object has simply been to present the facts, arrange the material, classify the evidence. This certainly has been so well done by M. Rivard that it not only stimulates interest in the investigation itself, but may well lead to further research along the lines which he has so clearly indicated. 1252k. Idem. "Prononciation des mots anglais francisés" (novembre 1907) pp. 98—101. The study just described is continued and ninety English words are given which have been taken into the Canadian French and pretty thoroly adopted. Darmesteter has commented quite a number of these words.

The pronunciation follows closely the laws traced by M. Rivard in his own study of them. The pronunciation is indicated in one colum by writing it, as the layman would most likely note it in ordinary characters, and in a second colum in the fonetic notation of Gilliéron and Rousselot. The few that differ from the pronunciation as indicated by Darmesteter are of especial interest: E. ale; fr. can. *é:l*; Darm. *è:l*. E. claymore; fr. can. *klémò:r*; Darm. *klèmò:r*. E. cutter; fr. can. *kó:tr*; Darm. *kò:tr*. E. fashion; fr. can. *fàeyõ*; Darm. *fàzyõ* and as in E. *fàe'n*. E. fashionable; fr. can. *fàeyònàbl*; Darm. *fàzyònà:bl* and as in E. *fàeànà:bl* (rather *ébl*) than *à:bl*. E. flint-glass; fr. can. *flinglà:s*; Darm. *flẽtglà·s* flirtage; fr. can. *flàrtà:j*; Darm. *flirtà:j* (coined from English flirt + -age; -age in English = *édj*; or according to the International Phonetic Association system *-ɪdʒ*). E. flirtation; fr. can. *flàrtásyõ*; Darm. *flirtasyõ*. flirter from E. to flirt; fr. can. *flàrte*; Darm. *flirte*. E. gentleman; popular notation: jan-tle-man; Darm. *jãtlémã*. E. lady; popular notation lai-di; Passy *lèdi*. E. plaid; fr. can. *plèd*; Darm. *plè*. E. poney; fr. can. *póné*; Darm. *pònè*. E. rail; fr. can. *ra:y*; Darm. *rà:y* and *rè:l*; Nyrop *rà:y* and *rè:y*. E. schooner, popular notation chouner; Darm. *eunè:r*. Passy *skunè:r*; Darmesteter gives *skunè:r* as antiquated. E. steamer; fr. can. *stimè:r*; Darm. *stimè:r*. E. tender; fr. can. *tẽdè:r*; Passy *tãdè:r*. E. tramway; fr. can. *tramwé*; Darm. *tràmwè*. E. square; fr. can. *skwè:r*; Nyrop *skwà:r* which Darmesteter notes as popular. E. yacht; popular notation iot'; Darm. *yàkt*, *yák* and *yòk*; Nyrop *yòt*, *yàk*, *yàkt*; Passy *yòt*. Judging by the data as here furnisht, the Canadian French pronunciation appears to be a little nearer the ordinary English than are the pronunciations noted by Darmesteter. This is quite natural in view of the fact that the advantages of the French Canadians for lerning English can hardly be surpast. 1252l. Idem. "Terminologie technique" (novembre 1907, pp. 102—104). The article in spirit is evidently intended to inculcate the principles which M. Chartier laid stress on in his article La proprieté de l'expression" (1250c). In the present case, however, simply the technical terms are delt with, the correct term being given and explaind in each case. Le loquet is the first term and the writer's idea may be discernd at once by his explanation: "Le loquet est une fermeture de porte, que nous désignons généralement, au Canada, sous le nom de clenche. La clenche n'est pas le loquet, mais une pièce du loquet. Thus the writer, ever striving to inculcate that sense of appropriateness in the use of terms, goes on to name and describe the other parts of the well known loquet, i. e. le battant du loquet, le mentonnet, la bascule, le battant, la poignée, le poucier, le loquet poucier, le loquet à bouton, la cadole, etc. Then la serrure is taken up and delt with in the same manner, the terms palastre, foncet, cloison, gâche, demitour pêne dormant, and other technical names are made clear. Finally the parts of the key, la clef are described and named. 1252m. Idem. "M. Paul Meyer et la langue française au Canada" (mai 1907, pp. 338—341) cf. no 1202. This article gives opportunity to furnish the readers of the JB. with the most trustworthy recent statistics in regard to the French language in Canada that can be had at the present time. The statistics were compiled in answer to

a letter from M. Paul Meyer. It appears that at the Congress of Liège, which is mentioned by M. Ernest-Charles in the Gil Blas du 24 décembre, under the heding "Une enquête", a discussion took place between M. Meyer and M. Joseph Simard in regard to the progress of the French language in Canada. A few lines from the Gil Blas were reproduced in the BPFC, (Febrary, p. 227). In the May number of the Bulletin, M. Meyer takes occasion to rectify the statements in the Gil Blas and to make perfectly clear his views in regard to the progress of the French language in Canada. He says: "Mon opinion sur la position du français par rapport à l'anglais au Canada, est celle-ci. Le nombre des Canadiens de langue française va croissant en raison de l'excédant considérable des naissances sur les décès: les familles canadiennes françaises se développent plus rapidement que les familles anglaises. Mais d'autre part, l'influence anglaise et, par suite, la langue anglaise, est en voie d'accroissement dans les grandes villes à cause du grand nombre des familles anglaises ou originaires des États-Unis qui viennent s'y établir et qui, ayant plus de capitaux, occupent les hautes situations dans le commerce et l'industrie. Beaucoup de Canadiens français apprennent l'anglais; les Anglais qui apprennent le français sont certainement moins nombreux (cf. no. 1201). A Montréal, notamment, il me paraît que l'usage de l'anglais tend à se généraliser. Et puisque j'ai touché cette question, il me sera permis d'exprimer ce désir que le BPFC, utilisant les moyens d'information dont il dispose, entreprenne une série d'enquêtes locales sur l'état de la langue française dans le Bas-Canada", etc. M. Rivard has immediately put M. Meyer's idea into execution by giving a table of the facts cald for. At the same time, he makes an able defense of the French side of the case by utilizing what M. Meyer himself in his letter remarks, that the birth in the French Canadian families exceed considerably those in the English Canadian. M. Rivard says that it is just for that reason that the language statistics taken from the census of 1901 make a more unfavorable showing for the French side of the case than in all fairness is possible. For the language statistics do not comprize children under five years of age. For instance, about one fifth of the population of Canada is of French origin (1,649,371) but in regard to the 642,684 children under five years of age, how many of French origin are counted in with the total million and a half, it is impossible to state, the statistics not being given. Nevertheless the following table prepared by the editor of the Bulletin presents facts of much interest from which each reader may draw his own conclusions (cf. no. 793). (Siehe Tabelle).

As regards column no. V: Le nombre de personnes parlant français par chaque cent individus âgés de cinq ans au moins, the editor says: "Cette proportion n'est pas exacte par rapport à la population totale; elle est trop faible." He then goes on to say: "Nous faisons grand cas de l'opinion de M. Meyer en pareille matière, et nous tenons à lui dire toute notre gratitude pour le soin qu'il a pris de nous écrire. Mais nous croyons qu'il est un peu pessimiste." 1252 n. Idem. "Représentation graphique des temps" (décembre 1907, pp. 138—147). This article is of a pedagogical nature intended to make clear by graphic representation the signi-

Provinces qui constituent l'empire du Canada	I Population totale	II Population d'origine française	III Individus de cinq ans et plus	IV Individus de cinq ans et plus français	V Population pour cent
(Canada	5,371,375	1,649,371	4,728,631	1,515,090	32,04)
Ontario	2,182,947	158,671	1,958,635	140,777	7,18
Québec	1,648,898	1,322,115	1,411,324	1,211,578	85,84
Nouvelle Écosse . .	459,574	45,161	407,152	35,966	8,83
Nouveau Brunsvvick	311,120	79,979	290,732	71,095	24,45
Manitoba	255,211	16,021	219,290	21,331	9,72
Colombie-Britannique	178,657	4,600	163,336	6,870	4,21
Territoires	158,940	7,040	135,760	12,014	8,82
Île du Prince-Édouard	103,259	13,866	91,860	12,327	13,41
Terr. non organisés .	52,709	1,918	50,542	3,132	6,19

fication of the different verbal forms. The idea is taken, as M. Rivard states, from the article by M. A. Biffignandi, which appeard in the April 1905, number of the Bollettino di filologia moderna:

T . . . . . . an . . . . . . V . . . . . . an . . . . . . S

On a straight line, time or tense is indicated by T at one end and S at the other: Temps. The dots . . . indicate indefinit lapse of time; V, on one dot, indicates the actual moment of speaking, i. e. when the verb (V) is heard. A moment previous to the present actual moment is represented by an (action) placed on the line to the left of the point V; a moment just after the present actual moment is represented by the same sign an placed on the line to the right of the point V. With the above elements may be represented present time as, for instance, the verb in the phrase:

l'oiseau chante.

This principle, by various devices, is workt out so that with some ingenuity the various tenses of the French verb may be thus grafically represented. This may be extended to verbs in subordinate clauses. Pedagogically the advocates of the system claim that it may be made an excellent exercise in order to impress the sequence of tenses, as for instance in such a case as: "Je ne savais pas que vous eussiez été indisposé hier", etc. 1252o. Idem. "Mécanisme vocal" (octobre 1907, pp. 68—71). This study is some what similar to that just noted. It differs in that the former is a visual exercise, while the present article directs attention to the acquisition of language sounds thru the ear. For this purpose each of the French vowels is taken up and analyzed with reference: 1° to the movements of the lower jaw made in pronouncing the vowel in question; 2° of the lips; 3° of the tung; 4° of the soft palate. Then exercises are suggested with vowels and consonants combined. 1252p. O. A. "Parler de la Gaspésie" (septembre 1907, pp. 18—19). Among the dialect observations sent in to the secretary of the SPFC, from different parts of the province of Quebec, the following gives a sample of what may be heard in the Gaspé region. The observations

are in the form of a letter: "Vous connaissez l'oiseau que, par chez nous, on appelle un couac; ici, c'est une biorque. Le huard est un loune (peut-être de l'anglais loon vaurien); un bayart, un boyart; une bouffée de vent, une piaule; une barque, une barge; une chose commune, de la bagosse. Connaissez-vous la petite baie jaune qui vient dans les marais, et que dans le comté de Rimouski,. on appelle margot. Elle est grosse comme la mûre sauvage et en a la forme. En anglais on l'appelle marsh berry. C'est le plaquebière de Saint-Georges. J'ai cherché ce mot dans les dictionnaires, sans pouvoir le trouver. Il est vrai que la bibliothèque lexicographique de mon hôte n'est pas très riche. Il est pauvre, car la bouette ne fesse pas fort depuis quelques années. Un pêcheur m'expliquait ces jours derniers, que lorsque la bouette fesse, la morue ne fesse pas, et que lorsque la morue fesse, c'est au tour de la bouette à ne fesser point! Vous savez sans doute ce que c'est que la bouette? C'est le poisson qui sert d'appât à la morue. Presque toujours, c'est du hareng; parfois, c'est du squid, ou encornet, ou des mouques ou des coques... Je suis allé plusieurs fois à la bouette et à la morue; c'est vous dire que j'ai couché en mer, dans le cody (ou cuddy?) et qu'il m'est arrivé d'être loin de terre quand le vent fessait. C'est une belle vie, ou j'ai vu d'autres margots que ceux des savanes du pays de mon enfance; le margot, dans la Gaspésie est un grand oiseau de mer, qui ressemble au goéland; il a la pointe des ailes noires, le ventre jaunâtre et le reste du corps blanc.

Parfois, bienque la hareng fesse, ou n'en prend pas beaucoup: les rets ont la maille trop grande, et le poisson ne maille pas; ou, s'il maille, c'est pour démailler aussitôt. Alors le pêcheur a beau être coeureux (vaillant), il n'a pas grand succès.

Je prends de la santé à ce métier, mais souvent je rentre à la maison resté (Charlevoix et Rimouski); on me sourlinguerait (Rimouski) pendant une heure, que je ne bougerais pas. D'avoir hâle la morue du soleil levant au soleil couchant, après une nuit de veille, je reste plusieurs jours écréanché (Charlevoix et Rimouski). Cependant, les habitants de l'endroit trouvent le monsieur pas opulent (Charlevoix), bien qu'il n'ait pas encore éhibé (ou aiguibé = étripé le poisson); il mange des grilloches comme un vieux marin; il n'est pas incommode dans le mauvais temps . . .

1252q. ROUILLARD, Eug. "Les nouveaux cantons" (novembre 1907, pp. 81—86, cf. no. 1082). About thirty cantons (townships) have recently been added to the 430 already existing in the province of Quebec. The names that have been given to these new cantons have been happily chosen. The matter has been in the hands of M. Eugène Taché sous ministre des Terres et Forêts et l'honorable M. Tourgeon chef du département. Each one of these geografical names recalls either the name of an illustrious navigator who explored the region or some of the early land holders. The cantons are situated on the north shore of the Saint Lawrence and in Canadian Labrador, from the river Musquarro to Blanc-Sablon. The commentary which is given by M. Rouillard with each of the names explains the reason for giving the name. A few of these names are here given as examples of the selection as a whole: Baune (one of de la Jonquière's captains); Bougainville (aide-de-camp

to Montcalm); Cook (the celebrated navigator) Bissot; (the first land holder of the fief and signory of l'Île-aux-Oeufs); Duchesneau (Intendant de la Nouvelle-France, 1675—1682); Le Gardeur (king's commander on the Labrador coast); La Gorgendière (one of Jolliet's heirs); etc.

As is obvious from the above linguistic reviews, activity in that direction in the province of Quebec is at present entirely confined to the labors of the members of the SPFC. Compared, however, to anything that has ever before been done along linguistic lines, the interest, activity, and output on the part of the members of the society alone is remarkable. For six years beginning, with September 1902, the good work has gone on stedily and been kept up at a good level. During the year 1906—07, ninety new members came in, making the total number in the society for that year 662. The committee appointed to examin the material coming in from all parts of French Canada for the Lexique canadien-français prepared six reports containing 1011 lexical entries (321 under the letter D, 690 under the letter E). The work is much like that now being carried on by the management of the Glossaire des parlers de la Suisse romande. And, as with the latter organization, the same difficulty has been encounterd. The vast mass of material coming in from all quarters has nonplusd those in charge of examining it — 307,621 observations covering the letters A, B and C. The government came to the aid of the Swiss workers, ensuring eventually the successful completion of the finest work that will have appeard upon the Swiss popular dialects. In Canada, the work, despite the lack of funds so obviously a necessity to prosecute as successfully as possible so important an undertaking, will be courageously carried on. Yet that efforts so well directed should be hevily handicapt is most sincerely deplored by all interested in scientific study of popular dialects. In bringing to a close a review of the society's very considerable activity for the year, mention should be made of a matter which for a number of years has been receiving attention from the International Geografical Congress in its sessions in different parts of the world: the orthografy of geografical proper names (november 1907, pp. 87—97). A committee in charge of the matter on the part of the Canadian government has thought of devising a double nomenclature, French and English, for indicating places on charts, maps, etc., thruout the Dominion. This committee askt the opinion on the point of the SPFC. The question was carefully studied and a report unfavorable to the proposition of double nomenclature adopted and presented to the government. The principle here involved is that geografical names have the same origin as names, of persons and, in many cases, like them easily reveal their derivation (Augustus, the revered, majestic, august); others of more recent origin derived from circumstances of birth (L'aîné, Lejeune), or circumstances of surroundings (Beaulieu), of physical qualities (Lecourt, Rousseau), moral qualities (Lebon, Léveillé), physical or moral resemblances (Poulin Legeay), occupation (Fabre), nationality (Langlois), etc. Altho originally common nouns, they now are no less subject to all the laws governing proper nouns, for often the sense of the original common noun has been entirely lost. Such names are not to be translated.

M. Young remains M. Young even in French; M. Lejeune remains M. Lejeune in English. Mr. Littlejohn does not when writing in French sign his name Petitjean, and English critics do not translate Jean-Jacques Rousseau by John James Rousseau. In brief there are two classes of geografical proper names: 1⁰ those derived from names of illustrious persons: Montcalm, Champlain, Maisonneuve. It seems inappropriate that such names should appear in translated forms such as Calmmount, Plainfield, and Newhouse, for thus they lose almost entirely their original signifiance. 2⁰ those derived from common nouns: Rivière-du-Loup, l'Anse au foin. It seemd likewise inappropriate that these terms should appear as Wolf River and Hay Cove, for this would only tend to make confusion. So, too, in cases, where, according to establisht usage, a town is known by the name of Saint John and another by the name of Saint-Jean, both names should be preservd intact. In other words, names of English origin as well as names of French origin in the province of Quebec should each adhere to their original form. In regard to cases that are those of a common noun and a proper noun, as in le cap de la Madeleine, or le cap Diamant where it is obviously the intention merely to designate the name of the promontory, then each noun is subject to its own laws, the one remaining a common noun, the other a proper noun. If, on the other hand, Cap-de la-Madeleine be the name of a place, then the name should appear as here written. Variations that long establisht usage has consecrated like Londres and London, Anvers and Antwerp, Suisse and Switzerland should preserve the traditional spelling in each language. These cases hardly arise in Canada, for it would scarcely occur to a Frenchman to mail a letter intended for London, Canada, to Londres, Canada. Variations in each language like Louisiane and Louisiana, Saint-Michel, and Saint Michael also come under the line of toleration. Moreover the use of the hyphen as in Baie-des-Chaleurs and in similar cases is recommended. The usage in French works varies considerably on this point. It may be of interest in this connection to add that at the IXth International Geografical Congress which met in Geneva, Switzerland, in July 1908, this matter was in the hands of a committee: George C. Chisholm, Henri Cordier, Robert Sieger and Giuseppe Ricchieri. The last named gentleman publisht a luminous document or Relazione (Milan 1908) covering in fifteen pages the entire subject together with an excellent bibliografy of about all that has appeard bearing on the question.

1253. Bulletin des recherches historiques. A number of long historical or biografical articles run thru several of the numbers during the year 1907; one by Mgr Têtu: l'Abbé André Doucet, curé de Québec, 1807—1814, in the January and February numbers; a very long contribution: Le chapitre de la cathédrale de Québec et ses délégués en France. Lettres des chanoines Pierre Hazeur de l'Orme et Jean Marie de la Corne 1723—1773. An interesting account of le Duel sous le régime français, and many genealogical notes. The Bulletin still retains its character of Notes and Queries, the questions and replies often having considerable historical interest.

1254. Coeurs français is the title of a Canadian-French review started by M. Joseph Dumais (cf. no. 905) in Manchester, New Hampshire, U. S. A. The first number appeard in December 1907 (pp. 1—39). It contains some selections from E. Pailleron, E. Faguet, and several articles of a pedagogical nature intended to influence the French Canadian youth to give more time and attention to the French language. M. Dumais has had much experience traveling about Canada and New England and well knows the thanklessness of the task he has undertaken. But nevertheless his articles: Moyen de conserver la langue française, La bonne prononciation, Leçon de langue française, show an interest and vim that might produce results, were it possible to overcome the absolutely unfavorable conditions in the midst of which those to whom he makes appeal are situated. The one article of particular interest in this connection is that entitled Langue des "States" (pp. 20—25). A couple of pages of dialog between two French Canadian natives of the States is given as a sample of "how not to do it". Anglicisms and mistakes of all kinds are printed in large type. Then follow: Notes explicatives sur les mots soulignés", in which explanation, translation, etc., are included. The article gives quite an insight into linguistic conditions which cannot well be different from what they are. In the succeeding numbers of Coeurs-français, M. Dumais keeps up courageously the work he has undertaken with so much zest. 1255. Mémoires de la Société royale du Canada. 1255a. Audet, F. J. "La république d'Indian Stream", (vol. XII, 1906, § 1, pp. 119—127 mentioned under no. 1125). In the early days of Canadian and United States history, for many years it was difficult to find out just what constituted the boundary between the province of Quebec and the State of New Hampshire. Squatters and smugglers took advantage of this condition of affairs and establisht in the net work of streams which gives rise to the Connecticut river what was cald the Republic of Indian Stream. In 1835 the republic had a population of 414 inhabitants comprising 69 families, with 1500 acres of land under cultivation. The administration of affairs was in the hands of a council of five. The matter came before the imperial authorities in 1835, and in 1842, at the time of the Ashburton treaty, the republic came legally into the possession of the United States. 1255b. Casgrain, P. B. "L'habitation de Samos" (vol. XII, 1906, § 1, pp. 3—35, mentiond under no. 1125). The exact location of the four-gun battery at Samos which playd so important a rôle in the fateful engagement of September 13, 1759, has been much discust by Canadian historians (cf. nos. 628 and 828). M. Casgrain describes the changes of proprietor that the estate of Samos underwent besides the location of the battery. His observations in regard to Montcalm's precautions to avoid being surprized by Wolfe are just. He finds satisfaction in the condition of the French Canadians whose destinies this battle settled (cf. Canadian-French reviews for 1904, 4°, IV, in JB, VIII, p, I—255). 1255c. Sulte, Benjamin. "Le commerce de France avec le Canada avant 1760" (vol. XII, § 1, pp. 45—63; mentiond without comment under no. 1125). This article is rather a modest comparison of the commercial situation before the conquest and after than a comprehensiv view of either. In

fact during the early times of 1716 and 1718 the Indians had little of other imports than those for carrying on warfare. Almost all other commodities brought many times their actual value. A keg of wine, it is related, holding 215 litres and worth in France 50 francs, brought in Canada 300 francs. Voltaire's attitude towards Canada is well known (cf. no. 303: Mme de Pompadour et quelques arpents de neige) and M. Sulte quotes his remark "Je vondrais voir le Canada au fond de la mer glaciale". In fine, even by the merchants of France, who were far from sharing Voltaire's pessimistic ideas about Canada, the commercial possibilities of the country were by no means appreciated. It was only during the last thirty-five years of the French occupation that any adequate idea began to be realized of Canada's great resources. M. J. B. Gausterneau, secretary of the academy of Rochette, and a member the chamber of commerce, was one of those far sighted French business men who really had some appreciation of the true situation and predicted it, in 1761, in a letter to the Duc de Choiseul, minister of war and marine. 1255d. Roy, J. Edmond. "Essai sur Charlevoix" (première partie), vol. I, 3e série, pp. 3—97; réunion de mai 1907. An account of Charlevoix (cf. JB, V, I—299) and of his writings together with a number of his letters to Monseigneur le comte de Morville, ministre et secrétaire de l'état. Also contains "pièces justificatives" from les archives de la marine. Postes des pays de l'ouest, vol. 16. 1255e. Sulte, Benjamin. "Étienne Brulé" (3e série, vol. I, pp. 97—127, réunion du 16 mai 1907). About 1622, Brulé traverst lake Superior and the region about it when there were hardly three families in Quebec. Moreover he explored Upper Canada most thoroly. His exploits were not heralded at the time as they would have been thru the press and scientific societies had they occurd at a later date. Nevertheless among the feats performd by the Coureur de bois, those of Brulé are among the most worthy of record. 1255f. Gosselin, l'abbé A. "L'abbé Holmes et l'instruction publique" (3e serie, vol. I, pp. 127—172, réunion du 17 Mai 1907). The abbé Holmes is the eloquent preacher of Notre-Dame-de-Québec and held about as important a place in Canada and as influential as the perè Lacordaire did in his day in France. The article was written upon the occasion of the celebration of the fiftieth anniversary of the foundation of the normal schools of the province of Quebec. The education of this period together with that of those who took a leading part in it, as for instance such men as Chauveau, Demers, Papineau, Cazeau, Prince, De Celles, Viger, Parent, and Leprohon is taken up and delt with quite thoroly. 1255g. This is the third volume of M. Dionne's Inventaire which has been alredy noted and commented upon under no. 1235. 1255h. This volume, like the preceding is publisht by the MSRC. It contains a complete bibliografy of all the contributions offerd to the Royal Society from its foundation. 1256. La Nouvelle France contains as usual articles which appeal rather to the clergy than to the layman. There is one quite long historical contribution: "Aux sources de l'histoire manitobane" by the well known missionary Father Morice. This is a summary of French effort in the North-west from the days of La Vérendrye, early part of the XVIIIth cen-

tury, to the Riel rebellion in 1870. 1257. Revue Canadienne. There are quite a number of articles of interest to the general reader in the two volumes making up the articles for 1907. The RC. usually contains one long article of a religious nature: "En terre sainte" by N. Tamisier, S. J., is that for the current year. There is also frequently an article pertaining somewhat to social conditions like that of Antonio Huot, p[tre], for 1907: "La question sociale aux Etats-Unis". Other articles typical of the trend at present of the oldest of the French Canadian reviews are: "La mission de la jeunesse contemporaine" by Moral Lozeau; "La colonisation canadienne-française dans l'ouest"; a long article in the November number by Jean Deylan entitled: "En traversant la France; causes du succès de l'anticlericalisme" (pp. 449—468). This is a subject that the French Canadian clergy have no sympathy with and feel antagonistic towards. The events that have arisen in France between church and state of late have servd if anything to alienate the sympathies of the clergy from the mother country. In October 1907, M. Alphonse Leclaire, who has held the editorship of the paper for 15 years, gave it up. He issues as a kind of memorial number a Table générale of the 53 volumes constituting the RC., 1864—1907.

English writings dealing with French Canada.
1258. Baedeker's Canada The Dominin of Canada with Newfoundland and an excursion to Alaska. KARL BAEDEKER 1907; pp. LXIV + 331. Considerably larger than the edition of 1900, better arranged and a number of new maps and plans together with a most useful bibliografy. The growth of many of the cities during the seven years interval between the appearance of the two editions is noteworthy; for instance, in 1900, Winnipeg had 50,000 inhabitants; in 1907, 90,000; Vancouver had 25,000 and 1907 gives 45,000; Calgary has increast from 5000 to 15,000; Edmonton from 6951 to 15,000, and so on. In fact, Canada's material growth during these few years is striking. 1259. BEAUMONT, Charles, l'abbé. Genealogy of the families La Beauce, P. Q. Report concerning Canadian archives 1905, vol. I, pt IX, pp. 1—262. The county of La Beauce is in south eastern Quebec adjoining the Maine boundary line. It was peopled some twenty years be fore the conquest of 1760. Many of the inhabitants came from there to colonize the central portions of the province, particularly the region around the city of Quebec. The investigation of l'abbé Beaumont is minute and painstaking. 1260. BRADLEY, A. G. Lord Dorchester. Toronto. Morang & Co. 1907; pp. 327; portrait; in the series: The makers of Canada. Lord Dorchester is the title Sir Guy Carleton who was sent out to Canada with instructions to levy the people and Indians of the province of Quebec in order that they might be led against any of the colonies that had rebeld in America. He first came to Quebec in 1759, as quarter master general to General Wolfe. He was a man of exceptionally strong common sense. Mr. Bradly justly considers him the constitutional pioneer of Canada for he was instrumental in carrying out the Quebec Act which was the foundation of the large political and religious liberties which French Canada has ever since enjoyd.

The little Acadian town of Carleton, first settled about 1755 by seven Acadian families on the north shore of the Baie-des-Chaleurs, the Indian Tracadièche or Tracadiegetch, plesantly recalls the memory of Canada's governor who controld the affairs of the country for two decades 1776—1796. The adjoining township Maria was named for the governor's wife. The account is sympathetic, clear, and concise, as is befitting the series in which it appears. 1261. BURRAGE, Henry S. editor. Early English and French voyages, chiefly from Hakluyt, 1534—1608. N. Y. (Scribner's Sons) 1906, pp. XXII + 451. (Original narratives of early American history. This volume includes the narratives of Cartier's explorations reprinted from Hakluyt's Principall navigations (see foot-note 13, JB, V, p. I—297). They cover the first three voyages only, no account having ever come to light of the expedition of Cartier to bring home Roberval in 1543. About three fourths of the book is devoted to contemporary annals of explorations made by English seamen in the time of Queen Elizabeth. The book itself (as well as the series of which it forms a part) is of particular interest from a pedagogical standpoint, for it shows the modern method of studying history. This differs from the old-time method of making oneself familiar with the contents of a single text-book. The object is rather to lay emphasis upon the use of the sources in the teaching of history. Considerable collateral reading is prescribed, the idea being to broaden the student's horizon by developing his power to range thru a great many books. This plan has been endorst by the American historical association, a most influential organization in the United States. The series of Original narratives of early American history is only one of a number of sets which it is intended will provide in a convenient form and at a minimum cost well chosen selections from the vast field of contemporary American historical data. 1162. CARTER, J. Purvis. A shrine of art. Many noble paintings. Treasures which not many Canadians know their country possesses, Quebec, pp. 61 in-8°. Articles on the interesting picture gallery in Laval university, one of the sights of general interest to those visiting Quebec. 1263. GRANT, W. L., editor. Voyages of Samuel de Champlain, 1604—1618. N. Y. (Scribners) pp. XI + 357, in the series Original narratives of early American history. This is a translation from Champlain's journals of 1613 and 1619. The translation was originally done by Dr. Charles Pomeroy Otis, at one time professor of modern languages in the Massachusetta Institute of Technology, and publisht under the general editorship of the Rev. Samuel F. Slater, by the Prince society during the years 1880—1882. The reprint appears in every way to be satisfactory, for the edition publisht more than twenty-five years ago by the Prince society had become scarce and costly. Introduction, maps, plans, and a good index make the volume thoroly serviceable for student use. 1264. DOUGLAS, Dr. James. Old France in the new world. Quebec in the seventeeth century. 1906. Cleveland, Ohio, pp. 597. This is a second edition, revised and augmented, of no. 956. 1265. EDES, Robert I. Parson Gay's three sermons or Saint Sacrement. N. Y. Cochrane publishing co., pp. 150; price $ 1.50. A tale of the

French and Indian wars of a century and a half ago. 1266. FAIRCHILD, G. M. Jr. From my Quebec scrap-book. Quebec, pp. 316. As the title suggests, the book contains a miscellaneous assortment of articles. The history of the Canadian village of Cap Rouge, Christmas one hundred years ago, The fur trade of Quebec, and many personal notices of artist friends of the author who have painted scenery about Quebec. A description of the curious old French Canadian custom of l'ignolée, recently revived in Quebec, is of considerable interest as folklore, altho it has been described before by well known Canadian writers. 1267. FORGUES, l'abbé Michel. Genealogy of the families of the island of Orléans. Report concerning Canadian archives 1905, vol. II, app. A, pt. II, pp. 1—360. The island of Orléans, composed of seven parishes, was peopled in the earliest period of the French occupation of Canada. The inhabitants from the island colonized the region in the vicinity of Quebec. The data is of a statistical nature compiled from notes left by l'abbé Forgues. It has a value for reference among archives. 0000. HAKLUYT (see BURRAGE no. 1259). 1268. HUGHES, Thomas. History of the society of Jesus in North America, colonial and federal. Documents, volume I, 1605—1838; part I, London, Longmans, Green & co.; pp. XIV + 653. Interesting in this connection simply as containing bibliografical material relating to the Jesuits in Canada and elsewhere. The documents belonging to the order, according to the author's account, seem to have been carelessly kept on file. 1269. KENNEDY, Howard Angus. New Canada and the new Canadians. Preface by Lord STRATHCONA. London, pp. 264. This is by the special correspondent of the London Times (cf. no. 632) who is well acquainted with Canada, having been a war correspondent at the time of the north-west rebellion in 1855. The progress made by Canada since the author's first visit over twenty years ago is well set forth. Then comes an interesting survey of the various peoples that make up Canada, of their qualities and their defects. The English who preserv their customs and whose homes, surrounded by shrubs and flowers, resemble those seen in the old country; they are found in all parts of the Dominion, but chiefly around Lloydminster on the borders of Alberta and Saskatchewan. The Americans, from over the border, are mainly in the region of the prairie of southern Saskatchewan. The Scandinavians constitute a settlement by themselves cald New Norway in a central district of Alberta; the Germans are together some fifty miles north of Regina at a place called Strassburg; the Hungarians are in the same neighborhood at Esterhazy; and not far from them the Doukhobors and some of the Galicians. The latter seem inferior to the other colonists as regards civilization for they live in hovels, the sanitary arrangements of which seem left entirely out of consideration. Among the best of the foren immigrants are the Scandinavians among whom Mr. Kennedy includes the Icelandic population of Manitoba. There is also quite an account of the Indian population. The whole is written from an impartial standpoint. 1270. LAUT, Agnes C. (cf. nos. 832, 964). "The twentieth century is Canada's". World's work, February, 1907. A few titles of articles somewhat in the same vein will give an

idea of the future visions that the remarkable development of Canada of recent years evokes: "Resources of Canada", Harper's weekly; June 22[d]. DAFOE, John W. "Western Canada: its resources and possibilities", in American Review of reviews, June, 1907; "Industrial development of Canada, in American machinist, vol. XXIX, n[0] 44; HOUGH, Emerson. Stampede to northwest for cheap homes, in Outing for January and February; etc. 1271. LEACOCK, Stephen. Baldwin, Lafontaine, Hincks. Toronto, pp. XII + 372, in the series: The makers of Canada. This work may well be compared with that of DE CELLES' Papineau et son temps, which treats of the times of Lafontaine and Cartier (cf. no. 836). The present work, while giving much biografical information in regard to the three statesmen Baldwin, Lafontaine, and Hincks is really a monograf on the development of responsible government in Canada during the years 1837—1851; during which period the struggle was that of the representatives of the people for political mastery over the representative of the crown; see the review in RHPC, XII, pp. 67—69. 1272. LESCARBOT, Marc. The history of New France. With an English translation, notes, and appendices, by W. L. GRANT, and an introduction by H. P. BIGGAR; vol. I, Toronto, the Champlain society; pp. XXI + 331; maps. (Cf. JB, V, p. I, 297, foot-note 13). This work which forms the subject of a very favorable review by J. EDMOND ROY in the RHPC, XII, pp. 11—15, is the first publisht by the Champlain society founded some years ago for the purpose of publishing historical matter relating to Canada. As the reviewer well says: "Success in such an undertaking requires that learning and pecuniary means should be brought together." But little is known of Lescarbot. Probably the introduction to the work gives the best and most complete account of him that has as yet been publisht. The translator considers Lescarbot's style more like that of Montaigne and Amyot than of the XVII[th] century. He has in his English rendering endeavord to give the version something of the Elizabethan manner. It will take two more volumes to complete the work, the first volume comprizing only the first and second books. The book compares well with the similar publications brought out by the Prince and Hakluyt societies. 1273. LORD, Walter Frewen. "Degree giving institutions in Canada", Nineteenth century and after. August, pp. 262—271. Includes the universities in the province of Ontario and Quebec. Laval is criticized as being unduly permeated with an ecclesiastical atmosphere, Mc Gill is uniformly admirable thruout; Toronto as a state institution is in danger of coming too much under the influence of politics. M. Lord's statistics in regard to salaries is quite incorrect. It is Laval that should be criticized in that respect and not Toronto. At the former institution the salaries are such that, in order to make both ends meet at all, income from some other source or sources is a sine qua non. It is to be deplored that such unbecoming conditions exist in an educational institution the character of whose work is so good and exerted for the benefit of so many students. If the institution is to take its place, as it should properly, with the other educational establishments in the Dominion for

the pursuit of the higher branches of learning, then this serious drawback should be overcome at the earliest moment possible. The maximum salary of a professor at Toronto is considerably more than Mr Lord estimates, being at present eight hundred pounds sterling per year. 1274. Mc MECHAN, Archibald. "Evangeline and the real Acadians." Atlantic monthly, Boston, January, 1907. This is a strong presentation for the British view of the case by a professor of Dalhousie university whose long residence in Nova Scotia has given him excellent facilities for a clear presentation of facts. Undoutedly Professor Mac Mechan is right in his contention that, be the facts what they may, they are not likely to offset the sympathy in the popular mind which has been engenderd by perhaps the best known poem of the most popular of American poets. As New England was responsible for Evangeline, so, according to Mr. Mac Mechan, she must share the responsibility of the deportation. For the idea of the removal came from New England as well as the ships for carrying out the plan. France was resolvd at all hazards to drive the British from the country. The Acadians them selves were mere tools in the hands of the French to carry out their ambitious design of retaining Canada. The deportation measure on the part of Lawrence, Monkton, and Winslow, harsh as it was, and must ever so be considerd by the people in general, was, in view of the situation, clearly precautionary. 1275. Second report of the Missisquoi county historical society, Bedford, pp. 60. Here mentiond because local historical societies in the province of Quebec are not numerous. This one is doing particularly good work. Mr. Noyes has investigated the meaning of the word Missisquoi and has come to the conclusion that it is an Abenaki word meaning "the place where musket flints are found" (cf. no. 945 5°, 1082, 1124). The origin of some of the settlements in the vicinity is well told. 1276. RAY, Anna Chapin (cf. no. 834) Quickened, Boston, Little, Brown & Co. A novel the scene of which is laid in Quebec, a city Miss Ray is well acquainted with. The hero is a young man who has speculated with the money of another and lost. He flees to Canada, the usual procedure in such cases, and takes up his abode for some years in Quebec. Here he comes under the influence of a noble strong minded Catholic priest thru whom he realizes that it is not only necessary to turn over a new leaf but in addition to make good. The idea or moral purpose of the tale in to give an impressiv illustration of the remarkable manner in which catholicism when voiced by a grand and a heroic figure like that of the priest can mold character. The meeting of French, English, and American types is well described as are the opposing religious atmospheres that make themselves oftener felt in the province of Quebec than in many other sections of the country. 1277. SIEGFRIED, André. The race question in Canada. London, Eveleigh Nash; pp. VIII + 343. A translation, by the author himself apparently, of his book noted lasted year under no. 1011. It is quite well done. There are certain expressions, however, that in this part of the English speaking world are known as "slang", which the author evidently does not recognize as such; also a few unusual spellings of proper names, such as Munroe for Monroe in

speaking of the Monroe doctrine; Esquimanet for Esquimault; Argentine for Argenteuil; etc. To be sure, spelling in these days and in this country is becoming less conventional than ever before. The absurdity of English spelling in general has long been recognized by a large number of very intelligent educators. The principle of fonetic spelling is being accorded gradually more toleration. 1278. SMITH, Justin. Our struggle for the fourteenth colony: Canada and the American revolution. New York. Putnam's sons, 2 vols. pp. XXV + 638 and XVII + 635; illustrations. This very finely gotten-up work upon which so much industry has been expended appears to be written from a somewhat radical and partisan standpoint. For this reason the reviewer in the RHPC, (vol. XII, pp. 54—56), Mr Willian Wood, has little hesitation in classifying the historical account of Professor Smith "as a minor work of no lasting historical importance". The work is rather a plea or defense of the American stand during the troubled period of Arnold's march from Cambridge to Quebec, the affair of the Cedars, Ethan Allen's capture of Ticonderoga, etc., than a dispassionate historical account such as at this day might be lookt for. 1279. SPRAGUE, John Francis. Sebastian Ralé. A Maine tragedy of the XVIIIth century. Boston, 1906, pp. 161. This is a subject of unfailing interest about which much has been written, and from the French and the English standpoint. The facts in general seem to be as follows: The Indians, like the poor Acadians mentiond under no. 1272, were used as buffers between the combatants France on the one hand and England on the other. During the period between 1694 and 1724, Ralé was considerd the undisputed leader of the warlike tribe of the Abenakis, used as a barrier between the colony of Canada and the New England settlements. It appears highly probable that Ralé was employd by the French governmend te keep the Indians loyal to France and to prevent thim from ceding territory to the English while it was a matter of dispute. The Abenakis were to the English what the Iroquois were to the French. The former never ceast to ravage the settlements of the English colonists and the latter to make havoc among the French all along their frontiers. On three different occasions 1700, 1705, and 1720, Ralé escaped death by taking to the woods, when pursued by the soldiers from the New England settlements. Finally in 1724, he was surprized by a detachment of militia from New England who came upon his camp and, as was customary, slaughterd ruthlessly. Ralé, at the age of sixty-seven, having spent thirty years of his life in missionary work, and forbidden by his religion to fight was killed. The New England writers hold Ralé responsible for the sufferings of the colonists; the French proclaim him a martyr and term his death a barbarous assassination. The best account of the whole affair seems to have been written by James Phinney BAXTER: The pioneers of New France in New England, 1894. Baxter is convinced of Ralé's harmful influence regarding the English settlements. Be the facts what they may, the intense feeling over the case has almost entirely subsided. In 1833, Bishop Fenwick raised a monument to Ralé on the spot where he was kild and both sides united in paying tribute to the worth of Ralé as a man who had shown an amount of self sacri-

fice such as places him among heroes. 1280. VAN DYKE, Henry. The ruling passion. Tales of nature and human nature, with illustrations. N. Y. Scribners, 1901, pp. XVI + 295, in-8⁰. The reason for mentioning this collection of very good Canadian stories here is that they have appeard in French, 1907, under the title: La gardienne de lumière et autres histoires canadiennes. Traduction Sainte-Marie Perrin, (probably Paris) and are the subject of a favorable review by Émile Faguet in Les annales, 17 novembre, no. 1273, p. 461. The stories give a good idea of the simple life of the habitant and convey pleasantly and effectivly the French Canadian atmosphere. The writer, Dr. Van Dyke, is among the most favorably known writers at the present time in the United States. The translation, according to M. Faguet, is due to "l'aimable femme (fille d'un de nos romanciers les plus aimés) qui signe Sainte-Marie Perrin. 1281. WILLSON, Beckles. Romance of empire: Canada. With twelve reproductions from original colord drawings by Henry Sandham. London, Jack, pp. XI + 304. This volume is publisht in the series called the Romances of empire. The book is intended for young people. The principle of association of ideas in regard to remembering historical events is used with good effect. Thus the events in the time of Henry VIIIth and Anne Bolyn are linkt with the period of the voyages of Jacques Cartier beginning about 1534. The stories of Dollard, Madeleine de Verchères, and Laura Secord are well told and in a way likely to be rememberd.

1282. Among the Canadian English reviews the Empire review occasionally contains articles touching on French Canada, but more generally is devoted wholly to English Canada "Emigration and Canada" is the title of one of the articles, by Mc Guild Adams, in the 1907 volume. It applies to all classes. 1283. The Canadian Magazine (Toronto) like the Empire deals almost exclusivly with English affairs but occasionally has something of interest pertaining to French activities. For instance in the November and December numbers will be found Fréchetté's interesting articles on French-Canadian folk-lore. It is with sincere regret that it is necessary here to chronicle the death in Montreal of Canada's most distinguisht poet, Louis Fréchette, May 31, 1908, at the age of sixty-nine. Longfellow haild him as "the pathfinder of a new land of song". His work both in English and French did honor to his country. It found ready appreciation both here and in Europe and secured him the recognition he so justly deservd. 1284. RHPC, vol. XI, Publications of the year 1906. Toronto, 1907, pp. 225, large 8⁰. Idem, vol. XII. Publications of the year 1907. Toronto, 1908, pp. 212, large 8⁰. Most of the historical publications bearing on French affairs in Canada for 1906 and 1907 and mentiond in the JB, will be found reviewd at length in the RHPC. for these years. A number of competent historical scholars and critics review the Canadian historical output for the year. The criticizm is uniformly in the best possible spirit; judgd by similar European criticizm, perhaps somewhat indulgent. Not only are subjects that deal with history pure and simple discust, but the scope is generous and liberal, often comprizing literary, filosofical, ethnological, or linguistic works that have only an

indirect bearing to the specialty immediately concernd. Thus the review is renderd useful to those who are not specialists in history which must be a considerable gain. On pages 200 and 201 of vol. XII will be found a notice of GEDDES and RIVARD: Bibligraphie du parler français au Canada. Paris and Quebec, 1906 (see no. 1077). The only criticizm is that in the attempt to be exhaustiv the authors have occasionally been led too far afield and included matter that is hardly germane. The article on Canadian French 1902—04 which appeared in Bd. VIII of the JB, 1904 (pp. I 217 — I 258) is also the subject of a brief notice. The critic remarks that the author of the article "writes enthusiastically in regard to the new SPFC, one of the objects of which is the preservation of the French language; yet he himself in writing his own language is guilty of the atrocities thru and thruout". If it be left to any unprejudist educated student of language to pronounce upon the question of where the atrociousness regarding the spelling in English of words like though, through, and throughout, lies, the verdict must be in the needlessly cumbersome unfonetic forms of these words as just written. A principle long recognized by language workers is that the spelling of all languages should be fonetic. In as far as it is not, in just so far does it defeat its purpose. English has now, little by little, got so far away from this basic principle, that it has become in its use of ideografs quite Chinese-like in many respects. Of recent years a rational attempt has been made in several civilized countries to make the spelling and the pronunciation of language conform somewhat nearer; merely a step in the direction of consistency. Our critic, altho not living in the province of Quebec, nevertheless appears to be thoroly unconscious of developments along certain lines in the educational world outside of the province of Ontario. At least the adherence to such antiquated spellings in the RHPC, as programme, catalogue, honour, colour, etc., that occur repeatedly, give that impression. They are on a par with musick of which, however, our critic makes an exception in favor of modern music. The adherence to forms well-nigh obsolete in large sections of English speaking territory presupposes such a degree of perfection in English spelling as to preclude the possibility of its being improved. Many distinguisht educators at home and abroad incline to the opinion that the institutional systems of the world that are incapable of being improved are rare indeed, if they exist at all; and that, in any event, English spelling is far from coming within such a class. In this country, leading periodicals like the Educational review and the Independent have for a number of years adopted the revised spelling. Both in China and in some parts of the English speaking world, the signs of the times indicate that the wall that for centuries has so effectually shut out enlightenment and progress is beginning to crumble.

Boston, University, September 12, 1908.

J. Geddes, Jr.

II.

Zweiter Teil. Literaturwissenschaft.

Literaturwissenschaft und Poetik. 1906—1907.

Die Bedeutung der Literaturwissenschaft als eine die Kenntnis des allgemeinen Kulturlebens der Menschheit fördernde Disziplin wird in neuerer Zeit mehr und mehr erkannt. Daher wird denn seit Jahren von einsichtigen Männern ein erweitertes und vertieftes Studium der Literaturgeschichte an unseren Hochschulen als ein wertvolles Bildungsmittel und als eine notwendige Ergänzung der stark im Vordergrunde stehenden sprachlich-historischen Studien für die künftigen Lehrer, die Erzieher der Jugend unseres Volkes, nachdrücklich gefordert. Vor allem ist da zu erwähnen der Name von HEINRICH SCHNEEGANS[1]), der unermüdlich in Vorträgen und Aufsätzen auf die Notwendigkeit eines vertieften Eindringens in den Geist der grossen modernen Schriftsteller und damit in die Eigenart der fremden Völker hinweist. Es kann doch wohl kein Zweifel sein, dass ein solches Verstehen und Begreifen menschlichen Wesens an der Hand verständnisvoller Lektüre das letzte Ziel aller literaturwissenschaftlichen Bestrebungen ist. Nicht nur Aneinanderreihen historischer Tatsachen von grösserer oder geringerer Bedeutung, sondern Einblick gewinnen in die unendliche Mannigfaltigkeit und zugleich in die höhere Einheit kulturellen Geschehens, darauf kommt es an. — Auch der Name von RUSKA, als eines Vorkämpfers für diesen Gedanken eines geistige Bildung vermittelnden Literaturstudiums sei mit Dank und Anerkennung genannt[2]).

---

1) U. a. in Vorträgen wie „Unsere Ideale“, Beil. z. Allg. Ztg 1906 (Nr. 129) auch in Verhandl d. 12 deutsch. Neuphil.-Tages in München, Verlag v. Fr. Junge, Erlangen 1906, p. 33 ff. „Über die neuere franz. Literaturgeschichte im Seminarbetrieb unserer Universitäten“. NSpr. XV, p. 513 ff.
2) „Über den Anteil der neueren Philologie am Ausbau des modernen Bildungsideals.“ Z. fr. engl. U. V, p. 193 ff. und „Neue Wege zu alten Zielen“. Ebda. VI, p. 1 ff. Hingewiesen sei auf die von R. herausgeg. Sammlung „Engl. und Franz. Schriftsteller aus dem Gebiete der Philosophie, Kulturgeschichte und Naturwissenschaft“ (cf. ZFSL., Bd. 33, ausführl. Anzeige von O. DRIESEN).

Um der Erschliessung der Bildungswerte willen, die das Studium der Literatur in sich berge, verlangt PAUL ERNST Dichter als Universitätslehrer auf dem Gebiete der Literatur[3]). Er denkt dabei an das Vorbild des Dichtergelehrten Carducci. Sicherlich kann ein Dichter, der von seiner Kunst spricht, eine Fülle anregender und begeisternder Gedanken ausstreuen, und seine Vorträge würden sicher zu den schönsten und lehrreichsten gehören können, die man sich auszudenken vermag. Aber der Dichter hat anderes zu tun, als streng wissenschaftliche Seminarübungen zu leiten. Und innerhalb des wissenschaftlich geschulten, arbeitsfreudigen Nachwuchses unserer akademischen Lehrer gibt es gewiss solche, die bereit und fähig sind mitzuhelfen an der Förderung eines ernsten, wissenschaftlichen Literaturstudiums. Die Dichter sollen Werke schaffen. Wir wollen das Unsrige tun, sie zu geniessen und geniessen zu helfen.

Aufgaben und Methode der Literaturwissenschaft. ADOLF TOBLER[4]) veröffentlicht als neuen Beitrag in der zweiten Auflage des Gröberschen Grundrisses eine Abhandlung über Methodik der literaturgeschichtlichen Forschung. Er betont nachdrücklich den Zusammenhang zwischen Lebensbedingungen und Literatur und verlangt daher vom Literarhistoriker die sorgsamste Berücksichtigung aller Faktoren des menschlichen Lebens, all der Erscheinungen und Ereignisse, welche in das Gedankenleben eingreifen und somit Gehalt und Form des literarischen Schaffens bedingen. Wertvoll in den inhalt- und gedankenreichen Ausführungen ist vor allem auch die hohe Wertschätzung, die Tobler der literarhistorischen Arbeit zu teil werden lässt: er sieht ihre Bedeutung mit Recht in der Tatsache, dass sie uns eine „Anschauung von einem wichtigen Teil der in der menschlichen Natur gegebenen Anlage gewähren“ kann. Im Zusammenhang mit dieser hohen Wertschätzung mag die gern angenommene Bemerkung stehen, dass der Literaturgeschichte eine bestimmte Methode, ein immer gleicher Weg nicht vorzuzeichnen seien. „Wie ... dem umfassenden und zugleich in die Tiefe dringenden Blicke unter den tausenden von wahrnehmbaren Beziehungen die entscheidenden erkennbar werden und dem wissenschaftlichen Denken der genetische Zusammenhang der Dinge sich offenbare, das dürfte jenseits des Lehrbaren liegen. Was hier zu fordern ist, das kann man in die geläufige Formel vom «besten Wissen und Gewissen» legen.“ Die sorgliche Feststellung der einzelnen Tatsachen, die höchste Wahrhaftigkeit und so viel «Voraussetzungslosigkeit» wie dem wissenschaftlich Strebenden überhaupt erreichbar ist, bezeichnen nach Toblers schöner Erklärung den Inhalt dieser Formel vom «besten Wissen und Gewissen».

Auf S. 366, 9. Zeile von unten muss es wohl „Psychologie“ statt „Philologie“ heissen. Ist diese Annahme richtig, so bin ich mit den Ausführungen an dieser Stelle vollständig einverstanden.

Ein Handbuch von T. W. HUNT, Literature, its principles and problems[4a]), ist mir leider unbekannt geblieben.

Über eine prinzipiell sehr wichtige Frage äussert sich R. M. MEYER

---

3) Dichter und Universitätslehrer im „Tag“. cf. LE. 1. II. 1907.
4) GG. I. Bd. 2. verb. u. verm. Aufl. p. 361 ff. 4a) New-York, Funck and Wagnallo, 1906.

in einer methodologischen Skizze: Vollständigkeit[5]). Er verlangt, dass in wirklich wissenschaftlichem Sinne die Vollständigkeit noch weiter und noch strenger als bisher gepflegt werde, stellt dann jedoch fest, dass Vollständigkeit des rohen Materials nur ausnahmsweise, vollständige Durchdringung des bearbeiteten Materials nur provisorisch sein könne und bekämpft schliesslich aus wissenschaftlichen und moralischen Gesichtspunkten eine pedantische Vollständigkeitssucht fanatischer Vollständigkeitsjäger, die in einer rein animalischen Gier nach Vollständigkeit blosse Sammelwut an Stelle wissenschaftlichen Arbeitens setzten. Über den Begriff der Vollständigkeit stellt er mit vollem Recht die Forderung, das Wichtige vom Unwichtigen scheiden zu lernen (er zitiert Kösters hübsches Wort: Das Schwierigste am Sammeln ist das Wegwerfen) und sieht zum Schluss in dem Sinn für das Wesentliche die unentbehrliche Grundlage wirklich fruchtbarer wissenschaftlicher Tätigkeit. Derselbe Verfaser stellt in einem Aufsatze über „Moral und Methode“ gegenüber dem immer wiederholten Schelten auf die „wissenschaftliche Methode“[6]) fest, dass Methode nichts anderes sei, als die erschöpfende Anwendung aller Hilfsmittel, die zur Erreichung eines bestimmten Zweckes zugänglich sind. Man kann mit dieser treffenden Erklärung ebenso einverstanden sein wie mit folgendem strengen Urteil: Wer aus Hochmut oder Leichtsinn diejenigen Hilfsmittel der Forschung verschmäht, die ihm zugänglich sind, der versündigt sich nicht nur an der Methode, sondern wirklich auch an der Moral.

Methode an sich wird ja wohl jeder einigermassen Vernünftige bei wissenschaftlichen Arbeiten verlangen. Was häufig zum Widerspruch reizt, ist dagegen die Tatsache, dass hier und da Forscher auftreten, welche die Unfehlbarkeit und alleinige Zweckmässigkeit eines besonders gearteten methodischen Verfahrens — meist ihres eigenen — verkünden. So kämpft z. B. L. Arnould in dem Aufsatz „La méthode biographique de critique littéraire“[7]) für die Methode, welche die Darstellung der dichterischen Persönlichkeit auf einem möglichst umfassenden biographischen Material aufbaut. Er kämpft mit sehr schlechten Waffen, leitet z. B. die Gültigkeit dieser Methode aus allgemein-menschlichen Bedürfnissen ab; die Menschheit sei ewig ergriffen von einem „appétit de la vie des autres et du vécu"; das Publikum verlange, dass es möglichst wenig Unterschied und möglichst viel Identität zwischen Leben, dem Stoff für künstlerische Darstellung, und der Kunst selbst gebe. Trotz allen biographischen Materials aber bleibe doch — das erkennt er — mancherlei Unbekanntes im Persönlichen übrig. Da hofft er allen Ernstes auf die Hilfe einer neuen, wissenschaftlichen Astrologie, deren Vertreter nach der Konstellation des Sternenhimmels in der Geburtsstunde eines Menschen imstande sind zu konstruieren „les linéaments d'un esprit, d'un caractère et même parfois d'une vie.“ Eine vernünftige Verwertung biographischer Elemente für die Erkenntnis des künstlerischen Lebenswerkes in seiner Gesamtheit und in Einzelheiten wird natürlich immer zweckmässig sein, aber die Verwendung der biographischen Methode als wertvollstes Mittel, schaffende Persönlich-

---

5) Eu. 1907, p. 1—17. 6) LE. 1. II. 1907. 7) Einleitung zu dem Bande Quelques Poètes. H. Oudin, Paris 1907.

keiten und ihr Werk zu begreifen, kann nicht entschieden genug abgelehnt werden. Gewiss ist es gut, bei besonders viel umstrittenen Charakteren Gewissheit zu erlangen über die von Freund und Feind verschieden dargestellten Lebensumstände und Charakterzüge, wenn dadurch vertiefte Erkenntnis zugleich von Wesen und Werk gewonnen wird. Aus diesem Grunde hat ihre gute Berechtigung die neue, umfassende Rousseau-Biographie von FREDERIKA MACDONALD[8]), welche auf Grund neuer Zeugnisse zu einer objektiven Darstellung gewisser Vorfälle aus Rousseaus Leben und zu einer gerechteren Würdigung seiner Eigenart gelangt. Bei einem genial veranlagten Manne, der in so hervorragendem Masse zur Verbreitung neuer Seelenstimmungen und Weltanschauungen beigetragen hat, ist es wohl von Wichtigkeit zu wissen, inwieweit seine Ideen Ausfluss mehr oder minder krankhafter Veranlagung gewesen sind oder nicht. Mag auch die historische Wertung der von ihm ausgehenden Romantik dadurch nicht wesentlich beeinflusst werden, das philosophische und ethische Urteil wird doch Rücksicht nehmen auf die Resultate objektiver biographischer Forschung.

Wesentlich wertvollere Gesichtspunkte als Arnould stellt F. BALDENSPERGER in der einer Essaisammlung[9]) vorangehenden Einleitung auf, wenn er für die literarhistorische Forschung gegenüber dogmatischen und impressionistischen Methoden resp. Nichtmethoden, sowie gegenüber der Gefahr leicht eintretender Legendenbildung eine möglichst allseitige Wiederherstellung des geistigen Bildes der Vergangenheit, eine Herausarbeitung des Werdens und Vergehens von Gedanken und Gefühlen, des Verhältnisses der Persönlichkeit zu den sie vorbereitenden kulturellen Mächten fordert. Er betont die Notwendigkeit auch weniger hervorragende Werke in ihrer symptomatischen Bedeutung heranzuziehen, acht zu geben auf die Wertschätzung und Intensität der Begriffe je nach Ort und Zeit, zu entwickeln „*le sentiment du relatif*". Die Darstellung der Entwicklung der einzelnen Dichtungsgattungen will er mit Recht nicht in dem darwinistischen Sinne verfolgt wissen, wie es Brunetière tat. Zum Schluss hebt er den Wert der vergleichenden Literaturgeschichte hervor.

Die Wiederherstellung der Vergangenheit, wie sie Baldensperger fordert, lag schon im System Taine's begründet. Bei allen, z. T. begründeten Angriffen auf diesen grossen Historiker und Anreger, sollte man doch nicht vergessen, dass er einer eindringenden, historisch-dokumentierten Forschung und Kritik, wie wir sie jetzt als selbstverständlich halten, tätig vorgearbeitet hat. Er hat sich zu Einseitigkeiten und Übertreibungen hinreissen lassen. Es ist sehr leicht, ihm Fehler, Unkenntnisse, Missverständnisse, falsche Auffassungen von ganzen Zeitläuften nachzuweisen, wie es z. B. PÉLADAN in seinem Schriftchen: Réfutation esthétique de Taine[10]) getan hat, indem er einzelne Sätze aus dem Zusammenhange herausreisst und an ihnen eine billige Kritik, die übrigens auch manchmal daneben schlägt, übt. Wenn Taine sagt: *L'état des mœurs et de l'esprit est le même pour le public et pour les artistes*, so kann man natürlich einwenden, wie Péladan es tut: *Il existe un état spécial*

8) London 1906, Chapman and Hall. 2 Bde., gr. 8°, 24 Sh. 9) Etudes d'Histoire littéraire. Paris, Hachette et Cie., 1907, 8°, XXV + 222 S., 3.50 fr. 10) Paris 1906, Société du Mercure de France. 98 S., 1 fr.

de l'individu qui cherche à créer. Aber diese Selbstherrlichkeit verhindert nicht, dass auch der Ausnahmemensch in der gleichen Atmosphäre atmet, in der sich seine Zeitgenossen bewegen. Wie er für seine Person sich mit dieser gegebenen Atmosphäre abfindet, bestimmt seine menschliche und künstlerische Eigenart. Etwas anderes hat Taine wohl kaum sagen wollen. Gegen Taines Satz: „*Pour comprendre une œuvre d'art . . . il faut se représenter avec exactitude l'état général de l'esprit et des mœurs du temps auquel ils appartiennent*“, ist es leicht die entgegengesetzte Behauptung aufzustellen, die Künstler hätten zu allen Zeiten und aller Orten aus ihrer immer gleichen künstlerischen Veranlagung heraus geschaffen. So hat auch Théophile Gautier einmal gesagt: „*La cervelle d'un artiste est la même du temps des Pharaons que maintenant*“, aber diese Gleichheit hindert nicht einen beständigen Wechsel in den von den Künstlern geschaffenen Formen der Kunst innerhalb des Wechsels der Zeiten. Der Gedanke Taines von der historischen Bedingtheit des Kunstwerkes bleibt also bestehen. Wenn Péladan sagt: „*Le sentiment esthétique est une des manifestations de la sensibilité humaine; et les arts ne sont que ses modes pour le satisfaire*, so spricht er zweifellos der Taineschen Kunstauffassung das Wort, indem er eben die Äusserungen einer vorhandenen menschlichen Anlage einem Prozess beständigen Wechsels unterwirft. Trotz ihres aphoristischen Charakters und trotz des häufigen Widerspruches, den die apodiktischen Urteile des Verfassers hervorrufen, ist die Schrift Péladans doch ein recht interessanter Beitrag zu der immer mehr anwachsenden Taine-Literatur. Die Arbeiten von P. LACOMBE: La Psychologie des individus et des sociétés chez Taine, historien des littératures (étude critique)[11], sowie von JOHANNES SCHLAF: Zur Kritik der Taineschen Kunsttheorie[12]) sind mir nicht zu Gesicht gekommen.

Taines positivistische Methode, die den äusseren Einflüssen eine zu stark bestimmende Wirkung auf das künstlerische Schaffen einräumte und letzten Endes das Kunstwerk nicht genügend als Individualschöpfung würdigte, bedarf der Ergänzung durch die Psychologie, welche die seelischen Vorgänge im Innern des Schaffenden, eventuell unter Zuhilfenahme der experimentellen Methode zu erforschen sucht.

In anderer Hinsicht dient einer Ergänzung Tainescher Anschauungen die neugegründete Zeitschrift „Revue de psychologie sociale“[13]), eine Zeitschrift, welche zum Gegenstand ihres Studiums machen will „l'action combinée et réciproque des milieux et des forces individuelles.“ In einem Aufsatz „Le Style dans le Portrait“[14]) spricht sich ALFRED DE TARDE ausführlicher über Auffassung und Methode von Herausgebern und Mitarbeitern aus. Man kann ihm durchaus zustimmen, wenn er im Künstler etwas Höheres als einen mehr oder weniger geschickten Arbeiter, einen geistvollen Nachahmer natürlicher Formen erblickt, nämlich den „représantant“ und „animateur d'un groupe qu'il a en partie créé ou dirigé, dont il subit en partie la domination. Der Künstler ist nicht aus dem ihn umgebenden sozialen Milieu herausgehoben, aber sein individuelles Schaffen

11) Paris, Alcan 8°, 382 p., 7.50 fr. 12) Wien und Leipzig, Akad Verlag 1906, 66 S., Mk. 1.50. 13) Seit Juni 1907, Paris. 14) Sept.-Oktob.-Heft 1907.

ist das erste und vornehmste Element, wohl ist er beeinflusst, aber er selber ist der grössere Beeinflusser. So ist das Milieu Ursache und Wirkung zugleich, das künstlerische Schaffen bedingt und bedingend gleicherweise. Im Aufsuchen und Gegeneinander — Abwägen der sich gegenseitig bestimmenden Kräfte würde die Aufgabe des Forschers, der die Methode der „psychologie sociale“ befolgt, liegen. Dass ein einseitiges Betonen der auf den Schaffenden wirkenden sozialen Faktoren zu unmöglichen ästhetischen Begriffen und Forderungen führen kann, zeigt der in derselben Zeitschrift enthaltene Aufsatz von MAURICE BIRKING: „Le Procès de la Magistrature au théâtre“ [15]). In diesem Aufsatze wird dem Individuellen der Krieg erklärt und dem sozialen Drama das Wort geredet, einem Drama, das nicht mehr die vielfältigen besonderen Kräfte des Menschen, sondern gemeinsame Kräfte, Kollektivleidenschaften darstelle. Die Menschen sollen nur sein die „causes occasionnelles“ des Dramas, das nicht aus dem Konflikt ihrer Persönlichkeiten, sondern aus dem Zusammenstoss von Ideen oder allgemeinen Interessen, deren Worttrager sie nur sind, erwachsen soll. Eine solche „soziale“ Auffassung der Kunst steht nicht über der „materialistischen“, welche das Kunstwerk mit Hilfe von vielen historischen Dokumenten zu erklären sucht. Beiden Auffassungen und Methoden geht die Achtung vor der Urkraft des persönlichen, schöpferischen Gestaltens ab, jene Achtung, welche mit der Ehrfurcht vor dem Geheimnis des Schaffens dem Forscher erst die innerliche Berechtigung und Fähigkeit zu seiner die Wahrheit suchenden Darstellung verleiht.

Soll die historische Forschung auf der Höhe ihrer Aufgabe stehen, so darf auch der Forscher nicht mit vorgefassten, engherzigen Meinungen, nicht mit Wünschen, die aus irgendwelchen Bedürfnissen erwachsen sind, an seine Arbeit herangehen. Sonst leidet allemal die Reinheit seiner Methode, die Klarheit seiner Ziele. Diese Wahrheit findet man bestätigt, wenn man die Sammlung von Aufsätzen in die Hand nimmt, die VICTOR GIRAUD unter dem Titel „Livres et Questions d'aujourd'hui“ [16]) herausgegeben hat. Gleich in den einleitenden Bemerkungen erfährt man, dass des Verfassers Überzeugung ist, überall in der Geschichte Frankreichs, in der politischen und sozialen, in der philosophischen und literarischen, sobald man nur in die Tiefe gehe, walte das ewige und lebendige Problem des Glaubens. Wolle man daher in das Herz der Dinge gehen, so müsse man vor allem den religiösen Gehalt der grossen Schriftsteller studieren. „*Puisque le point de vue religieux est celui auquel ils se sont surtout placés pour voir le monde et pour juger la vie, c'est au point de vue religieux surtout qu'il faut se placer aussi pour les comprendre et pour expliquer leur œuvre et leur action*“. Und dieser Standpunkt gelte auch solchen Schriftstellern gegenüber, welche in ihrem Leben und in ihren Werken den religiösen Fragen gegenüber gleichgültig geblieben seien. Der Verfasser geht noch weiter. Der grössere oder geringere Gehalt religiöser Gedanken in einem Werke der Literatur wird ihm zum Massstabe der Wertschätzung. Wegen ihres religiösen Gehaltes stehen Polyeucte über Cid, Athalie über Phèdre, Tartuffe über den Femmes

---

15) Juni-Heft 1907. 16) Paris 1907, Hachette et Cie. XV + 283 S., 3.50 fr.

Savantes. Und wenn die Maximen La Rochefoucaulds an Vollendung der Form, an Tiefe und Reichtum des Gedankens den Pensées Pascals gleichgestellt zu werden verdienten, dennoch bestände eine unüberschreitbare Kluft zwischen diesen beiden Werken. Wer mit solchen Voraussetzungen Literaturgeschichte treibt, der betrachtet sie unter einem falschen Gesichtswinkel, und jede noch so ausgezeichnete Arbeit im einzelnen, wie sie zu leisten Giraud übrigens fähig ist, vermag die Gefahr des Befangenseins nicht zu verhindern. Daher ist eine derartige, von religiösen Gesichtspunkten geleitete, unter Umständen auch von Folgerungen für etwaige Bedürfnisse der Gegenwart begleitete Betrachtungsweise, wie sie z. B. auch IPPOLITO G. ISOLA in seinem zweibändigen Werke „Critica del Rinascimento“[17]) anwendet, durchaus abzulehnen.

Entschieden ernster zu nehmen ist eine philosophische Literaturbetrachtung, wie sie neuerdings wieder in streng wissenschaftlichem Gewande hervortritt, Erscheinungen des Kulturlebens auf ihren inneren Wert hin prüft und in sehr bestimmter Form ihre Urteile spricht. Ernster zu nehmen ist sie, weil sie sich als gänzlich unbefangen gibt, nur die absolute Wahrheit zu suchen vorgibt und begründetem Verlangen nach allgemein gültigen Masstäben für die Wertschätzung der irdischen Dinge entgegenkommt. Aber ihrem stolzen Absolutismus gegenüber muss doch bemerkt werden, dass diese abstrakt-philosophische Betrachtungsweise nicht genügend den Bedürfnissen des historischen Augenblicks Rechnung trägt, dass es einfach nicht angängig ist Zeiten und Zeitstimmungen anders als aus ihnen selbst heraus, aus der Gesamtheit der in ihnen ringenden Kräfte heraus gerecht zu beurteilen. Jede Zeit, die nicht eine Zeit offenkundigsten, trostlosesten Niederganges ist, in der vielmehr irgendwo irgendwelche Ideale sich regen, darf nicht auf Grund absoluter Normen in Härte verurteilt werden.

In seinem Buche „Le Romantisme français“[18]) fällt der Philosoph PIERRE LASSERRE ein vernichtendes Urteil über diese Zeit des französischen Geisteslebens. Im Besitz fertiger Formeln, einer an sich durchaus angemessenen Lebensweisheit, auf Grund einer abstrakten, vernünftigen Wertschätzungsmethode glaubt er die absolute Hohlheit und Nichtigkeit der romantischen Weltauffassung, die radikale Verderbtheit der romantischen Seelenstimmung beweisen zu können. Aber wo wir es mit einer Umwälzung des menschlichen Seelenlebens zu tun haben wie bei der Romantik, darf der Darsteller dieser Umwälzung nicht nur die tatsächlichen Zustände erforschen und interpretieren, sondern er muss den Gründen, den inneren Notwendigkeiten dieser Umwälzung nachspüren und so ihre Unvermeidlichkeit, ihre Berechtigung zu verstehen suchen. Lasserre jedoch hat geglaubt dieses historischen Verfahrens entbehren zu können und auf Grund seiner den Vernunftgründen des gesunden Menschenverstandes folgenden Interpretationsmethode richten zu dürfen. Vielleicht auf Grund einer Abneigung des Philosophen gegen die historische Methode. Hört man doch oft genug den Vorwurf, wir seien allzusehr mit Historie gesättigt, wir gingen in den Tatsächlichkeiten der Vergangenheit auf, und

---

17) Livorno, Raffaello Giusti, 1907. 18) Paris 1907, Edition du Mercure de France.

es käme uns daher der Sinn für das Allgemeine abhanden. Aber historisch arbeiten heisst doch nicht nur die Masse der Dokumente zusammensuchen und zusammenstellen, heisst nicht über der Flut der Einzelheiten den Kopf verlieren, sondern heisst, das geistige Band, das die Erscheinungen zusammenhält, knüpfen, in der Vielheit die Einheit wiederfinden. Geschichte treiben heisst die Philosophie der Geschichte treiben; Gesetze des Werdens und des Vergehens finden, die grossen Bewegungen des Ringens und der Sehnsucht erkennen, alles Geschehen erklären aus ewigen, menschlichen Wesenseigentümlichkeiten. Aber nicht Werte konstruieren aus einer einseitigen Verstandesrichtung heraus[19]). Mussten so Methode und Ergebnisse des Buches von Lasserre abgelehnt werden, so darf doch hervorgehoben werden, dass solche Arbeiten auch von hohem Werte sind; denn sie zwingen den historischen Betrachter sich Rechenschaft abzulegen über den Weg, den er zu gehen hat, über die Ziele, denen er zustreben soll. Es ist Pflicht des Historikers, die historische Methode nicht zu diskreditieren, sondern sie immer mehr zu einem Mittel der Erkenntnis im weitesten Sinne des Wortes zu machen.

Seiner scharf betonten methodischen Anlage wegen sei auf eine etwas ausserhalb unseres Gebietes liegende Veröffentlichung, auf SCHRÖERs „Grundzüge und Haupttypen der englischen Literaturgeschichte“[20]) hingewiesen. Schröer hat es sich zur Aufgabe gemacht darzustellen, wie der eigentliche Nationalcharakter der Engländer sich in ihrer Literatur von Anfang an spiegelt. Die zahllosen literarischen Einzelheiten mit ihren individuellen Zufälligkeiten treten, wie er selbst angibt, mehr in den Hintergrund; in den Vordergrund tritt dafür die Art, wie die betreffende Nation mit den grossen Problemen menschlicher Glückseligkeit sich abfindet und ihr Ringen mit ihnen in künstlerischen Formen zeigt. Es kommt dem Verfasser darauf an, die einzelnen Schriftsteller-Erscheinungen in erster Linie aus dem Gesamtbilde ihrer Nation heraus zu verstehen und festzustellen, inwieweit sie Typen des Nationalcharakters darstellen. In der Hand eines vorsichtigen und weitherzigen Forschers wird diese nationalistische Methode mit Glück und Vorteil anzuwenden sein. Schröer versteht es ohne Zweifel, auf dem ihm zur Verfügung stehenden knappen Raume die allgemeinen Züge der geschichtlichen Entwicklung der englichen Nationalliteratur deutlich hervorzuheben. Immerhin fragt es sich, ob er Recht hat, wenn er in Lord Byron und in Robert Browning in viel geringerem Grade Typen der englischen Literatur sieht, als in John Bunyan, dem Verfasser von The Pilgrims Progress und in Rudyard Kipling, dem schwungvollen Vertreter des englischen Imperialismus. Das künstlerische Schaffen hat nun einmal den Drang, sich über die nationale Bedingtheit hinaus und seine Werke in das Gebiet des allgemein Menschlichen zu heben. Und der Dichter, der weniger offenkundig den Nationalcharakter seines Volkes in seinen Werken widerspiegelt, braucht deshalb für die Literaturgeschichte seines Volkes von nicht ge-

19) Was liebevolles, hingebendes Sich-Versenken in eine Seelenstimmung wie die der Romantik an positivem Gehalt zutage fördern kann, zeigt das tiefe und schöne Buch des früh gestorbenen ERWIN KIRCHER „Philosophie der Romantik“. Jena 1906, Eugen Diederichs, gr. 8°, 294 S.
20) SG., 1906. Zwei Bändchen.

ringerer Bedeutung zu sein als der erfolgreichere Verkünder nationalistischer Tendenzen. „*L'arte non ha una patria esclusiva: essa è mondiale*" sagt der Italiener T. Salvini und fügt hinzu: „*Shakespeare non ebbe nei suoi componimenti una esclusiva nazionalità. Egli seppe parlare à tutti i cuori, a tutti gl'intelletti; egli non si limitò a copiare e riprodurre le tendenze speciali e i costumi della sua nazione, ma descrisse il genere umano com'è, e come sempre sarà in tutto il mondo*"[21]). Was für Shakespeare in hohem Grade, gilt für andere in geringerem Masse. Für die Literaturgeschichte ist aus dieser Wahrheit abzuleiten, dass sie möglichst beide Eigenschaften des Dichters, sein Wurzeln im heimischen Volkstum und sein Aufgeben im weiten Menschlichen berücksichtigen muss.

Aus ähnlichen Erwägungen wie sie Schröer bei seiner Darstellung der Geschichte der englischen Literatur leiteten, nur mit geringerem Können und in viel stärkerer zeitlicher Beschränkung, auch mit erkennbarer konfessioneller Färbung behandelt Joseph Boubée die moderne belgische Literatur in seiner Schrift: „La littérature belge. Le sentiment et les caractères nationaux dans la littérature française de Belgique"[22]). Es sind nur die Folgen seiner für die ästhetische Wertschätzung des Dichters gefährlichen Grundanschauung, wenn er, der unfähig ist, der Dramatik Maeterlincks gerecht zu werden, den Wunsch ausspricht, Maeterlinck möchte seinen Personen eine stärkere lokale Physionomie geben und so sein Werk dem grossen Publikum der belgischen Theater zugänglicher machen. Man mag sich zu Maeterlinck stellen wie man will, aber dass seine dichterische Eigenart da am glücklichsten sich ausdrückt, wo er um seine Personen den Reiz zeitloser Märchenstimmung breitet, dürfte ernstlich wohl kaum zu bestreiten sein.

Neben der rein wissenschaftlichen Erforschung und Darstellung der Literatur hat sich besonders in den letzten Jahren eine mehr zwanglose Bearbeitung in der Form des zugleich populären und doch künstlerischen Essais herausgebildet. Ein Bestreben, das vor allem anregen will. „Es ist mehr an eine Art Gymnastik gedacht, die den Leser nicht lehren soll, ebenso zu empfinden, sondern überhaupt zu empfinden", schreibt einmal J. Meier-Gräfe von dieser Art der Darstellung, die nicht leicht ist, wenn sie gehaltvoll sein soll. Sammlungen, wie „die Dichtung" und „die Literatur" wollen das Bedürfnis nach angenehmer Vermittlung und Anregung befriedigen. Aus der letzten Sammlung liegt mir das Bändchen von M. G. Conrad über Emile Zola vor, eine temperamentvoll und originell geschriebene, zum Teil Gespräche des Zola enthusiastisch verehrenden Schülers mit seinem Meister wiedergebende Schrift[23]). Auch auf die Bändchen der „Fruchtschale"[24]), u. a. Nicolas Chamford, Vauvenargues, Französisches Theater, die mit lesenswerten Einleitungen von H. Esswein, Ellen Key, P. Wiegler versehen sind, sei in diesem Zusammenhange hingewiesen.

Literaturgeschichte und Volkskunde. In einer Rektorats-

21) In NAnt. 16. VIII. 1906, Artikel „Sulla nazionalità dell'arte drammatica". 22) Bruxelles 1906, Librairie Albert Dewit. 8°, 79 S. 23) Bardt, Marquardt & Co., Berlin s. d. (1906). Enthält auch eine Bibliographie der deutschen Ausgaben von Zolas Werken, sowie von Werken über ihn. 24) München, Ver-



rede dieses Titels[25]) weist AUGUST SAUER auf die Vorteile hin, welche der Literaturgeschichte durch Hilfe der Volkskunde erwachsen können. Er beschäftigt sich besonders mit der deutschen Literaturgeschichte, hofft, dass es der Volkskunde gelingen werde, die wissenschaftliche Formel für den Begriff Volksseele zu finden, wissenschaftlich gut fundierte Charakteristiken von dem Wesen des nach Landschaften und Stämmen gegliederten deutschen Volkes zu finden, und dass dann die Geschichte der deutschen Literatur nach Landschaften und Stämmen erfolgen könne. Er stellt zum Schluss verschiedene Thesen auf, die von allgemeinerem Interesse sind. Die Familiengeschichte sei in erhöhtem Masse für die literarhistorisch-biographische Forschung zu verwerten, der provinzialen und lokalen Literaturgeschichte sei besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden, die Literaturgeschichte habe sich mehr als bisher der Ergebnisse der volkskundlichen Forschung zu bedienen, diese selbst sich mehr und mehr zu einer Charakteriologie zu erweitern, und es sei der Versuch eines Abrisses der deutschen Literaturgeschichte zu machen in der Weise, dass dabei von der volkstümlichen Grundlage ausgegangen werde. Die Ausführungen Sauers verdienen entschieden Beachtung, sie lassen sich natürlich auch auf alle anderen Literaturen übertragen. In Frankreich ist zwar seit langer Zeit Paris das uniformierende Zentrum alles literarischen Schaffens gewesen, aber wie viele französische Schriftsteller weisen nicht Spuren ihrer landschaftlichen Abstammung in ihren Werken auf. Dass man sich in Frankreich für diese Frage interessiert, zeigt das mir leider unbekannt gebliebene Werk von CHARLES BRUN: Les littératures provinciales; avec une esquisse de géographie littéraire de la France par P. de Beaurejaire-Froment[26]). Zur provinzialen Literatur liegt ein Schriftchen von FALHER vor: „Le Théâtre populaire breton"[27]). Auf deutscher Seite das Buch von GUSTAV KOEHLER: Das Elsass und sein Theater[28]). Auch ein Programm von DOBRITZ: „Die Heimatkunst Alphonse Daudets"[29]) ist in diesem Zusammenhang zu nennen.

Wertvolle Aufschlüsse über das Verhältnis von Volksdichtung und Volkscharakter gibt OTTO BÖCKEL in seinem Buche „Psychologie der Volksdichtung"[30]), das auf einem mit grossem Fleiss gesammelten und gut disponierten Material aufgebaut ist. Wie Böckel dartut, handelt es sich bei der Volksdichtung um den grossartigen, in tausend Einzelbildern und -klängen sich widerspiegelnden Ausdruck einer Weltanschauung. Und da es mit der Kunstdichtung nichts anderes ist, so mag zu einer tieferen Erkenntnis dieser vornehmeren Art die Kenntnis jener uns mehr verborgenen, aber kraftvollen und lebenspendenden Volksdichtung wohl äusserst wertvoll sein. Es sei nur erinnert an die Probleme, welche das Verhältnis der höfischen Kunstdichtung der Troubadours zu der ihr vorangehenden und sie jedenfalls auch umgebenden sogen. volkstümlichen Dichtung in sich schliesst.

---

lag von R. Piper & Co. 25) Prag 1907, J. G. Calvesche k. u k. Hof- und Univ.-Buchhdg. 4°, 42 S. Wertvoll auch durch eine reiche Bibliographie von Darstellungen, Sammelwerken und Abhandlungen zur lokal. Literaturgesch., von landschaftlichen, mundartlichen und anderen Anthologien. 26) Paris, Blond 16°, 105 S., 1 fr. 27) Vannes, impr. Lafolye 1906. 28) Strassburg 1907, Schlesier u. Schweikhardt, 307 S., 5 Mk, 29) Progr. Cöthen, 8°, 29 S. 30) Leipzig 1906, Teubner, 8°, V + 432 S.

Kritik. In einem Aufsatz „Das kritische Richteramt in der Literatur“[31]) macht RUDOLF VON GOTTSCHALK die Kritik, wie sie heute geübt werde, und das Fehlen wahrer Kritik verantwortlich für die Anarchie in unseren zerfahrenen und zersplitterten literarischen Zuständen. Selten sind ja die Schaffenden — häufig leider mit Recht — mit der Aufnahme ihrer Werke durch eine pedantische, mürrische, selbstzufriedene Kritik einverstanden; durch eine Kritik, der es an eigener innerer Schöpferkraft mangelt und darum kein Verständnis für die Gewalt und den Eigenwert des Schaffens hat. „Die grossen Offenbarer der Menschheit werden nicht mehr nach ihren tief umgestaltenden Lebenskräften empfunden und in Lebenserneuerung umgesetzt“, klagt in einem Aufsatz „Vom literarischen Messias“[32]) FRITZ LIENHARD und denkt dabei auch an den schlimmen Einfluss einer rein formalistischen Kritik. Doch die Autoren sind nicht immer im Recht. Der Kritiker kommt wohl auch in die Lage dem Autor gegenüber festzustellen, in welcher Richtung die Aufgabe der Kunst zu liegen hat. In einem Vortrag „Notre époque et le théâtre“[33]) hatte der erfolgreiche Pariser Dramatiker ALFRED CAPUS die Stimmung des Publikums gegenüber der dramatischen Kunst berührt und vom berechtigten Verlangen des Publikums nach Unterhaltung um jeden Preis, nach Erregung ohne tiefere Begründung dieser Erregung gesprochen. Aber sehr wahr bemerkt R. DOUMIC[34]), so habe das Publikum aller Zeiten verlangt, daher bestehe gerade die Aufgabe des Kritikers darin, dem Dramatiker zu einer höheren und wahreren Auffassung seiner Kunst, die nicht nur in geschickter Theatertechnik bestehe, zurückzuführen.

Von moderner, wissenschaftlicher Kritik spricht R. M. WERNAER[35]) in einem Aufsatz „The new constructive criticism“. Nach selbstverständlichen Auslassungen, dass der Kritiker unparteiisch sein und die Gabe haben müsse, den ästhetischen Zustand intensiv zu fühlen, stellt er fest *„the final end of the critic's function is to place art's creation where they belong — he is to pass judgments upon them.* Also der Kritiker ist ein Einschachteler und Richter. Wie soll er urteilen? Natürlich nach Regeln. Diese Regeln liefert ihm die moderne Ästhetik, welche imstande ist, die wirklichen Gesetze formaler Schönheit zu ergründen. Diese Regeln müssen aber wieder durch Gefühle gemässigt werden: *Law tempered by feeling and feeling made firm and regulated by law direct his course.* Der so geschulte Kritiker ist dann fähig Gesetze zu finden, Prinzipien aufzustellen und zu bestimmen *„how much of a given work is sensuous and how much spiritual“*. Ein ödes, phrasenhaft aufgeputztes Gerede ohne Verständnis für Kunst und Kunstgenuss. Da wirkt doch erfrischender das Wort, das J. W. MACKAIL in einer Rede über „The Progress of Poesy“[36]) gesprochen hat: *„The highest object of the critical faculty . . . is not to censure faults, but to disengage excellences“*. — Den Aufsatz von IRVING BABBILT: Impressionist versus judicial criticism[37]), sowie die Arbeit Literary criticism: esthetic and

31) Deutsche Revue März 1906; cf. LE. VIII, Sp. 949/50. 32) LE. 1. I. 1906. 33) Charpentier et Fasquelle, Paris 1906. 34) In dem Aufsatze: La Querelle des Auteurs et des Critiques au théâtre, RDM. 15. IX. 1906. 35) PMLA. 1907. 36) Oxford, at the Clarendon Press 1906, 8°, 27 S. 37) RMLA. 1906.

psychological[38]) habe ich nicht gelesen. Unter dem Titel „Brief literary criticisms[39]) veröffentlicht Elizabeth M. Roscoe eine Reihe von kurzen Aufsätzen ihres verstorbenen Onkels Richard Holt Hutton, Aufsätze aus dem Spektator, z. T. über Gegenstände von allgemeinerem Interesse, wie: Bookishness and Literature — Literature and Action — What is Humour? — Pathos — What is a Lyric? — Decadence in Poetry — Poetry and Landscape u. a. Es sind anspruchslose, nirgends in die Tiefe gehende, leicht und flüssig geschriebene Arbeiten. Gelegentlich finden sich starke Entgleisungen, wie die Auslassungen über die Dekadenz in Goethes Dichtung. Ein starker kritischer Geist steht nicht hinter diesen Skizzen.

Eine besondere Art der Kritik, die Methode der soziologischen Kritik, wendet Gaston Rageot in seinem Buche „Le Succès, auteurs et public“[40]) an. Er sieht den Erfolg auf dem Gebiete der Kunst in dem Zwange, den ein Werk den Menschen auferlegt, sich mit ihm zu beschäftigen und bestimmt demgemäss die Rolle der Kritik dahin, einmal die Psychologie des Autors, der das Werk schafft, zu studieren, sodann aber auch die Psychologie des Publikums, das das Werk freundlich aufnimmt oder abweist. Der Erfolg beruht also auf der Harmonie der Ideen des Verfassers und des Publikums. Jedes Kunstwerk schafft sich sein Publikum und zwar das Publikum, welches es verdient. Nach ihrem Erfolge kann man den Grad der Bedeutung der Autoren bestimmen. Diese seine Theorie wendet dann der Verfasser auf einige Autoren wie René Bazin, Marcel Prévost, Paul Hervieu, Edmond Rostand u. a. an. Den Verfasser leitet ein ganz richtiger Gedanke. Aber seine Methode reicht doch nicht aus, um die Eigenart der Künstler zu erkennen. Sie legt eben nur das Verhältnis der Schaffenden zu den Aufnehmenden fest und wird wohl in der Regel die alte Wahrheit immer von neuem bestätigen, dass im allgemeinen die Grösse des augenblicklichen Erfolges in direktem Gegensatz zu der inneren Bedeutung des erfolgreichen Werkes steht.

Gerade das Gegenteil dieser Art von Kritik stellt das Verfahren dar, das Gilbert Maire bei seiner Betrachtung von Baudelaires „Fleurs du Mal“ anwendet. Sein interessanter Aufsatz betitelt sich „Un essai de classification des Fleurs du Mal et son utilité pour la critique“[41]). Maire geht von der Erwägung aus, dass das poetische Gefühl ein Produkt des allgemeinen Gefühlszustandes des Dichters ist. Dass der allgemeine Gefühlszustand (sensibilité générale) sich in ihm angemessene poetische Bilder und Ausdrücke umsetzt. Er ordnet nun die einzelnen Gedichte der Sammlung nach den einzelnen poetischen Gefühlen, die in ihnen zum Ausdruck kommen und erkennt in ihnen ebensoviel Formen des allgemeinen Gefühlszustandes, aus dem sie entstammen. Er führt sie alle auf ihren gemeinsamen Ursprung, auf die „sensibilité troublée, inquiète, douloureuse“ des Dichters zurück und klassifiziert sie durch eine systematische Anordnung. Das ganze Verfahren ist im Grunde sehr einfacher Natur, es ist durchaus psychologisch, eine nur die geistige Verfassung des Autors und die ihr entspringenden Manifestationen berück-

38) Edinburgh Review, t. 424 (?), p. 400—423. 39) London 1906, Macmillan and Co. 8°, 417 S. 40) Paris 1906, Alcan 8°, 3,50 fr.; cf. Mercure de France 15. IX. 1906, p. 265 f. 41) Mercure de France 15. I. 1907.

sichtigende, streng etappenmässig vorwärtsschreitende Kritik. Wie der Verfasser seine Methode handhabt, erweckt sie etwas den Anschein des Pedantischen. Aber es soll nicht geleugnet werden, dass sie durchaus fruchtbar ist und zu klaren, eben ganz aus innerlichen Vorgängen abgeleiteten Resultaten gelangt.

Das Buch von A. REGGIO, „L'Italie intellectuelle et littéraire au début du XXe siècle“[42]) enthält eine Einleitung über die Aufgabe der psychologischen Kritik. Welche Gedanken der Verfasser ausspricht, weis ich nicht, da mir das Werk nicht zuging.

Um Schülern und Studenten bei ihren Arbeiten eine sichere Unterlage für ihre Auffassung und Kritik zu geben, haben VIAL und DENISE ein sehr zweckmässiges Hilfsmittel in dem Buche „Idées et Doctrines littéraires du XVIIe siècle“[43]) geschaffen. Sie geben Auszüge aus Vorreden, Traktaten und anderen theoretischen Schriften und bringen so deutlich die Anschauungen und kritischen Auslassungen des Jahrhunderts den Studierenden zum Bewusstsein. Einem jeden Kapitel stellen die Verfasser in fettem Druck sehr kurz und eindringlich die Grundzüge der Theorie, resp. Kritik, um die es sich handelt, voraus und bringen dann die betreffenden Belegstellen. Pädagogisch besser und vorteilhafter für das persönliche Studium des Einzelnen wäre es vielleicht gewesen, nicht die verschiedenen Vorreden und Traktate so häufig zu zerschneiden, sondern grössere Stellen, womöglich ganze Stücke abzudrucken, so dass dann die Studierenden die Theorien selbst zu entwickeln hätten. Wie es hier gemacht ist, wird es dem Lernenden zu bequem, vielleicht aber auch zu wenig interessant gemacht. Er hat nichts mehr zu finden, alles wird ihm vorgekaut. Er kann nur noch auswendig lernen.

Die beiden Kieler Dissertationen, VOGLER: „Die literargeschichtlichen Kenntnisse und Urteile des J.-L. Guez de Balzac“[44]) und PETERSEN: „Die Urteile Boileaus über die Dichter seiner Zeit“[45]) konnte ich bisher noch nicht einsehen. FR. LACHÈVRE veröffentlichte „Les Satires de Boileau commentées par lui-même“[46]), auf Grund von Aufzeichnungen, welche Pierre Le Verrier nach Gesprächen mit dem von ihm bewunderten Kritiker gemacht hatte. Eine Arbeit von ELLA HEILMANN behandelt „Vauvenargues als Moralphilosoph und Kritiker“[47]).

„Voltaire als Ästhetiker und Literarkritiker“[48]) stellt in einer ausführlich referierenden, als eine Art Ehrenrettung für Voltaire als Ästhetiker gedachten Abhandlung P. SACKMANN dar. Der ästhetische Grundbegriff, aus dem man die ganze Ästhetik Vs., soweit sie Prinzipienlehre ist, entwickeln kann, ist der an die Stelle der Boileauschen raison getretene Begriff des Geschmacks. Nach einer Untersuchung von Vs. Gedanken im einzelnen, über das Problem des guten Geschmackes, das Schöne, die ästhetischen Kriterien und Ideale, über Stil, Poesie und Prosa, Dichtgattungen, über Perioden der Kultur wird die Anwendung von

---

42) Paris, Perrin, 1906. 43) Paris s. d. [1906], Ch. Delagrave, 269 S., 3,50 fr. 44) Kiel 1906. 45) Altona 1906. 46) Le Commentaire inédit de Pierre Le Verrier, avec les corrections autographes de Despréaux. 47) Diss. Heidelberg, Leipzig 1906, 58 S. 48) ASNS. Bd. 119, p. 110—138; 383—398.

Voltaires Grundsätzen und Leitlinien auf dem Gebiet der Literaturgeschichte erörtert.

Zur Geschichte der liter. Kritik in Italien liegen einige Arbeiten vor. Das Buch von ROSA: „La critica nel Quattrocento"[49]) ist mir unbekannt geblieben, ebenso wie der Aufsatz von TRABALZA: Contributi alla storia della critica in dem Buch Studi sul Boccaccio[50]). Von der Darstellung, die ORAZIO BACCI in dem Sammelwerk „Storia dei generi letterarii italiani"[51]) gibt, ist mir nur die erste Lieferung zugegangen. Interessant ist eine Abhandlung von CLEOFE URBINATI: Di alcuni caratteri della critica letteraria del Foscolo[52]). Es wird gezeigt, wie in den darstellenden Arbeiten Foscolos im Keime die Tendenzen späterer Systeme enthalten sind. Foscolo erkannte den Zusammenhang der Literaturen Europas und sah so die Notwendigkeit des Betriebs einer internationalen (vergleichenden) Literaturgeschichte voraus. Vor allem aber ist er als ein Vorläufer der modernen psychologischen Methode zu betrachten; denn er erklärte die psychologische Analyse als unentbehrliche Grundlage für die kritische Forschung. Vor ihm hatte niemand so stark den inneren Zusammenhang von Form, Stoff und Künstlergeist betont. Seine Kritik sucht Erkenntnis der inneren Welt des Dichters und des Verhältnisses, welches zwischen den Gefühlen und Leidenschaften in der Seele des Künstlers und den sie bestimmenden Ursachen, den besonderen Bedingungen des Lebens, besteht. Erkannt hat er auch, dass die Literatur ein Teil des Lebens und der Geschichte und darum in die allgemeine Kulturgeschichte einzugliedern sei.

Im Anschluss an das Buch von Clelia Luisa Pedraglio: Le Idee letterarie di Silvio Pellico dalle sue lettere e dal Conciliatore (1904) veröffentlicht EGIDIO BELLORINI ausführlichere kritische Bemerkungen[53]) und eigene Untersuchungen.

Poetik. Von WILHELM WACKERNAGELs allbekanntem Buch[54]) ist eine dritte Auflage erschienen. Gross sind Wackernagels Verdienste, und seine Poetik enthält gute Beobachtungen und anregende Bemerkungen. Aber wer sie heute benutzt, wird mit sorgfältiger Kritik an sie herangehen und so manche Forderungen, Gesetze und Definitionen als willkürlich, veraltet und äusserlich ablehnen müssen.

Wackernagel geht von einer richtigen Auffassung seiner Arbeit aus. Er will sich aller eigentlichen Unterweisung enthalten, will mehr betrachten als lehren, ist mehr bestrebt Gesetze zu finden, als Regeln aufzustellen. Er will lehren den Vorrat an Poesie recht zu verstehen und zu geniessen, will Poetik als Philosophie und Geschichte der Poesie in historisch-entwickelndem Verfahren behandeln. Aber trotz dieser guten Absicht steht er im Grunde doch dem Schaffen der Dichter als ein Richter gegenüber, der nach den von ihm gefundenen oder aufgestellten Normen wägt und urteilt. So verlangt er z. B. in der poetischen Darstellung Masshalten und ein ununterbrochenes, aber weise bedächtiges, immer das Wesentliche beachtendes

49) Roma 1906. 50) Città di Castello; S. Lapi 1906. 51) Fasc. 66. La critica letteraria (Dall'Antichità classica al Cinquecento). Milano s. d. Francesco Vallardi. 52) Bologna 1907, Tipografia ditta Garagnani, 8°, 39 S. 53) GSLIt. 1906, p. 215ff. 54) Poetik, Rhetorik und Stilistik. 3. Aufl., Halle a. S. 1907, Verlag der Buchhdlg. d. Waisenhauses, 8°, XIV + 605 S.

Vorwärtsschreiten. Und dann, auf Grund dieser Forderung, vermisst er sich den Aischylos zu tadeln, dass er bei seiner Art und Weise darzustellen, dem Hörer zu viel, den Euripides, dass er ihm zu wenig zumute. Man kann sie tadeln, behauptet er, denn dass es dort und damals wohl möglich gewesen, das rechte klassische Mass zu halten, sieht man an Sophokles (p. 39f.).

Ganz richtig verlangt er mit Lessing Einheit der Handlung im Drama. Aber pedantisch und zu Unrecht tadelt er dann Schiller, dass in der Braut von Messina die zwei feindlichen Brüder auch in die Handlung einen feindlichen Zwiespielt bringen (p. 244f.). Als ob ein jedes Werk nicht aus seiner eigenen, innersten Anlage heraus, aus der Absicht des Dichters heraus verstanden werden müsste. Würde sich wegen der zwei Helden statt des einen die Handlung wirklich zersplittern und in verschiedene, unorganische Teile zerfallen, so möchte der strenge Kritiker wohl Recht haben mit seinem Tadel. Aber da die innere Einheit aufs Beste gewahrt ist, so trifft sein Tadel daneben.

Sehr schlimm sind seine Ausführungen über das Lasterhafte in der Poesie. Er stellt da einen Vergleich zwischen Richard III. und den Mitschuldigen an, findet bei Shakespeare die Einführung des Lasters hoch poetisch, weil man sehe, wie jede neue Tat an sich selbst schon die Strafe der vorangehenden sei, weil das sittliche Gefühl am Ende noch die volle Befriedigung finde und tadelt Goethe, weil bei ihm von Strafe, von Genugtuung der beleidigten Sittlichkeit nicht die leiseste Spur sei (p. 32f.). Durch diese, übrigens dem allgemeinen, unkünstlerischen Geschmack entsprechenden Bemerkungen werden ganz falsche Vorstellungen über die Darstellung des Lasters in der Kunst hervorgerufen. So gibt es in dem grossen Werk noch manche Stellen, an denen gründliche Kritik einsetzen müsste, z. B. bei der Lehre von den Gattungen, wo u. a. gesagt wird, die Lyrik gehe aus der Epik hervor; in der Lyrik ziehe sich die Poesie von der äusseren Wirklichkeit gänzlich in das Geistige zurück. Oder, wenn die Lyrik in die Epik zurückwandele, entstehe das Drama. Oder sogar, es trete uns zwischen Drama und Malerei eine bemerkenswerte Ähnlichkeit entgegen.

Eine solche rationalistische Definitions- und Einschachtelungspoetik steht dem künstlerischen Schaffen doch allzu fremd gegenüber, sie gelangt über das ganze willkürliche System scharf sondernder Begriffe nicht zum Verständnis der Künstlerseele, aus der heraus, aus deren Verhältnis zur Welt sich das Kunstwerk bildet. So kann es nicht wundernehmen, wenn aus den Kreisen der Schaffenden selbst und den künstlerisch begabten Ästhetikern immer wieder Proteste gegen eine Poetik und Ästhetik, welche den Künstler dem abstrakt denkenden Vernunftmenschen unterwerfen wollen, ertönen[55]). Den Künstlern entspricht vielleicht am besten eine Kunstlehre, wie sie KONRAD LANGE vorträgt, der vom künstlerischen Geniessen ausgeht und danach erst eine Analyse des künstlerischen Schaffens vornimmt[56]). Nur durch Studium am Kunstwerke selbst kann man — soweit es überhaupt möglich ist — dem Wesen des Kunstwerkes näher

55) JULIUS HART: Zweierlei Ästhetik, LE. 1. u. 15. VIII. 1907. 56) Das Wesen der Kunst. Grundzüge einer illusionistischen Kunstlehre, 2. Aufl., Berlin 1907, cf. ausführl. Besprechung von STAMM, DLZ. 1907, Sp. 2373ff.

kommen. Durch ein Studium, wie es z. B. FEDELE ROMANI in seiner Schrift „L'Opera d'arte"[57]) vornimmt, indem er ein Werk Michelangelos und eine Canzone Petrarcas analysiert. Das geniessende Studium am Kunstwerke zu fördern, ist auch der vornehmste Zweck der in dritter Auflage erschienenen Vorträge von FR. TH. VISCHER, „Das Schöne und die Kunst"[58]). B. Croces Rat, sich in die Seele des schaffenden Künstlers zu versetzen und gewissermassen das Werk nachzuschaffen, um es begreifen und kritisch würdigen zu können, wird von GIULIO A. LEVI in dem ersten Teil seiner „Studi estetici"[59]) einer scharfsinnigen, wenn auch nicht immer überzeugenden Kritik unterzogen.

In die Grundvorstellungen der Poetik führt sehr gut das in origineller und freiheitlicher Weise gehaltene Büchlein von BORINSKI: „Deutsche Poetik"[60]) ein. In seiner knappen Form kann es dem Lernenden sehr bestimmte Aufschlüsse geben, ohne ihn in tote Begriffe einzuschnüren. Es regt gerade wegen der persönlichen Form, die der Verfasser seinen Ausführungen zu geben gewusst hat, zum Nachdenken über die behandelten Fragen an und lässt so die Poetik nicht als ein festes Lehrgebäude, sondern als ein Wegweiser in Künstlerland erscheinen. Einige kleine Bemerkungen. S. 10 heisst es kurz: „Die Dichtung stellt im allgemeinsten Sinn den Ausdruck der erfindenden und gestaltenden Kraft im Geiste dar". An dieser Stelle dürfte die Fassung so kaum verständlich sein. Der Inhalt und die Beziehung der Worte „im Geiste" wird nicht klar. Erst wenn man auf Seite 37 liest, dass das vom sinnlichen Eindruck abziehende, das Wesen der Dinge suchende Wort das geistige Ausdrucksmittel der Dichtung sei, versteht man die auf S. 10 gegebene Erklärung. Man merkt jetzt erst, dass der Verfasser wahrscheinlich gemeint hatte, der Dichter wende sich an den Geist, in der Dichtung lebe das Reich der sichtbaren Erscheinungen im Geiste wieder auf, im Worte offenbare sich geistiges Leben, wie Fr. Th. Vischer in seinen angeführten Vorträgen sich gelegentlich ausdrückt. Für einen Satz wie den folgenden „die Literaturgeschichte, in der das Technische nicht die Rolle spielt wie in der Geschichte der übrigen Künste, beruht mehr auf dem äusserlichen Wechsel der Lebensformen, als auf dem der dichterischen Kräfte" (p. 31), dürfte sich wohl eine glücklichere und richtigere Fassung finden lassen. Nicht die wechselnden äusseren Lebensformen, sondern die inneren geistigen Strömungen, die Umwälzungen im Gefühlsleben sind es, die am tiefsten ihren Ausdruck in der Dichtung finden. Die äusseren Lebensformen spielen eine weit geringere Rolle.

Eine Poetik von KARL TUMLIRZ[61]) war mir nicht zugänglich. In einer Besprechung von H. Lohre heisst es, dass der stilistische Teil mehr noch als Wackernagel von der antiken Theorie abhängig sei; und mit Recht fragt der Rezensent: „Wem frommt heute noch eine dogmatische Weitergabe der antiken Theorie?" Das Buch scheint nach Auswahl der Beispiele auf österreichische Mittelschulen berechnet zu sein.

Zur Geschichte der Poetik liegen einige Arbeiten vor. B. SCHÄDEL

---

57) Firenze 1907, cf. GSLIt. t. 50, p. 478. 58) 3. Aufl., Stuttg. u. Berlin 1907, Cotta. 59) Città di Castello, 1907, S. Lapi, 8°, 170 S., L. 2.50. 60) 3. verbesserte Aufl., Leipzig 1907, Göschen. 61) I. Teil, die Sprache der Dichtkunst, Wien u. Leipzig 1907, cf. ASNS. Bd. 119, p. 207f.



veröffentlicht eine Poetik aus dem Jahre 1538 von Francesh de Oleza[62]), dessen Absicht es war, seinen Landsleuten von Majorka ein Lehrbuch zu geben „débarrassé de vaines subtilités théoriques et qui répondit aux besoins pratiques de ces trobadors". Schädel, der seiner Veröffentlichung, abgesehen von einzelnen Bemerkungen, keine Untersuchung beigefügt hat, stellt uns eine Gesamtstudie über die grammatischen und poetischen Theorien in Katalonien in Aussicht.

Über „Die poetischen Theorien der französischen Plejade in Opitz' deutscher Poeterei"[63]) handelt G. Wenderoth. Er stellt fest, dass Opitz ein viel seichteres Verhältnis zur Antike gehabt habe, als die Franzosen, und dass ihm auch trotz reichlicher Entlehnungen aus den Schriften der Plejadeführer deren Geist fremd geblieben sei. Während die Plejade in den Geist der alten Literatur einzudringen suchte, um aus ihr die Anregung zu gewinnen, selbst tiefe und gewichtige Gegenstände dichterisch darzustellen, während ihr die Rhetorik der alten Sprachen als unübersetzbar gilt, sie dagegen das Bestreben hat in ihrer Muttersprache eine ebenso bedeutende Redefülle zu erreichen, geht Opitz nur darauf aus, mit Hilfe der Übersetzungen die Rhetorik zu erlernen. Sein Sinn ist also nur auf die formalistisch-technische Seite gerichtet. Dass Opitzens Zukunftspläne für die Renaissancedichtung so wesentlich bescheidener gewesen sind, als die der Plejade, erklärt Wenderoth mit dem Hinweis auf den Entwicklungsgang, den diese Dichtung bis auf Opitz genommen hatte. Den in diesem Zusammenhang stehenden Satz „Die Erwartungen der Plejade blieben weit hinter der Wirklichkeit zurück" verstehe ich nicht. Jedenfalls ist gerade das Umgekehrte gemeint gewesen (p. 454).

Einer Arbeit von Vincenzo Jovine: Criterî artistici dell' Ariosto[64]) macht ein Kritiker in GSLIt. den Vorwurf, dass sie in Ariosto zu finden sucht, was nicht in ihm zu finden sei, nämlich eine ästhetische Doktrin, eine poetische Theorie.

Dott. Guido Muoni gibt „Note per una poetica storica del Romanticismo"[65]). Er führt an der Hand zahlreicher Stellen aus deutschen, französischen und italienischen romantischen Dichtern und Kritikern mannigfaltige Äusserungen über das Wesen der Romantik an, spricht dann über die verschiedenen Auffassungen von Romantik in Literaturgeschichte und Kritik und gibt zum Schluss selbst seine Erklärung der Romantik. Er sieht dabei ganz ab von der historischen, zeitlich bedingten Form der Romantik und erblickt in ihr eine "forma estetica di uno stato caratteristico della psiche, e cioè del sentimentalismo". Gegenüber Rationalismus und Klassizismus ist ihm also Romantik ganz allgemein eine Form der Sentimentalität. Gegenüber Brunetières einseitiger Erklärung der Romantik als Individualismus spricht er von romantischem Individualismus als Form der Sentimentalität, der darum verschieden von dem Persönlichkeitsgefühl eines Machiavelli und Cesare Borgia sei. Man kann mit dieser Erklärung einverstanden sein, wenn man sich klar ist über die verschiedenen Inhaltsmöglichkeiten, die sie in sich schliesst. Wenn

62) Un art poétique catalan du XVIe siècle. Extrait der MChab., Fr. Junge, Erlangen 1906. 63) En. 1906, p. 445—468. 64) Roma 1906, cf. GSLIt t. 48, p. 263. 65) Milano 1906, Società editrice libraria 8°, 138 S.

man sie nicht als eine ausschliessliche Formel, sondern als eine vorläufige Erkenntniseinheit auffasst.

Ein ausgezeichnetes Buch hat CASSAGNE über „La théorie de l'art pour l'art en France chez les derniers romantiques et les premiers réalistes"[66]) geschrieben. Er geht durchaus historisch vor, d. h. er stellt nicht die Theorie, wie sie etwa in abstracto, philosophisch hätte begründet werden können, sondern er führt sie vor, wie sie tatsächlich von den Schriftstellern in ihren Werken vertreten worden ist. Er setzt auseinander, wie die Doktrin „de l'art pour l'art" aus der Romantik erwachsen ist, wie sie ihren romantischen Charakter nie hat verleugnen können, selbst als sie unter dem Einfluss von wissenschaftlichen und naturalistischen Ideen sich immer mehr ausgebildet hatte. In ihrer ganzen Rigorosität ist, abgesehen von gewissen Übertreibungen Baudelaires, Flauberts und Gautiers, diese Theorie kaum praktisch ausgeübt werden, vielmehr haben die Dichter stets in ihrem intuitiven Schaffen die von ihnen vertretenen Doktrinen mehr oder minder unbewusst übertreten. Mit Recht weist Cassagne auf den losen Zusammenhang der voneinander recht verschiedenen Anhänger der Theorie unter sich selbst hin. Er verteidigt auch die Dichter der Gruppe gegen den Vorwurf, dass sie nur die äussere Form gepflegt hätten, dass sie gefühllos und lebensfremd gewesen wären. Man kann ihm durchaus zustimmen, wenn er sagt „L'art de Flaubert et de Leconte de Lisle a exprimé l'époque à sa façon et même aussi fortement qu'aucun autre" und „Rendre la vie dans sa plénitude a été le but principal de leurs efforts, la fin dernière étant toujours . . . l'art". Es sei auf die vorzügliche Besprechung von W. MARTINI[67]) aufmerksam gemacht, der eine allseitigere Zeichnung der die Ausbildung der Theorie umgebenden Kulturtendenzen gewünscht hätte, ausführt, warum er den von Cassagne mehrfach gebrauchten Ausdruck "néo-romantisme" nicht akzeptieren könne (ein Einwand, gegen den aber Cassagne wenigstens teilweise in Schutz zu nehmen ist) und eine etwas stärkere Heranziehung der Philosophie, besonders Comtes, für nötig hält.

Mit derselben Theorie beschäftigt sich FORTUNATO RIZZI in einem Aufsatze „L'arte per l'arte", der in seinem Buche „Pensiero ed arte"[68]) enthalten ist. Er konstatiert in Übereinstimmung mit Cassagne, dass es keine philosophische Theorie von l'art pour l'art gebe und dass auch Flaubert und Gautier ihre Postulate nicht bis zu den letzten Konsequenzen geführt haben. Deren Schüler und Nachfolger aber, die Dekadenten, führten die Theorie und Manier jener Meister bis zu ihrer letzten Vollendung und Übertreibung. Der verderbliche Führer der von Frankreich beeinflussten italienischen Dekadenten ist ihm d'Annunzio, und über ihn und seine Gefolgschaft giesst er nun die volle Schale seines Zornes aus. Er ist aufs äusserste empört über das schmähliche, aristokratische Geschlecht der jungen Übermenschen, denen es nur um die schöne, musikalische Form zu tun ist, die Jupiter und der Schönheit Hymnen singen, während so viele Menschen vor Hunger sterben. Er macht durch dieses Schimpfen und Sichentrüsten seine z. T. berechtigte

66) Pariser These 1906, Hachette IX + 487 S. 67) ZFSL. XXXII², p. 190 ff. 68) Città di Castello 1906. Scuola tipografica cooperativa editrice, 394 S

Kritik stumpf. Der Literarhistoriker soll feststellen und prüfen, erklären und ableiten, aber nicht in hysterisches Schimpfen verfallen.

Über Flauberts Kunstphilosphie spricht ANTONIO FUSCO in der Schrift „La filosofia dell'arte in Gustavo Flaubert"[69]). An der Hand zahlreicher, aus des Dichters „Correspondance" gezogener Zitate zeigt er Flauberts Ablehnung aller Ziele und Zwecke der Kunst, seine Theorie von der Bedeutung der Formalen, seine Geringschätzung des Stofflichen, das eben durch die vollkommene künstlerische Darstellung zur Kunst erhoben werde, seine Auffassung des Unpersönlichen in der Kunst und zuletzt seine besondere Vorliebe für das Grandiose und Gigantische. Er gibt ein recht deutliches Bild von Flauberts Kunsttheorie.

Ein Büchlein von PIERRE DE BOUCHARD „La poétique française" le présent et l'avenir"[70]) beschäftigt sich, gestützt auf ein Werk von Grammont „Le vers français, ses moyens d'expressions, son harmonie" mit rhythmischen Fragen und mit „phonétique versificative", stellt also nur eine einzelne Seite der Poetik dar.

Eine Geschichte der Poetik würde darüber aufklären, wie sich im Laufe der Zeiten die Anschauungen über dichterisches Schaffen geändert haben. Einen bemerkenswerten Beitrag zu einer solchen Geschichte gibt FRANZ MUNCKER in der Rede „Wandlungen in den Anschauungen über Poesie während der zwei letzten Jahrhunderte"[71]). Aus seiner Betrachtung geht hervor, wie die Literatur gleich den gesamten Kulturverhältnissen der Menschheit in beständiger Veränderung begriffen ist, dass ewig gleich nur die Gesetze der Poesie sind, die auf die innere Natur des Menschen selbst gegründet, durch das Wesen der Kunst oder die besondere Aufgabe jeder einzelnen Gattung bedingt sind, dass aber in jedem Falle das Genie durch seine künstlerische Tat widerlegen könne, was in der Theorie unwidersprechlich ist. Damit spricht Muncker die Grenzen, die einer jeden Poetik gesteckt sind, deutlich aus.

Eine Darlegung der Entwicklung literarischen Geschmacks innerhalb dreier Jahrhunderte ist auch die anlässlich des Corneillejubiläums erfolgte Veröffentlichung von ROGER LE BRUN „Corneille devant trois siècles"[72]). Sie zeigt die verschiedene Wertschätzung, welche Corneille von den bedeutendsten Schriftstellern des 17.—19. Jahrhunderts erfahren hat. Dass das 17. und 18. Jahrhundert Ronsard doch nicht so ganz vergessen haben, wie man seit Sainte-Beuve allgemein angenommen hatte, erweist FUCHS in einem Artikel „Comment le XVIIe et le XVIIIe siècles ont jugé Ronsard"[73]).

Das dichterische Schaffen. Hier ist DILTHEY^s^ Buch „Das Erlebnis und die Dichtung"[74]) zu nennen und hinzuweisen auf seine Ausführungen über die dichterische Phantasie als den Inbegriff der Seelen-

69) Messina 1907, Paolo Trinchera, 176 S. 70) Paris 1906, Sansot et Cie., 160 S. 71) Festrede vom 18. XI. 1905, München 1906, Verlag der Kgl. b. Akademie der Wissenschaften, 4°, 29 S. 72) Paris, Sansot et Cie. 1906. Das Verhältnis von Alfred de Vigny zu Corneille behandelt J. LANGLOIS, Alfred de Vigny, critique de Corneille, Fragments inédits d'A. de Vigny sur P. et Th. Corneille, Clermond-Ferrant 8°, 44 p. 73) RR. 1907, p. 228ff. 74) 2. erweiterte Auflage, Leipzig 1907, Teubner.

prozesse, in denen die dichterische Welt sich bildet. „Die Grundlage dieser Seelenprozesse sind immer Erlebnisse und der durch sie geschaffene Untergrund des Auffassens. Der Vorgang, in dem vermittels dieser Seelenprozesse die poetische Welt entsteht und ein einzelnes dichterisches Werk sich bildet, empfängt sein Gesetz aus einem Verhalten zur Lebenswirklichkeit, das vom Verhältnis der Erfahrungselemente zum Zusammenhang der Erkenntnis ganz verschieden ist". Die Erfahrungen sind dem Dichter nicht systembildend, sie veranlassen ihn nicht zu Generalisationen, sondern sie sind ihm an sich bedeutsam, seine Gefühle werden von ihm in verschiedener Stärke angeregt. Vermöge dieser Art von Phantasie unterscheidet sich der Dichter von allen anderen Klassen der Menschen. Die Faktoren, die ein jedes echte Leben bilden, persönliches Erleben, Verstehen fremder Zustände, Erweiterung und Vertiefung der Erfahrung durch Ideen, Erheben eines Geschehnisses zur Bedeutsamkeit, sie alle löst durch die ihm eigene Phantasie der Dichter los vom Leben und stellt sie hinein in die Welt der Schönheit. Ist diese von Dilthey ausgeführte Verschiedenheit des Dichters von den anderen Menschen qualitativer oder quantitativer Art? Benedetto Croce in seiner Ästhetik will nur eine quantitative Verschiedenheit gelten lassen und demgemäss das Unbewusste aus dem dichterischen Schaffen ausgeschaltet wissen. Dagegen stellt Otto Behaghel in der Rede „Bewusstes und Unbewusstes im dichterischen Schaffen"[75]) fest, dass beim Dichter die bewusste Arbeit dem unbewussten Werden des Werkes in dreifacher Rolle entgegentritt, ergänzend und helfend, wählend und ordnend, mässigend und beruhigend. Aber das letzte Wort gehöre doch der begeisterten Eingebung.

Über das Verhältnis von Intuition, leidenschaftlicher Einbildungskraft und Gefühl auf der einen Seite und geduldigem qualvollen Nachschaffen mit Hilfe der Vernunft und der Überlegung auf der anderen Seite, über dieses Verhältnis bei J.-J. Rousseau handelt ein sehr gut geschriebener Aufsatz von E. Blémont: „Jean Jacques et l'imagination"[76]. Zwischen Erlebnis (primärem und sekundärem Erlebnis) als Bedingung für das Heranwachsen des wirklichen Kunstwerkes und Anempfindung als unverarbeitetes Erlebnis, als verstandesmässige Nachahmung und empfindungslose Reproduktion eines Musters unterscheidet E. Platzhoff-Lejeune in dem Aufsatz „Erlebnis und Anempfindung"[77]). Was man unter der Objektivität des Dichters zu verstehen habe, erörtert P. Schulze-Berghof[78]). Alle Dichtung sei subjektives Erlebnis, und man müsse es nach unserer heutigen psychologischen Einsicht als gedankenlos bezeichnen, wenn man von einem Zurücktreten der Persönlichkeit hinter seinem Gegenstande bei dem Epiker und Dramatiker spreche. Unter dichterischer Objektivität dürfe man nichts anderes verstehen, als die Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit des Dichters, mit denen er die Menschen und die Welt zu ergründen suche, beurteile und künst-

---

75) Leipzig 1907, Verlag von G. Freytag, 4°, 48 S. Der Wert der auf einem reichen Material aufgebauten Rede wird durch ausführliche bibliographische Nachweise im Druck noch beträchtlich erhöht. 76) In dem Buche „Artistes et Penseurs", Paris, Lemerre 1907, 314 S., 3,50 fr. 77) LE. 15. I. 1906. 78) LE. 1. IV. 1906.

lerisch verkörpere. Aber nur aus dem Zentrum seines Wesens heraus könne er Leben und Menschheit bewerten. Seine Objektivität hänge also von der Tiefe, Klarheit und Sicherheit seines persönlichen, ethischen Gefühls ab. Objektivität ist Universalität des Geistes. Je allseitiger der Dichter ein Lebensbild darstellt, um so subjektiver ist er bei der Schaffung seines Werkes beteiligt. Diese klugen Bemerkungen seien weiterem Nachdenken sehr empfohlen. Die landläufigen Poetiken stellen über Subjektivität und Objektivität des Dichters und die durch sie bedingten Gattungen der Poesie noch oft recht pedantische und unhaltbare Lehrsätze auf.

Würde man den Wert dichterischer Leistungen mehr nach dem Ernst und der Intensität des künstlerischen Schaffens, das sie hervorgebracht hat, beurteilen, so würde man auch besser den künstlerisch hochstehenden Schriftsteller von dem blossen Unterhalter unterscheiden lernen. Mit Recht in eigener Sache das Wort ergreifend, um eine gedankenlose Zusammenstellung seiner Persönlichkeit mit einem Sensationsautor wie Bilse abzuwehren, sagt THOMAS MANN[79]) sehr gute Worte über das eigentliche Kriterium, das dichterischen Werken und Persönlichkeiten gegenüber anzuwenden sei. Nicht die Gabe der Erfindung dürfe dieses Kriterium sein, sondern nur die Gabe der Beseelung. Und diese Beseelung sei zuletzt nichts anderes als jener dichterische Vorgang, den man die subjektive Vertiefung des Abbilds einer Wirklichkeit nennen könne. Eine objektive Erkenntnis im Reiche der Kunst gebe es überhaupt nicht, sondern nur eine intuitive. Alles Gestalten, Schaffen, Hervorbringen geschehe in Schmerz und Qual, ebenso auch die künstlerische Erkenntnis, die man gemeinhin „Beobachtung" zu nennen pflegt.

Von Interesse ist eine Rundfrage, die das Literarische Echo bei einer Reihe von Dichtern über „Dichterische Arbeit und Alkohol"[80]) veranstaltet hat. In der den Antworten vorangestellten Einleitung gibt Dr. med. C. F. VAN VLEUTEN an, durch experimentelle, von Kraepelin und seinen Schülern vorgenommene Beobachtungen sei festgestellt worden, dass sich bei Alkoholgenuss eine Steigerung der äusseren und zusammenhanglosen Assoziationen, Verminderung der inneren Assoziationen einstelle, dass wohl häufiger Klang- und Reimassonanz, sowie glatterer Fluss sich ergebe, aber geringerer Gehalt; dass also im ganzen die Phantasietätigkeit verflacht werde. Das Ergebnis der Rundfrage war, dass von 115 Teilnehmern vier völlig abstinent waren, dass 23 nur selten, vorwiegend bei gesellschaftlichen Gelegenheiten, Alkohol zu sich nahmen und dass 108 den Alkohol vor und während der Arbeit mieden. Einige redeten ihm allerdings das Wort: der Alkohol rege doch an, verhelfe zu einigen schönen Konzeptionen, rufe visionäre Gefühle für poetische Reize und Gesichte hervor.

Dass nicht nur der Genuss des Alkohols, auch das Wetter von Einfluss auf die dichterische Stimmung, und damit auf das Schaffen sein kann, ist bekannt. Der Dichter ELISAR VON KUPFFER glaubt auch einen Einfluss des Klimas auf seine Dichtung feststellen zu können. Er legte

---

79) „Bilse und ich", Münchener Neuesten Nachrichten 1906, Nr. 75, 77, zitiert nach LE. 1906, Sp. 943/4. 80) LE. 15. X. 1906.

seine Beobachtungen nieder in der Schrift „Klima und Dichtung“ [81]). Seine vagen Angaben verleihen, wie in einer Besprechung Dibelius angibt, wenig Aufschlüsse für eine weitere Durchforschung der Dichterpsyche.

In neuerer Zeit ist es Mode geworden, Künstler und Dichter zum Gegenstand pathologischer Untersuchungen zu machen, ihre Krankheiten, krankhaften Neigungen und Geisteszustände zu untersuchen und ihr Werk aus ihrer pathologischen Verfassung heraus zu erklären. In der Hand gewissenhafter und ernster, auch literarisch und künstlerisch gebildeter Forscher mag dieses Verfahren wohl zu wertvollen Aufschlüssen über die geheimnisvolle Tätigkeit dunkler Seelenkräfte führen. Solche mir zum grössten Teil unbekannt gebliebenen Arbeiten aus den beiden Berichtsjahren sind: P. Courbon „Etude psychiatrique sur Benvenuto Cellini“[82]); Docteur Jacobus X., „Le Marquis de Sade et son œuvre devant la science medicale et la littératur moderne“[83]); Philibert Lastic, „La Pathologie mentale dans les œuvres de Gustave Flaubert“[84]); Louis Thomas, „La maladie et la mort de Maupassant“ [85]); Lacassagne, „La folie de Maupassant“[86]); P. J. Möbius, „Über Scheffels Krankheit“[87]).

Das Studium der Meisterwerke sei nicht allein der richtige Weg, um dem Geheimnis des künstlerischen Schaffens näher zu kommen, meint Marcel Réja. Er rät elementarere Werke zu studieren, solche von Kindern, Wilden, Gefangenen, Geistesgestörten. In dem Aufsatz „L'Art chez les fous“[88]) setzt er (ob überzeugend?) auseinander, aus welchen Gründen das Studium von Arbeiten Geisteskranker für die Erkenntnis vom Wesen des künstlerischen Schaffens wertvoll sein könne.

Über die Bedeutung der Ekstase für die Kunst (elementare Bildung des Werkes im entzückten Innern des Dichters) handelt an einigen Stellen das Buch von Beck, „Die Ekstase“[89]). Die Essaisammlung von J. J. David, „Vom Schaffen“ [90]), ist mir nicht bekannt geworden.

Dichtung und Leben. Arbeiten, welche über das Werk des Dichters im Zusammenhang mit anderen geistigen Mächten und realen Verhältnissen des Lebens handeln, seien in diesem Abschnitt angeführt.

In einem Aufsatz „Poetry, Philosophy and Religion“ [91]) spricht Percy Adams Hutchison im Anschluss an ein Wort von Matthew Arnold (the strongest part of our religion to-day is its unconscious poetry) und an einen Ausspruch von Coleridge (every poet, when he is a great poet, is also a great philosopher) über das Verhältnis der Dichtung zu Philosophie und Religion. Er löst die Frage, die er sich stellt, nur sehr oberflächlich, wenn er sagt „Poetry may, purely by accident, have a philosophical or a religious content, but it is one both with philosophy and religion only because our attitude towards each is, in part at least, the

81) München 1907, Ernst Reinhardt (Grenzfragen d. Literatur u. Medizin in Einzeldarstellungen, her. v. Dr. S. Rahmer, 4. Heft), cf. ASNS Bd. 119, p. 715. 82) Paris 1906, Maloine. 83) Paris, Carrington, 40 fr. 84) Paris 1906, J. B. Baillière et fils (thèse). 85) Bruges 1906, Arthur Herbert Ltd. 86) Toulouse 1907 (thèse). 87) Halle a. S., Verlag von Carl Marhold 1907. 88) Mercure de France 16. VIII. 1907. 89) Ein Beitrag zur Psychologie und Völkerkunde, Bad Sachsa im Harz, 1906, Hermann Haacke Verlag. 90) Diederichs, Jena 1906. 91) PMLA. 1907, p. 697ff.

aesthetic attitude". Also, weil alle drei bis zu einem gewissen Grade uns ästhetisch interessieren, sollen sie zusammengehören dürfen. Poesie könne nur soweit mit Philosophie und Religion identifiziert werden, wie auch jede andere Kunst. Das ganze Gerede ist müssig, wenn man sich, wie der Verfasser es zu tun scheint, Poesie, Philosophie und Religion als drei deutlich voneinander verschiedene Grössen vorstellt. Sobald man aber einmal die Überzeugung gewonnen hat, dass es zwischen ihnen keine deutlich gezogenen Grenzlinien gibt, dass die drei sich gegenseitig stets berührende und durchdringende Äusserungen desselben menschlichen Urverlangens sind, dass ein jedes in seiner höchsten Ausbildung nicht ohne das andere zu denken ist, dann wird man nicht mehr zu so nichtssagenden Abzirkelungen gelangen können wie Percy Adams Hutschison.

Eine andere Frage schneidet ALEXANDER VON GLEICHEN-RUSSWURM in dem Aufsatz „Dichtkunst und Konvention"[92]) an. In Konvention und Dichtkunst sieht er unzertrennliche Genossen. Wer eine Kongruenz von Kunst und Wirklichkeit verlange, ist ihm entweder unwissend oder pervers. Konvention nennt er den Stil, der die Dinge vom Alltäglichen abzieht. Die Arbeit des Dichters bestehe in dem künstlerischen Kompromiss mit dem Stoff. Mir scheint, der Verfasser hat eine sehr richtige Sache mit einem weniger richtigen Namen belegt Bei Konvention denken wir doch allzu sehr an das Konventionelle, das nach des Verfassers eigenen Worten gleichbedeutend mit dem Erstarrten und Schablonenhaften ist. Man denkt an ein mehr oder minder bewusstes Übereinkommen, in das auch der Dichter eingeschlossen ist. Nun ist es klar, dass der Schaffende in seiner Zeit darin steckt, dass er Elemente, die ihm aus ihr zuströmen, ganz von selbst verwertet und schliesslich im höchsten Sinne den Geist der Zeit in intensiver oder auch geläuterter Weise zum Ausdruck bringt, aber dieses sein Verhalten mit Konvention zu bezeichnen, Konvention den Stil zu nennen, der vom Alltag abziehe, geht doch nicht an. Je höher des Künstlers Schaffen zu bewerten ist, um so mehr von dem Begriffe der Konvention fällt von ihm ab, ohne dass er deswegen die innige Berührung mit der Gesamtheit der ihn umgebenden und zum Teil bedingenden Kräfte verlöre. Zu bedenken ist ferner, dass in jeden echten Künstlers Schaffen Keime zu neuen Bildungen stecken, die von den vorhandenen Konventionen weg in die Zukunft weisen. Das Künstlertum ist auch ein Kampf gegen die Konvention. — In welchem Sinne B. FRANCIS GUMMERE in seinem Aufsatze „Originality and convention in Literature"[93]) die Frage behandelt hat, ist mir unbekannt geblieben.

Das Verhältnis von Kunst und Leben behandelt G. Witkowski in einem mir nicht zugänglich gewesenen Vortrage[94]). Ein Vortrag von HUGO VON HOFMANNSTHAL „Der Dichter und diese Zeit"[95]) ist mehr eine dichterische Vision von packendem Reiz als eine sicher und planmässig aufgebaute Rede. Hofmannsthal führt aus, wie die Dichter da seien, um die Unendlichkeit der Erscheinungen leidend zu geniessen, aus dem leidenden Geniessen heraus die Vision zu schaffen, und wie

---

92) LE. 1. III. 1907. 93) The Quarterly Review p. 26—44. 94) Leipzig, Max Hesse, 54 S. 95) Die Neue Rundschau, März 1907.

auf diesem ganzen lautlosen Tun und Treiben der strenge, fragende Blick der Zeit, der nach Aufschluss über das Leben verlangenden Menschen ruhe.

Unter dem Titel „Die Politik und die Dichtung“[96]) veröffentlicht Dr. HANS POTOTZKY zwei Arbeiten; „Die Politik in der Romantik“ und „Die soziale Frage im modernen deutschen Drama“. Er bringt ganz übertriebene und falsche Behauptungen über das Verhältnis der modernen Literatur und der Politik vor. Die Romantiker sind ihm ursprünglich politische Revolutionäre. Das Grundprinzip der romantischen Dichtung ist ihm die Politik. Die Romantiker, meint er, seien wohl imstande gewesen, der deutschen Nation eine politische, kulturelle und literarische Renaissance zu schenken; aber der böse Minister Hardenberg hat alles verdorben, er hat verstanden, die Politiker von den Literaten zu trennen und alsdann die Anführer unschädlich zu machen. So ist er Schuld daran, dass diese herrliche Bewegung zum Schluss nur klägliche Ritterromane hervorbrachte. Wie die Politik das Grundprinzip der romantischen Dichtung, so ist die Sozialpolitik das des populationistisch-naturalistischen Dramas und die Wirtschaftspolitik das des liberal-naturalistischen Dramas gewesen. Von anderen Wahrheiten und Halbwahrheiten zu schweigen.

In einem Aufsatze „Recht und Dichtung“[97]) beschäftigt sich KOHLER mit zwei Broschüren des Staatsanwaltes Dr. E. WULFFEN, nämlich mit „Kriminalpsychologie und Psychopathologie in Schillers Räubern“[98]) und „Ibsens Nora vor dem Strafrichter und Psychiater“[99]). Er weist den Versuch, Schillers Räuber psychopathisch und dementsprechend auch ästhetisch zu rechtfertigen, ab und sieht in Karl und Franz Moor seelisch unmögliche Charaktere. Er schiesst dabei zum mindesten ebensosehr übers Ziel wie der von ihm angegriffene Verfasser. Besonders Ibsen gegenüber zeigt sich sein geringes ästhetisches Verständnis. Er meint, das Puppenheim sei trotz aller unendlichen Kunst des Dichters ästhetisch verfehlt. Billigten wir allerdings die Tat der Nora, dann wäre das Problem gelöst und der Kreis des Dramas geschlossen. Wir wären befriedigt und fänden das Ende den Voraussetzungen entsprechend, auf die das Kunstwerk gebaut ist. So hätten wir in Nora nur eine pflichtvergessene Frau mehr, und wir wären dramatisch nur dann befriedigt, wenn die vorhandenen seelischen Unzuträglichkeiten durch eine hochsittliche Tat getilgt würden. Dass das sittliche Problem . der Nora mit der Anklage wegen Pflichtvergessenheit nicht abgetan ist, kann hier natürlich nicht weiter dargelegt werden.

Gattungen der Dichtung. Drama. In einem Aufsatze „Intorno al Teatro“[100]) polemisiert GINO GALLETTI gegen eine Auffassung vom Drama, welche sein Landsmann Capuana in seinen Buche „Il teatro italiano contemporaneo“ (1872) vertreten hatte. Capuana hatte behauptet, in der Geschichte der dramatischen Literatur sei zu suchen und darzustellen vor allem *„la unità dell'organismo a traverso le forme apparenti e casuali“*. Nicht die griechische, englische, französische, italie-

---

96) Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte, her. v. Dr. Ludwig Stein, Heft 46, Bern 1906, 8°, 70 S. 97) DLZ. 1907, Sp. 453ff. 98) Halle a. S. 1907, Carl Marhold, 80 S. 99) Ebda. i. gleich. Jahre, 59 S. 100) Enthalten in dem Buche „Cenni e profili letterari, Lapi, Città di Castello 1906.

nische Tragödie, sondern die Tragödie, nicht die Komödie der verschiedenen Völker, sondern die Komödie sei zu erkennen. Mit vollem Recht wendet sich Galletti gegen diese absolute Forderung. Aber er geht dann seinerseits zu weit, wenn er unter Berufung auf Taines Wort von der Gleichheit der Sitten- und Geistesverfassung für Künstler und Publikum behauptet, die Mission des Dichters sei „*di rappresentare, con sembianze di verità, le cose e le persone da lui vedute e sentite nella vita di tutti i giorni, nella società, della quale egli è parte*". Heimkehr einer geliebten Person in das Haus, das sie erwartet, der sterbende Vater von seinen Kindern umgeben, das scheinen ihm würdige Gegenstände für die dramatische Darstellung zu sein. Mit dieser Forderung will er nichts anderes als das Drama dem Durchschnittsempfinden anpassen, es zum Spiegelbild alltäglicher Verhältnisse erniedrigen. Sah der eine im Drama nur den Begriff der Gattung, so will der andere das Kunstwerk durch bestimmte Inhaltsvorschriften einseitig in seiner Freiheit beschränken. Ähnliche Ansichten wie Galletti sie verträgt, leiten auch ETTORE DE MALDÈ bei seiner ablehnenden Kritik von d'Annunzios „La Figlia di Jorio"[100a]).

Der Anschauung Capuanas nähert sich PAUL ERNST, der in einem Aufsatz seines Buches „Der Weg zur Form"[101]) die Ansicht vertritt, dass die einzige, gleichzeitig allgemein menschliche und künstlerisch vollkommene Fassung des tragischen Problems die sei, welche die Griechen gefunden hätten. Die Fassungen der Neueren wären teils durch die Zeitanschauungen bestimmt und setzten daher die Tragödie dem Schicksal des Veraltens aus, teils wären sie künstlerisch unvollkommen. Auch da ist wieder in ganz ungerechtfertigter Weise ein Begriff der Tragödie als allgemeingültiges Muster für alles Schaffen festgesetzt und einer bedeutsamen Form zuliebe die künstlerischen Bestrebungen und Taten ungezählter Dichter aller Zeiten und Orte von vornherein als minderwertig gestempelt. Es ist das eine sehr oberflächliche Geschichtsbetrachtung, die aber dem höchst achtbaren Verfasser, der sich aus eigener Kraft aus begrenzten Verhältnissen unter mancherlei Schwierigkeiten in die Höhe gearbeitet hat, nicht allzu sehr angerechnet werden soll. Er vertritt in seinem Buche im allgemeinen sehr ansprechende, von idealsten Empfindungen eingegebene Überzeugungen. Nur ist er nicht immer sehr konsequent in seinen Ausführungen. Mit seiner Behauptung von der einzigen allgemein menschlichen Fassung des tragischen Problems der Griechen verträgt sich z. B. nicht die an anderer Stelle vertretene Meinung, die Antigone sei durchaus aus der griechischen Anschauung und aus einem Schicksalsbegriff zu erklären, der uns heute vollkommen fremd sei; verträgt sich nicht die Überzeugung, die Voraussetzungen des Ödipus seien läppisch und der pathetische Ausruf: „Wir müssen einen anderen Begriff des Tragischen haben, wie ein so elendes und jämmerliches Volk wie die Athener um Vierhundert".

Dass ein allzu bereitwilliges Kopieren zeitgenössischer Stimmung und Verhältnisse auf dem Theater das Kunstwerk herabzieht, bedarf keiner

---

100a) Enthalten in der Sammlung Saggi critici di Letteratura ad Arte. Parma, Ital. Tipografico Alfonso Zerbini 1906, 8°, 118 S. 101) Ästhetische Abhandlungen, vornehmlich zur Tragödie und Novelle, Berlin, Julius Bard, 1906, 219 S.



besonderen Erwähnung. Was die Bedeutung des Kunstwerkes gewährleistet, ist neben der eigentlichen künstlerischen Vollendung sein Zusammenhang mit den geheimsten und stärksten inneren Bewegungen der Kultur, innerhalb der es entsteht, der Zusammenhang mit dem Empfinden von Wenigen, welche die geistige Elite ihres Volkes ausmachen. Neben solchen höchsten Kunstwerken haben dann aber auch solche ihren Wert, die in stärkerem Masse den Stempel ihrer Zeit tragen, Werke, die in der Entwicklungsgeschichte der Kunst und Kultur oft einen hervorragenden Platz einnehmen, weil in ihnen das Ringen und Arbeiten ihrer Zeit, die Phasen des Auf und Nieder, das Wogen der allgemeinen Empfindungen und Begehrungen zu einem sichtbaren, wenn auch künstlerisch meist weniger vollkommenen Ausdruck gelangen. Von solchen Werken handelt Doumic in einem Aufsatz „Le théâtre déliquescent"[102]), in dem er bemerkt, dass ganz notwendigerweise die moderne Unruhe, die Geneigtheit zu allerlei Bizarritäten, die nervöse Zerflossenheit einen Widerhall auf dem Theater finden mussten.

Dass wegen allzu breiten Eingehens mancher Autoren auf die gröberen Masseninstinkte das Theater vielfach zu einem Befriedigungsmittel für das rohere Unterhaltungsbedürfnis geworden ist, lässt sich nicht leugnen. An Klagen über Verfall, Hoffnung auf bessere Zeiten, Ratschlägen und Versuchen zu einer Erneuerung fehlt es nicht. So klagt Ricciotto Canudo in einem aus guten Gedanken und schönen Phrasen seltsam zusammengesetzten Aufsatz über „Décadence et Résurrection de l'esprit théâtral"[103]), dass bisher in der Geschichte des abendländischen Geistes nicht die der christlichen Zivilisation angemessene Tragödie zu finden sei. Er fordert, dass die typische Tragödie des Occidents einige Szenen des Hamlet mit einigen Szenen des Faust vereinigen müsse und gibt der Hoffnung Ausdruck, dass das Theater mehr und mehr danach strebe, ein Tempel zu werden, um in seiner vollkommensten Form das ewige religiöse Bedürfnis der Menschheit zu befriedigen. Wenn Canudo von Befriedigung des religiösen Bedürfnisses spricht, so spricht er als Ästhet. Als Anhänger des katholischen Glaubens dagegen spricht Dr. jur. Richard von Kralik, wenn er in einem höchst dilettantischen, konfessionell-befangenen Vortrag „Das Drama"[104]) zum Schluss seiner Hoffnung auf ein neues Theater u. a. folgendermassen Ausdruck gibt: „Das Theater ist also eine Sache des öffentlichen Wohles, des Staates und der Kirche, nicht eine Sache des Kunsthandels ... Die Bühne soll nicht eine banale Menge vereinigen, sondern die Nation, das organisierte Volk. Sie soll ein Volksparlament, eine Volkstribüne sein, eine Generalversammlung, wo all das ästhetisch, das heisst sinnfällig behandelt und vorgestellt wird, was sonst der Redner und Prediger dem Verstand und Willen vorstellt". Es soll, wenn es nach Herrn von Kralik ginge, dem Volke die Bedeutung der Feste, des Weihnachts-, Oster- und Pfingstfestes, des Fronleichnamsfestes, der historischen und staatlichen Gedenktage vorgeführt werden.

Gabriel Boissy sieht in dem sich immer mehr entwickelnden Theater im Freien[104a]) die Morgenröte einer neuen dramatischen Kunst.

---

102) RDM. 15.XII.1906. 103) Mercure de France 15.I.1906. 104) Gottesminne, Monatsschrift für religiöse Dichtkunst, Januar 1907. 104a) Les Spectacles de Plein-Air et le Peuple, Mercure de France, 1.II.1907.

Er spricht über die zum Teil von grossem Erfolge gekrönten Versuche, die man in Frankreich gemacht hat, solche Naturtheater einzurichten und erörtert die Fragen, die für die Weiterausgestaltung solcher Aufführungen in Paris und den Provinzen sich ergeben.

Was dem deutschen Drama fehlt und nottut, was überhaupt die Aufgabe des neuen Dramas sei, setzt in einer kleinen Schrift ERNST VON WILDENBRUCH [105]) auseinander. Es ist begreiflich, dass er das Heil in einem kraftvollen, historischen, nationalen Drama erblickt, indem er Historie auch als innere Kulturgeschichte gefasst wissen will. Das Drama soll in Zusammenhang mit den tiefsten Instinkten des deutschen Volkes bleiben, es soll durch Vorführung grosser Menschenschiksale die Menschen immer wieder über Not und Last des Alltags hinwegheben. Wildenbruch wendet sich gegen die heute übliche Beurteilung dramatischer Dichtungen nach dem Stimmungsgehalt, der aus dem Werke spreche, statt dass man das Mass von Seelenkraft in ihm zum Ausgangspunkt der Beurteilung mache. Sehr bedauerlich ist die in diesem Zusammenhang zutage tretende Missachtung von Ibsen, dem gegenüber er Björnson als den bedeutenderen Dichter feiert. Dass das historische Drama heute wenig gepflegt und geschätzt wird, ist bedauerlich, dass es wieder auferstände, wäre zu wünschen, aber dass es allein berufen sei unser Drama wieder zu erheben, muss bezweifelt werden.

Die Schriften von KARL HAGEMANN „Aufgaben des modernen Theaters“ [106]), sowie von PEKELMANN „Lessing und das Theater der Gegenwart“ [107]) waren mir nicht zugänglich.

Über das „Verhältnis der Schauspielkunst zum Drama“ [108]) orakelt in einer mit dem absonderlichen Untertitel „Eine Feldmesserarbeit“ versehenen Schrift ARTHUR ROTHENBERG-MENS. Von dem unzweifelhaft richtigen Grundgedanken ausgehend, dass zur Verkörperung des Dichterwerkes Einheit von Wort und Gestus nötig sei, verliert er sich bald in konfusen Tiefsinn und phrasenhafte Unverständlichkeit. Er bringt Sätze zustande wie diesen: „jede Charakterentwicklung ist bei Shakespeare ein Rhythmus des symbolischen Grundgestus“. Oder wie diesen: „Naturlaute, an sich schon stilisierte Äusserungen des kosmischen Lebens, des grossen Pan, einzufangen ist auch das Ideal der Schauspielkunst. Ihr tiefster Naturlaut ist aber die wortlose Raumphantasie, die bei freiem schöpferischem Vermögen des Schauspielers die plastisch-rhythmische Gesetzmässigkeit der Menschenseele offenbart.“

Die verschiedenen Versuche und Bestrebungen seit Ausgang des 18. Jahrhunderts die Poesie durch Tonkunst zu unterstützen, bespricht EDGAR ISTEL in einem Aufsatz über „Schauspielmusik“ [109]). In der modernen Schauspielmusik sieht er die Gefahr eines Überwucherns der Musik nicht vermieden.

Für die Aufklärung der Geschichte des Dramas im zu Ende gehenden Altertum und im Mittelalter leistet gute Dienste ein Buch von JOSEPH

---

105) Das deutsche Drama, s. Entwicklung u. s. gegenwärtiger Stand, Leipzig 1906. Verlag f. Literatur, Kunst u. Musik, 8°, 49 S. 106) Berlin u. Leipzig, Schuster u. Löffler 8°, 100 S. 107) Czernowitz, 46 S. 108) Leipzig 1906. Verlag v. Poeschel und Kippenberg 8°, 47 S. 109) LE. 1. VI. 1907.

S. TUNISON „Dramatic traditions of the dark ages“[110]). Nicht eine Geschichte des Dramas in jener Zeit will der Verfasser geben, sondern eine Darstellung der Faktoren, welche den Prozess der Übertragung theatralischer Neigungen und Tendenzen vom Osten zum Westen, von alter zu neuer Zeit bezeichnen. In den Kapiteln Traditions due to the war between Church and Theater — Traditions of dramatic impulsions in Religion — Eastern traditions and western development — Traditions by way of ancient and mediaeval Italy führt er seine interessante Aufgabe durch. Eine Geschichte der italienischen Tragödie gibt EMILIO BERTANA in dem Buche „La Tragedia“[111]). MARCEL DIEULAFOY veröffentlicht unter dem Titel „Le Théâtre édifiant“[112]) seine französischen Übersetzungen von je einem Drama von Cervantes, Tirso da Molina und Calderon. Eine gute Einleitung orientiert über das religiöse Drama in Spanien. Nicht zugänglich waren mir die Arbeiten von JOS. ORESTE MORANDAFRASCA „La comédie à travers les siècles jusqu'à Molière“[113]), von H. C. LANCASTER „The French tragi-comedy, its origin and development from 1552—1628“[114]) und von CHERVET „Les origines de l'opéra comique“[115]).

„Dramaturgische Probleme im Sturm und Drang“[116]) in Anlehnung besonders an die Rede „Anmerkungen übers Theater“ von J. M. Reinhold Lenz behandelt in einer mit Wärme geschriebenen, gediegenen Schrift Dr. GUSTAV KECKEIS. Was Dramenstil und Technik angeht, so sei hingewiesen auf die mir unbekannt gebliebenen Arbeiten von UGO SCOTI-BERTINELLI „Sullo stile delle commedie in prosa di Giovan Maria Cecchi“[117]) und von UMBERTO RENDA „Il Torrismondo di T. Tasso e la tecnica tragica nel Cinquecento“[118]).

ALBERT LUDWIG setzt seine vergleichenden Studien zu Calderons Technik[119]), besonders in seinen geistlichen Dramen fort. Er bespricht besonders den Aufbau der Handlung und setzt auseinander, dass Calderon besonders Stoffe mit verwickelter Vorfabel und novellistischer Handlung, die einen eigentlichen dramatischen Konflikt sehr erschwert, liebt; dass er mit Ort und Zeit sehr frei umgeht, sehr ausführlich exponiert, während er die steigende Handlung verhältnismässig flüchtig behandelt und durch reichliche Episoden aufhält. Der Höhepunkt liegt hinter der Mitte des Dramas, die sinkende Handlung ist der geschlossenste Teil, manchmal stellt er erst das eigentliche Drama dar. Der Ausgang ist glücklich, und nicht immer das logische Resultat der gesamten dramatischen Handlung. Eine besondere Eigentümlichkeit der zeitlichen Dramen ist die wenig einheitliche Handlung, die den eigentlichen Konflikt nicht darstellbar macht, da sie ihn in das übersinnliche Gebiet verlegt und ihn dann durch eine Nebenhandlung fast verbirgt. Ludwigs exakte Unter-

---

110) Chicago, The University of Chicago Press, 1907, 8°, XVIII + 350 S. **111**) Milano, F. Vallardi s. a. [1906], mir nicht zugänglich. Cf. Besprechung GSLIt. t. 50, p. 435 ff. **112**) Paris, Blond et Cie. 1907, 8°, 352 S. **113**) Modice, G. Maltese 8°, 54 S. **114**) Dissertation der John Hopkins Univ. Baltimore 8°, XXIV + 189 S. **115**) Nouvelle Revue t 41, p. 41—55. **116**) Untersuchungen zur neueren Sprach- u. Literaturgeschichte her v. Prof Dr Oskar F. Walzel, 11. Heft. Bern 1907, 8°, 134 S. **117**) Città di Castello 1906, S. Lapi. **118**) Teramo 1906, Estratto dalla Rivista Abruzzese. **119**) StVglL. 1906, p. 41 ff.

suchungen gewähren einen sehr guten Einblick in die dramatische Technik Calderons. Hoffentlich setzt er sie fort.

Zu der Geschichte des Bühnenspiels im Mittelalter liegt ein wertvoller Beitrag vor in GUSTAVE COHEN' „Histoire de la mise en scène dans le théâtre religieux français du moyen-âge"[120]). Weniger zu loben, besonders auch wegen seiner geringen Selbständigkeit, wenigstens in den älteren Teilen ist das Buch von L. V. GOFFLOT „Le théâtre au Collège, du moyen-âge à nos jours"[121]).

Roman. Vom Kulturwert des Romans[122]) spricht HEINRICH HART. Er findet, dass unsere heutigen Ideen und Empfindungen in ihrem Wachstum durch die jahrhundertlange Romanlektüre wesentlich mitbestimmt worden sind, und hat sicher Recht, wenn er dem Roman eine so grosse kulturelle Bedeutung zuerkennt, mag auch Dilettantismus und geschäftsmässiges Schreiberwesen auf seinem Gebiet sich besonders breit machen. Ihn ohne weiteres als „Halbkunst" zu bezeichnen, weil ihm der Weg zur Form fehle, wie PAUL ERNST in seinem bereits an anderer Stelle angeführten Buche tut, geht nicht an. Ebenso wie jede andere Kunst ist auch der Roman der Gefahr der Verflachung, der Formlosigkeit ausgesetzt. Wie sehr der Roman mit der Kultur verwachsen ist, wie in ihm Stimmungen der Zeit, auftauchende und sich ausbreitende, ihren Ausdruck finden, zeigt in schönster Weise das Buch von MAX VON WALDBERG „Der empfindsame Roman in Frankreich"[123]). Waldberg behandelt in dem bisher erschienenen ersten Teil seines Werkes eine Reihe von Romanen besonders aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, weist die in ihnen enthaltenen empfindsamen und künstlerischen Elemente auf, immer in innigem Zusammenhang mit gleichzeitigen anderen Äusserungen des Empfindungslebens der Zeit. Er hat ein bisher ziemlich vernachlässigtes Gebiet mit feinem Spürsinn durchgearbeitet und uns nahegebracht. Eine früher einsetzende und demgemäss mehr historische Bearbeitung des interessanten Themas wäre zu wünschen gewesen. Es sei verwiesen auf die ausführlichere Würdigung des Werkes durch den Berichterstatter.

Für das Verständnis des modernen naturalistischen Romans, wie ihn Zola zu seiner Vollendung erhoben hat, bringt einen sehr schätzenswerten Beitrag das auf Grund von Zolas handschriftlichen Notizen, Dokumenten und Entwürfen abgefasste Buch von HENRI MASSIS „Comment Emile Zola composait ses romans"[124]). Der Wert der Arbeit liegt vor allen Dingen in der Tatsache, dass sie auf das Deutlichste sehen lässt, wie abhängig Zola von seiner einmal als Ausgangspunkt genommenen Theorie war, mit welch leidenschaftlicher Gewissenhaftigkeit er die Dokumente, d. h. die seiner Überzeugung nach wissenschaftlich unumstösslich richtigen Belege für die Darstellung seiner Menschenschicksale zusammentrug und mit welcher künstlerischen Überlegung er bei der endlichen Ausarbeitung seiner Romane zu Werke ging. Die Achtung vor dem

---

120) Paris, Champion 1906. 121) Ebda. 1907. 122) Im Tag. Zitiert nach LE. t VIII, Sp 1151/52. Dort auch Referat über MAX LESSER' Auslassungen über d. Wert d. Romans im N. Wiener Tagblatt. 123) Strassburg u. Berlin, Karl Trübner 1906, 8°, XIII + 489 S. Cf. ZFSL. t. XXXI² p. 46ff. 124) Paris 1906, Charpentier, XII+346 S.



künstlerischen Schaffen Zolas, das man häufig zu gering angeschlagen hat, wird durch die Lektüre seiner zahllosen Aufzeichnungen, durch den so gewonnenen Einblick in die Werkstatt seiner Kunst bedeutend erhöht.

Eine Arbeit über den historischen Roman in Italien von G. AGNOLI „Gli albori del romanzo storico in Italia e i primi imitatori di Walter Scott"[125]) sei erwähnt, wie auch, dass GIUSEPPE DI NAPOLI in der Schrift „Discorsi intorno ad alcuni generi letterarii"[126]) Erwägungen darüber anstellt, ob denn wirklich unsere Zeit nicht mehr imstande sein solle, ein Epos oder historische Romane und Dramen hervorzubringen. Er ist sehr optimistisch, meint, das moralische und intellektuelle Klima der Zeit sei dem Epos sehr günstig, es sei sogar ein gewisses episches Bedürfnis vorhanden; der Dichter sei doch *„un sereno pittore della natura e della bellezza"*, und somit sei die Möglichkeit einer neuen epischen Dichtung gegeben (?).

Lyrik. Ein wertvolles Zeugnis für den engen Zusammenhang zwischen Lyrik und Musik im Mittelalter bringt der auf dem Gebiet der Musikwissenschaft rühmlichst bekannte Forscher PIERRE AUBRY herbei in seiner prächtigen Veröffentlichung „Les plus anciens monuments de la musique française"[127]). Für die Benutzung des Werkes sei auf die ausführliche und sachkundige Besprechung von G. Schläger hingewiesen. Die Zusammengehörigkeit von Dichtung und Musik illustriert auch ein von SANTORRE BEBENEDETTI veröffentlichter „Trattatello del secolo XIV sopra la poesia musicale[128]). Besonders interessant in diesem Traktat ist die Unterscheidung von Ballade und Sonnet. Es heisst: „Ballade sunt verba applicata sonis. Soni sive sonetti sunt verba applicata solum uni sono; Ballade volunt esse de tempore perfecto. Soni possunt fieri de qualicumque tempore volueris". Über den Ursprung der Canzonette und ihre Anwendung besonders durch Chiabrera und Rinuccini handelt CLEMENTINA MONETI in ihrer Schrift „La Canzonetta"[129]).

In einem Aufsatz „Professor Child and the Ballad"[130]) unternimmt es Walter Morris Hart die Ansichten Childs vom Wesen der Ballade zusammenzustellen. Es ist von Interesse, seine Ergebnisse zusammenzustellen mit den Äusserungen des Balladendichters BÖRRIES, FREIHERRN VON MÜNCHHAUSEN über die Ballade im allgemeinen und seine eigene Balladendichtung im besonderen[131]).

Stark lyrischen Charakter trägt heute das musikalische Oratorium, dessen Geschichte in Italien GUIDO PASQUETTI in einem sehr fleissigen und wertvollen Buche geschrieben hat, das den Titel trägt „L'Oratorio musicale in Italia; storia critico-letteraria[132]). Er zeigt, dass das älteste Element des Oratoriums in der Liturgie enthalten, also epischer Art ist und dass sich dieses epische Element sehr bald mit der Lyrik der Hymnen und dramatischer Dialogführung mischte. Definitive Gestalt erlangte das

125) Piacenza 1906, tip. Favari, 8°, 196 S. Enthält auch einen Brief des Dichters MARIO RAPISARDI über das Epos. 126) Caltanissetta 1907, Stab Tip. Panfilo Castaldi-Petrantoni 4°, 62 S. 127) Paris 1905, Welter 4°, 30 fr. 23 Seiten Text, 24 Tafeln Lichtdruck mit ebensoviel Seiten Übertragung. Cf LBLGRPh. 1907, Sp. 104 ff. 128) Estratto dagli Studî medievali. vol. II, fasc I. Bergamo 1906, 8°, 28 S. 129) Roma 1907, tip. Artigianelli 130) PMLA. 1906 131) Deutsche Monatsschrift, Oktober-Dezember 1906. 132) Firenze, 1906, Successori Le Monnier, 8°, XXIII + 505 S, 5 l. Cf. Besprechung in GSLIt. 1907, p. 434 ff.

Oratorium im 16. Jahrhundert durch die Initiative von Gaetano Tiene und Filippo Neri. Heute ist durch den grossen Erfolg von Perosi das Interesse von neuem für das Oratorium geweckt worden.

Autobiographie. Zwar nicht der Form nach, aber ihrem Inhalte nach kann man die Autobiographie als eine besondere literarische Gattung bezeichnen. Sie ist als ein literarisches Kunstmittel, das ebenso wie ein lyrisches Gedicht etwa auf dem Grunde menschlicher Uranlagen und Bedürfnisse ruht, anzusehen. „Keine Form fast ist ihr fremd. Gebet, Selbstgespräch und Tatenbericht, fingierte Gerichtsrede oder rhetorische Deklamation, wissenschaftlich oder künstlerisch beschreibende Charakteristik, Lyrik und Beichte und literarisches Porträt, Familienchronik und höfische Memoiren, Geschichterzählung rein stofflich, pragmatisch, entwicklungsgeschichtlich oder romanhaft, Roman und Biographie in ihren verschiedenen Arten, Epos selbst und Drama — in all diesen Formen hat die Autobiographie sich bewegt". So bezeichnet die reiche Gestaltungsfähigkeit der Autobiographie GEORG MISCH, der den gewaltigen Versuch unternommen hat eine Geschichte der Autobiographie zu schreiben, ein Unternehmen, von dem bisher der erste Band, das Altertum umfassend, vorliegt[133]). Wenn die Arbeit einmal abgeschlossen sein wird, so werden wir einen wertvollen Einblick mehr in die allgemeine Geistesgeschichte der Völker, in die Geschichte „der europäischen Selbstbesinnung" erhalten. Der erste Band, ein Muster tiefdringender geistesgeschichtlicher Darstellung, behandelt nach einer Einleitung über den Begriff der autobiographischen Gattung und über ihre Formen bei den Völkern des alten Orients die Entwicklung der Autobiographie in der hellenischen und attischen Epoche, die Autobiographie in der hellenistischen und hellenistisch-römischen Epoche und schliesslich die Blütezeit der Autobiographie im Ausgang des Altertums.

Eine Arbeit von JONE POMPEI „L'Autobiografia nel mediaevo e nella letteratura italiana"[134]), die vielleicht dem Historiker der Autobiographie von Nutzen sein kann, ist mir unbekannt geblieben.

In der zitierten Stelle rechnet Misch auch das literarische Porträt zur autobiographischen Gattung. Insofern, als es Selbstporträt ist, gehört es gewiss zu ihr. Das literarische Porträt in Frankreich im Zeitalter Richelieus und Mazarins[135]) unterzieht ARTHUR FRANZ in einer Leipziger Dissertation einer verständigen, freilich aus mehreren Gründen nicht vollständigen Untersuchung. Franz behandelt die Entwicklung des literarischen Porträts in der durch die Namen Richelieu und Mazarin beschränkten Zeit bis auf die die Porträtsammlung der Mlle de Montpensier und zwar „nach den verschiedenen literarischen, oder besser rhetorischen und technischen Mitteln die zur Hervorbringung eines literarischen Porträts verwendet werden". Den Fortschritt in dem psychischen Vermögen lässt er beiseite. Das ist recht schade. Hätte er dem innerlichen Gehalte der Porträts mehr Aufmerksamkeit zugewendet, so würde seine Arbeit, die so schon sich über das gewöhnliche Mass unserer Dissertationen erhebt, entschieden gewonnen haben.

---

133) Leipzig und Berlin 1907, B. G. Teubner, 8°, VII + 472 S., 8 M.
134) Macerata 1906, tip. Bianchini. 135) Berlin, Leipzig, Chemitz 1906, W. Gronau 8°, 57 S Dazu eine Beilage, Zitate enthaltend 32 S.

Märchen. FR. V. D. LEYEN beschliesst seine interessanten Ausführungen über die Entstehung des Märchens[136]). Er gelangt zu folgenden Ergebnissen: Die Märchenmotive lösen sich aus der Urzeit des Menschen, aus seinem Leben, aus seiner Natur, seinem Wahn und Aberglauben, aus seinen Träumen los. Die Heimat des Märchens ist daher in unserer Wirklichkeit und deren wahren und geträumten Erlebnissen zu suchen. Märchen finden sich bei allen Völkern, aber die Meister der Märchenerzählung waren die Inder. Deren Grösse und eigentliche Begabung war es, die Motive zur Geltung zu bringen und zusammenzusetzen. Sie bringen die Motive auch in engsten Zusammenhag mit dem Leben, sie behandeln sie ernsthaft, zeigen den Menschen im Kampfe mit den wunderbaren Gaben, die ihm verliehen werden. Die indische Erzählungskunst ist von keinem anderen Volke erreicht worden. Ihr Reichtum wurde ihnen aber auch zum Unsegen; denn er bewirkte, dass ihnen der Sinn für das Einfache abging und sie in Raffinement und Überladungssucht verfielen. Sehr geschickt bringt v. d. Leyen diese Entwicklung des Märchens durch die Inder mit dem besonderen Charakter dieses Volkes in Verbindung. Durch seine Ausführungen gelangt er zu einer Neubefestigung der Benfeyschen Theorie, die durch manche Übertreibung in Misskredit geraten war. Er kann sie z. T. wesentlich ergänzen, z. T. muss er sie einschränken. Er ergänzt sie, indem er nachweist, dass die Geschichte des Märchens weit über den Buddhismus hinaus reicht, da die Märchenmotive eben jedem Volke und der Urzeit der Menschen angehören; er schränkt sie ein durch die Feststellung, dass nicht alle abendländischen Märchen indischen Ursprungs sind, dass man nur dann bestimmt Indien als die Heimat eines Märchens annehmen kann, wenn man in ihm eine kunstvolle Art der Erzählung erkennt.

Zu FRIEDRICH PANZERS vortrefflichem Vortrag „Märchen, Sage und Dichtung“ [137]) gibt R. PETSCH ausführliche eigene Bemerkungen [138]). Die Ausführungen in E. SIECKES gutgemeintem Vortrag „Mythus, Sage, Märchen [139]) in ihren Beziehungen zur Gegenwart“ sind, wie man weiss, nicht immer unanfechtbar.

Fabel. Hier ist nur das Werk von CUVELIER „La Fontaine et Boileau sur le terrain de la fable“[140]) zu verzeichnen.

Satire. Die Arbeiten von ANZALONE „Su la poesia satirica in Francia e in Italia nel sec. XVI“[141]) und von GIUSEPPE LEANTI „La Sicilia nel secolo XVIII e la poesia satirico-burlesca“[142]) vol. I sind mir nicht zugänglich gewesen.

Ausdrucksmittel der Poesie. In einem ausführlichen Referat, betitelt „Die Grenzen beschreibender Dichtkunst“[143]) bespricht HUGO SPITZER die Arbeit von FRANK EGBERT BRYAN „On the Limits of descriptive writing apropos of Lessings Laocoon“[144]). Bryant wendet sich mit Argumenten, die er der Experimentalpsychologie entnimmt, gegen Lessings Aufstellungen und prüft ihre Haltbarkeit an exakten Versuchen.

---

136) ASNS Bd. 114—116. 137) München 1905, C. H. Beck 8°, 56 S. 138) ASNS. Bd 118, p. 414 ff. 139) Leipzig 1906, J. C. Hinrichsche Buchhandlung 8°, 29 S 140) Lille 1906, imp. Tallandier. 8°, 215 p. 141) Catania, Musameci 142) Noto 1907, tip. Zammit. 143) DL. 1907, Sp. 1541 ff. 144) Ann Arbor, Mich. 1906, 43 S. (cf. auch R. M. MEYER in ASNS. Bd. 117, p. 399.

Er stellt auch fest, dass Lessing sich zu Unrecht auf Homer berufen, dass Homer nämlich durchaus nicht die Beschreibung durch Aufzählung koexistierender Züge vermieden habe. Seine Ausführungen über „limitations and possibilities of description due to its instrument of expression" scheinen nach Spitzers Referat zu urteilen ziemlich pedantischer Art zu sein. Wo die Beschreibung ihre Grenzen hat, das durch Grenzbestimmungen a priori festzustellen, hat doch wohl keinen Wert. Die Grenzen liegen in der Wirkungsfähigkeit, d. h. in dem künstlerischen Vermögen und Takt des Autors. Wie er es macht, wie weit er gehen darf, müssen ihm Bedürfnisse des Augenblicks sagen, wird von seinen Kräften, seiner Macht bildlich zu wirken, Illusion zu erwecken, abhängig sein.

Einen sehr scharfsinnigen und anregenden Artikel hat Theodor Plüss über „Das Gleichnis in der erzählenden Dichtung"[145]) geschrieben. Er hat mit seinen Ausführungen tatsächlich ein interessantes Problem berührt und gefördert. Er stellt die allgemeine Anschauung „das epische Gleichnis sei seinem Wesen nach malerisch anschaulich und befriedige irgend welches Anschaulichkeitsbedürfnis" in Frage. Er hat erkannt, dass man bei Homer wie den besten Epikern unseres Jahrtausends auf Zwecklosigkeit oder gar Zweckwidrigkeit der Vergleichungen stösst, sobald man die Anschauungstheorie anwendet. Er versucht es daher mit einer anderen Theorie. Nach ihm drückt das dichterische Gleichnis nicht Anschauung, sondern Vorstellung aus. Die Vorstellung im Gleichnis wird hervorgerufen von einer empfindungsstarken Vorstellung des Hauptvorgangs, durch Assoziation. Der äussere Ausdruck einer assoziierten Vorstellung in Gleichnisform ist nicht bloss ein dekorativer, sondern ein innerlich notwendiger überall, wo jene allgemeine Vorstellung des Hauptvorgangs so stark empfunden wird, dass sie noch zu einem besonderen Ausdruck drängt. Mit anderen Worten, der Dichter wird zum Gleichnis gedrängt, weil ein von ihm erzählter Vorgang in seiner Vorstellung einen eigentümlichen, von ihm lebhaft empfundenen Charakter bekommt. In eigentlichen Worten vermag er diese empfindungsvolle Vorstellung nicht auszudrücken, es drängt sich ihm, vermöge unwillkürlicher Ideenassoziation die Erinnerung an einen Vorgang auf, in welchem sich für ihn jene Vorstellung besonders stark und lebendig ausdrückt. „Also Unausgesprochenes und Unaussprechliches mit Hilfe einer Art Symbol für sich und andere dennoch auszudrücken, ist der Zweck." Im Erwecken dieser Vorstellung und Empfindung von Unausprechlichem oder Unausgesprochenem im Leser oder Hörer beruht dann die eigentliche Wirkung des Gleichnisses, nicht in der Vorführung einer plastischen Realität. Die von Plüss gegebene Anregung verdient es wohl an der Hand zahlreicherer Beispiele nachgeprüft zu werden. Ohne weiteres finden übrigens auf Grund seiner Theorie alle die Gleichnisse ihre Erklärung, in denen ein Reales durch ein Geistiges der Empfindung näher gebracht werden soll. Da ist es offenbar, dass man nicht von erhöhter Anschaulichkeit, sondern eher von vertiefter Vorstellung sprechen kann.

„Das Spannende"[146]) als künstlerisches Ausdrucksmittel verteidigt Alexander v. Gleichen-Russwurm. Es wird oft für unkünstlerisch

---

145) In F 49 VDPS. (1907), p. 40ff **146**) LE. 1. II. 1906.

gehalten. Aber Gl.-R. macht darauf aufmerksam, dass kunstvoll gesteigerte Spannung die besten Werke der grössten Dichter ziere. In der Gegenwart werde das Spannende oft mit dem Verblüffenden verwechselt. Im höchsten Sinn gelungen und künstlerisch wirke das Spannende immer bei naiv-phantastischen Völkern. Mit diesem Hinweis ist aber auch schon angedeutet, wo die Gefahr in der Anwendung des Spannenden liegt. Die Anwendung des Spannenden ist dann zu verwerfen, wenn dadurch nur die Neugierde erregt wird, wenn das Interesse sich ausschliesslich auf die äusseren Vorgänge richtet, nur fieberhaft nach vorwärts gedrängt wird und keine Ruhe zum künstlerischen Betrachten und seelischen Miterleben mehr hat. Wieder ist der Takt des Dichters ausschlaggebender Faktor.

Über das Burleske handelt BRUNETIÈRE in einem Aufsatz „La Maladie du Burlesque“[147]). Er bezeichnet das Burleske als eine Art Travestie des Natürlichen und leitet es so aus derselben Quelle wie das Preziöse ab, aber er geht, wie H. SCHNEEGANS[148]) richtig bemerkt, zu weit, wenn er mit burlesk und preziös überhaupt alle literarischen Tendenzen identifiziert, die vom Natürlichen nichts wissen wollen und in der Ausnahme von der Regel ihre Hauptbefriedigung suchen. Das Preziöse z. B. hat einen ganz entschiedenen Hang zum Regelmässigen, es will das Aparte zum Normalen machen.

Das Wesen des modernen Grotesken[149]) seinem innersten Trieb nach untersucht KARL SCHEFFLER. Er findet, dass in ihm „ein allgemeines Streben zum Schönen sich seiner selbst bewusst werden will“. Jede Schönheit, so sagt er, stammt aus dem Grotesken, d. h. aus dem Drang des Geistes, das Hässliche zu überwinden, indem dieses erhöht und in irgendeiner Weise mit dem Ewigkeitsgedanken in Verbindung gebracht wird. Es soll nicht geleugnet werden, dass ein dunkler Drang zum Schönen sich grotesk äussern kann, aber das Wesen des Grotesken wird durch diese mehr unbewusste Hervorbringung vom Grotesken nicht erschöpft. Das Groteske kommt aber auch durch bewusstes, urwüchsiges, phantastisches Gestalten zutage, durch übermütige, vulgär-derbe, gewollte Durcheinandermengung des Lächerlichen mit dem Bedeutenden, es stellt Verzerrung und Übertreibung mit der ausgesprochenen Absicht Gelächter zu erregen dar. Aber es ist möglich, dass das moderne Groteske mehr in jenem tieferen, leidvolleren Sinne zu verstehen ist, wie Scheffler in seinem gedankenreichen, aber doch hier und da paradoxal gehaltenen Aufsatz es haben will.

Die makaronische Poesie ist im wesentlichen Ausdrukspoesie, d. h. ihr Charakteristikum besteht vorzugsweise in der Art und Weise der absonderlichen Mittel, welche sie verwendet. Darum sei hier erwähnt, dass G. FABRIS ein Gedicht, welches er für das älteste seiner Art hält, veröffentlicht hat[150]). Mehr durch den Inhalt, aber zum grossen Teil doch auch durch eine spezielle Formgebung in ihrer Eigenart bestimmt ist die spanische poesia matonesca[151]), wie sie in einer Anzahl von

147) In der Sammlung „Etudes critiques sur l'histoire de la littérature française“ 8. série Paris, Hachette 1907. 148) ZFSL. Bd. XXXII², p. 146f. 149) Die neue Rundschau, Juli 1906. 150) Il più antico documento di poesia macaronica. La Tosontea di Corado edita e illustrata. Venezia, Ferrari 1906, Estratto dagli AIV., t. 65, P. 2. 151) „Poesia Matonesca“ in Revue hispanique t. XV, p. 387—452.

Romanzen, die durch volkstümliche Ritter- und Schelmendichtung beeinflusst sind, zutage tritt. Ihre Eigenart, Herkunft, Tendenzen untersucht RAFAEL SABILLAS in einem zu klaren Ergebnissen gelangenden Aufsatze.

Motive in der Dichtung. Die Motivforschung auf dem Gebiete der Literatur, die Einsicht in die nach Zeit und Ort und manche anderen Verhältnisse bedingte Wahl von Motiven, in ihr Auftreten und Verschwinden, in die Art ihrer Behandlung, in ihre Auffassung und Bedeutung, kann zu interessanten Erkenntnissen von poetischem Geschmack und literarischer Kultur führen. Einige Veröffentlichungen über solche poetische Motive liegen aus den beiden Berichtsjahren vor; sie seien wenigstens dem Titel nach genannt. Der Mangel an Zeit verbietet dem Berichterstatter leider, ausführlicher auf sie einzugehen. Es sind zum grossen Teil italienische Arbeiten, wie der Aufsatz „Uccelli in poesia e in leggenda" in dem schönen Buche „Trovatori e Poeti"[152]) von PAOLO SAVJ LOPEZ. „L'Oro nella poesia, nell'arte e nella vita" in GALLETTI's bereits erwähntem Buch „Cenni e profili"[135]). Die Schrift „La Madonna nella Letteratura italiana"[154]), erster Teil, von den Anfängen bis zur Renaissance, von G. ALLESSANDRO ROSSO. Das Schriftchen „Il primo Maggio nella letteratura"[15]) von G. STIAVELLI. Keine Abhandlung, sondern ein bibliographischer Versuch ist die Arbeit von HUGUES VAGANAY „Le Rosaire dans la poésie"[156]).

Bis zu einem gewissen Grad kann in diese Abteilung gerechnet werden das in seiner Art einzige, auf umfassenden Forschungen beruhende, mit grosser Liebe, Sachkenntnis und feinem literarischem Verständnis durchgeführte Werk von EDUARD STEMPLINGER „Das Fortleben der Horazischen Lyrik seit der Renaissance"[157]). Horaz ist so ein Gemeingut der lyrischen Sprache geworden, dass seine Dichtung wie ein einziges grosses, immer wieder aufgenommenes und variiertes Motiv aufgefasst werden kann. Der vielbelesene Verfasser sei auf eine Veröffentlichung hingewiesen, die ihm entgangen ist: „Libre version des Odes et des Epodes d'Horace commencée à l'âge de LXXX ans et finie en deux mois par P. de Marcassus (Paris 1664, 8⁰)".

Stilistik. Die Stilistik gehört untrennbar zur Poetik. Die Poetik soll das Kunstwerk verstehen lehren, wie dürfte sie da die Durchdringung des Stils, der das Kunstwerk macht, vernachlässigen.

Nach WACKERNAGEL hat sich die Stilistik nur mit der objektiven Seite des Stils zu befassen. Ihre Sache ist das Auffinden und Erörtern allgemeiner Gesetze, denen die sprachliche Darstellung aller Völker und Zeiten unterliegt. Diese allgemeinen Gesetze liegen da (so drückt sich Wackernagel ziemlich vage aus), wo der Stil nicht durch die wechselnde geistige Persönlichkeit der einzelnen Darstellungen, sondern durch etwas überall Gleichartiges, durch Inhalt und Zweck bedingt ist. Mit dem subjektiven Stil des einzelnen Autors habe sich die Stilistik nicht zu befassen. Sie tut es aber in der Praxis oft genug, indem sie gerade den Einzelstil mit Hilfe der von ihr aufgestellten Formeln, Begriffe und Gesetze zer-

---

152) Milano 1906, Remo Sandron 8⁰, 245 S. 153) Città di Castello 1906, S. Lapi. 154) Roma 1906, Tipografia Artigianelli S Giuseppe, 72 S. 155) Roma 1906, Luigi Mongini, 61 S. 156) Macon 1907, Protat frères, 56 S. 157) Leipzig 1906, B. G. Teubner. 8⁰ XVIII + 476 S.

gliedert und so zu charakterisieren glaubt. Wackernagel unterscheidet je nach der bei der Schöpfung des Inhalts tätigen Lebenskraft drei Hauptgattungen des Stils mit drei charakteristischen Haupteigenschaften; nämlich den Stil des Verstandes, dessen Eigenschaft die Deutlichkeit, den Stil der Einbildung, dessen Eigenschaft die Anschaulichkeit, den Stil des Gefühls, dessen Eigenschaft die Leidenschaftlichkeit sei. Der Stil der Poesie ist der Stil der Einbildung. Der Stil der Prosa ist der des Verstandes. Der Stil des Gefühls tritt in der Lyrik und in der Rede zutage.

Derartige schematische Anschauungen und Definitionen haben mit der Wirklichkeit nichts zu tun. Der Stil ist stets durch die wechselnde geistige Persönlichkeit bestimmt. Es gibt keine objektive Seite des Stils. Wer Stilkunde treiben will, hat sich mit den einzelnen Persönlichkeiten und ihren Stilformen abzugeben; er kann vergleichen, aber er darf nicht von sogenannten Stilgesetzen ausgehen und fragen, wie verhält sich der Stil dieses oder jenen Autors zu diesen oder jenen allgemeinen Gesetzen. Es gibt keine Eigenschaften des Stils nach künstlich konstruierten Hauptgattungen der Poesie oder des Stils. Es gibt keinen Stil des Dramas, des Epos, der Prosa, der Lyrik, der Rede. „Stil ist individueller geistiger Ausdruck“ sagt Vossler in seinem Buche „Positivismus und Idealismus in der Sprachwissenschaft“. So viel Individuen, so viele Stile! Stilkunde ist demnach der Versuch in die unendliche Mannigfaltigkeit der künstlerischen Formgebung einzudringen. Wahre Stilkunde ist abhängig von der Erkenntnis, dass alles künstlerische Schaffen Formgebung ist. Ich schliesse mich in dieser Auffassung durchaus der uns von Benedetto Croce gewordenen, auch von Vossler übernommenen ästhetischen Auffassung an, nach der kein Gegensatz zwischen Form und Inhalt bestehe, und dass eben, wie sich Mario Rossi in seiner Schrift „Contro la stilistica“[158]) ausdrückt, die Wirklichkeit beginnt mit der Formgebung der „*massa aforma delle impressioni*“. Die Masse der Eindrücke liegt da für jedermann, die künstlerische Tätigkeit äussert sich zunächst in der ganz besonderen Reizsamkeit diesen Eindrücken gegenüber als der Anfang des Gestaltens und sodann in der fortschreitenden Formgebung der mit jener Reizsamkeit geschauten, gefühlten, aufgenommenen Eindrücke. Dieses künstlerisch-ordnende Schaffen aber, das Stilisieren des Formlosen zur Form macht den Stil, ist Stil. Stil ist somit Tätigkeit und Ergebnis, Formgebung und vollendete Form. *Stile è la forma, l'attività espressiva, cioè tutta l'opera d'arte,* sagt im Anschluss an B. Croce Mario Rossi in seiner erwähnten, gegen die schematisierende Stilistik polemisierenden Schrift. Eindringen in den Stil eines Kunstwerkes bedeutet demnach soviel wie das Werk in seiner Gesamtheit begreifen. Begreifen, wie aus dem ursprünglichen Chaos, aus den dem Künstler zur Verfügung stehenden Mitteln das Bild, die Form geworden ist. Stilerkenntnis, gleichbedeutend mit höchster Kritik, ist in diesem Sinne nach Vosslers Ausdruck „bewusste Neuschöpfung oder Reproduktion des inneren Prozesses, der zum Kunstwerk geführt hat.“ Bedingung für das Verständnis dieser Erklärung vom Stil ist die richtige Auffassung des Begriffes „Form“. Form nichts Äusserliches, nicht Gegensatz von Inhalt, sondern Form und Inhalt eine Einheit,

---

158) Firenze 1906, Bernardo Seeber 8°, 32 S., L. 150.

die durch die künstlerische Gestaltung des vorhandenen Stoffes gewordene, ausdrucksvolle Einheit. Dieser Stil, diese Form des Kunstwerkes, das Kunstwerk selbst kann genossen und verstanden werden nur durch das Miterleben, das Neuerleben, das ahnende Begreifen des wunderbaren künstlerischen Tuns durch den Betrachter. Die Ableitung des fertigen künstlerischen Gebildes aus dem Urgrund, aus dem es erwachsen ist, die geheimen Schauer, die von der Berührung mit dem Akt des Schaffens ausgehen, die Erkenntnis von der Macht des Dichters das Ungestaltete zur Gestalt zu erheben, diese Tätigkeit bescheidenen Mitarbeitens verleiht die höchste, zuweilen erschütternde Ahnung von der Gewalt der Kunst. Eine Ahnung, wie sie die schulmässige, formalistische Stilistik nie und nimmer zu geben vermag.

Die Lehre, die aus diesen notgedrungen kurzen Andeutungen im Sinne von Croce, Vossler, Rossi zu ziehen ist, wäre diese, dass man bei Untersuchungen über Sprache und Stil eines Schriftstellers nicht von den Regeln und Begriffen der Stilistik und Rhetorik ausgehen soll, sondern dass man aus der vergleichenden Betrachtung von Material und Form, von Künstlerindividualität und Tradition konkrete Einsicht in die betreffende Besonderheit zu gewinnen sucht. Sehr der Beachtung empfohlen seien die treffenden Bemerkungen, die R. Pissin „Zur Methode der psychologischen Stiluntersuchung“[159]) macht. Er sieht die Aufgabe der Stiluntersuchung eines Einzelwerkes oder einer schriftstellerischen, dichterischen Persönlichkeit in dem Betreben die Mittel der bewussten Arbeit des Künstlers zu erfassen und in dem Bemühen, dem Menschen nahe zu kommen. Das Gesamtresultat dieser doppelten Betrachtungsweise reflektiert dann das Wesen der Persönlichkeit, als der Einheit, die all ihre menschlichen und künstlerischen Äusserungen zusammenschliesst.

Frei von hemmender Rhetorik zeigt sich der verdienstvolle Orazio Bazzi in seinem Buche „Prosa e prosatori“[160]). Er ist von der Überzeugung durchdrungen, dass auch die Prosa eine Kunst sei, weist also mit Recht die immer noch nicht aus Lehrbüchern und dem allgemeinen Bewusstsein verschwundene, irreführende Einteilung des Schrifttums in Poesie als dichterische und künstlerische Seite, in Prosa als undichterische, unkünstlerische, lehrhafte Seite des literarischen Schaffens ab. Neben dem einleitenden Aufsatze sei ganz besonders hingewiesen auf die grössere Studie „La prosa volgare del Quattrocento“, in dem Bazzi sich gegen die Theorie von der Unterbrechung und Vergewaltigung der heimischen, volkstümlichen Prosa durch die humanistische Latinität wendet. Der Aufsatz „Il problema dello stile“, der sich mit R. de Gourmont auseinandersetzt, gibt Gelegenheit zu interessanten Diskussionen über Wert oder Unwert der Lektüre guter Schriftsteller für den eigenen Stil. Es kommt auch bei dieser Frage alles auf die Auffassung von Begriff des Stils an.

Die Frage nach der Erlernbarkeit und Verwertung von fremder Sprachweise für das eigene Sprechen wird auch berührt durch die Tendenz des Buches von Dr. Karl Bergmann „Die sprachliche Anschauung und Ausdrucksweise der Franzosen“[161]). Das Buch

159) Eu. 1907, p. 17—22. 160) Milano 1906, Remo Sandron 8°, XVI + 396 S. 161) Freiburg (Baden), J. Bielefelds Verlag gr. 8°, X + 133 S.

an sich ist sehr gut und aufschlussreich; nur muss ich mich gegen die im Vorwort ausgesprochene Ansicht wenden, es könne dem Lernenden, dem Anfänger bei einem Aufenthalt im Ausland für seine eigene, noch zu erwerbende Ausdrucksweise von Vorteil sein. Bergmann meint, es klinge saft- und kraftvoller, anstatt il est avare zu sagen il n'attache pas ses chiens avec des saucisses. Er vergisst, dass in diesen familiären Ausdrücken sehr häufig spontane Sprachschöpfung tätig gewesen ist, dass sie in den allermeisten Fällen nur in bestimmten Zusammenhängen mit der gleichen Spontaneität sich von neuem einstellen dürfen, dass die Anwendung solcher auswendig gelernter Phrasen im Munde von Fremden allzu leicht lächerlich klingen.

Auch wenn ich französisch spreche, muss ich meinen Stil schaffen. „*Lo stile cessa dove lo scrittore incominci a sentirsi obbligato a certe forme*". So sagt sehr richtig Manfredi Porena in seinem Dialoge „Dello Stile"[162]). Das Buch ist eine sehr scharfsinnige, gelegentlich fast zu scharfsinnige, dabei etwas umständliche, jedenfalls aber sehr lehrreiche Diskussion über neuerdings viel diskutierte Sprach- und Stilprobleme, wie sie von Bonghi, Croce, Vossler u. a. vertreten worden sind. Die dialektisch gewandte Polemik des Verfassers würde durch eine etwas strengere, rapidere Form sicher nur gewinnen können.

Die Resultate der im übrigen sehr verständigen Schrift von Rosa Arrigoni über „Eloquenza sacra italiana del secolo XVII"[163]) leiden wegen des an die behandelten Reden gelegten rhetorischen, begrifflichen Masstabes etwas an relativer Wahrheit. Die Verfasserin sieht in diesen Reden nur rhetorische Kunstübungen, weil sie in ihnen das rhetorisch Formelhafte, das allerdings wohl stark das Persönliche überwuchert, besonders ins Auge fasst. Eine vertiefte Durcharbeitung des vorhandenen Materials von innen heraus würde vielleicht ihre Ergebnisse in etwas modifizieren und doch mehr Individuelles in Stil, Vortragsweise und Temperament entdecken.

Sehr gut deutet schon der Titel eines von Blémont verfassten Aufsatzes „Flaubert et la passion de la Prose an"[164]), dass auch bei dieser, durch unermüdliche Arbeit anscheinend schliesslich ganz objektiv gewordenen Prosa das subjektive Gefühl, die innere, heisse, persönliche Leidenschaft sich die ihr gemässe Form geschaffen hat.

Die Arbeit von Giovanni Tullio „Saggio critico sullo stile nella Vita di Benvenuto Cellini"[165]) ist mir leider unbekannt geblieben, ebenso wie die allgemeineren, sicher vortrefflichen Ausführungen von Wolfgang Kirchbach „Über literarischen Stil"[166]).

Giessen. Walther Küchler.

---

162) Torino 1907, Fratelli Bocca. 16°, 352 S., L. 4. **163**) Roma 1906, Desclée, Lefebvre e C 8°, 114 S. **164**) In dem bereits erwähnten Buche „Artistes et Penseurs", Paris Lemerre. **165**) Roma 1906, Forzani e C. 8°, 100 S. **166**) Die Nation 1906, Nr. 43.

Lateinische Literatur. 1906—1907.

Latinité ecclésiastique; littérature latine du haut moyen âge. 1906—1907*). ***I. Manuscrits et bibliothèques.*** — A. HOLDER[1]) donne le catalogue des manuscrits de la Bibliothèque de Reichenau. — E. DEVILLE[2]) étudie les mss. qui appartenaient autrefois à l'abbaye de Bonport et qui sont aujourd'hui à la Bibliothèque Nationale, à Paris. — H. OMONT[3]) décrit 743 mss. acquis par la Bibl. Nat. pendant les années 1905, 1906. — Etude de R. BEER[4]) sur les 233 mss. du fonds de l'abbaye de Ripoll (Rivipullo, près du Roussillon), contenant plus de mille textes, du IXe au XVIIIe siècle, actuellement conservé aux Archives de Barcelone. — F. STEFFENS[5]) reproduit en héliogravure 125 feuillets de mss. avec transcription, explications et exposition du développement de l'écriture latine. — De W. ARNDT[6]) reproduction de mss. pour l'enseignement de la paléographie latine. — P. LEGENDRE[7]) publie un commentaire sur la VIe églogue de Virgile, écrit en notes tironiennes, donne une liste des mss. tironiens et fait la bibliographie des notes tironiennes. — De M. JUSSELIN[8]) corrections et lectures nouvelles dans les notes tironiennes des diplômes mérovingiens. — Dans son très remarquable ouvrage sur les Noms sacrés, L. TRAUBE[9]) montre que les copistes de mss. contractaient ces noms, non pas pour gagner du temps et de la place, mais pour faire ressortir ces noms. Le point de départ de ce genre d'abréviations, ou plutôt de mise en vedette, doit être cherché dans le texte hébreu de la Bible.

II. Ouvrages généraux. E. J. GOODSPEED[10]) a dressé un index complet des particules, pronoms, articles etc. contenus dans l'editio minor de GEBHART HARNACK ZAHN des Pères apostoliques. La partie grecque est de beaucoup la plus importante. — M. VATTASSO[11]) publie le 1er vol. d'un travail où il a rangé dans l'ordre alphabétique les premiers mots de tous les ouvrages qui se trouvent dans les Patrologies latine et grecque de Migne et dans plusieurs autres recueils, tels que ceux de Mai et de PITRA. — K. KÜNSTLE[12]) fait des recherches dogmatiques sur le Priscillianisme et publie de nombreux textes relatifs à cette hérésie, des Ve, VIe et VIIe siècles. — A. BRUCKNER[13]) a réuni tous les textes

---

*) Outre les ouvrages parus en 1906, j'ai mentionné ici quelques travaux de l'année 1905; j'y ai joint un assez grand nombre d'ouvrages parus en 1907 qu'il m'a été loisible examiner.

1) Die Reichenauer Handschriften. Leipzig 1906. 2) Revue des Bibliothèques XVI 1906, 319—340, XVII 1907, 128 ss. 3) Nouv. acquis. du départem. des mss. de la Bibl. Nat. Paris, Leroux 1907. 4) Die Handschriften des Klosters Santa Maria de Ripoll. Wien, Holder 1907, paru dans les SBAkWienphhkl. 1907. 5) Lateinische Paläographie, 125 Taf. in Lichtdr. Trier, Schaar und Dathe 1907. 6) Schrifttafeln zur Erlern. der lat. Paläogr. 3. Heft. Berlin, G. Grote 1907. 7) Etudes tironiennes, Commentaire sur la VIe Eglogue de Virgile, tiré d'un ms. de Chartres. Paris, Champion 1907. BEHE. Fasc. 165. 8) BECh. LXVIII 1907, 481—508. 9) Nomina sacra. München, O Beck 1907, M. 15. 10) Index patristicus sive Clavis patrum apostolicorum operum ex edit. min. GEB. HARN. ZAHN. Leipzig, Hinrichs 1907, M. 3,80. 11) Initia Patrum aliorumque script. eccl. lat. Vol. I. Romae 1906. 12) Antipriscilliana. Freiburg i. B., Herder 1905, M. 5. 13) Quellen zur Ge-

contemporains relatifs à la querelle du pélagianisme. — E. CALVI[14]) nous donne une bibliographie de Rome pendant le moyen âge. — J. JULIAN[15]) publie une nouvelle édition de son Dictionnaire d'hymnologie. — DOM L. GOUGAUD[16]) donne un très bon catalogue des règles monastiques rédigées par les saints d'Irlande. — L'Histoire de Rome et des papes au moyen âge du P. GRISAR a été traduite par E. G. LEDOS[17]). — De J. ZEILLER[18]) étude sur les légendes hagiographiques de la Dalmatie et sur les chrétientés dalmates du IV[e] au VI[e] siècle. — Une deuxième édition du second fascicule de l'Anthologie latine de RIESE[19]) a paru en 1906; la première édition était de 1870. Ce fascicule contient des poèmes provenant de mss. antérieurs au IX[e] siècle, puis de mss. des IX[e], X[e], XI[e], XII[e], XIII[e] et XIV[e]. Les œuvres reproduites sont toutes antérieures au VII[e] siècle. Les mss. ont été de nouveau collationnés et des conjectures ingénieuses sont proposées. — L. VAN DER ESSEN[20]) étudie l'hagiographie de l'ancienne Belgique, c. a. d. les vies de 81 saints, des VI[e], VII[e] et VIII[e] siècles, appartenant aux anciens diocèses d'Arras, Cambrai, Liège, Thérouanne, Tournai, Utrecht. Les vies du VII[e] siècle sont écrites dans un style bizarre, qui a subi l'influence de la culture irlandaise. — Le second volume des Regesta de P. F. KEHR[21]) résume les lettres pontificales relatives au Latium avant l'année 1198. — CARLO PASCAL[22]) publie et commente un vieux calendrier romain, ne comprenant que les six premiers mois et inspiré des Fastes d'Ovide. Le ms., dont l'écriture paraît être du XI[e] siècle, est conservé à la Bibliothèque Ambrosienne. — LE MÊME[23]) a publié un volume attrayant sur la Poésie latine au moyen âge. Il s'occupe d'abord des œuvres poétiques d'Hildebert, authenticité et imitation. Il passe ensuite au poème *Roma vetus veteres*, qu'il croit avoir été composé à l'époque de Charlemagne. Il traite, dans la 3[e] partie, de vers attribués à Ovide. Il termine par l'examen de plusieurs pièces misogynes. — De L. W. THOMPSON[24]) article sur Virgile au moyen âge.

III. Langue et prosodie. De R. FROBENIUS[25]) observations sur la morphologie d'Ennius. — W. M. LINDSAY[26]) étudie la syntaxe de Plaute. Il faut, dit-il, voir dans les comédies de Plaute, non pas du latin vulgaire, mais la langue et la prosodie usuelles de la conversation courante chez les Romains cultivés de son temps. — H. RETTORE[27]) s'occupe du vocabulaire de Tite Live, des mots nouveaux, poétiques, des

---

schichte des Pelagianischen Streites. Tübingen, Mohr (Siebeck) 1906, M. 2,40 **14**) Bibliogr. di Roma nel medio evo, Roma 1906. **15**) A Dictionary of Hymnology. London 1907. **16**) RBénéd. XXV 167—184, 321—333. **17**) Hist. de Rome et des papes au moyen âge. Rome, Paris, Lille, Desclée 1906. **18**) Les origines chrétiennes dans la province romaine de Dalmatie. Paris, Champion 1906. BEHE. 155 fasc. **19**) Anthol. latina, sive poesis latinae suppl. Pars prior. Fasc. II, edit. altera. Leipzig. Teubner 1906, M. 4,80 **20**) Etude critique et littéraire sur les Vitae des saints mérovingiens de l'ancienne Belgique. Louvain et Paris, Fontemoing 1907, fr. 7,50. **21**) Regesta pontificum romanorum. Vol. II. Latium. Berlin, Weidmann 1907. **22**) Archivio storico italiano XL, 1907, 3 sq. **23**) Poesia latina medievale. Catania, F. Battiato 1907. **24**) American journal of theology, oct. 1906, 648—662. **25**) Die Formenlehre des Q. Ennius. Progr. Dillingen, J. Keller 1907. **26**) Syntax of Plautus. Oxford 1907, J. Parker, 5 sh. **27**) Tito Livio Patavino precursore della

expressions vulgaires qui s'y rencontrent etc. — G. KONJETZNY[28]) étudie les particularités syntactiques des inscriptions de Rome. — G. WOLTERSTORFF[29]) complète le livre de Meader sur les pronoms latins en étudiant la pronom *ille*; il fait appel à la Peregrinatio ad loca sancta. — De O. KÜSPERT[30]) recherches lexicologiques et sémasiologiques sur le mot *caput*. — Article de R. S. RADFORD[31]) sur la prosodie de *ille*. — Article de LOUIS HAVET[32]) sur la verbe *eluare*. — Dans le 3e vol. des Mélanges posthumes de F. X. FUNK[33]) se trouve, pp. 134—143, un article sur le mot *missa*, au sens de *messe*, dans saint Ambroise et dans la Peregrinatio ad loca sancta. — EINAR LÖFSTEDT[34]) relève, dans le latin de l'extrême décadence, des particularités laissées jusqu'à présent de côté et relatives surtout à l'emploi des particules. — Article de BORNECQUE[35]) sur les clausules métriques. — DU MÊME[36]), ouvrage important sur les clausules métriques. — Dans son article sur le rôle et les origines de la tornade, V. DE BARTHOLOMAEIS[37]) montre qu'on trouve, dans la littérature latine du moyen âge, des poèmes ayant des clausules qui ressemblent à la *tornade* et à *l'envoi*.

IV. Auteurs latins. A. Jusqu'à la fin du IVe siècle. — J. P. WALTZING[38]) réunit trois dissertations sur Minucius Felix: Minucius Felix et le Thesaurus linguae latinae; le Dialogue dans l'Octavius; une interversion de deux feuillets dans l'Octavius. — De P. FAIDER[38]) article sur l'emploi insolite du comparatif dans Minucius Felix. — O. ALLAI[40]) traite des imitations de Cicéron dans Minucius. — Etude de G. B. BERTHOLDI[41]) sur le même auteur. — E. KROYMANN[42]) publie l'Adversus Praxean de Tertullien. — De A. ENGELBRECHT[43]) observations sur le vocabulaire de Tertullien. — A propos du livre de HOPPE[44]), article de GOELZER[45]) sur le style de Tertullien. — P. DE LABRIOLLE[46]) montre que les conceptions maîtresses de Tertullien ont reçu leur forme du droit romain. — LE MÊME[47]) traduit, avec introduction, le De praescriptione haereticorum de Tertullien, œuvre très admirée au XVIe et au XVIIe siècle. — De S. CHARRIER[48]) note sur un passage de Tertullien relatif à la concorde entre chrétiens, passage où on a cru qu'il s'agissait de l'intervention des martyrs dans la réconciliation des pécheurs avec

---

decadenza della lingua Latina. Prato, Alberghetti 1907, fr. 1,30. 28) ALLG. XV, Heft 3, 299—351. 29) Historia pronominis ille exemplis demonstrata. Diss. inaug. Marburg 1906. 30) Über Bedeutung und Gebrauch des Wortes caput. Progr. Hof 1906. 31) AJPh. XXVII 1906, 419—437. 32) ALLG. XV 1907, 353—360. 33) Kirchengeschichtliche Abhandlungen und Untersuchungen. T. III. Paderborn, Schöningh 1907, M. 8. 34) Beiträge zur Kenntnis der späteren Latinität. Upsala 1907, C. J. Lundström. 35) JS. 1906, 528—534. 36) Les clausules métriques latines. Lille 1907. 37) AM. Oct. 1907, 449—464. 38) Studia Minuciana. Louvain et Paris 1906. 39) Musée Belge 1906, X 287—304. 40) Revue des sociétés savantes 1906, III 293—300, 347—355. 41) M. Minuzio Felice e il suo dialogo Ottavio. Roma, Milano 1906, Albrighi, Segati. 42) Sammlung ausgewählter kirchen- und dogmengeschichtl. Quellenschriften, II. Reihe, 8. Heft. 43) Wiener Studien XXVIII 1906, 142—159. 44) Syntax und Stil des Tertullian. Leipzig 1903. 45) JS. 1907, 202—211. 46) Nouv. Revue historique de droit franç. et étranger 30. 1. 1906. 47) Textes et doc. p. l'ét. hist. du christianisme (coll. HEMMER ET LEJAY). Paris, Picard 1907, 2 fr. 48) Revue Augustinienne mai 1907, 582—584.

l'Eglise. — K. ADAM[49]) étudie d'une façon très pénétrante le concept d'Eglise chez Tertullien. — Le P. D'ALÉS[50]) croit que l'auteur de la Passio Perpetuae est bien Tertullien. — C'est aussi l'opinion de PHILIBERT MARTAIN[51]). — B. KRUSCH[52]) étudie un ancien légendaire de Salzbourg contenant la Passio Afrae; il publie cette Passio. — Intéressantes observations de DOM LECLERCQ[53]) sur deux inscriptions chrétiennes d'Afrique. — Le grammairien latin du IIIe siècle Donat, l'auteur du Commentaire sur Térence est l'objet d'un travail important de H. T. KARSTEN[54]). — E. RIGGENBACH[55]) étudie les plus anciens commentaires latins de l'Epître aux Hébreux. — H. KOCH[56]) analyse le Liber de Rebaptismate, faussement attribué à saint Cyprien, et en fixe la date à 257. Il croit que l'auteur est un évêque africain, ou italien, ou gaulois, ou espagnol. — De H. WIDMANN[57]) étude sur le Carmen evangelicum de Juvencus et sur les imitations de Virgile qui s'y trouvent. — Article de L. SALTET[58]) sur les fausses lettres du pape Libère, de 357. — DOM ANDRÉ WILMART[59]) regarde comme apocryphe l'Ad Constantium liber primus, qui avait été attribué à saint Hilaire. Il croit que ce document fait corps avec le second des fragments historiques attribués également à saint Hilaire. — F. J. BONNASSIEUX[60]) croit que saint Hilaire de Poitiers a employé un ms. des Evangiles qui représente la recension irlandaise de la „*vieille latine*". — J. CHAPMAN[61]) regarde Priscillien comme l'auteur des Prologues placés devant les quatre évangiles dans un grand nombre de mss. de la Vulgate. — D'OTTO SEECK[62]) article sur la chronologie et la critique des sources chez Ammien Marcellin. — J. E. NIEDERHUBER[63]) étudie à fond la doctrine éparse dans les œuvres de saint Ambroise sur le sort réservé à l'homme après la mort. — H. VOGELS[64]) corrige un mot de l'hymne de saint Ambroise *Splendor paternae gloriae*, en se servant d'un passage des Confessions de saint Augustin. — Dissertation de K. CYBULLA[65]) sur le grammairien Rufin d'Antioche, auteur d'un commentaire sur les mètres de Térence. — P. WINTER[66]) étudie les lettres où saint Jérôme loue un défunt; il montre comment il a subi, dans la rédaction de ces

---

49) Der Kirchenbegriff Tertullians. Paderborn, Schöningh 1907, M. 6,20. 50) Revue d'histoire ecclésiastique, Louvain, janv. 1907, 6—18. 51) Revue Augustinienne, avril 1907, 454—456. 52) NA. XXXIII 1907, 15—52. 53) RBénéd. XXIII 1906, 87—91. 54) De commenti Donatiani ad Terentii fabulas origine et compositione. Lugduni Batavorum (Leyde), E. J. Brill 1907. 55) Historische Studien zum Hebräerbrief. I. Teil. Leipzig, Deichert 1907. 56) Die Tauflehre des Liber de Rebaptismate. Braunberg, Grimm 1907. 57) De Gaio Vettio Aquilino Juvenco. Breslau, Nischkowsky 1905. 58) Bulletin de litt. eccles, de Toulouse, déc. 1907, 279—289. 59) RBénéd. juillet 1907, 293—317. 60) Les Evangiles synoptiques de saint Hilaire de Poitiers. Lyon 1906. 61) RBénéd. XXIII, 1906, 335—349. 62) Hermes 1906, 481—539. 63) Die Eschatologie des heiligen Ambrosius. Paderborn, Schöningh 1907, M. 6,80, VI. Bd., 3. Heft der Forschungen zur Christlichen Literatur und Dogmengeschichte d'ERHARD et KIRSCH. 64) Festgabe Alois Knöpfler, pp 313—315. München 1907, Lentner, M. 5. 65) De Rufini Antiochensis commentariis. Dissert. Königsberg 1907. 66) Nekrologe des Hieronymus. Progr. de Zittau 1907.

lettres, l'influence de la rhétorique. — C. WENIG[67]) pense que, dans son traité De Musica, saint Augustin a emprunté beaucoup à Varron. — F. X. EGGERSDORFER[68]) étudie saint Augustin comme pédagogue. La partie relative à l'influence exercée au moyen âge par la pédagogie d'Augustin est particulièrement intéressante. — S. ANGUS[69]) indique de quels auteurs saint Augustin s'est inspiré dans la Cité de Dieu. Il croit que, sans être un helléniste consommé, Augustin était familier avec les Pères grecs et connaissait la version des Septante. — Article de S. PROTIN[70]) sur la manière dont saint Augustin interprète et utilise la Bible. — F. MOURET[71]) a découvert que le lieu de retraite de Sulpice-Sévère doit être cherché aux environs de Béziers, à St. Bauzille d'Esclatian. — A. PUESCHEL[72]) étudie l'œuvre géographique de Vibius Sequester. Il reprend la question des sources de cet ouvrage, qui sont surtout les œuvres des poètes.

B) Jusqu'à la fin du VIIe siècle. — Notes critiques de MGR. BATIFFOL[73]) à propos du travail D'A. RÉVILLE sur Vigilance de Calagurris: Vigilance est, non pas de Calagurris en Espagne, mais d'une localité de ce nom qui était située entre Toulouse et St.-Bertrand-de-Comminges. — Travail de RIGGENBACH[74]) au sujet d'un fragment du commentaire de Pélage sur les Epîtres de saint Paul. — LE MÊME[75]) a complété et rectifié ses travaux sur Pélage dans deux articles intéressants. — Article de M. IHM[76]) sur le commentaire des Psaumes attribué faussement à Rufin. — D'après un écrit anonyme qui se trouve dans la Patrologie latine de Migne (XLI 833 sq.), O. PROBST[77]) prouve que Cassius Felix était *Archiatros* à Carthage vers l'an 424. — Etude de M. SCHUSTER[78]) sur les imitations d'Horace chez Sidoine Apollinaire. — Edition critique de Draconce par C. GIARRATANO[79]). — DU MÊME[80]) observations sur le texte de Draconce. — C. HAINER KEENE[81]) a publié une édition critique du poème de Rutilius Namatianus. — Article de F. RAMORINO[82]) sur l'épître rythmique d'Auspicius de Toul à Arbogaste. — Le P. F. SAVIO[83]) commente les passages d'Ennodius où il est question de Laurent, évêque de Milan. — DOM MORIN[84]) signale et publie d'importantes pièces de saint

---

67) Listy filologické, XXXIII 1906. 68) Der h. Augustinus als Pädagoge und seine Bedeutung für die Geschichte der Bildung, dans Strassb. Theolog. Studien, VIII. Bd., 3. u. 4. Heft. Freiburg i. B., Herder 1907, M. 5. 69) The sources of the first ten books of Augustins De Civitate Dei. Princeton, Univ. library 1906, 1 dollar. 70) Revue Augustinienne, mai 1907, 583—593. 71) Sulpice Sévère à Primuliac. Paris, Picard 1907, 7 fr. 50. 72) De Vibii Sequestris libelli geographici fontibus et compositione. Halis Saxonum (Halle), Wischan et Burckhardt 1907. 73) Bulletin de la Société archéologique du Midi de la France 1905, n° 32 à 36, 91—94. 74) Unbeachtet gebliebene Fragmente des Pelagius-Kommentars zu den Paulinischen Briefen. Gütersloh, Bertelsman 1905. 75) Theologisches Literaturblatt 1907, n° 7, 73—75 et n° 36, 425 sq. 76) Hermes XXIII, 478—480. 77) Philologus LXVII, Heft 2, 319—320. 78) De C. Sollii Apollinaris Sidonii imitationibus studiisque Horatianis. Progr. Mähr. Ostrau 1906. 79) Blossii Aemilii Dracontii Orestes. Milan Palermo Naples, Sandron 1906. 80) Commentationes Dracontianae. Naples, Detken et Rocholl 1900. 81) Rutilii Claudii Namatiani De reditu suo. London, G. Bell 1907. 82) Rivista storico-crit. d. sc. Teolog., mai 1906, 376—383. 83) Rivista di scienze stor. IV. I. 1907 5—22, 103—112, 270—282. 84) RBénéd.

Césaire contenues dans un homiliaire de la Bibliothèque d'Epinal. Dans le sermon sur Samson il note le verbe *recrinitur*. — D'après D. DE BRUYNE[85]) les Tractatus Origenis utilisés par Césaire seraient postérieurs à 410 et antérieurs à 425, et auraient été composés dans le nord de l'Italie. — DOM CABROL[86]) émet une hypothèse d'après laquelle l'important document liturgique appelé *Rotulus de Ravenne* aurait été écrit vers 431 et serait l'œuvre de saint Pierre Chrysologue. — S. BRANDT[87]) donne une édition du Commentaire de Boèce sur l'Introduction de Porphyre aux catégories d'Aristote. — L'influence de Boèce a été très considérable au moyen âge; elle est surtout sensible dans les œuvres de Dante: c'est ce que montre R. MURARI[88]) dans une contribution à l'étude des sources dantesques. — N. TURCHI[89]) publie des lettres choisies de saint Grégoire le Grand. — De S. MARCHETTI[90]), étude critique sur les lettres de saint Grégoire le Grand à Serenus, évêque de Marseille. — De R. PETERS[91]), traduction allemande du texte latin le plus ancien de l'histoire du roi Apollonius de Tyr. — De F. FITA[92]) il a paru un travail assez attachant, mais avec des longueurs et de l'enchevêtrement, sur Elpidius, Pompeianus, Vincent et Gabinus, évêques de Huesca. Elpidius avait trois frères qui furent aussi évêques, Just à Urgel, Nebridius à Egara, Justinien à Valence. Ce dernier écrivit beaucoup, d'après ce que dit son épitaphe et d'après saint Isidore. Just est l'auteur d'un Commentaire du Cantique des cantiques et d'un panégyrique de saint Vincent martyr. La seconde partie du travail de FITA est consacrée à Pompeianus, du VIe siècle, et la troisième à Vincent; observations sur les textes précieux de Vincent publiés il y a un siècle. De Gabinus deux écrits ont été sauvés de l'oubli au XIe siècle. — De H. ELSS[93]) étude sur la latinité de Fortunat. — BURNAM[94]) examine les mots curieux qui se trouvent dans les Glossemata de Prudentio, œuvre probable d'un moine de Corbie du VIIe siècle. — C. PASCAL[95]) prouve contre MACÉ que le traité des synonymes latins qui commence par les mots *Inter polliceri et promittere* ne doit pas être attribué à Isidore de Séville. — Article très pénétrant de CIPOLLA[96]) sur l'édition de Jonas par B. KRUSCH (Vies de Colomban, Vedaste etc.). — E. SLIJPER[97]) examine les particularités grammaticales que présentent les Formules d'Angers. Il confond (p. 26) le *vulgaris sermo* et le *sermo cotidianus*: „*Vulgaris sermo est is quo inter se uti solebant homines educati in sermonibus cotidianis.*"

XXIII 1906, 188—214, 350—372. **85)** RBénéd. XXIII 1906, 165—188. **86)** RBénéd. XXIII 489—500. **87)** Corpus scriptorum ecclesiasticorum latinorum T. XLVIII. **88)** Dante e Boezio. Bologna 1905. **89)** S. Gregorii magni epistolae selectae. Roma, Pustet 1907, fr. 2,40. **90)** Un caso d'iconoclasmo nell'ultimo decennio del secolo VI. Cagliari, Tip. commerciale 1907. **91)** Die Geschichte des Königs Apollonius von Tyrus. Berlin et Leipzig 1907. **92)** Boletin de la Real. Academia de la historia, Madrid, XLIX. Juillet-sept. 1906, 137—169. **93)** Untersuchungen über den Stil und die Sprache des Venantius Fortunatus. Heidelberg 1907. **94)** University Studies published by the Univ. of Cincinnati, nov. dec. 1905. **95)** Di un opusculo falsamente attribuito ad Isidoro. Firenze, Seeber 1906. **96)** ASIt. XXXVII 1906, 1884 ss. **97)** De Formularum Andecavensium

C. Jusqu'à la fin du Xe siècle. — W. DUDLEY FOULKE[98]) a publié, avec introduction sur la vie et les écrits de Paul Diacre, appendices et notes, une traduction anglaise de l'Histoire des Lombards. Dans le latin de Paul Diacre il remarque (p. XII) l'usage de l'accusatif absolu, celui du participe employé comme un mode personnel. Il croit (p. XIII) qu' aucun autre auteur du haut moyen âge n'a été plus cultivé, plus versé dans les lettres anciennes. — DE P. PASCHINI[99]) étude sur saint Paulin d'Aquilée et son diocèse. — Le P. RUPERT JUD[100]) étudie le rôle théologique joué par Agobard, archevêque de Lyon, un des esprits les plus brillants de la première moitié du IXe siècle. — De J. FREUNDGEN[101]) traduction allemande, avec introduction, des œuvres pédagogiques d'Alcuin. — Dans son ouvrage consacré à Otfrid, ami de Raban Maur et auteur d'un poème en vieux haut allemand, intitulé l'Harmonie des Evangiles, C. PFEIFFER[102]) a écrit de curieux chapitres sur la littérature et la civilisation à l'époque des fils de Louis le Débonnaire. P. 44, il y a un intéressant portrait de Louis le Germanique. — J. SCHMIDT[103]) résume le vie et les travaux de Raban Maur. — De L. BARBEAU[104]), essai critique sur la vie et les œuvres de Smaragde. — Etude de W. MEYER[105]) sur le Monitorium, en prose, adressé à un petit-fils de Charlemagne. Nous y voyons que cet ouvrage peut bien être l'œuvre de Smaragde, abbé de St. Mihiel, mais que les distiques adressés à Louis le Pieux ne sont certainement pas d'Alcuin. — Très importante étude de DOM QUENTIN[106]) sur les martyrologes historiques du moyen âge, dont les principaux, ceux de Florus, d'Adon, de Raban Maur, d'Usuard, de Notker, de Wohlfard, sont du IXe siècle. — Article de MGR. BATIFFOL[107]) sur cet ouvrage. — P. FOURNIER[108]) examine les questions soulevées par les Fausses Décrétales. — Article D'A. DOSSAT[109]) à l'occasion du travail de FOURNIER. — E. MÜLLER[110]) publie une nouvelle édition critique très soignée de Nithard, avec les vers d'Angelbert De pugna Fontanetica. — DE MLLE. BONDOIS[111]), étude sur Einhard, l'ami de Charlemagne et de Louis le Débonnaire, et examen détaillé du récit de la translation à Seligenstadt et à Mülheim des reliques des saints Marcellin et Pierre. — De R. EHWALD[112]), étude sur la vie et l'influence d'Aldhelm de Malmesbury, évêque de Sherborn. — R. LATOUCHE[113]) étudie la continuation des Actus pontificum Cenomannis in urbe

---

latinitate disputatio. Amstelodami, H. Eisendrath 1906, 4 ff. 98) History of the Langobards by Paul the Diacon. New York, Longman Green and Co. 1907. 99) San Paolino patriarca. Udine 1906. 100) Festgabe Alois Knöpfler. München, Lentner 1907, M. 5, pp. 126—144. 101) Alkuin's pädagogische Schriften. Paderborn, Schöningh 1907. 102) Otfrid der Dichter der Evangelienharmonie. Göttingen, Vanderhoek 1905. M. 2,60. 103) Der Katholik. LXXXVI 1906, 241—257. 104) Ecole des Chartes, Positions des thèses de 1906, p. 1—6, Toulouse, Privat 1906. 105) NGW. 1907, 37—74. 106) Les Martyrologes historiques du moyen âge. Paris, Gabalda 1907. 107) Bullet. d. littér. eccles., Déc. 1907, 273—278. 108) Revue d'histoire ecclésiastique, Louvain, janvier, avril, juillet 1906. 109) Revue Augustinienne, 15 oct. 1906, 432 sq. 110) SRG. Nithardi historiarum libri IV. Hannov. et Lips, Hahn 1907, M. 0,75. 111) La translation des saints Marcellin et Pierre. Paris, Champion 1907, BEHE. fasc. 160. 112) Jahrb. d. k. Ak. zu Erfurt, Heft XXXIII 1907. 113) Le

degentium (857—1255). — Article excellent de J. Vessereau[114]) sur l'édition de Hrotsvitha par Strecker. — Le P. Michel Huber[115]) publie le texte des Miracles de saint Swithun, évêque de Winchester racontés en hexamètres par le moine Wulfstan. — A. G. Voigt[116]) étudie l'histoire de saint Wenceslas et croit que la Passio sancti Wenceclai est bien de Christian. — R. Poupardin[117]) publie le texte d'un diplôme de l'empereur Otto I, daté de Pavie l'an 970.

D. Jusqu'à la fin du XIII[e] siècle. — Le poète Hugo Primas d'Orléans ne nous est plus, comme autrefois, connu seulement de nom: W. Meyer[118]) étudie de lui vingt-trois pièces, dont la plupart étaient ignorées. — Le même[119]) donne un essai d'édition critique de quatre poèmes, de 1187, sur la querelle des clercs et des convers dans l'ordre de Grandmont. — A. Cinquini[120]) publie la Chronica Danielis de comitibus Angleriae, qui va de 606 à 1145. — E. Stange[121]) continue la publication, d'après un ms. d'Erfurth, de l'Encyclopédie d'Arnoldus Saxo. — M. Thauer[122]) publie une édition critique des livres I à IV, de la Collection canonique d'Anselme de Lucques, ami et défenseur du pape Grégoire VII. — Feu Wolf von Glanvell[123]) a publié le Liber canonum du cardinal Deusdedit, qui s'occupa beaucoup des affaires ecclésiastiques sous Grégoire VII et Victor III. — Joh. von Walter[124]) recherche ce qu'il est possible de savoir sur la vie des prédicateurs ambulants de la France occidentale à la fin du XI[e] et au début du XII[e] siècle, Bernard de Tiron, Girard de Salles, Norbert de Xanten, Henri de Lausaune, Vital de Savigny. — R. N. Sauvage[125]) donne une édition critique de la Chronique de Sainte-Barbe-en-Auge; il l'attribue à Geoffroy de Breteuil. — Le P. Auriault[126]) étudie les saints du IX[e] au XII[e] siècle, particulièrement saint Anselme, saint Bernard et Grégoire VII. — Dans un vol. du Recueil de textes pour servir à l'étude de l'histoire de la Belgique, K. Hanquet[127]) publie une nouvelle édition de la Chronique de Saint-Hubert, commencée au début du XII[e] siècle. — J. W. Thompson[128]) s'occupe de l'hymnographe Bernard de Cluny, mort en 1122. — Etude de Carlo Capasso[129]) sur le poème Pergaminus, dont le ms. unique est à la Bibliothèque de Bergame. — A. Bachmann[130]) traite du premier

---

Moyen-Age 1907, 225—275. **114**) Bulletin critique XXVIII 1907, 521—524. **115**) S. Swithunus, Miracula metrica auctore Wulfstano monacho. Progr. de Metten 1906. **116**) Die Biogr. des heilig. Wenzel und ihre Geschichtsdarstellung. Progr. 1907, Rivnac. **117**) BECh. LXVIII 1907, 315—319. **118**) NGW. 1907, 73—175. **119**) NGW. 1906, 49—100. **120**) Chronica Mediolanensis. Roma 1906. **121**) Die Enzyklopädie des Arnoldus Saxo. Progr. Erfurt 1907, V. De Moralibus. **122**) Anselmi episcopi Lucensis Collectio Canonum. Fasc. I, Innsbruck, Wagner 1906. **123**) Die Kanonensammlung des Kardinals Deusdedit. Paderborn 1905. **124**) Die ersten Wanderprediger Frankreichs. Neue Folge. Leipzig, A. Deichert 1906. **125**) La Chronique de Ste Barbe-en-Auge. Caen. H. Delesques 1907. **126**) Les vraies forces T. IV. La sainteté du IX[e] au XII[e] siècle. Lyon 1906. **127**) La Chronique de St. Hubert dite Cantatorium. Bruxelles, Kiessling 1906. **128**) Journal of theological Studies avril 1907, 394 sq. **129**) Archivio storico lombardo XXIII 1906, 269—350. **130**) Zeitschrift des deutschen Vereines für d. Gesch. Mährens und Schlesiens 1906, 301—336.

continuateur de Cosme. — Nous avons de Guibert, abbé de Nogent-sous-Coucy, une œuvre importante intitulée De Vita sua, mais elle ne nous est parvenue que par une copie du XVIIe siècle qui est pleine de fautes. Il faut savoir gré à G. BOURGIN[131]) de l'avoir publiée avec une introduction et des notes. Le style de Guibert caractérise bien le goût, — ou plutôt le manque de goût — du moyen âge. Son latin est rempli de termes vulgaires: *imaginarius* = imagier, *interula* = chemise, *leccator* = ivrogne ou débauché. L'orthographe admise par BOURGIN est q. q. f. défectueuse: *coelorum* avec *oe* p. 237, *earumdem* au lieu de *earundem* p. 236, *poenitet* au lieu de *paenitet* p. 222, n. 2. P, 195, n. 3, lire *cogitationes* et non *agitationes*. — J. CAVATORTI[132]) montre qu'une épigramme de Martial a été glissée au milieu des vers de Marbode, évêque de Rennes du début du XIIe siècle. — E. MONACI[133]) publie les Mirabilia Romae d'après un ms. ayant appartenu au comte Charles Lochis. — L. DELISLE[134]) étudie les mss. du Liber Floridus, série d'extraits faits en 1120 par le chanoine Lambert de St. Omer. Nous y voyons quels ouvrages latins étaient les plus lus au XIIe siècle. — DU MÊME[135]), notes sur les chartes originales de Henri II, roi d'Angleterre et duc de Normandie. — De H. OMONT[136]), mémoire sur un ms. de la Biblioth. Nationale, provenant de l'érudit troyen CAMUZAT et contenant des morceaux copiés aux XIe et XIIe siècles. On y trouve des opuscules mathématiques de Gerbert, une Lamentatio composée en 1152 par Jean d'Argilly, chanoine de Dijon, sur la mort de son frère, des lettres du même Jean d'Argilly etc. — De CH. MARTEAUX[137]) observations sur l'apparition du chevalier Pierre de la Roche au moine Enguizo (1130—1160), racontée par Pierre la Vénérable. — E. ALBE[138]) publie un recueil de miracles de N. D. de Rocamadour, écrit en 1172, contenant des pièces intéressantes pour l'histoire de la vie médiévale. — Travail de H. E. SALTER[139]) sur Guillaume de Newburgh, auteur d'une chronique de la fin du XIIe siècle. — L. WAHRMUND[140]) a entrepris une histoire de la procédure dans le droit romain et le droit canonique au moyen âge. Il publie la Summa libellorum de Bernard Dorna (début du XIIIe siècle), la Summa minorum de maître Arnoul (milieu du XIIIe siècle), le Curialis, ouvrage anonyme (même date), l'Ordo Judiciarius d'Eilbert de Brême (fin du XIIe), la Rhetorica ecclesiastica, anonyme (même date). — De LÉOPOLD DELISLE[141]) mémoire sur la chronologie des Chartes du roi d'Angleterre Henri II. — M. ROBERTI[142]) publie un formulaire inédit d'un notaire de Padoue, de 1223. — Du

---

131) Guibert de Nogent, histoire de sa vie par lui-même. Paris, Picard 1907, 7 fr., dans Collection de textes pour servir à l'étude et à l'enseign. de l'histoire. 132) Studi Medievali II 1906, 101—103. 133) RAL. Série V, vol. XIV 1905, 367 sq. 134) Notice sur les mss. du Liber floridus. Paris 1906. 135) BECh. LXVIII 1907, 272—314. 136) Notice sur le ms. lat. 886 des nouv. acq. lat. de la Bibl. Nat. Paris 1907. 137) Revue Savoisienne 1906, 121—133. 138) Les Miracles de N. D. de Rocamadour au XIIe siècle. Texte et trad. Paris, Champion 1907. 139) The English Historical Review, juillet 1907, 510 sq. 140) Quellen zur Geschichte des Römisch-kanonischen Prozesses im Mittelalter. I. Bd. Innsbruck, Wagner 1905—1907. 141) BECh. LXVII 1906, 361—401. 142) Memorie

P. PARTHENIUS MINGES[143]), nouvelles études sur Duns Scot. — M. WEISS[144]) étudie, d'après le Commentaire sur saint Luc, l'activité d'Albert le Grand comme évêque de Ratisbonne. — J. WERNER[145]) publie des Vers anonymes, tirés d'un ms. de la Bibliothèque de Bâle, sur le pape Innocent IV et l'empereur Frédéric II. — Le canoniste Laurent de Somercote fut, au milieu du XIII[e] siècle, chanoine de Chichester; il écrivit un traité sur l'élection des évêques: A. VON WRETSCHKO[146]) publie et examine ce traité. — L. BIADENE[147]) nous fait connaître trois petits poèmes de Jean de Garlande, intitulés Courtoisies de Table, dont le ms. se trouve à Bruges. — La Légende dorée, rédigée vers 1260 par Jacques de Voragine, évêque de Gênes, est traduite en français par G. B.[148]). — Le P. GISBERT MENGE[149]) nous fait connaître la vie et les œuvres de Gilles d'Assise, un des premiers compagnons de saint François. Il a traduit ses Sentences en allemand, d'après l'édition critique des PÈRES DE QUARACCHI[150]). — De P. ROBINSON[151]), traduction anglaise des Paroles d'or de Gilles d'Assise. — De L. DUBOIS[152]) étude sur Thomas de Célano, l'historien de saint François. — A. E. SCHÖNBACH[153]) étudie les prédications latines du franciscain Berthold de Ratisbonne et en donne de nombreux fragments. — P. VIOLLET[154]) analyse le traité du canoniste Guillaume de Mandagout sur les élections ecclésiastiques au moyen âge. — E. KREBS[155]) nous fait connaître maître Dietrich ou Thierry, philosophe scolastique de la fin du XIII[e] siècle. — Il y a dans les MGH., SS. XXII, p. 372, un poème contenant l'éloge de la ville de Lodi; le P. MICHEL BIHL[156]) croit qu'il est l'œuvre d'un franciscain de la fin du XIII[e] siècle. — C. FOLIGNO[157]) publie des lettres inédites de Lovato di Lovati. — A. TAYEN[158]) publie le Liber traditionum Sancti Petri Blandiniensis, recueil de notices écrit en partie au XI[e] siècle. J. LAURENT[159]) publie le cartulaire de l'abbaye de Molesmes et J. GUIRAUD[160]) nous donne celui de N. D. de Prouille, avec une étude sur l'hérésie des Cathares ou Albigeois.

Auch, juin 1909. L. Bellanger.

---

del R. Istituto Veneto XXVII 1906. **143**) Die Gnadenlehre des Duns Scot. Münster, Aschendorf 1906. **144**) Festgabe Alois Knöpfler. München, Lentner 1907, 317—328. **145**) NA. XXXII 591—604. **146**) Der Traktat des Laurentius de Somercote über die Vornahme von Bischofswahlen. Weimar, Böhlau 1907. **147**) MChab. 1003—1017. **148**) La légende dorée trad. en fr. Paris, Garnier 1906. **149**) Der selige Aegidius von Assisi. Paderborn, Junfermann 1906, M. 1,35. **150**) Dicta B. Aegidii Assis. denuo edita a PP. Collegii S. Bonav. ad Claras Aquas 1905. **151**) The Golden sayings of the Blessed Brother Giles of Assisi. Philadelphia 1907. **152**) The Catholic University Bulletin, avril 1907, 250 sq. **153**) SBAkWienphhkl. CLXIV 1907, 1—140. **154**) Rev. cathol. des Eglises. Fevr. 1907. **155**) Meister Dietrich, Sein Leben, seine Werke. Münster, Aschendorff 1906. **156**) NA. XXII 1907, 720—721. **157**) Studi medievali II, 1906, 37—58. **158**) Cartulaire de la Ville de Gand, I[e] Série, T. I, Gand, Vuylsteke 1906. **159**) Cartulaire de l'abbaye de Molesmes (916—1250). Paris, Picard 1907. **160**) Cartulaire de N. D. de Prouille. Paris, Picard 1907.

Lateinische Renaissanceliteratur. 1907. 1908. Einen hervorragenden Beitrag zur genaueren Kenntnis des „gesellschaftlichen Ideals vom Ende des 15. Jahrhunderts" erbrachte Ernst Walter[1]) indem er nach der Schrift „De sermone" (1499) des Jovianus Pontanus (1426(29?)—1503) die Theorien des Witzes und der Novelle jener Zeiten scharfsinnig festlegt. Er zeigt, wie die Humanisten das Altertum dadurch wieder ins Leben erwecken wollten, „dass sie der antiken Nationalsprache Aktualität und modernen Geist einhauchten" (XI). Erschöpfend handelt der Verfasser vom Witze und seiner Bedeutung bei den Alten, in dem er Pontanus Quellen eingehend verfolgt; dann von der Novelle, ihren Gattungen, der humanistischen Erzählung u. s. w. Kein Schriftsteller war so geeignet, ein getreues Bild der literarischen Anschauungen seiner Zeit und seiner humanistischen Zeitgenossen zu entwickeln, ihr Ideal, ihren Witz, ihre Erzählungskunst zu erörtern; denn in ihm weht ganz derselbe Geist, „der in Poggios Facetien spottet, und der auch im ‚Cortegiano' B. Castigliones[2]) (1478—1529) sich kund tut". (104) Walters Buch bekundet nicht minder eine gründliche Kenntnis der Renaissanceliteratur als auch der klassischen der Griechen und Römer.

Die Geschichte der Erziehung zur Zeit der Renaissance fand eine nach Form und Inhalt gleich treffliche Darstellung in Woodward's Werk[3]); den „grossen Menschen der Renaissance" veranschaulicht eine so betitelte Jenaer Dissertation von Oskar Schütz[4]).

Wie auch der Hygiene seitens der Gelehrten schon frühe gedacht wurde, zeigt uns der Hinweis von Wilhelm Kahl auf das Buch des Marsilius Ficinus[5]) (1482): De vita sana sive de cura valetudinis eorum, qui incumbunt studio litterarum.

Den Widerstreit des Humanismus mit der Scholastik beleuchtet L. Keller[6]) in einem interessanten, wenn auch kurzen Aufsatz: „Der deutsche Humanismus und die Weltanschauung".

In seiner Abhandlung „Die Rhedelsche (1440?—1514) Bibliothek" eröffnet Dr. Richard Stäuber neue Gesichtspunkte „zur Geschichte der Ausbreitung der italienischen Renaissance, des deutschen Humanismus und der medizinischen Literatur"[7]).

Eine warme Würdigung dieser Schrift gibt Hermann Grauert in einem hochinteressanten Artikel „Die Entdeckung eines Verstorbenen zur Geschichte der grossen Länderentdeckungen", wo er den vollständigen Brief des Hieronymus Münzer an König Johann II. von Portugal (vom 14. Juli 1493) portugiesisch zum Abdruck bringt[8]) und die hohe Bedeutung nachweist, die demselben „für

---

1) Die Theorie des Witzes und der Novelle nach dem de sermone des Jovianus Pontanus. Ein gesellschaftliches Ideal vom Ende des 15. Jahrhunderts. Strassburg (K. J. Trübner) 1908, (XII u. 139 S.). 2) Zur Würdigung des Castiglione s. besonders Stephan, Über das Buch H. Corteggiano . . . Berlin, Berlin 1906 (33 S.). 3) Will. Harrison Woodward, Studies in Education during the Age of the Renaissance 1400—1600. Cambridge 1906. (XXII u. 336 S.) 4) Bonn 1906 (C. Georgi), 71 S. 5) Neue Jahrbücher f. d. klass. Altertum Bd XVIII, S. 482—91; 525—46; 599—619. (Leipzig 1906). 6) Monatshefte der Comeniusgesellschaft. 15. Jahrg. S. 41—43. Berlin 1906. 7) Nach dem Tode des Verfassers hsg. von Otto Hartig. (Studien u. Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte hsg. von H. Grauert. VI. Bd. Heft 2 u. 3. Freiburg im Br. 1908). 8) Historisches Jahrbuch der Görres-

die Geschichte der Entdeckungsfahrten und für die Geschichte deutscher Gelehrtenarbeit im Zeitalter der Renaissance, vor allem für die Geschichte Münzers, Behaims und auch des Königs Maximilian zukommt".

„Der Humanismus in der Pfalz" betitelt sich ein von J. WILLE (1907) in Mannheim gehaltener Vortrag[9]), der Aufnahme und Weiterbildung des Humanismus in jenem deutschen Lande in lebendiger Weise darstellt. Friedrich der Siegreiche war es, der ihm die Tore öffnete, indem er Peder Luder, dem bald Matthias Widmann von Kemnat u. a. sich beigesellten, berief. Als „vornehmer Schutzherr aller geistigen Bestrebungen" war dann Bischof Dalberg (1445—1503) dem Humanismus besonders wohlgewogen, der Johann Reuchlin (1455—1528), Rudolf Agricola (1442—1485), Conrad Celtes (1459—1508) u. a. an sich zog. So entwickelt sich der Humanismus in der Pfalz zu rascher Blüte, wenn auch natürlich „die Unsterblichkeit, das Ideal des dichtenden Humanismus, rasch zur Vergessenheit geworden" ist.

„Aus dem geistigen Leben Niederösterreichs im 15 Jahrhundert" hebt MAYER[10]) in einer Festschrift zum 100jähr. Jubiläum des Schottenstiftes besonders Enea Silvio Piccolomini (1405—1464) hervor, den nachmaligen Papst Pius II., den Verfasser der lateinischen Novelle Euryalus und Lucrezia (deutsch von KONRAD FALKE)[11]), den man mit Recht „als den eigentlichen Missionär des Humanismus für die Deutschen bezeichnet[12]) hat.

„Aus der Geschichte des Mainzer Humanismus" berichtet[13]) GUSTAV BAUCH. Der Arzt Dietrich Gresemund(t) öffnet demselben dort die Bahn, die sein gleichnamiger Sohn (1475—1512) u. a., wie Johann Huttich (gest. 1544), erfolgreich betraten. Kurfürst Berthold von Henneberg ist nach des Joh. Rhegius Aesticampianus (1457—1520) Bericht derjenige, der die Universität nach humanistischen Grundsätzen ausbaut.

„Die Anfänge des Humanismus in Tübingen" behandelt ein Artikel von H. HERMELINK[14]) anknüpfend an die 1477 erfolgte Stiftung der Universität. Johann Heyndin (gest. 1496), Walter von Werve, Konrad Summenhart (1465/7—1502), Paul Scriptoris (gest. 1504), der den ersten Buchdrucker nach Tübingen brachte, der 1496 als erstes Buch den Kommentar des Scriptoris zu Duns Scotus fertig stellte, erscheinen im Vordergrunde.

Den aufgegriffenen Gedanken, „die religiösen Reformbestrebungen des deutschen Humanismus" darzustellen, versucht H. HERMELINK in seinem neuen Werkchen[15]), das hauptsächlich Erasmus von Rotterdam (1467—1536) gewidmet ist. Wohl aber werden wir es nicht gelten lassen können, dass die frühesten deutschen Humanisten (wie Alb. Eyb [1420—1475], Steinhöwel [1412—1482/3] u. a.) bereits bewusst der Reformation vorgebaut hätten.

Gesellschaft, Bd. 29, S. 304—337. 9) ZGO. Bd. XXIII (1908), S. 9—40. 10) Wien, Braumüller 1907. 11) Leipzig, Inselverlag, 138 S. 12) J. Bächtold, Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz (S. 225). 13) Archiv für die Geschichte Hessens, N. F., Bd. 5, S. 3—86. 14) Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. N. F., 15. Jahrg., S. 368—386 (Stuttg. 1906). 15) Tübingen, Mohr 1907.

Eine Reihe von Briefen und Gedichten, welche den Humanismus in Ungarn und seine Vertreter beleuchten, hat STEPHAN HAGEDIIS[16]) veröffentlicht. Wir begegnen Aelius Lampridius Cervinus, Philipp Gyulai (ein Brief an demselben von Filippo Beroaldo), Antonius Gazius, Georgius Logus, Maximus Transsilvanus (über die Molusken 1522), Nicolaus Clah und interessanten Gedichten Ungenannter auf Zriny, den Fall von Sziget (1571) u. a.

Vom böhmischen Humanismus, vornehmlich von Johannes Bulbin (1520—1570), sowie Adam Travný und Martin Hanna berichtet[17]) ANTON TRUHLÁŘ.

Über Petrarca, Boccaccio und Dante, sowie ihren Kreis (z. B. Pastrengo 1290?—1362[18]) aus Verona) liegen zahlreiche neuere Arbeiten aus Italien vor; die gediegenste über Petrarca und den Humanismus ist jene von PIERRE DE NOLHAC in neuer Ausgabe[19]); die erste erschien 1892.

Rudolf Agricolas Leben und literarische Tätigkeit beleuchtet neuerdings nach neuen Materialien P. S. ALLEN[20]).

Vom Familienleben Wilibald Pirckheimers (1470—1528) berichtet Dr. EMIL REICKE[21]) im Unterhaltungsblatte des Fränkischen Kuriers 1907.

Der Dichter Petrus Popon, Magister in Würzburg, hat auch eine lateinische Grammatik, die auf Remigius, Alexander und Donatus beruht, verfasst. Auf das Buch, von dem drei Ausgaben dem Jahre 1499 entstammen, hat neuerdings[22]) FRIEDRICH BEYSCHLAG aufmerksam gemacht.

Über „eine Abschrift der Weltchronik des Leonhard Hefft von Eichstädt", die sich in der Universitätsbibliothek zu Innsbruck findet, und dem Tiroler Humanisten Dr. Johann Fuchsmagen (gest. 1510) gehört hatte, handelt[23]) HANS ANKWICZ. — „Analekten zur Biographie des Bischofs Johann IV. Roth" in Breslau (gest. 1506), gab GUSTAV BAUCH heraus[24]). — Zwei unbekannte Arbeiten westfälischer Humanisten — des Hermann von dem Busch (1468—1534) und des Timan Kemner — veröffentlichte K. LÖFFLER[24a]). — Einer ziemlichen Anzahl italienischer Humanisten (Francesco Filelfo [1398—1481] Barnabo da Carcano, Piero da Nocato, Giovanni Corvini d'Arezzo, Giovanni Simionachi, Pontico Venunio [1467?—1520] u. a.) gedenkt RAMIGIO SABBADINI[25]) in seinen „huma-

---

16) Analecta recentiora ad historiam renascentium in Hungaria litterarum spectantia Budapestini 1906, (431 S.). 17) Příspěvky k studiím humanistickym v čechách. Časopis musea královstrí českého. Bd. 81 (S. 360—376). 18) Vgl. ANTONIO AVENA in: Atti dell'Accademia die Verona. Ser. IV, Bd. VII (78 S.). 19) Pétrarque et l'humanisme. (Bibliothèque littéraire de la Renaissance. Nouvelle série. Paris (Champion) 1907. I, 272; II, 328. 20) The English Historical Review Bd. 21, S. 302—317. London 1906. The letters of Rudolph Agricola. 21) Nr. 28, 30, 32, 34, 36. 22) Blätter für das b Gymn.-Schulwesen Bd. 43 (S. 76—78). 23) Forschungen zur Geschichte Bayerns, Bd. XVI, S. 286—291. 24) Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte Bd. III (S. 19—103). 24a) Zentralblatt für Bibliothekswesen. Jg. XXIII, S. 456—459. Leipzig 1906. 25) Briciole umanistiche, in: GSLIt. Bd. 47 (p 25—40) Torino 1906.

nistischen Krumen", von denen einige wie Egidio di Camarino noch unbekannt sind. — Der Humanisten Stefano und Francesco Guarnieri da Osimo gedenkt ANNIBALDI[26]), während JAKOB CARO[27]) die hervorragenden Gestalten des Lorenzo Valle (um 1405—1547) und Pico-della Mirandola (1463—1494), zum Teile nach ganz neuen Gesichtspunkten hin würdigt. — Dichtungen des A. Beccadelli (1394—1471), bekannter unter dem Namen il Panormita, des Gründers der neapolitanischen Akademie, veröffentlichte AD. CINQUINI gemeinsam mit ROBERTO VALENTINI poetische Episteln an Francesco Pontano[28]); letzterer (VALNTINI) sammelte[29]) Vereinzeltes zur Biographie des Panormita und Bartolomeo Guasco.

„Zum Briefwechsel des Beatus Rhenanus" (1485—1547) betitelt sich eine zwei Seiten umfassende Mitteilung[30]) von F. FALK.

„Einiges über Johannes Hornburg und Joannes Boëmus Aubanus" berichtet AUG. SCHNIZLEIN[31]). Hinsichtlich des letzteren wird festgestellt, dass er mit dem Hebraisten gleichen Namens nicht identisch ist, was schon das Verhältnis desselben zu Locher, Bebel, Pirckheimer, „denen gegenüber Böhm als der Jüngere erscheint", beweist.

Vielfache Klärung über den Anschauungskreis der Humanisten verbreitet die Schrift von WALDEMAR SENSBURG: „Poggio Bracciolini (1380—1459) und Nicolò de Conti (1397?—1469?) in ihrer Bedeutung für die Geographie des Renaissancezeitalter"[32]), da die Erdkunde zur Zeit des Humanismus bis Günther[33]) meist nur flüchtig berührt wurde.

Seine früheren beiden Arbeiten[34]) über den Grammatiker Rinaldo Cavalchini da Villafranca (gest. 1362), den Freund des Petrarca, vervollständigt GIUSEPPE BIADEGO in einem neuen kleinen Artikel[35]) auf Grund eines Buches von M. VATTASSO[36]), das den Freundeskreis Petrarcas schildert und u. a. Dichtungen und Briefe von Moggio de' Moggi aus Parma (geb. um 1330, 1380 noch am Leben), Boccaccio, Barbato da Sulmona, Nicolò Acciaiuoli, Nicola und Napoleone Orsini, Gabrio de' Zamorei bringt.

Noch nicht veröffentlichte Bruchstücke aus der Lebensgeschichte des Seneka des älteren Pier Paolo Vergerio (1370—1444) brachten B. ZILIOTTO und G. VIDOSSICH zum Abdrucke[37]). Aus seinen eigenen Äusserungen geht mehrfach hervor, wie unendlich hoch Vergerio den Seneka geschätzt habe. Das erste Fragment (Oratio Senecae ad Imperatorem Neronem) stützt sich auf die Annalen des Tacitus (XIV,

26) Atti e memorie della Reale Deputazione di storia patria per le Marche. N S, Bd. 3. 27) Vorträge und Essays Gotha 1906 (202 S.). 28) Poesie latine inedite di A. Beccadelli ... Aosta 1907. 29) RAL. Ser. V, Bd XVI (S. 456—491) Roma. 30) Historisches Jahrbuch der Görresgesellschaft, Bd. XXVIII (S. 714—716). 31) Beiträge zur bayerischen Kirchengeschichte, Bd. XIV, Erlangen 1908 (S. 174—183). 32) Mitteilungen der k. k. Gesellschaft in Wien, Bd. XLIX, 1906, Nr. 6 u. 7. — Separatausgabe, Wien, R. Lechner (116 S.). 33) Der Humanismus in seinem Einfluss auf die Entwicklung der Erdkunde. (Geogr. Zeitschrift, VI, 1900). 34) AIV. 1898—1899, S. 270—271. 35) Ebenda Tom. LXV, S. 493—500. Ancora di Rinaldo da Villafranca. Venezia 1906, 8 S. 36) Del Petrarca e di alcuni suoi amici. Roma 1904. 37) Archeografo Triestino, III serie, vol. II, fasc. II (Bd. XXX der ganzen Sammlung). Frammenti inediti della 'Vita di Seneca' di P. P.

52—56), dieselben erweiternd, aber doch im allgemeinen fest sich an das Vorbild haltend. — Neue Belege zur Biographie des selben Vergerio bringt ein weiterer Artikel BACCIO ZILIOTTOs[38]). Vorerst handelt es sich um das Geburtsjahr des berühmten Pädagogen und Humanisten, als das bisher 1349 galt, das aber bis 1370 vorgeschoben wurde.

Drei charakteristische Schulreden aus Capodistria, dem Quattrocento angehörig, veröffentlichte mit kurzer Einleitung BACCIO ZILIOTTO[39]).

Mit einem Grammatiker des 14. Jahrhunderts, dem Kanzler Alberico da Marcellise, beschäftigt sich ein Aufsatz von GIUSEPPE BIADEGO[40]). Die spärlichen Daten über den von dem Hause der Scaligeri in Verona hochgeschätzten Humanisten finden sich dort zusammengestellt, soweit sie reichen, von seiner Verheiratung (1364) bis zu seinem 1398 erfolgten Tode. An Texten wird die Urbis Veronae Congratulatio in ziemlich schwierigem Latein veröffentlicht, die zur Geburt des Cane Francesco della Scala (Nov. 1385) geschrieben wurde. — Nochmal auf diese Congretulatio des Alberico de Marcellise kommt ein weiterer Artikel GIUSEPPE BIADEGOS an der gleichen Stelle[41]) zurück, in welchem der allerdings unkorrekte erste Abdruck derselben verbessert und erweitert gegeben wird. Die Latinität findet der Herausgeber mit derjenigen des Marzagaia so ähnlich, dass er beide Männer in Beziehungen zu bringen für angezeigt hält.

Welchen Rückhalt die Humanisten an Papst Pius II.[41a]) hatten (vgl. oben S. 50), zeigt ein bisher unbekanntes Gedicht von Porcellio, das ihm zu Ehren geschrieben von VINCENZO LAURENZA[42]) veröffentlicht wurde und fast sechzig Humanisten aus seinen Kreisen nachweist.

Ein bisher unveröffentlichtes Marienlied (zwischen 1432 und 1439 niedergeschrieben) des Papstes Pius II. hat RUDOLF WOLKAN[43]) veröffentlicht.

In der Zeitschrift Classici e neolatini berichtet Dr. ADOLFO CINQUINI[44]) von Handschriften des 15. Jahrhunderts. Es sind Gedichte auf den Tod (1461) der Herzogin Lucia von Sforza, dem Decembrio Pier Candido (1461 Podestà von Urbino), dem Giorgio Valaguzza, Poëta laureatus und Prinzenerzieher, dem Giovanni Antonio Vicomercati, einem Freunde des Decembrio, und dem bisher noch unbekannten Angelo Crivelli zugeschrieben; dann einige Reden und

---

Vergerio il vecchio. Trieste 1906 (S. 345—356). 38) Ebenda vol. III, fasc. Bd. XXXI der ganzen Sammlung. Nuove testimonianze per la vita di Pier Paolo Vergerio il vecchio. Trieste 1906 (13 S.). 39) Pagine Istriane, Anno IV, fasc. 7—8. Orazioni umanistiche a Capodistria. Capodistria 1906 (7 S.). 40) Per la storia della cultura Veronese nel XIV secolo. Alberico da Marcellise maestro di grammatica e cancelliere Scaligero. Venezia 1904; aus: AIV. T. LXIII, parte 2, S. 557—603. 41) Ebenda T. LXIII, S. 1049—1054. La Congratulatio di Alberico da Marcellise per la nascita di Cane Francesco della Scala. Venezia 1904. 41a) Vgl. über ihn Isidoro del Lungo, Il umanista e pontefice, Firenze, Rassegna Nazionale 1905 (25 S.), und Ad. Krejičik, Italske rukopisy „Historia bohemica" Enéaše Silvia in Časopis musea českého. Ročn 80 (S. 76—92), Prag 1906. 42) Poeti ed oratori del quattrocento in una elegia inedita de Porcellio. Napoli 1906, 16 S. 43) Gottesstimme. Monatsschrift für religiöse Dichtkunst Jahrg. 1906, S. 302—304, Münster i. W., 1906. 44) Spigolature da Codici

Briefe des berühmten Humanisten Bartolomeo Scala an dem Grafen Friedrich von Urbino, der (1472) Volterza belagerte und einnahm.

Auf den Grammatiker Bartolomeo Borfoni aus Cremona, der in Verona (1400) und Vicenza (1406) wirkte, hinzuweisen, bezweckt eine kleine Abhandlung des überaus tätigen GIUSEPPE BIADEGO[45]). Sein Grabstein rühmt ihn als bonus grammaticus et rhetor, als Dichter und Historiker. Sein Testament stammt aus dem Jahre 1444; die von Biadego erbrachten Aktenstücke gewähren Einblick in die damaligen Verhältnisse der Lehrer zu ihren Gemeinden.

Leben und Tätigkeit des Humanisten Johann Heynlin (gest. 1496) aus Stein behandelt MAX HOSSFELDT[46]) umfangreich, als ein „Kapitel aus der Frühzeit des deutschen Humanismus". Während seines Aufenthalts in Basel (1464—1465), von wo er nach Paris übersiedelte (1467—74), war Heynlin besonders für Einführung der Buchdruckerei wirksam.

Dem Nikolaus von Cues (1401—1464) gelten die Untersuchungen von JOHANN ÜBINGER[47]), die in ihm den Nicolaus Treverensis endgültig feststellen wollen; dann P. DUHANS[48]), der zeigt, welch nachhaltigen Einfluss Nikolaus auf Leonardo da Vinci (1452—1515) ausübte, ob er auch über demselben die eigene Forschung nicht zurückdrängte. Ein ungezeichneter Artikel über Cusa findet sich in den Historisch-politischen Blättern[49]); das Realgymnasium zu Koblenz[50]) hat ihm eine Festschrift durch CHRIST. SCHMIDT gewidmet.

Ulrich von Huttens (1488—1523) „Nemo" verlegt eine Mitteilung von OTTO CLEMEN[51]) glaubwürdig aus dem Jahre 1512, das bisher angenommen wurde, in das Jahr 1510. — GUIDO MANACORDA[52]) versucht den kaum überzeugenden Nachweis, dass Huttens „Misaulus" auf der Schrift De miseriis curialium des Enea Silvio teilweise beruht.

Als literarhistorisch interessant mag auch hier einer Schrift von GEORG VOIGT[53]) Erwähnung geschehen, die sich mit der dichterischen Darstellung Huttens in der deutschen Literatur befasst.

„Ein Jugendgedicht Jakob Wimpfelings (1450—1528) auf Bischof Matthias Ramung von Speier" weist MAXIMILIAN BUCHNER nach[54]). Es umfast 83 Hexameter. Die Stelle ‚quae cecini, prima lanugine cinctus' passt auf den eben 22jährigen Sänger, der schon, wie der Inhalt zeigt, in jungen Jahren „für Friede und Einheit im weiten Deutschland glühte".

Der hochgelehrten Humanistin, die schon als Kind durch ihr Wissen

---

manoscritti del secolo XV, Aosta (1905), 16 S. 45) Il grammatico Bartolomeo Borfoni da Cremona, maestro a Verona e a Vicenza nel sec. XV (15 S.). Aus: Archivio Storico Lombardo ... Anno XXXIII, fasc. 10, Milano 1906. 46) Basler Zeitschrift für Geschichte u. Altertumskunde, VI. Bd., 2. Heft 1907 (S. 309—356); VII. Bd., Heft 1 (S. 99—219); Heft 2 (S. 235—431). 47) Philosophisches Jahrbuch Bd. XIX, S 451-470 (1906). 48) Annales de la Faculté des lettres de Bordeaux Bd. VII (87—134; 181—220; 314—329). 49) Bd. CXLI (S. 557—73; 701—720). 50) 27 S. (1907). 51) Theologische Sudien und Kritiken. 79 Jahrg., S. 306—312, Gotha 1906. 52) ASNS. Bd. 118, S. 140. 141. 53) Leipzig, Dissertation 1905 (76 S.) 54) ZGO. N. F. Bd. XXII 1907), S. 478—485.

Bewundern erregte, der Cassandra Fedele (1465—1558) aus Venedig, die Hoch und Nieder preisst, hat CESIRA CAVAZZANA[55]) eine überaus anregende Abhandlung gewidmet.

Einige bisher unbekannte Briefe des Erasmus von Rotterdam enthält der erste Band des Opus epistolarum denuo recognitum et auctum per P. S. ALLEN[56]) 1484—1514. — 163 Briefe an Erasmus aus den Jahren 1518—1536 mit interessantem Inhalt hat LUDWIG K. ENTHOVEN[57]) herausgegeben. —

Derselbe übersetzte des Erasmus lateinisches „Lob der Heilkunst“ ins Deutsche[58]).

Die religiöse Stellung des Erasmus, zunächst sein Verhältnis zu Luther beleuchtet MAX RICHTER[59]). Er zeigt die humanistische Grundlege des Erasmus, die ihm eine aus ihr entwachsende Besserung der katholischen Kirche näher legte als das tatsächliche Vorgehen des Reformators, von dem ihn auch einige dogmatische Anschauungen trennten.

Das 400jährige Zentenarum des Geburtstages des George Buchanan (1506—1582) gab Veranlassung zu einer Festschrift der St. Andrewsuniversität, die D. A. MILAR mit 24 Beiträgen anderer veröffentlicht hat[60]).

Eine überaus gediegene Arbeit über den mächtigen Beschützer des Humanismus in England, den Herzog Humphrey of Gloucester (1391—1447), der mit Leonardo Bruni (1369—1444) u. a. in Verkehr stand, danken wir K. H. VICKARS[61]).

Guillaume Budé (1468—1540) und seine hervorragendsten Bahnbrecher wie Jean de Montreuil, Jean Jouffroy (1412—1473) den ersten Lehrer des Griechischen in Paris Grigorio Tifernates, den Rektor der Sorbonne Guillaume Fichet, den ersten Förderer der Buchdruckerei in Paris (1470), Epistolae des Gesparinus Barzizza (1370—1431) u. a. behandelt eingehend[62]) LOUIS DELARUELLE, der auch 175 Briefe des gelehrten Humanisten herausgab[63]). — Über das Haus des Gesparino de Barzizza und sein Lehramt in Padua hat ROBERTO CESSI neues Material gesammelt[64]).

Eine überaus fleissige Studie über Geoffroy de Malvin (1545?—1617), dem Dichter der Gallia gemens (1563) und Verfasser anderer Werke veröffentlichte PAUL CORTEAULT[65]).

Ein treffliches Bild des Humanisten und Bürgermeisters von Andernach Ludwig Hillesheim (geb. 1514?—1575) zeichnet JOHANNES SCHWAB[66]), dessen humanistische, pädagogische und gemeindewirtschaftliche Tätigkeit entwickelt wird. Von ihm stammt die Schrift De vita sancte

55) L'Ateneo Veneto, Jahrg. 29, Bd. II, S. 73—91; 249—75; 361—97 (Venezia 1906). 56) Oxonii 1906 (XXII und 615 S.) 57) Strassburg (Heitz) 1906 (XIV u. 282). 58) Strassburg (Heitz) 1907 (71 S.). 59) Quellen und Darstellungen aus der Geschichte d. Reformationtsjahrhunderts, hsg. von Gg. Berbig, Leipzig (1807), Bd. III, 69 S. M. Heinsius Nchf. 60) George Buchanan, A memrorial 1506—1906, Lond. 1907, Nutt. XIX, 490 S 61) Humphrey duke of Gloucester, London 1907 (A. Constabler), XIII, 480. 62) Études sur l'humanisme français, BEHE. Bd. 162, 1907. 63) Répertoire analytique et cronologique de la correspondance de Guillaume Budé (Paris 1907, Cornély XX, 251). 64) Spigolature Barzizziane, Nozze Fumagelli-Guttmann (Padova). 65) Bibliothèque littéraire de la Renaissance N. S. 3, Paris (Champion) 1907 (X, 208). 66) Gymnasialprogramm von Andernach 1906 (143 S.).

instituenda und die Albrecht V. von Baiern gewidmeten Monumenta sacrarum antiquitatum (1577), 39 Gesänge auf bedeutende Namen des Alten Testamentes in elegischem Metrum u. a.

Der weitgehende Einfluss der verschiedenen Humanisten aller Länder wird durch S. L. WOLFFs Schrift[67]) über Robert Greene (1560?—1592) besonders klar, der fast ganz auf italienischem Boden (Castiglione, Coluccio, Giraldo Cinthio) steht, sowohl was Ideen als äussere Formen anlangt.

Auf eine Reihe italienischer Humanisten verweist der bekannte Forscher REMIGIO SABBADINI in seinen Briciole umanistiche[68]); so auf Antonio Loschi (um 1400), Bonacorso da Mantemagno aus Pistoja (um 1414), sowie Giovanini da Spilimbergo (1380—1454. 5. 6. 7. ?) u. a.

Aus dem Jahre 1495 stammt (nach Angabe des Katalogs des British Museum) die sogen. Peroula, ein interessanter Versuch zur lateinischen Schulgrammatik, auf den gelegentlich HERMANN VARNHAGEN[69]) hingewiesen hat. Es sind englisch geschriebene grammatikalische Anweisungen, auf welche, die Regeln zusammenfassend, ein lateinischer Memorialvers folgt.

Für das Gesamtbild der literarischen Tätigkeit des gefeierten Humanisten Jakob Ziegler (1471?—1549) ist es von Interesse, überzeugend bewiesen zu sehen, dass er der Verfasser einer Papstgeschichte, wie man nach Ranke annahm, nicht ist. KURT SCHOTTENLOHER weist in seiner Dissertation „Jacob Ziegler und Adam Reissner", eine quellenkritische Untersuchung über eine Streitschrift der Reformationszeit gegen das Papsttum[70]) nach, dass dieselbe dem Geheimschreiber Georg Frundsbergs (1473—1528) bei seinem Romzuge (1527/28) Adam Reissner (1500?—1572?) aus Mindelheim zuzuschreiben sei.

Maurice Scève (1502/3 geb., 1575 bereits tot), das tätige Mitglied des Lyoner Humanistenkreises, der zum ersten Male als lateinischer Dichter in Dolets (1509—1546) Gedichtensammlung auf den Tod des Dauphins sich erprobte, hat ALBERT BAUR[71]) ein für den Humanismus in Lyon sehr wichtiges Buch gewidmet.

Gelegentlich der Kritik einer falschen Inschrift an dem Amphitheater zu Verona gibt GIUSEPPE BIADEGO[72]) einige Daten zur Biographie des Grafen Lodovico Nogarola (1490/91—1559) „un discepolo, un erede della cultura, della dottrina umanistica che aveva trionfato per tutto il quattrocento".

Die „Facetiae" Heinrich Bebels (1472—1518?), die seit ihrem Erscheinen (1506) zu zahlreichen neuen Schwanksammlungen in der deutschen Literatur Veranlassung wurden, haben die erste vollständige

---

67) Robert Greene and the Italian Renaissance. Englische Studien Bd. 37 (321—374). 68) GSLIt. Bd. 50, S. 34—72, 1907. 69) Peroula. Ein lat. Lehrbuch in englischer Sprache aus dem Ende des 15. Jahrhs., Erlangen (Junge) 1906, S. 450—463, Aus: FXIIDNMü. 1906. 70) München 1908 (40 S.). 71) Maurice Scève et la renaissance lyonnaise, Paris 1906, Champion (131 S.). 72) Una falsa iscrizione intorno all' anfiteatro di Verona, Torino 1904, 9 S. Aus: Atti della R. Accademia delle scienze di Torino. Vol. XL.

deutsche Übersetzung durch ALBERT WESSELSKI gefunden[73]), deren Wert Biographie und Anmerkungen, sowie ein reichhaltiger Index besonders erhöht. Der Übersetzer wünscht seine Sprache „keiner philologischen Kritik zu unterziehen, die sie nicht vertragen kann.“ Die Auflage erschien nur in tausend numerierten Exemplaren.

Es war bisher ein Wagnis, die stellenweise mehr als derb obszönen (81) Novellen des Girolamo Morlini, die lateinisch im Jahre 1520 erschienen, ins Deutsche zu übertragen. WESSELSKI hat es unternommen[74]), nicht ohne einige Worte der Verteidigung anzufügen. Die vielfach an Apulejus sich anschmiegenden Erzählungen haben, wie die interessante Einleitung zeigt, zu verschiedenen literarischen Fälschungen Anlass gegeben und sind verhältnismässig wenig bekannt geworden. Die Auflage beschränkt sich auf achthundert numerierte Exemplare.

Einen Freund Reuchlins, und Schüler des Pomponius Laetus (1425—1489), Jakob Questenberg (geb. zwischen 1460 u. 70, gest. nach 1524) der zu Rom lebte und dichtete, beleuchtet eine Bonner Dissertation von FRIEDRICH GÜLDNER[75]).

In einer Monographie über Paulus Speratus (gest. 1551), die seine Herkunft, seinen Studiengang und seine Tätigkeit bis 1522 darstellt, erbringt JOSEPH ZELLER[76]) allerlei für humanistische Anschauungen und ihre Dichtungen verwertbares Material nebst einem bisher ungedruckten Briefe aus dem Jahre 1514.

Die gediegene, überaus gehaltvolle Arbeit von JOHANNES BOLTE[77]) über ‚Andrea Guarnas (um 1470 geboren, bald nach 1517 gestorben), Bellum grammaticale und seine Nachahmungen‘, ein Humanistenwerk, in dessen Mittelpunkte der geistreiche Einfall steht, „die Unregelmässigkeiten der lateinischen Grammatik, mit denen sich die Schüler so vielfältig plagen müssen, als die Folgen eines Bürgerkrieges darzustellen, wie sie in den Ardennischen Städten des Mittelalters häufig auftraten (13)“, verbreitet nicht bloss Licht über den italienischen Humanisten selbst, sondern auch seine hervorragendsten Nachahmer Johannes Spangenberg (1484—1550), den Zögling der Erfurter Humanisten, Jakob Pontanus (Spanmüller) (1542—1626) und Spätere. Die Abdrücke der Texte allein umfassen 249 Seiten.

Das für Luthers Söhnchen Johannes bestimmte Büchlein Praecepta morum des Erasmus Alberus (um 1500—1553) — die erste Auflage erschien 1536, bisher galt jene von 1537 als solche — analysiert OTTO JENSCH[78]) aufs gründlichste nach seine Quellen. — Schon im Jahre 1536 fand das Buch des Francesco Barbaro (1398—1454) ‚De re uxoria‘ durch Erasmus Alberus eine allerdings mannigfach abweichende und ge-

---

73) Heinrich Bebels Schwänke zum ersten Male in vollständiger Übertragung herausgegeben von ALBERT WESSELSKI (München u. Leipzig bei Georg Müller 1907, 1. Bd., XVIII u. 241, 2. Bd. 211 S.). 74) Die Novellen Girolamo Morlinis. Zum ersten Male übersetzt, eingeleitet und erläutert von A. WESSELSKI, München bei Georg Müller (340 S.) (Bd. VIII von Perlen älterer romanischer Prosa, hsg. von H. Floercke u. A. Wesselski). 75) Wernigerode 1906 (54 S.). 76) Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte 1907 (Heft 2 u. 3). 77) Monumenta Germaniae Paedagogica Bd. XLIII, Berlin 1908. 78) Zur Spruchdichtung des Eras-



kürzte deutsche Übersetzung. Das erste Kapitel derselben hat nun eben KAHL: „Wie man Kinder erziehen soll" veröffentlicht[79]).

Der Schwerpunkt der Tätigkeit des Martin Eisengrein (1535—1578), dem LUZIAN PFLEGER eine treffliche Monographie[80]) gewidmet hat, beruht zwar in seinen deutschen Volkspredigten, doch aber steht er so sehr im Banne der Humanisten und in Beziehungen zu den hervorragendsten derselben (Simon Eck [1514—1585], Jasius [1461—1536], Erasmus Fend [1532—1585] u. e. a.), dass seiner hier gedacht werden muss.

Eine überaus dankbare Aufgabe ist es, die deutschen Humanisten „als Handschriftenforscher, als Entdecker und Benutzer mittelalterlicher Büchersammlungen" zu behandeln. Mit Franciscus Modius (1556—1597) aus Aldenburg (Onderbourg) bei Brügge hat PAUL LEHMANN begonnen[81]). Zu seinen zahlreichen Klassikerausgaben hat Modius die Kodizes bedeutender Bibliotheken (wie Bamberg, Bonn, Brügge, Fulda, Grembloux, Heisterbach, Köln, Kornburg, Siegburg, Würzburg u. s. w.) herangezogen. Dass er neben seinen philologischen und juristischen Studien auch „eine beträchtliche Anzahl lateinischer Gedichte verfasste", ist wohl begreiflich, desgleichen dass er mit den hervorragendsten Humanisten seiner Zeit (wie Justus Lipsius [1547—1606], Johannes Posthius [1537—1597], Joachim Camerarius [1500—1574], Johannes Weidnerus, Rochus Veldius, Conradus Rittershusius [1560—1613], Hubertus Giphanius [Hubrecht van Giffen, 1534—1604], Vitus Cresperus u. a.) in persönlichem und brieflichem Verkehre stand. Seine 1583 erschienenen Poemata an Erasmus Neustetter, gen. Stürmer (1522—1594) gleichen an Inhalt und Form den üblichen Humanistendichtungen: Das hochinteressante Hodoeporicum francicum, eine Beschreibung einer Reise nach Karlsbad ist gleichfalls Neustetter gewidmet.

Auf einen fast vergessenen Humanisten aus Böhmen Matthaeus Collinus (1499—1578) weist Dr. SCHMERTOSCH[82]) hin. Ein Schüler Melanchthons wurde er 1540 der erste Lektor des Griechischen an der Universität Prag, las aber auch über lateinische Klassiker. Er zählte zu den Freunden des berühmten Meisters Rektors Georg Fabricius.

Dem Manne, der mit den hervorragendsten der Humanisten seiner Zeit in regem Verkehr stand und eine Reihe lateinischer Dichtungen hinterliess, dem Thomas Venatorius (1488?—1551), „der neben Andreas Osiander (1498—1552) theologisch der bedeutendste und hinsichtlich der allgemeinen Bildung der gelehrteste war", widmet THEODOR KOLDE[83]) einen inhaltsreichen Aufsatz, der sein Leben und seine literarische Tätigkeit eingehend beleuchtet. Mit Eobanus Hessus (1488—1540), Joachim Camerarius, Bucer (1491—1551), Spa-

---

mus Alberus, Magdeburg 1906 (28 S.). 79) Der praktische Schulmann Bd. 56 (S. 9—28). 80) Bd. VI, Heft 2 u. 3 der „Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes. Hsg. von Ludwig Pastor, Freiburg i B., Herder 1908. 81) Franciscus Modius als Handschriftenforscher, München 1908 (Beck). — Bd. 3, Heft 1 von „Quellen und Untersuchungen zur lat Philologie des Mittelalters", hsg. v. Ludwig Traube. 82) Mitteilungen der Ges. f. d. Erziehungs- u. Schulgeschichte. XVIII. Jahrg., 3. Heft (Berlin 1908), S. 241. 83) Beiträge zur bayerischen Kirchengeschichte Bd. XIII (1907), S. 97—121; 157—195.

latin (1482/4—1545) u. a. befreundet, schrieb er eine Monodia auf Albrecht Dürers (1471—1528) Tod, die 1528 mit des Hessus Epicedion erschien und ordnete den Nachlass Pirckheimers, wobei er freilich, ausserstand die ganze Korrespondenz zu lesen, die meisten Briefe verbrannte, damit sie nicht in unrechte Hände kamen, leider aber die Nachwelt um wichtige Dokumente brachte. ‚Censuimus magnam earum (epistolarum) partem vulcano tradere, ne publice legant multi, quod uni duntaxat privatim doctorum scripsi tamicitia‘ schreibt er lakonisch an Erasmus.

Mit dem Abbé Jacques Collin (geb. 1485/95—1547), dem französischen Übersetzer zahlreicher antiker Klassiker, sowie des ‚Cortegiano“, beschäftigt sich ein Buch von L. Bourilly[84]). Collin stand in regem Verkehr mit Clément Marot (1495—1544).

Mit dem Heidelberger Humanisten und Dichter Theodor Reysmann (1503?—1543/4), der in der deutschen Literaturgeschichte so gut wie unbekannt ist und den Goedeckes Grundriss nicht kennt, beschäftigt sich Gustav Bossert eingehend[85]). Er besass „eine sehr ansehnliche humanistische Bildung“ und schuf „eine Reihe lateinische Dichtwerke“; seine Haltung aber der alten und der neuen Kirche gegenüber wirft dunkle Schatten auf seinen Charakter. — Sein Gedicht über Speier (1531) in 920 Versen hat Albert Kennel[86]) ins Deutsche übersetzt.

Auf den Humanisten Nicolaus Clenardus (Cleynarts, Cleynaerts, geb. 1493/4 in Brabant, gest. 1542), seine Lebensgeschichte, vor allem aber seine pädagogischen Erfolge weist Georg Kampffmeyer[87]) hin.

Dass der ersten Gattin Maria Cleopha des bekannten Kanzlers Georg Vogler (gest. 1550) ausser Melanchthon noch eine Reihe von Humanisten (Hieron. Wolf [1516—1580], Joh. Stigel [1515—1562], Johann Marcellus, Vincenz Obsopaeus [1528 in Nürnberg, 1529 Lehrer, um 1548 Rektor in Ansbach], Thomas Venatorius [gest. 1551], Veit Örtel) dichterische Nachrufe widmeten, weist Otto Clemen[88]) nach.

Sechs noch ungedruckte (italienische) Briefe des hervorragenden lateinischen Dichters Marcantonio Flaminio (1497—1550) aus den Jahren 1536 und 1537 bringt Giuseppe Biadego[89]), die einige interessante Streiflichter auf den gefeierten Humanisten zu werfen geeignet sind.

Einen M. B. R., dem Herausgeber des Eusebius und Tertullian gewidmeten Brief des der Reformation feindlich gesinnten Georg Witzel (1501—1553) vom 24. August 1534 weist Paul Lehman mit Bestimmtheit als an Magister Beatus Rhenanus (1485—1547) gerichtet nach[90]).

Die Schrift des Urbanus Rhegius (1489—1541) ‚formulae quaedam cante et citra scandalum loquendi' nach der deutschen Ausgabe von 1536 hat Alfred Uckeley neu veröffentlicht[91]).

---

84) Bibliothèque d'histoire moderne. Bd. I, Heft 4, Paris 1905 (140 S.). 85) ZGO. N. F., Bd. XXII (1907), S. 561—622; Bd. XXIII (1908), S. 79—115; 221—242; 682—724. 86) Mitteilungen des hist. Vereins der Pfalz Heft 29. 30, Speier 1907, S. 156—248. 87) Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. 18. Jahrg., 1 Heft (1908), S. 1—22. 88) Beiträge zur bayerischen Kirchengeschichte XIII, 1906), S. 43. 44. 89) Marcantonio Flaminio ai servigi di Giammetteo Giberti Vescovo di Verona, Venezia 1905, S. 209—228. (Aus: AIV., Tom. LXV.) 90) Zeitschrift f. Kirchengeschichte (28), 1907 (S. 458sqq.). 91) Lpz. 1908 (Deichert) 96 S. —



Einen ungedruckten Brief Johann Sleidans (geb. 1506/8—1556) an Dr. Leonhard Badchson vom 31. August 1552 veröffentlicht ADOLF HASENCLEVER[92]), der auch auf ein Schreiben Sleidans an Calvin (Juli 1554) hinwies[93]). — Weitere Sleidaniana hat RICHARD WOLFF[94]) gesammelt, die um so willkommener sind, als wir schlecht genug über den Humanisten unterrichtet sind. Vor allem wird endgültig der Nachweis geliefert, dass die Sleidan beharrlich zugeschriebene Schrift „De canta Buda a Solimanno anno 1542“ nicht von ihm stammt.

Neuerdings mit Sleidan beschäftigt sich ADOLF HASENCLEVER[95]), indem er Briefe desselben aus französischen und englischen Quellen veröffentlicht, einen an Herzog Christoph von Württemberg (1556) aus dem Haus- und Staatsarchiv in Stuttgart. Von Humanistennamen begegnen wir in denselben Claude Baduel (1491—1561), Jakob Sturm u. a. — „Zur Charakteristik Johann Sleidans“ ergänzt durch willkommenes Material[96]) A. KRIEG das persönliche Bild des Geschichtsschreibers sowohl als den historischen Wert seiner Arbeit.

Briefe des hervorragenden Philologen Denys Lambin, der besonders auf Ronsard (1524—1585) einwirkte, aus den Jahren 1552—1554 hat HENRI POTEZ[97]) veröffentlicht. Sie beleuchten trefflich die französische Renaissanceperiode.

Mit Thomas Naogeorg (1508[98])—1763), dem Tendenzdramatiker der Reformationszeit, beschäftigte sich L. THEOBALD[99]), indem er zunächst seine Herkunft aus einem nicht bekannten Orte Hubelschmeiss bei Straubing widerlegt und seine dichterische Tätigkeit im Rahmen der Reformationsliteratur beleuchtet. — „Die Beziehungen Thomas Naogeorgus (Kirchmairs) zu dem Rate von Augsburg“ beleuchtet mit Dokumenten FRIEDRICH ROTH[100]); seine Anerkennung seitens Englands, wo man (1545) zu Cambridge der den Thomas Cranmer zugeeigneten Pammachius spielt, eine Dissertation[101]) von J. WIENER. — Überreiches und völlig neues Material über Leben und Persönlichkeit des Humanisten bringt L. THEOBALD in seinem „Leben und Wirken des Tendenzdramatikers der Reformationszeit Thomas Naogeorgus seit seiner Flucht aus Sachsen“[102]).

In seiner Dissertation ‚David Chytraeus (1531—1600) als Geschichtslehrer und Geschichtschreiber‘[103]) behandelt D. KLATT die humanistische Stellung des hervorragenden Theologen und fügt eine Reihe von Briefen des Nikolaus Cisner (1529—1583) aus den Jahren 1570—1581 an denselben bei.

Zu des Urbanus Rhegius Biographie s. den Artikel von (G. Uhlhorn) P. Tschakert in der Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, Bd. 26. 92) ZGO., N. F., Bd. XXII (1907), S. 528—532. 93) ZGO., N. F., Bd. XXII (1907), S. 170. 94) ZGO., N. F., Bd. XXIII (1908), S. 265—275. 95) ZGO., N. F., Bd. XXIV, S. 92—116. 96) Programm der Realschule Zehlendorf 1907, 35 S. 97) Deux années de la renaissance d'après une correspondance inédite, Paris 1906, RHLF. XIII, 458—498; 658—692. 98) So Theobald, S. 772; bisher galt 1511 als Geburtsjahr. 99) Neue Kirchliche Zeitschrift, hsg. von Wilh. Engelhardt (Erlangen, Deichert), Bd. XVII (764—797); XVIII, S. 65—90; 328—350; 400—425. 100) Beiträge zur bayerischen Kirchengesch. Bd. XIV (1908), S. 183—188. 101) Berlin 1907 (145 S.). 102) Quellen u. Darstellungen aus d. Geschichte des Reformationsjahrhunderts, hsg. von Berbig, Leipzig 1908, IV. Heft (106 S.). 103) Rostock, Adlers

Es ist bekannt und selbstverständlich, dass auch Comenius (1592—1670), soweit wir ihn noch hereinziehen wollen, Vorläufer seiner Tätigkeit hatte. Diesen geht genauer nach die Schrift von JANN-LÜCKEN-BOHLEN „Die Abhängigkeit des Pädagogen Joh. Amos Comenius von seinen Vorgängern“[104]). Es sind vor allem Vives (1492—1540), Baco, Ratke, Alstedt, Andreä, Dornau (1577—1632), deren einzelne Lehrsätze oder ganzes System er annimmt, überarbeitet und in seiner Art verwertet.

Den Auszug aus zwei in slovakischer Sprache abgefassten Abhandlungen (1907) über Comenius gibt JOHANNES KVAČALA[105]) in deutscher Sprache. Sie behandeln zunächst des berühmten Pädagogen „erste Berührungen mit den Franzosen“, Descartes (1596—1650) und Marie Mersenne (1588—1648). — „Comeniana“, einen „Beitrag zu seinen Briefwechsel“, hat GUSTAV BEISSWÄNGER[106]) herausgegeben.

München. † K. von Reinhardstoettner.

Französische Literatur.

1. Altfranzösisch.

Altfranzösisches Kunstepos. 1907 u. 1908. *Allgemeines.* Für das letzte Berichtsjahr (1906) habe ich das schön und vornehm ausgestattete, auch inhaltreiche Buch des Dänen VALDEMAR VEDEL über Ritterromantik im französischen und deutschen Mittelalter nachzutragen. In 21 Kapiteln werden die kulturgeschichtlichen Verhältnisse behandelt, die die Blüte der mittelalterlichen Kunstlyrik und Kunstepik gezeitigt haben, sodann die literarische Stellung der Alexanderromane und der anderen antikisierenden Erzählungsstoffe, des griechisch-orientalischen Sagenmaterials, der matière de Bretagne, Mariens von Frankreich, des Tristanstoffes, der „bretonischen“ Romane (bei dieser Gelegenheit erfolgt eine ausführliche Würdigung Kristians von Troyes [S. 362—383] und der Gralromane), endlich die Bedeutung der deutschen Ritterromantik in ihren Hauptvertretern, der ideale Gehalt dieser ganzen literarischen Periode und das Ausklingen dieser ritterlichen Anschauungen mit dem Einsetzen fremder Tendenzen. Ein Eingehen auf Einzelheiten bleibt mir leider im Hinblick auf die Abfassungssprache dieses Werkes versagt, aber vielleicht ist demselben eine Übersetzung für ein grösseres Publikum beschieden. In den beigefügten Anmerkungen ist, soweit ich sehe, nur das wichtigste bibliographische Material berücksichtigt, für dessen Erweiterung man dankbar sein wird. — 1906 erschien auch die Dissertation von HANS SCHUMACHER[2]), der auf Grund einer Menge von literarischen Zeugnissen

---

Erben (202 S.). 104) Erlangen (Junge) 1906, 83 S. 105) Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. 18. Jahrgang, 2. Heft (Berlin 1908), S. 136—142. 106) Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich. Jahrg. 28 (S. 40—49).

1) Ridderromantiken i fransk og tysk Middelalder. Kjøbenhavn og Kristiania, Gyldendal (Nordisk Forlag) 1906, IX + 482 S. 2) Das Befestigungswesen in der altfranzösischen Literatur. Göttinger Diss. 1906, X + 81 S.

(zu den altfranz. Texten ist auch ein provenz., die Chanson de la Croisade contre les Albigeois, gezogen) das Befestigungswesen untersucht. Der Inhalt ergibt sich aus den Kapitelüberschriften: Lage der Burg, Vorwerke, Graben, Brücke, Tor, Fallgitter (porte colant, porte coleïce), Mauer nebst Platform und Zinnen, Donjon, Angriff und Verteidigung (Belagerungsmaschinen).

1907. Der 1906 gedruckten englischen Literaturgeschichte von WILLIAM HENRY SCHOFIELD[3]), einem trefflichen Kenner auch unseres Gebietes, widmet E. BRUGGER[4]) eine überaus eingehende Kritik mit vielen Ausstellungen: Die Bewertung der anglonormannischen Literatur sei unverhältnismässig hoch, die kymrische Epik habe nicht die Quelle für die altfranz. Lais und Romane abgegeben; die Auffassung der Prosaromane als blosse Erzählungssammlungen sei zu engherzig, da sie doch auch zum Lesen bestimmt waren; den Fortschritt des frühzeitigen (Wende 12. Jahrhs.) Übergangs der altfranz. Prosaromane in Prosaauflösungen habe England sich erst zweiundeinhalb Jahrhunderte später zunutze gemacht; bei der Behandlung des „Tristanzyklus" stehe Schofield noch auf dem alten Standpunkte der Annahme einer Zusammensetzung aus „Lais", ohne — seltsam genug — Bédiers grundlegende Ergebnisse beachtet und verwertet zu haben. Wie die dreifache Lokalisierung der Tristansage (Grossbritannien, Irland und Bretagne) beweise, sei es unrichtig das Thomasepos als ein englisches Nationalepos zu beanspruchen, da auch sonst der Stoff der Tristansage (vgl. die Rolle des Meeres und der Wikinger, worüber Deutschbeins Studien zur Sagengeschichte Englands I [1906] zu vergleichen sind) absolut unenglisch sei. In der Auffassung der höfischen Liebe (Kristians Lancelot), der Gralhelden und in der Kyotfrage zeige sich der Verfasser nicht immer auf der Höhe der modernen Forschung u. a. m. Trotz dieses etwas scharfen Urteils bleibt das Verdienst Schofields unbestreitbar, uns ein getreues und von grosser Liebe zur altfranzösischen Literatur getragenes Bild der französisch-englischen liter. Beziehungen im Mittelalter geliefert zu haben, das sich auch mit Genuss lesen lässt. — Recht ungleichartig in ihren verschiedenen bereits vorliegenden Teilen ist die in Cambridge veranstaltete englische Literaturgeschichte[5]) ausgefallen, da wohl für die grosse Reihe von Verfassern, die je ein Kapitel behandeln, ein einheitlicher Gesichtspunkt schwer festzusetzen und zu erreichen war. Wichtig sind für uns die Kapitel XII bis XIV (Artussage und Romane), die ziemlich denselben Stoff wie Schofield in seinem Buche behandeln. Der Artikel von W. LEWIS JONES „The Arthurian Legend" (S. 243—276) ist gut geschrieben. Ausführlich spricht er über das mabinogi Kultnoch and Olwen, wo Artus als eine Art von Feenkönig, also ohne den romantisch-ritterlichen Beigeschmack der französischen Romane geschildert wird. Für Galfried wird das Schaffen der eigenen Phantasie betont. Verdienstlich ist der erneute Hinweis darauf,

---

3) English Literature from the Norman Conquest to Chaucer. London, Macmillan and Co. 1906, XIV + 500 S. 4) ZFSL. XXXII[2] (1907), S. 116—140. 5) The Cambridge History of English Literature edited by A. W. Ward and A. R. Waller, vol. I. From the beginnings to the Cycles of Romance. Cambridge, University Press 1907, XVI + 504 S. Rez.: Ro. XXXVII (1908), 188 (P. Meyer); JGPh. VII (1907—08), no. 3, S. 150 (W.

dass der keltische Einfluss auf die englische Literatur im Mittelalter recht gering gewesen ist. Keltische Einflüsse in der Artussage sollen dabei nicht unterschätzt bleiben. Im einzelnen stützt sich der Verf. für die Behandlung der Rolle der Artushelden auf Alfred Nutts Untersuchungen. Für den Tristanroman betont er auch die Rolle des Meeres, hat aber ebensowenig — wie Schofield — Bédiers Ergebnisse verwertet, spricht daher immer noch von der Komposition des Tristanepos aus einer Reihe von „popular lays". Die beiden nächsten Kapitel — die Verfasser sind W. P. Ker und J. W. H. Jones — über die „metrical Romances" (S. 277—319) lehren uns nicht sonderlich viel Neues. In der Stoffbearbeitung wie in der Bibliographie am Schlusse dieses I. Bandes (S. 461 ff.) halten sich alle drei Bearbeiter nicht auf der Höhe der heutigen Forschung, für eine 2. Auflage wird also viel zu tun übrig bleiben. — Der Nachfolger A. G. van Hamels[6]) auf dem Lehrstuhl für romanische Philologie an der Universitaet Groningen, der rühmlichst bekannte Eneasherausgeber Salverda de Grave eröffnete 1907 seine Lehrtätigkeit mit einer französischen Rede[7]) (wie sein Vorgänger 1884), worin in grossen Zügen die Fortschritte unserer Wissenschaft seit diesen letzten 23 Jahren beleuchtet und einige ihrer nächsten Probleme, die noch der Lösung harren, aufgeworfen werden. Dies gilt für die Linguistik, wie besonders für die Literarforschung. Aus letzterer greift er die Frage nach dem Ursprunge der Liebesepisoden heraus, die in den antiken Romanen Thèbes, Eneas, Troie ganz unvermittelt plötzlich auftreten. Mit der Laviniaepisode im Eneas setzt in der Tat das ganze Problem ein. Jeanroy hat bereits angedeutet, dass hier ein Einfluss der Lyrik vorliege. S. de Grave möchte das Einwirken des antiken (griech.) Liebesromans ganz ausschliessen, dagegen den Ursprung dieser ganz neuen Liebesauffassung in dem Zusammenwirken der chansons de femme, der Pastorellen, vor allem der Heroiden Ovids (Briseïsepisode, Brief Sapphos an Phaon mit der lebhaften Schilderung der pathologischen Liebeserscheinungen) und der lateinischen Vagantenpoesie suchen. All diese Elemente können am Hofe der Eleonore von Poitou wie an einem Brennpunkte zusammengetroffen sein. Die lang ausgesponnenen spitzfindigen Liebesmonologe in dem aufkommenden altfranzösischen Kunstepos sind entweder der dramatischen Lyrik entlehnt oder stellen sich als Nachahmungen echt scholastischer Manier der Controversiae Senecas oder der mittellateinischen Planctusliteratur dar. Die Abhängigkeit Kristans von Troyes von diesen antiken Romanen ist eine notwendige Erscheinung jener neuen epochemachenden Dichterschule. Es bleibt zu hoffen, dass der Verf. diese interessanten Fragen anderswo auf breiterer Grundlage erörtert. — Alfred J. Morrison liefert einen

Witherle Lawrence). 6) Über seinen Lebensgang (1842—1907) und seine Werke vgl. P. Meyer in Ro. XXXV (1907), 239; seine Wirksamkeit würdigt pietätvoll Salverda de Grave in Levensberichten der afgestorven medeleden van de Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde te Leiden. (Bijlage tot de Handelingen van 1907—1908). Leiden, E. J. Brill 1908, S. 1—66 (nebst Liste der von ihm 1869—1907 veröffentlichten Schriften).
7) Quelques observations sur l'évolution de la philologie romane depuis 1884. Discours prononcé le 1er mai 1907, à l'occasion de son installation comme professeur ordinaire à la Faculté des Lettres de l'Université de Groningue, par J. J. Salverda de Grave. Leide, Van der Hoek Frères, 1907,

zweiten Teil zu seinen im 8. Bande des JB. II 311 erwähnten Erörterungen über den altfranzösischen Intriguenroman 1150 bis 1300[8]). Hier betrachtet er den Roman Amadas et Idoine (ca. 1180), der offenbar vom Cligès beeinflusst ist, aber dieselbe Entwicklung der Liebesgeschichte wie der Eracle darbietet, sodann den prov. Joufrois (ca. 1250), der auf dem Standpunkte eitler Lebensfreude steht, endlich den Chastelain de Coucy (ca. 1300). Der Verf. kommt bei dieser Gelegenheit über Analysen und einige allgemeine raisonnements kaum hinaus. — Von F. M. WARREN erhalten wir den Abschluss seiner Stilstudien[9]) (vgl. unsere Anzeige im 8. Bande des JB. II 301). Er untersucht und verfolgt historisch zunächst das Stilmittel der „Tirade lyrique, or Couplets in monorhyme", die als bewusste Stilmanier auftretende Erscheinung nämlich, dass der Reim eines couplet auch im folgenden gewahrt wird. Wace setzt damit zuerst kräftig ein, gefolgt vom Verfasser des Thebenromans, während sich der Eneas stark ablehnend verhält im Gegensatz zu Troie, Walter von Arras, Thomas und Kristian sowie dessen Nachahmern. „The notion of combining two or more couplets in rhyme was borrowed by narrative poetry from the epic laisse, in assonance or monorhyme". Erwähnenswert ist das Ergebnis der Untersuchung für das Wilhelmsleben, dass sich dieses Gedicht annähernd wie der Erec verhält: „This fact might be used as additional evidence in support of the contention that Chrétien's least romantic poem was written early in his career" (S. 660). Die Douce-Folie Tristan scheint sich unter diesem Gesichtspunkt früher zu stellen als Thomas. Bei Gelegenheit der Erörterung der Reimbrechung (für das „couplet de deux vers") kann Warren zu der scharfsinnigen und grundlegenden Studie von P. Meyer (Ro. XXIII [1894], 1—35) nur weniges zur Vervollständigung hinzufügen. Es lassen sich 4 Phasen dieses Stilmittels aufweisen, wobei sich allerlei Gesichtspunkte ergeben. Jedenfalls ist Kristian der Begründer der neuen Stilrichtung und sein Erec bedeutet einen gewaltigen Merkstein nach dieser Richtung hin. Wenn Benoît in den einzelnen Teilen seines Trojaromans ein gewisses Zögern und Schwanken verrät, so will dies Warren damit erklären, dass der Erec Benoît mitten in der Abfassung seines Gedichtes bekannt wurde. Erec selbst müsse vor beide Dichtungen Walters fallen, der Eklektiker bei der Auswahl dieser Stilmanier ist. Letzteres vielleicht im Anschluss an Kristians eigenes späteres Verfahren einer besonnenen Mässigung. In einer Schlussbemerkung meint Warren, Kristians Hauptbestreben sei gewesen, gesunde Massverhältnisse in der Ausdehnung seiner Romane gegenüber Thèbes, Eneas und Tristan zu erzielen. Sein Erec sollte also ein Muster abgeben, daraus erkläre sich das Streben nach einer Symmetrie in ihm durch Anfügung der Episode von der Hoffreude, daraus der I. Teil zum Cligès und wohl auch ein gleiches Prinzip bei der Vollendung des Karrenromans durch Gottfried von Laigni. Walter folge Kristian, denn seine beiden Epen seien gleich lang. In Nachahmung des Cligès sei der Roman Amadas et Ydoine nur wenig länger. Unter-

40 S. Rez. MA. II (1907), 335 (G. Huet). 8) The French novel of intrigue from 1150 to 1300. II. = MLN. XXII (1907), 6—11. 9) Some Features of Style in early French narrative poetry (1150—1170) = MPhi. IV (1906—1907), 655—675.

dessen soll aber der Meister selbst seiner Reform müde geworden und im Alter im Perceval zu den alten Massen zurückgekehrt sein. Soll es sich nicht hier überall mehr um eine bald bewusste, bald ungewollte Anlehnung an den Geschmack des damaligen Publikums seitens seiner Lieblinge gehandelt haben? — Die Auffassung von den „Augen als Liebeserzeugern und Liebeswegen", die bekanntlich von Kristian breit ausgesponnen wird (Cligès, auch Yvain) findet sich noch recht spät und HARRIS[10]), dem die Stelle im Merchant of Venice III 2 aufgestossen war, fragte sich, ob nicht dafür eine Quelle im Sonnet des Jacopo da Lentino (XIII. Jahrh.) (D'Ancona, Manuale della letter. ital. Firenze 1904, I S. 62) anzunehmen sei, wo es in der dritten Zeile heisst: E gli occhi in prima generan l'Amore | E lo core li dà nutricamento. MARY VAUCE YOUNG[11]) entgegnet ihm, dass Shakespeare für diese Anspielung wohl einem anderen als Jacopo da Lentino gefolgt sei, der seinerseits auf den Troubadours am Hofe des Kaisers Friedrich II. fusse. Sie verweist bezüglich dieses dichterischen Gemeinplatzes auf unsere Cligèsstelle 686 ff., ferner auf Flamenca 2786 ff., auf Kristians Nachbeter Huon von Méry in seinem Tournoiement Antecrist und auf Dantes Vita Nuova nebst dem Sonnet „Amore e cor gentil sono una cosa". Diese typische Ausdrucksweise wird also auf dem Wege von Nord- (resp. Süd-)frankreich über Italien in England Eingang gefunden haben. — Die Arbeit von MORITZ SCHITTENHELM über „die stilistische Verwendung des Wortes cuer"[12]), von der nur ein Teildruck vorliegt, genügt trotz des sehr reichhaltigen Materials (Texte von den frühesten Anfängen bis zur 2. Hälfte des 14. Jahrhs., wobei der Nachdruck auf Epos und Lyrik gelegt wird) nicht allen Ansprüchen, wie SCHULTZ-GORA[13]) in einer gehaltvollen Besprechung dartut, wobei er eine Fülle von Besserungen und Zusätzen beisteuert. S. 66 findet sich auch die Besprechung der Redensart „Augen des Herzens" (les iex du cuer), über die Schultz-Gora (ZRPh. XXIX (1905), 337—340) gehandelt hat. Er nahm dort die Bedeutung „Augen des Geistes" als Ausgangspunkt der Phrase an. Schittenhelm ist geneigt, lieber kirchlichen Ursprung für diese Metapher anzusetzen. — Lediglich der Vollständigkeit halber sei hier der Ergänzung der im vorigen Berichte II 300 von uns mitgeteilten interessanten Studie von HJALMAR CROHNS[13a]) Erwähnung getan, die im 3. Bande des Archivs für Kulturgeschichte 1905 erschienen war. Das Thema „Liebe und Liebeswahn" hat auch die mittelalterlichen Predigtwerke beherrscht, wie dies ein weit verbreitetes Handbuch für Seelsorger, das Praeceptorium divinae legis des westfälischen Predigers Gottschalk Hollen unter Benutzung einer grossen Anzahl von Erzählungswerken an dem Excurs über den „amor hereos" (= ἔρως) beweist. Die dortigen Ausführungen über die „Liebe als Krankheit", ihre Symptome, ihre Behandlung und Beseitigung sind im wesentlichen aus dem Lilium medicinae des Arztes

---

10) MLN. XXII (1907), 199. 11) The Eyes as generators of love = MLN. XXII (1907), 232. 12) Zur stilistischen Verwendung des Wortes cuer in der altfranzösischen Dichtung. Tübinger Diss. Halle, E. Karras 1907, IV + 80 S. 13) LBlGRPh. XXIX (1908), 371. 13a) Ein mittelalterlicher Prediger über Liebe und Liebeswahn. Öfversigt of Finska Vetenskabs-Societetens Förhandlingar. XL, 1906—1907, Nr. 14,

Bernardus de Gordonio geschöpft. Hart scheint uns des Verf. Urteil über die lateinische Predigtliteratur zu sein, deren Bedeutung für literargeschichtliche Zwecke sich immer mehr Bahn bricht, und bedenklich modern klingt es, wenn er zum Schluss fragt, ob es solchen Predigern zum Bewusstsein gekommen sei, dass sie oft ihr ethisches System mit den Spekulationen raffinierter Orientalen ausgefüllt haben. Dann müsste auch an manches Kapitel der Exempla ein der damaligen Zeiten nicht gerecht werdender Masstab der Bewertung angelegt werden. — In der allgemein gerühmten Pariser Thèse des R. L. GRAEME RITCHIE[14]) über den syntaktischen Gebrauch der Konjunktion que in altfranz. Texten bis 1200 ist die interessante Tatsache des Auftretens bestimmter literarischer Schulen bemerkenswert, z. B. Volksepos — Walter und Christian — religiös-didaktische Stoffe — Übersetzungsliteratur. Auch von dieser Seite aus zeigt sich also im 3. Drittel des 12. Jahrhs. ein bedeutender Fortschritt. Kristian hat als erster die zusammengesetzten Konjunktionen ausgebildet, die die alte Einfachheit in blendende Fülle des sprachlich-stilistischen Ausdrucks umsetzen. So wird auch eine anscheinend trockene sprachliche Untersuchung gerecht der „poésie raffinée de la seconde moitié du XIIe siècle, telle que la représentent Chrétien de Troyes et Gautier d'Arras et les romans de Béroul et de Thomas; ces auteurs sont préoccupés de style étranger aux autres genres, et chez eux, puisque l'enjambement est admis, la subordination des propositions prend décidément le dessus“ (S. 182, vgl. 85). Der Verfasser gelangt auch zu chronologischen Ergebnissen (z. B. scheint die Karlsreise bedeutend jünger zu sein als es Koschwitz und G. Paris annahmen), wie er sich überhaupt mit löblichem Bestreben müht, den durchgearbeiteten Texten zeitliche Kriterien (doch fast gar keine dialektischen Unterscheidungen ergeben sich für die Syntax des 12. Jahrhs.) abzugewinnen. Jeder Herausgeber altfranz. Texte wird die treffliche Arbeit mit Nutzen verwerten, die auch einen sorgsam angefertigten Index (S.185—191) enthält.

1908. FRIEDRICH WILHELM[15]) bemüht sich, die berühmte Stelle in Wolframs Parzival, wo von der Schriftauffindung durch Kiot in Toledo die Rede ist und worauf wir bei dem Bericht über die Gralsage zurückkommen werden, den gegen Wolfram erhobenen Vorwurf der Lüge durch den Hinweis auf ähnliche erdichtete Quellenangaben abzuwälzen, die über mysteriöse Schriftauffindungen aus alter Zeit bis ins MA. in der Literatur üblich gewesen. Den ma. Schriftstellern wurde das von den antiken Aretalogen und Rhetoren eingeführte Buchauffindungsmotiv vermittelt durch den Apolloniusroman (in einer Gruppe von Hss.), die viel erörterten Einleitungen zu den Machwerken des Diktys und Dares, durch viele hagiographische Werke (vgl. die Remigiusfälschungen)

26 S. Rez.: Archiv für Kulturgeschichte 6 (1908), 375. 14) Recherches sur la syntaxe de la conjonction „que“ dans l'ancien français, depuis les origines de la langue jusqu'au commencement du XIIIe siècle. Thèse pour le doctorat d'université présenté à la Faculté des Lettres de Paris. Paris, H. Champion 1907, XX + 197 S. Rez.: MA. 12 (1908), 227 (G. Huet), siehe dazu S. 351 e. Entgegnung Ritchies. 15) Antike und Mittelalter. Studien zur Literaturgeschichte. I. Über fabulistische Quellenangaben = BGDSL. XXXIII (1908), 286—339.

und die damit zusammenhängende Vergilsage (Gervasius von Tilbury, Otia imperialia cap. 112), schliesslich auch durch die Spielleute. In der altfranz. Literatur beobachtet man bei diesem lediglich literarischen Motiv die innige Verbindung mit der Hagiologie: meist handelt es sich um Berufungen auf Bücher zu St. Denis. Eine ähnliche Praxis wie bei Antonius Diogenes, bei Diktys und Dares befolgt ein in der altfranz. Literatur ganz einzig dastehendes Beispiel, nämlich die Prosaeinleitung zum Sone de Nansai (Goldschmidt 552, 1 ff.). Das MA. hat in solchen fabulistischen Quellenangaben nichts Anstössiges gefunden. Offenbar hat die Theorie des Verfs., auch was unser Gebiet anbetrifft, also die Anspielungen auf ein livre, escripture, geste ancienor in altfranz. Texten, viel Ansprechendes. Doch müssten zuvörderst davon jene Fälle reinlich geschieden werden, wo tatsächlich ein lateinisches Buch vorgelegen hat. Oft wird auch die literarische Anknüpfung bei dem Mangel der Überlieferung schwierig festzustellen sein. — Kurz vor dem Erscheinen eines grösseren Werkes über „Christentum und Minnesang", das uns eben (1909) zugegangen ist, hat E. Wechssler mehrere ihn beschäftigende Probleme in einer ausführlichen Anzeige der 1904 veröffentlichten Studie von Anna Lüderitz über die provenzalischen Liebestheorien[16]) angeschnitten. Er bestätigt den ausserordentlichen Einfluss Ovids auf die Troubadours[16a]) (die Analyse der Empfindungen und die glühende Schilderung der Liebesschmerzen), dazu trete aber auch die Einwirkung der mittellateinischen Liebesdichtung. Die Formel „Augen des Herzens" (Lüderitz, S. 104, Anm. 130) verrate eine Beziehung der Minne zur Mystik (mystische Doktrin von oculi carnales — oculi cordis in mystischer Ekstase zur Schauung Gottes — oculi rationis), auch auf Platons Gastmahl cap. 34 wird verwiesen. Wechssler bemängelt Anlage und Disposition des Buches der Verfasserin, sowie dass späte Liebessysteme (Andreas Capellanus, Matfré Ermengau, Francesco da Barberino) für die Anfänge des deutschen Minnesanges herangezogen worden sind. Dass auch die nordfranz. Epiker von den provenz. Liebestheorien beeinflusst sein können, zeigt der Eingang des Cligès mit der Allegorie vom Liebespfeil. Hier wird auch das Motiv des Eindringens der Liebe durch die Augen ins Herz (offenbar ein antiker Zug aus lat. Mittelgliedern zu Platons Phaidros cap. 31—36 und dem griechischen Liebesroman, wie Lüderitz S. 102 richtig gesehen hat) in behaglicher Breite ausgeführt. Wenn wir bei deutschen Minnesingern auf das Gleichnis: Liebe = das durch ein Glasfenster fallende Sonnenlicht (S. 103) stossen, so werden uns die spitzfindigen Erörterungen in Alexanders Monolog (Cligès 712 ff. besonders 725 ff.) doppelt verständlich. Der Minnebegriff der Troubadours ruft allerdings zuweilen Abweichungen seitens der Epos oder selbst gelegentlichen Protest hervor, und Wechssler macht kurz auf Kristians Erec und Yvain aufmerksam. Der Lancelot erscheint ihm als der klassische Ausdruck der schroffen Gegenüberstellung. Diese mannigfachen Fragen werden aufzurollen sein,

16) Die Liebestheorie der Provençalen bei den Minnesingern der Staufenzeit. Eine literarhistorische Studie = LF. Heft XXIX, Berlin u. Leipzig, E. Felber 1904, 136 S. Rez.: E. Wechssler in ZDPh. 40 (1908), 478–484. 16a) Vgl. jetzt Wilibald Schrötter, Ovid und die Troubadours (Teildruck). Marburger Diss. 1908, 49 S.

falls einmal eine Studie über die Auffassung und Darstellung der Minne im altfranz. Kunstepos geschrieben werden sollte. — Zu den „Augen als Liebeszeugern" ergreift auch H. R. Lang[17]) das Wort, um zur Ergänzung von MLN. 1907, S. 232 für dies ungemein häufige dichterische Motiv Beispiele aus dem klassischen Altertum — wobei er es aber unterlässt auf die förmliche Technik bei den griechischen Romanschriftstellern (vgl. E. Rhode, griech. Roman) und deren Nachahmern einzugehen — und aus englischen Dichtungen vor Shakespeare, so aus Gowers Confessio Amantis nebst Balladen und aus Chaucers Romaunt de la Rose beizubringen. — Zumeist den Artus- und Abenteuerromanen, seltener den chansons de geste entnimmt Helene Jacobius[18]) den Stoff zu einer gründlichen und ansprechenden Schilderung der Erziehung des Edelfräuleins im alten Frankreich und bietet somit eine willkommene Ergänzung zu Alwin Schultz, der vorzugsweise aus deutschen Quellen geschöpft hat, und zu der Monographie von Alice Hentsch[19]). In 7 Kapiteln spricht sie von der Erziehung am Hofe zu Anstand und guten Sitten, von der wirtschaftlichen Betätigung, der Ausbildung in Handarbeiten, den Kenntnissen in der Heilkunst, der Bildung der Edelfräulein, ihren Spielen und Sportübungen, endlich von einigen Mustern von Frauenbildung. A. Jeanroy[20]) tadelt ihre optimistische Auffassung und Verwertung der Texte, deren Angaben die Verfasserin nach den historischen Zeugnissen hätte nachprüfen sollen. Die Sitte des „tastonnement" berührt P. Meyer in Ro. IV, 394. Von direkten Quellen hätte sie u. a. Ch. Jourdain, sur l'éducation des femmes du moyen âge[21]) zu Rate ziehen können. — Altfranz. Texte 842—1350 dienen William Averill Stowell[22]) dazu, einige der wichtigsten in diesen Literaturdenkmälern vorkommenden direkte Anreden wie amis (amie) — bachelers (baissele) — ber u. baron — chevaliers — compainz — danz (dame) — escuiers — frere (suer) — hom (feme) — vassaus etc. in 30 Kapiteln auf Bedeutung („normal" und „transferred meanings") und Häufigkeit hin zu prüfen, bei welcher Gelegenheit auch manch Treffliches über das Verhältnis von amistié + compagnonage + fraternité abfällt, wie überhaupt durchweg auf historische Entwicklungen der Anreden (Bedeutungswandel) von den lat. Quellen an Bedacht genommen und auch Urkundentexte (z. B. für ber. chevaliers, hom, serjanz) zitiert werden. Statistische Tabellen geben Aufschluss über Vorkommen von amis (S. 29) und frere (S. 144). Für compainz konnte auf Freundschaftssagen und den grossen Roman d'Athis et Prophilias hingewiesen werden.

Antike Stoffe.* 1907—1908. *Alexandersage. Kein Alexanderforscher wird versäumen, sich auf Adolf Ausfeld[8] nachgelassenes und von Wilhelm Kroll pietätvoll herausgegebenes Buch über den grie-

17) The Eyes as Generators of Love = MLN. XXIII (1908), 126—127. 18) Die Erziehung des Edelfräuleins im alten Frankreich nach Dichtungen des XIII. und XIV. Jahrhunderts. XVI. Beih. zur ZRPh. Halle, Niemeyer 1908, 80 S. 19) De la littérature didactique du moyen âge, s'adressant spécialement aux femmes. Cahors 1903. 20) RCr. N.S. 66 (1908), 508. 21) MAJBL. XXVIII (1894), 1re partie, S. 79—133. 22) Old-French Titles of respect in direct address. John Hopkins University Diss. Baltimore, J. H. Furst Co. 1908, XIV + 237 S. Rez.:

chischen Alexanderroman[23]) zu stützen, das Ergebnis langjähriger Einzelforschungen. Die Überlieferung des Pseudokallisthenes erfährt hier eine grundlegende Feststellung all ihrer Formen und Verzweigungen, und daraufhin wird der Versuch eines Neuaufbaues des mutmasslichen Originals, soweit das Urteil berufener Kritiker lautet, mit grossem Glück unternommen. Von der gründlichen Durchdringung des Stoffes zeugt Ausfelds historischer Kommentar zu dieser Rekonstruktion und seine Schlussbemerkungen über die Komposition und Entstehungszeit des ursprünglichen Werkes. — In einem gehaltvollen Giessener Programm gibt uns HEINRICH FUCHS[24]) genaue Nachricht von einem Helmstädter Bruchstück des Julius Valerius (2 Pergamentblätter), das allerdings schon 1784 von Bruns in den Annales literarii Helmstadienses II, 3 beschrieben, dessen Zugehörigkeit zu J. Valerius aber bis jetzt nicht erkannt wurde. Das Bruchstück verdient um so grössere Beachtung, als der betreffende Abschnitt (Gründung Alexandriens) in der Valeriushs. P fehlt, in der Turiner Hs. fast unentzifferbar ist. Dieselbe Abhandlung beschäftigt sich mit der Alexandersage im „Seelentrost“ (in mittelniederdeutscher Prosa, vor 1358 entstanden), dessen kritische Ausgabe uns not tut, und stellt fest, dass der Text I der beiden von Hoogstra[25]) veröffentlichten mittelniederländischen Historienbibeln auf dem „Seelentrost“ beruht. Merkwürdig ist in letzterem die Verquickung der Epitome Jul. Val. und der Historia de preliis. — Dem REFERENTEN[26]) ist es gelungen, eine der mutmasslichen lat. Quellen des Seelentrost in einer Liegnitzer Hs. (XV. Jahrh.) aufzufinden. Diese „Historia allexandri magni compendiose“ stellt sich als eine neue Version der Epitome des Jul. Valerius mit vielen recht eigenartigen Zügen dar. Offenbar war sie in eine Weltchronik oder in eine Historienbibel eingeschoben. Der Anfang enthält eine allen Alexandertexten fremde Schilderung des Treibens des Nectanebus (der Turm auf vier Krebsen aus Glas nebst den Zauberspiegeln aus Smaragd). In der vorläufigen Ankündigung werden Parallelen zu diesen Spiegelsagen aus arabischen Werken beigebracht, die auf die alexandrinische Pharoslegende Bezug haben, und deren Fortleben im Abendlande (z. B. Vergilsage) verfolgt. In erweiterter Fassung wird eine Einleitung nebst dem Abdruck des Liegnitzer Alexandertextes in Vollmöllers RF. erscheinen. Dem REFERENTEN ist es ferner 1907 geglückt in Montpellier eine zweite Hs. des ausführlichen Auszuges aus J. Valerius zu ermitteln, die sich somit neben die bekannte Oxforder Hs. Corpus Christi College Nr. 82 stellt. Da letztere in G. Cilliés

ZFSL. XXIII² (1908), 146 (D. Behrens). 23) Der griechische Alexanderroman von Adolf Ausfeld nach des Verfassers Tode hsg. von Wilhelm Kroll. Leipzig, Teubner 1907, XII + 253. Wir geben uns der begründeten Hoffnung hin, dass auch die langersehnte kritische Ausgabe der Historia de preliis, das Lebenswerk Ausfelds, aus seinem Nachlasse uns endlich geschenkt werde. Erwähnt sei hier noch Ausfelds kleine Bearbeitung „Die Sage vom grossen König Alexander für die Jugend erzählt“. Diese hat U. Bernays im Progr. Lörrach 1908 zum Abdrucke gebracht. 24) Beiträge zur Alexandersage. Progr. Giessen 1907, 22 S. 25) Proza-Bewerkingen van het leven van Alexander den Groote in het middel-nederlandsch.'s Gravenhage 1898. 26) A. Hilka, Eine bisher unbekannte lateinische Version des Alexanderromans aus einem Codex der Petro-Paulinischen Kirchenbibliothek zu Liegnitz. Sonderabdruck aus dem Jahresbericht der Schles.

Strassburger Diss. 1905[27]) nicht fehlerfrei abgedruckt worden ist, so soll auch nach erneuter Kollation des Oxforder Textes eine kritische Ausgabe beider Hss. der erweiterten Epitome in den RF. ihre Stelle finden. — In die grosse Kompilation des „Renard le Contrefait", über dessen 2 Redaktionen uns G. Raynaud[28]) höchst willkommene Angaben macht, ist auch die fabelhafte Geschichte Alexanders[29]) eingefügt, deren Quellen er S. 257ff. näher beleuchtet. Sie steht in Hs. B[1] (Wiener Hofbibliothek 2562) auf fol. 65a—122b. In den meisten Fällen ist die Hist. de pr. benützt, doch sind aus dem altfranz. Alexanderroman, der wesentlich der Epitome und der Epistola Alexandri ad Aristotelem magistrum de mirabilibus Indiae folgt, mehrere Züge übernommen (Candace hat mit Alexander einen Sohn — die Lampen in der Tonne beim Tauchen Al.s ins Meer — Gog und Magog — besonders les femmes-fleurs). Dahinter steht auf fol. 126a—135c ein Auszug aus der Vengeance Alixandre des Jehan le Nevelon[30]). — Ein von A. Bayot[31]) aufgefundenes Alexanderfragment von etwa 40 Versen wird von P. Meyer[32]) als ein Stück aus dem Fuerre de Gadres (die Laissen stehen in anderer Reihenfolge als bei Michelant) identifiziert. — Die handschr. Verhältnisse des Alexanderromans von Eustache von Kent hatte H. Schneegans in Vorbereitung seiner kritischen Ausgabe ZFSL. XXX[1] (1906) 240—263 erörtert und mit der Bearbeitung der Sprache des Dichters (in FxIIDN. S. 1—19: Betonter Vokalismus) den Anfang gemacht. Vgl. JB, VIII II 304. Jetzt liefert er die Fortsetzung[33]) dazu. Der Text stammt aus England (anglonormannisch). Schneegans ist geneigt, wenn man nur nach den sprachlichen Elementen urteilen will, denselben früher, als P. Meyer meinte, anzusetzen, etwa noch in die 2. Hälfte des 12. Jahrhs. und ungefähr gleichzeitig mit dem Adamsspiel. — Der von Schneegans in diesen Abhandlungen noch ausgeschlossenen Interpolation des Fuerre de Gadres hat sich sein Schüler Andreas Bauer[34]) zugewandt. Das Ergebnis für diese Einschiebung ist ziemlich dasselbe wie für das übrige Alexandergedicht, der Verfasser derselben wird demnach wohl aus derselben Gegend stammen wie der des sonstigen Alexander. — Schliesslich sei noch die kritische Ausgabe des sogen. „Grossen Alexander" aus der Wernigeroder Hs. von Gustav Guth[35]) erwähnt. Dies deutsche Gedicht, auf das bereits Zacher[36]) und Toischer[37]) aufmerksam

---

Gesellschaft für vaterländische Kultur 1907, 9 S. Rez.: ZFSL. XXXIII[2] (1908), 233 (H. Fuchs); Arch. f. Kulturgesch. VII (1909), 116. ZVV. 1908, 347. ZDA. 51 (1909), 96 (K. Strecker). 27) De Julii Valerii epitoma Oxoniensi. Vgl. unsere Anzeige in JB. VIII, II 303. 28) Ro. XXXVII (1908), 245—283. 29) Vgl. P. Meyer, Alexandre le Grand, II 336—341. 30) In einer beschränkten Zahl von Exemplaren hsg. von Schultz-Gora, Berlin 1902, vgl. JB. VIII, II 219. 31) Fragments de mss. trouvés aux Archives du Royaume, par A. Bayot. Bruxelles 1906. (Extraits du t. IV de la Revue des Bibliothèques et Archives de Belgique). Lag uns nicht vor. 32) Ro. XXXVI (1907), 121. 33) Die Sprache des Alexanderromans von Eustache von Kent = ZFSL. XXXI[1] (1907), 1—30. 34) Die Sprache des Fuerre de Gadres im Alexanderroman des Eustache von Kent. Progr. Gymn., Freising 1907, 36. 35) Der Grosse Alexander aus der Wernigeroder Hs., hsg. von Gustav Guth. Dt. Texte des MAs., hsg. von der kgl. Preuss. Ak. d. Wiss. Band XIII. Berlin, Weidmann 1908, XII + 102 S. nebst 2 Tafeln in Lichtdruck. 36) ZDPh. X, 95. XVII, 491. 37) SBAkWienphhKl. XCVII (1880), 369 Anm.

gemacht haben, ist eine mehr oder weniger freie Übersetzung des lat. Alexander von Quilichinus von Spoleto (u. a. befindet sich eine Hs. in der Gymnasialbibliothek zu Frankfurt a. O.), über den zuletzt 1885 E. Neuling[38]) ausführlicher berichtet hat.

Eneasdichtung. Weit über den Durchschnitt gewöhnlicher Dissertationen erhebt sich die aus Stimmings Schule stammende Arbeit von Alfred Dressler[39]) über den Einfluss des Eneasromanes auf die altfranz. Kunstepik. Das Ziel war dasselbe wie jenes, das sich R. Witte in der Göttinger Diss. 1904 (vgl. JB. VIII II 305) für den Trojaroman gesteckt hatte. Für den Punkt der stilistischen Entlehnungen behält er im allgemeinen besonnen und vorsichtig die goldene Mittelstrasse im Auge, trotzdem bleibt auch hier zuweilen eine reinliche Scheidung zwischen allgemein literarischem (epischem) Gut, das zur Formel wird wie z. B. bei klassischen Überlieferungen und Anspielungen (Dido-Eneas bei späteren Dichtern), oder bei Sprichwörtern und zwischen deutlicher Nachahmung (markante Einzelheiten der Darstellung) eine gerechte und wichtige Forderung. Selbst für die langen Liebesschilderungen (S. 87 ff.) mit den Analysen in Monologen und Dialogen, eine Manier, die im Eneas und Kristians Cligès zur Spitzfindigkeit gesteigert ist, wird man sich immer noch fragen müssen, inwieweit ein erhärternder Beweis für die Priorität eines Dichtwerkes erbracht und was auf die Rechnung der alles beherrschenden literarischen Mode zu setzen ist. Ähnliches gilt für die Schilderung des Treibens der Fortune (S. 104), einen gar häufigen Gemeinplatz mittelalterlicher Traktate[40]). Der erste negative Hauptteil erschliesst für Sachliches wie Stilistisches andere — insbesondere antike — Vorlagen als den altfranz. Eneasroman. In einem Anhange hat Dressler die in der altfranz. Literatur erwähnten Fassungen des Parisurteiles, zu denen ich eine Stelle aus dem unedierten Roman von Athis und Prophilias hinzufügen kann, zusammengestellt. Der Annahme einer im Eneas- und Trojaroman gemeinsamen lat. Quelle hierfür, nämlich des Hyginus, kann man nur beipflichten. Nach einem II. Hauptteil „Sachlicher und stilistischer Einfluss des Eneas" geht der Verfasser zur Sonderbetrachtung einiger unstreitig sämtlich vom Eneas abhängiger Werke über, wie Kristians Hauptdichtungen — Walter von Arras (dessen Streben nach Originalität aber unverkennbar sei) — Partonopeus von Blois — Floire und Blancheflor (die Inschriften auf Grabmälern sind aber gewiss sein antiker Brauch, vgl. Historia Apollonii regis Tyri) — Blancandin — Roman von Galerant — Amadas et Ydoine (die Fama-Nouvelle in origineller Darstellung seitens dieses Dichters geht vielleicht doch auf Vergil zurück?). Guillaume de Palerne konnte mit angeführt werden. Im Anhange wird erneut die chronologische Frage für Eneas-Troie-Thèbes aufgeworfen. Mit P. Meyer und L. Constans möchte sich Dressler auf Grund von stilistischen Erwägungen für die Priorität des Troie, also für eine Reihenfolge Thèbes-Troie-Eneas entscheiden (vgl. Wittes Diss.). Dem Eneasherausgeber Salverda de

38) PBrB. X (1885), 313. 39) Der Einfluss des altfranz. Eneas-Romanes auf die altfranz. Literatur. Göttinger Diss. 1907, Borna-Leipzig, Noske, 169 S. Rez.: P. Meyer in Ro. XXXVI (1907), 460. 40) Vgl. Kuno Francke, Zur Geschichte der lateinischen Schulpoesie im 12. und 13. Jahrh. München 1879.

GRAVE[41]) kommen — unseres Erachtens mit Recht — die dafür angeführten Kriterien nicht stichhaltig genug vor. Er bleibt dabei (mit Langlois, vgl. BECH. LXVI [1905], 107ff.), dass Eneas früher ist und bekräftigt seine Ansicht durch auch uns triftig und entscheidend dünkende Gründe. Die Ähnlichkeiten mit Troie seien auch dadurch erklärbar, dass der Verfasser des Eneas sehr wohl das lat. Daresbuch gelesen haben mag, in welch letzterem auch die Figur des Protesilaus eine grosse Rolle spielt. Freilich bleibt trotz allen Bemühens die Verfasserfrage des Eneasromans ein Rätsel weiterhin, desgleichen der Ursprung der von diesem Dichter eingeführten fundamentalen Liebesepisoden[42]). Über diese Neuerung wird wohl nie völlige Klarheit herrschen, falls nicht besondere Dichtertalente anzunehmen sind. — Zur Dido-Episode in Vergils Aeneis gibt NORMAN WENTWORTH DE WITT[43]) mehr eine Art von ästhetischem Kommentar als eine trockene philologische Untersuchung. Er streift zunächst das Verhältnis der Aeneis zu den Hauptvertretern der vorangehenden erotischen Dichtung. Vergil und Apollonius Rhodius werden fein gegeneinander abgewogen: trotz aller Nachahmung sei die Didoepisode bei Vergil wesentlich tragischer Natur und voll dramatischen Lebens. Bei weitem gewaltiger äussere sich der Einfluss von Catulls Ariadne-Episode (im berühmten Hochzeitsgedicht von Peleus und Thetis [LXIV]). Wie dieses Musterstück aus alexandrinischen Rhetorenschulen, von Catull mit Behagen aufgenommen, eine Liebesklage voll Kunst darstelle, also einen Monolog, in dem der dramatische Dialog mit Selbstgespräch abwechselt, zeige auch die Dido-Episode in offenbar starker Anlehnung denselben Charakter (Dialog-Monolog und Häufung von Fragen und Selbstantworten). Im letzten Kapitel wird Vergils „erotic vocabulary" mit dem Catulls verglichen und ein nützlicher Wortindex beigefügt.

Trojadichtung. Das Jahr 1907 ist für die Ephemeris des Diktys Cretensis in doppelter Beziehung ein Glücksjahr gewesen[44]). Einmal ist es gelungen, nachdem lange ein erbitterter Kampf über einen griechischen oder lat. Dictys getobt hat, durch einen wertvollen Papyrusfund der griechischen Diktystheorie ein für allemal zum glänzenden Siege zu verhelfen. Es handelt sich um ein griech. Diktysfragment, das auf dem Rücken eines Papyrus aus dem Jahre 250 n. Chr. Geb. steht, leider schlecht erhalten, die Ereignisse der lat. Ephemeris IV 9 bis IV 15 enthaltend. Es liegt jetzt im II. Bande der Ausgabe der Tebtunis-Papyri 1907, Nr. 268, S. 9 (ed. GREENFELL, HUNT & GOODSPEED) vor. Nicht nur die Beziehung auf Nero rückt dadurch in ein anderes Licht, sondern auch das griech. Diktysbuch erhält somit ein viel höheres Alter. Jedenfalls wurde es im 3. Jahrh. in Ägypten abgeschrieben und bald darauf im 4. Jahrh. für die römische Literatur übersetzt und bearbeitet. Sodann wurde mit grosser Freude der wichtige Fund (1907) einer neuen

---

41) Ro. XXXVI (1907), 458. 42) Zur Technik derselben bei Kristian vgl. des Refer. Schrift (Halle, Niemeyer 1903). Dressler kennt nur dessen die Einleitung enthaltende Diss. (Breslau 1902), sowie die Studie von O. Schulz (Halle, Niemeyer 1903). Vgl. JB. VIII, II 297, 306. 43) The Dido episode in the Aeneid of Virgil. Chicagoer Diss. Toronto, William Briggs 1907, 78 S. Rez.: DL. 29 (1908), Sp. 1119. 44) Vgl. die Anzeige von E. PATZIG, Das griechische Dictysfrag-

Hs. (wohl X. Jahrh.) der lat. Ephemeris des Dictys Cretensis[45]) (ed. Meister 1872, Bibl. Teubner.) begrüsst. Sie befindet sich im Besitze des Grafen Balleani zu Jesi bei Ancona (auch bedeutungsvoll als älteste Hs. von Tacitus' Agricola[46]). In einer schwedischen philolog. Zeitschrift weist EINAR LÖFSTEDT[47]) allerdings nach, dass der Text doch nicht der wertvollste, wenngleich der zweitälteste ist. — Beide Funde konnte der rührige Diktysforscher, der 1907 mit zwei Publikationen hervorgetretene Amerikaner NATHANIEL EDWARD GRIFFIN[48]), noch nicht berücksichtigen, aber seine These vom griech. Diktys hat somit ihre Bestätigung gefunden. In seiner recht umfangreichen Dissertation über Diktys und Dares (auf drei Teile berechnet, nur der Diktysteil liegt grösstenteils vor, der Rest wird versprochen) behandelt er nach einer eingehenden Betrachtung beider Schwindelschriften die Diktysfrage und setzt einen griech. Urdiktys an, auf den sowohl der Lateiner Septimius wie die Byzantiner (Malalas und Joannes Antiochenus und Georgias Kedrenos, alle voneinander unabhängig) zurückgehen. Bezüglich der vielumstrittenen Zitate aus einem Trojabuche des Sisyphos von Kos will Griffin (vgl. seinen Stammbaum S. 104) ein Einschiebsel seitens eines „pre-Malalean redactor" annehmen, sonst aber eine solche Sisyphoschronik ganz beiseite schieben, womit freilich E. PATZIG[49]) als eifriger Verfechter dieser Theorie nicht einverstanden ist. Auch die Kenntnis von Latein durch die Byzantiner wird überzeugend abgewiesen, sowie durch die Prüfung der lat. Ephemeris selbst (im 3. Kapitel) dasselbe Resultat einer Abhängigkeit vom griech. Original erzielt. Was das Verhältnis zwischen Prologus (fabelhafter Bericht über die Auffindung des Originals) und der Epistula (des Lucius Septimius an Qu. Arcadius Rufus über die lat. Übersetzung) angeht, so schlägt Griffin den Ausweg vor anzunehmen, der Prolog sei vom Verfasser des griech. Diktys geschrieben, der Brief aber vom Übersetzer Septimius zugefügt, um den Prolog zu ersetzen. Griffin hat ausserordentlich viel Material gesammelt (aus äusseren Gründen ist die Literatur 1900—1904 nur mangelhaft berücksichtigt), manche Erörterungen in den Anmerkungen nehmen einen sehr breiten Raum ein. Die allgemeinen Darlegungen über die antihomerische Tendenz beider literar. Machwerke, des Dictys Cretensis Ephemeris de historia belli Troiani (4. Jahrh.) und des Dares Phrygius acta diurna oder de excidio Troiae historia (6. Jahrh., barbar. Latein), die im MA. sich derselben Beliebtheit wie die Karl-, Artus- und Alexanderstoffe erfreuten, erweitert DERSELBE FORSCHER[50]) in einem besonderen Aufsatze. Beide Verfasser täuschten mit ihren Vorreden und in ihrer ganzen Tendenz das leichtgläubige Publikum ihrer Zeit, das in ihnen echt antike Werke sah. Demnach hat auch

---

ment = BZ. XVII (1908), 382—388. 45) Vgl. E. Patzig = BZ. XVII (1908); LCBl. 58 (1907), Sp. 1376. 46) Vgl. Cesare Annibaldi, L'Agricola e la Germania di C. Tacito nel ms. latino 8 della Biblioteca del conte G. Balleani in Jesi (1907). 47) Die neue Dictyshs. S.A. aus Eranos VII (1907), Upsala, S. 48—71. Rez.: BPhWS. XXVIII (1908), Sp. 684 (Ferd. Meister). 48) Dares and Diktys. An Introduction to the study of medieval versions of the Story of Troy. Diss. Johns Hopkins University. Baltimore, J. H. Furst Co. 1907, 121 S. Rez.: LCBl. 59 (1908), Sp. 656; HJb. 29 (1908), 460. 49) In der Bespr. des Griffinschen Buches = BZ. XVII (1908), 489. 50) Un-Homeric Elements in the Story of Troy = JEGPh. VII (1907—1907), S. 32—52

das MA. Homer völlig beiseite geschoben, alle Trojageschichten bis auf Shakespeare und Dryden stützen sich ausschliesslich auf diese beiden Gewährsmänner, bis im Anfang des 18. Jahrhs. Perizonius der fast unausrottbaren literar. Lüge ein Ende machte. Die Stellungnahme in beiden Schwindelschriften gegen Homer bekundet sich in folgenden fünf Charakteristika einer bestimmten schematischen Technik: 1. Fiktion einer vorhomerischen Entstehung, um Homers Glaubwürdigkeit herabzusetzen (ebenso später bei Byzantinern, bei Benoît, bei Joseph von Exeter, Albert von Stade, Guido delle Colonne in seiner Historia Troiana (12. Jahrh.), bei Chaucer und Sidney. 2. Rationalistische Erklärung übernatürlicher Erscheinungen. 3. Krasse realistische Zusätze (vgl. dann Cressida von Benoît ab bis Chaucer und Shakespeare). 4. Entstellung des homerischen Berichts (bei Benoît wird Troilus zum Haupthelden, die Sklavin Briseis, die vielleicht Züge der Chryseis bekommt, zur Heldin erhoben, Diomedes zum listigen Verführer gestempelt, Calchas zum Vater der Briseis gemacht; Boccaccio hat den Pandarus zugefügt, der nichts mit dem homer. Bogenschützen zu tun hat, Shakespeare hat den Thersites erhoben). 5. Parteinahme der Verfasser: Diktys mit seiner griech. Sympathie wird im Orient bewundert, der trojanisch angehauchte Dares wird zum Sprecher des Abendlandes, wo jedes Volk gern seinen Ursprung auf Troja zurückführte. Daher folgt man Dares (Joseph von Exeter, Albertus Stadensis, der Anonymus der Trojumanna Saga) oder benutzt den Diktys nur zur Ergänzung resp. Fortsetzung (Benoît von v. 24330 an und Konrad von Würzburg, der ohne Benoîts Vorbild direkt auf den lat. Diktys zurückgegangen ist). Griffin begründet schliesslich seine Hypothese, dass in letzter Linie diese ganze gefälschte Trojaliteratur das Ergebnis alexandrinischer Sophistik ist, von der neben zahlreichen Anspielungen auf vorhomerische Annalisten — dazu gehöre auch die bekannte „Sisyphos-forgery“ — als Hauptvertreter sich nur Diktys und Dares selbständig erhalten haben. — Das Daresbuch unterwirft in seinen nicht leicht zu lesenden „Dares-Studien“ Otmar Schissel von Fleschenberg [51]) einer gründlichen Nachprüfuug. Durch den Wirrwarr der bisher vorgetragenen Ansichten und Theorien arbeitet er sich beharrlich durch. Zu diesem Zwecke erfolgt eine sehr mühsame und sorgsame Vergleichung der Portraitreihen von griechischen und trojanischen Helden bei Dares (cap. 12 u. 13) [52]) mit jenen bei den Byzantinern, von denen eigentlich nur der Chronist Malalas ernstlich in Betracht kommt (Quellengemeinsamkeit beider wegen gleicher Anordnung und Technik, aber Abweisung von Griffins zwei griech. Diktysversionen, deren byzantinische über die Portraits verfügte, die andere (auf der Septimius fusst) sie nicht hatte). Auch hier bleibt durch den Verf. ein griech. Dares, „ein athenisches Schwindelbuch“ aus der Blütezeit der trojan. Schwindelliteratur im 1. Jahrh. n. Chr. erwiesen. In der Technik zeigt dieses ursprüngliche Trojabuch Verwandtschaft mit dem griech. Liebesroman. Doch ist die Beliebtheit des griech. Werkes schon bald durch die lat. Fassung verdrängt worden. Letztere wird nunmehr näher gekennzeichnet. Unter Ableh-

---

51) Dares-Studien von Otmar Schissel von Fleschenberg. Halle, Niemeyer 1908, 171 S. 52) Ed. F. Meister, 1873 (Bibl. Teubner).

nung der Epitome-Hypothese (Körting u. G. Paris) wird festgestellt, dass der Verfasser des lat. Dares kein blosser Übersetzer, am allerwenigsten ein stümperhafter Epitomator eines lat. Originals, sondern ein durchaus selbständiger Redaktor war. Die Vermehrung beträgt 11 Kapitel, um dem Geschmacke des spätrömischen Leserkreises zu genügen. Der Prolog (die sogen. Dedikationsepistel des Cornelius Nepos an Sallustius Crispus) ist sekundär, weil aus den Angaben von Kap. 12 und 44 zusammengesetzt; der Schiffs- und Troerkatalog lehnen sich an den in Homers Ilias II. gegebenen an. Für die ersten 11 Kapitel setzt Schissel Atethese an. Des Dracontius Gedichtsammlung Romulea ist die direkte auch stilistische Vorlage von Kap. 5—10. Kap. 1—3 gaben das Vorbild für den Mythographus Vaticanus primus ab. Daher wird der Dares latinus etwa 510—530 anzusetzen sein. In dieser Gestalt hat er das ganze MA. beherrscht. „Das griechische Original seines Werkes ging dauernd unter, wenn es nicht ein glückliches Geschick gleich dem seines Rivalen Diktys aus einem Papyrus wiedererstehen lässt.“ Schissels Buch enthält eine Fülle wichtiger wie schwieriger Probleme und ergänzt Griffins Diktysstudien, mit denen er sich bis auf Einzelheiten (S. 88, 132, besonders z. B. S. 87 durch seinen Glauben an ein Sisyphosbuch [also drei antike Schwindelbücher mit E. Patzig]) eins weiss. — Von L. CONSTANS kritischer Ausgabe des Roman de Troie[53]) für die „Société des anciens textes français“ sind die Schlussbände erschienen. Bd. III (1907) enthält die Verse 14959—23126, Bd. IV (1908) 23127—30316 (Schluss des Epos) nebst einem Anhange (längere Varianten). Mit Spannung erwarten wir jetzt die Einleitung, worin der verdienstvolle Herausgeber über die Hss. und ihre Einreihung sprechen, sowie über die Grundsätze Rechenschaft ablegen will, die ihn bei seinem Werke geleitet haben. Constans hat noch ein Fragment (= v. 4129—4288) verwerten können, das A. Bayot in den Archives générales du Royaume in Brüssel gefunden und näher beschrieben hat. — In der berühmten Schilderung der Geschichte von Troylus und Briseide folgt Benoît bekanntlich, da Dares nur spärliche Andeutungen enthält und von einem ausführlicheren Dares auch kaum mehr die Rede sein kann, seinem schöpferischen Dichtertalent. KARL YOUNG[54]), der das Fortleben dieser glanzvollen Episode verfolgt, zeigt, dass in Einzelheiten Boccaccio in seinem Filostrato sich bei weitem mehr an den altfranz. Roman als an die Historia Troiana des Guido delle Colonne (1287) anschliesst. Auch beschäftigt er sich des Näheren mit dem Verhältnis des Filostrato zum Filocolo, Chaucers zum Roman de Troie und der Historia, endlich Chaucers zum Filocolo. — NATHANIEL EDWARD GRIFFIN[55]) gibt uns den Erstdruck der „Sege of Troye“ aus der einzigen Hs. Oxford, Rawlinson D 82. Diese anonyme englische Trojaversion (15. Jahrh.) stellt sich offenbar als eine verkürzte Bearbeitung der Historia Troiana des Guido delle Colonne dar. Griffin weist nach, dass ausserdem an mindestens vier Stellen auf

53) Le Roman de Troie par Benoît de Sainte-Maure publié d'après tous les mss. connus (SASF.); Paris, Didot t. III (1907), 445 S., t. IV (1908), 446 S.
54) The origin and development of the Story of Troilus and Criseyde, published for the Chaucer Society, 1908 (for the issue of 1904), 195 S.
55) The Sege of Troye = PMLA. XXII (1907), 157—200.

Dares Phrygius zurückgegriffen worden ist und neigt infolge dieses Kontaminationsverfahrens zur Ansetzung eines bereits dieselbe Verschmelzung von Guido und Dares aufweisenden franz. Originals hin, das uns zwar nicht mehr erhalten ist, aber sich noch deutlich in der Sege of Troye verrät (Vorkommen einer Menge von franz. Wörtern und Wendungen und franz.-englische Doppelformen). Es bleibt abzuwarten, ob Griffin in einer ebenda angekündigten Suche nach einer solchen franz. Mittelstufe zu noch festeren Resultaten gelangen wird.

Andere antike Stoffe. Über die Verbreitung und literarische Ausgestaltung von Apuleius Märchen von Amor und Psyche in der französischen, italienischen und spanischen Literatur bis zum 18. Jahrh. belehrt uns in ziemlich ausreichender Weise BALTHASAR STUMFALL[56]). Für die altfranz. Periode ist das Ergebnis freilich recht gering. Eine Einwirkung des Apuleius auf den Dichter des Partonopeus von Blois, was Kawczyński bis zuletzt hartnäckig vertrat (vgl. VIII II 222 und 302), wird auch hier von folkloristischem Standpunkte aus zurückgewiesen; in einem Märchen „von der goldenen Wurzel" Lo turzo d'oro (stammt aus Basiles Cunto de li Cunti [1634]), soll sogar der Märchencharakter dieses Stoffes in vielen wichtigen Punkten Apuleius bedeutend näher stehen als etwa die Partenopeussage. Wir haben kaum nötig, ein anderes Argument als das der geringen Kunde von Apuleius im MA. ins Feld zu führen. Noch sei bemerkt, dass erst seit Ende des 15. Jahrhs. zuerst in Italien freie Bearbeitungen des Psychemärchens auftauchen. —

Seit dem letzten Bericht ist uns der Aufsatz von JAMES WESTFALL THOMPSON[57]) zu Gesicht gekommen, der sich mit den Beziehungen zwischen Christentum und der Gestalt Vergils beschäftigt. Dieser erhält bei Juvencus, sodann bei den Kirchenvätern Hieronymus, Ambrosius und besonders Augustinus immer mehr den Profetencharakter, der später im Rosenroman im Cléomadès und im Lothringerepos noch deutlich gewahrt bleibt. Daneben geht die weitverbreitete Anschauung vom Zauberer Vergil (Alexander Neckams de natura rerum, Ranulf Highdens Polychronicon). Gegen diese Auffassung erhebt das MA. höchst selten Protest (Alcuin, Lupus, Notker, Odo von Cluny). Zuletzt erlangte Vergil bei den Franziskanern besondere Wertschätzung und zwar hauptsächlich wegen der diesem Orden sehr sympathischen, in Vergils Dichtungen stark hervortretenden Vorliebe für Natur- und speziell Tierschilderungen. — Wenn auch der erste Teil des Roman d'Athis et Prophilias, dessen Ausgabe der REFERENT für die „Gesellschaft für romanische Literatur" vorbereitet, als eine Bearbeitung der Disciplina clericalis[58]) gewiss auf den Orient verweist, so steht doch fest, dass die ganze Technik dieses Eingangs und die umfangreiche Fortsetzung, um deretwillen der Roman oft in den Hss. als „Siege d'Athenes" bezeichnet wird, das Epos völlig zu den antikisierenden Dichtungen rechnen lässt. In der Tat schliesst es sich in Stoff und Form der Darstellung (z. B. das

---

56) Das Märchen von Amor und Psyche in seinem Fortleben in der franz., ital. u. span. Liter. bis zum 18. Jahrh. Leipzig 1907, XVI + 205. (MB. XXXIX. Heft). 57) Vergil in mediaeval culture. AJTh. 1906, 648—662. 58) Eine Neuausgabe der Disc. clericalis des Petrus Alfonsi nebst einer Darlegung der davon abgeleiteten romanischen Fassungen

Zelt des Königs Bilas) dem Kleeblatt Thèbes—Eneas—Troie unmittelbar an. Für die starke Verbreitung des Werkes zeugt der Auszüg im „Renart le Contrefait“, über den G. RAYNAUD[59]) genaue Angaben macht.

Kristian von Troyes.* 1907—1908. *Allgemeines. In einer sorgfältigen Dissertation behandelt VIKTOR SCHRÖDTER[60]) den Wortschatz Kristians in dessen Kampfesschilderungen und liefert damit einen sehr dankenswerten Beitrag zum künftigen kristianischen Wörterbuche und zur altfranz. Lexikographie überhaupt. Die S. 158 gegebene Übersicht lässt die Eigentümlichkeiten Kristians auch für dieses Gebiet sich klar von jenen der übrigen Dichter abheben. Auch sonst finden sich stoffliche Unterschiede zwischen ihm und seinen Zeitgenossen. Für die Zitate ist cligès² und yvain³, ferner die Constanssche Ausgabe des Roman de Troie noch nicht verwertet. Das ausführliche Register ist sehr willkommen. — Im III. Abschnitt S. 93—96 seiner den Minnebegriff in der altfranz. Lyrik behandelnden, aus Wechsslers Schule hervorgegangenen Abhandlung äussert sich MARTIN MÜLLER[61]) über die doppelte Auffassung der Liebe in Kristians Werken und führt, wie schon oft betont worden ist, die Nichtvollendung des Lancelot mit Recht darauf zurück, dass der ihm von Marie von Champagne aufgedrängte „sens“, also Frauendienst als bedingungslose Mannesunterordnung, seinem innersten Wesen zuwider vor. Denn im Erec und Yvain herrscht das entgegengesetzte Urteil über Liebe, Rittertum und Frauendienst vor. Die hier gegebenen kurzen Erwägungen müssen noch von anderer Seite aus vervollständigt werden. Der Verfasser hat auch den Hinweis unterlassen, dass schon der I. Teil des Yvain ein markantes Beispiel für die Auffassung der Liebe als „Dienst“ abgibt. Wohl mit Absicht ist er nicht näher auf das epische Gebiet eingegangen, obwohl seine Darstellung durch beleuchtende Parallelen (wie z. B. S. 24 und 34 das „faire homage“ an einer Stelle des Thibaut von Blaison (mains jointes, com fins amis): Yvain 1792—1794 „Messire Yvains maintenant joint ses mains, si s'est a genouz mis Et dist come verais amis“) einen noch weiteren Ausblick gewährt hätte.

Erec. In der Redensart „estre an Melide“ (v. 2358) sah Foerster zuerst eine Anspielung auf die Insel Malta, später (ZRPh. XXII, 529) daneben volksetymologischen Einfluss von mel „Honig“ (etwa „Schlaraffenland“) infolge des biblischen Ausdruckes terra lacte et melle manans (Deuteron. VI 3). Jetzt bringt A. THOMAS[62]) eine entscheidende Stelle für Foersters Vermutung aus der Paraphrase des Psalmes Eructavit[63]) (Hs. Bibl. Nat. 2094, fol. 176ᵈ: si les menroiz en Melite), wo Melite

---

wird durch W. Söderhjelm erfolgen. 59) Ro. XXXVII (1908), 245—283. 60) Der Wortschatz Kristians von Troyes bezüglich der Ausdrücke der Kampfesschilderung. Leipziger Diss. 1907, 196 S. 61) Minne und Dienst in der altfranz. Lyrik. Marburger Diss. 1907, 101 S. Rez.: ZRPh. XXXII (1908), 608 (L. Jordan). 62) Ro. XXXVII (1908), 126. 63) Den kristianischen Vers mit Melite zieht bei Erörterung der Quellenverhältnisse auch GEORGE FITCH MC KIBEN in seiner Doktordiss. der Universität Chicago (The Eructavit, an old French poem: The author's environment, his argument and materials. Baltimore, Furst Co. 1907, 97 S.) S. 42 heran; vgl. Ro. XXXVII (1908), 484 (P. Meyer). Der Eructavit ist als 20. Band der „Ges. f. rom. Lit.“

ganz deutlich das gelobte Land der heil. Schrift bezeichnet. Vielleicht dürfte sich auch noch ein mittellat. „terra mellita“ finden lassen.

Cligès. Durch allerlei Kombinationen und Operationen mit historischen Namen wie Ereignissen — seine merkwürdige Methode auch bei anderen Sagenstoffen ist schon mehrfach, zuletzt für den Merowingerzyklus[64]) von der Kritik allgemein als verfehlt verurteilt worden — bemüht sich F. SETTEGAST[65]) im Cligès und im Yvain Spuren der byzantinischen Kaisergeschichte des 11. teilweise des 9. Jahrhs. nachzuweisen, wobei es eben zumeist ohne gewaltsame Deutungen nicht abgeht. Gleich zu Anfang müssen sich nicht nur die Personennamen, sondern auch selbst Verwandtschaftsverhältnisse eine Verschiebung gefallen lassen, Feinde werden zu Freunden in ihrer Rolle verwandelt u. a. Die Cligèsgeschichte soll nach Settegast der Reflex der wirklichen Geschichte Isaaks I (1057—59) und namentlich seiner beiden Neffen Isaak des Jüngeren und Alexios I. (Kaiser 1081—1118) sein. Letzterer soll dem Alis des Cligès entsprechen, statt der beiden Isaaks seien ihrer zu wenig griech. Namen halber die beiden Alixandre gesetzt worden. Nach Zonaras war seit 1081 Alexios *βασιλεύς*, sein älterer Bruder Isaak der Jüngere ein *σεβαστοκράτωρ* — ein solches Verhältnis sei auch im Roman dargestellt. Die Werbung des Alexios um die Hand der Tochter des deutschen Kaisers Heinrich IV. für seinen Neffen und mutmasslichen Nachfolger, den Sohn Isaaks, die sich aber zerschlug, weil sie dem Herzog Friedrich von Schwaben verlobt war, soll an die Werbung des Alis um Fenice (die doch hier zur Ehe geführt hat!) erinnern. Dass ein Sachsenherzog als Nebenbuhler auftrete, komme daher, dass man eine dunkle Kunde von den Sachsenkämpfen Heinrichs bekam. Die Namen der Begleiter Alixandres werden so gut wie es geht in den griechischen Formen wieder hergestellt — man staunt über des Verfassers Geschicklichkeit bei diesen onomastischen Studien, z. B. Neriolis = *ἐν Ἡρίοις* (N. eines Kaiserpalastes bei Konstantinopel) oder wenn der 1047 geblendete *Τορνίκης* seinen N. für die beiden Männer Torin und Cornix hergeben muss etc. Für den 2. Teil des Romans geht es in demselben genre nicht ohne weitere Künsteleien ab. Der Held Cligès soll seine Benennung dem berühmten Chronisten Michael Glykas (ca. 1150) verdanken, gleichzeitig seien auf letzteren die Schandtaten des Kaisers Michael IV. (sein ehebrecherisches Verhältnis zur Kaiserin Zoe) übertragen worden, es habe daher der Verfasser der lat. Quelle bereits beide Michael miteinander verwechselt. Und dies ist nicht die einzige Verwechslung! Ein weiteres Beispiel dafür bietet die Figur des Jehan (= Geheimsekretär des Kaisers Theophilos (829—842) und späterer Patriarch, der auch einen Wunderpalast bei Konstantinopel baute, aber auch sein Bruder hatte ein Landhaus mit warmen Bädern etc. und die Kedrenosstelle solle von dem lat. Cligès besonders für die Gebäudeschilderung missverstanden sein). Die verbotene Bilderverehrung spiegele sich in der Angabe wieder, dass Jehan auch noch Maler und

---

(Verwaltungsjahr 1908) von T. A. Jenkins herausgegeben worden. **64**) F. Settegast, Antike Elemente im altfranz. Merowingerzyklus nebst einem Anhang über den Chevalier au Lion. Leipzig 1907, 68 S. Rez.: BZ. XVII (1908), 223; DLZ. 28 (1907), Sp. 3111 (E. Stengel). **65**) Byzantinisch-Geschichtliches im Cligès und Yvain = ZRPh. XXXII (1908), 400—422.

Bildhauer sei (dieser Patriarch Johannes wurde zum Bilderfeind!), auch in den Folterqualen Fenicens (= Marterung des Bilderverehrers Lazaros unter Kaiser Theophilos, dessen Todesumstände denen des Alis entsprechen könnten); ja auch Tristans Höhle sei eine entfernte Erinnerung an diese Zeiten — natürlich ins Weltliche umgesetzt —, so dass Cligès und Tristan auf derselben byzantinischen Quelle beruhen dürften u. s. w. Difficile est satiram non scribere! Ich glaube kaum, dass Settegast Anhänger finden wird, die sich in seinem Kartenhause wohl fühlen.

Yvain. Auf die erste Hypothese SETTEGAST[s] von einem Einflusse der orientalisch-griechischen Kýbele-Attissage auf den Löwenritter, die in einem Nachwort zu seiner Schrift über den altfranz. Merowingerzyklus zum Ausdrucke kam, folgt die zweite über eine historische (byzantin.) Quelle des Kristianischen Romans. Er findet sie in der Heiratsgeschichte der Kaiserinwitwe Eudokia (*Εὐδοκία* > Laudine!) und ihres 2. Gemahls Romanos (Kaiser 1068—1071), obwohl hier von keinem Mörder des ersten Gemahls die Rede ist. Der Feldzug des Romanos gegen die Türken wurde von Eudokia nur widerwillig gestattet, dies erinnere an den Auszug Yvains. Wiederum ist es uns mindestens unwahrscheinlich, dass Lunete sich aus zwei Persönlichkeiten zusammensetzt, aber Keltisches sei nach S. hier nicht ausgeschlossen. Schliesslich stellt sich Settegast zurecht, wie Kristian für seine beiden Dichtungen (Cligès und Yvain) sich desselben lat. „livre“ aus der Kathedralbibliothek von Beauvais bedient habe, das auf einer byzantinischen Chronik oder einer Kompilation daraus beruhte und daneben blosse Fabeln enthielt. Doch sieht er sich veranlasst, eine Keltisierung des ganzen Stoffes namentlich wegen der Quellenepisode anzusetzen, in die nach Verwischung des griechischen Kolorits der Dichter ein ihm zufällig bekannt gewordenes Quellen- und Feenmärchen aufgenommen habe. Wie kam er dazu, einen ursprünglich historischen Stoff so umzugestalten? Settegast meint, dass zwei Momente in der Geschichte des Kaisers Romanos ihres märchenhaften Charakters wegen hierfür massgebend gewesen sein dürften: a) dessen Ankunft bei seinem Türkenzuge an einer „kalten Quelle“ nebst herrlichen Obstbäumen in Armenien; b) der Ring (= Laudinens Ring!), den er dem siegreichen Sultan preisgeben musste. Die hier zitierten Proben mögen genügen, um des Verfassers Arbeitsweise und Hypothesenlust zu kennzeichnen. Es ist nur zu bedauern, dass soviel Mühe nutzlos vergeudet ward. — Unterdessen nimmt die keltisierende Theorie für den Yvain ihren Fortgang. An einer Stelle, wo man eine solche Erörterung kaum vermuten möchte, nimmt ARTHUR BERNARD COOK[66]) die Darlegungen von A. C. BROWN (vgl. JB. VIII II 311), dessen Triumph in der Yvainfrage er für erwiesen hält, wieder auf, aber unseres Erachtens mit weniger Glück. Zwecklos ist es, auf die Geschichte Gilla Decair, die sich doch nur von 1630 an feststellen lässt, trotz mehrerer mit Yvain gemeinsamer Züge Gewicht zu legen oder gar derselben eine grössere Bedeutung als der Krankheitsgeschichte Cuchulinns (Sergligc Conculaind) für den I. Teil der kristianischen Dichtung beizumessen. So fällt auch die Vergleichung der letzteren mit der „Lady of the Fountain“ des mabinogi und Gilla Decair in sich selbst zusammen, und Cook

66) The European Sky-god = Folk XVIII (1907), 24—53.

scheint auch die Bedenklichkeit seiner daraus gezogenen Folgerungen bewusst gewesen zu sein: „We have here to deal with a somewhat perplexing multiplicity of characters, viz. the hospitable host, the defender of the fountain, and the club-bearing giant, who all in a sense represent the Otherworld king“ (!) (S. 47). Dem Waldschrat bei Kristian widerfährt somit nicht nur die Ehre, von einem Bezirkskönig, sondern gar von einem Gotte abgeleitet zu werden. Denn da im Livre d'Artus, den der Verfasser ruhig als Quelle für mehrere Episoden des Yvain und der Lady of the Fountain ansetzt, der riesige Hüter der verkleidete Merlin ist, so schliesst er daraus, dass „the giant herdsman was originally a god, viz. the Otherworld king, whose human representative, king of the district, had a fighting deputy or champion at the fountain.“ Hier im Livre d'Artus wie sonst sei Lunete „merely a doublet of Laudine“ und zwar in der Rolle einer Mondgöttin! (Cook will als Stütze seiner Ansicht die Stelle Yv. 2398 verwenden, wo Gauvain und Lunete ganz natürlich und harmlos mit „lune et soloil“ verglichen werden, und behauptet: „Lunete represents the moon and Gauvain the sun“ (vgl. Folk. XVII, 343)!). Dies klingt nun alles sehr märchenhaft und kann auf Glaubwürdigkeit keinen Anspruch machen. — Mit der Löwenepisode im Yvain beschäftigt sich OLIVER M. JOHNSTON[67]). Er fasst zunächst die bisherigen Meinungen über die Quelle dieser Erzählung (Villemarqué und San Marte—K. Simrock—Foerster und Reiffenberg—Baist—Ahlström —Reiffenberg) zusammen. Es ist ihm sehr wahrscheinlich, dass die Legende von Golfier de Las Tours von der Yvainsage herstammt. Zuletzt hat A. C. L. Brown in seinem Yvainbuche für diesen Stoff im II. Teil der kristianischen Dichtung den Einfluss von irischen Märchen (Reisen von Helden ins Jenseits) verfochten, für die Einführung des Löwen hingegen auf „the influence of chivalric tales coming from the lion-haunted Orient“ verwiesen. Diesen Punkt greift nun der Verfasser heraus unter richtiger Betonung des Umstandes, dass der Löwe bei Kristian nicht wie in jenen keltischen Märchen die Rolle eines Führers des Helden spielt. Johnstons Meinung geht auf Grund einer Betrachtung mehrerer Gruppen orientalisch-klassischer Erzählungen dahin, dass in Kristians Vorlage eine Verschmelzung des Typus von den „dankbaren Tieren“ und der antiken Androclusgeschichte (bei Apian und Aelian, für die ein buddhistischer Stoff vorbildlich gewesen sein kann) gestanden habe. Beide Sagentypen sind ja eng miteinander verwandt, so dass eine solche Kontamination sehr nahe lag. Die Frage freilich, auf welchem Wege die Löwengeschichte in dieser Gestalt bei Kristian Eingang gefunden hat, muss der Verfasser offen lassen. Die indische (buddhistische) Herkunft des Motivs der „dankbaren Tiere“ scheint dagegen für die überzeugten Anhänger der Benfeyschen Theorie festzustehen. — Dass die Jokastegeschichte aus dem Thebenroman, die dort die Einleitung zum eigentlichen Roman bildet, bei gleicher Tendenz und auch infolge der wörtlichen Berührungen Kristian wohl mit beeinflusst haben kann, die „leicht getröstete Witwe“ voll psychologischer Treue auszugestalten, hat Referent

67) The Episode of Yvain, the Lion, and the Serpent in Chrétien de Troies = ZFSL. XXX[1] (1907), 157—166.

bereits in seiner Kristianstudie (Halle, Niemeyer 1903, S. 128, Anm. 1) nahegelegt. Man vergleiche ferner den vorigen Jahresbericht II 313, da 1906 Alfred J. Morrison[68]) dieselbe Hypothese vorgebracht hat. Nunmehr hat auch A. G. van Hamel derselben Vermutung in seiner letzten nachgelassenen Schrift[69]) Ausdruck gegeben. Doch möchte ich auch jetzt nicht eine bewusste „opposition“ zum Thebenroman in Kristians Darstellungsart sehen wollen. Unserem poète champenois hat gewiss diese Episode lediglich vorgeschwebt, wie er auch sonst diesen Roman zu kennen scheint. Schwerlich kann man behaupten, dass er die besondere Absicht gehegt hat, den Vorgänger zu übertreffen,

Wilhelmsleben. Die Verfasserschaft Kristians für dieses Werk, das ihm bis zuletzt von G. Paris wegen seiner Schwächen abgesprochen worden ist, leugnet in einer sehr verdienstvollen auf Wechsslers Anregung entstandenen Doktorarbeit Otto Borrmann[70]) und geht dabei von metrischen Gesichtspunkten aus, namentlich von den Ausführungen P. Meyers (Ro. XXIII [1894], 1—35) über die Reimbrechung (la rime brisée) und das Enjambement von Reimpaar zu Reimpaar (le couplet brisé) aus. Für die Chronologie und Echtheitsfragen kann in der Tat dieses Kriterium, wie es nach P. Meyer in dem zu Anfang dieses Berichtes angeführten Aufsatz von F. M. Warren versucht worden ist, von grossem Werte sein, obwohl eine gewisse Vorsicht (vgl. P. Meyer a. a. O. S. 15) geboten ist. Nachdem Borrmann die chronologische Entwicklung dieser Technik in den Kristian zugeschriebenen Romanen eingehend verfolgt und durch eine sorgfältige prozentuale Berechnung festgestellt hat, dass der Dichter in seinen Jugendwerken noch häufig die lyrischen Reimpaare und epischen Reihen verwendet und erst in den späteren Werken die (schwache und starke) Reimbrechung überwiegen lässt, zieht er seine Schlüsse für das Wilhelmsleben. Die dort hervortretende altertümliche Behandlung des Reimpaares mache es unmöglich, das Werk, wie Foerster will, zwischen Yvain und Perceval und überhaupt nach dem Cligès einzureihen. „Vor dem Cligès ihn anzusetzen, verwehrt uns die Aufzählung seiner bisherigen Werke, die Crestien dort im Eingang gibt. Es wird sich kaum leugnen lassen, dass sich aus unserer Untersuchung ein wichtiges Kriterium gegen die Verfasserschaft Crestiens von Troyes ergeben hat. Dieses Kriterium allein kann uns noch nicht berechtigen, ihm den Wilhelm mit Sicherheit abzusprechen. Aber die Gelehrten, welche aus anderen Erwägungen bisher ernste Zweifel an der Verfasserschaft des Meisters geäussert haben, bekommen damit eine feste Stütze ihres Urteils“ (S. 36). Zuletzt wird das Verdienst Kristians als eines „novateur“ auf dem Gebiete der bewussten Reimbrechung beleuchtet durch den Hinweis auf die Verwendung des kurzen Reimpaares bei seinen Vorgängern (hierbei ergibt sich die Reihenfolge Thèbes—Troie—Eneas, aber „von absolutem Wert ist dieser Beweis nicht“, ferner ein Überwiegen der alten

---

68) De Vidua: Yvain 933—2048 = MLN. XXI (1906), 127—128. 69) Jocaste-Laudine, MChab. (= RF. XXIII), S. 911—918. 70) Das kurze Reimpaar bei Crestien von Troyes mit besonderer Berücksichtigung des Wilhelm von England. Marburger Diss. 1907, 47 S. (auch in RF. XXV). Rez.: Ro. 1908, 485 (P. Meyer); RLR. 51 (1908), 380 (J. Anglade).



Technik in Waces Brut und Roman de Rou wegen des literarischen Milieus (England), auch im Thomas-Tristan aus demselben Grunde), bei seinen Zeitgenossen (Walter von Arras und Marie von Frankreich wahren ihre Selbständigkeit) und Nachfolgern (bald Festhalten an der alten Kunstrichtung, wie in Floire et Blanchefloire, bald Übertreibungen, wie im Meraugis des Raoul von Houdenc und im Fablel Auberée). Für die beiden Versionen der Folie Tristan ergibt sich ein feiner Unterschied, für den Tristan Berols die Bestätigung der Muretschen Annahme von drei Verfassern. In einer langen Besprechung nahm Wendelin Foerster[71]) alsbald Stellung zu diesem Angriff auf den grossen Meister der Champagne. Die Urteile aller Gegner des letzteren seien subjektiv gefällt, dagegen sei die Übereinstimmung des Wilhelmslebens in Reim, Sprache, Stil und Wortschatz mit den kristianischen Romanen deutlich bewiesen worden. Von einer kirchlichen Tendenz sei dort nichts zu spüren. Aber selbst wenn man — und Foerster gesteht zu, seine Ansicht im Laufe der Zeit ein paarmal geändert zu haben — diese Dichtung eben wegen dieser einfachen Verstechnik an den Anfang der Tätigkeit des Kristian rücken und noch nach anderen Gesichtspunkten für das Verschweigen im Erec oder im Cligès (vorsichtiges Sondieren des Publikums als bescheidener Anfängers oder absichtliches Verleugnen auf der Höhe seines dichterischen Schaffens) suchen wolle, falle doch ein zweites von Borrmann übersehenes Moment der Verstechnik, nämlich die Verwendung des reichen Reimes gewichtig in die Wagschale. Dieses spreche, wie schon E. Freymond gesehen hat, dagegen, dass wir es hier mit einem Jugendwerk Kristians zu tun haben (mit 44 Proz. reichen Reimes stellt sich der Wilhelm neben den Karrenroman). Beide Eigenheiten der Verstechnik lassen sich also doch nicht vereinigen, so dass auch jetzt noch keine sichere Entscheidung herbeigeführt worden ist[72]). Denn Foersters Schlusswort, der Dichter habe des volkstümlichen Stoffes wegen auch eine entsprechende Behandlung und einfache Verstechnik bewusst angewandt, so dass der Wilhelm mehr gegen Ende seiner Wirksamkeit zu rücken sei, bleibt seine persönliche Meinung. So scheint über den ganzen Gegenstand so ziemlich alles Material mit negativem Erfolge erschöpft zu sein. — Im weiten Rahmen gehalten ist Leo Jordans[73]) Übersicht über die verschiedenen Fassungen der Eustachiuslegende und die Verbreitung gleicher Motive im Orient und im Abendland, wobei er Gordon Hall Geroulds bedeutende Abhandlung[74]) (vgl. JB. VIII II 314) übersehen zu haben scheint. Er verfolgt die abendländischen Ableitungen der Legende nach zwei Prinzipien (Scheinehe auf Seiten der Frau und Verkauf der Frau), als deren Ausläufer sich die schon von W. Foerster im Vorwort zum Wilhelmsleben (S. CLXXVI) angeführten Versionen darstellen. Der Sagenstoff selbst habe wahrscheinlich seine Wurzel in einem

71) LBlGRPh. 29 (1908), 107—114. 72) Der von Warren (a. a. O. S. 660) hervorgehobenen Nichtbefolgung der Tirade lyrique im Wilhelmsleben (daher Kr.s Jugendwerk) steht z. B. die reiche Ausgestaltung der kurzen Wechselrede (sogar Vierteilung desselben Achtsilbners!, also spätes Werk) gegenüber, sodass auch hier keine Einigung erzielt werden kann. 73) Die Eustachiuslegende, Christians Wilhelmsleben, Boeve de Hanstone und ihre orientalischen Verwandten = ASNS. 121 (1908), 340—367. 74) Forerunners, Congeners, and Derivatives of the Eustace Legend = PMLA. XIX (1904), 335—448.

internationalen Volksmärchenstoffe, worin sich noch das ursprüngliche Charakteristikum der Scheinehe auf Seiten des Mannes erhalten habe. Jordan nimmt nun an, dass ein Urmärchen folgende drei Zweige getrieben haben kann: a) durch die Mittelstufe eines griechischen Märchens sei die Placidas-Eustachius- (eigentlich Eustathios-)Legende entstanden; dabei wurde die Scheinehe sekundär der Frau zugeschoben, um vom Heiligen den Tadel fernzuhalten. b) Ein nordeuropäisches Märchen laufe in den Boeve de Hanstone aus. Die dort geschilderte II. Verbannung Boeves hatte Deutschbein in seinen trefflichen „Studien zur Sagengeschichte Englands" (Coethen 1906, S. 206 ff.) mit Kristians Wilhelmsleben zusammengebracht, und von Leo Jordan[75]) selbst erschien 1908 eine genaue Untersuchung dieses Abenteuerromans, dessen ältere Gestalt er gegenüber der anglonormannischen Version mit guten Gründen in der venezianischen Redaktion sieht[76]). Bei dieser Gelegenheit (S. 31 ff. über die Cevileepisode als spätere Interpolation) führte er bereits andeutend an, dass das zweite Exil Boeves eine Gruppe des Themas „Trennung und Wiedervereinigung von Eltern und Zwillingen" bildet, und teilte auch bereits seine Ergebnisse mit, die in diesem Aufsatze des ASNS. begründet werden. Danach kopiert der Boeve die Urform des Märchens, da er den Helden eine Scheinehe eingehen lässt. c) Das eben angeführte Motiv ist auch dem Orient nicht unbekannt (vgl. V. Chauvin, Bibliogr. arabe VI 155 ff.); ein orientalisches Märchen ist demnach anzusetzen für eine Erzählung aus 1001 Nacht und in letzter Linie auch für den Cavallero Cifar, in welchem die höchst bedeutungsvolle Angabe der Vorrede für den orientalischen (arabischen) Ursprung spricht: „la storia que adelante oyredes, . . . fu trasladada de Caldeo en Latin et de Latin en Romance." Da der Schauplatz in jener Boeveinterpolation Civile = Sevilla ist, so möchte Jordan neben der ihm richtiger dünkenden Annahme eines internationalen Volksmärchens als Quelle aller Versionen immerhin die Möglichkeit nicht von der Hand weisen, „dass die Legende Quelle einer Reihe europäischer Versionen und der orientalischen zugleich wurde, dass dann diese letztere nach Spanien gelangte, dort ins Romanische übersetzt wurde und aus Spanien nach Frankreich drang, wo sich der Boeve ein spanisch-arabisches Märchen aneignete". Bis auf weitere Zeugnisse wird es schwer sein, sich zu der einen oder der anderen Ansicht zu schlagen. Gerould stimmte auf Grund eines viel reicheren Materials für orientalischen Ursprung und rein literarische Ableitung des ganzen Stoffes.

Kristian-Nachahmer. Die Dissertation von Cäsar Habemann[77]) hat das Verdienst, in besonnener Weise den Begriff einer literarischen Entlehnung festgestellt und die historisch-genetische Betrachtungsweise für solche Arbeiten betont und durchgeführt zu haben. Bezüglich der Quellen des Meraugis des Raoul von Houdenc ergänzt er

75) Über Boeve de Hanstone = 14. Beiheft zur ZRPh., Halle, Niemeyer 1908, 107 S. 76) Die Würdigung dieses fruchtbaren und einsichtigen Beitrags zur Boevesage, (Rekonstruktion des Ur-Boeve), bleibt einem anderen Berichterstatter vorbehalten. Jordan ist ein Anhänger der Theorie der „folkloristischen Verwandtschaft". 77) Die literarische Stellung des Meraugis de Portlesguez in der altfranzösischen Artusepik. Göttinger Diss. 1908, 94 S.

die kurzen Bemerkungen in Friedwagners Ausgabe, verteidigt jedoch den Dichter gegen den Vorwurf „der plumpen Nachahmung Kristians“. Am stärksten ist die Nachwirkung des Erec: die Sperberepisode, über die bereits Philipot gehandelt hat, sodann die „Joie de la Cort“. Hier findet aber der Verfasser, dass die ursprüngliche Fassung im Prosamerlin am besten bewahrt sei und auch Raoul ändere wenig daran, während Kristian in beiden Teilen der Erecepisode sich infolge willkürlicher Umgestaltungen in einige Widersprüche verwickle. Fraglich bleibt, was Habemann über die gemeinsame Quelle, die er für den Meraugis und den Merlin erschlossen hat und die französisch, nicht bretonisch gewesen sein soll, vorbringt. Ferner kommt Kristians Perceval für den Meraugis in Betracht, weniger der Karrenritter, aus dem Cligès und Yvain lassen sich wenige oder gar keine Entlehnungen feststellen. Im II. Hauptteile wird auf stilistische Dinge eingegangen: Raoul zeigt ein besonnenes Mass in der Verwendung von Liebesmonologen, weitergegangen ist er in der Ausgestaltung der kurzen Wechselrede. Die Besprechung des III. Hauptteils (Einfluss des Meraugis auf andere Artusepen, wie Durmart, Atre perilleus, Beaudous, Escanso) gehört an eine andere Stelle dieses Berichtes. — Die gleiche Aufgabe, troffliche und technische Berührungen mit Meister Kristian aufzudecken, stellt sich Robert Thedens[78]) für den Chevaliers as deus espees. Interessant ist es, dass diesem Roman der Perceval am nächsten steht, doch will der Verfasser in mehreren Punkten das Zurückgehen auf eine gemeinsame Tradition betont wissen. Die Übereinstimmungen mit den übrigen kristianischen Werken sind recht gering. Dies gilt selbst für die psychologischen Analysen des Cligès. Im allgemeinen tritt der Dichter weder als sklavischer Nachahmer, noch als Rival Kristians auf, was ja auch bekannt war. Infolge der engen Berührung zwischen Wace und Kristian wird der Vergleich für Erec und Cligès beeinträchtigt. Daher liefert Thedens im Anhange (S. 126ff.) einen dankenswerten Exkurs über das Nachwirken Waces in kristianischen Werken. Foerster hat (yvain[3] p. XII u. XXXI) gezeigt, dass Kr. sich die Sturmquelle im Yvain aus Waces Roman de Rou II, 6395ff. geholt hat. Auf eine 2. Übereinstimmung im Cligès, nämlich die Episode im Statthalter Augres (= Aufstand des Mordret im Roman de Brut in Anlehnung an Galfried) hat Gröber (GrG. II 449) aufmerksam gemacht und Thedens erhärtet dies an einer ganzen Reihe von Parallelen. Bei dieser doppelten Anleihe geht wohl der Verfasser in der Annahme nicht fehl, dass die Mordret-Episode in Waces Brut, womit das Motiv des Ehebruchs der Königin Guenievre eine grosse Rolle spielt, auch noch für die Ausgestaltung des Lancelot mitbestimmend gewesen sei. Foerster stimmt allerdings für den Einfluss der Erzählung Mariens von Frankreich, doch lassen sich beide Ansichten wohl mit einander vereinigen.

Tristansage und Tristantexte. 1907—1908. Für das Berichtsjahr **1906** bleibt Folgendes nachzutragen. Eine neue Ausgabe Gottfrieds von Strassburg vom textkritischen Standpunkte aus war nach

78) Li chevaliers as deus espees in seinem Verhältnis zu seinen Quellen, insbesondere zu den Romanen Crestiens von Troyes. Göttinger Diss. 1908, 132 S.

der mangelhaften Publikation Massmanns (1843) und den beiden mehr für ein grösseres gebildetes Publikum berechneten Textausgaben von Bechstein (1870, 3. Aufl. 1890—91) und Golther (1888) ein dringendes Bedürfnis. Dieser mühe- und verdienstvollen Aufgabe hat sich nunmehr KARL MAROLD [79]) trotz schwieriger Umstände und abhaltender Berufspflichten mit Eifer und Erfolg unterzogen. Erst jetzt erhalten wir einen guten Einblick in das Handschriftenverhältnis, dankbar sind wir vorzugsweise für die Darlegungen über die Florentiner Handschrift und deren Geschichte. Der kritische Text enthält eine grosse Reihe von gebesserten Stellen, für eine Nachlese wird manches übrig geblieben sein. Bis v. 1000 ist die Variantenangabe reichlicher als für den Rest geflossen, und man wird diese weise Beschränkung nur billigen können. Am Schlusse dieses I. Teiles — der II. wird den Kommentar bringen — gibt Marold ein Verzeichnis der Eigennamen. Das Verspaar 12219—12220 hat von jeher der Deutung Schwierigkeiten bereitet: sô wirt mîn herze sâ zestunt | groezer danne setmunt. Das rätselhafte Wort setmunt, von Marold nach Jaenickes Vorschlag mit dem Septimer gleichgestellt, bleibt weiter dunkel. Denn, wie PIQUET [80]) richtig bemerkt, klingt auch die von ANTON WALLNER [81]) vorgeschlagene Erklärung setmunt < afrz. set munt (die Stelle gehöre in die Kategorie von Mischreimen) sehr unwahrscheinlich, und Bédiers Thomastext v. 698 cest mont bietet keinen Ausweg. — In der grossen Allegorie von der Minnegrotte enthält der Schluss eine Art von Selbstbekenntnis Gottfrieds: ich hân die fossiure erkant | sît mînen eilif jâren ie | und enkom ze Kurnewâle nie. JOSEF JANKO [82]) will nach den bisherigen unbefriedigenden Interpretationen eine neue Ansicht vortragen: Eine zart elegisch klagende Stimmung des Dichters präge sich hier aus, wenn er dem Bedauern Ausdruck gibt, kein festes Liebesglück (= Kurnewal) erreicht zu haben. „Auch er habe die Grotte in der Wildnis aufgesucht auf seiner Jagd nach Liebesglück, aber ohne das Ziel einer glücklichen dauernden Vereinigung mit der Geliebten zu finden.“ Dieser immerhin sehr ansprechenden Deutung kann sich E. MARTIN nicht anschliessen und hält sie für gekünstelt. So bleibt der Sinn jenes Selbstbekenntnisses, zumal da die ganze Allegorie wesentlich Erfindung des deutschen Dichters ist, uns fürder verborgen. — Von der Tristanfortsetzung Heinrichs von Freiberg ist eine Ausgabe durch ALOIS BERNT [83]) erschienen. Dem Texte gehen sehr ausführliche „Einleitungen“ voraus, in denen u. a. erwiesen wird, dass Heinrichs Tristan ziemlich sicher um 1290 beendigt wurde. Für einzelne Teile ist auch Gottfrieds Dichtung wiederholt

---

79) Gottfried von Strassburg, Tristan hsg. Karl Marold. I. Teil: Text. Leipzig, E. Avenarius 1906, LXVI + 282 S. und 2 Taf. (= Teutonia. 6. Heft). 80) Rez. der Maroldschen Ausgabe in RCr. N. S. 64, t. 2 (1907), 342. 81) ZDPh. 39 (1907), 223—225. 82) Die Allegorie der Minnegrotte bei Gottfried von Strassburg. Prag, Fr. Řivnač 1906, 14 S. (Sonder-Abdruck aus SBBGWhkl. 1906). Rez.: DL. 29 (1908), Sp. 30 (E. Martin); RCr. N. S. 65 (1908), 138 (F. Piquet). 83) Heinrich von Freiberg. Mit Einleitungen über Stil, Sprache, Metrik, Quellen und die Persönlichkeit des Dichters. Halle, Niemeyer 1906. 272 S. u. 1 Lichtdruck-Beilage. (Gedr. mit Unterstützung der Ges. zur Förderung deutscher Wiss., Kunst u. Liter. in Böhmen). Eine sehr lange Besprechung dieser Ausgabe mit zahlreichen Ausstellungen gab G. Rosenhagen

worden, sonst hat Heinrich keine anderen Quellen als seinen Vorgänger Ulrich von Türheim und auch Eilhart gehabt. Hingegen wird mit vollem Recht ein von Singer[84]) erschlossener franz. Prosaroman als Vorbild für manche Züge, die entschieden der Mehrzahl nach Heinrichs eigene Erfindung sind, zurückgewiesen. In diesem Punkte wäre eine noch weitergehende Kritik am Platze gewesen. Aber Bernt hat zu seinem grossen Schaden nirgends Bédiers Thomasausgabe (1905) zu Rate gezogen, die jedem Tristanforscher als feste Stütze dient[85]).

1907. Würdig zur Seite des Bédierschen Thomas-Tristan stellt sich des emsigen WOLFGANG GOLTHER[86]) schönes Tristanbuch, das neben lichtvoller Darbietung von gründlicher Beherrschung des Stoffes vom Mittelalter bis in die Neuzeit zeugt und durch eine gefällige und angenehme Sprache auch weitere als bloss Spezialforscherkreise zur Beschäftigung mit der alten schönen Legende anzuregen geeignet ist. Es beruht auf langjährigen liebevollen Studien und bildet das Muster einer gefälligen vergleichenden literargeschichtlichen Darstellung. Auf eine historische Übersicht über die bisherige, ein volles Jahrhundert (1804—1907) umfassende Forschung, die nunmehr einen glänzenden Abschluss durch Bédier-Muret-Golther erreicht hat, betrachtet Golther die drei festen Grundpfeiler der alten Tristansage und zeigt, wie die piktisch-britische Heldensage, ein Niederschlag sagenhafter Erinnerungen aus verschiedenen Jahrhunderten, mit dem Liebesroman verbunden wurde[87]), worin drei Bestandteile hervortreten; a) das Märchen von der goldhaarigen Jungfrau; b) das Oenone-Theseusmotiv; c) allerlei Spielmannsschwänke (Verkleidungen — Genovevasage — die unterschobene Braut — viel Frauenlist und Gattentrug wie Tristans Verwundung an einer Sensenfalle, über welche Episode G. Huets Ausführungen[88]) später zu erwähnen sein werden, ferner die von Kuno Meyer[89]) als keltische Reminiszenz nachgewiesene Botschaft durch Spähne, aber auch der zweideutige Eid, ein Schwank, der in der orientalischen Erzählungsliteratur[90]) oft vertreten ist und der in derselben altertümlichen Form, wie Golther S. 28 dartut, schon in der isländischen Gretissaga auftritt). Seinem Prinzip getreu leugnet er jeglichen keltischen Ursprung der Liebesgeschichten Tristans ab, was gewiss für die kymrische Sage zu Recht besteht, für Einzelheiten jedoch von der Kritik etwas eingeschränkt worden ist. Die Bachepisode hat, wie G. Huet unter Hinweis

= ZDPh. 40 (1908), 228—240. **84**) ZDPh. 29, 73—86. **85**) Ein Gleiches gilt von Golthers Tristanbuch (1907), wo das Nötigste über Heinrichs von Freiberg Tristan und dessen Quellenverhältnisse klar und übersichtlich (S. 89—98) zusammengetragen ist. **86**) Tristan und Isolde in den Dichtungen des Mittelalters und der neuen Zeit. Leipzig, Hirzel 1907, 465 S. (8,60 Mk.) Rez.: LCBl. 58 (1907), Sp. 1473; RCr. N. S. 64. 2 (1907), 405 (F. Piquet); MA. 20 (1907), 285 (G. Huet); DLZ. 25 (1908), Sp. 1195 (E. Martin); MLN. 23 (1908), 197 (A. Wilson Porterfield); HJb. 25 (1908), 977 (E. Stemplinger); LE. 10 (1907—08), 91 (Hanns Gumppenberg). **87**) Auch schon mitgeteilt in Golthers Aufsatz = NJbbKlA. 1906, 692—703 (vgl. Jb. VIII II 316). **88**) Ro. XXXVI (1907), 50—57. **89**) ZRPh. 1902, 716 ff., 1904, 353 ff. Übrigens findet sich schon in der Historia de preliis (10. Jahrh.) bei der Beschreibung des Palastes der Candace folgende Stelle: Subtus ipsum palatium currebat fluuius dulcissimus, et erat claritas aque illius quasi de auro (ed. Zingerle, Breslau 1885, p. 245). **90**) Vgl. unseren vorigen Bericht II 317. W. Hertz, Tr. u. Is. Anm. 112. Dazu jetzt J. Hertel, Ausgew. Erzählungen aus Hemacandras

auf F. Lot[91]) betont, viel Keltisches in sich, so dass die Liebesgeschichte nicht in allen Punkten von einem franz. Dichter frei erfunden worden ist. Mit Bédier misst E. Martin der mündlichen Überlieferung eine grössere Bedeutung bei. Auch sei Irlands Rolle nicht zu unterschätzen. der Heimatsstätte für klassisch-antike Literarstoffe vom 7.—10. Jahrh. Wie Max Deutschbein[92]) bemerkt habe, lasse sich schon um 1100 die Minotaurussage in der irischen Literatur nachweisen. Widerspruch fand auch Golthers zeitliche Ansetzung der ersten Ausgestaltung des Tristanromans nach Galfrieds Historia (1136), indem er ein Übergreifen der Artussage, also des Berichts von Modreds Ehebruch mit seines Oheims Weib Guanhumara, auf den Tristanstoff gelten lassen will. Huet ist das Gegenteil wahrscheinlicher, die Priorität nämlich des seinem ganzen Tone nach ursprünglicheren Urgedichtes vor dem gelehrten Machwerk Galfrieds. Übrigens gehen die Spuren von der Bekanntschaft der Artussage auf dem Festlande infolge des normannischen Einflusses bis ans Ende des 11. Jahrhs. (Namen der bretonischen Sage) zurück. In der Rekonstruktion des Ur-Tristans, dem der 2. Teil des Buches gewidmet ist, gelangt Golther unabhängig von Bédier zu denselben unantastbaren Hauptresultaten. Nur wenige Abweichungen sind zu verzeichnen: Ins Urgedicht stellt er 1. Tristan als Bretonen wegen seiner Geburt zur See; 2. den Einsiedler Ugrin, 3. die ganze Geschichte von Isoldens zweideutigem Eide, 4. das Feenhündchen Petitcru, 5. die Sensenfalle. Auszuscheiden sei 1. Tristans Narrenverkleidung — dadurch bleibt der Folie der Charakter einer selbständigen Tristannovelle gewahrt, 2. Gorvenals letzte Botschaft. Daran schliesst sich die Würdigung des alten Tristanromans, den er nicht mit Bédier so früh (um 1120, etwa gleichzeitig mit dem Rolandsliede) ansetzt, sondern eben wegen Galfried zwischen 1140—1150 stellt. Roh und altertümlich in der Form war dieser Urtristan, für den Vortrag berechnet, etwa 6—7000 Verse lang. Die Persönlichkeit des Dichters bleibt im Dunklen. Kristian kommt sicherlich kaum in Betracht, hypothetisch ist ebenso der später als Tristandichter viel gerühmte Li Kievres, für den erneut E. Martin in derselben Rezension wenigstens als den Verfasser der Vorlage Eilharts eine Lanze brechen möchte. Im 3. Teil fasst Golther das Wesentlichste über die Bearbeitungen des Urgedichtes zusammen, zunächst über den Tristant des Eilhart von Oberge, seine Vorlage und seine Nachahmungen, alsdann über Berols Tristan (in der Beschränkung der Wirkung des Liebestrankes auf drei oder vier Jahre ersieht er im Gegensatz zu Bédier einen ursprünglichen Zug; im Hinblick auf den einheitlichen Geist der Darstellung in Berol I und II erhebt er Einspruch gegen die von ihm selbst früher und Muret immer noch verfochtene Annahme zweier Verfasser; Berols Bearbeitung eigen sind die drei Barone mit ihren typischen Verräternamen; in Berol I sind Marks Pferdeohren ein unter den Conteurs entstandener etymologischer Schwank; Charakteristik Berols, der alles freier als Eilhart behandelt und in wild-rohen Szenen, selbst groben Zoten schwelgt), und über den franz. Prosaroman (215—1230),

---

Pariṣiṣṭaparvan. Leipzig 1908, S. 102 und ZVV. 18 (1908), 385 (ein kaschmirischer Volksroman). 91) Ro. XXIV 233. 92) Studien zur Sagengeschichte Englands I. Coethen 1906, S. 171.

der viel altes Gut bei aller Willkür in der Szenenanordnung und Verknüpfung mit Gral- und Artusromanen und freien Erfindungen bietet, was auch von der ital. Übersetzung in der Kompilation „la tavola ritonda“ (um 1300) gilt. Weitere Ausläufer dieses Tristanzweiges bedürfen z. T. noch, wie der spanische Roman (Anfang 14. Jahrh.), einer näheren Untersuchung. Der 4. Teil beschäftigt sich mit dem Thomas-Epos und dessen bekannten Ableitungen. Für Thomas wird Lob und Tadel gleichmässig abgewogen, der Werdegang des höfischen Ritterromans dargelegt, die Zutaten des Gelehrten und Dichters geprüft (die Bilderhalle stammt aus dem Trojaroman, die Sturmszene aus Wace; Mark als britischer Alleinherrscher nach Artus lässt auf Bekanntschaft von Wace und der Vita S. Pauli Aureliani schliessen). In echt mittelalterlicher Art beruft sich Thomas auf Gewährsmänner, um Neuerungen durch berühmte Namen zu decken, ein Brauch, der bei Gottfried von Strassburg immer verwickelter wird, mit dem Unterschiede freilich, dass Thomas Zitate auch auf Glaubwürdigkeit Anspruch machen könnten. Seine Berufung auf die conteurs kann er dem alten Tristangedicht entlehnt und mit dem Breri, wie schon G. Paris vermutete, höchst wahrscheinlich den von Girald von Barri genannten berühmten kymrischen Fabulator Bledhericus (1. Hälfte des 12. Jahrhs.) gemeint haben. Dieser ist ja auch als Gewährsmann in der Einleitung und Fortsetzung zu Kristians Perceval erwähnt, worüber Jessie L. Weston (Ro. XXXIII, 334) gehandelt hat. Die meisten geschichtlichen Anführungen bei Thomas stammen direkt aus Wace, indirekt aus dessen Vorlage des Galfried von Monmouth Historia regum Britanniae. „Thomas war literarisch fein gebildet, er kannte Wace und die antiken oder byzantinischen Romane und bearbeitete den Tristanroman mit grosser Freiheit“ (S. 141). Ein glücklicher Gedanke Golthers war es, von der Art der verschiedenen auswärtigen Nachahmungen dieses grossen Kunstepikers uns ein deutliches Bild und Beispiel in der Szene von Tristans Abschied von Isolde nach den erhaltenen Texten (Gottfried von Strassburg, der norwegischen Saga und dem engl. Sir Tristrem) zu geben. Der 5. Teil des Buches enthält die Nachklänge des Tristanromans: Kristians Cligès und Lancelot als Weiterbildungen des Themas. Wichtig ist es, dass Baist den im Erec v. 1713 bezeugten „Tristanz qui onques ne rist“ im span. Caballero Cifar III 29—40 (nach 1300 verfasst) wiedergefunden hat, so dass mithin der Inhalt wenigstens dieses sehr alten Lai, der nach dem Urtristan und vor Kristians Erec entstand, uns gerettet ist. Der Abenteuerroman von Tristan de Nanteuil gehört kaum der Einleitung nach hierher. Im 6. Teil werden die erhaltenen Tristanlais erörtert: 1. die Folie, deren Abhängigkeitsverhältnis anders als bei Lutoslawski und Bédier formuliert wird, 2. der Gaisblattlai Mariens, 3. der anglonorm. Donnei des amanz, 4. der mhd. „Tristan als Mönch“, 5. „Tristan als Minstrel“ oder „la Luite de Tristrant“ in Gerberts von Montreuil Percevalfortsetzung (vgl. Ro. XXXV, 497—530 und JB. VIII II 320). All diese Tristannovellen „sind durchweg spätere Absenker oder Seitenschösslinge, keineswegs Wurzeln oder Keime des Tristanromanes“. Weiterhin begegnen noch einzelne Episoden des Romanes in besonderer Ausgestaltung. Schliesslich kann auch Kristian von Troyes als Verfasser eines episodischen epischen Tristanlai gelten. In einem Anhang erfahren

wir Näheres über die von Ivor B. John[93]) in sehr späten wälschen Hss. gefundene Tristanerzählung, die auch an der vollendeten Tatsache einer lediglichen Ableitung der kymrischen Tristansage und der mehr oder minder getrübten Spiegelung des franz. Romans nichts zu ändern vermag. Das Verhältnis ist ungefähr das gleiche wie zwischen der isländischen Saga und dem Thomasgedicht. Natürlich ist auch von einer bretonischen Tristansage gegen Villemarqués veralteter Ansicht nichts zu halten. Im 7. Teil behandelt Golther den auf Eilhart fussenden deutschen Prosaroman (15. Jahrh.) und Hans Sachsens Tragedia nach dem Wormser Druck. Die II. Hälfte des Goltherschen Buches zeigt viel aufgewandte Mühe für die historisch-ästhetische Bewertung der Tristandichtungen in der Neuzeit, epischen wie dramatischen, über die hier nur die Bemerkung ihre Stelle finden mag, dass diese mit geringen rühmenswerten Ausnahmen (W. Hertz und Bédier, Swinburne und Carr) wenig Erfreuliches geleistet haben. Nach einer Erwähnung der Tristanbilder in alter und neuer Zeit klingt recht und billig Golthers „Kompendium der Tristanliteratur“ als eines begeisterten Wagnerverehrers in eine schöne Betrachtung des Wagnerschen Musikdramas aus, das nach ihm sich Thomas und Gottfried würdig zur Seite stellt. Dies schliessliche Glaubensbekenntnis verleiht dem Buche bei seinen sonstigen wesentlich wissenschaftlichen Verdiensten noch einen persönlichen Reiz. — Joseph Bédier überrascht uns mit einer sehr willkommenen Zugabe zu seinen Tristanpublikationen, durch eine kritische Neuausgabe der beiden Redaktionen der Folie Tristan[94]) für die SATF., die dadurch — mit Ausnahme der leicht zugänglichen episodischen Tristanlais — in vier schönen Bänden einer Gesamtausgabe sämtlicher franz. Tristangedichte des XII. und XIII. Jahrhs. sich rühmen kann. In der gehaltvollen Vorrede des vorliegenden Bandes berührt Bédier die uns überlieferten sechs Formen der Geschichte von „Tristan als Narr“ (Hs. Oxford + Hs. Bern + Episode im franz. Prosaroman + Episoden im Tristrant des Eilhart von Oberge und Gottfrieds Fortsetzern Ulrich von Türheim sowie Heinrich von Freiberg), ferner deren Beziehungen nach seinen eigenen, Lutoslawskis und Golthers Forschungen, um schliesslich bezüglich der Oxforder und Berner Gedichte, die für die Kritik der uns erhaltenen Berol- und Thomasfragmente von unschätzbarem Werte sind, zum Abdruck des Textes Bemerkungen über Hs., Ausgaben, Quellen, Sprache und Metrik uns sehr sorgfältige Glossare zu geben. Die Oxforder Folie bekundet grosse Ähnlichkeit mit Thomas. Ihr Verfasser folgt, ohne ein Plagiator zu sein, seinem Vorbilde sehr getreu. Sprache und Verstechnik beweist, dass „l'auteur de la Folie Tristan a vécu comme Thomas en Angleterre et sans doute dans le même temps; si l'on admet que Thomas a composé son roman vers 1170, la Folie Tristan appartient au dernier quart du XIIe siècle“. Dem Verfasser der Berner Folie lag ein uns nicht erhaltener Tristanroman vor, der mit Berols Gedicht eng verwandt, jedoch nicht identisch ist. Die Herkunft des Textes (aus den ersten Jahren des XIII. Jahrhs.) weist mehr nach dem Nordosten

93) Transactions of the Guild of Graduates of the University Cardiff, Wales 1904, 14 ff. Vgl. VIII II 319. 94) Les deux poèmes de la Folie Tristan publiés par Joseph Bédier. Paris, Didot 1907 (SATF. Nr. 56), VII + 127 S.

Frankreichs hin. — Die 4. Auflage (1904) von W. HERTZ berühmter Nachdichtung des Gottfried von Strassburg war ein unveränderter Abdruck der letzten vom Verfasser selbst noch (1901) besorgten Revision. Es ergab sich daher die Notwendigkeit, für die neue 5. Auflage[95]) (1907) die Resultate der gerade zu Anfang unseres Jahrhunderts mächtig geförderten Tristanforschung zu verzeichnen. Diese Aufgabe ist W. GOLTHER zugefallen, deren er sich unter Beifügung des neuesten bibliographischen Materials mit gewohnter Meisterschaft im Nachtrage (S. 571—576) entledigte. — Eine aus Sievers Seminar hervorgegangene, verständig in philosophischem Geiste abgefasste und nicht rein schematische Doktordissertation von RUDOLF LEISTNER[96]) befasst sich mit den Vergleichen in Gottfrieds Tristandichtung (literarischer Art — der Natur entnommen — auf Seelenleben und Tätigkeit des Menschen gehend). Wertvoll ist der beigefügte alphab. Index über die durchgeführten Vergleichsvorstellungen sowie die ursprünglichen Vorstellungen entweder sinnlicher oder begrifflicher Art. — JOSEPH KLÖVEKORNS[97]) Arbeit über Immermanns Tristan-Romanzenzyklus sei hier kurz gestreift, da dem Verfasser der betr. Abschnitt in Golthers Tristanbuch (1907, S. 271—285) noch nicht vorgelegen hat. Kl. unterrichtet uns über die innere und äussere Entstehungsgeschichte, über Quellen, Charaktere, Naturschilderungen und Stil dieser dichterisch wertvollen Neugestaltung der Tristansage in Deutschland.

***Tristanepisoden.* 1907.** Dem Thema vom „trennenden Schwert als Zeichen der Enthaltsamkeit“[98]) hat BERNARD HELLER in einer Reihe von gelehrten Beiträgen seine Aufmerksamkeit zugewandt. Er verfolgt zunächst[99]) das „symbolische Schwert“ durch die Zeugnisse in der europäischen Literatur: 1. Vita Amici et Amelii; 2. das Märchen von den beiden Brüdern, weit verbreitet in der Volksüberlieferung der verschiedensten Länder Europas (auch Asiens) mit vielen Zügen aus dieser Freundschaftssage; 3. die wichtigste und berühmteste Fassung der Szene im Walde von Morois aus dem Tristanroman, über die sich besonders Bédier und Piquet ausgesprochen haben. Eine ähnliche Schilderung im Roman Boeve de Hanstone hat sich gleichfalls einer weiten Beliebtheit zu erfreuen gehabt; 4. andere westliche Darstellungen, wie in der nordischen Sigurdsage, im Wolfdietrich und in franz. volkstümlichen Erzählungen; 5. die sogen. „Keuschheitsehe“ (oder „Tobias-Nächte“), die den asketischen Anschauungen des MAs.

---

95) Tristan und Isolde von Gottfried von Strassburg. Neu bearbeitet von Wilhelm Hertz. 5. Aufl. mit e. Nachtrag von Wolfgang Golther. Stuttgart und Berlin, Cotta 1907, X + 580 S. 96) Über die Vergleiche in Gottfrieds von Strassburg Tristan mit Berücksichtigung des metaphorischen Elementes in engerem Sinne. Leipziger Diss. 1907, VIII + 107 S. 97) Immermanns Verhältnis zum deutschen Altertume mit besonderer Berücksichtigung seines Romanzenzyklus „Tristan und Isolde“. Diss. Münster 1907, 51 S. 98) Vgl. W. Hertz, Tr. u. Is.[5] Anm. 124 zu S. 382. 99) L'épée symbole et gardienne de chasteté = Ro. XXXVI (1907), 36—49. Sein Aufsatz in der Ethnographia, Budapest 1905, war mir nicht zugänglich, wo Heller zuerst auf die Verbreitung des Motivs und der Sitte der „voeux du tranchant du sabre“ im heutigen Indien hingewiesen hat.

völlig entsprach und weitere Ausgestaltung (Dauer fürs ganze Leben, Ersatz des Schwertes durch andere symbolische Gegenstände) erfuhr. Interessant sind die Belege aus der orientalischen Literatur, da solche Bräuche wie das „Schwertklingengelübde“ in der Kiṣṣa-Legende und in Kālidāsas Epos Raghuvaṃça teilweise noch heute in Indien bei den Rajputs in Behār fortleben. Für die grosse Masse von syrischen und arabischen Erzählungen hat V. Chauvin in seiner Bibliogr. des ouvrages arabes V 62 und VIII 194 ein grosses Material zusammengetragen. Bei der Heranziehung von fünf Zeugnissen aus der jüdisch-talmudischen Literatur[100]) muss Heller auf die bekannte von Benfey und seinen Anhängern verteidigte, durch Bédier erheblich abgeschwächte „théorie indianiste“ eingehen. Hier, meint er, ohne sich in dieser der Neuprüfung arg bedürfenden schwierigen Frage endgültig entscheiden zu wollen, sei vielleicht ein günstiger Ansatzpunkt geboten: „Le trait de l'épée séparante serait peut-être encore le meilleur argument à l'appui de ceux qui supposent des relations entre l'Inde et la Palestine aux temps talmudiques.“ Unter den jüdischen Beispielen verdient wegen seiner sicher bezeugten alten Tradition (3. nachchrist. Jahrh.), das der Agada entnommene besondere Beachtung, vor allem deswegen, weil die betreffende Stelle das ursprüngliche „Pflanzen“ des Schwertes und den moralischen Zweck des Brauches beweist: „Il planta une épée entre lui et elle, disant: que celui qui s'occupe de cette chose soit percé de cette épée.“ Dem trennenden Schwert wohnt also weder eine reinigende und sühnende Kraft inne (Kern), noch soll der Stahl die bösen Geister abwehren (F. Liebrecht), sondern der einfachsten Ansicht Hellers ist beizupflichten, dass es als „un symbole tout indiqué du respect dû à la loi“ darstellt „la force de la loi morale ou de la résolution ascétique“. Das aufgepflanzte (später hingelegte) Schwert zwischen Mann und Frau ist auch auf bildlichen Darstellungen nicht selten. Man beobachtet ferner den Ersatz durch Lanze, Jagdmesser, Pfeil, Ochsenstachel, Schere (seitens der Frau), Brett oder Betttuch und sogar Strohhalm. Das meiste mag auf Hochzeitsgebräuchen mehrerer Völker beruhen. Ein altes historisches Beispiel eines gepanzerten Beilagers, das gezückte Schwert in der Mitte, bei Gelegenheit des „mariage par procuration“ erweist Heller für Maximilian I. Im folgenden Romaniabande (1908) — was hier vorweg genommen sein mag — ergänzt DERSELBE VERFASSER[101]) die eben angeführten Fälle durch den Hinweis 1. auf eine Stelle aus den Enfances de Garin (Verschmelzung des Liebestrankes mit dem symbolischen Schwerte, also Anleihe bei Berte as grans piés und Tristanlegende), 2. auf den portugiesischen Roman von Eginhard und Emma, 3. auf den schon früher herangezogenen Boeve de Hanstone, dessen anglonormannische Redaktion das Motiv noch nicht aufgenommen hat. In letzterer bedient sich Josienne zur Erhaltung ihrer Keuschheit während ihrer siebenjährigen Scheinehe mit Yvorin eines Zaubergürtels. — Eine andere Episode des Tristanromanes, die Sensenfalle, greift G. HUET[102]) heraus, die sicherlich schon im Urgedicht ihre Stelle hatte (Bédier II 265,

---

100) L'épée gardienne de chasteté dans la littérature juive = REJ. 52 (1906), 169—175. 101) Ro. XXXVII (1908), 162—163.

355, Golther S. 27, 51), und am besten bei Eilhart gewahrt blieb: Tristan verwundet sich, als er zu Isolde schleicht, an den aufgestellten Sicheln und weicht der Entdeckung dadurch aus, dass alle Artusritter sich daran absichtlich blutig schneiden. Anklänge an diese Szene findet Huet nicht nur im franz. Dolopathos, sondern überhaupt in den unter den verschiedensten Formen auftretenden Geschichten vom Meisterdieb von Herodot an (der Schatz des Rhampsinit) bis auf den italienischen Schelmenroman und den moralisierenden Roman von Berinus, der unter dem Einflusse der Sept Sages steht. Da Eilhart die Urform des Themas, nämlich die Vermittlerrolle der Prinzessin gekannt hat, so schliesst daraus Huet — und dies bestätige seine sonstigen Urteile über die Art des Fortpflanzens vieler literarischen Motive —, dass „les nombreux contes qu'on a pu rapprocher d'épisodes de Tristan appartiennent à un fonds très ancien de folk-lore antérieur à l'introduction des contes proprement indiens en Occident" (S. 56). Das „gefälschte Gottesurteil" will er davon ausnehmen, es überhaupt dem Urtristan mit Bédier absprechen. Im Anhange wird die auf den Gegenstand bezügliche Episode, vom Schatzhause aus dem Roman de Berinus (15. Jahrh.) (vgl. GrGr. II 1, 1197) im kritischen Abdruck nach zwei Hss. der Bibl. Nat. und dem seltenen Pariser Druck von 1521 mitgeteilt. Die bisher unveröffentlichte Abhandlung von G. Paris „le conte du trésor du roi Rhampsinite", die der Altmeister bereits 1874 in der AcJBL. vorgetragen hatte, ist inzwischen aus seinem Nachlasse durch P. Meyer im Verein mit G. Huet in der RHR. 1907, 151—187, 267—316 zugänglich gemacht worden. G. Paris betrachtet hier 19 Varianten der Erzählung vom Schatzdiebe in 14 verschiedenen Sprachen (5. Jahrh. vor Chr. bis 19. Jahrh. n. Chr.). Das Wesentlichste in der Beweisführung ist die Abweisung einer Ableitung der Versionen von Herodots alter Formulierung. Gewiss hätte nach G. Paris, worauf G. Huet im Vorwort aufmerksam macht, bei einer Schlussredaktion seine Ansichten in mehreren Punkten modifiziert. Denn inzwischen hat E. Huber im Bull. de l'Éc. frçse. d'Extrême-Orient, t. IV (1904), 704 eine aus dem Sanskrit um 266 ins Chinesische übersetzte Erzählung mitgeteilt, die mehrere ursprüngliche Züge weit besser bewahrt, andererseits offenbar spätere Motive nicht enthält.

1908. Seit Lichtensteins Ausgabe Eilharts (1877) forderte die Erweiterung des Materials (die tschechische Übersetzung) zu einer erneuten Prüfung der Sprache seines Tristant auf. In einer grösseren Studie hat Erich Gierach[103]) diese Aufgabe auf Grund der Reime mit viel Geschick gelöst und gefunden, dass der Dichter sich deswegen von seiner Mundart (Hildesheim) und allen nach Mitteldeutschland (Ostfranken-Thüringen) gravitierenden Dichtern des XIII. Jahrhs. entfernt hat, weil er vom Rheine und dem Mosellande her, wohin der neue Geist der franz. Kunstepik siegreich drang, nicht nur die Art seiner

---

102) Sur un épisode de Tristan d'Eilhart d'Oberg = Ro. XXXVI (1907), 50—57. 103) Zur Sprache von Eilharts Tristant. Lautlehre, Formenlehre und Wortschatz nach den Reimen. Mit einem Anhang: Zur literarischen Stellung Eilharts. Prag, Karl Bellmann 1908 (PrDSt. 4. Heft), 281 S.

Dichtkunst, sondern auch die Reime und damit die Sprache sich geholt hat. Aber der Verfasser verbreitet sich in einem gehaltvollen Anhange auch über die literarische Stellung Eilharts, über dessen Leben wir wenig mehr wissen, als dass er sich urkundlich 1189—1207 bezeugen lässt. Wieder wird das Problem aufgerollt, warum er als erster die matière de Bretagne in Deutschland aufgebracht hat und so ziemlich ohne Vorgänger und ohne Nachfolger dasteht. Der Verfasser verficht mit viel Glück die Ansicht, dass der Einfluss des Braunschweiger Hofes für Eilhart doch von hervorragender Bedeutung war: Mathilde ist Heinrichs des Löwen zweite Gemahlin und Tochter des überaus talentvollen Heinrich II. von England und Eleonorens von Poitou, der Gönnerin der Troubadours, eines Wace und Benoît, die ihr Streben auch den Kindern (vor allem Marie von Champagne, Kristians Beschützerin) mitgeteilt hat. „Durch die Vermählung Heinrichs mit Mathilde, durch Mathildens Aufenthalt in Braunschweig wurde die Möglichkeit geschaffen, dass auf sassischem Boden ein ritterlich-höfisches Epos entstehen konnte". (S. 250). Eilhart blieb ohne Nachfolger, weil der alte Herzog später ausschliesslich durch historische Werke und den Umgang mit gelehrten Klerikern gefesselt wurde. Gierach findet gegen Lichtenstein keinerlei Anhaltspunkte zur Annahme einer Benützung Veldekes durch Eilhart — das Kriterium bildet der lange Liebesmonolog der Isalde —, es liegt der Ausweg nahe, dass beide Werke ziemlich gleichzeitig entstanden seien und infolge der örtlichen Trennerung keiner Kenntnis vom andern gehabt habe. — Was Block[104]) 1908 über „die Sage von Tristan und Isolde in dramatischer Form" vorzugsweise im Anschluss an die höchst mangelhafte Darstellung von Bechstein in ziemlich dilettantischer Art berichtet — obendrein recht unvollständig, da ihm u. a. das nach Golthers kompetentem Urteil der Neuzeit herrlichste und eigenartigste Tristanepos Swinburnes ganz unbekannt geblieben ist — wird durch Golthers II. Teil seines Tristanbuches (1907) überflüssig. — Schliesslich sei auf das 1908 durch den Staats- und Volks-Schillerpreis ausgezeichnete Drama „Tantris der Narr" des noch jugendlichen Westpreussen Ernst Hardt[105]) aufmerksam gemacht.

Breslau, 1. Oktober 1909. Dr. A. Hilka.

Didaktische Literatur. 1906.

Fableaux. Sous le titre de Fabliau du jaloux et de l'ange Gabriel[1]), Jacob Ulrich a publié, sans aucun commentaire, d'après un ms. de Pérouse, un poème en 24 huitains, présentant «des traits toscans-vénitiens ou toscans-émiliens». Une jeune femme annonce à son mari, sur le conseil de son confesseur, que l'archange doit la ravir, puis s'enfuit de nuit et va retrouver le prêtre. Le mari à son réveil porte de l'argent à celui-ci pour qu'il intercède auprès de l'archange. Huit jours après, le prêtre ramène au mari sa femme, «tratta dal paradixo».

---

104) NS. XVI (1908), 65—83; 144—160; 338—348; 396—412. 105) Tantris der Narr. Drama in 5 Akten von Ernst Hardt, 1908. Im Insel-Verlag, Leipzig, 159 S.

1) MChab. RF. XXIII, 133—138.

Littérature morale. M. E. Stollreiter, qui prépare une édition de la traduction de Boèce de Renaud de Louhans, en a publié provisoirement, d'après le ms. Bibl. Nat. fr. 578, un épisode de 387 vers: Les douze travaux d'Hercule[2]). Il a substitué à quelques fautes de ce ms. les leçons d'autres copies; mais pourquoi n'a-t-il pas de même corrigé des noms propres aussi évidemment estropiés que *Thureus* (pour *Phineus*), *Athas* (pour *Atlas*), *Atheleüs* (pour *Acheloüs*), *De Janiere* (pour *Dejanire*), *Atheus* (pour *Antheus*)?

Sous le titre de Le Jeu du Roi qui ne ment et le Jeu du Roi et de la Reine[3]), j'ai réuni des textes du XIIIe et du XIVe siècle qui donnent une connaissance exacte du jeu du Roi qui ne ment, souvent mentionné dans la littérature du moyen-âge. L'un des textes distingue formellement de ce jeu celui du Roi et de la Reine, que les critiques modernes ont à tort identifié avec lui. Enfin j'ai essayé de démontrer que si cette confusion existe déjà dans Robin et Marion, c'est un quiproquo voulu, à intention comique. Si j'avais connu, lorsque j'ai écrit ce mémoire, les «Voulleurs d'Amors», publiés depuis (en 1908) par M. E. Wechssler, j'aurais montré que ce texte est un Recueil de questions et de réponses pour le jeu du Roi qui ne ment.

M. Ferdinand Castets a décrit[4]) un ms. de la Bibliothèque de la Faculté de Médecine de Montpellier contenant, sous le titre collectif de Livre Bakot, trois recueils de parties d'échecs, de tables et de mérelles. Il est regrettable que M. Castets n'ait pas connu les traités de Nicolas de Nicolaï, ni l'article que leur a consacré F. Lajard dans l'Histoire littéraire de la France, t. XXV. Lajard n'a pas eu entre les mains le ms. de Montpellier, mais il l'a cité: «cet ouvrage», dit-il en parlant de lui, «semble être analogue à ceux dont nous venons de parler, s'il n'est absolument le même que le recueil français qui porte le nom de Nicolas de Nicolaï». Il est certain qu'entre le texte de Montpellier et la traduction picarde du livre de Nicolaï conservée dans le ms. Bibl. Nat. fr. 1173, il existe une ressemblance qui ne peut être fortuite, et dont on va juger d'après les premières lignes du traité des tables, données par Lajard d'après le ms. de Paris, et par M. C. d'après le ms. de Montpellier:

«Chi commenchent les partures des taules, et por ce ke on en puet juer en II manieres, c'est a savoir par souhaidier de le langue et par gieter les dés, premiers dirons de celes a souhaidier, et est ceste parture tele ke taule doit estre eslevee ens es poins . . .» (Lajard).

«Ichi sunt les partures des tables, et por ce qu'elles sunt faites en deuz manieres, si est assavoir par souhait de la langue et en getant les dés, nous dirons premiers de celles qui sont faites par souhait, c'est a dire de celes qui sont faites par souhait ou par peticion de la bouche, et cele prime parteure est tele. Chil qui a la blanche table dist: Ceste table doit estre levee es poins . . .» (Castets).

Un article de M. W. Söderhjelm[5]), agréable à lire, sur le roman de Jehan de Paris, n'ajoute rien d'important à ce qu'en ont écrit A. de

2) Aus «Renaut's von Louens» metrischer Bearbeitung der «Consolatio philosophiae» des Boethius (S.A. aus FxiiDN.). 3) MChab. RF. XXIII, 163—173. 4) MChab. RF. XXIII, p. 691. 5) NM. 1906, p. 41.



Montaiglon, G. Paris, H. Suchier; mais il met au point quelques unes des propositions de ces maîtres relativement à la patrie du roman et à ses sources.

Jeux-partis. Le titre du mémoire de M. Franz Fiset, publié d'abord en partie comme dissertation de doctorat, puis complètement dans les RF. (XIX, p. 407—544), est un peu vague: Das altfranzösische Jeu-parti. Ce n'est pas une histoire du jeu-parti qu'il a écrite: ni son origine, ni son développement, ni sa disparition ne sont expliqués, ni même racontés. C'est plutôt une sorte de recensement des jeux-partis, avec de nombreuses statistiques, établies à propos de chacun des éléments de la forme ou du sujet du poème. Ces dénombrements sont longs, d'un intérêt parfois contestable et comportent toujours une série de points d'interrogation, parce que M. F. ne connaît guère que les jeux-partis qui ont été déjà publiés ou analysés. Je mentionnerai cependant une liste de proverbes relevés dans les jeux-partis (p. 460—464), un tableau des schémas des strophes (p. 494—501), un index des noms d'auteurs et d'arbitres des jeux-partis (p. 514—519). Sauf dans deux ou trois cas, où les interlocuteurs sont des personnifications d'êtres abstraits, M. F. ne semble pas avoir un instant douté de la collaboration réelle des partenaires qui dialoguent dans un jeu-parti. M. F. publie 6 jeux-partis d'après les mss. du Vatican Reg. 1490 et Reg. 1522: Les n°s 1744, 403, 871, 1112, 1825, 1290 de la Bibliographie de G. Raynaud. Il lui a échappé que le n^0^ 1290 avait été déjà imprimé par M. Zarifopol (Krit. Text der Lieder Richards de Fournival), et le n^0^ 403 par M. Schultz-Gora (Bausteine zur rom. Philologie. Festgabe für A. Mussafia). Nous allons retrouver les n°s 1744, 1112 et 1825 dans une autre publication de M. Schultz-Gora, mais cette fois je crois que M. F. peut revendiquer le droit de priorité.

M. Schultz-Gora a publié[6]) 7 jeux-partis, les n°s 1112 (et non 1122, comme il le dit), 1744, 1518, 101, 1230, 958, 1825, de la Bibliographie de G. Raynaud. Dans sa courte introduction, s'en rapportant à tort à M. Schmidt, il fait de Dringham, la prétendue patrie d'une «Maroie» probablement imaginaire, un „Burg die vor den Mauern der Stadt Lille liegt". Un petit village du nom de Dringham existe dans l'arrondissement de Dunkerque, canton de Bourbourg; mais il est au moins à 75 kilomètres de Lille, et je n'en connais pas de plus rapproché. Trois des jeux-partis publiés par M. S. l'ont été en même temps par M. Fiset (voyez ci-dessus), et la lecture du ms. n'est pas toujours la même chez les deux éditeurs; mais les divergences sont insignifiantes. L'interprétation des v. III 41—44 me paraît inadmissible: «Celui-là a moins de chance qui au jeu de dés permet à son adversaire de jouer le premier». Et le commentaire „vielleicht bestimmte der Anfangende die Art des Spiels" est tout-à-fait invraisemblable. Voici les vers:

Pierrot, cil est mout sougis
Au jeu qui donne le dé,
Et cil qui premiers a pris
Ne se repent, c'est prouvé.

---

6) Einige unedierte Jeux-partis (MChab. RF. XXIII, p. 497—516).

Il faut bien séparer le second vers du troisième, et ne pas supposer dans celui-ci, comme le fait l'éditeur, un *le* sous-entendu, régime de «a pris». Qui premiers prent Ne se repent est un proverbe fréquemment invoqué dans la littérature du moyen-âge; dans les seuls jeux-partis, M. Fiset (p. 463) l'a relevé dans les n°s 277, 1026, et son dépouillement est incomplet, comme le prouve le présent exemple. Les v. 41—42 détachés des suivants, l'impossibilité n'existe plus de donner à l'expression «sougis au jeu» le même sens que dans un autre jeu-parti, cité par M. S. lui même: «li gius de hazart a qui vous estes sougis»; elle signifie «adonné au jeu, esclave du jeu». Celui «qui donne le dé», c'est celui qui, pour ne perdre aucune occasion de jouer, porte avec lui des dés, qu'il tire de son sac lorsqu'il rencontre un joueur. VI 17, je verrais dans *estre* un infinitif, dont *ju perilleus* serait le sujet, et je laisserais à *perilleus* son sens propre de dangereux. VI 22, la leçon du ms. «Se pense qen la fin revra couvent» est changée en «Se pense il que recevra couvent», et traduite par „so denkt er (sc. der Priester) doch dass . . .» Il n'a pas été question du prêtre dans cette strophe, et je crois impossibile de l'introduire ici par un simple pronom; d'autre part le vers de M. S. n'a que 9 syllabes au lieu de 10; enfin je ne vois dans le texte du ms. aucune difficulté, après qu'on a corrigé *revra* en *ravra*: «Se pense qu'en la fin ravra couvent». Le sujet de *pense* est le mari; celui de *ravra* peut être un neutre. M. S. n'accentue aucun *e*: est-ce parce que les copistes du moyen-âge n'usaient pas de l'accent? Mais ils ne connaissaient pas l'apostrophe, et M. S. l'emploie; c'est en tous cas un illogisme de ne pas distinguer *juge* substantif de *jugé* participe, quand on distingue par un tréma l'infinitif *oïr* du substantif *oir*.

Roman de la Rose. M. J. A. Herbert a publié[7]), pour contribuer au classement des mss. du Roman de la Rose, 26 vers qui ne figurent dans aucune édition imprimée, et qu'il a rencontrés dans cinq mss. du Musée Britannique. Quatre de ces mss. les placent entre les v. 6948—6949 de l'édition Méon (v. 7660—7661 de l'édition Michel, v. 6916—6917 de la mienne); le cinquième, Eg. 881, les donne quatre lignes plus bas. M. H. suppose que si Méon n'a pas publié ces vers, c'est qu'il ne les a pas connus: il serait bien surprenant qu' aucun des mss. vus par Méon ne les contînt quand cinq sur treize des mss. de Londres les ont. En réalité Méon avait d'abord eu l'intention de donner ces vers en note, avec cette indication: «Les 26 vers suivans ne se trouvent que dans cinq mss.», puis, sans doute après avoir vu d'autres copies, il avait décidé de les incorporer au texte. J'ignore pourquoi ils ont complètement disparu de son édition. M. H. se demande si ces vers sont de l'auteur du poème ou d'un interpolateur. Ma réponse à cette question est péremptoire; non seulement la classification des mss. prouve que ces vers sont à rejeter; mais même s'il ne restait qu'un seul ms. du roman, et que ce ms. contînt cette interpolation, son inauthenticité n'en serait pas moins évidente, parce qu'elle sépare deux vers, dans l'un desquels le poète se hâte de reprendre et de corriger une expression qui

---

7) A note on some Mss. of the «Roman de la Rose» (The Gentleman's Magazine, Mai 1906, p. 403—407).

vient de lui échapper dans le précédent, deux vers qui, par conséquent, doivent se suivre immédiatement:

N'en puis je mon queur refrener.
Mon queur? Ja n'est il mais a moi.

On ne pourrait pas davantage placer cette interpolation quatre vers plus loin, comme le fait le ms. Eg. 881, parce qu'elle rejetterait le pronom *le* à trente vers de distance du mot *queur* dont il tient la place. Enfin j'ajoute que le passage en question ne peut pas servir de pierre de touche («touchstone») pour le classement des mss., parce que, pour ce travail, contrairement à une croyance très répandue, les interpolations sont les points de repère les plus décevants, surtout quand les mss. sont nombreux. Le possesseur d'un ms., lorsqu'il pouvait le collationner sur un autre, empruntait souvent à ce dernier les passages qui manquaient au sien, mais jamais ne supprimait dans le sien les passages qui manquaient à l'autre. Chacun désirait que son exemplaire fût aussi complet que possible. Or ces collations étaient d'autant plus fréquentes que la multiplicité des copies les rendait plus faciles. Aussi l'interpolation publiée par M. Herbert se trouve-t-elle non seulement dans les groupes auxquels elle appartient héréditairement, mais aussi chez des représentants de beaucoup d'autres groupes. Si elle a changé de place dans le ms. Eg. 881, et dans d'autres, tels que le ms. de Bruxelles 11 019, c'est très probablement parce que, transportée, d'un ms. qui la donnait à sa place habituelle, en marge d'un ms. qui à l'origine ne la possédait pas, le copiste, chargé de reproduire ce dernier, ne l'a pas introduite dans le texte à la place qui lui était assignée.

Deux pages suffiraient à l'exposé des emprunts faits par Villon à Jean de Meun; 78 pages n'ont pas paru trop longues à M. LOUIS THUASNE pour dresser ce bordereau, sans compter un supplément de 20 pages, dans lesquelles, à la vérité, Jean de Meun n'a plus absolument rien à voir, mais qui n'en continuent pas moins à porter le titre de François Villon et Jean de Meun[8]. Le débiteur trouverait peut-être cette note exagérée. Qu'il arrive à Villon d'appeler le diable «maufé», ou le pape «apostole», ces expressions banales sont portées au compte de Jean de Meun; s'il mentionne Narcisse, ou Cerbère, ou Echo, c'est que Jean de Meun l'avait fait avant lui. Dans le Roman de la Rose, la femme du jaloux répond à ceux qui lui parlent de ses toilettes: «hari, hari, C'est pour l'amour de mon mari»; et c'est pourquoi Villon, dans une ballade, crie: «Haro, haro le grant et le meneur», et pourquoi, dans son Testament, il plaisante des maris trompés. Villon dit, en parlant des «doulx regars et beaux semblans» de celle qu'il aime:

Bien ilz ont vers moy les piez blans
Et me faillent au grant besoing.

Mais avant lui un pèlerin du Roman de la Rose avait dit:

Près que touz jourz a pié alons,
Mout avons poudreus les talons.

Que pourrait signifier «pieds blancs», sinon «pieds poudreux»? Et *pedepulverosus* n'est-il pas synonime de *extraneus*? Cette explication d'un

8) Extrait de la Revue des Bibliothèques (mars-avril, mai-juin 1906).

vers de Villon, que les éditeurs semblent n'avoir pas compris, est ingénieuse; elle n'en est pas moins fausse: «avoir les pieds blancs» signifie tout simplement «être aimable, flatteur». La base des rapprochements établis par M. Thuasne entre les deux poètes n'est pas toujours aussi apparente que dans les cas auxquels je viens de faire allusion, et je ne vois pas quel lien rattache à son sujet les treize pages consacrées à Alcibiade; elles contiennent d'ailleurs beaucoup d'erreurs et des assertions aussi étranges que celle-ci: des copistes et tous les imprimeurs anciens ont substitué dans le Roman de la Rose et dans la traduction de Boèce de Jean de Meun le nom d'Olympiadès à celui d'Alcipiadès, parce qu'ils avaient reconnu la méprise de Jean de Meun prenant Alcibiade pour une femme.» Ces correcteurs, forts en histoire, n'auraient-ils pas mieux fait de changer cette femme en homme? En vérité, rien ne permet de supposer que Jean de Meun ait commis une paraille bourde. Dans ce chapitre cependant, une occasion s'offrait à M. Thuasne de fournir un renseignement précieux; il connaît l'existence de «plus de trois cents mss.» du Roman de la Rose; jusqu'ici on en a signalé environ 150: que n'a-t-il indiqué où se trouvent les 150 autres? Ailleurs encore, page 77, j'ai regretté une concision qui contraste avec le reste de l'article: «On remarquera l'influence du poème du XIIIe siècle dans certaines tournures de phrases, dans la coupe de certains vers et dans l'emploi de certains mots»; et comme unique exemple de cette influence, M. Thuasne cite «les terminaisons *é*, pour *ai*, à la première personne du singulier du prétérit de l'indicatif»! M. Thuasne n'a pas limité ses recherches au Roman de la Rose; supposant que Villon, excité par l'attrait de ce poème, avait dû lire les autres ouvrages de Jean de Meun, il a prospecté «son Tresor, son Testament et son Codicille, de même que sa traduction des Lettres d'Heloïse et d'Abailard, celle de Végèce (dont M. Thuasne ignore qu'il existe une édition) et du livre de Confort de Boece». Par une coïncidence assez plaisante, entre autres extraits du «Tresor» que M. Thuasne cite comme ayant inspiré Villon, il donne (p. 54), sous le nom de Jean de Meun, les vers de cette composition où l'auteur, Jean Chapuis, se nomme! Le supplément de M. Thuasne à son article comprend: I. Les Sources du «Diomedès» de Villon (textes de Villon, de Cicéron, de saint Augustin, de Balbus, du Polycraticus de Jean de Salisbury, et de sa traduction par Denis Foullechat, du Liber Scaccorum de Jacques de Cessoles et de ses traductions par Jean Ferron et par Jean de Vignai); II. Notes sur la Ballade des Dames du temps jadis (rien de neuf).

Ernest Langlois.

Poésie lyrique. 1907—1908. ***Textes. XIIIe siècle.*** — Trois seulement de nos poètes lyriques du XIIIe siècle ont eu pendant ces deux années l'honneur de la publication. Dans un article pénétrant et solide [1]), M. H. Suchier a réuni tout ce qu'on peut savoir de Chardon de Croisilles (ou de Reims). C'était un chevalier, originaire des provinces du Nord, qui accompagna Thibaut de Champagne dans sa croisade de

1) Der Minnesänger Chardon (ZRPh. XXXI, 129); comptes rendus

1239. La dame qu'il chanta, et dont M. S. a retrouvé le prénom et la qualité dans deux acrostiches, n'était autre que la jeune Marguerite de Bourbon, qui avait épousé Thibaut en 1232. Les quatre chansons du poète (ici publiées, ainsi que les trois jeux partis où il apparaît comme partenaire) sont de 1237—1241: ainsi tombent les hypothèses qui aboutissaient à le faire vivre dans la deuxième moitié du XII[e] siècle, notamment celle de M. De Bartholomæis, dont il a été question ici (IX, II, 66). — M. J. SPANKE a réuni dans la même dissertation[2]) les œuvres de Jean de Renti et d'Eude de la Courroierie. Le premier était originaire de l'Artois et vivait dans le troisième quart du XIII[e] siècle. M. Sp. voit en lui un simple jongleur, tandis que M. Guesnon incline à le rattacher à la famille des seigneurs de Renti. Ses œuvres consistent en douze pièces, dont sept étaient inédites. Eude de la Courroierie était né à Paris, dans le quartier de ce nom, mais il fut attaché, en qualité de clerc, aux comtes d'Artois. M. Sp., utilisant les indications de M. Guesnon, a relevé sa trace dans des documents d'archives de 1270 à 1294, année de sa mort. Ses œuvres consistent en cinq chansons d'amour qui étaient toutes inédites. On trouvera de nombreuses corrections aux textes publiés ici dans les comptes-rendus mentionnés ci-dessous.

Voici maintenant quelques trouvailles inattendues. M. le Dr. James a rencontré dans un manuscrit de Pembroke College à Cambridge la copie assez défectueuse d'une chanson (anonyme) avec musique notée. C'est une jérémiade amoureuse qui serait fort banale si elle ne contenait à l'adresse des femmes des accusations assez énergiques. M. A. C. BAKER en a publié le texte[3]), qu'il a corrigé intelligemment, mais trop discrètement encore. Les v. 31—32 font allusion à un proverbe connu (voy. Tobler, li Proverbe au vilain, n[0] 145): il faut donc les lire: «*entre dous verz* (ms. *nez*) *pot l'em veïr* (ms. *veer*) *que la terce est maïre*. Le vers 37 a été mal lu et la correction ne donne pas de sens. Lire: *ains sofre* (*ci*) *vie* [*dure*]. — M. P. MEYER a extrait d'un modèle de lettre en latin conservé dans un manuscrit de la Bibliothèque de Rouen[4]) deux strophes de chansons, l'une d'auteur inconnu (Gace Brûlé ou Pierre de Molaines), l'autre de Gautier de Coinci. — Enfin M. W. MEYER (de Spire), a découvert dans un manuscrit de l'Université de Cambridge une curieuse chanson relative à la maladie et à la prise de croix de Louis IX (déc. 1244); M. A. STIMMING en a étudié la langue et restitué le texte francien, dissimulé sous une graphie anglo-normande très-prononcée, et M. W-Meyer l'a accompagné d'un riche commentaire historique[5]). La même pièce a été publiée depuis avec de nouvelles observations par M. M. Suchier (ZRPh. XXXII, 73) et Bédier (Les Chansons de croisade, 1909, p. 237).

La littérature des jeux partis s'est enrichie de deux contributions:

---

par Jeanroy (Ro. XXXVI, 621) et Guesnon (MA. XIII, 87). 2) Zwei altfranzösische Minnesinger, Die Gedichte Jehan's de Renti und Oede's de la Couroierie, Diss. Strassburg 1907, et ZFSL. XXXII, I, 157 ss. Comptes-rendus par Guesnon (MA. 79) et Jeanroy (Ro. XXXVIII). 3) Chanson française inédite (RLR. LI, 1908, 39 ss.). 4) Sur deux chansons françaises citées dans une lettre latine (Ro. XXXVI, 302). 5) Wie Ludwig IX. d. h. das Kreuz nahm (RGWGöttPh. hist. Kl. 1907, 246).

M. SCHULTZ-GORA en a publié sept[6]), d'après les manuscrits Vat. Reg. 1490 et 1522 (Raynaud, 1112 [et non 1122 comme le dit l'éditeur], 1744, 1518, 101, 1230, 958, 1825), qu'il a eu le tort (mais c'est une peccadille que je me garderai de lui reprocher) de qualifier d'inédits: en effet les n^{os} I, II et VII avaient été publiés par Fiset (RF. XIX, 534, 528, 535). Dans le premier, v. 26, il faut corriger: *ci a bel maestire*; v. 28 (avec Fiset): *si el[e] ne (se) veult.* — II, 18: le ms. porte *et quil*; 29: j'ai lu *ert*, non *est* (de même M. Cohn, qui a copié la pièce pour M. Fiset); 66: *couvrir* (de même Cohn), qui donne un sens excellent, A la suite du texte viennent des notes grammaticales et exégétiques; les secondes pourraient donner lieu à diverses observations qu'il serait trop long de présenter ici — C'est à l'instigation du même savant que M. F. LUBINSKI a publié vingt-six pièces conservées uniquement dans le manuscrit d'Oxford[7]) et dont G. Steffens avait donné une édition purement diplomatique. Ici non plus je ne puis m'attarder à examiner le texte et les explications données en note: je me bornerai à signaler les fructueuses recherches consacrées par l'éditeur à l'identification des partenaires. Ceux-ci sont groupés autour d'un certain Rolant, qui, entre 1250 et 1280, entretint des relations amicales avec Thibaut de Bar et son fils Jean, et que nous voyons aussi en rapport avec quelques trouvères picards, flamands ou lorrains de la fin du XIIIe siècle. Cette intéressante introduction est complétée par une étude sur la langue des poèmes.

Ce sont les motets qui ont donné lieu aux deux plus importantes publications dont j'aie à rendre compte: M. A. STIMMING, après avoir consacré un substantiel article aux manuscrits de motets conservés dans les bibliothèques allemandes[8]), a publié intégralement les textes français contenus dans trois de ces manuscrits (Bamberg, Münich, Darmstadt), où les inedita n'étaient pas, au reste, en majorité; quant au quatrième (Wolfenbüttel), il s'est contenté de donner les trente-sept pièces inconnues qu'il contenait[9]). Des notes grammaticales et littéraires, des recherches (par R. A. MEYER) sur les refrains contenus dans ces motets, un glossaire et un index des noms propres font suite à cette édition, très soignée dans tous ses détails. — C'est au seul manuscrit de Bamberg qu'est consacrée la luxueuse publication de M. P. AUBRY[10]), divisée en trois parties: 1° reproduction phototypique du manuscrit original; 2° transcription en notation moderne et mise en partition; 3° études et commentaires. Cette dernière partie, qui échappe presque totalement à ma compétence, comprend, outre une description du manuscrit, des recherches sur l'origine et le développement du motet au XIIIe siècle, sur la formation des motets contenus dans ce recueil et sur la rythmique mesurée. M. A. y montre

6) Einige unedierte Jeux-partis (MChab. p. 497). 7) Die Unica der Jeux-partis der Oxforder Liederhandschrift Douce 308 (RF. XXII, 506 ss.; une partie de ce travail avait paru antérieurement comme diss. de Königsberg; in 8° de 57 p.). 8) Altfranzösische Motette in Handschriften deutscher Bibliotheken (MChab. 89 ss.). 9) Die altfranzösischen Motette der Bamberger Handschrift nebst einem Anhang, enthaltend altfranzösische Motette aus anderen deutschen Handschriften mit Anmerkungen und Glossar. Compte-rendu par Steffens (ZRPh. XXXII, 483) et G. Raynaud (Ro. XXXVI, 456). 10) Cent motets du XIIIe siècle publiés d'après le ms. Ed. IV, 6, de Bamberg, Paris,

notamment que beaucoup de motets en langue vulgaire ne sont que des traductions ou adaptations de motets latins antérieurs, et comment des pièces à deux voix pouvaient se transformer en compositions à trois ou quatre parties. — Je dois enfin mentionner ici un poème en quatrains de vers de douze syllabes publié par M. A. LÅNGFORS[11]), parce que ces quatrains se terminent par des refrains. Ces refrains, dont quelques-uns sont rares et peut-être uniques, ont donné lieu, de la part de l'éditeur, à d'érudits et utiles rapprochements.

Dans le domaine de la lyrique religieuse, j'ai à signaler la publication par M. P. MEYER (d'après un manuscrit de Laon, du milieu du XIIIe siècle)[12]) d'une exhortation à l'amour de Jésus, dans le style mis alors à la mode par les Franciscains (en 28 couplets, en aab aab), et par M. J. PRIEBSCH de trois prières à la Vierge en dialecte lorrain[13]) et d'une autre prière à la Vierge écrite en Angleterre vers la fin du XIIIe siècle[14]).

XIVe siècle. — Au commencement du XIVe siècle paraît appartenir un «dit d'amour», sentencieux et contourné, composé (dans la strophe d'Hélinand) par un anonyme, probablement à l'imitation des ouvrages similaires d'Adam de la Halle, Névelon Amion ou Guillaume d'Amiens et publié par M. A. LÅNGFORS[15]). — M. P. MEYER a exhumé d'un registre de la collection Grenier, à la Bibliothèque Nationale, quelques pièces en latin et en français du milieu de ce siècle[16]), dont la plus curieuse fournit le plus ancien exemple connu (malheureusement incomplet) d'un genre qui allait avoir en Italie une si brillante fortune, la Chasse. — M. F. NOVATI, qui avait antérieurement soupçonné l'origine française de ce genre, a attiré l'attention sur l'importance de ce document[17]). — M. W. VON ZINGERLE, qui préparait depuis longtemps une édition du roman de la Dame à la licorne, et qui a été devancé dans cette tâche par M. Gennrich, a extrait de ce roman les morceaux lyriques qu'il contient[18]): ce sont des rondeaux et des ballades à la façon de Machaut (c'est à dire sans envoi) qui sont toutefois, dans le texte, qualifiées de «chansons» (éd. Gennrich, v. 8537). Il eût été intéressant de noter que le texte de plusieurs de ces dernières pièces est, dans le manuscrit, surmonté d'un bout à l'autre de portées, qui, au reste, n'ont pas été remplies. Le n° 12 n'a rien de lyrique et n'eût pas dû être compris dans cette édition. La publication des œuvres de G. de Machaut par M. E. HOEPFFNER constituera une contribution des plus importantes à l'histoire poétique du XIVe siècle[19]); mais le tome I, seul paru, ne contient que des «dits», et par conséquent ne rentre pas strictement dans le domaine

---

Rouart et Geuthner 1908; in-4° de 65 fol., 233 et 161 p. (Publication de la société internationale de musique, section de Paris); compte-rendu par Stimming dans ZRPh. XXXIII, 356. 11) Li confrère d'amour, poème avec refrains (Ro. XXXVI, 29 ss.). 12) Poésie pieuse en sixains de vers octosyllabiques (BSATF. 1907, 44). 13) Drei altlothringische Mariengebete (ZFSL. XXXIII, 206). 14) Ein altfranzösisches Mariengebet (ASNS. 121, 122 ss.). 15) Un dit d'amour [B. n. f. fr. 1634] (NM. IX, 5). 16) Chansons latines et françaises (BSATF. 1908, 45). 17) Una caccia francese del secolo XIV (SMÉ. III, 145). 18) Zum Roman de la Dame à la lycorne et du biau chevalier (PhVAVollm. 157—185). 19) Oeuvres de G. de Machaut, t. I, 1908; in-8° de XC—281 p. (publ. de la SATF.).

qui m'est assigné. J'aurai en revanche à signaler dans mon prochain rapport les deux volumes de M. Chichmareï, qui contiennent toutes les poésies lyriques du même auteur.

XVe siècle. — M. R. A. Meyer a donné une nouvelle édition des anciennes chansons populaires françaises publiées par Stickney en 1879[20]). Cette édition est la bienvenue, car si elle ne fait pas faire un grand progrès aux textes, très bien lus par le premier éditeur, elle en élucide d'une façon complète la construction strophique et en détermine exactement l'origine (lyonnaise et franc-comtoise).

Critiques. — La plupart des éditions mentionnées plus haut étant accompagnées d'études critiques, la section précédente empiète forcément sur celle-ci, qui sera fort courte.

Dans une dissertation restée justement célèbre, M. Wechssler a montré jadis que le «service amoureux», qui a fourni à la poésie des troubadours un de ses lieux communs les plus exploités est rigoureusement calqué sur le «service féodal». M. M. Müller complète cette démonstration en l'appliquant aux chansons des trouvères[21]). Il traite dans la première partie de son travail du service de la dame, dans la seconde du service de l'Amour; mais ce n'est là, comme il le remarque lui-même, qu'une distinction purement formelle, car en s'adressant à l'Amour, c'est encore leur dame que les poètes ont en vue. La conclusion est que ce lieu commun a été emprunté par les trouvères aux troubadours (M. M. cite des emprunts textuels tout à fait probants, dont il eût dû mettre en relief l'importance). Le fait que les premiers emploient les termes techniques du droit d'une façon moins précise, que chacune de leurs chansons se laisse plus difficilement ramener à un moment précis de l'intrigue amoureuse, l'absence presque totale de noms propres et de «senhals» montre que la poésie lyrique était chez eux plus artificielle et moins voisine de la réalité. En terminant M. M. essaie de classer les trouvères d'après leur position sociale, mais ses listes sont aussi incomplètes qu'inexactes: il croit à tort que le mot «maître» s'appliquait aux bourgeois, et sa liste de trouvères gens d'Eglise ne comprend que sept noms; il eût pu l'enrichir d'une douzaine d'autres, s'il eût consulté les précieuses recherches de M. Guesnon. (BHPh., Comité des travaux historiques 1894, 420 et M. A. 1902, 137) au reste signalées ici.

Un comte de Gueldre apparait comme partenaire dans une tenson échangée avec un jongleur qui vivait à sa cour (R. 907); ce titre est donné aussi à l'arbitre d'un jeu parti (R. 830) et au destinataire d'une chanson courtoise dont l'auteur est incertain (R. 1960). M. Salverda de Grave[22]) pense qu'il s'agit dans ces trois textes d'un même personnage, Otton III, qui avait été mis par son second mariage en relations avec les maisons seigneuriales de Ponthieu et de Coucy, où la poésie était en honneur. — M. G. Bertoni et E. Monaci ont traité, l'un incidemment,

---

20) Französische Lieder aus der Florentiner Hs. Strozzi Magliabecchiana. Cl. VII, 1040. Halle 1909, in-8° de 114 p. [Beihefte zur ZRPh. VIII). 21) Minne und Dienst in der altfranzösischen Lyrik, Diss. Marburg 1907, in-8° de 101 p. 22) De Graven van Gelre en de oudfranse lyriese poesie (Bijdragen en Mededeelingen der Vereeniging «Gelre», deel XI, 1908).

l'autre brièvement, des rapports entre la poésie des trouvères et l'ancienne poésie lyrique italienne. Le premier[23]), poussant à l'extrême une idée que j'avais exprimée jadis, va jusqu'à soutenir que l'inspiration de la poésie sicilienne est plus française que provençale; mais cette affirmation repose sur des rapprochements peu probants; étant donnée l'étroite ressemblance entre la poésie des troubadours et celle des trouvères, une démonstration décisive, comme je l'ai dit ailleurs (BIt. VIII, 265) et comme M. B. lui-même l'a reconnu, est à peu près impossible à fournir. — M. Monaci[24]) est venu prêter à la même thèse l'appui d'arguments plus précis: il rappelle d'abord que Jean de Brienne, qui vécut longtemps dans l'Italie méridionale, est, par ses œuvres, à cheval sur les deux littératures. Il signale ensuite que les «coblas unisonans», qui l'emportent en nombre chez les troubadours, sont très rares chez les poètes français et siciliens, qu'il en est de même en ce qui concerne la «tornade» et le «senhal», que le «discordo» italien (cette dénomination est du reste tardive) se rapproche plus, quant à la forme, du «lai» français que du «descort» provençal, et que le premier spécimen du genre appartient précisément à Jean de Brienne. M. M. insiste enfin sur le fait que les romans arturiens furent connus en Italie dès le XIIe siècle, et que, tout pénétrés, comme ils l'étaient, d'esprit courtois, ils purent y préparer les voies à la poésie lyrique. Les premiers arguments de M. M. ne me semblent pas très convaincants, car les «coblas unisonans» sont devenues fréquentes dès la fin du XIIe siècle (voy. de nombreuses chansons de Gace Brûlé, G. de Dargies et G. d'Epinal), le «senhal» n'est pas tout à fait inconnu aux trouvères (cf. Ro. XXXVI, 622) et les envois ont pu disparaître de beaucoup de chansons, certains manuscrits les écartant systématiquement. Mais il faut reconnaître que les autres arguments de M. M. ont de la force et mériteraient une discussion approfondie.

Toulouse. A. Jeanroy.

Religiöse Literatur. 1906. ***Traductions de la Bible, Légende de la Vierge, Légendes hagiographiques, Contes dévots etc.*** Les travaux les plus importants publiés en 1906 dans le domaine de la littérature religieuse sont, sans contredit, ceux de M. P. Meyer dans l'Histoire littéraire de la France[1]). Dans une première notice[2]), il a étudié les Versions en vers et en prose des Vies des Pères, ajoutant, à l'aide des ressources que lui fournit sa prodigieuse érudition, une foule de renseignements nouveaux à ceux qui étaient déjà connus, et dont beaucoup l'étaient grâce à lui. Il a, en particulier, consacré une étude étendue à Wauchier de Denain, un traducteur infatigable qui vivait à la fin du XIIe et au commencement du XIIIe siècle, et dans lequel M. P. Meyer ne serait pas éloigné de reconnaître l'auteur de l'Histoire ancienne jusqu'à César composée pour le châtelain de Lille, Roger, et le continuateur du Perceval de Chrestien de Troyes générale-

23) Il dolce stil nuovo (SME. II, 352; les pages concernant le sujet que j'indique avait déjà paru dans les MChab., p. 820—824). 24) Elementi francesi nella più antica poesia italiana (Scritti di filologia e d'arte per le nozze Fedele de Fabriciis; Napoli 1908, p. 237—248).

1) T. XXXIII. 2) P. 254—328.

ment appelé Gaucher de Dourdan. — La seconde notice, sur les Légendes hagiographiques en français[3]), n'est pas moins importante. La première partie consiste en une bibliographie des légendes en vers, donnant des notions précises sur environ deux cents poèmes et disposée par ordre alphabétique. La seconde passe en revue, tout d'abord les versions en prose de légendes isolées, puis les versions de légendes groupées, soit les légendiers, si nombreux au moyen âge. Ce copieux travail défie toute analyse par la richesse inouïe des renseignements qu'il donne et qui en font le vade-mecum indispensable de tous ceux qui voudront étudier la littérature hagiographique du moyen âge français[4]). — Dans le précieux article intitulé: Fragments de manuscrits français, M. P. Meyer traite de divers ouvrages qui rentrent dans la littérature religieuse. Il a trouvé, sur la reliure d'un vieux livre de la Bibliothèque de l'Institut, des fragments des contes 5, 16 et 17 de la Vie des Pères[5]), dans le ms. 156 de Mâcon, des fragments des contes 11 et 13 du même recueil[6]), et sur les gardes d'un livre de la Bibliothèque de l'Université de Cambridge, des fragments du conte 39, le demi-ami[7]). M. P. Meyer estime que ce dernier conte résulte de la fusion de la parabole du demi-ami dans la *Disciplina clericalis* de Pierre Alphonse et de celle des trois amis dans Barlaam et Josaphat. Il en publie une rédaction incomplète provenant du ms. de la Bodléienne, fonds Bodley 82[8]). — Le même érudit communique en outre un fragment d'un poème sur la théologie morale composé en Angleterre[9]). Ce fragment, conservé dans le ms. Cambridge Additional 3303, contient la fin de l'histoire de Tarsilla et de ses deux sœurs et le commencement de la vie de Malcus, moine captif. — Le ms. Oxford Bodley 57, dont M. P. Meyer a donné la notice dans la Ro.[10]), contient les pièces religieuses suivantes: Une traduction en prose de la Règle de Saint Augustin; deux rédactions différentes des Cinq joies Nostre Dame, en vers; des Saluts à la Vierge, en vers; la Prière de St. Edmond de Cantorbéry, en vers; le Credo, en vers (rédaction différente de celles qui étaient déjà connues); une Paraphrase, en vers, du Pater, composée en Angleterre. — M. Parducci a donné, dans la ZRPh.[11]) la notice du ms. 2375 de la Biblioteca governativa de Lucques. Ce manuscrit, écrit en Picardie dans la seconde moitié du XIV[e] siècle, renferme uniquement des opuscules religieux: le Doctrinal pour les simples gens, composé sous le règne de Jeanne d'Evreux, soit entre 1325 et 1370; dix extraits des Evangiles, destinés à être lus à certaines fêtes; une Vie de Saint Georges; une allocution adressée au fidèle qui reçoit l'Eucharistie; un Sermon sur la Passion, qui mérite d'être signalé en ce qu'il est écrit entièrement en français[12]). — M. Sass a donné, dans la collection de la GRL.[13]), une nouvelle édition de l'Estoire Joseph, déjà publiée en 1903 par M. Steuer, qui avait utilisé une copie assez fautive de l'un des manuscrits. Le nouvel éditeur, aidé des conseils de M. Ad. Tobler[14]), est parvenu

3) P. 328—458. 4) Cf. Ro. XXXVI 471—472. 5) Ro. XXXV 31—36. 6) Ib. 36—38. 7) Ib. 38—46. 8) Ib. 47—53. 9) Ib. 63—67. 10) XXXV 570—582. 11) XXX 660—674. Cf. Ro. XXXVI 462. 12) P. 671, l. 18: de si, l. de fi; ib. l. 22: d'egre, l. de gré; ib. l. 24: non meement, l. nomeement (= spécialement). 13) T. XII, Dresde. 14) Ce travail a été présenté tout d'abord comme dissertation de doctorat à l'Université de Berlin.

à résoudre un grand nombre des difficultés que présentait son texte[15]). Une étude soigneuse de la langue l'a amené à conclure que l'Estoire Joseph a été écrite vers le milieu du XIIe siècle, dans le nord ou l'est de la Normandie[16]). — M. Boselli a trouvé, dans le ms. Pal. 106 de la Bibliothèque royale de Parme, un poème de 641 vers, intitulé la Passion Nostre Dame, qu'il a publié dans la RLR.[17]), le considérant comme inédit. L'édition de M. Boselli n'est pas irréprochable[18]). Plusieurs passages sont inintelligibles. L'éditeur ne se prononce pas avec précision sur la date du texte, qui lui paraît devoir être placée entre le milieu du XIIe et le commencement du XIVe siècle. M. Jeanroy[19]) est arrivé à des conclusions beaucoup plus précises. Il voit dans la Passion Nostre Dame un texte de la seconde moitié du XIVe siècle. Il a prouvé en outre que ce n'est pas autre chose, pour la plus grande partie, qu'un remaniement d'un fragment du Pèlerinage de l'âme, de Guillaume de Digulleville[20]). A partir du v. 351, les deux textes diffèrent complètement. — M. Boselli a publié, sous le titre: Due poesie religiose in antico francese[21]), deux petites pièces sans intérêt contenues dans le même manuscrit Pal. 106 de la Bibliothèque royale de Parme: C'est la voye de Paradis (30 vers), et: Comme l'en doit salluer la vierge Marie (28 vers). M. P. Meyer[22]) fait observer que la première a déjà été imprimée à plusieurs reprises. On se demande pourquoi l'éditeur, qui distingue le v de l'u, confond au contraire l'i et le j. — M. Artur Långfors a donné une excellente édition de Li Ave Maria en roumans[23]), du poète cambrésien Huon le Roi, un petit poème de 312 vers, en rimes tantôt équivoques, tantôt riches et léonines. Il y a ajouté un autre Ave Maria, anonyme, en 15 strophes de 12 vers, contenu dans le ms. BN. fr. 24432. — M. Kastner a continué la publication des Versions françaises inédites de la descente de Saint Paul en enfer[24]). Son édition de la version anonyme du ms. BN. fr. 2094, de la version de Geoffroi de Paris et de la version qu'il qualifie à tort de bourguignonne, est aussi défectueuse que la précédente[25]). M. P. Meyer y a relevé de nombreuses erreurs[26]). Nous signalons encore les suivantes: P. 54, v. 194: bailié, l. bailie. Ib. v. 201: la forme lonbril, donnée par le ms., ne doit pas être changée en nonbril[27]). P. 325, v. 121: qu'ele part, l. quele part. Ib. v. 131: garillant, l. graïllant. P. 326, l. 163 et 164: haschié, apareillié, l. haschie, apareillie. P. 332, v. 378: La leçon du ms.: Dedens vous ait, est excellente. P. 336, v. 543: deschiez, l. des chiez. P. 347, v. 1051: Deus, l. D'eus. P. 438, v. 173: aguees, l. agues. Ib. v. 187: fichiés, l. fichies. Ib. v. 205, 206, 207: compaignié, aparolié, fichié, chargié ne doivent pas porter d'accent. P. 439,

15) V. 207: Si, l. Li; v. 582: ei, l. et; v. 1061: S'i, l. Si. La note sur le mot viz (p. 104) n'est pas absolument exacte. En réalité Godefroy a un article Vit. 3, défini par sarment, où devraient prendre place les trois exemples de l'Estoire Joseph, et où s. m. devrait être remplacé par s. f. 16) Cf. ZRPh. XXXI 127 et Ro. XXXVI 149. 17) XLIX 495—520. 18) V. 252: corolle, l. crolle; v. 326: espane, l. espave. Cf. en outre les corrections proposées par M. Chabaneau, RLR. L 268. 19) Ro. XXXVI 361—368. 20) V. 6353—6574. 21) Bologne, tip. succ. Monti. 22) Ro. XXXVI 152. 23) MSNPhH. IV 321—362. Cf. Ro. XXXVI 148. 24) RLR. XLIX 49—62, 322—351, 427—450. 25) Cf. JBRPh. 1905, II 69. 26) Ro. XXXVI 322—324. 27) Cf. Gode-

v. 217: formant[or] s'en esma(it), l. formant s'en esmaia. P. 447, v. 527: aourir, l. aovrir. La ponctuation laisse souvent à désirer. — Le poème d'Antechrist a été composé vers le milieu du XIII[e] siècle par Henri d'Arci, un templier de Bruern ou Bruer Temple (Lincolnshire), auquel ou doit plusieurs autres poèmes anglo-normands. M. Kastner l'a publié dans la MLR.[28]), d'après le ms. Brit. Mus. Old Royal 8 E XVII, en indiquant en note les variantes fournies par le ms. B. N. fr. 24862. Ce poème n'est autre chose qu'une traduction assez fidèle du *Libellus de Antichristo* d'Adson, abbé de Montier-en-Der. Il ne présente d'intérêt particulier ni pour le fond, ni pour la forme[29]). — M. Wendelin Foerster a consacré une étude des plus attachantes à la Légende du Saint Vou de Lucques[30]). Il a montré qu'elle doit être née en France et il en a exposé les diverses formes. Il a publié celle qui est contenue dans le ms. de Turin L II 14, où elle est intercalée dans le prologue de la Venjance Nostre Seigneur, et qui doit avoir été composée au XIII[e] siècle dans l'ouest du Hainaut[31]). Il a prouvé que le nom du jongleur qui reçoit miraculeusement l'un des souliers du Saint Vou, Jenois ou Genois, représente Genesius, le nom du saint patron des jongleurs, transformé plus tard en Genest par Rotrou. M. Foerster a inséré dans son travail une savante dissertation sur l'étymologie du mot godelureau, dans lequel il voit un dérivé de godelu, forme attestée de vaudelu, qui se rencontre fréquemment à côté de l'expression complète Vaudeluque. — Mlle. Florence Leftwich Ravenel a publié, dans la série des Bryn Mawr College Monographs[32]), la Vie Seint Edmund le Rei, de Denis Piramus, dont on ne possédait qu'une édition très fautive dans les Memorials of St. Edmund's Abbey[33]). Elle a étudié consciencieusement les sources auxquelles a puisé Denis Piramus, la langue de l'auteur et la valeur littéraire de son œuvre, valeur, somme toute, médiocre. L'étude linguistique à laquelle elle s'est livrée l'a amenée à fixer la date de la composition du poème à la dernière décade du XII[e] siècle. Le texte lui-même laisse parfois à désirer. L'éditeur ne s'est pas attaché à en faciliter la lecture. La séparation des mots est reproduite comme la fantaisie du copiste l'a établie dans le manuscrit[34]). On ne comprend pas pourquoi certains vers sont corrigés, tandis que nombre d'autres, qu'il aurait été tout aussi facile de rétablir, restent incorrects. On regrette aussi l'absence presque complète de notes, quoique les passages difficiles ne manquent pas, et un certain nombre de fautes de lecture ou d'impression. V. 103: Saïsnes, l. Saisnes; v. 563: dust, l. dist; v. 1438: aït, l. ait; v. 2153: esbuelrent, l. esbuelerent; v. 2221: Sul issi, l. S'issi; v. 2853: Ereer, l. Errer; v. 3421: France, l. Franceis; v. 3424: vunt, l. sunt; v. 3851: desumfiz, l. descunfiz; v. 4023: une nuaie, l. une envaie. — M. Torsten Söderhjelm a consacré une étude développée et consciencieuse

froy, Compl., V° Omblil. 28) Juillet 1906, n° 4, p. 269—282. 29) Cf. ZRPh. XXXI 741. 30) Erlangen, Junge. Tirage à part des Mélanges Chabaneau, RF. t. XXIII. 31) Au v. 486, l'éditeur traduit: Ne ne voet estre des chieus desiretes par: Er will nicht zu jenen Verdammten gehören. Il paraît plus naturel de comprendre: Il ne veut pas être déshérité des cieux, c'est à dire: Il ne veut pas perdre l'héritage céleste. 32) T. V, Philadelphia, The John C. Winston Co. 33) Londres 1892. 34) V. 11: Kensemble; v. 18: Senvunt; v. 1816: a mesuree,

à la Langue de la Vie de Saint Martin, de Péan Gatineau[35]), en se basant sur la seconde édition de ce poème, publiée par son frère, M. Werner Söderhjelm[36]). Ce travail présente une importance particulière, par le fait que la date (premier quart du XIIIe siècle) et le lieu de composition (Tours) de l'œuvre de Péan Gatineau sont connus avec précision, et que le dialecte de la Touraine n'est représenté que par un petit nombre de documents. On ne voit pas pourquoi l'auteur a fait figurer, dans la partie consacrée au vocabulaire, des mots qui se rencontrent partout et dont plusieurs sont maintenant encore en usage, tels que coite, chemin ferré, groin, etc. — L'article de M. Alfred Schulze sur la Légende de Saint Brendan[37]) ne peut qu'être mentionné ici, les versions françaises n'y étant point étudiées[38]). — M. G. Baist a donné quelques renseignements sur l'Ordinarium de Notre-Dame aux Nonnains de Troyes[39]), daté de 1287. Il en a imprimé un fragment fort intéressant, contenant les détails les plus minutieux sur la manière dont, au matin de Pâques, les trois Maries et deux anges, représentés par des enfants, devaient jouer le trope de la Résurrection. Le mot crevechié, qui lui paraît obscur, n'est autre qu'une forme de couvrechief[40]). — M. Eugène Ritter a fait connaître[41]) la Chanson de la complanta et desolasion de paitré[42]), composée en patois genevois, vers le second quart du XVIe siècle, par Jehan des Prez. Cette pièce, fort intéressante comme spécimen de polémique religieuse, compte 13 strophes de 9 vers. M. Ritter en donne la traduction[43]). — M. Kneisel a donné une analyse soigneuse des dix premières journées[44]) du mystère: La Passion de Jesu-Christ en rime franchoise, conservé dans le ms. 421 de la Bibliothèque de Valenciennes[45]). Il n'est pas parvenu à en déterminer avec précision la date, qui doit tomber entre 1486 et 1547. Il s'est attaché à indiquer les nombreux emprunts faits par l'auteur de ce mystère à cinq autres pièces (Viel Testament, Passion d'Arnoul Greban, Passion d'Arras, Passion de J. Michel et Passion de Valenciennes du ms. B. N. 12536) et a montré que sa part d'invention est très restreinte. Il a imprimé en appendice quelques extraits[46]). — M. Kraatz s'est livré à un travail analogue à celui de M. Kneisel sur le Mystère de la conception, nativité, du mariage et de l'annonciation de la benoiste vierge Marie avec la nativité de Jesucrist et son enfance[47]). Il reconnaît dans cette pièce, qui compte environ 11 800 vers[48]), deux parties bien distinctes. La matière de la première a été tirée,

l. amesuree; v. 2107: la nuitant, l. l'anuitant. 35) Die Sprache in dem altfranzösischen Martinsleben des Péan Gatineau aus Tours. MSNPhH. IV. 36) Helsingfors 1899. 37) ZRPh. XXX 257—279. 38) Cf. Ro. XXXV 620. 39) Das Osterspiel von Nostre Dame aux Nonnains in Troyes. MChab. = RF. XXIII 751—753. 40) Cf. Godefroy, Compl. IX 235, où figure le passage de l'*Ordinarium*. 41) Mélanges Chabaneau, RF. XXIII 191—196. 42) Au v. 88 on lit la forme complète praitré. 43) La fin de la première strophe est mal comprise. Elle signifie: Et fait tout à sa guise, de paradis marchandise. Au v. 35, carquevella n'est pas un verbe, mais un substantif signifiant discussion. 44) Le mystère en compte vingt. 45) Dissertation de Greifswald. 46) P. 76a, l. 1, locus, que l'auteur fait suivre d'un point d'interrogation, signifie ébouriffé, en désordre; l. 32, entrebut, l. en trebut. (Cf. Godefroy, Trebuc); p. 77b, l. 17: invenarable, l. innenarable. 47) Dissertation de Greifswald. 48) Et non 11000, comme dit Petit de Julleville.

directement ou indirectement, de l'*Evangelium de nativitate Mariae* et du *Protevangelium Jacobi.* La seconde est une reproduction assez fidèle de la première journée du Mystère de la Passion d'Arnoul Greban. M. Kraatz a étudié en outre la versification, souvent très compliquée, de la pièce, et a donné quelques extraits bien choisis[49]). — Le volume de M. Ph. de Félice, L'autre monde, mythes et légendes, le Purgatoire de St. Patrice[50]), appartient plutôt à l'histoire des religions qu'à la philologie romane. Il n'est indiqué ici que parce que l'auteur s'est efforcé de démêler les origines de la légende de St. Patrice. Il ne fait que mentionner, sans s'y arrêter, la poème de Marie de France, ainsi que les autres formes françaises — en vers ou en prose — de la légende.

Lausanne, 9 avril 1908. Jean Bonnard.

Wallonische Literatur. 1906 von A. Doutrepont s. I 150.

Anglonormannisch. 1906. Die ***Textpublikationen*** oder Handschriftstudien und besonders die literargeschichtlichen Studien auf anglonormannischem Gebiete sind im Jahre 1906 bedeutend.

Paul Meyer gibt in zwei Artikeln der Ro. ausgedehnte Notizen über einige Handschriften, von denen er auch Auszüge mitteilt. S. 47 ff. spricht er von einem Fragment, Bodley 82, das 37 nicht vollständige sechszeilige Strophen der Parabel vom 'demi-ami' enthält. Die Strophen haben die Form 8a8a4b8c8c4b (Naetebus LXIII). Nun habe ich gezeigt, La plainte d'Amour, Kap. IV, S. 19f., dass mehrere andere Gedichte in derselben Strophe von Nicole Bozon herrühren und dass man zu jener Zeit diese Versform nur bei ihm kennt. Es unterliegt keinem Zweifel, dass auch das in Rede stehende Gedicht Bozon zum Verfasser hat. Meyer bemerkt, S. 48, dass der Sinn sich bisweilen von einer Strophe auf die andere erstreckt; das ist oft der Fall in der Plainte d'Amour. Die Vorwürfe gegen Testamentsexekutoren des 'demi-ami' ist ein Lieblingsthema Bozons. Der ganze Gedankengang und der Stil mit den eingestreuten Dialogen sind völlig dieselben wie in der Plainte. Ebenso verhält es sich mit der Sprache; besonders auffallend ist im 'demi-ami' die Konstruktion Ja ne l'ait le pere si suef nurri („Wie liebevoll der Vater ihn auch erzogen haben mag"), die ich zur Plainte, V. 193, besprochen habe. Kurz man kann mit voller Sicherheit Bozon als Verfasser des hier erwähnten Gedichtes ansehen.

Weiter gibt Paul Meyer in demselben Artikel der Ro. von einem Fragment eines Gedichts über Moraltheologie Kunde. Es findet sich in der Hs. Additional 3303 der Universitätsbibliothek zu Cambridge und ist wahrscheinlich am Ende der Regierung Heinrichs III. verfasst worden. Der uns erhaltene Abschnitt umfasst Stücke von zwei Exempla (Tarsilla und Malchus).

Der zweite Artikel[1]) Meyers berichtet über die Hs. Bodley 57,

---

49) P. 39, l. 10: ovaille, l. ouaille; ib., l. 21: se[i]s, l. s[i] es; p. 42 b, l. 4: lainsi, l. ainsi; p. 52, l. 4: liguage, l. lignage. 50) Paris, Champion.

1) Ro. XXXV 570 ff.

die unter anderm einige religiöse Gedichte in anglonormannischem Dialekt enthält. Zum Teil waren diese Gedichte schon durch frühere Handschriftstudien von Meyer oder Stengel (Codex Digby 86) bekannt. Auf die Gedichte folgt eine kleine Zahl medizinischer Rezepte.

Eine unbekannte Handschrift von Gui de Warwick wird von J.-A. HERBERT beschrieben[2]). Sie wurde bei der Versteigerung der Edwardesschen Bibliothek nebst anderen ebenfalls von Herbert beschriebenen Hss.[3]) an einen anonymen Bibliophilen verkauft. Die übrigen Hss. des Gui, 11 an Zahl, Fragmente mit einbegriffen, werden von Herbert aufgeführt; der Anfang und das Ende der ehemaligen Edwardesschen Hs. angeführt und schliesslich das Fragment der Universitätsbibliothek zu Cambridge vollständig wiedergegeben. Es ist wirklich zu bedauern, dass das in mehrerer Hinsicht interessante Gedicht Gui de Warwick nicht herausgegeben worden ist. Die Länge — die Edwardessche Hs. zählt 12762 Verse — hat daran wohl viel Schuld.

Eine St. Pauls-Vision von dem durch Paul Meyer entdeckten[4]) anglonormannischen Dichter Adam de Ross ist von L. E KASTNER veröffentlicht worden[5]). Der Herausgeber folgt der besten und vollständigsten Hs., Brit. Mus. Cott. Vesp. A. VII, deren Text er indes hie und da ändert mit Hilfe von vier anderen mehr oder weniger fragmentarischen Hss., die er, nach Paul Meyer, verzeichnet. Leider fehlt ein eingehender Vergleich dieser Hss., die Herausgeber nur im allgemeinen charakterisiert auf Grund der „different readings which for the most part are communicated at the foot of the page“. Aber solche *different readings* gibt es keine; die Varianten werden sämtlich erst am Ende des Textes angeführt. Jede Art Kommentar fehlt auch. Schliesslich scheint es mir, als hätte Herausg. seine Hss. nicht immer richtig gelesen. Ich besitze von allen fünf Hss. Abschriften, die ich selbst gemacht habe und die nicht selten von den Lesungen Kastners abweichen; was freilich das eine oder anderemal auf fehlerhafte Lesung meinerseits beruhen kann. Auch die Auswahl der Varianten lässt zu wünschen. Mit einem Worte, die Veröffentlichung dieser Vision durch Kastner ist bei weitem nicht definitiv. — Es ist hier nicht der Ort, den Kastnerschen Text vollständig zu revidieren; ich gebe nur einige Anmerkungen zu den ersten 50 Versen. V. 7: C^2 hat nicht *ait*, sondern *out*; *Il* fehlt C^2 P. — V. 11: die Übereinstimmung von LC^2 in der Auslassung von *un* hätte angegeben werden sollen. — V. 12: fehlt die Variante P:s *enaytes*. — V. 13: lese ich *deskes* in L, was das Metrum interessiert. — V. 15 fehlt *i* in L. — V. 16: unbegreiflich ist, warum Herausg. *sons* in *suens* ändert. — V. 20: lese ich *pour* in L. — V. 25b-d sind gar nicht von L ausgelassen worden, wie Herausg. angibt. — V. 32: warum *pendirent* in *pendent* geändert? Das Metrum ist doch nicht zu retten. — V. 37: ich lese in L *ces* statt *des* und *gaübes*. — V. 38: L hat *pas* statt *par*. — V. 45: die interessante Variante *set* PD, statt *ces*, fehlt; sie ist vermutlich die richtige Lesart. — V. 49: mit Hilfe von LD darf man *se purardeient* lesen (nicht *se par i ardeient*). Es ist unnötig, diese Kritik hier fortzusetzen.

2) Ro. XXXV 68 ff. 3) Ro. XXXII 394, 597. 4) NE. XXXV 131. 5) ZFSL. XXIX[1] 274 ff.

Eine andere Textpublikation hat L. E. KASTNER unternommen: Some Old French Poems on the Antichrist[6]). Der erste Artikel enthält eine durch P. Meyer[7]) bekannt gemachte Version von Henri d'Arci. Sie findet sich in Brit. Mus. Old Roy. 8. E. XVII und Bibl. Nat. f. fr. 24862 und ist eigentlich durch ihre vollständig verworrene Versifikation interessant. Die Länge der Verse (in der Pariser Hs. etwa 360 an Zahl) beträgt in steter Abwechslung 8—16 Silben. Der Text ist übrigens leicht verständlich, aber dürr und trocken. Warum im letzten Stück nicht *uel* (statt *vel*), *l'us* (statt *lus*)?

Ein fast ganz unbekanntes Vokabular, Nominale sive Verbale betitelt, hat W. W. SKEAT herausgegeben[8]). Viele anglonormannische, bezw. französische Wörter oder Wortformen verdienen darin Interesse, bisweilen aus dem Grunde, dass sie schwer erklärlich sind. Die Wörter sind nach verschiedenen Materien in gereimten Versen mit interlinearer englischer Übersetzung aufgeführt. Die Hs. stammt, wie es scheint, aus der Mitte des XIV. Jahrhunderts; die Sprache ist das Spätanglonormannische. Ich bemerke die Form *relement* für *rerement* V. 127—361 (vgl. Ro. XXV 521); — *lide* V. 163, durch das englische *sliduth* (*slides*) übersetzt; dieses engl. Verb hat *eslider* (s. Godefroy) gegeben, wozu man ein falsches Primitivum *lider* geschaffen hat (vgl. Moisy, Glossaire comparatif anglo-normand); — V. 227: *plucher* in der Bedeutung des engl. *pluck* (*cueillir*); — V. 255: *heche* (Godefroy *heque*) = engl. *hook*; — V. 405: *rehercer* = engl. *rehearse*; — V. 413: *verons*, Deminutiv von *vers*, mit engl. *moutys* wiedergegeben (V. 315 steht *veroun* fur *aviron*; vgl. Godefroy); — V. 764: *soundre* [*de porks*], wie in Horn 4658 (vgl. Godefroy *sondre*), ohne Zweifel = engl. *sunder*; das Wort lautet V. 833 *sondre* [*de estournels*].

Ein Fragment von einer Reimchronik ist in einer Handschrift des Brit. Museum von J.-A. HERBERT entdeckt und von R. IMELMANN herausgegeben worden[9]). Das Bruchstück enthält ungefähr 250, teilweise arg verstümmelte Verse. Vom Herausgeber wird es als ein Teil des verlorenen Anfangs von Gaimars Estorie des Engleis angesehen. Dies ist in der Tat sehr wahrscheinlich und dürfte die Vermutung, dass der Münchener Brut dieser verlorene Anfang wäre, widerlegen. Dennoch akzeptiert Imelmann diese Vermutung, die sogar ein Fundamentalmoment in seiner Argumentation ist. Sie ist nichtsdestoweniger völlig unmöglich. Im übrigen bietet diese Abhandlung für das Anglonormannische nichts besonderes.

The Sources of the Anglo-French Commentary on the Proverbs of Solomon contained in Manuscript 24862 (fonds français) of the Bibliothèque Nationale of Paris[10]) von IRVILLE CHARLES LE COMPTE, enthält längere Auszüge aus der im Titel genannten, früher von Paul Meyer[11]) besprochenen Hs. Meyer schwankte, ob er den Schreiber [des ersten Teiles] als Anglonormannen oder Normannen ansehen sollte. Ich bin überzeugt, dass er ein Normanne war. Eine so verhältnismässig regelrechte, von stärkeren Anglonormannismen

6) MLR. IV 269ff. 7) NE. XXXV 131ff. 8) Philological Society's Transactions. 9) Layamon. Versuch über seine Quelle. Berlin, Weidmannsche Buchh. 10) Strassburger Dissert. 11) NE. XXXV¹ 131ff.

freie Sprache ist am Anfang des XIII. Jahrhunderts von einem Anglonormannen nicht zu erwarten. Le Comptes Publikation gehört also kaum hierher. Ich bemerke indes, dass der Text ein gewisses sprachliches Interesse hat, so dass es der Mühe wert wäre, ihn näher zu untersuchen und dass die Korrekturen des Herausgebers bisweilen auf Missverständnis beruhen (z. B. *surundés* S. 17 statt überlief. *surundeient* mit Pzp. auf *-ent* wie *quidens* S. 5, was Herausg. auch in *quidans* ändert; *celestiel* statt *del ciel* S. 20; *enseigne en doctrine* S. 43 statt überl. *en doctrine*, d. h. *endoctrine* u. s. w.). Die Absicht des Herausg. war eigentlich den Quellen des Kommentars nachzugehen, was ihm, wie es scheint, gelungen ist.

Endlich erinnere ich, dass das Record Office die Publikation von Year Books, Calenders u. s. w. aus der späteren anglonormannischen Zeit stetig fortsetzt.

Auf dem Gebiete der eigentlichen **Literaturgeschichte** sind hier mehrere sehr bedeutende Werke zu verzeichnen.

Zuerst eine zusammenfassende Literaturgeschichte, nämlich die von W. H. Schofield: English Literature from the Norman Conquest to Chaucer[12]). Bisher war die anglonormannische Abteilung in den englischen Literaturgeschichten ziemlich kurz ausgefallen; so noch in den Werken Jusserands und Körtings und man hatte die vollständigeren Aufschlüsse darüber in der französischen Literaturgeschichte, speziell bei G. Paris, Gröber oder Suchier zu suchen. Schofield hat in seiner Geschichte, deren jetzt vorliegender Teil gerade die anglonormannische Zeit umfasst oder umfassen sollte, der Literatur in anglonormannischer Sprache im Verhältnis eben so viel Aufmerksamkeit widmen wollen, wie der Literatur in englischer Sprache. Diese Absicht ist doch kaum durchgeführt, wie wir unten in einigen Beispielen sehen werden. Übrigens erstreckt Verf. seine Darstellung auf alle literarischen Erscheinungen, die die Bewohner Englands zu jener Zeit — oder später — interessierten und ihre Literatur beförderten. Dadurch kommt er fast auf die ganze kontinentalfranzösische Literatur des Mittelalters zu sprechen und zwar auf mehrere Zweige derselben ziemlich ausführlich. Es mag Geschmacksache sein, wie ausführlich man diese Umschau machen darf; man kann aber nicht leugnen, dass Verf. dieselbe mit grosser Sachkenntnis und angenehmer Darstellungskunst ausgeführt hat, und dass er dadurch das geistige Leben in England während der fraglichen Epoche in sehr verdienstlicher Weise beleuchtet hat. — Indes scheint die Einteilung und Gruppierung dieses weitschweifigen Stoffes nicht die glücklichste zu sein. Die Hauptteile des Buches sind: Ch. I Introduction; Ch. II Anglo-Latin Literature; Ch. III Anglo-Norman and Anglo-French Literature; Ch. IV The English Language; Ch. V—X behandeln danach die englische Literatur in eigentlicher Meinung, worauf ein Ch. XI Conclusion, und Appendices und Index folgen. Aber in den Kapiteln über englische Literatur wird das Wichtigste von der anglonormannischen Literatur behandelt, z. B. die Versromane von Horn, Havelok, Waldef, Guy de Warwick, Boeve, deren Titel nur im Kap. III aufgeführt werden; oder z. B. das Werk von Robert de Boron, das in Kap. V behandelt

12) London, Macmillan and Co. 1906, XIII, 500 S. Geb. Sh. 7/6.

wird, während nur ein biographisches Detail über ihn in Kap. III mitgeteilt wird u. s. w. Auf diese Weise kann derselbe Gegenstand eine wiederholte Behandlung erfahren, wie z. B. Le Manuel des Pechiez oder The Handlyng Synne von William de Wadington und Robert of Brunne, S. 118, 411f. (343, 362); Disticha Catonis S. 132, 422 u. s. w. (S. 422 wird Evrart auf 1250 datiert, statt 1150). — Als eine Folge der Zusammenwerfung von kontinentalfranzösischer und anglofranzösischer Literatur ergibt sich auch öfters, dass nicht deutlich gesagt wird, welcher von den beiden Literaturen ein Werk angehört. Es scheint z. B. S. 125, als wäre Ambrosius ein Anglonormanne; er war, wie G. Paris gezeigt hat, aus der Normandie und schrieb Kontinentalfranzösisch. Zu welcher Literatur soll man Chandos rechnen (S. 126)? — Mehrere bedeutende anglonormannische Werke bleiben von SCHOFIELD unerwähnt. Allzu knapp ist die Erwähnung der biblischen oder überhaupt religiösen Literatur (vgl. mein Franska Språket i England, Kap. V, S. 14ff. [1901]) und der Lyrik; es fehlen z. B. ganz die nicht unbedeutende Spott- und Scherzgedichte La riote du monde, La Bestourné, Ragemon le bon, sowie eine gerechte Würdigung der anglonormannischen Fabliaux (vgl. S. 118). Es fehlen weiter z. B. die Dichternamen Henri d'Arci, Adam de Ros, Jean Raynzford (Ro. XV 335; XVI 221); und Nicole Bozon, der überaus produktive und sehr verdienstvolle Lyriker, Satiriker, Legenden- und Fabeldichter, wird allzu kurz abgefertigt (S. 118). Natürlich kann man nicht alles mitnehmen, und dass eine Menge Kleinigkeiten übergangen worden sind, ist ganz richtig; aber es scheint mir, dass der Reichtum der anglonormannischen Literatur vom Verf. nicht ganz nach Gebühr geschätzt worden ist.

Im einzelnen bemerke ich noch folgendes. SCHOFIELD bringt natürlicherweise hie und da Äusserungen über die anglonormannische Sprache und ihre Stellung zum Englischen. Dabei behauptet er (S. 112f.), wie so viele vor ihm, namentlich Scheibner, dass jene Sprachform mit dem Verlust der Normandie (1204) eine fremde Sprache in England wurde. Dem ist nicht so; ich habe (Franska Språket i England, Kap. IV) in einer ausführlichen Darstellung bewiesen, dass erst die nationalen Bewegungen während Heinrichs III. Regierung die Stellung des Französischen entschieden verschlimmerten und das Englische wieder zu Ehre brachten. Zugleich habe ich gezeigt, wie früher Behrens, dass man das Anglonormannische nicht in so scharfen Gegensatz zu Anglofranzösischem setzen dürfte. — S. 379 behauptet SCHOFIELD, religiöser Unterricht sei ununterbrochen in englischer Sprache dem gemeinen Volk erteilt worden. Das bezweifle ich. Nicht nur die höhere, sondern auch die niedrigere Priesterschaft wurde aus Anglonormannen rekrutiert und die einwandernden Mönche handhabten das Schulwesen. Es wurde ja in den Constitutiones von Clarendon (1164) vorgeschrieben, dass kein Sohn eines gemeinen Mannes (*villanus*) ohne die Erlaubnis seines Patronus Priester werden dürfte, was beinahe ein Verbot für die Engländer, in den geistlichen Stand einzutreten bedeutete. Faktisch verstand manchmal die Gemeinde ihre Prediger und Lehrer nicht oder sehr wenig, oder sie erlernte so wie so die fremde Sprache. Gerade für die niedrigere, des Lateins unkundige Priesterschaft, übertrug z. B. Philipp de Thaun den Computus ins Anglonormannische.

In der verwickelten Frage von dem Anteil, den die verschiedenen Völkerelemente Englands an der Entwicklung der Sagen- oder Romanliteratur hatten, ist Schofield der Ansicht, dass auch die Kelten und die Angelsachsen daran beteiligt waren und zwar in erheblichem Masse. Für die Kelten mag dies zu einem gewissen Grade wahr sein. Freilich waren ihre Kulturverhältnisse von denjenigen der Anglonormannen sehr verschieden und ihre Literatur allzu kunstlos, und freilich lebten Besiegte und Sieger lange in einer gewissen Isolierung von einander; aber dies ist doch nicht, wie besonders BRUGGER behauptet[13]), genug um jeden Einfluss der inselkeltischen Sagen unmöglich zu machen. Vielleicht kooperierten sie (im Norden) literarisch mit den sagenliebenden Skandinaviern, wie DEUTSCHBEIN annimmt. Was die Angelsachsen betrifft, so scheint mir Deutschbein durch detaillierte Untersuchungen der speziellen Fälle erwiesen zu haben, dass sie den denkbar geringsten Beitrag zur Entwicklung der anglonormannischen oder mittelenglischen Romanliteratur geliefert haben. (Über Deutschbein s. weiter unten.)

In der Histoire littéraire de la France bringt PAUL MEYER einen Artikel über Légendes hagiographiques en français. Es ist ein höchst nützliches Repertorium, das auch eine Menge anglonormannischer Legenden erwähnt, die dank den langjährigen Forschungen Meyers in englischen Bibliotheken durch ihn bekannt geworden sind, z. T. früher, z. T. erst in diesem Artikel. Von den früher unbekannten zitiere ich folgende anglonormannische Legenden: St. Bon oder Bonet (Hs.: Br. Mus. Roy. 20. B. XIV, eine Hs., deren Inhalt z. T. durch Mussafia bekannt ist; vgl. JBRPh. III 139); St. Edmond (Hss.: Caius and Gonv. Coll., Cambr., und Herzog von Portland); St. Edward (Hs.: Herzog von Portland); St. Eustache oder Placidas (Hss.: Kapitel von York; Trinity Coll., Dublin); Ste. Foi (von Simon de Walsingham; Hs.: Herzog von Portland); St. François (Hs.: Bibl. Nat. f. fr. 13505); St. Ildefonse (Hs.: Brit. Mus. Roy. 20. B. XIV); Jesu Kindheit (Hs.: Corp. Chr. Coll, Cambr.); Ste. Lucie (Hs.: Brit. Mus. Cott. Dom. XI); Ste. Marguerite (Hss.: Kapitel von York; Edwardes; Brit. Mus. Sloane 1611; ib. Cott. Dom. XI); Maria von Egypten (Hs.: Brit. Mus. Roy. 20. B. XIV); Maria Magdalena (Hs.: Kapitel von York); Ositha (Hs.: Herzog von Portland); Paulus der Einsiedler (Hs.: id.); Seth (Hs.: Corp. chr. Coll., Cambr.). Dies sind versifizierte Legenden und man sieht, welchen bedeutenden Zuwachs zu den schon bekannten sie ausmachen. Die prosaischen Legenden, die Meyer aufzählt, haben für die anglonormannische Literaturgeschichte nicht dieselbe Bedeutung.

In Studien zur Sagengeschichte Englands, I. Teil: Die Wikingersagen[14]) untersucht MAX DEUTSCHBEIN eingehend die Sagen von Horn, Havelok, Tristan, Boeve und Guy of Warwick, die ja bekanntlich auch in anglonormannischen Redaktionen vorliegen. Diese Sagen sind in letzterer Zeit zu wiederholten Malen behandelt worden, ohne dass die Untersuchungen zu abschliessenden Resultaten gelangt wären; über

13) ZFSL. XXXII² 122ff. 14) Cöthen, Verlag von Otto Schulze 264 S., Mk. 7.

die bisherigen Untersuchungen habe ich in früheren Bänden dieses Jahresberichtes gehandelt.

Die ältesten Gedichte über Horn sind der mittelenglische King Horn (K. H.) und der anglonormannische Ritter Horn (R. H.). Sie bestehen aus zwei Teilen, die sich im grossen und ganzen ähneln; sie sind nach Deutschbein nur eine Wiederholung derselben Motive; der zweite Teil ist der ursprünglichere. Dies mag richtig sein. Die Orts- und Personennamen sucht Deutschbein ähnlich wie Morsbach zu identifizieren. Das hat jüngst Schofield mit, wie mir scheint, im allgemeinen besserem Erfolg getan (vgl. JBRPh. VII II 89). Den Ursprung der Sage findet Deutschbein bei den Vikingern in England; darüber dürfte man wohl jetzt einig sein. Von ihnen haben die Anglonormannen den Stoff übernommen (nach Schofield durch eine anglosächsische Verarbeitung: was sehr zweifelhaft ist und von Deutschbein entschieden verneint wird, S. 67), und einem anglonormannischen Urhorn entstammen sowohl K. H. (ursprünglicher) als R. H. (= Schofield). Dann verfolgt Verf. im Detail die Spuren der Sage, wie sie sich im Teil I von Horn findet, bis in die irisch-nordische Geschichte des 9. und 10. Jahrhunderts, sowie die Spuren der novellistischen Ausschmückungen des II. Teils, die er in verschiedenen älteren und neueren Novellen oder Sagen des Festlandes wiederfindet. Hierbei kommt er zu anderen Resultaten als Schofield. Nach Deutschbein ist die Sage ostnordisch, nach Schofield westnordisch (meiner Ansicht nach sehr möglich). Die novellistischen Elemente glaubt Schofield auch in der isländischen Literatur nachweisen zu können (was fraglicher scheint).

Mehr überzeugend wirken die Ausführungen über die Haveloksage. Wenn man schon früher die Namensidentität *Anlaf Cuaran* = *Havelok Cuaran* gefunden hatte, findet jetzt Deutschbein die Identität zwischen den Schicksalen und Taten des Vikinger Reginwald, des Oheims Anlafs, und der Erzählung von Havelok. Andere Übereinstimmungen sind *Edelsi-Argentille* = *Eadweard-Aelfwynn, Gunter* = *Guthred* u. s. w.; was alles ganz zutreffend ist. Die ursprünglichen Ereignisse dürften sich in den ersten Jahrzehnten des 10. Jahrhunderts abgespielt haben und zwar in Northumbrien, dem Reiche Reginwalds, später Anlafs. Die Kelten jener Gegend, mit den Dänen befreundet, haben aus diesen Ereignissen die Sage geschaffen, was sowohl die Namensformen als gewisse Episoden keltischen Ursprunges zeigen. Indes glaubt Verf. noch eine Mittelstufe, und zwar eine dänische in Ostengland, ansetzen zu dürfen, ehe die literarische Bearbeitung der Anglonormannen zustande kommt. In einem Nachwort erwähnt Verf. die Abhandlung Heymans (vgl. JBRPh. VII II 90), die zum Teil andere Zwecke verfolgt, und das Buch Zenkers über Boeve-Amlethus (vgl. ib. IX, II 72), worin die Sagen von Hamlet und Boeve auf denselben Ursprung zurückgeführt werden wie die Haveloksage, eine Theorie, die Deutschbein ebensowenig wie ich akzeptiert.

Für die Tristansage hatte Deutschbein das Werk Bédiers (1905) nicht benutzen können (Vorwort S. VIII); seine Ausführungen treffen indes manchmal mit denjenigen Bédiers zusammen. Auch die Tristansage besteht nach Deutschbein aus zwei Teilen, einem ursprünglicheren, dessen

Stoff aus dem Vikingerleben stammt, und einem jüngeren novellistischen (Tristans Liebe zu Isolt), der den Normannen und den französisch sprechenden Bretonen zuzuschreiben ist. In den ersten Teil spielt die Salomosage hinein (der zweite Teil wird nicht näher untersucht); eine ältere kymrische Stufe hat eine eingehende Behandlung durch die Bretonen-Normannen erfahren. Aber die Anglonormannen (um nicht von den Angelsachsen zu sprechen, vgl. Bédier II 314 ff.)?

Die Boevesage behandelt Deutschbein eigentlich aus dem Grunde, dass sie als Vikingersage angesehen worden ist. Für ihn selbst gilt sie nicht als solche und nunmehr dürfte man wohl allgemein jene Ansicht aufgegeben haben; besonders nach JORDAN's im Jahre 1908 veröffentlichten Untersuchungen[15]). Diese haben überhaupt diejenigen Deutschbeins überholt und ich kann mich hier über ihn kurz fassen. Er verlegt den Schauplatz in den Orient; durch die Kreuzzüge ist der Stoff nach dem Abendland gelangt, wo er durch Anlehnungen an abendländische Sagen zahlreiche Änderungen erfuhr. Die Heimat der Sage ist Nordostfrankreich. Der Name *Boeve* stammt aus der fränkischen Geschichte und weist auf Nordwestfrankreich. Schliesslich: die Boevesage ist eine Zusammenhäufung verschiedenartigster Elemente; eine Zusammenhäufung, die sich wohl am ehesten in Nordfrankreich vollzogen hat.

Die zuletzt speziell behandelte Sage ist die von Guy of Warwick. Auch diese zerfällt in zwei Teile, einen höfisch-ritterlichen und einen klerikalen. Das ganze scheint darauf auszugehen, das Geschlecht der Wallingfords zu verherrlichen. Der hauptsächliche Bearbeiter ist vermutlich ein gelehrter Mönch französischer (anglonormannischer?) Nationalität, der historische und legendarische Stoffe zusammengeschmolzen und dabei seine Helden bis zur Schlacht von Brunnanburh zurückversetzt hat. (Auch Schofield nennt die Sage eine „inartistic conglomeration“, S. 273.) Eine angelsächsische Sage ist dies nicht, wie man sich im allgemeinen vorstellt (so Körting, S. 101); denn die Namen sind französisch oder skandinavisch.

Die Schlussbetrachtung des hier besprochenen Buches enthält drei Kapitel, die die anglonormannische Literatur nur indirekt berühren. Deutschbein weist hier darauf hin, wie wenig die Angelsachsen sich an der Sagaliteratur beteiligten, wie zahlreich die skandinavischen Sagen in England waren und in welcher lebhaften literarischen Verbindung England und Deutschland im 11., 12. und 13. Jahrhundert standen.

Aus diesem knappen Bericht dürfte ersichtlich sein, welche kapitale Bedeutung für die Kenntnis und richtige Würdigung der anglonormannischen Romanliteratur Deutschbeins gelehrte und gewissenhafte Forschungen besitzen.

Mit ein paar in anglonormannischen Gewand überlieferten Romanen oder Novellen, dem Gedichte vom Eustache dem Mönch und der Prosaerzählung von Fulko Fitz Warin, hat sich LEO JORDAN beschäftigt, indem er als Einleitung zu seiner Übersetzung des letzteren Werkes, (Romanische Meistererzähler, VII. Bd., Das Volksbuch von Fulko Fitz Warin) eine Untersuchung über die Entstehung jener in

15) Über Boeve de Hanstone. BhZRPh. 14.

Anlage und Inhalt sehr ähnlichen Erzählungen vorgenommen hat. Das Hauptresultat dieser Untersuchung, das auch dem englischen Robin Hood gelten kann, wird schon S. XIV folgendermassen formuliert: „Wir machen also hier bereits die interessante Beobachtung, dass sich die Schicksale der drei so verschiedenen, wenn schon in gleicher Sphäre lebenden und nach dem Tode fortlebenden Männer, ganz gleichmässig widergespiegelt haben, und was wir hier nur vermuten, wird später zu Gewissheit werden. Dass einer jeden der drei Figuren nur ein Grundstock von Erzählungen angehört, die teils wechselseitig getauscht, teils aber aus einem uralten Schatze ähnlicher Sagen und Erzählungen vermehrt wurden, die weder Robin, noch Eustache, noch Fulko gehören, sondern dem grossen Märchenschatz der Völker, deren Entstehung im Einzelnen in den Nebel der Urzeit entrückt ist."

Über dieses Resultat, das übrigens nahe an der Hand lag und dem, was ich in diesem Jahresbericht IX II 71 betreffs der grösseren anglonormannischen Abenteuerromane ausgesprochen habe, sehr nahe kommt, bringt es die folgende Untersuchung Jordans, welche sich hauptsächlich mit Fulko beschäftigt, nicht viel weiter hinaus.

Die Übersetzung, für welche Jordans eigentümlicher Stil nicht schlecht passt, ist von angenehmer Lektüre. Anmerkungen und ein geographisch-historischer Index beschliessen das Buch.

Einige anglonormannische Chroniken werden in einer Untersuchung von ROBERT HUNTINGTON FLETCHER über The Arthurian Material in the Chronicles especially those of Great Britain and France[16]) mit behandelt; natürlich nur insofern sie „Arthurian material" enthalten. Dies ist aber nur zu geringem Teil der Fall; denn bekanntlich ist gerade von derjenigen Chronik, die in dieser Hinsicht die interessanteste gewesen wäre, nämlich Gaimars Estorie des Engles, nur der spätere nacharthurische Teil beibehalten. Also hat FLETCHER nicht hinreichenden Grund gehabt, den fraglichen Chroniken eine eingehende Behandlung zu widmen; indes hat er sie auf verdienstliche Weise verzeichnet und kurz charakterisiert. Vollständigere Verzeichnisse von anglonormannischen Chroniken finden sich ja, wie man weiss, anderswo (vgl. z. B. hier unten), und besonders hat die intrikate Frage von dem Verhältnis der verschiedenen Fassungen des Brute durch BRIE (JBRPh. IX II 73) eine Lösung gefunden, die FLETCHER noch nicht kennen konnte. Jedenfalls sind die klaren Aufstellungen FLETCHERS auch nützlich. Das Hauptverdienst seines Buches liegt indes ausserhalb des speziell anglonormannischen Gebietes und besteht in den trefflichen Referaten und der richtigen Würdigung der gesamten englischen und französischen geschichtlichen Literatur, die „Arthurian material" enthält.

Über die anglonormannischen Chroniken und sonstigen Geschichtsquellen enthält die neue Publikation The Political History of England in twelve volumes treffliche Erörterungen. Ich verweise auf Vol. II[16a]), von ADAMS, Appendix „On Authorities", Vol. III[16]), von TOUT, Appendix „On Authorities", und Vol. IV, von OMAN, Appendix „On Authorities".

16) Studies and Notes in Philology and Literature. Vol. X, Huvard University. 16a) Vom Jahr 1905.

Ein kurzer Hinweis auf Gustave Cohen, Histoire de la mise en scène dans le théâtre religieux français du moyen âge[17]) mag auch hier einen Platz haben, da Verf. sich eingehend mit dem anglonormannischen Drama Adam beschäftigt.

Göteborg. Johan Vising.

Die historische Literatur des französischen Mittelalters. 1905—1907. Zu der einschlägigen Literatur des Jahres 1904 ist zunächst noch L. Delisles Ausgabe der französischen Chronik des sogenannten Anonysmus von Bethune im t. XXIV des Recueil des historiens des Gaules et de la France[1]) nachzutragen. Dieser erst 1890 aufgefundenen Chronik hatte Delisle schon in HLF. XXXII 219ff. einen längeren Aufsatz gewidmet. Die Chronik reicht bis 1216 und zeigt enge Beziehungen zu der von F. Michel 1840 veröffentlichten *Histoire des ducs de Normandie et des rois d'Angleterre.* Beide ergänzen sich gegenseitig. — U. Chevalier's „Repertoire des sources historiques du moyen-âge" zweite Auflage liegt nun abgeschlossen vor[2]). — Nicht eigentlich hierher gehört, möge aber, da uns übersandt, wenigstens kurz erwähnt werden: eine hübsch ausgestattete englische Übersetzung der „Early lives of Charlemagne by Eginhard and the Monk of St. Gall besorgt von Prof. A. J. Grant[3]). — Zur umfangreichen Literatur über den Schwanritter steuerte G. Huet einen neuen Beitrag in Ro. XXXIV 206—214 bei: „Sur quelques formes de la légende du Chevalier au Cygne". Er beschäftigt sich darin nur mit den Texten, welche die *Naissance* oder *Enfances* behandeln und will einen früheren Aufsatz von G. Paris in Ro. XIX 315—328 ergänzen. — „Über das Verhältnis von Waces Roman de Brut zu seiner Quelle der Historia regum Brittaniae des Gottfried von Monmouth" betitelt sich eine Leipziger Dissertation von Alfred Ulbrich[4]), welche auch in RF. XXVI 181—260 erschienen ist. Der Verfasser weist im Einzelnen nach, dass Wace sich bei aller Abhängigkeit von seiner Quelle, die sich oft genug sogar in wörtlicher Berührung zeigt, doch als wirklicher Dichter erweist. Man habe die Empfindung, als erständen die toten Worte der lateinischen Chronik unter seiner Schöpferhand zum Leben. Von einer wälschen Quelle, wie sie Duméril annahm, kann, wie schon ten Brink nachwies, auch nach des Verfassers erneuter Vergleichung keine Rede sein. — Über „La conquête de Constantinople di Giofredo Ville-Hardouin e le versioni dei tre Ramusii, Giambatista, Paolo, Girolamo" handelte Emilio Teza in AIV. B. LXV, 8 Serie B. VIII (1905). Einen Nachtrag dazu lieferte er ebenda 1906 in Heft 7. Vgl. dazu RBLI. XIV 52f. — Von Nat. de Wailly's Ausgabe von Joinvilles „Histoire de S. Louis" erschien 1906 eine neue Auflage[5]). — Im gleichen Jahre veröffentlichte Ethel Wedgwood eine neue englische Übersetzung desselben Werkes: „The memoirs of the Lord of Join-

17) Bruxelles, Hayez (1907 in deutscher Ausgabe).

1) Paris 1904 fol. 2) Eb., A. Picard 1907 8° 2 vol. 4832 col. 90 fr. 3) London, A. Morning 1905 8° XXXII 180 S. 1 s 3 d. 4) Erlangen 1908 8° 80 S. 5) Paris, Hachette 1906 8° XLI 342 S.

ville"[6]). Die Übersetzerin hat eine Anzahl Illustrationen aus Handschriften und zwei genealogische Tafeln beigefügt, ausserdem kurze ergänzende Anmerkungen aus zeitgenössischen Autoren. — „Wie Ludwig IX. d. H. das Kreuz nahm" betitelt WILHELM MEYER aus Speyer ein altfranzösisches Lied, welches er in einer Hs. Dd. XI 78 der Cambridger Universitätsbibliothek fand und danach in der NGW Phil.-hist. Klasse 1907, S. 252f. mit einem Beitrag von A. STIMMING ebenda S. 254—257 herausgab. Vgl. dazu hier IX[1] 150. — Von Froissarts Chronik erschienen gleichzeitig zwei englische Übersetzungen, die eine unter dem Titel: „The Chronicles of England, France, Spain etc." ohne den Namen des Verfassers[7]), die zweite ist eine Neuausgabe der „Chronicles translated by Lord Berners", besorgt von G. C. MACAULAY[8]). — Ein Aufsatz von Salomon Reinach in der Gazette des Beaux-Arts 3e Sér. B. XXXIII (1905) S. 371—389 beschäftigt sich mit „le ms. des Chroniques de Froissart à Breslau", welches bekanntlich reich mit Bildern geschmückt ist. — Für die *Société de l'Histoire de France* veröffntlichte HENRI LEMAITRE 1906 die „Chroniques et Annales de Gilles le Muisit abbé de Saint-Martin de Tournai (1272—1352)"[9]) und ein Jahr zuvor Jules Viard und Eugène Deprez Jean le Bel's „Chronique"[10]). Über die letzte Ausgabe vergleiche die Selbstanzeige J. Viards in BECh. LXVI S. 540—546. — Konrad Weiskers Hallenser Dissertation handelt „Über Hugo von Toul und seine altfranzösische Chronik"[11]). In einer kurzen Besprechung dieser Arbeit in ZRPh. XXX 126 vermisst Ph. Aug. Becker Beweisgründe gegen die von ihm ZRPh. XXVI vertretene Ansicht, wonach Hugo von Touls angeblicher Beitrag zu Jacques de Guises *Annales Honnoniae* einen integrierenden Bestandteil der bei J. de G. unter verschiedenen Namen gehenden Pseudohistorie bilde. — Dr. GEORG WOLFRAM besorgte in B. IV der Quellen zur lothringischen Geschichte für die Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde die Herausgabe von Jacques d'Eschs bisher ungedruckter „Metzer Chronik über die Kaiser und Könige aus dem Luxemburger Hause"[12]). Die 1838 von Huguenin besorgte Publikation: „Les Chroniques de la ville de Metz" ist eine unkritische in der Sprache modernisierte Kompilation aus gedrucktem und ungedrucktem Material verschiedener Herkunft, daher für wissenschaftliche Forschung unbrauchbar. Die historische Kommission Lothringens hat sich daher die Herausgabe der einzelnen Quellen Huguenins zur Aufgabe gestellt. Die vorliegende Ausgabe eröffnet diese Publikationsserie. Die bisher als anonym angesehene, vom Herausgeber aber als von Jaique Dex (Jacque d'Esch) verfasst nachgewiesene Chronik ist uns vollständig nur in einer Metzer Hs. 81 (M) erhalten, (ausserdem existieren davon noch 3 teilweise Hss., 2 in Paris und 1 in Metz). Drei verschiedene Bestandteile lassen sich in ihr unterscheiden: 1. ein Gedicht von 562 Alexandrinern in einreimigen Tiraden *les voux dou voiage du boin emperour Hanry cuien de Luccembourg que fut empoixonnet par ung prescheur, en*

6) London, Murray 1906 8° XVI 410 S. 7) Eb. Dent 8° 624 S. (Everyman's Library) 1 s. 8) Eb., Macmillan 1906 8° (Globe Library) 3 s. 6 d. 9) Paris, Laurens 1906 8° XXXIII 343 S. 10) Eb. 1905 8° XIV 411 S 11) Halle 1905 8° 48 S. 12) Metz 1906 4° XCV u. 534 S. 15 Mk.

donnant le corps Nostre Seigneur le jour d'une [feste] Nostre Dame. (Dieses Gedicht wurde bereits 1895 von Wolfram und Bonnardot unter dem Titel *Les voeux de l'épervier, Kaiser Heinrichs VII Romfahrt* (1312) im Lothr. Jahrb. VI 177 ff. herausgegeben (vgl. RJb. IV^{II} 93 f.), wurde aber jetzt nach nochmaliger Kollation mit der Hs. in neuer Bearbeitung zum Abdruck gebracht). 2. Gedichte über den grossen Vierherrenkrieg von 1324 bis 1326 (nämlich die 296 lange siebenzeilige Achtsilbnerstrophen-Dichtung, welche E. de Bouteiller und Fr. Bonnardot unter dem Titel *La guerre de Metz en 1324,* Paris 1875 nach der jüngeren Pariser Hs. f. fr. 5782 veröffentlicht hatten, sowie 12 kürzere Gedichte, welche bis auf dies lateinische [in Kap. XXI] und den nur auszugsweise mitgeteilten *sermon du pappegay des Tresez de la guerre de Metz et de la commune* [in Kap. XXII], ebenda bereits nach der späten Metzer Hs. 82 [D] abgedruckt waren, jetzt aber nach M unter Heranziehung von D von neuem herausgegeben worden sind) und 3. die eigentliche Prosachronik, welche bis 1434 reicht und welche Wolfram S. XCII als ein Werk bezeichnet, das in seiner allgemein geschichtlichen Bedeutung durchaus beachtenswert, für Metz aber durch die Zuverlässigkeit des Autors und die Fülle des Materials, das er zusammengetragen hat, von hohem Werte ist. Der Ausgabe ist eine umfangreiche Einleitung vorausgeschickt und ein wertvolles Glossaire von François Bonnardot, sowie ein Orts- und Personenregister beigefügt. — Aus dem Jahre 1464 stammt eine anonyme „Epitre à la Maison de Bourgogne sur la croisade Turque projetée par Philippe le Bon", welche GEORGES DOUTREPONT in den Annales pour servir à l'histoire ecclésiastique de la Belgique 3ᵉ série II (1906)[13]) nach Hs. 11594 der Pariser Nationalbibliothek zum erstenmal veröffentlicht hat. Weder Olivier de la Marche noch Georges Chastellain, sondern ein Geistlicher hat nach Doutrepont diese Epitre verfasst. Der Text stammt aus Philipps Umgebung und *il est adressé, en manière d'exhortation d'homélie, mais d'exhortation et d'homélie belliqueuse, à son entourage, à sa noblesse, a ses États.* Der Prosa sind einzelne achtzeilige Strophen eingestreut und fünf solche bilden den Abschluss. — Über die weitschichtige Kompilation einer Weltgeschichte „La fleur des histoires" von Jehan Mansel handelt eine *Notice* von ERNEST SPREITZENHOFER im Jahresbericht d. Obergymn. zu den Schotten in Wien[14]). Im Anschluss an einen Aufsatz L. Delisles im JS. 1900 S. 16 beschreibt der Verfasser ein zweibändiges Ms. von Mansels Chronik, das sich in der Abtei zu den Schotten in Wien befindet, analysiert seinen Inhalt und reproduziert fünf Seiten desselben, deren vier prächtige Illustrationen bieten. Im zweiten Teil handelt er vom Verfasser der Hs. und charakterisiert seine Lautgestaltung. Die Abhandlung wäre besser verständlich, wenn sie deutsch geschrieben wäre. — JOHANNES LOESCHE erörtert in einer Hallenser Dissertation „die Abfassung der Faits des Romains"[15]). Die in vielen Hss. überlieferte, aber unvollendet gebliebene Kompilation stammt aus der Mitte des 13. Jahrhs. Ihr Verfasser ist unbekannt. L. verbreitet sich über ihre Disposition, über ihre Quellen und über die Technik

---

13) Louvain 1906 8° 56 S. 14) Wien 1907 8° 25 S. u. 5 Photogravuren. 15) Halle 1907 8° 79 S.

ihrer Verfasser und fügt dazu ein umfangreiches Namenverzeichnis. — Erwähnt sei hier ferner der ausführliche Artikel über „Les coutumiers de Normandie" von PAUL VIOLET in HLF. XXXIII S. 41—190. Es werden darin ausschliesslich die Gesetzbücher des 13. und des Anfangs des 14. Jahrhs., welche der Normandie angehören, besprochen. Darunter befinden sich mehrere französische Texte, so die französische Prosafassung des *Grand Coutumier* und die poetische: *Le Coustumier normant* von Guillame Chapu, welche bereits 1782 nach einer unvollständigen Hs. der Arsenal-Bibliothek abgedruckt wurde (in Bd. IV von Houards Dictionnaire de la Coutume de Normandie Supplément S. 49—158). — Ebenso Dr. jur. H. Zellers Sammlung älterer Seerechtsquellen Heft 1—3: Das Seerecht von Oléron 1. nach der Hs. Troyes 1386[16]), 2. nach der Hs. Paris, Bibl. nationale n⁰ 5330[17]), 3. nach der Hs. Rennes n⁰ 74. Dem diplomatischen Abdruck der drei Hss. ist stets eine Handschriftprobe, ein Glossar und eine Einleitung beigegeben, im ersten Heft findet sich auch eine vollständige, im dritten eine teilweise deutsche Übersetzung. Vgl. hierzu die Besprechungen von H. Suchier im LblGRPh. 1907 S. 202 f., Dr. Perels in DLZ. 1908 S. 2168 und Prof. Pappenheim in ZSRG. B. 28 German. Abteil. 1907 S. 493 ff. — Auch Dr. HANS LEMKES deutsche Bearbeitung der „Reisen des Venezianers Marca Polo"[19]) im ersten Bande der Bibliothek wertvoller Memoiren hrsg. von Dr. Ernst Schultze möge angeführt werden. Sie soll die vergriffene und veraltete Übersetzung Bürcks (1845) ersetzen, enthält ausser dem Texte eine knappe Einleitung und einen den heutigen Stand unserer geographischen Kenntnisse entsprechenden Kommentar. Sie ist auch mit einem Bildnis Marco Polos geziert. — Aus diesem Anlass seien auch noch zwei Arbeiten genannt, die sich mit Marco Polo beschäftigen: DANTE OLIVIER „Di una famiglia di codici italiani dei viaggi di Marco Polo" in AIV. 8. Serie VII (LXIV) 1905 S. 1639—1665 und CESARE AGUSTO LEVI „Il vero segreto di Dante e Marco Polo"[20]).

Greifswald. E. Stengel.

2. Neufranzösisch.

Französische Literatur von ca. 1630 an. 1906. a) ***Allgemeines.*** Von den bekannten „Cours de Littérature" par FELIX HÉMON liegt Bd. XXVIII vor[1]), welcher einen Überblick der geschichtlichen Entwicklung der franz. Beredsamkeit vom 15. Jahrh. bis zur Febr.-Revolution 1848 gibt. Die tonangebenden Häupter der Redekunst treten scharf gezeichnet in den Vordergrund von l'Hôpital an bis Lamartine. Natürlich macht die Beschränktheit des Raumes (83 p.) eine Spezialisierung und breitere Ausführung unmöglich.

Auf das franz. Theater Bezügliches von George de Scudéry's „Comédie des Comédiens" bis Sébastien Mercier's „Essai sur l'art dramatique" ist von PAUL WIEGLER, z. T. in verkürzter Form, übersetzt und mit einer allzu breiten Einleitung (ca. 110 S.) versehen worden[2]).

16) Mainz, J. Diemer 1906 8° VI u. 43 S., ein Facs. 2 Mk. 17) Eb. 1907 8° VI u. 20 S., ein Facs. 1 Mk. 18) Eb. 1908 VI u. 24 S., ein Facs. 1,50 Mk. 19) Hamburg, E. Schultze 1907 8° 544 S. Pr.: 6 Mk. 20) Treviso 1906 8° 37 S.

1) Paris, Libr. Delagrave. XXVIII, l'Eloquence. 2) Französisches

Interessant für weitere Leserkreise ist die freilich stark gekürzte und etwas willkürlich zugeschnittene Bearbeitung von Diderots: „Paradoxe sur le Comédien“ und auch J. J. Rousseaus Lettre à M. Dalembert, während die Auszüge aus Scarrons „Roman comique“ und aus Lesages „Gil Blas de Santillane“ jetzt nicht mehr von allgemeinerem Interesse sein dürften. Der Auszug aus P. Corneilles Illusion dramatique (A. I u. V) war wohl ganz entbehrlich und Molières „Impromptu de Versailles“ ist einerseits allzuoft mit den anderen Werken des grossen Dichters übersetzt, andererseits heute nur noch von literargeschichtlichem Werte. Dafür hätten andere entweder weniger häufig übersetzte oder allgemeiner anziehende Stücke und dramaturgische Essays aufgenommen werden können. — Robert Saitschick [3]) gibt drei ansprechende und vertiefte Charakterbilder von Voltaire, Mérimée und Renan, indem er eine reiche Anzahl von Einzelzügen und bezeichnenden Merkmalen aus den Quellen entlehnt und zu einem künstlerisch abgerundeten Ganzen gestaltet.

b) ***XVII. Jahrhundert.*** Über P. Corneille liegt ein belehrendes, wennschon etwas aphoristisch gehaltenes Buch vor [4]). Der Verf. desselben gibt zunächst eine Vorgeschichte der Corneilleschen Tragödie und einen Überblick über Corneilles Schaffen und die Beurteilung desselben bei den Späterlebenden. Hierauf reiht er eine Anzahl meist lobender Urteile von George de Scudéry bis René Doumic aneinander. Im Anhange fügt er noch manche Einzelheiten über Cs. Stücke bei Mit- und Nachwelt, über seine Nachkommen, insbesondere die von Voltaire adoptierte Verwandte Cs. und A. hinzu. — Über Corneilles Zeitgenossen, Jean Rotrou, bringt Arth. Ludwig Stiefel wieder scharfsinnige und anziehende Einzelheiten. In einem noch unvollendeten Aufsatze [5]) weist er darauf hin, dass R. zuerst spanische Dramen nach den Originalen auf die franz. Bühne gebracht habe, während Alex. Hardy sich mit franz. Übersetzungen derselben begnügte. Dann bespricht er Rs. Stücke: La Bague de l'Oubly (1628), la Doane (1635) im Hinblick auf ihre spanischen Quellen (Lope de Vega: La Sortixa del Olvido (1619) und la Villana di Xetafe (1620) und kommt hier zu dem Endergebnis: Rotrou macht aus Lope ein pastorales Intriguenstück mit sentimentalem Beigeschmack, fügt sich der Einheit des Ortes und der Zeit, wogegen die der Handlung zurücktritt, wodurch Rs. Unklarheiten und dramatische Schwächen begründet sind. Der Zwang der „drei Einheiten“ sei ihm von Chapelain aufgenötigt worden.

Von Tristan l'Hermites Pastorale „Amarillis“ liegt ein Neudruck nach der Ausgabe von 1653 vor [6]). In dem gleichen Verlage ist auch schon der „Osman“ desselben Dichters nach der Edition Quinaults (1656) wieder abgedruckt worden.

Theater der Vergangenheit. Die Fruchtschale. XIII. München, R. Piper. CXXII, 275 S. Mk. 3,50. 3) Französische Skeptiker. Voltaire, Mérimée, Renan. Berlin, Ernst Hofmann 1906. VI, 304 S. 4) Roger le Brun: Corneille devant trois siècles. Par. Bibl. internat. d'édition. 5) Über Jean Rotrous spanische Quellen. ZFSL. XXIX[1] 195—234. 6) Nouv. éd. Texte collat. par Edm. Girard. Postface de N. M. Bernardin. Paris, Maison des Poètes (1906). 5 Bl., 20 S. Fr. 3.- (Les Cahiers d'un Bibliophile. VIII.)

Über „Molière als Schauspieldirektor“ handelt PAUL FISCHMANN[7]). Er schöpft aus bekannten Quellen (La Grange, La Thorillière, Frères Parfait, Despois (Le théâtre français sous Louis XIV), G. Monval (Chronologie Moliéresque), P. Mesnard und verschiedenen Aufsätzen des „Moliériste“. Auch Molières „Impromptu de Versailles“ wird hineingezogen. Wertvoll sind die statistischen Zusammenstellungen des Repertoires.

Ein englischer Autor, FRANK T. MARZIALS, hat Molières Leben und Werke übersichtlich, zumeist nach Mesnards biographischer Einleitung, behandelt[8]). Ebenso sind „die Ärzte in den Komödien Molière's“ auf Grund der Stücke des Dichters und der Molièreliteratur, auch der deutschen, von OSCAR KÜHN noch einmal sorgsam und eingehend geschildert worden[9]). — Molières Vorläufer, P. Larivey, ist Gegenstand einer hübsch abgerundeten Skizze, in welcher seines Einflusses auf Molière etwas allgemein gedacht wird[10]). — Auch die Dienstboten und Landleute in Molières Komödien schildert noch einmal A. JOHN mit grosser Begeisterung für den Dichter, in übersichtlicher Darstellung, ohne gerade Neues zu bringen[11]).

Unter dem Titel: La société précieuse de Lyon au XVIIe S.[12]) bespricht F. BALDENSPERGER die in Somaizes „Grand Dict. des Précieuses“ und dessen „Clef“ erwähnten Personen, besonders die dichterisch tätigen Glieder jener Gesellschaft, Françoise Pascal und Claude Basset. Was am Schluss über die „illustres“ und die „ridicules“ unter den Preziösen (nach Molières Vorrede zu den Préc. ridicules) gesagt wird, ist, nach so vielen früheren Erörterungen belanglos. — Die hier einschlägige Abhandlung von ARTHUR FRANZ „Das literarische Porträt in Frankreich im Zeitalter Richelieus und Mazarins“ verspricht, wenn sie vollständig abgeschlossen ist, eine brauchbare, inhaltreiche Vorarbeit zu werden[13]). Nach dem „Nouveau Recueil de divers rondeaux“, Paris 1650 und T. XVIII des „Recueil Conrart, Msk. der Biblioth. de l'Arsenal“ gibt AD. VAN BEVER eine Zusammenstellung von 128 (darunter 42 ungedruckten) Rondeaux, die grösstenteils anonym sind. Der Grundzug derselben ist ein erotischer[14]).

Boileau als Kritiker seiner dichterischen Zeitgenossen wird von KARL PETERSEN[15]) so behandelt, dass die Urteile im „Art poétique“ zugrunde gelegt und durch Bemerkungen in anderen Schriften und den Briefen des Kritikers ergänzt werden. Aus den letzteren beiden ergeben sich öfter Milderungen und auch Änderungen im günstigen Sinne, wie z. B. bei Edme Boursault und Ch. Perrault. Die Serie der Kritiken beginnt mit Malherbe und endet mit Regnard. Boileau erscheint in dieser Zusammenstellung viel gerechter und objektiver, als man nach seinem „Art poétique“ gewöhnlich annimmt. Die Arbeit zeugt von ein-

7) ZFSL. XXIX[1] 1—55. 8) Molière. London, George Bell and Sons 1906, 128 S., geb. Sh. 1. 9) Neisse 1906, Bär's Buchdruckerei. 48 S. 10) Un Précurseur de Molière von M. HAACKE. Halle, Buchh. des Waisenhauses 1906, 15 S. 11) Les traits conventionnels des Domestiques et des Paysans dans les Comédies de Molière. Schleusingen, G. Progr. 12) Revue d'histoire de Lyon IV. 13) Leipz. Diss. 14) Le livre des Rondeaux galants et satyriques du XVIIe S. Paris, B. Intern. d'Edition. 15) Die Urteile Boileaus über die Dichter seiner Zeit.

gehendem Studium der Werke Bs und von genauer Kenntnis der Literatur über ihn. — Einen weniger streng wissenschaftlichen Charakter hat eine originelle franz. Schrift von Edmond Cuvelier[16]). Verf. gibt zunächst einen allgemeinen Überblick über Boileaus dichterisches Schaffen, in dem die Schwächen und Einseitigkeiten ebensowenig verschwiegen werden, wie die Vorzüge desselben. B. sei vom Cartesianismus ebenso beeinflusst worden (daher *rien n'est beau que le vrai*), wie von der Antike. Er sei aber nicht ein reiner, konsequenter Cartesianer, wie sein Gegner Perrault. Dann werden die im Thema übereinstimmenden Fabeln Bs. und La Fontaines (La Mort du bucheron und l'Hûitre et les Plaideurs) verglichen in Form eines fingierten Gespräches dreier Freunde. Der eine derselben betont Bs. logisch-abstrakte Schärfe, wogegen der andere die poetischen Ausschmückungen und individuellen Züge in Ls. Fabeln hervorhebt. Der dritte Freund entscheidet zugunsten La Fontaines. Ein „Supplément" bespricht Ls. Fabeln: „Les deux pigeons" und „Le chien et le loup", wobei die Vorläufer des franz. Dichters, insbesondere Phädrus, zur Geltung kommen.

Wertvoll ist eine Abhandlung über Ch. Perrault, den Gegner Boileaus[17]). Märchen waren schon seit Ende des M.A. in Frankreich beliebt, aber nicht schriftlich fixiert. Daher wurden Ch. Perraults Märchen (Contes du temps passé) schon im Mske. bekannt und gerühmt. Ihr Charakter ist der eines reflektierenden Kunstmärchens, ihre Abfassung durch Ch. P. selbst, nicht durch dessen Sohn, erscheint zweifellos. Sie wurden übersetzt, kritisiert, nachgeahmt bis ins 19. Jahrh. hinein, auch stellte man Theorien (und Fantasien) über den Ursprung des Märchens auf. Insbesondere bespricht Verf. die acht Prosamärchen Ps. in ihren Nachbildungen und literarischen Parallelen.

Die literarische Tätigkeit Ps. nach dem Ende des Zwistes mit Boileau bespricht eingehend Paul Bonnefon[18]). Er arbeitete am Dict. de l'Académie mit, vollendete den 4. Band seiner „Parallèles", dichtete Lieder zum Preise von Heiligen und (nach latein. Vorlage) eins zum Lobe Bossuets. Vor allem bereitete er sich Contes en vers und Fabeln zum Druck vor. Erstere riefen viele Nachahmungen hervor. Als er in der Nacht vom 15./16. Mai 1704 starb, lehnte sein designierter Nachfolger in der Akademie die Wahl ab, um nicht den Gegner der „anciens" loben zn müssen; auch sein wirklicher Nachfolger Koadjutur Soubise gedachte seiner nur nebenbei.

Von den Prosaikern des 17. Jahrhs. ist Pascal immer noch ein Lieblingsobjekt der dem Orden Jesu näherstehenden Schriftsteller. Alexandre Brou behandelt in einer an B. Duhrs „Jesuitenfabeln" erinnernden Weise die böswilligen Übertreibungen und Erfindungen, denen jener Orden bis auf unsere Tage preisgegeben war. Insbesondere wendet er sich gegen die Entstellungen und willkürlichen Verallgemeinerungen der „Kasuistik" in Pascals „Lettres à un Provincial", ohne hier freilich

Kiel, Diss. 148 S. 16) La Fontaine et Boileau sur le Terrain de la Fable. Lille, Libr. gén. J. Taillandier, 215 S. 17) Die Märchen Charles Perraults. Eine literarhistorische u. literaturvergl. Studie von Theodor Pletscher. Berlin, Mayer u. Müller 1906. VI, 75 S., 1,80 Mk. 18) Les dernières

etwas Neues zu bringen. Die Schrift ist lesbar, übersichtlich und mit entschiedener Sachkenntnis verfasst[19]. — VICT. GIRAUD hat Pascals „Pensées" sorgsam für einen weiteren Leserkreis ediert[20]) Seine sonst sehr gediegene Einleitung scheint uns etwas an dem naheliegenden Fehler einer Überschätzung des genialen Einsiedlers von Port-Royal zu leiden. Ps. Stil in diesen Aphorismen erinnere an den modernen Realismus, er sei Vorläufer Hegels, Darwins, Spencers, Bahnbrecher der neueren katholischen Apologetik und der heutigen Religionsanschauung in kirchlichen Kreisen. Auch scheint es uns fraglich, ob Ps. Weltruhm nicht mehr auf den formvollendeten, einheitlich abgeschlossenen „Lettres à un Provincial", als auf den unvollendeten „Pensées" ruhe, von denen wir nur durch die Mühen so vieler Herausgeber und Textverbesserer ein lesbares Ganze erhalten haben.

Bossuets „Remarques morales" hat DERSELBE AUTOR in gleichem Verlage nach T. VI der Ausgabe von Lebarq mit zwei Ergänzungen von Levesque wieder herausgegeben und erläutert[21]).

Zu seinem grossen Werke: „Bourdaloue. Histoire critique de sa prédication" gibt EUGÈNE GRISELLE in T. III eine grosse Anzahl „Appendices", in denen vorwiegend bisher ungedruckte geistliche Reden von B. und Zeitgenossen, sowie gleichzeitige Zeugnisse und Nachrichten über ersteren, auch eine „Liste des Prédications à la Maison professe, au collège et noviciat de la Compagnie de Jésus à Paris de 1643 à 1707" mitgeteilt werden[22]). Damit ist das hochverdiente, bahnbrechende Werk im wesentlichen (bis auf den Index) abgeschlossen. DERSELBE AUTOR hat einen noch ungedruckten „Sermon" Bourdaloues, der am 4. März 1685 gehalten wurde, nach einem Msk. d. Bibliothèque de l'Institut ediert RHLF. XIII 698—712. Eine Ergänzung zu Fénelons bisher bekannten seelsorgerischen Briefen an Mme. de Maintenon aus dem Manuel de Piété, Instructions etc. gibt MAURICE MASSON. Diese Briefe ohne Adressenangabe stimmen inhaltlich, bisweilen wörtlich, mit den schon bekannten überein und sind von den quietistischen Anschauungen ihres Verfassers noch mehr durchdrungen, als die diplomatisch gefeilten „Maximes des Saints". Schon Fénelons Neffe marquis de F. und abbé Gosselin bezogen diese Briefe auf die Maintenon als Adressatin[23]).

Mme. de Sévigné, das Weltkind, wird in einer Schrift von J. CALVET: „Les Idées morales de Mme. de S." als Schülerin Bossuets, die sich stellenweis ernste Skrupel über das Jenseits mache, geschildert. Ihre ethisch-religiösen Gedanken sind übrigens systemlos und von Augenblicksstimmungen eingegeben, auch weiblich gefühlvoll angehaucht[24]). — Ein Kapitel aus La Bruyères „Caractères", das sich gegen die „Libertins" des 17. Jahrhs. richtet, hat DERSELBE AUTOR mit

---

années de Ch. P. RHLF. XIII 606—657. 19) Les Jésuites et la Légende. Paris, Victor Retaux, 484 S., Fr. 4. 20) Pascal. Pensées. Edit. nouv. revue sur les mscs. et les meilleurs textes avec une introduction et des notes. 2 éd. Paris, Bloud et Cie 1907. 175 S. 21) Bossuet. Pensées chrétiennes et morales. Éd. nouv. ebd. 1906. 72 S. 22) Paris, Gabriel Beauchesne et Cie. 1906. VIII, 487 S. Fr. 7,50. 23) La correspondance spirituelle de Fénelon avec Mme de Maintenon. RHLF. XIII 51—72. 24) Paris, Bloud e. Cie. 1907, 125 S.

einer Einleitung und Erläuterungen wieder herausgegeben. In der ersteren betont er des Autors christliche Denkweise nachdrücklich[25]).

c) ***XVIII. Jahrhundert.*** Der in das XVIII. Jahrh. hineinreichende Pierre Regnard beschäftigt noch immer den Forscherfleiss PIETRO TOLDO[8]. In einem kleinen Beitrag[26]) weist er darauf hin, dass R. für die Episode der „belle Provençale“ in seiner autobiographischen Aufzeichnung eine Novelle von Cervantes („El amante liberal“) benutzt habe. — Auch der dem XVIII. Jahrh. mehr als dem XVII. angehörende Fontenelle wird von LOUIS MAIGRON eingehender behandelt[27]). F., so führt er aus, hat als Schöngeist mehr auf die Konversations- und Schriftsprache und auf den geselligen Ton eingewirkt, als auf die Poesie. Dagegen ist er als Popularisator von Philosophie und Naturwissenschaft und als Vorkämpfer der „modernes“ im Gegensatz zu den „anciens“ beachtenswert.

Voltaires Aufenthalt in England (1726—1728) wird in chronologischer Hinsicht noch einmal, nicht, ohne neue Resultate zu gewinnen, von LUCIEN FOULET durchforscht[28]). V., so sind die Hauptergebnisse der Abhandlung, ging freiwillig, nicht gezwungen, nach England. Er wollte dort, mit Bolingbrokes Hilfe, die „Henriade“ edieren, da die Amsterdamer und Rouener Ausgaben des Epos ihren Zweck verfehlten. Er verliess Calais zwischen 12. und 15. August 1726, denn ein Brief vom 12. August ist noch in Calais geschrieben. Er blieb dort längere Zeit, um Genugtuung für den von Rohan ihm angetanenen Schimpf zu erlangen. Zu diesem Zweck und damit der Schein einer plötzlichen Flucht nach England vermieden werde, reiste er von Calais noch einmal nach Paris. Der letzte Brief aus England datiert vom 22. Juli 1728. Bald darauf, nicht erst März 1729, verlässt er England, wagt aber Paris nicht zu betreten, da er der Hauptstadt sich nur bis auf 50 lieues nähern darf. Um derselben aber näher zu sein, ist er in der Zeit vom 23. März 1729 bis 16. April d. J. in St. Germain. Erst vom letzteren Datum ab hält er sich wieder dauernd in Paris auf. — Zwei andere Abhandlungen, welche den Philosophen und Dichter V. zum Ziel nehmen, können diesen erschöpften Themen kaum neue Seiten abgewinnen. KARL BRUNO HAISE hebt indessen an „Voltaires Philosophie“ die Grundgedanken treffend hervor und spricht auch über die englischen Vorläufer Vs., besonders über des letzteren Verhältnis zu Locke[29]). In einem „Examen des tragédies de V.“[30]) schöpft M. HUSSERL z. T. aus abgeleiteten Quellen und verzichtet auch auf eingehendere Besprechung der Vorbilder dieser Dichtungen. Am Schluss wird V., trotz aller Neuerungen in nebensächlichen Dingen, als „représentant le plus illustre de l'école classique du XVIIIe siècle“ mit Recht bezeichnet. Dass César de Saussure in seinen 1742 redigierten Lettres et Voyages en Allemagne, en Hollande et en Angleterre (ediert 1903) Voltaires Lettres anglaises benutzt hat, zeigt G. LANSON in RHLF. XIII 693 ff. — Den Briefwechsel zwischen dem Père Brumoy und Voltaires im Exil lebenden

25) La Bruyère: Des Esprits forts. Ebd. 1907. 26) RHLF. XIII 337—341. 27) L'influence de F. ebd. XIII 193—227. 28) Le Voyage de V. en Angleterre ebd. XIII 1—25. 29) Herne RSchPr. 22 S. 30) Vienne [Wien], Charles Fromme, Realschulprogr. 36 S.

Gegner J.-B. Rousseau aus den Jahren 1735—1739 veröffentlicht und bespricht P(AUL) B(ONNEFON)[31]) Diese teilnehmenden Trostbriefe, 29 an Zahl, sind ohne allgemeineres literarisches Interesse.

Zur Ergänzung des von anderer Seite zugehenden besonderen Referates über die J.-J. Rousseau angehende Literatur sei hier auf zwei neuere Publikationen hingewiesen. Die Schrift von KARL GOTTHOLD LENZ „Über Rousseaus Verbindung mit Weibern" ist nach der Originalausgabe von 1792 wieder abgedruckt und ihr 18 aus Hippolyte Buffenoir: La comtesse d'Houdetot, sa famille, ses amis (1906) verdeutschte Briefe zwischen R. und dieser von ihm heissgeliebten Dame hinzugefügt worden[32]). Wenn wir auch weder aus der Lenzschen Schrift, noch aus den Briefen wesentlich neue Gesichtspunkte und Tatsachen ausfindig machen können, so hat erstere doch ein zeitgeschichtliches Interesse. — In einer interessanten Studie „Su la Teoria del Contratto sociale" spricht sich GIORGIO DEL VECCHIO[33]) dafür aus, dass auch Rousseaus „Contrat social", nicht bloss die amerikanische „Bill of rights", von direkten Einfluss auf die bekannte französische Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte (1789) gewesen sei, was er gegenüber Jellinek (Die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte, 2. A. Leipz. 1904) doch nicht ganz überzeugend nachweist. Seine weiteren Erörterungen betonen besonders, wie R. gegenüber seinen Vorläufern in England, Frankreich, Deutschland und Holland, von der abstrakten juristischen Fiktion des Gesellschaftsvertrages als Konsequenz, nicht als Ursache der Bürgerrechte im Staate ausging und die Tatsache eines solchen Vertrages nur der herkömmlichen Überlieferung zu Gefallen annahm. In Wirklichkeit hatte R. für seine Theorien so gut geschichtliche Vorbilder, wie Locke und die anderen, nämlich die ursprüngliche Genfer Verfassung und die lykurgische in Sparta und in der Voraussetzung eines Gesellschaftsvertrages folgte einer dem andern, ohne scharf zwischen wirklicher Tatsache und blosser Annahme zu scheiden.

Von Diderot taucht einmal wieder ein bisher unbekannter Brief literarischen Inhalts an Melchior Grimm (aus der Zeit vom 15. Juli bis 6. August 1770) auf[34]).

Den jetzt wenig mehr beachteten Romanschriftsteller Restif de la Bretonne hat EUG. DÜHREN in eingehender Monographie behandelt[35]). Auf abschliessenden Quellenstudien ruhend, schildert sie, ohne jede Vertuschung, die inneren Widersprüche und sittlichen Schwächen in Rs. Charakter, wobei es ohne Aufwühlung mancherlei Schmutzes nicht abgeht. Dann wird R. als Volksschriftsteller und Vorläufer des modernen „Verismus", der schon die sogen. „documents humains" zur Grundlage seiner künstlerischen ungefeilten Romane machte, gekennzeichnet. Von J.-J. Rousseau beeinflusst, übertrifft er diesen an Lebenswahrheit und Naturtreue. Er schildert die Menschen selbst, nicht das „milieu", durch das sie beeinflusst werden. Besonders waren die Natur und die in der Natur lebenden

---

31) RHLF. XIII 123—160. 32) Berlin, H. Barsdorf, 2 Teile in 1 Bd. VII, 376 S. Mk. 4. 33) Bologna, Nicola Zanichelli. 34) DANIEL DELAFARGE, Une lettre inconnue de Diderot à Grimm. RHLF. XIII 301—306. 35) Rétif de la Bretonne. Der Mensch, der Schriftsteller, der Reformator. Berlin, Max Harrwitz 1906, XXVII, 515 S. 10 Mk.



Menschen Gegenstände seiner Schilderungen. Die höheren Stände hasste er, suchte die arbeitenden Klassen zu heben und war eine Art Vorläufer von Proudhon und Fourier. Obwohl kein Freund der Frauenemanzipation, redete er doch der Ehescheidung das Wort. Die staatliche Regelung der Prostitution befürwortete er. Der franz. Revolution schloss er sich mehr aus Furcht, als aus Überzeugung an, bekämpfte sie sogar in anonymen und dann verleugneten Schmähschriften. Auch die Schauspielkunst wollte er im Geiste des Realismus umgestalten.

Ein Opfer der Rache Beaumarchais war ein gewisser Bonnefoy de Bouyon, Parlamentsadvokat und Mitglied verschiedener Akademien. Er hatte Bs. Mariage de Figaro und dessen Oper Taraxe parodiert, auch eine satirische Vie de Beaumarchais verfasst. Auf diesen Zwist bezieht sich ein versifizierter Brief Bouyons an den Parlamentsrat Eprémesnil, welcher in einem 1788 erschienenen Buche mit dem Titel: Un peu de tout sich findet. Bouyon musste nachher in der Revolutionszeit emigrieren, weil er den serment civique zu leisten sich weigerte[36]).

Von den französischen Zeitschriften des XVIII. Jahrhs., welche die Kenntnis deutscher Literatur in Frankreich einzubürgern suchten, war eine zeitweilig bedeutungsvolle der in Hamburg erscheinende „Spectateur du Nord“. Seine Entstehung, Blütezeit, Niedergang, insbesondere die Mitarbeit des Emigranten Charles de Villers an ihm, schildert Paul Hazard[37]).

Der seinem Bildungsgange nach dem 18. Jahrh. angehörende Schweizer Pädagoge père Girard (Jean Baptiste 1765—1850) wird in einer Broschüre begeisterungsvoll, namentlich auch als französischer Patriot, geschildert. Sie liegt indessen den JB. ferner[38]).

d) ***XIX. Jahrhundert.*** Eine neue Ausgabe von Chateaubriands „Atala“ nach dem Texte der ersten Edition mit literarhistorischer Einleitung haben Vict. Giraud und Jos. Girardin erscheinen lassen[39]). In der Einleitung spricht Giraud über die Lücken unserer Kenntnis von Chs. Jugend und der ursprünglichen Form seiner älteren Schriften und weist, nach dem allerdings späten Zeugnis des abbé Mondésir, eines Gefährten von Ch. auf seiner Fahrt nach Amerika, darauf hin, wie phantasievoll Ch. bisweilen Reiseerlebnisse ausschmückte. — Den Plagiaten Chateaubriands wird, nach Bertins Vorgang, noch immer eifrig nachgespürt. E. Dick[40]) hat die Entdeckung gemacht, dass Ch., ausser den von Bertin eruierten Quellen, auch noch die Reiseschilderung A. Beltramis, eines Italieners, die 1824 französisch und 1828 englisch erschien, (A. Pilgrimage in Europe and America leading to the discovery of the sources of the Mississipi and Bloody River) benutzt habe, die „Voyage“ somit erst nach 1824 geschrieben sei, denn das aus B. Entlehnte hänge aufs engste mit den früheren Partien der „Voyage“ zusammen. Somit sei auch Chs. An-

---

36) Paul d'Estrée: Une victime inconnue de Beaumarchais. RHLF. XIII 76—86. 37) „Le Spectateur du Nord“ ebd. XIII 26—50. 38) Le père Girard et l'éducation par la langue maternelle par Gabriel Compayré (Les Grands éducateurs). Paris, Paul Delaplane, 115 S. 90 cent. 39) Paris, Albert Fontemoing 1906, LXII, XXIV, 210 S. 3 Fr. 40) Quelques sources ignorées du „Voyage en Amérique“ de Chateaubriand. RHLF. XIII 228—245.



gabe über ein Msk. aus dem Jahre 1800 eine Fabel. — Ein eifriger Vorkämpfer gegenüber Dick und anderen, tritt für Ch. in der Person des Herrn GEORGES BERTIN[41]) auf. Besonders geht er diesmal Sainte-Beuve zu Leibe. Der gefeierte Kritiker hat nämlich an verschiedenen Orten Stellen aus Chs. „Mémoires d'outre tombe“ vor Erscheinen der letzteren zitiert, die sich in dieser Form weder in irgendeiner Ausgabe der „Mémoires“ noch in einem Mske. derselben finden, auch aus formalen Gründen nicht von Ch. herrühren dürften. B. hält es für unwahrscheinlich, dass Ste.-B. eine nachher von Ch. geänderte Kopie eines Msks. auf irgendwelche, rechtmässige oder unrechtmässige, Weise erhalten habe. Daher nimmt er an, dass der Kritiker nach Anhörung einer Vorlesung der „Mémoires“ die Stelle aus dem Gedächtnis ungenau zitiert habe. Ähnliches habe er sich Verstorbenen gegenüber, z. B. bei Diderot, bisweilen erlaubt. Ch. habe aus vornehmer Gewohnheit zu der Fälschung geschwiegen. Etwas subjektiv, wie diese Beweisführung, erscheint uns auch Bs. Polemik gegen Bédier (s. JBRPh. VI II 160).

Eine geringfügige „Episode“ aus Paul Louis Couriers Leben schildert CHARLES JORET[42]). C. hatte bei seinem Weggange von Strassburg nach Paris (1802) vergessen, entliehene Bücher der Bibliothek zurückzugeben, ersetzte sie aber nach längeren Verhandlungen mit dem Bibliotheksvorsteher Oberlin. — Ein Vorläufer der eigentlichen Romantik, Sénancour, wird jetzt noch als Verfasser des „Oberman“ erwähnt. Seiner religiösen Entwicklung widmet nun JOACHIM MERLANT eine längere Abhandlung, worin auch die vergessenen Schriften Ss., nach dem oben angedeuteten Gesichtspunkt, zur Geltung kommen[43]).

In die Sturm- und Drangzeit der franz. Romantik führt uns eine Abhandlung von JULES MARSAN: Notes sur la bataille romantique[44]). Von dem Erscheinen der beiden literarhistor. Werke Sismondi (Littér. du midi de l'Europe) und A. W. Schlegel (Vorlesungen über dramatische Literatur) ausgehend, spricht er von Saint-Chamands Gegenschrift l'Anti-Romantique (1816), erwähnt sodann Henry Beyles skeptisch angehauchte und Ch. Nodiers unsicher tastende Romantik. Nach einer Schilderung der literarischen, religiösen und politischen Zerfahrenheit im Lager der jungen Romantiker, wendet er sich den Gegnern derselben, Augier, A. Glandais (Le Don Quichotte romantique 1821), H. de Latouche zu, um mit der Bekehrung des „Globe“ und ihres Kritikers Ste.-Beuve zur Romantik und V. Hugos Manifest in der Vorrede der Oden und Balladen (Oktober 1826) zu enden.

Wie Chateaubriands Plagiate, so setzen auch die augenscheinlicheren Viktor Hugos noch den Spüreifer mancher Kritiker in Bewegung. So hat CH. LESANS[45]) entdeckt, dass der grosse Dichter für eine Schilderung der Gegend der Thermopylen in seinem Gedicht la Grèce (Légende des Siècles) eine Stelle aus Herodot (VII) benutzt habe, natürlich mit phantasievollen Änderungen.

Zur Ergänzung der Korrespondenz von Sainte-Beuve möge der von Mme BERTRAND herausgegebene Briefwechsel zwischen ihm und

---

41) Sainte Beuve et Chateaubriand. Paris, Vict. Lecoffre. 42) RHLF. XIII 292—300. 43) RHLF. XIII 381—426. 44) Ebd. 573—605. 45) Ebd. XIII 73—75.

der Familie Olivier in Lausanne (1837—1869) dienen[46]). Juste Olivier hatte als junger Mensch den damals schon bekannten Kritiker in Paris (1830) aufgesucht, beherbergte ihn dann, als Ste.-B. in Lausanne seine berühmten Vorlesungen über Port-Royal hielt, forderte ihn 1843 zur Mitarbeit an seiner „Revue de Suisse" auf, die aber 1845 schon einging. Als der literarisch (und dichterisch) tätige Olivier sich in demselben Jahre dauernd in Paris niederliess, erkalteten die Beziehungen zu Ste.-B. allmählich, wozu die religiöse Meinungsverschiedenheit des orthodoxen Calvinisten O. und des Skeptikers wohl zumeist den Anlass gab. Der Versuch, letzteren, auf Grund seiner vorübergehenden Vorliebe für Pascal und Port-Royal, zu bekehren, war misslungen.

Die Hauptvorkämpfer des modernen Katholizismus, Lacordaire, Montalembert, Veuillot schildert in Form von packend geschriebenen, verständnisvollen und trotz aller Begeisterung sachlich gehaltenen Essays G. Longhaye[47]), nachdem er einen hübsch abgerundeten Überblick der „Ecrivains et Orateurs catholiques" 1830—1900 vorausgeschickt hat. Die vorhergehenden Abschnitte in der Essay-Sammlung sind der „Komödie" und dem „Roman" in den Jahren 1850—1900 gewidmet und beurteilen, von des Verfs. vorwiegend religiös ethischen Standpunkte aus, Tagesschriftsteller, wie Augier, Dumas fils, Sardou, Feuillet, Flaubert, Zola, A. Daudet, P. Bourget.

Mehrfach hat sich die Forschung wieder Lamennais zugewandt. Anatole Feugère schildert die Entwicklung des originellen Denkers bis zu seinem Eintritt in den geistlichen Beruf und den Vorbereitungen des „Essai sur l'indifférence en matière de religion"[48]). Schriften, die vor der eigentlichen geschichtlichen und literarischen Bedeutung des Helden abbrechen, können von dem letzteren kein völlig gerechtes Bild geben. Das ist auch das Geschick dieser eingehenden Detailstudie. Ls. Persönlichkeit und Entwicklungsgang bieten hier kaum etwas Besonderes. In seinen beiden Hauptschriften aus jener Periode, in den „Réflexions sur l'état de l'église en France pendant le XVIIIe siècle et sur sa situation actuelle" und der „Tradition de l'église sur l'institution des évêques", zeigt er sich von Chateaubriand, Bonald, de Maistre abhängig und die letztere wird durch de Maistres Schrift „Du pape" verdrängt. Verf. ist auch offen genug, bisweilen darauf hinzuweisen, dass L. nie ein fester Charakter gewesen sei. Die Details über die Jugenderziehung der „beiden Lamennais" (Jean und Félicité) werden den besonders interessieren, der für das „Stilleben" in der Geschichte ausgesprochene Vorliebe hat. — Die 1840 erschienene Schrift Ls. „Esquisse d'une philosophie" war eine Ausführung von Vorlesungen, die L. in Juilly 1830—1831 gehalten hatte. Nach den Aufzeichnungen zweier Hörer, des abbé Houet und la Provostaye und einem dritten zur Ergänzung herangezogenen Rouener

46) Correspondance inéd. de Ste.-Beuve avec M. et Mme Juste Olivier. Introduction et notes de Léon Séché. 3. éd. Paris, Mercure de France 1904. 507 S. Fr. 3,50. 47) Le 19ième siècle. Esquisses littéraires et morales. Tome IV: 3e période (1850—1900), suite. La comédie. Le roman. 4e série. Auteurs catholiques (1830—1900): Montalembert, Veuillot, Lacordaire. Paris, Retaux 1906. 462 S. Fr. 3,50. 48) Lamennais avant l'„Essai sur l'indifférence" d'après des documents inédits. (1782—1817). Par., Libr. Bloud 1906. XIII 460 S.



Msk. hat CHRISTIAN MARÉCHAL dieselbe in seiner ursprünglicheren Gestalt herausgegeben [49]).

Die schon früher erwähnte Sammlung „Romanische Meistererzähler“ von Friedr. S. Krauss bringt (als Bd. VIII) „Ausgewählte Novellen“ von PROSPER MÉRIMÉE, übersetzt und mit geschickt zusammenfassender Einleitung von SCHULTZ-GORA (Leipzig, Deutsche Verlagsaktienges. 1906. VIII, 132 S.). Aufgenommen sind: „La Vénus d'Ille, Le vase d'Etrusque, La partie de tric-trac, Les âmes du purgatoire.“

Théophile Gautier wird von WALTER KÜCHLER als Gegner des eigentlich Modernen, des Fortschrittes in Weltanschauung und Geschmacksrichtung geschildert. Seine Darstellungsweise ist vorwiegend malerisch, doch fehlt ihm das Verständnis für die plastische Einfachheit des klassischen Altertums nicht. Die Natur fasst er vom künstlerischen Standpunkt, nicht mit unmittelbarer Empfindung auf [50]).

Die Verbreitung, die der deutsche Romantiker Wilhelm (gen. Ernst Theodor Amadeus) Hoffmann in Frankreich erfuhr, zergliedert bis ins einzelste MARCEL BREUILLAC [51]). Seine Novelle „Das Fräulein von Scudéry“ wurde 1823 nach einem „Frauentaschenbuch“ von Henri Delatouche unter dem Titel: „Olivier“ plagiiert. 1829 wurde sein „Elixiere des Teufels“ anonym übersetzt. 1828 (August) schrieb Ampère über ihn im „Globe“, auch Saint-Marc Girardin besprach Hs. „Marino Faliero“ im Journal des Débats. Nach einer Anzahl Einzelübertragungen erschien 1829—1837 eine 20 bändige Gesamtübertragung von Loeve-Veimars bei Renduel in Paris, mit einer ziemlich absprechenden Vorrede von Walter Scott. Doch fand er Verteidiger in der Revue de Paris und im „Globe“. Unter seinen Übersetzern taten sich Saint-Marc Girardin und Marmier hervor, lobende Kritiker fand er in Ampère, Philarète Chasles, Nodier, V. Hugo, George Sand. Das Verdienst, ihm Aufnahme in den „Salons“ verschafft zu haben, gebührt dem Dr. Koreff.

Auch die modernen Realisten und Naturalisten der franz. Literatur werden wieder häufiger geschildert. JULIE WASSERMANN stellt die Äusserungen Flauberts in seinen Briefen über seine Persönlichkeit und sein literarisches Wirken, über Kunst und die Hauptvertreter der neueren Literatur (soweit sie ihm bekannt war, also vorwiegend die französische) zusammen [52]). Wir gewinnen, wie das in der Natur solcher vertraulichen Selbstbekenntnisse liegt, kein vorteilhaftes Bild von dem Romancier, er scheint uns unstät, sprunghaft in seinem Schaffen und Denken, absprechend gegenüber anerkannten Grössen. Nur die Äusserungen über „Kunst“ (vorzugsweise Dichtkunst) verraten ein tieferes Eindringen in die höchsten Probleme. — Emile Zola wird uns auf Grund jahrelangen persönlichen Verkehrs (1878—1882) in seiner Häuslichkeit und bisweilen im Negligé von MICHAEL GEORG CONRAD von neuem vorgeführt [53]). Über den

---

49) Essai d'un système de philosophie catholique (1830—1831) par F. de Lamennais. Paris, Bloud 1906. XXXIX, 429 S. Fr. 3,50. 50) Über das künstlerische Element in Théophile Gautiers Persönlichkeit und Schaffen. ZFSL. XXIX¹ 163—194. 51) Hoffmann en France. RHLF. XIII 427—457. 52) Flaubert. Ein Selbstporträt nach seinen Briefen. Berlin, Oesterheld u. Co. 1907, 68 S. 53) Emile Zola. (Die Literatur, hsg. von Georg Brandes. Bd. 28). Berlin, Bard-Marquardt u. Co.

Schriftsteller urteilt er mit Begeisterung und reproduziert u. a. auch einen von Francesco de Santis 1879 über den „Assommoir" gehaltenen Vortrag dem Inhalte nach. Die Einseitigkeiten Zs. treten in seinen Privatäusserungen deutlich hervor, z. B. seine gänzliche Unbekanntheit mit deutschem Wesen und Schaffen, seine Neigung, die Kritik anderer ihm gegenüber nur vom Standpunkte geschäftlichen Vorteiles und Nachteiles aufzufassen. — GUSTAV JAKOB zergliedert einzelne originelle Charaktere in Alphonse Daudets Romanen, wie Tartarin, Numa Roumestan u. a., mehr philosophisch, als vom Standpunkte des Literarhistorikers[54]).

Unter den Vertretern der franz. Sozialwissenschaft wird dem Grafen Gobineau noch jetzt von einem engeren Kreise eine Art Kultus gewidmet, so einseitig auch seine „Rassentheorie" ist. Von den Übertreibungen dieser kleinen Gobineau-Gemeinde hält sich glücklicherweise der Verf. einer biographischen Skizze, A. DUFRÉCHOU fern[55]). Er betont vielmehr, dass G. manche weltgeschichtliche Ereignisse, wie das Christentum, unterschätze, dass er die sogen. Milieutheorie fast gar nicht beachte, und nennt ihn u. a. *poète plutôt médiocre, philologue parfois fantaisiste.* Auch seine dichterischen Leistungen überschätzt er nicht. Von dem Einflusse der Gobineauschen Theorien hat er desto höhere Vorstellungen. Nicht nur Nietzsche und der heutige „Antisemitismus" wandeln in seinen Wegen, auch Kaiser Wilhelm II. sei durch den Wiener Literaten Chamberlain zu Gobineauismus bekehrt worden. — Dagegen schränkt er die Einwirkung auf Rich. Wagner ein und erwähnt auch die sozialtheoretischen Vorgänger Gs gebührend. Jedenfalls zeichnet sich die kleine Schrift durch Übersichtlichkeit, Klarheit und Objektivität aus.

Von den noch lebenden franz. Dichtern und Schriftstellern sind Anatole France von GEORG BRANDES[56]) und der Belgier Maurice Maeterlinck von JOHANNES SCHLAF[57]) in zwei biographischen Umrissen geschildert worden. In dem ersteren wird hauptsächlich, mit Hilfe von prägnanten Äusserungen des Autors selbst, ein lebendiges, farbenreiches Bild von ihm entworfen, sein Lebensgang, seine literarische und politische Stellung kurz, aber scharf angedeutet. Der zweite fasst den originellen Sonderling mehr noch als Philosophen, denn als Dichter auf, ohne, dass aus dem Wortgepränge und Bilderreichtum der kunstvoll gegliederten Perioden ein völlig klares und scharf gezeichnetes Bild hervorträte.

Dresden. † R. Mahrenholtz

Die französische Literatur im Jahre 1906.

A. Romane, Erzählungen und dramatische Werke[1]).

I. Staat und Gesellschaft. Im Fünfakter L'Attentat (Paris, Gaîté; Illustr. théâtrale; Fasquelle), einer sentimental politischen Komödie, die

54) Die Pseudogenies bei Alphonse Daudet. Leipziger Diss. 1906. X, 91 S. 55) Gobineau. In: Philosophes et penseurs. Paris, Bloud e. Cie. 1907. 64 S. 56) In: „Die Literatur" Bd. 20, hsg. v. Georg Brandes. Berlin, BardMarquardt & Co. 54 S. Mk. 1,25. 57) = Die Literatur. Bd. 22.

1) Vgl. Le Roman et la Vie (Paris, Vox), Au Théâtre und En lisant von L. Blum (Ollendorff), Pélèrinages litt. von H. Bordeaux (Fontemoing), Promenades litt. von R. de Gourmont (Merc. de Fr.). Hommes et choses du temps présent v. G. de Chanacé (E. Paul), Questions litt. et sociales v. R. Bazin

an La vie politique von Emile Fabre und an Rabagas von Sardou erinnert, kennzeichnen die Dichter ALFRED CAPUS und LUCIEN DESCAVES in dem sozialistischen Deputierten Montferran „den Avocat des Misérables“ und in dessen Sekretär Lazare Marescot einen Anarchisten. Die Satire eines schwachen, fremden Einflüssen leicht zugänglichen Königs bringt der philosophisch angehauchte Roman Le Roi Tobol von ANDRÉ BEAUNIER (Paris, Charpentier) und die Bestechlichkeit des Parlaments und der Minister geisselt der Vierakter La Griffe von HENRI BERNSTEIN (Renaissance; Illustr. théâtrale 55). Die leidenschaftliche und ehrgeizige Antoinette, Tochter des Journalisten Jules Doulers, zieht den Brotgeber ihres Vaters, Achille Cortelon, den Direktor des „Populaire“, den Chef der oppositionellen sozialistischen Partei, in ihre Netze; ja sie wird die Frau dieses abgelebten Mannes — espèce de vieux loqué — nur um ihren Hang nach Luxus und Sinnlichkeit zu befriedigen. Cortelon lässt sich beschwatzen, seinen besten Redakteur Vincent Leclerc zu entlassen und auch die Tochter Anne aus erste Ehe verlässt das väterliche Haus. Durch die Schliche der Frau kommt Cortelon allerdings zur Macht, wird Minister, missbraucht aber seine Gewalt, indem er öffentliche Gelder veruntreut. Jetzt bricht über ihn das Elend herein: An der Seite seiner Frau wird er kaum mehr geduldet, so dass er ausruft: J'ai tant souffert par cette femme qu'à certaines minutes je croyais avoir touché le fin fond de la douleur... C'est fait de chagrins, les amours de vieillards... de joies gâtées ... Et puis on sent la mort dans son dos. — Die Frau spricht offen ihren Abscheu vor ihm aus, flieht mit dem Geliebten Guy Germain Leroy, ist stolz, dass die New-Yorker Illustrated Magazine auf dem Umschlage ihr dekolletiertes Bild bringt, und schleudert dem Gatten die Worte ins Gesicht: Que tu es bête! obwohl er alles Geld, das er verdient und gestohlen hat, ihr in den Schoss legt. Er sucht bei seiner Tochter, die sich als Künstlerin einen Namen gemacht hat, Zuflucht, aber vor dem Parlamente schreit laut die Menge: A bas les Voleurs! — So verfällt er zum Schlusse in Wahnsinn und singt irrend:

Contre les bourgs de Versailles
Le drapeau rouge de Paris!
Le drapeau rouge!
Vive la commune, Vive la commune! . . .
Dansons la carmagnole, Vive le Son, Vive le Son!

Einen Einblick in das politische Treiben gewähren nebst vielen Werken Les Messieurs du cabinet und Les Dauphins du jour von HENRI MALO (Paris, Mercure de France). Dass bei solchen Zuständen die Sehnsucht nach einer utopisch besseren Zukunft immer stärker

(Lévy), Les Samedis litt. v. E. Charles (Sansot), La Nouvelle Littérature (1895—1905) v. E. Gaubert u. Casella (ib.), Trente ans de Théâtre, 3e série, v. A. Bernstein (J. Rueff) und auch Romans à lire et Romans à proscrire von Abbé Louis Bethleem (Cambrai, Masson 1907). Dieses Werk sucht die wichtigsten lit. Werke von 1800—1906 vom Standpunkte der röm.-kath. Kirche zu klassifizieren. Der Autor sondert nach einer den Zweck des Buches erläuternden Einleitung die Werke in folgende Gruppen: Romans à lire en vertu des décrets de l'Index, Romans à proscrire en vertu de la morale chrétienne, Romans mondains, Romans honnêtes, Romans d'Adolescents, Romans enfantins. — Es enthält interessante lit. Zutaten eingestreut.

zutage tritt, sieht man aus den parlamentarisceken Reden. Die radikale Note wird vorherrschend; so stellte Jaurès in sein politisches Programm die Abschaffung des kapitalistischen Eigentums, die Feststellung einer neuen Eigentumsformel, eine die ganze Welt umfassende Genossenschaft. Der Minister Sarrden versteht sich zu einem Gesetz[2]), welches das Verhältnis zwischen Kapital und Arbeit regeln soll. Ähnliche Ideen werden auch in literarischen Werken verfochten. So versetzt mit einiger Ironie L'Ère Petitpaon von HENRI AUSTRUY (Paris, Michaud) den Leser weg von dieser „Odieuse politique" in das zukünftige Frankreich, wo der ehemalige Theaterdichter Petitpaon Präsident der Republik sein wird. — Auf kriegerischem Wege ersehnt das Werk La Guerre possible, von einem Diplomaten, mit einem Vorwort von Driant (Paris, Tallandier), eine Besserung der Verhältnisse; der Autor schnaubt förmlich Revanche und sieht im Jahre 1906 den Vernichtungskampf zwischen Frankreich und Deutschland ausbrechen. Nach eingehender Betrachtung der politischen Lage und Abwägung der beiderseitigen Streitkräfte schliesst er mit den zuversichtlichen Worten:

La guerre reste toujours ménaçante:
La France peut en envisager l'issue avec confiance.

Der Utopist kommt auch wieder zu Worte in La Cité des Idoles von HENRI CHATEAU (Paris, Michaud). Er bringt das Problem, aus dem absoluten monarchischen Staat eine ideale Gesellschaftsordnung zu gründen. Bisher herrschten auf der Insel Morrow alte überlebte Zustände: le maire, soi-disant élu de Lux, et en réalité le masque sous lequel se cache l'abbé, monarque absolu. Le marquis de Laiglon et sa troupe, le juge et ses geôliers assurent l'exécution des décisions ecclésiastiques. — Die Einwohner befinden sich in trauriger finanzieller Lage, die Arbeiter schreien nach Brot, deshalb greift man selbst zur Lösung, wählt eine Commission d'intérêt local und alle Männer und Frauen sind für eine neue Regierungsform, denn allen drängt sich die Notwendigkeit auf, nach Abhilfe zu suchen — la nécessité s'impose de chercher nous-mêmes un remède. Der sozialistische Ingenieur schlägt als erste Massregel eine Lohnerhöhung vor, denn der Arbeiter samt Weib und Kindern können unmöglich mit 2,40 fr. per Tag leben. Dagegen erhebt sich unter den Grossen der Stadt ungeheuer Protest; der Bürgermeister meint, man solle mit so unnützen Reden nicht die Zeit vergeuden; es sei zwar bedauerlich, aber man könne das unumstössliche Gesetz, dass es Reiche und Arme gebe, nicht beseitigen. Sie, die Reichen, werden den Lohn nach ihrem Belieben zahlen, und wem er zu niedrig sei, solle man anderswo Arbeit suchen. Diese antisozialistischen Worte ernten grossen Beifall. — Das andere Mittel, die Errichtung einer Hilfskasse (Caisse de secours) wird angenommen und bald sind 36,200 fr. gezeichnet; dies Geld sei aber nur für die echt christlichen Arbeiter, nicht für die Streikenden (Sozialisten), nicht für die illegitimen Kinder und gefallenen Mädchen. Protest der fortschrittlich Gesinnten (Ingenieur, Maler und Genossen)! Nach vielfachem Tumult und Kampfe gewinnen doch die Freigesinnten die Oberhand, stürzen die Macht des Pfarrers (Curé, vous n'êtes qu'une franche

2) Rede Mai 1906.

crapule!) und des Bürgermeisters und gründen eine neue Gesellschaftsordnung (la Société nouvelle), für welche die Lösungsworte gelten: production et consommation — Santé sociale —! So soll das Leben für alle verschönert werden; die Brotfrage werde die Brotfabrik lösen, Hochöfen, Eisenbahnen erstehen etc. etc., mit einem Worte: alles Alte ist gestürzt (Priester, Richter, Soldat, Finanzmann), an Stelle des individuellen Eigentums ist das gemeinsame getreten. — Doch nur allzu bald zeigen diese Neuerungen ihre Schäden, nicht neues Glück, sondern neue Unzufriedenheit haben sie im Gefolge, die früheren Machtfaktoren sind nicht tot, bald kommen sie wieder an die Oberfläche und es ist um die neue Ordnung geschehen! Auf der Strasse bettelt das Kind wieder um Almosen, Prozessionen ziehen durch die Stadt und flehen um Regen: La liberté est morte et ce peuple est dompté. Il n'y a plus de citoyens, mais des sujets . . . On a créé aussi un système d'impôts qui favorise le riche aux dépens du pauvre, selon l'usage . . . C'était bien vrai, mon Dieu, que les choses mortes peuvent renaître et que ce qui a été sera. — Ähnlich schwärmt auch der Held in Le Roi sans Couronne, tragédie en 5 actes, von St. Georges de Bonheliers (Paris, Théâtres des Arts). Der Vagabund Tête Noire ist gleichsam ein neuer Christus, dessen mächtige, fast überirdische Liebe den Hass der Menge nicht besänftigt, sondern diese fällt über ihn und seine wenigen Anhänger her und verfolgt den unglücklichen Schwärmer bis zum Tode. Warum glaubt auch der Tor, die Welt mit seiner idealen Liebe zu regenerieren! Er predigt seinen Kameraden die Verachtung des Reichtums und aller irdischen Güter. Während eines Gewitters wird ihm vom Vormeister Gaspard das Nachtlager versagt, doch sein Erscheinen heilt Gaspards Tochter Nelle, die ihn liebt und beinahe aus Schmerz für ihn stirbt, weil sie ihn ohne Kleidung und Speise auf der Strasse herumirren weiss; sie folgt ihm und teilt mit ihm das Wanderleben. Jetzt verlassen ihn die rebellischen Arbeiter; die wilde Bande will von idealer Liebe nichts mehr wissen und die eben vollendete Kirche zerstören. Er mahnt umsonst ab, ja die erregten Arbeiter und die Polizei verfolgen Tête-Noire, enthaupten ihn, Nelle stirbt in den Armen ihrer Mutter und ist glücklich, denn Tête-Noire erscheint ihr und ruft ihr zu: La Clef du Paradis, c'est l'amour. Man vergleiche hier L'Amazone blessé von Marcel Boulenger (Paris, Ollendorff), wo sich das realistisch denkende Volk gegen den idealen Fürsten erhebt, und Une nuit au Luxembourg von dem Normannen Remy de Gourmont (Paris, Mercure de France); hier werden die Helden der hochtragenden und moralisierenden Ideen bald satt und kommen zu dem Schlusse, die einzige Wahrheit sei, so zu leben, als ob man nie stürbe, und den Augenblick als ewiges Geschenk zu geniessen. — Die kirchlich reaktionäre Richtung verfolgt nach wie vor Paul Bourget, so in Etudes et Portraits, 3. Band der Sociologie et Littérature (Paris, Plon). Der Autor tritt für die Gesellschaftsklassen ein und beklagt das Jahr 1789, das dem Adel und der Geistlichkeit die Privilegien geraubt habe. Den Kampf des streng katholischen Glaubens gegen das moderne Christentum (Modernismus) beleuchtet in recht durchsichtiger Weise Jean de la Brète[3]) in dem Romane Un Mirage (Paris, Plon).

3) Pseudonym für Mlle Alice Cherbonnel, deren Werke meist religiös philo-

M. d'Autefaure verlässt, jung verheiratet, seine Frau, um in Amerika eine Erbschaft anzutreten, erkrankt auf hoher See, wird auf eine Insel als sterbenskrank ausgesetzt und die Frau erhält die Nachricht, er sei gestorben. Sie geht eine neue Verbindung mit Herrn von Létent ein und wird glückliche Mutter. Doch Autefaure ist nicht gestorben, kommt nach Jahren ungekannt in seine Heimat zurück und tritt da in nähere geistige Beziehung zur Witwe Catherine, der Schwester seiner Frau. Catherine hat sich durch den Einfluss der geistreichen Mme Terray eine praktische, realistische Lebensauffassung angeeignet; für sie sind die Sakramente nur Zeichen und Symbole, die eine notwendige Folge der Kultur sind und nur deshalb eingeführt worden seien, um den Glauben zu nähren (Theologischer Symbolismus). Sie wolle dabei für nicht weniger religiös gelten als die, welche sich streng an die kirchlichen Zeremonien (Symbole) halten: Je constate avec plaisir que je suis beaucoup plus religieuse que vous, car, pour moi, cette violette est Dieu, comme ces arbres majestieux, comme toute évolution de la nature ou de la pensée. Alle Naturkräfte zielen nach ihrer Lehre auf einen Fortschritt hin, wobei wir Menschen nur die notwendigen, von Gott bestimmten Arbeiter sind, und so sei die Vorsehung nur die fortschreitende Bewegung der Natur (le mouvement progressif de la nature) und die Religion eine Poesie, welche mit der allgemeinen Poesie des Universums harmoniere. Für diese Religion sind Catherine und ihre Meisterin Mme de Terray bereit zu kämpfen, ja selbst ihr Leben einzusetzen. M. d'Autefaure ist aber durch des Lebens harte Prüfungen ein strenger Anhänger der katholischen Religion geworden, der im heil. Abendmahle kein blosses Symbol erblickt, und zu diesem Glauben möchte er auch die von ihm geliebte Catherine zurückkehren sehen. Da will er, weil er ja Catherine, seine Schwägerin, nicht heimführen kann, wieder nach Amerika reisen und er offenbart seiner Freundin, dass Marguerite seine einstige Gattin sei. Dies übt auf Catherine eine nachhaltige Depression aus, sie wird lebensgefährlich krank und das nahe Ende führt sie in den Schoss der streng katholischen Kirche zurück — La mort est une messagère éloquente, elle a dissipé toutes les obcurités — sie nimmt das heil. Abendmahl, und zwar sagt sie selbst sterbend zu ihrer Meisterin Terray: Je n'intreprète plus la communion dans le sens symbolique que vous lui donnez . . . mais dans son sens catholique littéral. Je crois en elle . . . comme y croit le plus simple desservant. — In diesem Glauben stirbt sie an der Seite des Freundes[4]). Man vergleiche die Tragödie in 3 Akten Le Dieu nouveau von Paul Souchon (Théâtre du Champigny). — Zu dieser Strömung seien noch erwähnt: Les deux Frances von dem Schweizer Paul Seippel (Lausanne, Payot), wo die Doppelströmung, klerikal und revolutionär, in Frankreich zutage tritt; Les Primaires von Léon Daudet (Paris, Fasquelle), gegen die radikal und sozialistischen Politiker gerichtet, die sich nach des Autors Meinung mit oberflächlicher Volksbildung begnügen und so durch die Demokratie Frankreichs Ruin herbeiführen. Auch André Godard behandelt in Le

---

sophischen Anstrich haben; so Mon oncle et mon Curé, La solution, Le Roman d'une croyante etc. 4) Zu diesem philosophisch-religiösen Erörterungen vergleiche man das gründlich durchdachte Werk Les Chrétiens et les Philosophes von Jayme-Hans Ryner (dit Han Ryner), Paris, Libr. franç. 1906.

Tocsin national (Paris, Perrin) soziale aktuelle Probleme vom katholischen Standpunkte aus, ohne modernen Anschauungen abhold zu sein. — Damit hängt auch der aktuelle Kampf zwischen Staat und Kirche[5]) zusammen, der in Les grands convertis (Merc. de France) von JULES SAGERET an bekannten Beispielen (Bourget, Huysmans, Brunetière, Coppée) Beleuchtung findet.

Hierher gehört auch als heutzutage mächtiger Umsturzfaktor die Bestrebung der Dezentralisation (siehe Kapitel Provinz). Die Vertreter derselben wehren sich in jüngster Zeit energisch gegen den Vorwurf von separatistischen Gedanken; deshalb sei das Wort Regionalismus dem Worte Dezentralisation vorzuziehen, denn es bestehe kein Gegensatz zwischen dem republikanischen Geiste und dieser Bestrebung; diese trete nicht in den Dienst des retartierenden Klerikalismus — qu'ils arrachent progressivement au pouvoir central les prérogatives qu'il a usurpées sansque les partis conservateurs puissent en tirer profit (Ch. Bellet) — sondern diese Bestrebung wolle nur die Freiheit des heimatlichen Herdes schaffen und den Menschen dadurch heben. Dies drückt klar J. Paul Boncour aus: Les nouveaux décentralisateurs ne s'attardent pas aux vieilles conceptions de l'individualisme libéral. Ils ne veulent pas d'un individu livré à ses seules forces, sans défense contre les hasards et les misères de la lutte pour la vie. Ils savent que l'individu ne prend toute sa valeur qu'au sein de la société ou des groupements dont elle se compose: famille, race, région, corporation, nation. S'ils veulent l'arracher aux contraintes de l'Etat, c'est pour fortifier les collectivistes[6]) dans lesquels il trouve les milieux favorables à son développement . . . Le Régionalisme n'est qu'un article du programme du parti démocratique et social! — Man vergleiche hiezu die zahlreiche Literatur, so L'évolution sociale von A. Philippe (Paris, Bibl. indép.), Le Socialisme et l'Agriculture von Vanderwelde (Bruxelles, Lamertin), Les Systèmes socialistes et l'Evolution économique von M. Bourguin (Paris, Colin), die politisch-literarische Wochenschrift Le Censeur, den kritisch soziologischen Essai Le Succès, auteurs et public, von Rageot (Paris, Alcan), von dem es heisst: Le Succès est le fait qu'une œuvre produite par une personnalité a été adoptée par une collectivité; — ferner die Monatsschrift L'Action Regionaliste, Revue du Mouvement fédéraliste et Décentralisateur (Paris, Bureaux de la Fédération Régionaliste française = F. R. F.). Von den zahlreichen literarischen Werken dieser Art seien hier nur angeführt: Ce qui demeure von Mme BERTRAND DE JARZE (Paris, Juven) und Les Roquevillard von HENRI BORDEAUX (Paris, Plon), wo der Autor auf Seite des M. Barrès steht und den Individualismus bekämpft, der die selbständige Betätigung des Individiums in den Mittelpunkt des sozialen Lebens setzt. Er stellt die Theorie auf, dass unsere ganze Moral, unser ganzer individueller Wert auf Tradition beruhe, und fordert die blinde Ergebung in die überkommenen Ideen. Die Familie Roquevillard hält streng an diesem Grundsatze fest und ist nahe daran, ganz zugrunde zu gehen, denn der junge Maurice wird seiner Pflicht gegen die Familien-

5) Vgl. La séparation des Eglises et de l'Etat von Maxime Lecomte (Paris, Juven) und La Séparation des Eglises et de l'Etat von A. Biré (Paris, Rousseau). 6) Vgl. Alfred Narquet, L'Anarchie et le Collectivisme (Paris, Sansot).

traditionen untreu; er gibt sich nämlich dem Liebesgirren der Mme Frasne hin. Um den Gatten zu hintergehen, entwendet sie diesem 100 000 Franken, angeblich ihre Morgengabe. Darob entsteht ein Skandalprozess gegen Maurice, doch das Ansehen der Familie R. und deren Ahnen veranlasst die Richter zu einem milden Urteile, denn der Abkömmlung einer solchen Familie könne kein gemeiner Verbrecher sein. — Siehe zu dieser Bewegung die Kapitel Provinz und Gedichte.

Dass die Gesellschaft an überkommenen Konventionen krankt, wollen Paul Hervieu in dem Dreiakter Le Réveil (Paris, Comédie française; Lemerre, Illustration théâtrale 25) und J.-H. Rosny[7]) in dem sozialen Romane Sous le Fardeau (Paris, Plon) zeigen, wo alle unter dem Zwange und den Vorurteilen der Mitwelt leben. — Gegen die Kräfte, welche auf die Vergangenheit zurückweisen, und gegen die oft unüberbrückbare Scheidewand einzelner Gesellschaftsschichten befindet sich der Held in La Cangue von Louis Narquet (Paris, Ambert) im Kampfe. Marthe und Jean leiden unter den sozialen Vorurteilen und können nicht einander angehören. Varescot hat sich vom Arbeiter zum Grossfabrikanten emporgeschwungen und mit einer Tochter aus altaristokratischem Hause verbunden. In diesem Geiste wächst auch die Tochter Marthe auf; Jean Sobiès, ihr Jugendgespiele armer Eltern, geht, von Varescot unterstützt, nach Russland, kehrt als bedeutender Chemiker zurück und tritt bei seinem Wohltäter in die Fabrik; aber in seiner Heimat, in heimatlicher Umgebung erwacht wieder das alte Bauernherz, er fühlt mit den sozialistischen Arbeitern, kann sich in das Milieu des Hauses Varescot trotz seiner Dankbarkeit gegen den Herrn und seiner Liebe zu Marthe nicht finden — Je ne suis pas un ingrat et mon affection pour lui (Varescot) est au-dessus de ces misères. Je n'en ai pas moins compris que je n'étais pas à ma place dans le monde de Mme Varescot. Je suis resté un paysan. — Ja er meint, es wäre vielleicht besser gewesen, wenn er wie sein Vater und Bruder Bauer geblieben wäre. Somit kann Marthe nicht die Seine werden: Et Jean comprit que si les violences d'amour secouent affreusement l'âme et la meurtrisent, le préjugé social est une cangue que serre, d'une étreinte atroce, le progrès et les mœurs. — Er sucht in der Arbeit und der Erinnerung seine Zuflucht. Glücklicher ist der Held in Du crime à l'amour von Jean Rameau (Paris, Méricant). Ein guter Richter wird von einem fünfzehnjährigen Taugenichts überfallen; anstatt diesen dem Gerichte zu übergeben, schickt ihn der Richter auf sein Landgut, um ihn hier zum gesitteten Menschen zu machen. Und wirklich übt hier weniger die Arbeit als die Liebe zu des Richters Tochter Wunder: der Junge bessert sich und wird nach Jahren innerer Kämpfe und Proben seiner Besserung der Gatte der Tochter seines Wohltäters. — Aber nicht jedermann besitzt so viel Kraft und Enthusiasmus, um an dem Guten, Schönen und an der Zukunft nicht zu verzweifeln; so findet die leidenschaftliche Heldin in Les Aubes mauvaises von Fernand Kolney (Paris, Ambert) nirgends das wahre Glück, selbst im wilden Vollgenusse der Liebe nicht, und als sie einem Kinde das Leben geben soll,

---

7) Vgl. Serge Barraux, Les Contemporains chez eux (Vox III). Von ihnen erschien auch Le testament volé (Fontemoing).

entschliesst sie sich nach langem pessimistischen Philosophieren zu einem sträflichen Eingriffe, denn „la souffrance est la norme et la joie l'accident". Gesellschaftliche Vorurteile hintertreiben oft die Besserungsfähigkeit des Verbrechers, so in dem sozialen Romane Histoire d'un homme von Paul Brulat (Paris, Michel). Dominique Malaure ist wegen eines leidenschaftlichen Ausbruches zu fünf Jahren Kerker verurteilt worden; er hat die Tat gesühnt und kommt jetzt nach Paris, um unter dem Decknamen Jean Renon ein neues Leben ehrbarer Arbeit zu beginnen. Solange sein Incognito nicht gelüftet ist, scheint ihm neues Glück zu erstehen: Er wird Journalist, liebt die Tochter aus achtbarer Familie und auch seine Gesundheit bessert sich. Da beginnen einige Neider in seiner Vergangenheit zu wühlen; von Vorurteilen eingenommen, wenden sich seine Freunde von ihm ab und er wird voll Hass gegen die ungerechte Gesellschaft Anarchist. — Auch in La Turque von Eugène Montfort (Paris, Fasquelle), wozu dessen Maîtresse américaine (Per Lamm) zu vergleichen ist, findet die Waise Sophie trotz ihrer guten Eigenschaften in der Gesellschaft keine sichere Stellung, so dass sie schliesslich kein Gefühl mehr kennt, sich nur als Maschine fühlt und endlich, in diesem schweren Daseinskampfe an Leib und Seele gebrochen, in die Seine geht. Andere Wesen sind oft von der Natur allzu stiefmütterlich bedacht; so das über alle Massen hässliche Kind in Fil-de-fer (Paris, L. Michaud) von Jehan Rictus (Pseud. für Gabriel Randon), das der Autor selbst un foetus monté en pincettes nennt. — Über diese und ähnliche Zustände stellt N. Galitzine in Le fossoyeur philosophische Betrachtungen an, indem ein Totengräber einem Gelehrten die Geschichte der Menschen erzählt, die er schon in die Erde gebettet hat.

Die sozialen Zustände unserer Tage bringen aber nicht bloss einzelne Individuen, sondern ganze Gesellschaftsklassen zu Fall. So wird der Niedergang der Handelswelt an der französischen Küste, speziell in Nantes, in drastischer Art von Marc Elder in dem Romane Une crise (Paris, Société franç. d'impr. et de libr. — Lecène — Oudin) geschildert. Die Rheder Armet und Lemine (Maison d'armement Armet et Lemine) haben einst gut gearbeitet, sind wohlhabende, angesehene Männer geworden, ihre Firma hat einen guten Namen. Doch werden die Arbeitsverhältnisse immer schwieriger, die Konkurrenz wächst und auch die Gesetzgebung drückt, denn: alors vint une loi. Elle retirait aux navires à voiles, au tout bénéfice des vapeurs, une grande partie de la „compensation" accordée par les anciens décrets. Ce fut meurtrier pour les armateurs et d'autant plus que d'autres causes poussaient à la ruine. — Die Frachtbedingungen, die Forderungen der Mannschaft und alles, was damit im Zusammenhange steht, führt zum Zusammensturze; doch die Aktionäre fordern ihre Dividenden, und um die Ehre des Hauses und ihre persönliche zu retten, zahlen die beiden Chefs, in Hoffnung auf bessere Zeiten, alljährlich aus Eigenem darauf — Riches tous les deux, ils avaient sacrifié beaucoup dans ces circonstances, et depuis quelque temps, chaque jour revenait pour grignoter un peu de ce qn'ils possèdaient. — Dazu kommen noch häusliche Sorgen: Armel ist Witwer und der gefühlvolle und sinnlich angelegte Sohn Paul hat keine rechte Stütze; ein Temperament wie das Pauls bedürfe eines Führers, meint Freund Lemine. Doch der Vater

lässt ihm vollkommen freie Hand und meint, der Sohn solle sich nur austoben, er werde dann auf den rechten Weg kommen — Et puis, histoires de femmes que tout cela; il en reviendra bien vite quand il aura un peu d'expérience. — Doch er irrt sich: die liederliche Dirne Yvette kostet viel, viel Geld, ja auch die Gesundheit Pauls leidet, indes sich Lemines Tochter, Madeleine, in geheimer Liebe und Sorge um Paul abhärmt. Der Zusammensturz bricht jetzt rasch herein: Paul leidet, Yvette verlässt ihn höhnisch — puisqu'il est panné — die Gesellschaft muss das letzte Schiff verkaufen und die Arbeitsräume vermieten. Paul treibt sich aus Verzweiflung eine Kugel ins Herz und des Vaters kräftige Gesundheit ist gebrochen: La débacle de sa fortune, ses pauvres affaires qu'il remuait, tout cela avait brisé sa rude santé. — Man vergleiche die soziale Satire La Baraterie[8]) von MASSON-FORESTIER (Grand Guignol) und L'Assiette au beurre von L. MARCHÈS et CH. VAUTHEL (Théâtre Trianon).

Wie die individuellen Ursachen oft mit den sozialen Zuständen verstrickt sind, zeigt auch der Roman Du pain! von MAURICE MONTÉGUT (Paris, Illustr. franç.). Es ist ein interessantes historisches Bild aus Frankreichs nachnapoleonischer Zeit (1816—1847) mit vielen Anklängen an die Jetztzeit. In mancher Gegend lebt die Erinnerung an den grossen Korsen noch wach. So führt uns der Autor in der „Brenne galeuse" den reichen Müllerssohn Germain Galas vor, der beim Andenken an Napoléon schwört, seine Freunde im Guten und Bösen nie zu verlassen, denn sie seien ja noch von der grossen Armee. Der stattliche Germain herrscht bald über aller Frauen Herzen des Dorfes und der Umgebung, doch will er keine heimführen. Manche Blume knickt er: Denise schenkt ihm eine Tochter, Noële, Silvaine einen Sohn Cyrille. Germain erbt das väterliche Gut, wird der reichste und einflussreichste Mann der Gegend, aber mit dem Alter erscheint ihm sein Heim bald öde, er wird verbittert und geizig, trennt sich von seinen wenigen Kameraden und nimmt fremde Arbeiter in seine Mühle; darob entsteht im Dorfe Armut, bald wird er von allen als gefährlicher Sonderling gemieden, auch von den Halbgeschwistern Cyrille und Noële, die sich in Liebe gefunden haben; Germain will Cyrille — un gars de vingt ans, robuste — das schöne Ebenbild des Vaters, zu sich nehmen, ihm eine Wirtschaft geben und sich so einen Erben und für sein Alter eine Stütze schaffen — je te ferais la vie belle, moi! je te le garantis . . . je t'offre la terre, la terre que tu aimes, la plaine, la ferme, les bêtes . . . Doch Cyrille weist ihn mit Entrüstung zurück und schleudert ihm ins Gesicht, dass er ihn verachte, hasse, ihn, den leiblichen Vater; doch den armen Mann, der ihn mit seiner Mutter erzogen und geliebt habe, den liebe er. Noële stimmt in diesen Hass ein und bald alle im Dorfe, denn das Elend wird immer grösser, Brod immer weniger — der reiche Müller weist sie ab und schickt sein Mehl in die Stadt. Der Hunger treibt die Bewohner des Dorfes, der ganzen Umgebung von Buzançais zur Revolution gegen die Besitzenden (1847). — Pendant ces deux jours, dans les chaumines, chacun, en cachette, avait fait des préparatifs;

8) Erschien 1894 als Novelle in der Sammlung La jambe coupée (Paris, Levy).

celui-ci repassait sa faux, l'emmanchait à l'envers; celui-là aiguisait sa fourche, cet autre affilait sa hache, assurait le manche de sa cognée — Die Aufständigen, an ihrer Spitze Cyrille und Noële — comme la Vierge de l'Emeute, la bonne Dame des Représsailles — verlangen umsonst Getreide, denn wer sollte ihnen die drei Franken dazu geben. Da kleidet sich der alte Violaine noch einmal in seine napoleonische Uniform, zieht mit den Hungernden zu Germain und mahnt diesen an seinen alten Soldateneid. „Brot, Brot! heult es aus der Menge.“ Galas, c'est ton village qui t'entoure, la terre où tu es né, où ton père dors aussi . . . Des vieillards, des enfants, des femmes! . . . de tes maîtresses, de tes bâtards . . . Doch er höhnt ihnen entgegen: trop tard, mes petits agneaux; j'ai bouclé ma caisse et ma pitié! — Da richtet sich der alte Sergent Galas in seiner Soldatengrösse noch einmal empor und ruft dem Kameraden gebietend zu: Au nom de l'Empereur, moi, ton plus ancien en grade, je t'ordonne et te somme d'ouvrir la porte au peuple et de livrer ton blé . . . Auf die höhnische Antwort: Ah! L'Empereur! non . . . l'Empereur! erstürmen alle, Cyrille und Noële voran, die Mühle, im Gemetzel fällt Germain, das Ziel der Volkswut, und in der Mühle herrscht wilde Plünderung, bis die Dragoner kommen und die Menge auseinanderjagen. Das Haupt der Meuterei, Cyrille, flieht, die Gerichte und die Ungnade Ludwig Philipps walten strenge und die überlebende Noëlle wandert auf den Trümmern der einst so prächtigen Mühle düsteren Sinnes und wortkarg dem Grabe zu. — Dies Walten der wilden Menge, dieser tausendköpfigen Hydra, die niemand bändigen kann, behandelt auch CHARLES MÉRÉ in dem Fünftakter L'Hydre (Théâtre de la Nature de Champigny, Paris, Molière). Arbeiterunruhen, Arbeitseinstellung sind heute ein bewährtes Kampfmittel der Arbeit gegen das Kapital; dies lehrt auch La Tourmente von MAURICE LANDAIS (Paris, Ambigu) und das Strikdrama La fraternité (Genf. Geroy) von dem Schweizer JEAN METZEL, dem Verfasser des vielgenannten Volksstückes Sur la grande place. In diesem ethisch sozialen Stücke sehen wir den Zwiespalt eines hohen Adeligen als Volksfreundes gegenüber seinen Arbeitern und als Angehörigen der hohen Gesellschaft. Dass bei der Arbeiterfrage die Frage über die Stellung der Frau in und ausser der Familie eine grosse Rolle spielt, ist in diesen Berichten schon wiederholt hervorgehoben worden und es sei hier nur auf die Werke La femme dans l'industrie von R. GONNARD (Paris, Colin) und die neue Zeitschrift La française (Journal du progrès féminin) verwiesen, welche das Ziel hat, der Frau den gebührenden Platz in der Familie und in der sozialen Organisation zu verschaffen und sie ihm Kampfe nach diesem Ziele zu unterstützen (le perfectionnement de la mutualité et de la condition féminine). Wie sehr die herrschenden Ansichten und die bestehenden Gesetze diesen Kampf oft erschweren, sucht in grotesker Weise der junge Schriftsteller FERRI-PISANI im Romane[9]) Stérilité (Paris, Le Roman pour tous) zu zeigen. Er entwirft ein Bild des Jammers in Familien, die durch Krankheit und zu viele Kinder hart bedrängt sind. Kein Wunder, dass manches

---

9) Vgl. Fraude nuptiale von R. Emery und La Grappe von M. Landay, Jahresbericht VII.

Mädchen, manche Frau aus achtbarer Familie zum Verbrechen greift und zu einem Arzte, der dem sozialen Elende steuern möchte, Zuflucht nimmt. So ein Arzt ist Dr. Morvin; zu ihm eilt die Gräfin St. Servin ebenso wie die von Hunger gedrückte Arbeiterfrau. Der Arzt kommt vor das Gericht. Er fühlt sich hier unter dem Zurufe des Publikums nicht als Verbrecher, sondern als Retter von tausenden unglücklichen Existenzen: Je me vante d'avoir préservé des centaines de ménages pauvres de la misère où les eut réduit la venue de l'enfant. Elles sont légion les familles que j'ai sauvées du déshonneur! Et les infanticides que j'ai empêché, et les larmes que j'ai séché! Et tous les fils d'alcooliques . . .! und doch wird er, obwohl er Tausende der lächerlichen Verachtung der Gesellschaft entzogen, Tausende vom elenden Leben in Trunk und Krankheit gerettet hat, nach dem starren Wortlaute des Gesetzes zur Deportation verurteilt. — Gegen diese Auswüchse kämpfen zahlreiche Schriftsteller: so A. Marnlier in dem Vierakter Les Dégénérés (Longlaville-Meurthe-Moselle, im Volkstheater La fauvette); Paul Grendel in den Saynetten Sur la pente und Leur Supériorité gegen den Alkoholismus, Victorien du Saussay in La Morphine (Paris, Méricant) gegen das grausame Vergnügen des Morphinismus. Jacques Vautour flieht nach den traurigen Ereignissen von 1870 nach Amerika und kehrt nach 20 Jahren reich in sein Vaterland zurück. Da findet er seine Frau, die er mit drei Kindern verlassen hat, in neuer Ehe und Mutter einer Tochter Thérèse; diese ist für die ganze Familie der böse Geist, das zersetzende Element. Selbst Kurtisane, zieht sie auch ihre Halbschwester ins Laster und bringt den Bruder zum Morphinismus, um sich wegen seiner Heirat zu rächen. Trotz der Bemühungen des alten Vautour stürzt Thérèse alle ins Verderben, nur der jüngste Sprosse wird von Jacques gerettet. — Mit diesen Verhältnissen hängen Werke zusammen wie Des fous von Emile Gondeau (Paris, Ollendorff), La maison de Santé (in der Sammlung Drames et Comédies) von Alfred de Lostalot (Paris, Theuveny); ebenso der satirische Einakter Une grande consultation von Jules Thinet (Paris, Grand Gignol) und Les faiseurs d'anges von Emmanuel Gallus und Michel Boisvert (Paris, A. Michel); dieses Werk erinnert an zahlreiche Prozesse gegen die Engelmacherei und wendet sich gegen die gewissenlosen Ärzte und Agenten der „öffentlichen Wohltat", welche entmenschte Frauen im frevelhaften Treiben unterstützen.

Eine Geburtsstätte zahlreicher, an dem Lebensmarke der Gesellschaft nagender Krankheiten sieht Jean Reibach in der Kaserne und sucht dies in seinem Romane La Houle zu zeigen. Die Heldin Marguerite klagt laut, dass das Kasernenleben bei den Männern die Liebe zur Arbeit untergrabe und sie zum „Kabaret" hinlenke, wo die Prostitution blühe: En province, partout, la prostitution surgit. La bonne, l'ouvrière de fabrique, tout ce qui est puéril, se laisse hypnotiser par le pantalon rouge . . . und trotz der Einwendungen Axels bezeichnet Marguerite den Soldaten als „le phléau physique, le propagateur des maladies dont le pays menace d'être empoisonné". Kein Wunder, wenn da manches Mädchen von der Gasse ins Spital wandert, wie das traurige Schicksal in La Proscrite von Léon Frapié (Paris, Lévy) zeigt; der Verführer wandert meist unbekümmert weiter, wie hier Maxime Ducat, welcher Sekretär eines

Politikers, dann Direktor eines grossen Journals und zugleich Liebhaber einer hochstrebenden Dame wird. Man vergleiche des Autors Roman L'Ecolière (ib.). Die Frage der Prostitution hängt mit solchen Übelständen zusammen. PAUL BRULAT tritt in dem sozialen Romane Rina[10]) (Paris, A. Michel) dieser näher; er lässt jedoch die Frage offen, was die Gesellschaft zur Rettung dieser oft schon durch ihre Geburt zur Ausschweifung bestimmten Wesen tun solle, und mahnt nur, diese nicht mit wegwerfendem Blick dem Unglück preiszugeben, sondern ihnen hilfreiche Hand zu reichen. So ein Typus einer Kurtisane — courtisane née — ist Rina, ein Kind des Mortmartre, voll wilder Leidenschaft zu dem ekligen tyrannischen Fréhol, bis sie endlich, durch Ausschweifungen aufgerieben, krank auf der Strasse — faisant le trottoir — niederfällt und stirbt. — Vergleiche L'Avarie von Dr. MINEUR (Paris, Stock); hier stellt der Autor die Gefahren dar, welche der ins Leben eintretenden Jugend harren. — Solchen Umständen gegenüber sind öffentliche Vorkehrungen oft machtlos; man sehe hiezu wahrheitsgetreue Schilderungen, so Les Abandonnés von JEAN BOUVIER (Paris, Tallandier). Es ist das Leben hilfloser unehelicher Kinder. Das arme Landmädchen Jeanne Roche wird von einem durchreisenden Offizier verfolgt, fühlt sich Mutter und vertraut das Kind der öffentlichen Wohltat (assistance publique) an. Der Knabe wächst hier auf, aber er hat physische und moralische Leiden durchzumachen, denn überall verfolgt den heranwachsenden ehrlichen Arbeiter der Schandfleck der unehelichen Geburt, und als ihm auch die Braut aus ehrbarem Hause verweigert wird, sucht er seinen Vater auf und tötet ihn in einem Anfalle von Wut. — Gleicher Meinung über die Unzulänglichkeit der bestehenden Einrichtungen ist JEAN PAYOND in dem Romane Le Petit de l'Hospice (Paris, Dujarric). Der Autor bringt schwere Anschuldigungen gegen die „Assistance publique“ vor, deren Prinzip es sei, der Mutter, der Familie die Kinder zu entreissen, ihnen den heimatlichen Boden zu entziehen und sie auf diese Weise einer erniedrigenden Rolle und dem Verderben preiszugeben. Léonce Bellemard ist das Kind einer Arbeiterin und eines Beamten, der das verführte Mädchen verlässt. Die junge Mutter überlässt, um dem Elende zu entgehen, das Kind dem Findelhaus und sucht in ehelicher Verbindung ihren Lebensunterhalt. Léonce gerät bald von Ort zu Ort, von Familie zu Familie, leidet viel und findet endlich bei der Leidensgenossin Rose Verständnis. Zwischen beiden verlassenen Wesen spinnt sich ein zartes Liebesleben an, bis endlich Rose in eine Spinnfabrik kommt, hier in die Hände des Besitzers fällt und sich darob aus Verzweiflung tötet. Aus Wut und Rache schleudert Léonce den Feuerbrand in die Fabrik und flieht. Von jetzt an geht es schnell mit ihm abwärts: Verlassen, von Krankheit gepeinigt, eilt er von Ort zu Ort, flucht der Menschheit, vor allem den Reichen, und endet, an Leib und Seele krank, als Anarchist. — Von den vielen Werken dieser Art sei noch L'Assistée von TRILBY (Paris, Tallandier) genannt. Hier fällt das Kind eines Flaneur und einer Weltdame der öffentlichen Wohltat zur Last. Die Mutter verbirgt und verleugnet das Kind, um ihre zweifelhafte Rolle weiterzuspielen und so das Leben zu

10) Vgl. Bubu von Louis Philippe, Sapho v. A. Daudet.

fristen. — Auch EDOUARD GUET entwirft in En correction (Paris, Fasquelle) ein ähnlich trauriges Bild. Philippe Canuro wird von Geistlichen erzogen, ist ohne Laster, aber auch ohne inneren Wert. Der geistig beschränkte Vater steckt den missliebigen Sohn in eine Besserungsanstalt, wo dieser hinsiecht und endlich zugrunde geht; also ein Bild einer degenerierten Rasse. Man vergleiche Grichemidi, Lolo, Kiki, Joset du Chapeau Rouge von PIERRE BRILLAND (Paris, Lemerre). — Die Aufgabe der Erziehung wird bei Erwägung solcher Zustände immer wieder erwogen, so tut dies E. ROD in Le Réformateur (Paris, Théâtre de l'Oeuvre; Lausanne, Payot), worin der Zwiespalt zwischen den erziehlichen Theorien (Rousseau) und der Praxis behandelt wird, und MAX DE BRAY wirft in Sans défense (Paris, Perrin) die alte Frage auf, ob man das Mädchen vor der Ehe über dessen künftige Aufgabe belehren soll oder nicht. Auch Messieurs les jouvenceaux von HENRY DE LA TOMBELLE (Paris, Messein) kann hier verglichen werden.

Neben den angedeuteten gesellschaftlichen Zuständen ist auch der Gegensatz der Rassen zu erwähnen. So erinnert La Juive errante von MAURICE HOCHE (Paris, Dujarric) an Retour de Jérusalem von Maurice Donnay, dem auch das Buch gewidmet ist. Der Autor will möglichst unparteiisch den Typus eines jüdischen Finanzmannes zeigen; dagegen predigt ENACRYOS in La Juive (Paris, Ollendorff) reinen Rassenkampf. Die Jüdin Rachel ist von Rassenstolz und Hass gegen die Christen durchdrungen und doch fühlt sie sich zu dem Christen Georges Varades, der wiederum die Juden verabscheut, ganz hingezogen, ergibt sich ihm, empfindet aber sofort Abscheu vor ihrer Tat, ja schrickt vor dem Gedanken zurück, einem Kinde das Leben zu schenken, dessen Vater ein Christ sei. Sie werde Georges heiraten, um dem Kinde einen legalen Vater zu geben, sich dann aber gleich scheiden und das Kind als Juden erziehen. Georges unterdrückt dagegen Rachel zuliebe seine Jugendabneigung. Diese beiden Naturen können sich nie zum Glücke vereinen, denn ihre Rassen und ihre Ideen sind diametral verschieden. — Ein Anklang an Rassenideen und Anfachung des schon so ziemlich eingeschläferten Revanchegedankens findet sich im Romane Monsieur et Madame Moloch von MARCEL PRÉVOST (Paris, Lemerre). Der Autor kommt zum Schlusse, dass sich französisches und deutsches Wesen im Grunde fremd, ja feindlich bleiben. Louis Dubert und Gritte sind die Kinder eines verkrachten Industriellen; sie gehen, um Brot zu verdienen, nach Deutschland, kommen an einen Hof alten Stils, wo beide in fürstliche Verhältnisse geraten. Im Lande blühen Kunst und Wissenschaft; ein Professor an der Universität Jena, ein unabhängiger Geist, predigt seinen Schülern die Macht des Gedankens gegenüber der brutalen Gewalt. Am Hofe sind Herr und Frau Moloch Typen des alten Systems, das bald dem preussischen Militärismus unterliegt. Eine Skizze ruhiger deutscher, etwas veralteter Provinzsitten neben der französisahen Leichtfertigkeit zeichnet ABEL HERMANT in der Komödie L'Esbroufe. – Nicht minder nachhaltig ist trotz der günstigen politischen Konstellation der Gegensatz der französischen und englischen Rasse; so bei A. HERMANT und CAMILLE OUDINET in dem Dreiakter Chaîne anglaise[11]) (Paris, Vaude-

11) Man vgl. Op o' my Thumb von F. Fenn et R. Pryce (Antoine).

ville; Illustr. théatrale 39; Fasquelle). Es ist eine feine Satire der kosmopolitischen Gesellschaft: eine Französin in den Netzen alter und junger Engländer, der kränkliche Lord Brandon, der Grossherzog Arsène sind charakteristische Typen. — Der englische Nationalstolz wird auch in L'île inconnu von Pierre de Coulevain (Paris, Lévy) berührt. Der Autor sucht nachzuweisen, dass der Franzose trotz der gegenseitigen Annäherung der lateinischen und der anglosaxonischen Rasse den Geist der englischen Volksseele noch immer zu wenig kenne; es heisst: Dieu avait besoin des Anglais pour amener les Boers dans le mouvement de la circulation. — Eine fanatische Begeisterung für den englischen Imperialismus enthält der mit dem Goncourtpreis (1906) ausgezeichnete Roman Dingley, l'illustre écrivain, von Jérome et Jean Tharaud (Paris, Pelletan), deutsch von H. Michaski unter dem Titel Dingleys Ruhm (Berlin, Wedekind). In der Person des englischen Schriftstellers Dingley, welcher wohl an den den Krieg verherrlichenden Schriftsteller A. Kipling erinnert, tritt dem Leser ein überzeugter Anhänger des britischen Imperialismus und Rassenhochmutes vor Augen, denn für ihn ist die Eroberung der Erde durch seine Rasse das folgewichtigste Ereignis der Geschichte. Er kann es nicht ertragen, dass das grosse, mächtige England von einem nichtigen, rückständigen Bauernvolke geschlagen werde. Er eilt deshalb mit Weib und Kind nach Südafrika, um dort fürs Vaterland zu kämpfen und sich auch an Ort und Stelle Taten für einen Heldenroman zu sammeln. Frau und Kind bleiben in Town, er wandert aber zu den Truppen und sieht da die Siege der gegen die englische Macht aufrührerischen Helden; unter diesen kämpft auch, gegen den Willen des Vaters, Lucas, der Sohn der mit Frau Dingley befreundeten Familie Du Toîts. Dingley eilt auf die Nachricht von der Todeskrankheit seines Söhnchens nach Hause — die krepierten Pferde zeigen den Weg — doch fällt er in die Hände der Buren und gerade in die des Lucas, welchen Menschlichkeit mehr als der Ruhm rührt, den grossen englischen Dichter und Patrioten gefangen zu halten. — Das Kind stirbt. Indes ist Lucas in englische Hände gefallen und soll als Rebell erschossen werden. Die verzweifelten Eltern bitten Dingley um Fürsprache; diesen hätte ja doch Lucas vor kurzem als Gefangenen vernichten können. Aber Dingleys Idee von der englischen Macht und der Hintansetzung des Individuums zum Wohle des Ganzen siegt über die Menschlichkeit, denn sonst wäre es ja in Südafrika um die britische Herrschaft geschehen. Er kehrt dann nach London zurück und büsst da durch übel aufgenommene Kritik über die englische Armee bei dem kaufmännischen und überlieferungstreuen Volke beinahe seine Popularität ein. Jetzt tritt er mit seinem neuen Romane hervor, dem Leben eines Londoner Strolches, der nach Afrika gewandert ist, dort die Ehre der englischen Macht und der Rasse zu Ehren gebracht, für die Idee des englischen Nationalstolzes dem Tode in die Augen geblickt hat und daher als geachteter Mann wiederkehrt.

II. Charakterprobleme und Ständetypen. Neben den in den anderen Kapiteln erwähnten Charakteren und Ständetypen seien hier im sozialen Sinne besonders zutreffende angeführt. Die ergreifende Psychologie einer Kinderseele gibt Henri Bachelin in Pas comme

les autres, womit man die Charakterzeichnung in Lucie von LOUIS BERGEROT vergleichen kann. In dem versifizierten Saynette L'Idéal von A. J. DALSÈNE (Paris, Messein) treffen wir zwei philosophierende Schwestern und in der Sittenkomödie Le Bourgeon von GEORGES FEYDEAU (Paris, Vaudeville) das charakterfeste Mädchen Etiennette, das dem stürmischen Drängen des Geliebten und den verführerischen Worten der egoistischen Mutter widersteht. Solch mütterlicher Egoismus treibt in Troisième Héloïse von JACQUES DAURELLE die Tochter in den Tod. In Le Roman de la Rivièra von CHARLES GÉNIAUX (Paris, Fasquelle) bewahrt die Heldin Yvette Letourneur gewisse Provinzeigenschaften, weshalb die sogenannte bessere Gesellschaft von Rennes wie auch die hochmütige Mutter mit Verachtung und Missgunst auf sie herabblicken. Wegen der Krankheit des Vaters geht die Familie im Winter an die Riviera. Dort fasst Yvette zu einem verwandten Kunstgärtner Zuneigung, liebt ihn bald feurig, doch bewahrt sie — die schon alternde Jungfrau — ihre Originalität, ihn nur vorübergehend zu lieben. Ähnlich will auch Ghislaine Blossac, die Heldin des Romanes L'Idée de Ghislaine von Mme BERTHE NEULLIÉS (Paris, Delagrave), frei von konventionellem Zwange leben und hat die Idee, nicht wegen ihres Geldes, sondern ihrer selbst willen geliebt zu werden. Eine Freundin, die Klosterfrau ist, wird einst zu einer halbnärrischen Dame gerufen, bricht sich aber den Fuss und deshalb tritt Ghislaine an ihre Stelle, teils aus Mitleid, teils aus Übermut. Die Dame wird gesund. Der junge, verarmte Schlossherr gewinnt Ghislaine lieb, heiratet diese aber erst, als sie vor Kummer beinahe stirbt. — Gefallene Mädchen finden sich in L'audacieux Pardon von ALEXANDRE HEPP (Paris, Fasquelle). Die einen gehen in der Gosse, die andern im Irrenhause u. s. w. zugrunde, selten kommt Rettung, wie in La Pécheresse von JEAN CADOL (Paris, Renaissance). In L'audacieux Pardon verzweifelt die Heldin, verflucht den Vater; die Verzeihung kommt zu spät, denn sie verfällt in Wahnsinn. — Ein zartes Wesen, voll Sorge um der Eltern Glück ist Dona Quichotta in dem Romane Dona Quichotta von Mme GEORGES DE PEYREBRUNE (Paris, Hatier). Die Mutter hat das eheliche Band verletzt und verlässt Gatten und Kinder. Nach mehr als zehn Jahren begegnet sie die zwei verlassenen Kinder und nun erschöpft die Tochter ganz ihr liebendes Herz, um Vater und Mutter zu versöhnen, aber der Vater bleibt unversöhnlich. Es sei hier auch Champi Tortu von GASTON CHERAU (Paris, Ollendorff) angeführt, wo das Kind nur in der Liebe zur verwitweten Mutter Freude findet. Als die Mutter einem Liebhaber in die Arme fällt, leidet das Kind unter der Eifersucht und stirbt endlich an gebrochenem Herzen. — Ein entsagender Frauencharakter, der alles Irdische verachtet, ist Denise in dem Romane Mariage de l'amour von FRÉDÉRIC BERTHOLD (Paris, Lemerre). In einem Kloster erzogen, hat sie den Gedanken, durch Verachtung jedes Erdenglückes und Kasteiungen aller Art sich nur für das ewige Leben vorzubereiten. Doch heiratet sie einen armen Mann, zu dem sie sich Liebe abzwingt, und als sie solche zu ihm fühlt, glaubt sie gefehlt zu haben, verliert die Gesundheit und geht elend zugrunde. Man vergleiche hiezu Yvée Jourdan von Mme LIANE DE POUGY (Paris, Ambert), die Fortsetzung des Romanes Yvée Lester, wo sich die aufopfernde Yvée, um dem Lieblingsbruder die

Frau zu retten, mit dem Liebhaber (Max Jourdan) derselben vermählt. Max und Yvée leben vor der Welt als Ehegatten, in Wirklichkeit bleibt aber Yvée lange noch Mädchen, bis sie endlich in einer leidenschaftlichen Anwandlung Maxens Gattin wird. Zwar nicht aufopfernd, aber ohne Liebe möchte auch die Heldin in L'Inutile Revanche von LOUIS NARQUET (Paris, Juven) durchs Leben gehen; Thérèse lebt an der Seite ihres Gatten ohne Neigung, brütet vielmehr Rache. Endlich erkennt sie, dass auch Rache keine Freude gewährt, und ihre Strafe ist, dass zwischen ihr und ihrem Gatten keine Annäherung mehr möglich ist. In L'insidieuse volupté[12]) von PAUL LACOUR (Paris, Perrin) will die ernste Tochter des Witwers De Puymery ihre Leidenschaft unterdrücken Sie fühlt sich unversöhnlich gekränkt, als ihr Vater in die Netze einer schönen Griechin fällt und es ihr nicht gelingt, diese untreue Stiefmutter zu entlarven. Sie sucht ihre eigenen inneren Regungen zum Schweigen zu bringen, bis sie endlich doch einem Lebemanne in die Arme fällt. Ihre Eifersucht treibt sie zur Scheidung und so wird sie Witwe, bevor sie Frau gewesen. — Im Gegensatz zu solch strengen, sich kasteienden Charakteren treten Frauen wie die Heldin in Le jardin sur la glace von H. R. LENORMAND (Paris, Stock). Die verwaiste Russin Dragomir Garchine ist ein sentimentales, leidenschaftliches Wesen, schwärmt von einem Künstler zum andern, trennt sich von jedem und kommt zuletzt zur Überzeugung, dass für sie die Liebe nur eine flüchtige Illusion sei. In L'Absence von HENRI ARDEL (Paris, Plon) kann die Geliebte vom verderblichen Flirt nicht lassen. Eine Reihe von eifersüchtigen Frauen, welche das Leben des Gatten ausspionieren und so das Eheglück zerstören, führt MME RENÉE FAUER in Les Ignorantes (Paris, Plon) vor und in der Komödie Voleur von HENRI BERNSTEIN (Paris, Renaissance) drängt die Putzsucht der Frau den Geliebten zum Verbrechen[13]). In La Petite Madame de Thiange von PAUL ACKER (Paris, Lévy) sucht die Frau einen Mann, der zugleich ihr Herz und ihren Geist befriedige; sie findet ihn jedoch nicht, denn ihr Gemahl ist roh, und als sich der ersehnte „Galant homme" einstellt, ist sie nicht mehr fähig, diese Liebe zu erwidern. — Gleichsam eine Monographie der konventionellen Frau, der Kurtisane und der künftigen Frau liefert N. D'ARNOLDI in Marie de Kéroulas (Paris, Plon).

Neben diesen Frauencharakteren seien einige Männertypen erwähnt. So behandelt Mme ANNA SÉE in Les Rapaces (Paris, Nouv. Théâtre) den Geiz als Symbol der modernen Gesellschaft und bei PAUL ADAM erscheint in dem Dreiakter La Mouette (Paris, Com. franç.; Ollendorff) der zynische Abgeordnete Chambalot wie ein Mephistopheles, zerstört das Familienglück Kervils und weiss diesen durch diabolische Kniffe in die Arme seiner reichen und schönen Kusine zuwerfen[14]). WILLY führt in Le Roman d'un jeune homme beau (Paris, Bibl. des aut. mod.) den Schmarotzer vor; Georges Bonnard ist von Jugend an auf seinen Vorteil bedacht, lebt nur auf Kosten anderer, besonders Frauen zweifelhaften

12) Gleichsam eine Fortsetzung der früheren Werke des Autors: L'Epouse, Coeurs d'Amants, Gilberte. 13) Vgl. zur Psychologie der Frau „La femme criminelle" von C. Garnier (Bibl. biologique et sociologue de la femme). 14) Nach des Autors Roman Le serpent noir.

Charakters, bis er eine solche zur Frau nimmt. — Wie manchmal des Schicksals Tücke den Menschen modelt und lenkt, erzählt JEAN RAMEAU[15]) in La Bonne Etoile (Paris, Ollendorff). Die Gaben sind sehr ungleich verteilt. Jean und Jacques Laborde, zwei Neffen, suchen in Paris ihr Glück und aspirieren auf einen Posten im Ministerium. Das Loos entscheidet für Jean, der schnell die Stufenleiter bis zum Minister emporsteigt, indes Jacques ärmlich stirbt und die Geliebte Françoise mit einem Knaben hinterlässt. Dieser wächst heran und Leidenschaft macht ihn beinahe zum Dieb, zum Anarchisten. — Den blasierten modernen jungen Mann zeichnet EDMOND JALOUX in Le jeune homme au masque (Paris, Mercure de France). Der müssige Roger de Cabre heuchelt unter empfindsamer, oft lächerlicher Maske Zärtlichkeit und Melancholie, erkannt aber bald mitten von prunkenden Damen seine soziale Nichtigkeit, setzt eine arme, schöne Jugendfreundin zur Erbin ein und nimmt sich dann das Leben. — Die Vorstellung der Kraft, die das Heilmittel sein soll, tritt uns in La Toison d'or von J. H. ROSNY (Paris, Illustration franç.) entgegen und Charakterstärke treffen wir auch in Le Puits des Ames von P. B. GHEUSI (Paris, Fasquelle). Der Held Jean de Kerléon, ein Marineoffizier, hat in leidenschaftlicher Aufwallung einen Mann getötet und entgeht durch die Flucht auf einer Jacht dem Gerichte. Als einfacher bretonischer Matrose, unter dem Namen Yves Cargueton, gewinnt er sich auf der Vergnügungsjacht Espoir des Grafen Léonois bald die Zuneigung des Kapitäns und der Mitreisenden und rettet das Schiff aus einer grossen Gefahr. Sein distinguiertes Aussehen, seine oft gewählten Worte, seine maritimen Kenntnisse lenken den Argwohn seiner Genossen und die Aufmerksamkeit des Grafen und der Mitreisenden auf ihn. Auch die kokette Denise Aubray, sozusagen geschieden, findet an dem versteckten Marineoffizier Gefallen und in den romantischen Gegenden von Konstantinopel, Smyrna, Damaskus etc. fällt er bald ganz in deren Netze: aber er strebt nach idealer Liebe, weit entfernt von der Frivolität der Denise. Ihre Extravaganz erhält einen Stoss, als von Frankreich die Kunde kommt, Jacques (Yves) sei freigesprochen. Da ruft sie verzweifelt aus: Aucune femme ne réalisera votre rêve, parce qu'il n'a point d'humanité! – Im Leben so enttäuscht, kehrt der Held nicht mehr ins Weltgetriebe zurück, sondern weilt im heiligen Lande an dem „Brunnen der Seelen", wo sich die Schatten der Abgeschiedenen, frei von jedem irdischen Zwange, versammeln und beten. Hier will also der Held gleichsam sein Verbrechen sühnen. Bei JULES MARY sühnt in Le fils d'un voleur der Sohn die Sünde des Vaters, der als Advokat seinen Klienten Millionen entwendet hat. Der Sohn Pierre erbt das grosse Vermögen; doch das Unglück derer, die sein Vater beraubt hat, rührt ihn; er errichtet daher im Lande eine Fabrik und will so das Unrecht des Vaters wieder gut machen. Mit Hilfe und den Ratschlägen des Jean Ponthierry, dessen Vater auch ein Opfer des alten Gerbert war, gelingt es ihm. Dies erinnert an Le devoir d'un fils von Mlle MATHILDE ALANIC (Paris, Plon). Gilbert Daunoy ist über die Wiedervermählung seiner Mutter so

15) Von ihm erschienen auch Du crime à l'amour (Méricant), La petite Mionne (Ollendorff).

untröstlich, dass er bei einer alten Tante in Anjou Zuflucht sucht. Der Zufall führt ihm hier die arme Charlotte zu und gleicher Kummer bringt beide näher. Ein Wucherer, Gilberts Neffe, hat die ganze Gegend und auch die Familie Charlottens zugrunde gerichtet. Gilbert erfährt dies und damit die Quelle seines Reichtums, heiratet Charlotte und gibt grosse Summen zu wohltätigen Zwecken aus, um so die Sünden der Ahnen zu sühnen. Ähnlich reicht ein Mädchen, von den eingewurzelten Ideen beherrscht, in Les Plumes du geai von JEAN JULLIEN (Paris, Molière; Stock) erst dann dem jungen Kapitalisten die Hand, als er verspricht, sein Vermögen der Menge wieder zurückzugeben. Verachtung der irdischen Güter zeigen auch zwei Charaktere in Vanité von PAUL ET VICTOR MARGUERITTE (Paris, Plon). Die Familie Brévier schwelgt in Reichtum, besonders die Frau und die Tochter Raymonde, welche an der Seite ihres Gemahles Comte d'Arbelles kein einwandfreies Leben führt, ja nach Trennung der Ehe drängt, um ihrem Liebhaber Marc Le Vipère zu folgen. Da verarmt die Familie und die alte steinreiche Tante Eloi ist die einzige Hoffnung. Die Tante stirbt und das Vermögen soll den so ungleich gearteten Schwestern Raymonde und Alice zufallen — par une fatalité ironique les millions de la tante Eloi allaient se partager entre elle (Alice) et Raymonde. — Alice hat vor diesem auf unehrlichem Wege erworbenen Vermögen Abscheu — elle méprisait la source impure, l'empoisonnement par le vol, le dol, le mensonge et la bassesse — und zu keinem andern mehr Zutrauen als zu Dr. Michel Lorin, der als arme Waise im Hause aufgewachsen ist. Dieser lebt in heimlicher Liebe zu Alice nur mehr seinem Berufe und hasst das Leben voll Ungerechtigkeit — la vie mal faite. — Alice verzichtet auf ihr Erbteil, will auswandern, um sich in der Fremde nützlich zu machen, früher aber noch von ihrem Freunde Abschied nehmen. Jetzt trennt sie keine Scheidewand mehr, der Gott Mammon ist geschwunden und so finden sie beide in ihrer Gleichheit den irdischen Gütern gegenüber das häusliche Glück, während die Schwester Raymonde den Gatten verlassen hat und unter Zulauf von ganz Paris eine glänzende Hochzeit feiert.

Bauerntypen[16]) finden wir in folgenden Werken: NONCE CASANOVA schildert in dem Romane La Vache, roman contemporain, (Paris, Ambert, Edition Moderne) die Habsucht des Simon, genannt Bouffe-Bouse, denn hat dieser einmal durch die Liebe der biederen Baptestine die schöne Kuh, seine ideale Quelle des Reichtums, und damit das Erbgut seiner Frau erreicht, so ist seine Liebe dahin und die rohe, unmenschliche Habgier geht soweit, dass er der sterbenden Baptestine das Bett unter dem Leibe verkauft. — E. ROD zeichnet in L'incendie (Paris, Perrin), wie sich in der Schweiz orthodoxe Protestanten und Katholiken verfolgen. Ein Bauer zündet das Haus des Nachbars an; der streng protestantische Nachbar nützt dies zur Erpressung aus und bringt den andern ins Grab. Der Sohn verführt die Tochter des Brandstifters und der Vater verbietet aus Bosheit die Ehe. — Ein Charakter, in dessen Adern Aristokraten- und Bauernblut fliesst, ist Pierril in Le Beau Pierril ou Mirage

16) Siehe auch Kapitel „Provinz".

d'amour von MAX REBOUL[17]) (Paris, Dujarric). In den Vogesen lebt der Bauer Pierril, Sohn verbotener Liebe eines Pariser Aristokraten und eines arbeitsamen Bauern. Der Sohn vereinigt beider Eigenschaften und lebt an der Mutter Seite in einer gewissen Furcht vor dem jungen Mädchen; er liebt zwar die niedliche Lise, scheut aber vor der Ehe zurück. Da kommt die strahlende Pariser Schönheit Marguerite ins Land, bezaubert Pierril, und da sie nicht ein Paar werden können, wird sie Nonne und er nimmt sich das Leben. — Eine Reihe von Typen aus dem wohlhabenden Bürgerstande zeichnet ABEL HERMANT in seinen Werken, so in Les grands bourgeois (Paris, Lemerre).

Den weltklugen Pfarrer sehen wir in Au presbytère von JULES PRAVIEUX (Paris, Ollendorff) und in De la Charrue à la Pourpre von PAUL FRAYCOURT (= CHARLES TAILLIART) (Paris, Stock) den strenggläubigen, pflichttreuen Priester. In dieser von jeder Tendenz freien Erzählung steigt ein Mann vom schlichten Bauernknechte durch alle Stadien der kirchlichen Hierarchie zum Kardinal empor. Im Mittelpunkt steht der edle, energische Priester Cardaire, der trotz aller weltlichen Anfechtungen und der Missgunst anderer strenge Gläubigkeit und Pflichtgefühl bewahrt[18]). — Das in Paris mehrere hundertmal aufgeführte Stück La joie de pardon von MAURICE LANDAY enthält eine dramatische Darstellung der Tendenzen des Bon Juge Magnaud und die Intriguen in der Beamtenwelt geisselt MARY FLORAN in L'Esclavage (Paris, Lévy); die Wühlereien gehen hier soweit, dass manch tüchtiger Beamter wegen der nicht regierungsfreundlichen Frau sein Amt verlassen muss. — Die arme Volksschullehrerin, die sich im Dienste aufreibt, behandelt neuerdings LÉON FRAPIÉ in L'Institutrice de Province (Paris, Fayard) wie früher in L'Ecolière (Lévy). — Einen Gelehrten von seiner komischen Seite bringt Les Hannetons, comédie en trois actes, von EUGÈNE BRIEUX (Paris, Renaissance; Stock; Illustration Théâtrale 77). Der biedere Gelehrte Pierre hat sich bei seiner Zufallsfreundin häuslich niedergelassen. Er sagt selbst: Jusqu'à présent, je me suis contenté de petites amourettes de hasard. Puis j'ai trouvé cela banal. C'est alors que j'ai rencontré Charlotte, une petite ouvrière de dix-sept ans. Nous nous sommes plu et voilà ... Il y a cinq ans que ça dure[19]). — Der Dichter wird in Glatigny, drame funambulesque en vers, melé de chansons et de danses, en cinq actes et six tableaux von CATULLE MENDÈS[20]) (Paris, Odéon; Fasquelle; Illustration théâtrale) vorgeführt. Es ist die Geschiche des unglücklichen Dichters und Improvisators Joseph Albert Aléxandre Glatigny (1838—1873) in seiner ihm angedichteten Liebe zu einer Tingeltangeldame. Er führte ein abenteuerliches Nomadenleben, bald als Dichter, Schauspieler, Gelehrter, bald als Souffleur. Er sagt selbst: Je suis amant, poète, acteur ... vive la Sainte Bohême! So zieht er hinaus in die Kälte und sinkt im Schnee zusammen. Ähnlich ergeht es den Helden in Tentatrice von EMILE PIERROT (Paris, Lemerre) und in der dramatischen Phantasie Oscar Baudruche von A. FOURTIER (Paris,

17) Ps. für Mme Lauth. 18) Vgl, des Autors früheres Werk Journal d'un curé de campagne (Paris, Stock). 19) Vgl. A. Brisson, Le Théâtre et les mœurs (Paris, Flammarion). 20) Von ihm erschien auch (1906) Ariane, opéra, musique von Massenet und das Drama Sainte Thérèse (Fasquelle).

Théâtre des Arts) dem „Bohême lyrique", der zwar in Spanien ein Schloss besitzt, aber in Paris in einer Mansarde seinen Idealen nachschwärmt und sich erst der Ironie bewusst wird, als die schöne Gräfin, entsetzt über die arme Behausung, mitleidsvoll den Geliebten verlässt. — Die Eitelkeit einer Schriftstellerin und daneben eine ideale Jungfrau von reinem Schaffenstriebe, dem sie alle Liebe in und ausser der Ehe opfert, zeichnet GEORGES OHNET in La Dixième Muse (Paris, Ollendorff). Ein begabter Schriftsteller sucht die Kluft zwischen beiden zu überbrücken.

Das Militär hat auch in diesem Jahre wieder seine Feinde und seine Bewunderer. EMILE ROCHARD behandelt in Sonnez Clairons (Paris, Flammarion) zuerst das Soldatenleben aus der Zeit des 2. Kaiserreiches (Chasseurs à pieds) und im zweiten Teile Chasseurs alpins Zeitgenössisches aus dem Militärleben. Desgleichen entwirft FERNAND MÉDINE in L'Eternelle attente (Paris, Fontemoing) im Rahmen des ausbrechenden deutsch-französischen Krieges Militärintriguen und pikante Garnisonereignisse. Dazu vergleiche man Albert Manceau, adjutant von EMILE GUILLAUMIN (Paris, Fasquelle) und Trente ans de servitude militaire par le commandant en retraite EDMOND PRIS (Paris, Bibl. indépendante), welches Werk zwar als „roman d'après nature" bezeichnet wird, aber in Wirklichkeit mehr eine Wiedergabe von Dienstrapporten ist, die allerdings Einblick ins Militärleben gewähren. — Antimilitärischer Geist, besonders gegen die unmenschliche Disziplin, weht in Biribi von G. DARIEN und M. LAUROS (Paris, Antoine) und in L'Inutile mascarade von CHARLES DARELLET (Douville). — Der Roman Le Sous-Lieutenant „la fille" von ALPHONSE CROZIÈRE (Paris, Garnier frères) behandelt das Schicksal des Unterleutnants Noël in Form einer Selbstbiographie, durch welche sich die Worte als leitender Faden ziehen: Je n'ai jamais eu l'étoffe d'un soldat. — Von Natur nicht schneidig, milde gegen den Mitmenschen angelegt, geben ihm seine Kameraden auch den Beinamen „la fille". Nur dem jüngeren Martial schliesst er sich enger an, kommt in dessen Familie, wo die jüngste Tochter Camille heimliche Zuneigung zu ihm fasst, und rettet den Freund vom Ertrinken und aus dieser Freundestat fliesst für ihn Unheil, denn die von ihm angebetete Mme Thiël gibt sich ihm teils aus Zuneigung, teils aus Dankbarkeit hin; sie selbst sagt in ihrem letzten Briefe, kurz bevor sie sich erschiesst, um die Folgen ihres Fehltrittes zu verbergen: Peut-être aura-t-il déviné, par l'affection sincère que je lui ai témoignée, une marque très vive de ma gratitude. — Auch die von Paris zurückgekehrte geschiedene Tochter Simone Deliane macht als jüngeres Ebenbild der Mutter auf ihn Eindruck. So kommt er nun bald in äusseren und inneren Zwiespalt, macht über seine Mittel Schulden, betrügt die Mutter mit der Tochter und umgekehrt, hört nicht auf die gutgemeinten, wenn auch egoistischen Reden der Vorgesetzten und so bricht nach einem unschönen Militärleben die Katastrophe herein: die ganze Familie Thiël hat er unglücklich gemacht, die Mutter in den Tod getrieben, mit den Kameraden und den Vorgesetzten in Zwiespalt, wirft er seinem Kapitän, der ihn als Nebenbuhler in der Liebe verfolgt, den Degen vor die Füsse und wird ins Gefängnis abgeführt, wo seiner strenges Gericht harrt[21]).

21) Von demselben Autor früher La jeune Marcheur, roman gai; Le petit

Dieser Charakter, der mit seinen Berufspflichten in Widerspruch kommt, bildet das Gegenteil zum Helden in La Beauté du Devoir von ARMAND CHARPENTIER (Paris, Ollendorff). Der Kapitän Philippe Morin stellt das verkörperte Pflichtgefühl vor. Als strenger, aber gerechter Offizier verhängt er über den nichtssagenden Della Rocca eine gerechte Strafe, obwohl dieser der Neffe eines Generals ist. Die Kameraden versuchen es, ihn zur Rücknahme der Strafe zu bewegen, aber er bleibt fest. Die Sache wird in antimilitärischen Kreisen bekannt, der bucklige Professor Pierguin bringt sie in die Öffentlichkeit, vor Gericht und Rocca wird unschuldig erklärt. Jetzt nimmt der Kapitän seinen Abschied, mit dem Bewusstsein im Herzen, seine Pflicht getan zu haben. Nun eröffnet sich ihm ein neuer Gesichtskreis; dies dankt er dem Philosophen Pierguin . . . qui lui a fait comprendre la beauté du devoir. — Zu welchem Unheile der Kastengeist, die Scheidung von Bürgerlichen und Aristokraten, im Heere führen, will der Fünfakter Sous l'Epaulette[22]) von ARTHUR BERNÈDE[23]) (Paris, Porte-St. Martin; Libr. théatr. Illustration Théâtrale Nr. 28) zeigen. Der Autor sagt selbst, er hatte eine Abneigung gegen die Offiziere, besuchte daher deren Kreise, um sein Urteil zu klären, und wurde von seinem Vorurteile befreit; so schrieb er sein Stück: une pièce sinon antimilitairiste, du moins sévère pour l'esprit militaire; j'ai écrit un ouvrage presque militairiste . . . J'ai vu . . . l'intérêt, la nécessité qu'il y a pour l'armée, d'être unie, et combien il serait aisé d'en constituer, au sens le plus complet du mot, une grande famille . . . Il faut laisser à tous les officiers la liberté de penser ce qu'il leur plaît . . . mais ils ne doivent faire de politique militante, ils doivent s'abstenir de manifester une préférence quelconque. — Von diesem Grundsatze ausgehend, behandelt der Autor den Konflikt zwischen den aristokratischen und demokratischen Elementen in der Armee. Er meint, alle Offiziere, welcher Religion, Herkunft, politischer Ansicht immer sie seien, sollen eine grosse Familie bilden, wo alle Glieder gleiche Liebe und Aufopferung fürs Vaterland fühlen. — Oberst Marquis de Montarlan, Kapitän De Thérisy und Leutnant Ferbach sind Gegensätze. Thérisy hat des Leutnants Braut beleidigt, deshalb wird dieser gegen seinen Vorgesetzten tätlich: ce n'était pas dans un moment de révolte contre son chef, mais bien pour venger sa femme que vous (Thérisy) veniez d'outrager! — Es ist schwer für die gerecht denkenden Offiziere gegen das einmal gefasste Vorurteil auszusagen: Et que ferez-vous contre l'opinion arrêtée d'avance de ces officiers appelés à me (Ferbach) juger? Die armen Teufel, welche in ein Kavallerieregiment von reichen und adeligen Offizieren eintreten, müssen sich diesem fügen und allerlei Torheiten mitmachen. Doch in diesem Falle siegt die Gerechtigkeit; der Betrüger wird entlarvt, der ehrbare Ferbach gewinnt seine Jeanne und seine Ehre, Thérisy beklagt sterbend das Unheil, das Kastengeist in der Armee stiftet, und der Hauptmann Lancelin ruft dem aristokratischen Obersten zu: Notre devoir est de regarder plus haut que nos préférences personnelles! Songe à la France qui peut avoir bientôt besoin de tous ses fils. Donne le bon exemple et

---

cher maître (roman gai) ist in Vorbereitung. 22) Hiess ursprünglich „La grande Muette". 23) Von ihm früher La Soutane.

fais faire le pas décisif à l'œuvre de réconciliation et d'apaisement! — Die hier erwähnten aristokratischen Elemente finden sich auch in dem romantisch-leidenschaftlichen Liebesromane Une grande Dame aima von ADOLPHE ADERER (Paris, Lévy), in dem auch an anderer Stelle erwähnten spanischen Abenteuerroman Le Baiser rouge von MAXIME FORMONT (Paris, Lemerre) und in La Châtelaine d'Eza von MME STANISLAS MEUNIER (Paris, Juven), worin ein Landedelfräulein von einem Gelehrten gleichsam aus ihrer Einsamkeit erweckt wird. In Les Particulés von FERNAND DE ROCHER (Paris, Librairie Universelle) tritt uns der junge Adel, der trotz seiner republikanischen Bestrebungen auf die alten Titel und Ehren nicht verzichten will, im Rahmen von Wahlintriguen vor Augen. — Das Bild eines englischen Lords als Automobilist entwirft HENRY KISTENMAECLERS in Will Trim et Cie. (Paris, Fasquelle).

Zu allen Zeiten reizt das Künstlerleben zur Beobachtung. So treffen wir in dem Romane Le bon temps von HENRI LAVEDAN (Paris, Illustration, Ollendorff) das Künstlerleben der letzten zwanzig Jahre; eine Reihe von jungen Leuten wird uns vorgeführt, die aus dem Elternhause in die Welt hinaus wollen; so auch Gaston Lecourtois, der ausruft: Ah, j'en ai assez! Ils sont trop sévères! So stürmt er fort, kommt in flotte Gesellschaft, wo Kokotten, Marquis und Herzöge eine Rolle spielen. Bald ist das Geld vergeudet, auch der Duc d'Epervant kommt an den Bettelstab — bis zum Tourneur d'manivelle —, Kokotten werden der Liebeszankapfel, es kommt zum Duell zwischen Gaston und dem Duc und so geht es fort, bis der reelle Charakter der Geliebten Clochette den Gaston wieder zur Mutter zurückbringt. Die jetzt alten Freunde treffen sich im Entresol des Café Américain (ancien salon des Glaneurs) wieder und erneuern da ihre Jugenderinnerungen, wobei der eine meint: Tout cela, l'amour, l'argent, l'honneur, les chagrins, les joies . . . Pour rire! Pour rire! C'était le bon temps! — Aber Gaston denkt jetzt anders von diesen zwanzig Jahren des Deliriums — dans une espèce d'animalité irréfléchie et fougueuse, comme des corps sans âme — er schämt sich dieser Zeit, wenn er an den alten, in seinem Ehrgeize und seiner zärtlichen Fürsorge gekränkten Vater, an seine für das verirrte Kind betende und weinende Mutter denkt; und doch ist diese Jugendzeit nicht verloren, denn sie hat sie zu Männern gemacht (— qui vous a faits les hommes, les personnages d'aujourd'hui!).

Andere Autoren enthüllen dem Leser die Sitten und Geheimnisse hinter den Theaterkulissen, so M. ET A. FISHER in Un début au théâtre (Paris, Flammarion) in der Sammlung La Dame très blonde und RENÉ SONNARS in L'Obstacle (Paris, Messein), wo das traurige Leben von Sängerinnen vorgeführt wird, die in niedrigen Lokalen nicht bloss ihre Sangeskunst, sondern auch ihren schönen Leib preisgeben, um leben zu können. In Le Treteau, dem nachgelassenen Werke von JEAN LORRAIN (Paris, Jean Bocs), entfaltet sich eine ganze Gruppe von Artisten, so der junge Pont Mario Nérac aus Avignon, und das Theaterleben in Le Roman de la Comédienne von PAUL FLAT (Paris, Fontemoing), der Liebesgeschichte der Schauspielerin Jenny Servoz und ihres Geliebten Jacques Bandol. Hieher gehört auch L'Attache von GEORGES BEAUME

(Paris, Fasquelle), die Geschichte des hässlichen, armen, eingebildeten Künstlers Noël, der trotz der Gunstbezeugungen vieler Frauen, ein junges Mädchen heiratet, indes eine ihn ebenfalls begünstigende Witwe sein Gemälde kauft. Der Friede zieht aber erst in sein Haus ein, als die Witwe in ihre rumänische Heimat zurückkehrt und er sich von Paris seinem heimatlichen Boden zuwendet. — An das Leben auf dem Montmartre erinnert La Gargouille von Mme JEANNE LANDRE (Paris, Michaud), der Liebesroman zwischen einer hässlichen Kabotine und einem jungen Künstler. — Die Gefahr der Liebe für die echte Kunst zeigt wiederum[24]) der Künstlerroman Le Ruban de Vénus von GABRIELLE RÉVAL (Paris, Lévy). Mitten in einer pittoresken Landschaft der Bretagne lebt die keusche Cécile Castellar nur für Schönheit und künstlerisches Schaffen. Da tritt ihr Jean ins Gesichtsfeld; sie fasst zu ihm Liebe, er betrügt sie, sie verlässt ihn und widmet sich eine zeitlang nur der Kunst; aber seitdem sie Liebeslust genossen, kann sie den Mann nicht mehr vergessen, eilt zu Jean zurück und stirbt bei der Geburt eines Kindes. So fällt die Künstlerin der Liebe und dem Manne zum Opfer. Der Cécile gegenüber steht die schöne rothaarige Suzanne, die von der Liebe des Mannes lebt, aber ihn nicht liebt und nie lieben kann. Ähnlich unterliegt auch der Held in L'Eteignoir von F. SCHALCK DE LA FAVERIE (Paris, Dujarric). Raoul Morel widmet sich in ärmlichen Verhältnissen ganz der Kunst, bis er die reiche Amerikanerin Gertrude heiratet, denn von da ab verfügt er nicht mehr frei über seine Zeit; die Arbeitslust schwindet — er ist Sklave der Frau. Erst durch eines Freundes List gewinnt er wieder Liebe zur Kunst, indessen Gertrude meint, er male im Geheimen ihr Portrait. Als sie aber erfährt, dass es ein Madonnenbild ist, kommt es zu einer harten Auseinandersetzung: Raoul vernichtet sein Bild, wird wahnsinnig und stirbt; Gertrude heiratet nach aufrichtiger Trauer einen spanischen Prinzen. — Ein bekanntes Problem tritt uns in dem Künstlerroman L'Etoile von VICTOR DEBAY (Paris, V. Havard) entgegen. Anna Le Cozan (= L'Etoile) liebt von Jugend auf den Komponisten Maurice Fombreuse, der in ihr nur die Künstlerin sieht und deshalb nicht sie, sondern die junge Séraphine heiratet. Durch den Einfluss seiner Frau, seines guten Engels, komponiert er für die Künstlerin Anna die Oper Moinella. Anna legt ihre ganze Liebe und ihren Schmerz in ihr Spiel, so dass er ausruft: Elle m'en a dicté la tragique symphonie. Mais l'interprétation me fait horreur. Elle seule chantait, les autres n'ont pas leur âme au bord des lèvres . . . Fombreuse verehrt sie daher als die Künstlerin, als die Göttin seines Ruhmes, seine Frau aber als die Mutter seines Kindes; es sind also gleichsam zwei Wesen in ihm: Il y a comme deux êtres en moi: l'un, très simple, aime son foyer et se plaît aux joies tranquilles. Séraphine est son bon ange . . . l'autre être adore la vie ardente, la lutte pour la gloire . . . et c'est celui-là que vous (Anna) avez pris. Diese zwei Wesen kämpfen in ihm und während seine Frau mit dem Kinde im Süden weilt, um ihre Gesundheit zu stärken, fällt ihm Anna im Momente einer Leidenschaft zum Opfer. Jetzt verfolgt sie das Gerede der Theaterwelt, mehr aber noch ihr Gewissen. Sie sucht

24) Siehe frühere Berichte.

beim Direktor Zuflucht; doch dieser will ihr Vertrauen missbrauchen. Da bäumt sich das honnette Frauenherz noch einmal auf und gibt sich selbst den Tod, um nicht neuerdings zu fallen.

III. Paris, Provinz (Dezentralisation-Regionalisme) und Ausland. Malerische Motive, welche das Stadtbild Paris bietet, finden sich in Le Boulevard von ERNEST LA JEUNESSE (Paris, Jean Bocs); es sind lose Skizzen aus dem Leben auf den Boulevards, den Stätten der Vagabunden verschiedenster Art, die da nicht leben, sondern trinken — on ne vit pas au boulevard, on y boit. — PIERRE CORRARD hingegen zeichnet in La Nuit de Philidore (Paris, Michel) das Leben einer während der Nacht auf dem Montmartre herumziehenden Zigeunerbande; ebenso bewegen sich die Werke von PIERRE VALDAGNE und so auch dessen letzter Roman Parenthèse Amoureuse (Paris, Douville) wie der Einakter Les Grenouilles von MAX MAUREY, das Ehebruchdrama La femme nous trompe von M. PAUL und M. LUPIN (Paris, Mathuriens) und das schon erwähnte Werk La Dame très blonde von MAX ET ALEX FISHER (Paris, Flammarion) auf echtem Pariser Grunde. Man vergleiche hierzu Nuit païenne von ACHILE ESSEBAC (Paris, Ambert), eine artistische Maskarade des „einsinkenden Roms" mit modernem Künstlerleben, wie man es in „Quat-z-Arts" und dem Kabaret „Croix-Rouge" kennt. Intimitäten aus dem Pariser Eheleben, in deren Mittelpunkt die kleine Heldin Mimi steht, enthüllt ALBÉRIC CAHUET in La Corbeille d'argent (Paris, Fasquelle). Dass selbst ernste Amerikaner diesem Pariser Liebesgirren nicht widerstehen können, veranschaulicht RAOUL GINESTE in La Poupée de cire (Paris, L. Michand), denn der Philosoph aus Amerika verfällt bei seinen Studien über Atavismus in die Liebesnetze der Pariserinnen. Pariserleben dieser Art schildern PETER ET DARENCY in dem Stücke Patte d'oie. Nach einem tollen Leben in der Hauptstadt kehrt der Lebemann Comte de Chantreuil zu seiner Tochter Blanche zurück, findet sie an der Seite eines Gatten zur üppigen jungen Frau erblüht und ist von ihr so entzückt, dass er seiner hysterischen Weltdamen und Schauspielerinnen in Paris ganz vergisst und nur der Liebe und der Verehrung seiner Tochter leben will. Bald benimmt er sich wie ein glühender Liebhaber und überhäuft sie mit Aufmerksamkeiten. Der ländliche Gatte stellt aber seiner Frau bald die Alternative, entweder den Gatten oder den liebegirrenden Vater lassen. Blanche verabschiedet diesen, der wieder zu seiner perversen Liebe nach Paris zurückkehrt, nachdem er erfahren hat, dass der Sieg der Jugend gebührt. — Eine Art Aschenbrödel ist die Heldin Cendra von M. DE MAYAC (Paris, Plon); die arme Waise kommt aus Mitleid zu reichen Verwandten und da zieht der Bräutigam der schönen Lucienne das arme, einfache Mädchen wegen ihres Liebreizes vor. — Eine merkwürdige Satire auf das moderne Paris ist der Roman Les Métèques[25] (Ollendorff) von dem jungen Genfer BINET-VALMER; nach dessen Ansicht tragen die fremden Finanzleute, diese Metöken, viel zur Sittenverderbnis in Paris bei. — Man vergleiche noch die Werke: Rina, mœurs parisiennes, von P. BRULAT (Paris, Michel), Les hystériques de Paris von A. GERMAIN (Paris, Librairie

25) Henri Bernstein hat den Stoff dramatisch bearbeitet.

Universelle), Sang Gaulois, tragédie en 3 actes, von J. DE WILS (Paris, Messein), La place royale von LUCIEN LAMBEAU (Paris, Daragon) u. a.

Trotzdem, wie wir sehen, fast das ganze französische Geistesleben in Paris seine eigentliche Geburtsstätte hat und hier der Sammelpunkt der verfeinertsten Kulturäusserungen ist, wird — ein merkwürdiges Streiflicht auf die Eigenart dieser Kultur — als das für diese Stadt Eigentümliche ein Liebesleben angesehen, welches die brutalsten Seiten der Menschennatur durch raffinierte Künste reizen will. Sollte dies ein Spiegelbild sein, welches das richtige Bild manch anderer Erscheinungen, von beirrenden Beigaben befreit, wiedergibt?

Diesem Treiben in der Hauptstadt steht die Provinz gegenüber. Die in den früheren Berichten eingehend besprochene „Dezentralisation" wird in ihren Forderungen immer ungestümer; man sucht die „Volksseele" zu wecken und den in ihr liegenden Schatz zu heben. Neben den vielen Vereinen politischer Natur arbeitet da die Literatur eifrig mit, so durch Prämiierung von Werken aus dem Provinzleben von Seite der Société des écrivains régionaux (Siège social à Chabreuil-Drôme). Man sucht dem Landmanne die Werke hervorragender Schriftsteller (Hugo, Zola, Theuriet, Loti etc.) zugänglich zu machen[26]) und ihn durch Volkszeitschriften, wie Revue littéraire de Paris et de Champagne (Reims et Paris), die Monatschrift Le Feu (Marseille, 2 boul. Mérentié), zu belehren[27]). — Der heitere Süden, durch das Genie FRÉDÉRIC MISTRAL[8] gleichsam zu neuem Leben erweckt, ist neuerdings wieder der Schauplatz manch volkstümlicher Dichtung, denn das Vorbild des greisen Félibre von Maillane hat eine Reihe von jungen Leuten für die Provinzdichtung begeistert. Es sei hier erwähnt, dass dieser südfranzösische Volksdichter auch der deutschen Jugend durch einen Auszug aus seinen Mémoires et Récits[28]) unter dem Titel „Frédéric Mistral. Souvenirs de Jeunesse" von A. MÜHLAN (Leipzig, R. Gerhard) in recht ansprechender Weise näher gerückt wurde. — In Cette besteht die Gesellschaft „Amis du Théâtre" mit streng dezentralistischem Programm und in Toulouse hat sich eine „Société régionaliste des Architectes du Midi de la France" gebildet. — Es seien einige Stimmen über die neuesten Bestrebungen dieser Bewegung angeführt. Mme ADAM schreibt in Le Feu, die französische Literatur sei bis jetzt zu sehr von dem russischen Naturalismus, vom skandinavischen Symbolismus und vom englischen Darvinismus beeinflusst und sei nach dem grossen Kampfe zwischen Klassizismus und Romantismus zu zentralistisch und uniformisiert; deshalb mahnt sie: „Il faut que nous nous retournions sur nous-mêmes pour retrouver notre physionomie littéraire dans ses formes originelles juxtaposées. Pour cela, le régionalisme est nécessaire. Aussi est-ce avec joie que j'applaudis, lorsque de nouveaux foyers littéraires se créent en province." Ferner heisst es im Manifest der FRF.[29]) an die Wähler: „La décentralisation, qui rendra à la commune, au département, à la religion, au syndicat, à

---

26) Siehe Revue Bleue, 18. Dez. 1905. 27) Siehe Abschnitt „Gedichte" u. I. 28) Mistral, Mes origines, mémoires et récits (Plon), in deutscher Übersetzung von E. VON KRAATZ unter dem Titel Erinnerungen und Erzählungen von F. MISTRAL (Leipzig, Grethlein). 29) L'Action régionaliste, bulletin mensuel de la Fédération Régionaliste Française (FRF.), Paris, 5 rue d'Odessa.

l'association, au corps, quelqu'il soit, l'indépendance, peut seule faire de nous un peuple d'hommes libres." Diese Worte gelten aber nicht bloss für die Politik, sondern auch für jedwede Kunst, denn es sei jungen Künstlern bisher unmöglich durchzudringen, wenn nicht in Paris durch Mithilfe gewisser Konventikeln: La faute en est toute entière au pouvoir central; son intrusion dans le domaine de l'art est importune, déplacée et reste tyrannique en dépit des meilleures intentions. — Daher hat der soeben verstorbene eifrigste Vertreter der Provinz SEXTIUS MICHEL mit seinen Freunden aus dem Süden den Verein Félibrige de Paris, Félibrées de Sceaux gegründet und die Mitglieder — meist junge Künstler und Studenten — der Verbindungen Le Dragon Rouge und Société des Artistes Angevins und ähnliche haben zum Prinzipe, sich nicht im Salon der Grossstadt zu verlieren, sondern sich nach Provinzen (région) zu vereinen, neben Musik auch Literatur zu pflegen und so ihrer engeren Heimat zu nützen. Diese Bestrebungen, meint JULES MIHURA, werden sich organisieren und dann auch den administrativen Förderalismus herbeiführen. Nach CHARLES THIERRY regt sich dieser Geist auch bei den Franzosen in Kanada[30]). Auch die Pflege der belgischen Literatur in Frankreich ist zum Teile darauf zurückzuführen[31]).

HUBERT FILLAY, der durch Vacances de Mr. Gagnebien und andere Werke als Anhänger der Provinz und philosophierender Dezentralisator bekannt ist[32]), begegnet uns in Le Rêve et la Vie (Fantaisie en deux épisodes) und in La foi des Hommes (un acte en vers) (Blois, Vie Blésoise) überdies als Vertreter der solidarischen Arbeit, weshalb er auch diesen beiden Stücken folgendes Motto vorausschickt:

Le rêve embellit une vie justifiée
par le travail, une vie qu'inspire
ce principe essentiel: la solidarité.

Im ersten Stücke klagt die kaum sechzehnjährige Marion über die Tyrannei der Sinne; der Wirklichkeit glaubt sie erliegen zu müssen:

. . . la réalité,
Hélas! m'oppresse ainsi que l'air glacé des geôles . . .
Ç'est le banal qui pèse à mes faibles épaules.

Da findet sie in dem Vagabunden Eric einen Gesinnungsgenossen:

Vivre sans un souci, partir, heureux, sans loi
Au hasard des sentiers, promener par le monde ·
Une existence libre et toujours vagabonde.

Trotz der Warnungen der Schwester, die für Häuslichkeit und Arbeit ist, und Pierres Mahnungen, der Eric für einen gefährlichen Apostel hält, wandert Marion mit ihrem Freunde träumend in die Welt hinaus, findet sich aber schon nach einem Jahre im grössten Elende; hungernd und fiebernd, ein nacktes Kind auf dem Arme, seufzt sie:

Je l'aime et voilà tout . . . Je ne sais où commence
le bien, le mal me fût cependant trop connu . . .

---

30) L'Action Régionaliste. 31) Vgl. über belgische Literatur: Lettres franç. dans la Belgique d'aujourd'hui von Eugène Gilbert (Paris, Sansot) und France et Belgique von demselben (Plon), Le Théâtre Belge (Bruxelles, Petit Messager, 1906). 32) Siehe JBRPh. IX II 137.



Je n'ai rien fait, pourtant j'ai faim, notre enfant nu
grelotte dans mes bras; le sang quitte mes reins . . .

Das Elend, der Tod des Kindes bringen Marion zur Einsicht, dass das Leben Arbeit erfordere und seine Gesetze habe: Ton cœur a ses secrets, mais la vie ses lois — aber Eric will nicht von seiner Chimäre lassen, denn es liegt in seinem Blute; doch sie kehrt zum Leben, zur Arbeit zurück mit den mahnenden Worten:

Ton rêve n'est-il pas un menteur? l'existence
inutile d'Eric qui va, chantant des stances,
a-t-elle une valeur en face du travail?
L'enfant reste entre nous comme un épouvantail.
Ta course, ô mon amant, je l'aurais bien suivie
si je n'avais trouvé près du rêve . . .
— — — — — — — — — — — la vie.

Ebenso deutlich predigt der Autor auch in dem zweiten Stücke, La foi des hommes, Rückkehr zur ländlichen Natur und zur solidarischen Arbeit: der Winzer verliert ganz den Lebensmut; er kann nicht mehr kämpfen, allzusehr hat ihn schon das Elend getroffen. Dagegen erhebt der Sämann mutig sein Haupt; für ihn ist „Kämpfen das Leben" und er hasst die den Menschen entnervende Stadt, denn:

Si le sol nous trahit, mensongère est l'usine,
dangereux l'atelier, et traîtresse, la mine.
— — — — — — — — — — — —
prouvons que si Paris violait la Bastille,
la province, elle aussi, tint sa place au quadrille
et qu'on dansait à Valmy devant les rois confus.

Alle sollen wir Brüder sein und die solidarische Arbeit hochhalten (œuvrant pour la fraternité). Auch der Arbeiter verliert trotz der zwölfstündigen Arbeit und der Sorge für Frau und Kind den Mut im Kampfe gegen das Elend nicht:

La misère qui mord, qui tue et qui salit
l'ouvrier dans son bagne et la femme en son lit . . .
Je la hais, je la hais . . . et je suis sa proie,
je voudrais écarter la meule qui me broie,
moi, qui cherche à trouver par l'effort de mes bras,
le pain dont mes enfants ont besoin . . . qu'ils n'ont pas.

Er flucht der Stadt:

Maudite sois la ville!
On meurt dans son enfer . . . Moi, je veux vivre. Utile,
je puis être en ces champs . . .

Hierher sollen ihm Frau und Kinder folgen. Sämann und Winzer wetteifern jetzt, den für die heimatliche Erde wieder gefundenen Bruder in Arbeit zu nehmen und unter den Klängen der Hymne „A l'Universelle humanité" (von Maurice Bouchor) trinken sie auf eine bessere Zukunft:

Buvons aux temps nouveaux qui dans chaque logis
ramèneront l'essaim des foules courageuses.
Buvons à l'avenir des races amoureuses,
de travail, d'union, de force et de beauté.

Es liegen wie alljährlich zahlreiche Werke vor, welche Sitten und Gebräuche, Leute und Land in verschiedensten Formen uns vorführen; so atmen ländliche Luft die Erzählung L'Adieu de l'Artiste von PIERRE BOYER (Lyon, Phily), Types de village von EDOUARD MICHEL (Caen, Dornin), Delphine Fousseret von PAUL ANDRÉ (Bruxelles, Edit. de la Belg. art. et litt.); Le Fardeau (Lévy) von HUGUES LAPAIRE belebt das Bauernleben in Berry; ferner La Bourasque von GEORGES BEAUME (Paris, Plon), der „patriotisch regionalistische" Roman Pieds Terreux von ROCHEVERRE (Paris, Plon) und La messe de onze heures et demie von FERNAND MÉDINE (Paris, Fontemoing). Hier schickt der Vater seinen Sohn zur Besserung aufs Land, wo er nach manchen Torheiten ein braver Mensch wird. — Die Provinz ist oft Gegenstand der Satire, so in der Erzählung Gontran Charlot (Sammlung Mâles) von POINSOT ET NORMANDY und in L'Aventure présidentielle von EMMANUEL GALLUS (Paris, A. Michel); hier will eine Familie aus Bergerac um jeden Preis den Präsidenten Loubet sehen. In der amusanten Sittenstudie Les Lions von PAUL ADAM fühlen sich die Bürger einer kleinen Stadt als Helden. — Wilde Bauerntypen zeichnet NICOLAS BEAUDUIN in La terre neuve (Paris, Michel); es ist die romantische, höchst unwahrscheinliche Geschichte des rohen, reichen Bauern Burdhé, der um alles zu besitzen, vor keinem Mittel zurückscheut. Die Tochter geht aus Scham und Furcht ins Kloster und die anderen alle elend zugrunde. Auch in Mâles von POINSOT und NORMANDY (Paris, Libr. Univ.), der ersten von fünf Erzählungen, ist der Held der Typus eines „Cochonhomme", dessen wilder Gier die kaum den Kinderschuhen entlaufene Arbeiterin Marthe Coudrot zum Opfer fällt und dann, von ihm betrogen und verlassen, das Heer der gegen die Gesellschaft Revoltierenden nur vermehrt. — Wie bei der Landbevölkerung oft religiöse Vorurteile herrschen, ersieht man in Ames cévennoles von HUDRY-MENOS (Paris, Colin). Zwei junge Leute können sich nicht heiraten, weil der eine Teil den Glauben verloren hat. Hier spielt auch Tantoune von ANTOINE LAVERGNE; Tantoune ist eine rohe, aber treue Bäuerin, welche die ihr auferlegte Mutterpflicht gegen den Neffen Jounet, ein armes Waisenkind, mit grösster Aufopferung erfüllt. — Eine Art Déraciné findet man in Près du sol von EMILE GUILLAUMIN (Paris, Lévy). Maria, die Tochter reicher Landsleute, wurde durch die Klostererziehung (pour y prendre des manières!) ihrer Sphäre entrückt; sie hat den Sinn für ihr heimisches Milieu verloren und so beengen sie die kleinlichen Verhältnisse und Beschäftigungen der Eltern. In dieser Einsamkeit fasst sie Zuneigung zu einem ungebildeten, aber biederen Jünglin (Jacques), den ihr, der reichen Bauerntochter, die Eltern nicht geben; sie muss den ebenfalls reichen, rohen benachbarten Trunkenbold heiraten. Dieser widert sie an und deshalb geht sie nach langem Herzenskampfe ins Wasser. So ist die Erde nicht bloss eine nährende Mutter, sondern auch eine bittere Rächerin. — Auch in dem an anderer Stelle erwähnten Vierakter Paraître von MAURICE DONNAY (Paris, Comédie française; Illustration théatrale Nr. 36) kommen kleine Bürgersleute durch Zufall zu Wohlstand und dadurch in ein sie blendendes Milieu, dem sie zum Opfer fallen. — Die Sehnsucht nach der Heimat, den ursprünglichen Verhältnissen, kehrt immer wieder

So lebt Yvonne de Norande in Mariage moderne von RESCLAUSE DE BERMON (Paris, Plon) in der Provinz und wünscht, entgegen dem Willen der Eltern, keinen Provinzler wie Gaston Seignalens zum Manne, sondern einen gebildeten Stadtherrn. Der Zufall führt ihr den Ingenieur Roger Grandval zu. Sie heiratet diesen, aber nach kurzer, unglücklicher Ehe stirbt Roger und Yvonne kommt wieder zu ihrem Landsmann Gaston zurück, dessen bescheidene Tugenden sie jetzt zu schützen weiss. In L'Exode von MAURICE CABS (Paris, Messein) ekeln das Landleben, die Feldarbeiten und die Trunksucht der Bauern die schöne Colette an und sie sucht deshalb in der Stadt das Glück. In Paris fällt sie aber einem Wüstling in die Arme, entflieht ihm, wird dann eines anderen Maitresse, bis sie der Geliebte Georges Mauroy wieder in ihre ländliche Heimat und zur Landarbeit zurückführt und zu seiner glücklichen Gattin macht. Ebenso predigt JEAN NESMY in L'Ivraye (siehe oben) Rückkehr zum Landleben und kämpft in Les Egarés (Paris, Lévy) gegen die Schäden der modernen Schule, wo Antipatriotismus, der Krebsschaden für das engere Vaterland und den häuslichen Herd, gezüchtet wird. — Einzelne Provinzen und Landschaften erfreuen sich einer besonderen literarischen Pflege; so der schon erwähnte heitere Süden durch ANDRÉ THEURIET in Mon oncle Flo (Paris, Flammarion) und A. GEIGER in La Pritane (Paris, Fasquelle), einer Idylle in Biarritz. Den Hochmut und die Torheiten in den pyrenäischen Bädern — „heures de villes d'eaux" — geisselt JEAN LORRAIN in Mme Montpalon (Paris, Ollendorff), wozu man Loisirs de Berthe Livoire von ROBERT SCHEFER (Paris, Merc. de France) vergleiche. Die Gegend von Lourdes mit ihrer Wunderkraft belebt neuerdings J. K. HUYSMANS in Les foules de Lourdes (Paris, Stock). Der fromme Autor erzählt hier, oft mit leisem Anklange an den Realismus in seinen früheren Werken (A Rebours, En Route), das Leben an dieser heiligen Stätte und flicht dabei, getreu seiner streng katholischen Gesinnung (vgl. Oblat), oft Schilderungeu voller Mystik ein. Er will in diesem Werke, wie er selbst sagt, die heilige Erscheinung in der Grotte von Massabieille nur kurz auffrischen: „Je veux simplement, pour aider à la compréhension des croquis et des notes dont se compose ce livre, rappeler brièvement les apparitions de la Vierge dans la grotte de Massabieille". — Das Land von Arles erweckt uns H. BOUT DE CHARLEMONT in La Sonnaille de Robin, der Leiden- und Freudengeschichte des alten Hirten Oly. Patand, der Hund, und Robin, der Leithammel, sind seine Busenfreunde; an ihrer Seite geniesst er das Hirtenleben. Als aber Patand durch den Biss eines wütenden Hundes zugrunde geht und der Herr im Geheimen Robin tötet und dem greisen Hirten davon zu essen gibt, erfasst diesen Fieber und er stirbt. — Lokalgeschichte und Anekdoten aus der Gegend von Bugey bringt in folkloristischer Weise ALEXANDRE BÉRARD in La Bresse et le Bugey. Der Autor liebt sein Land, den heimischen Boden — depuis les rives si riantes de la douce Saône jusqu'aux grandes cimes de la faucilles et du Credo. — Périgord hat EUGÈNE LE ROY in Jacquou le croquant und jetzt wiederum in Au Pays des Pierres (Paris, Fasquelle) gezeichnet und für das Land von Berry, die Erde der Ahnen, erglühen JOSEPH AGEORGES in Contes de mon Oncle Paterne (Paris, Delagrave) und DESBRUYÈRES in Sépulcrales (Paris,

Messein). — Die biblische Geschichte von Rachel und Lea lässt das posthume Werk Rachel et Lia von FERNAND LAFARQUE (Paris, Flammarion) an der Gironde und in den Landes wieder aufleben. Ein Bild von dem Provinzleben um Nantes entwirft MAX ELDER in Une Crise (Paris, Soc. franç. d'impr. et de libr.). Der faule, zu nichts taugliche, egoistische Bürgersohn Paul Armel fasst eine banale Liebe zu Yvette, die er, der moralische Schwächling, nicht lassen kann, weshalb er sich tötet. — Das Interesse für die Bretagne, das alte Armorique der Gallier, sucht REYNES MONLAU in Ames celtes (Paris, Plon) dem modernen Franzosen näher zu bringen und ihm so die Liebe für das Heimische zu wecken. Soziale Zustände der Jetztzeit behandelt AUGUSTE FOUGERAY in dem Zweiakter Le Droit à la vie (Theater in St. Malo), wobei er oft an Zolas Darstellungsweise erinnert. Die Schattenseiten der bretonischen Bevölkerung, das Verdrängen des angestammten Volksgeistes und daher auch das Schwinden des ursprünglichen Landschaftsbildes infolge fremder Einflüsse [33]) schildert mit oft plastischen Lokalfarben und historischen und literarischen Anklängen HENRY CÉARD in dem langatmigen Romane Terrains à vendre au bord de la mer (Paris, Fasquelle). — Heiratsspekulationen zweier Abenteuerinnen in einem bretonischen Seebade erzählt humorvoll ERNEST TISSOT in Le Guêpier (Paris, Fasquelle) und ausgesprochener Lokalpatriotismus durchweht die Erzählungen aus der Pikardie Tayons et Tayonnes von ARTHUR DOURLIAC (Edition du Journal des Curieux). Die Novellensammlung L'Inconnu tragique von GEORGES VIRRÈ (Bruxelles, Vromant) leitet den Leser nach Flandern und Criminel von Mme MARY FLORAN (Paris, Lévy) in die Gegend von Arras. — Das rege industrielle Leben in Gent schildert FRANTZ HELLENS in En ville morte (Bruxelles, Van Oest) und das Soldatenleben CHARLES MORISSEAUX in L'Histoire remarquable d'Anselme Ledoux (Parit, Edit. artistique); die Geltendmachung der niederen Volksschichten behandelt SANDER PIERSON in Le Tribun, die Zustände in den Gefängnissen H. VAN OFFEL in Les Enfermés (Paris, Liège, Edit. Artistique) und eine Reihe von Typen aus dem belgischen Bürgerstande entwirft LÉOPOLD COUROUBLE in Le Mariage d'Hermance und La famille Kakebrouck (Bruxelles, Lacomblez).

Das alte Schmerzenskind der Franzosen, das wir durch MAURICE BARRÈS in Alsace-Lorraine (Paris, Sansot) und durch andere kennen, veranschaulichen uns wieder MAURICE BOUHIER in Coeurs d'Alsace (Paris, Plume française) und CHARLES PRUVOT in Au service d'Alsace (Paris, Bibl. Coopérative). Es ist eine interessante psychologische Studie, wie der französische Elsässer nicht deutsch werden will und doch nicht Franzose bleiben kann, dabei aber in seiner Sprache und seinem Boden festwurzelt. — Die stammverwandte Schweiz weist eine reiche Lokalliteratur auf, so entwirft B. VALLOTON Typen aus dem Waadtlande in dem Romane Monsieur Polterat se meirie (Lausanne, Rouge) und zeichnet Kleinbürger und Bauern mit einer Tendenz gegen den Alkoholismus in Sur la pente (ib.), JEAN MEZEL geisselt in dem schon genannten

33) Vgl. die Tätigkeit der Sociétés coopératives de la Grande-Terre und L'œuvre des Déshérités de la Terre et de la Mer.

Stücke Fraternité (siehe I) soziale Träumereien und das Drama Les Transplantés von THÜRLER (Estavayer, Butty) tritt für Heimatschutz und Naturheilkunde ein [34]).

Für die Franzosen wird Algerien noch lange das Land von Interesse bleiben. FR. CUREL knüpft in dem Dreiakter Le Coup d'aile (Paris, Antoine; Stock) an Kolonialereignisse [35]) an. Michel Prison hat sich einmal in Afrika Ruhm erworben; nun will er auf dieser Bahn weiter streben, alles verlässt ihn aber, selbst sein ehrgeiziger, sozialistisch gesinnter Bruder, denn die Idee des Ruhms kämpft in Michels Herzen mit der des Vaterlandes. Sittenbilder dieses Landes liefert ANTONIN MULÉ in Chez les Moumenin (Paris, Hachette) und das Interesse für die einstigen Kulturstätten einer lateinischen Rasse sucht mit glühendem Patriotismus für diese französische Kolonie LOUIS BERTRAND in Le Jardin de la mort (Paris, Ollendorff) zu erwecken. Auch die Liebesgeschichte von dem verschwundenen Bräutigam, Disparu von BRADA [36]) (Paris, Plon), gehört hierher, wie auch die Jugenderinnerungen Le Pas sur le sable von PAUL MARGUERITTE [37]) (Paris, Plon). Zur Kenntnis des Landes vergleiche man La question indigène en Algérie von CAMILLE BRUNEL. — Nach dem Sudan führt Les âmes soudanaises von PIERRE DORNIN (Paris, Ollendorff) und kurze Erzählungen aus dem Leben dieser Schwarzen und aus Marokko [38]) bringen Aventures d'un français au Maroc von F. SARNETTE (Paris, Molière). Neben diesen Ländern hat auch Madagaskar in Raivo, amours malgaches, von MAURICE BRANSIET (Paris, Bibl. indép. d'indit.) literarische Behandlung gefunden. Der Autor erzählt das Leben eines Kolonialbeamten im Rahmen der sehr oberflächlichen Liebe des Helden René Duthyl zu einer Eingeborenen. — Über französische Einflusssphäre hinaus berichtet uns MAURICE BARRÈS [39]) Selbstbeobachtetes in Le Voyage de Sparte (Paris, Juven), Gedanken und Eindrücke auf einer Reise, die er zu seiner Vervollkommnung unternommen hat (— pour son perfectionnement, un complément de sa culture —); er will bei der Niederschrift noch einmal den Genuss dieser Reise durchleben. — PIERRE LOTI schildert in dem exotischen Buche Les Désenchantées [40]) (Paris, Lévy) an der Hand der Heldin Djenane das aktuelle türkische Frauenleben und den Harem als eine Stätte feinsinnigen Studiums französischer Literatur und geistvoller Pflege kunstliebenden Sinnes. Unter dem Dichter Lhécy ist unschwer Loti selbst zu erkennen. Man vergleiche hierzu das gründliche Buch L'Effort ottoman vom Pariser Advokaten LOUIS ROUSSEAU (Paris, Rudeval), welches Werk das Erwachen des

---

34) Zur Schweizerliteratur vgl. V. Rossel in Revue Bleue und Olivier Bilaz in Quinzaine. 35) Vgl. Damontès, Le peuple algérien, essais de démographie algérienne (R. Roger) und P. Girbal, Rolland, Barré etc., Les Colonies françaises du XXe siècle. Cinq ans du progrès 1900 – 1905 (Paris, Challamol). 36) Ps. für Mme Puliga de Guigini. 37) Von den beiden Brüdern erschien Sur le vif (Paris, Plon). Zu Paul M. vergleiche Célébrités d'aujourd'hui (Paris, Sansot). Nach einer Pariser Mitteilung sollen die beiden Brüder ihre litt. Gesellschaftsfirma liquidiert haben. 38) Über Sitten und Gebräuche dieses Landes, die letzten Ereignisse daselbst etc. siehe eine reiche Literatur in den Buchhandlungen Colin, Combes-Paris, V. Bérand, L'Affaire Marocaine (Colin). 39) Über Barrès vgl. die Zeitschrift Les Essais. 40) Siehe Revue, 15. Sept. 1905.

nationalen Empfindens, der ungebrochenen Volkskraft der Türken und den zivilisatorischen Anteil der türkischen Frau zum Gegenstande hat[41]), — Les Mages sans étoiles, mœurs russes, von JEAN STRANIK (Paris, Lévy) schildert die nach besseren Zeiten sich sehnenden Russen und Abnégation von NADÈGE NASTRI (Montpellier, Edition des Nouvelles Annales) belebt im Rahmen der Liebe einer armen Lehrerin, Namens Maroucia, zu einem Studenten die revolutionären Zeiten Russlands. Russlands Zustände in Verbindung mit Parisersitten finden sich in Forces perdues von Mme RENÉE-TONY D'ULMÈS.

Wandern wir in den Orient[42]), so gibt uns der Roman La Roumia von R. BÉRIC (Paris, Michel) Aufschluss über arabische Sitten und Mme FANNY EMERIC begeistert uns in Jérusalem parle (Paris, Libr. Univ.) für die heiligen Stätten. Sie stellt in fünf Abteilungen — Cet Orient stagnant, La Bible entre les lignes (Le germe réel), Le Germe idéalisé, C'est du Chinois, L'énigme livre le secret — Betrachtungen über das einstige und jetzige Jerusalem an. Die ideale, alle Menschen mit gleicher Liebe umfassende Lehre Christi ist nicht mehr zu finden, denn Egalité de castes, de races, de sexes; s'aimer, s'entr'aider, se pardonner . . . des intentions de Jésus il n'y a plus trace! — Christus, dieser ideal starke Geist, predigte schwachen Menschenkindern und vergass, diesen auch seine Widerstandskraft zu verleihen. — Dies erinnert an das an Schilderungen und Betrachtungen über das heilige Land reiche, schon im Vorjahre erwähnte Werk „die Eroberung von Jerusalem" von Myriam Harry, deutsch von A. Penker (Dresden, K. Reissner), wo freilich der Held Elias Jamain den Glauben verliert und deshalb ein elendes Ende nimmt. — In den Osten führt auch JEAN AJALBERT in L'Indo-Chine, nach Tonkin Les Croisières ensoleillées von HENRY REBOUL, die Erzählung A la légion étrangère von J. P. LE POËR und Japan[43]), das PIERRE LOTI wiederum in La troisième Jeunesse de Madame Prune (Paris, Levy) so bezaubernd schildert, wird auch von CHARLES PETTIT in Le Chinois de Mlle Bambou neu beleuchtet. Man vgl. auch die exotische Geschichte La fille du Soleil von HENRI DAGUERCHES (Paris, Lévy).

Zum Schlusse seien auch noch über Amerika erwähnt: Vues d'Amérique von PAUL ADAM (Paris, Ollendorff), eine wohl zu weit gehende Verhimmlichung alles Amerikanischen, sogar des Trustwesens; die Erzählungen von MAURICE BERNHARDT[44]) unter dem Titel Monsieur Cupis (Paris, Juven), die Impressions d'une française en Amérique von THÉRÈSE VIONZONE (Paris, Plon), L'Envers des Etats-Unis von GEORGES MOREAU (ib.) und die Kritik über den amerikanischen Journalismus in Renseignements von CHARLES SAUERWEIN (Grand Guignol) nach einer Novelle von M. Prévost.

IV. Liebe. Das ausgedehnte Gebiet, welches diesem Stoffe in der Literatur zukommt, könnte zu den psychologisch interessantesten Be-

41) Siehe das Werk eingehend besprochen in „Neues Wiener Journal" 2. Jänner 1906. 42) Vgl. Terres Lointaines, Sensations d'Egypte, Ceylon, La Chine et le Japon und L'Ame japonaise von E. Gormez Carillo, franz. von Ch. Berthez (Paris, Garnier), welche Werke orientalisches Leben in grellen Farben schildern. 43) Über Japan vgl. Le Japon et la politique française von Roger Dorient (Paris, Plon). 44) Sohn der Sarah B., der sich auch als Dramatiker versucht hat.

trachtungen Anlass geben; hier sei nur einiges Charakteristische erwähnt. Reine ideale Liebe treffen wir in La Rondache von Joséphine Péladan (Paris, Stock), in der Liebeshymne in Briefen Un Amour von Valentine de St. Point (Paris, Messein) und in dem keuschen Liebesdrama La Bourrasque von Georges Beaume (Paris, Colin). Der versifizierte Einakter Fauvette von Simon Pocachard (Lyon) ist ein romantisches Liebesmärchen, ein Zaubermärchen, worin der hässliche Plantain die Jugendgenossin heimführen möchte, denn sein Vater ist schon alt, das Gut ist durch Ankauf vergrössert und manch roter Taler (Jaunets) ist unter der Kellerstiege vergraben; aber er ist hässlich — c'est triste d'être laid! Wie beneidet er den schönen, blühenden Prinzen Aigledor, dem beide — Fauvette und Papillonne — huldigen; die eine pflegt ihn in traurigen Stunden, die andere sucht ihm die heiteren Stunden noch zu verschönern, weshalb Papillonne sagt:

Moi, les mauvaises heures,
Je les laisse à Fauvette, et je prends les meilleures.

Und als das Horn ruft, um das Ahnengut zu verteidigen, da will Fauvette seiner Spur mit den Augen folgen:

Moi, souffrez seulement
Que vous suivent mes yeux jusqu'au dernier mouvement,
Jusqu'à votre départ pour jamais, tout à l'heure!
Puisque pour votre bien il faut que je demeure.

Der Engel des Schlafes und Traumes schwebt schliesslich über der Szene und der hässliche Plantain ruft mit einer Schlummerstimme seiner Fauvette zu:

Tu veux, Fauvette! . . . Comment croire! . . .

und die Träumende erwidert:

Ah! . . . le sentier se remplit d'or! . . .

Das Seufzen zweier Liebenden, die sich gegenseitig den Schmerz zu verbergen suchen, schildert Nonce Casanova[45]) in Le Sanglot und die Liebe zweier Kranken Alfred de Tarde in Hors la Vie (Paris, Lemerre). Dieses Werk erinnert an Crépuscule d'amour von Pierre Maël[46]) (Paris, Flammarion). Jacques Le Frano sucht in Amerika die viel jüngere Blanche zu vergessen. Krank zurückgekehrt, findet er auch sie kränklich, nimmt sie zur Gattin, pflegt sie mit hingebungsvoller Liebe und führt auch deren Schwester zum häuslichen Herde. — Den Determinismus, die Unfreiheit des Willens in der Liebe behandelt Michel Corday in La Mémoire du coeur (Paris, Illustration franç.; Charpentier). Er antwortet auf die Frage: Dans l'absence, est-ce nécessairement cesser d'aimer? — Ein Paar lebt in freier Liebesgemeinschaft, und als Trennung eintritt, lebt sie in Liebe für den Abwesenden, ohne Pflichtgefühl und Selbstachtung. In allem sieht sie den Geliebten und so geniesst sie auch neue Liebe in Gedanken an ihn: Vous voyez bien que je ne m'appartiens pas, que je suis toute à un autre et que cet autre vit en moi! — Zwei gleichsam ganz verschiedene Impulse bewegen das Herz des schon alternden Vaters Bourneron in dem Vierakter L'Enfant Chérie von Romain

45) Von ihm auch L'image des Ténèbres. 46) Von ihm auch Pilleurs d'épaves (Flammarion) und Le Forban noir (Hachette).

Coolus[47]) (Paris, Gymnase; Illustration théatrale Nr. 33). Die Tochter Emilienne lebt mit dem Vater in solcher Vertraulichkeit, dass sie ihm bei seinen Liebesneigungen behilflich ist, und er ruft wiederum beim Anblicke seiner Tochter aus: Dieu, que c'est bête! J'ai des battements de cœur comme un collégien! — Man ist versucht, an Les flagellants von Armand Dubarry (Paris, Darragon) zu denken, wo schon der Untertitel „Les déséquilibrés d'amour" auf physiologisch pathologische Betrachtungen hindeutet. Auch der junge Schriftsteller Ferri-Pisani hat in seinem früheren Werke Pervertis eine ähnliche Richtung eingeschlagen und in dem vorliegenden Le Coeur disséqué (Paris, Libr. Univ.) fortgesetzt. Der weltunerfahrene Jacques sucht das Herz der Frau zu ergründen, indem er ohne Leidenschaft eine Abenteuerin zu seiner Geliebten macht, um so einen Roman schreiben zu können. — Eine Ninon de Lenclos im modernen Gewande und mit modernem Konfort behandelt Gaston Derys in La Dame d'Amour (Paris, Michel), wo die Pflege der Liebe der Heldin gleichsam zum Berufe wird. — Psychologisch interessant sind gewiss die Eigenarten der Liebe bei den einzelnen Rassen. So ist der schon erwähnte heitere Vierakter Josette, ma femme von Paul Gavault und Robert Charvay (Paris, Gymnase; Illustr. théâtr. Nr. 49) eine Liebeskomödie, worin dem französischen Nationalcharakter der englische entgegengestellt wird. In La Maîtresse américaine von Eugène Montfort (Paris, Per Lamm) sticht die Liebe der abenteuerlichen Amerikanerin Nelly ganz vom Wesen der Pariserin ab. Eine Kollektion galanter Abenteuer enthalten die Erzählungen Comment on aime von Paul Pourot (Paris, Dujarric) und Béatrix Donati widmet L'amour à travers les âges (Paris, Stock) ganz dem Grundsatze:

L'amour créateur,
Principe éternel des forces indéfinies,
Tu es, Tu fus et Tu seras.

Der Autor führt den Leser durch alle Zeitalter und zu allen Völkern: in das leidenschaftliche Indien, zu den Ägyptern, in die ersten christlichen Zeiten, ins Mittelalter, in die Neuzeit aller Schattierungen (Renaissance, Romantisme etc.) bis zu den neuesten Ansichten über Liebe und Ehescheidung. — Von den zahlreichen Behandlungen der romantischen Liebe gehört wohl vor allem anderen La Vieillesse de Don Juan, pièce en trois actes et en vers von Mounet Sully und Pierre Barbier (Paris, Odéon; Fasquelle; Illustration Nr. 34), wo dieser treulose Liebesheld — sans foi ni loi — würdig sein Leben durch Gift endet: Don Juan meurt librement ainsi qu'il a vécu! Er betrachtet sein Scheiden mit philosophischem Gleichmute nicht als ein grosses Sterben, denn: L'Etre n'est rien; l'espèce est tout! l'humanité! — Man vergleiche La femme et la fille de Don Juan von Pierre Sales (Paris, Libr. Mod.). Erotische Romantik ist auch in dem historischen Roman La Sorcière d'Ecbatane von Jane de la Vaudère (Paris, Flammarion), in den melancholischen Liebeserzählungen Le Mystère du visage von Camille Mauclair (Paris, N. Faust), der Liebeskorrespondenz der kleinen Geneviève in A dix-huit ans von Aigueperse (Paris, Plon) und in der Geschichte

47) Von ihm auch der Vierakter Antoinette Sabrier (Fasquelle).

der reizenden Sabine in L'Amour commande von PONTSEVREZ[48]) (Paris, Editions du Chroniqueur). Sabine wächst wild wie ein Knabe an der Seite des Grossvaters und der alten Tante Mlle Eudoxe auf. Um dem Mädchen die wilden Manieren abzugewöhnen und dessen Kenntnisse zu vermehren, kommt es in die altbewährte Pension St.-Lô, wo auch die Tante ihre Erziehung genossen hat. Die übermütige Sabine bessert sich zwar etwas, bleibt aber immer das übermütige reizende Mädchen und wird die Frau eines jungen Offiziers. Die klösterliche Erziehung hat sie kaum gezähmt. Ebenso verhält es sich zum Teile in Pilleurs d'amour von LUCIEN DONEL (Paris, Perrin). Zwei Töchter werden ganz gleich erzogen, doch gehen beide ganz verschiedene Wege; die eine, eine gesunde, einfache Natur; die andere, leidenschaftlich angelegt, folgt dem Beispiele der leichtsinnigen Mutter und findet in der Ehe kein Glück. Es scheint der Zwang der Natur zu obwalten wie bei manch anderer Erscheinung. In Dernière du nom von TESSIER BAILLEUL (Paris, Dujarric) siegt trotz der Intriguen des Vetters Michel de Kerovan die verwaiste Schlossherrin Lucienne de Kerovan, bleibt Besitzerin, heiratet den Erwählten ihres Herzens und findet das irdische Glück. Einen ähnlichen Zwiespalt zwischen aristokratischen und bürgerlichen Kreisen bringt MAXIME FORMONT in dem Abenteuerroman Le Baiser Rouge (Paris, Lemerre). Der spanische Grande F. Ramiro wirbt um die reiche Pariserin Thérèse Sauval; der Vater will sie aber nur einem bürgerlichen Pariser geben und zudem widersetzt sich Ramiros Maitresse, eine Marquise, heftig dieser Verbindung. Das Mädchen ist darob dem Tode nahe und daher sagt der Vater zue Die Hochzeit soll in Spanien stattfinden; doch bei einem Stiergefecht. wird der Bräutigam tötlich verwundet, seine ehemalige Maitresse stürzt sich auf den blutschäumenden Sterbenden und küsst den roten Schaum von dessen Lippen. — Der Autor liebt solch stürmische Charaktere, denn Le Sacrifice (ib.) endet auf ähnliche Art. — Ein trauriges Bild leidenschaftlicher Liebe entrollt auch CHARLES DERENNES in L'Amour Fessé (Paris, Merc. de France)[49]). Die bescheidene Claire Tridon hegt schwärmerische Liebe zum verheirateten Prinzen Jean d'Yvelines, und um nur unter demselben Dache zu wohnen, heiratet sie den Schlossverwalter Julien Dumay. Sie gesteht dem Gatten das Geheimnis, trotz der Beteuerungen der reinen Liebe steckt Julien aus Eifersucht das Schloss in Flammen und Claire geht dabei zugrunde. Dagegen klingt der Roman La Nièce de l'abbé Rozan von MARIE DE LA HIRE (Paris, Libr. Un.) sanfter aus. Die niedliche Charlotte Rozan wächst auf dem Lande an der Seite des bizarren Onkels auf, liebt Pierre, den Sohn eines Kutschers, denkt aber doch in ihrer Liebe höher und ist erst befriedigt, als sie erfährt, dass Pierre nicht eigentlich Pierre Boussu, sondern Marquis de Flangereaux heisst. — Der Sieg der Sentimentalität in der Liebe wird ironisch in dem Einakter Au petit bonheur[50]) (Paris, Renaissance; Illustr. théâtrale) von ANATOLE FRANCE dargestellt. Es ist die Liebesgeschichte der Germaine Lescourt, welche zuerst dem ernsten Robert de Nalège den Schwätzer Paul Chambry vorzieht und deshalb auch die Worte

48) Von ihm auch Par le hasard de la guerre (ib.). 49) Vgl. Fille du Soleil von H. Dazuerches (Calmann-Levy). 50) Ist schon vor etwa 10 Jahren für Familienzwecke geschrieben und bei Mme de Caillavet gespielt worden.

hören muss: Madame, quoique vous en disiez, les femmes ne se prennent qu'aux grimaces. Zuletzt siegt doch der biedere Nalège. — Auch in Noces blanches von Mlle MARIE ANNE DE BOVET (Paris, Lemerre) muss der Marquis de Champernon durch Proben seinen Rivalen gegenüber die ausdauernde Liebe beweisen, denn die hässliche, reiche Miss Mildred Peacock heiratet ihn zwar, gibt ihm aber den Schlüssel zum Ehegemache erst nach untrüglichen Beweisen der Liebe. In Tous deux von MARY L'HUISSIER-MASSON (Paris, Dujarric) erreicht Gabriel Renaud erst sein Glück, nachdem sich Eva Theuriot von seiner Treue überzeugt hat, und Mlle ALBERICH CHABROL lässt in L'Offensive (Paris, Hachette) das junge Mädchen die List gebrauchen, als Magd ins Haus ihres Vetters zu treten, und so dessen Liebe und Hand erwerben. In Disparu von MME BRADA (Paris, Plon) spielt der Bruder dem Bräutigam (Lecomte) einen hässlichen Possen, indem er vorgibt, jener sei in Amerika schon verheiratet. Vor Angst, eine Bigamie zu begehen, verschwindet Lecomte. bis der schurkische Bruder entlarvt wird. — In l'Absence, comédie en un acte, von HENRI CLERC und JASÉ MONNET (Théâtre du Cercle d'Aix-les-Bains) findet Georges seine einstige Geliebte zu spät bei seinem Freunde. Ein heiteres Spiel spielt die Zeit in dem Dreiakter La Piste von VICTORIEN SARDOU (Paris, Illustration théâtrale). Es ist die Dramatisierung einer alten Geschichte aus den sechziger Jahren. Casimir heiratet eine Witwe, verliert sie aber bald durch den Tod. Bei Sichtung ihrer Briefe findet er einen Liebesbrief seines Freundes und stellt diesen zu Rede; doch das Datum des Briefes ist ja schon alt, zu alt, sie war ja damals noch nicht seine Frau.

Bei gewissen Verhältnissen ist nichts so bedeutsam als das Dazwischentreten einer dritten Person; so würde in Etourderies de la Chanoinesse von LÉON DE TINSEAU (Paris, Lévy) die kleine, reiche Patrizierin Yvonne de Chairvat den braven, aber armen Andou heiraten, wenn nicht die listige Chanoinesse dahintersteckte. In l'Intruse von C. NISSAN (Paris, Lévy) wirbt André de Ste. Aoule gegen den Willen der Eltern um Madeleine und in dem schon erwähnten Romane L'Ivraye von dem jungen Romanschriftsteller JEAN NESMY schliessen Millette Saubrignat und Firmin Mérigal in Bas-Limousin trotz der Streitigkeiten der Eltern den Liebesbund. G. ACKER lässt die Heldin Suzanne in La Petite Madame de Thianges (Paris, Lévy) durch alte Fräulein und einen alten Junggesellen beeinflussen. — Häufig ist Geld der böse Geist, so in dem schon erwähnten Romane Cendra von MAYAC (Paris, Plon) und in Autre temps von CHAMPOL (Paris, Hatier), wo Geld die beiden Liebenden Suzanne de Boissonnier und den verarmten Marquis Courtaneilles trennt, denn Geld beherrscht ja jetzt alles, selbst die heiligsten Gefühle: le règne de l'argent, écrasant toutes les puissances rivalités d'autrefois, abaissant tout, la situation matérielle des uns, l'âme des autres. — In diesem Zwange trennen sich beide: Suzanne wird die Gattin eines ordinären Handelsmannes und der Marquis heiratet eine Millionärin. Ähnlich ergeht es der Heldin Madeleine Serlat in L'Allée merveilleuse von MAURICE D'AUBERLIEU (Paris, Ambert), welche den verarmten André Charvet nicht heiraten darf, sondern nach des Vaters Willen die verzweifelte Gattin des Grafen Trosly wird. Ames veillantes von JEANNE LEROY-ALLAIS (Paris, Flammarion) er-

innert an der Autorin frühere Werke, Tableaux intimes, Thriomphe de l'amour und Fruit défendu. Im Hause der schönen Mme de Flogue herrscht ein Anflug von amerikanischen Sitten; die Mutter kümmert sich wenig um die Kinder und deshalb sind diese um so mehr dem jungen Lehrer Roger Guérout zugetan. Als dieser um Violettens Hand wirbt, weist man ihn mit Entrüstung ab, aber Violette ist entschlossen, auch dem armen Roger treu zu bleiben, und so fügt sie sich — ohne Mitgift — in bescheidene Verhältnisse. In La Rafale von HENRI BERNSTEIN (Paris, Fasquelle) spielt auch Geld eine Rolle, denn der Held Robert de Chaceroy, den seine Geliebte von dem Verlust der Ehre zu retten sucht, will durch Spiel Geld gewinnen; bei all seiner Liebe und Leidenschaft hält er es nämlich für unehrlich, von seiner Geliebten Geld anzunehmen. In Criminel von MARY FLORAN (Paris, Lévy) fasst der arme Bauernjunge Manuel Zuneigung zur reichen Léontine. Nach dem Tode der Tochter eines reichen Onkels könnte er erben und dann Léontine heimführen. Da wird nun diese Tochter von Zigeunern geraubt und Manuel geziehen, das Kind getötet zu haben. Er hat schreckliche Qualen auszustehen, bis man die Verlorene wiederfindet. — Wie die Liebe nicht selten in den Tod treibt, erzählen der Roman Madame Servan von E. L. LÉCAUDY (Paris, Fasquelle) — die blinde Liebe der alternden Dame zu einem jungen Manne — und Meurtrissures von GASTON DE BUSSY (Paris, Dujarric), wo Georges de Lormemon in die Familie Saval kommt, zur jüngeren Schwester Marguerite Zuneigung fasst, aber bald von der älteren Jeanne so gefesselt wird, dass er sich in der Verzweiflung tötet. Das gleiche Los ereilt die Heldin in Benjamine Guirand von JEAN AICARD (Paris, Flammarion). Sie liebt Jean Montchanin, aber der Vater ruft ihr zu: Tu aimes Montchanin! Eh bien, tu épouseras Courcieux! So wird sie mit Widerwillen dessen Frau und Montchanin erhält eine Stelle in der Diplomatie, aber Benjamine bleibt dem Jean in Gedanken treu, verliert trotz der edlen Gesinnung ihres Gatten jeden moralischen Halt, so dass der Gatte sie vom Selbstmorde nicht zurückhalten kann. — L'Amour vengeur von CAMILLE PERT (Paris, Garnier frères) ist die Geschichte der unwiderstehlich schönen (beauté irrésistible) und leidenschaftlich liebenden Sarah Hoog. Sie wächst mit ihrem Jugendfreunde Luigi Everto in unbewusster Liebesperversität heran (auprès de nos perversités certainement inconscientes), wird Mutter einer Tochter Suzanne, die ihr überall bei ihren Liebeständeleien im Wege steht und die sie deshalb dem früheren Geliebten André als Tochter aufbindet. Dieser geht in seiner Einfalt darauf ein, wandert mit der vermeintlichen Tochter in seine Heimat, in die Schweiz, und da lernt sie Serge kennen und lieben. Auch Sarah fasst zu diesem Zuneigung. Jetzt steht nun die eigene Tochter zwischen Sarah und dem Geliebten; da ruft sie voll Hass aus: Je pouvais autrefois éprouver une vague pitié pour elle, mais à present que je l'ai vue que nos voies se sont croisées et cela pour qu'elle devienne l'entrave, l'obstacle à mon rêve le plus ardent . . . comment voulez-vous que je ne la haïsse pas! . . . André kommt zum Sterben; Sarah eilt auf seine Bitte zu ihm und bringt dem Sterbenden das Opfer, sich mit ihm zu vermählen, tritt der Tochter ihre Rechte auf Serge ab und nimmt am Sterbebette des André Gift. Lange weilen des Serge Gedanken noch

bei der toten Geliebten, auch im geschäftlichen Getriebe Russlands kann er sie schwer zum Leidwesen Suzannens vergessen, bis endlich die Zeit die Wunden heilt und Suzanne und Serge, durch die Erfahrung geläutert, ein ruhiges Heim finden. — Man vergleiche von demselben Autor Les amours perverses de Rosa Scari (Paris, Libr. éd. Artistique). — In A. PICARDs Einakter Franchise (Paris, Gymnase) macht der Freund dem Freunde die Geliebte abwendig. EDGY zeichnet in dem Romane Cher Infidèle den Liebhaber Julien Le Talais als einen Liebesritter, dem seine Maitresse nicht für die Dauer gram sein kann, denn er ist zugleich gut und grausam, aufrichtig und verräterisch, voller Leidenschaft und Gleichgiltigkeit. Die Unverträglichkeit der Leidenschaft mit dem Ideale erkennt man in La Courtisane von ANDRÉ ARNYVÈLDE (Paris, Comédie française; Illustration théâtrale), wo die Heldin, ein Kind der Liebe, zugleich zynisch und naiv ist. Man vergleiche dazu Coeur de courtisane von PIERRE CORRARD (Paris, Michel) — la navrante histoire d'une courtisane —, L'effritement von H. MATAGRIN (Paris, Ambert), die laszive Liebesgeschichte der Witwe Laure in L'Art d'être veuve von LUDOVIC REHAULT (Paris, Fasquelle), die skabrösen Jeux de princes, Une plage d'Amour (Libr. Univ.), Suzette veut me lâcher (Per Lamm) von WILLY (Paris, Bibl. des aut. mod.), l'Amour s'amuse von GASTON DERYS (Paris, Ollendorff), Celles qui se prêtent und Tendresses qui tuent von THÉODOR CAHU (Paris, Méricant), Parenthèse amoureuse von PIERRE VALDAGNE (Paris, Douville), die Gestalten aus der Halbwelt in Monsieur de Courpière marié von ABEL HERMANT (Paris, Flammarion), gleichsam eine „Histoire de la société", die an Souvenirs du Vicomte de Courpière erinnern; ferner die Liebesintrigue Où est Moreau von PAUL BONHOMME und G. DE TÉRAMOND, Printemps von G. D'ESPARBÈS (Paris, Flammarion), Douleurs d'aimer von MME MARIE DE BESNERAY (Paris, Dujarric) und die wiedererwachende Liebe der Tante Amy von CAMILLE LEMONNIER (Paris, Fasquelle).

V. Ehe. Aufgabe des Schriftstellers ist es, hier die psychologische Seite dieses Gesellschaftsproblems zu beleuchten. M. C. POINSOT tritt in der Revue de la Solidarité sociale dieser Frage näher — Réforme du Mariage — ebenso THÉODORE JORAN in Autour du Féminisme (Paris, Plon) und die Gebrüder MARGUERITTE verfechten seit etwa 1899 in zahlreichen Werken eine Änderung des jetzigen Zustandes (Femmes nouvelles, Les deux Vies, L'élargissement du divorce etc.)[51]). Die Psychologie des Weibes im allgemeinen will DORA MELEGARI in La Petite Mademoiselle Christine (Paris, Juven) ergründen. PAUL ET VICTOR MARGUERITTE predigen in der Studie Quelques Idées (Paris, Plon) eine von den Fesseln des Katholizismus freie Ehe (im Gegensatz zu Bourget und Daudet), die Geltung der Individualität und treten für eine leichte, einfache Lösbarkeit ein, aber nicht für die freie Liebe (Ehe), die unseren sozialen Formen entgegen ist. Dagegen fordert GABRIELLE REVAL in dem an anderer Stelle erwähnten Le Ruban de Vénus, dass sich das Einzelindividium in den Dienst der Kollektivität stelle, die eheliche Liebe eine Quelle von Energie werde; sie begünstigt wie Margueritte die

---

51) Siehe frühere Berichte.

Ehescheidung, aber wünscht, dass sich die Frau in ihrer Neigung nicht dem Manne unterwerfe. — Für eine freie Ehe tritt auch Mme Marcelle Tinayre in La Rebelle (Paris, Lévy) ein. Die Heldin Josanne bewegt sich sehr frei an der Seite eines kranken Mannes, den sie ohne Liebe pflegt, ist dabei aber zugleich die Maitresse des jungen Maurice Nattier, der sie mehr verachtet als liebt. Sie schreibt, um für Mann und Kind zu sorgen, für eine feministische Zeitschrift und lernt so diese Bestrebungen gegen die Übermacht des Mannes noch mehr kennen — sie wird zur „Rebelle". Mit dem Tode ihres Mannes verlässt sie auch Maurice und zieht sich mit dem Kinde in die Provinz zurück. Da tritt Noël Delysle, der Verfechter der Frauenrechte, auf, dessen Werke sie besprochen hat. Beide fühlen bald, wenn auch mit einigem Widerstreben, Zuneigung und Noël, der Frauenrechtler, bäumt sich gegen Josannes freie Ansicht über die Liebe auf: „Josanne est libre et m'aime; mais Josanne a su tromper. — Beide fühlen in sich das Bedürfnis nach Liebe wie nicht emanzipierte Leute — le besoin des larmes et des caresses, le goût morbide de la souffrance d'amour. — Beide werden Mann und Frau und Josanne begnügt sich, eine ehrbare, glückliche Frau wie andere Bürgersfrauen zu werden. — Victor Joze predigt in L'Eternel serpent (Paris, Libr. des public. modernes) zum Schlusse die freie Ehe (l'union libre) als des Menschen würdiger und stärker als die bestehende Konventionsehe. Georgette Delpont liebt zwar ihren Gatten, wie sie meint, über alles; als sie aber in der Gesellschaft leichtsinniger Pariser Freundinnen einen jungen Maler kennen lernt, verlässt sie den Mann, scheidet sich von ihm und fühlt in freier Verbindung mit dem Geliebten ihr Glück. — Zu so einem Glücke bedürfe es aber der Wahlverwandschaft, wie sie Sacha Guitry in Chez les Zoaques (Paris, Antoine) zu schildern versucht. Ein Pariser Ehepaar lebt eine zeitlang bei einem Naturvolke, wo es keine Ehe gibt, jedermann nach dem Drange der Natur der Liebe lebt. Sie haben diese einfachen, freien Sitten angenommen und fühlen sich dabei glücklich. Wahlverwandte Seelen führt auch Les Souris dansent von Henry Fèvre (Paris, Fasquelle) vor. Edouard, eines Gärtners Sohn, wird von der devoten Honorine zum geistlichen Stande bestimmt und hofft, sein Glück als Priester zu finden. Bald wird aber sein Glaube wankend, und als die jugendfrische Alberte in sein Gesichtsfeld tritt, legt er das geistliche Gewand ab und wird Erzieher. Seine Gedanken sind bei Alberte, die indes die unglückliche Frau eines Alkoholikers geworden ist. Der Zufall führt Edouard und Alberte wieder zusammen und beide lieben sich, ja sie fühlt sich bald Mutter. Zum Glücke rettet der Tod des Mannes die beiden Liebenden von verbrecherischen Plänen; Alberte wird Edouards Frau und beide sind glücklich. — Auch Christine Rodis von Camille Marbo (Paris, Stock) ist ein Beitrag zum Kapitel „freie Ehe". Die Waise Christine, eigensinnig und sentimental gleich einer Dornheckenrose, will nach dem Tode ihrer Grossmutter an der Seite des realistischen Malers Jean freie Liebe, ohne kirchlichen Segen oder sonstige konventionelle Bande geniessen; nach ihrer Überzeugung könne der Mensch nicht über sein Herz bestimmen: C'est la plus grande folie du monde que de promettre son cœur pour le lendemain, parce que sur notre cœur nous n'avons aucun pouvoir." So ziehen

sie nach Italien, ergehen sich in Kunst und Liebe, aber Jeans Standhaftigkeit kommt in der Nähe der gleichgesinnten Georgette ins Wanken und nach Paris zurückgekehrt, fühlt Christine, dass sie Jean nicht zu seiner idealen Liebeshöhe erheben könne und er für sie schon verloren sei. Jean fühlt seine Schwäche und möchte sich deshalb durch äussere Bande, durch die zeremonielle Ehe, an Christine fesseln; doch Christine will kein Opfer, ihr unbezwingbarer unglücklicher Stolz lässt sich nicht beugen und so weicht sie der Gegnerin mit den Worten: Je sens mon cœur las et meurtri par la lutte où ma raison triompha. — In L'Age de raison von Mme Claire Albane (Paris, Plon) nimmt das junge Mädchen Mélite den abgelebten Guibert zum Manne und leidet daher ebenso wie die schon alternde Frau Hélene an der Seite des jungen Geliebten Lovoni.

Ironisch fassen die Helden in dem Vierakter, voll Pariserlebens, Poliche von Henry Bataille (Paris, Comédie française; Illustration théâtrale Nr. 50) das Leben und die Ehe auf. Der Autor erzählt gleichsam die Odyssee einer Frau (anschliessend an seine früheren Werke Mama Colibri, Marche Nuptiale . . .), den Konflikt zwischen äusserem und innerem Leben. Die dabei entwickelte Philosophie erhellt aus folgenden Worten: Ce que c'est bête, la vie! c'est bête! Pour un peu, on serait à deux doigts d'être heureux! Tu n'aurais peut-être qu'à vouloir . . . und Poliche antwortet der Dame: Bah! Un Poliche de perdu, dix de retrouvés! So spielt also der Liebhaber den Narren (Polichinelle = Poliche), um wenigstens vorübergehend die Leichtsinnige zu gewinnen. — Antiklerikale Tendenz weht in Mirage de l'amour von Frédéric Berthold (Paris, Lemerre). Denise Chastel hat im Kloster einen krankhaften Mystizismus eingesaugt, der ihr keine Lebensfreude geniessen lässt: so findet sie es Sünde, ihren Mann, einen Ungläubigen zu lieben, und dieser muss seine ganze Geduld und Energie aufwenden, um sie beim häuslichen Herde zu erhalten. — In Le Bonheur passe, pièce en un acte, von Frédéric Saisset et Albert Bausil (Perpignan, Jos. Payret) werden die Jugendfreunde Lucienne und Maurice durch das Schicksal getrennt; Lucienne heiratet und jetzt erst kommt ihr zum Bewusstsein, dass sie nur Maurice liebe. Als sie sich wiedertreffen, finden sie Charakterfestigkeit genug, um sich, ohne zu straucheln, wieder zu trennen. Wie hier die Vernunft siegt, so auch schliesslich in dem Romane Joujou conjugale von Eugène Joliclerc (Paris, Lemerre). Anita Lachesnaye kommt vom Lande in die Grosstadt, wo sie der Kaufmann Roland Hauteroche weniger aus Liebe als wegen ihrer zarten, schönen Gestalt heimführt, als niedliche Abwechselung in seinen Liebeshändeln. In dem von Künstlern, Schriftstellern und auch zweideutigen Frauen besuchten Kaufgeschäfte findet Anita keine Zufriedenheit, keine Herzlichkeit, bis ein junger Vetter aus der Provinz kommt und ihr empfängliches Herz entzündet. Nach manigfachen Kämpfen erkennt Roland sein Unrecht, die geistige Seite seiner Frau nämlich ganz vernachlässigt zu haben. Einen paradoxen Vorwurf behandelt Charles Legras in Par l'Absence, wo zwei Eheleute das Ende ihrer Liebe zu fühlen glauben und sich deshalb trennen; doch die schon totgeglaubte Zuneigung wird wieder durch die Erinnerung an die Vergangenheit geweckt. — Praktische Lebensphilosophie lehren Françis

de Croisset[52]) und Abel Tarride in der dreiaktigen Komödie Le Tour de mains (Paris, Gymnase; Casino municipal de Nice; Illustration Théâtrale Nr. 40). Suchen wir „Tour de main“ zu erhalten, um denen, die wir lieben und mit denen wir leben müssen, Kummer zu ersparen! Das ist die Philosophie des nicht mehr jungen Marquis Gérard de Chambure; er hat seine Frau oft getäuscht, aber sie weiss es nicht und daher lebt sie glücklich. Sein Sohn René jedoch bleibt seiner Frau treu, macht sie eifersüchtig, so dass sie einen Fehltritt begeht, den sie bereut. Als der Sohn vor Aufregung schon ausser sich ist — un peu au bord de nerfs — tritt der Vater zu ihm, dessen Leben ja nach seiner eigenen Aussage nicht gerade mustergiltig ist, und ermahnt ihn an die Pflicht, vor allem seine Frau glücklich zu machen, und soll es durch eine Lüge geschehen: il est de pieux mensonges — le mensonge est la seule excuse de l'adultère — le mensonge est excusable quand il a pour but le bonheur d'autrui — le mensonge c'est toute la civilisation! So habe er nach diesem Prinzipe seiner Frau gegenüber gelebt und sie glücklich gemacht, indes René seiner Frau alle seine unerlaubten Neigungen zu Mme de Raudier gestehe und sie dadurch unglücklich mache. — Die Vernunft und Ausdauer siegt in La plus Amoureuse von Lucien Besnard (Paris, Vaudeville), denn schliesslich behauptet die Gattin gegenüber der leidenschaftlichen Freundin das Feld. Alfed Capus behandelt in seiner Komödie Les Passagères (Paris, Renaissance) wiederum den von den Frauen angebeteten Mann, der wiederholt der Gattin untreu wird, aber schliesslich durch Reue Verzeihung findet. Capus lässt bei dem soliden Ehemanne Robert Vandel in Paris eine arme, aber junge, hübsche Witwe, eine Kusine aus Tours, erscheinen; diese hat zwar einen reichen Werber wegen seines Alters abgewiesen, verliebt sich aber doch jetzt in Robert und lässt sich von ihm aushalten. Die Frau duldet bald dieses Verhältnis nicht und der Mann kehrt reuig in die Arme seiner Gattin zurück. Die Kusine folgt jetzt dem früher abgewiesenen alten Bewerber zum Altare. Da ist aber im Hause noch die Gouvernante aus Amerika; sie will heimreisen und bewegt Robert, sie bis nach Havre zu begleiten. Das Paar wird da von der Gattin überrascht — wiederum Reue — Vergebung. Man vergleiche den Roman Un orage von Henry Buteau (Paris, Plon). — In Le Pretexte, pièce en 2 actes, von Daniel Riche (Paris, Comédie française; Illustration théâtrale 37) wird das junge Eheglück durch die Schwiegereltern gestört. „Unser Glück wäre ohne Makel, wenn du eine Waise wärst“, sagt André zu Jeanne, und erst als das junge Paar auf den Rat eines Freundes auf Reisen geht, ist für beide Teile, das alte und junge Ehepaar, der Vorwand (le prétexte) zum ehelichen Zwist genommen. — In Le Réveil von Paul Hervieu (Paris, Comédie française (siehe I) bringt die Mutterpflicht die Heldin auf den rechten Weg, wie auch in der militärischen Farce La Grimpette von Georges Berr und Guillemand (Paris, Palais Royal) die Moral vor dem Ehebruche rettet. Le Voile du Temple von Jean Doris (Mme G. Berr) zeigt den Sieg der aufrichtigen Gesinnung über religiöse Vorurteile, denn schliesslich heiratet eine streng gläubige Jüdin einen ungläubigen, ge-

52) Von ihm auch Le Bonheur, com. en 4 actes (Fasquelle).

lehrten Katholiken. — Ergebung in das Schicksal und Aufopferung liegt in dem zweiten Teile von Comme dans un Conte von Gabriel Franay unter dem Titel Elaine (Paris, Colin)[53] vor. Die zarte, träumerische Heldin Elaine trägt alles Ungemach, Arbeit, die Aussicht auf ein sorgenvolles, aufopferndes Leben mit staunenswerter Ergebung, nur um ihren blinden Gatten Kjoerje das Leben zu erleichtern. Die romantische Geschichte wird noch durch die dänische Landschaft erhöht. — Ganz entgegengesetzte Ehebilder treffen wir in Mariage moderne von Mme Resclause de Bermon und in der Komödie Paraître von Maurice Donnay (Paris, Comédie française), wo die lächerlichen Prätentionen bürgerlicher Kreise, etwas in der Gesellschaft zu gelten (paraître!), gegeisselt werden; ferner in dem Lustspiele Mlle Josette ma femme von Gavault und Charvay (Paris, Gymnase), in der einaktigen Komödie La Chance du Mari von G. A. de Caillavet et Robert de Flers (Paris, Variété; Illustr. théatrale 40), im Lustspiele Triple patte von Tristan Bernard (Paris, Athénée), in der Posse Vous n'avez rien à déclarer von Maurice Hennequin und Pierre Veber (Paris, Nouveautés; Stock) und in dem Dreiakter La Pitié von Maurice Leblanc (Paris, Antoine); einen lustigen Ehebruch infolge Initiative der Braut gleich nach der Hochzeit bringen A. Brisson und A. St. Albin in Le Péril Jaune (Paris, Vaudeville) auf die Bretter und in der dreiaktigen Bouffonnerie La Petite Mme Dubois von Gabault und Lahaix (Paris, Nouveautés, Stock) endet der Ehebruch mit zwei Hochzeiten. In Les Complaisants von Marcel Duchêne (Paris, Dujarric) werden die Ehemänner gegeisselt, die sich trotz ihrer hochtragenden Idee in der Liebe hintergehen lassen, in dem Einakter La Veuve von Eugène Héros und Léon Albric spielt bei einer drolligen Liebesaffaire sogar die Guillotine mit und in L'Oeuvre de Chair von Henri Rabusson (Paris, Fasquelle) sucht die betrogene Frau den Gatten zu belehren. — In Notre amour quotidien von René Emery (Paris, Méricant) ist Simone schon als Mädchen voller Leidenschaft, und als sie Jean heiratet, wird sie dessen wilde Gattin: wild im Kusse, wild in der Liebe. Doch bald kommt die Enttäuschung; als Jean nicht in gleicher Weise entgegenkommt und mehr ein Kamerad wird, kommt die leidenschaftliche Simone in blinder Liebe schnell auf Abwege. Man vergleiche von demselben Autor En plein amour und Douces amis (ib.). — Ein eigentümliches Verhältnis zu dreien herrscht in dem Dreiakter Jeunesse von André Picard (Paris, Odéon; Illustration théâtrale 24), wo ein reizendes Mädchen von der Frau im Hause geduldet wird, in der Hoffnung, dadurch den fünfzigjährigen Gatten von anderen Liebesabenteuern abzuhalten. Wie das möglichste Glück „zu dreien" (ménage à trois) bestehen könne, suchen Desvallières im Zweiakter Le Bonheur d'en face und Edmond Guiraud in Le Coeur Angélique (Paris, Gymnase) zu zeigen.

Das Kind spielt die schon wiederholt hier erwähnte Rolle in Bezug auf die beiderseitige Gesinnung und bei der Frage der Ehetrennung. In La Montagne d'amour von Pierre Villetard (Paris, Fasquelle)

53) Von demselben Autor (Comme dans un conte I): Mon chevalier, Lisbeth, La Marraine de Peau d'Ane, Le Château des Airelles.

führt das kranke Kind die Gattin wieder zur Pflicht zurück. Der Künstler Paul Tracy schwelgt nach einem Misserfolge in Paris mit seiner Oper Ophélie angesichts der schweizerischen Berge in unbeschreiblichem Glücke: J'y trouve des sensations que je ne pourrais éprouver ailleurs. Il me semble que je m'éloigne de la terre et que je deviens un demi-dieu. Ici, nous buvons la vie à sa source même, nous sommes dans la région flottante des esprits . . . J'aime la montagne, parce qu'elle est le vrai retour à la nature. — Durch die Ankunft der schönen Mme Chamoise wird dieses Glück getrübt, denn er glaubt, in wahlverwandtschaftlicher Liebe zu dieser sein Glück zu finden, und sie wollen fliehen. Da erkrankt das Kind, der Gatte kommt zurück und jetzt erkennt Mme Chamoise, dass die Pflicht sie zum Kinde, zum Gatten rufe. Die Neigung zu Paul war für sie zwar eine schöne Zeit, aber sie ruft aus: Il y a eu dans mon existence un moment de folie, où je ne m'appartenais plus, où je ne me reconnaissais pas moi-même. C'est le plus beau de tous . . . — In der Novelle La Victime von FERNAND VANDÉREM (Paris, Ollendorff) ist das Kind der Gegenstand des Streites. Der kleine Gégé hat vor der Scheidung viel zu dulden; nach der Scheidung wetteifern Vater und Mutter in der Zärtlichkeit für das Kind, so dass zu fürchten ist, es werde bei einer etwaigen Versöhnung erst recht das Opfer. — Eine sonderbare Rolle lässt LUCIEN DESCAVES das Kind in dem Dreiakter La Préférée (Paris, Odéon, Stock) spielen. Das Stück behandelt „nach einer wahren Geschichte", die ein befreundeter Advokat dem Autor erzählt hat, die schon vielfach behandelte Frage, ob der Vater die Bande, welche ihn an seine Lieblingstochter (la préférée) knüpfen, brechen soll, als er nach 20 Jahren glücklicher Ehe erfährt, dass er nicht der Vater ist, also die Idee, dass nicht das Blut den Vater mache[44]). Der Vater Henry Charlier verzeiht der Tochter Souci zuliebe der Mutter den Fehltritt und will mit dieser und dem geliebten Kinde, als Zeichen der Verzeihung, glücklich leben. — Eine allerdings erst nach dem Tode versöhnende Wirkung übt das Kind in dem für das Studium ländlicher Sitten interessanten Romane Le docteur Landier von LOUIS LHOMMEAU (Paris, Rudeval). Gaston Landier, ein impulsiver Charakter (impulsif, il obéissait sans réfléchir à sa première impression) kommt nach Lucquières, wo sein Vetter Cormier an der Seite seiner Gattin Lucienne glücklich lebt. Diese fällt den Liebesbetörungen Landiers zum Opfer, die Bevölkerung nimmt Stellung gegen dieses unerlaubte Verhältnis und jedermann meidet den neuen Doktor mit seinen absonderlichen Ideen. Auch der alten Mutter wird die Schande der Familie hinterbracht und bald ist sie aus Gram eine Leiche. Die verzweifelte Lucienne nimmt zur Beichte Zuflucht und da rät ihr der Pfarrer mit Hinweis auf Maria Magdalena, dem Manne den Fehltritt nur dann zu gestehen, wenn noch ein legitimes Kind käme, denn sie dürfe das Glück des Mannes, der sich Vater fühle, nicht zerstören und ihn in die Verzweiflung treiben: Votre mari n'a rien fait, lui, pour que vous empoissonniez sa vie, pour que détruisiez ce foyer

44) Siehe das alte Stück Les Créanciers du Bonheur von E. Cadol; Leur Egale (1899), Charlette (1901), Mariage rêvé von C. Pert (vgl. JBRPh. VI II 232 f.), Le Berceau von E. Brieux (ib.), En Fête von A. Germain. Vgl. auch JB. VII, VIII, Kapitel „Ehe".

qu'il a édifié sur la confiance qu'il vous accordait! Le châtiment de votre faute est terrible, sans doute, mais avec l'aide de Dieu et de nos prières, vous le supporterez. — Infolges eines Sturzes stirbt sie, doch das Kind lebt und leise und geheimnisvoll (d'une voix mystérieuse et douce) flüstert sie am Sterbebette Gaston zu: C'est fini . . . Notre crime est expié maintenant . . . et c'est bien ainsi . . . il fallait ma vie pour payer celle de la bonne maman Landier! . . . va! . . . je suis heureux . . . Gaston . . . mon fils . . . So stirbt sie als Sühne; ihn erinnert das erste Wimmern des Kindes an seine Pflicht und er ist entschlossen, über sein Kind zu wachen.

Wie im Kapitel „Ständetypen“ erwähnt, vertragen sich Kunst und Ehe (Liebe) oft schlecht. Es sei hier noch der betrogene Künstler in Le Coucou von Felicien Champsaur (Paris, Douville) angeführt. Der Musiker Jean Dayet hat seine Frau Marthe aus dem Volke in ein wohnliches Heim gebracht. Diese fällt aber dem Lebemann Entoc bald in die Hände; der Musikus ist nahe daran, seinen Verstand zu verlieren und erschiesst den Betrüger. Auch in Illusions perdues von Henri Datin (Paris, Dujarric) kommt der junge Ingenieur Gustave Boulanger, den seine schöne Stimme in die komische Oper bringt, an der Seite der reizenden Jeanne Cherville zu keinem Glücke. Als er seine Stimme verliert, wendet sich Jeanne von ihm ab, er geht in der Verzweiflung nach Madagaskar und findet sie bei seiner Rückkehr in den Armen eines anderen. Von Reue ergriffen tötet sie sich und er verwundet im Duelle den Rivalen. — Dass es für Theaterleute keine Ehe gebe, will der Dreiakter Miquette et sa mère von Robert de Flers und G. A. de Cailevat (Paris, Variété; Illustration théatrale) zeigen; die Schauspielerin Miquette — une femme d'une volonté stupéfiante — flirt von einem Liebhaber zum andern, schliesst aber keine Theaterehe, denn der alte Schauspieler Monchablon sagt ihr: Voilà une femme qui peut mener la vie normale, la vie régulière, et qui pense à se marier, ça c'est la fin du tout. Est-ce que nous sommes faits pour ça, nous autres? Les mariages de Théâtre? Ah! pitié! Regarde Molière . . . et moi. — Sie heiratet schliesslich den jungen Marquis Urbain[45]).

VI. Historische Stoffe. Ausser den in anderen Kapiteln schon erwähnten Werken mit historischem Hintergrunde seien noch einige erwähnt, in denen das Geschichtliche mehr in den Vordergrund tritt. Die Zeit des Xerxes berührt das Drama Xerxès vaincu von Hector Fleischmann (Champigny-la-Bataille, Théâtre antique) und den Sturz Babylons behandelt La Vierge d'Israël von Jane de la Vaudère (Paris, Méricant). Nigabaël und Phèdyme, Kinder Israels, werden vom Könige geliebt, der sie schliesslich will töten lassen; Phèdyme verrät die Ihrigen, Nigabaël aber wird durch die Ankunft des Cyrus gerettet. Historische Reminiszenz erweckt auch Les Disparates von Ch. H. Hirsch (Paris, Fasquelle) und nach Palästina, in die Zeit der Saladine und ihrer Liebesabenteuer versetzt Ernest Gaubert mit L'amant et la captive (Paris, Libr. des auteurs modernes); das alte Griechenland belebt Pierre Delider in Stellae Coeli im Rahmen der Abenteuer

45) Man vgl. hierzu die Berichte seit 1899.

des jungen Tharès und dessen Freundin Sicon. Nach Altägypten lenkt MAURICE DE WALLEFFE in Le Peplôs vert (Paris, Fasquelle) und den Kampf des Heidentums gegen das eindringende Christentum erzählt Janua coeli (Paris, Dujarric) von JEHAN D'IVRAY. Die Philosophin Hypathia lehrt in Alexandrien, fasst zu dem schönen griechischen Freigelassenen Zuneigung, heiratet aber den Christen Maxime. Ihre Sünde zu dem Heiden lässt sie Seelenkämpfe durchmachen, und als sie beichtet, liefert sie der Patriarch Cyrille der wütenden Menge aus, welche die arme Dulderin zerfleischt. — Die Zeit des Perikles, in Glanz und Schande, entwirft CHARLES CALLET in Myrrhine (Paris, Flammarion) und Le livre du désir et de la cruelle volupté von JEAN DE REDNI (Paris, Edition franç.) setzt die in Deux amants de Baïa begonnenen Kourtisanengeschichten aus der Zeit des Kaisers Tiberius fort, weshalb das Buch auch den Untertitel Roman historique tibérien trägt. Das dekadente Rom tritt uns unter Domitian in La Petite Patricienne von HENRI GUERLIN entgegen, welches Werk an des Autors Epopée de César anschliesst; das Tagebuch eines Patriziers La face d'airain von OCTAVE AUBRY (Paris, Plon) versetzt in das 2. Jahrhundert. Die Zeit des Kaisers Leo 4. von Byzanz belebt der Roman Irène et les Eunuques von PAUL ADAM[46]) (Paris, Ollendorff). Es ist die Geschichte der kleinen Athenerin, von unbedeutender Herkunft, ausnehmender Schönheit und hervorragenden Geistes; sie wurde die Frau des Kaisers Leo, regierte zuerst im Namen des Gatten, dann für den Sohn, wurde vom Schatzmeister Nicophore entthront und nach Lesbos verbannt, wo sie durch Spinnen das Leben fristete.

Neben dem Osten ist Italien ein Land voller Anziehungskraft. MME JEAN BERTHEROY entwirft in Délices de Mantoue (Paris, Flammarion) das Bild eines kleinen italienischen Hofes, der dem Verfalle nahe ist. Hier wird in bitterem Hasse selbst mit Gift um die Herrschaft gekämpft. Die Herzogin Claire von Mantua hält in ihrer Herrschsucht den väterlicherseits verwaisten jungen Herzog Ferdinand von der Regierung ferne und erzieht ihn zu diesem Zwecke als dem Leben nicht gewachsenen Weichling; hierbei wird sie von ihrem Geliebten, dem Grafen Bulgarini, unterstützt. Da heiratet Ferdinand die zarte zwanzigjährige Anna Isabella, die Tochter des Herzogs von Guastalla, die in ihm die für einen Herrscher nötigen Eigenschaften zu wecken bestrebt ist. Gegen diesen Einfluss kämpfen Claire und Bulgarini, von österreichischen Diplomaten unterstützt, und wissen Ferdinand durch die schöne Venetianerin Pantella zu blenden. Claire kredenzt dieser Gift. Ferdinand, der an der Seite der ausschweifenden Pantella Habe und Ehre verloren hat, steht jetzt ohne moralische Stütze da, denn Claire speit ihm Worte der Verachtung ins Gesicht. — Wie dieser Roman im Kolorite des Quattrocento gehalten ist, so sucht La Vierge d'Avila[47]) (Sainte Thérèse), drame en cinq actes et un Epilogue, en vers, von CATULLE MENDÈS (Théâtre S. Bernhardt; Illustration théâtrale 44) den religiösen Fanatismus in Spanien wiederzugeben. Die heilige Therese, durch hohe Geistesgaben,

46) Der Autor hat früher in Basile et Sophie (JBRPh. VI, II 237) die Zeit Michaels III. behandelt. 47) Schon früher (1901) als Ste. Thérèse in Versen (Fasquelle).



glühende Phantasie und hinreissende Beredsamkeit berühmt, stammte aus einem altkastilianischen Adelsgeschlechte und war durch ihre Reinheit und Frömmigkeit berufen, den Karmeliterinnenorden in seiner ursprünglichen Form wieder herzustellen. — Bevor Werke, auf französischem Boden spielend, angeführt werden, sei noch La Reine galante, drame en cinq actes et sept tableaux en vers, von HENRI BESLAIS (Paris, Messein) erwähnt, wo nicht die leidende und gefangene Maria Stuart, sondern die liebende auf die Bühne kommt.

Die ersten Jahrhunderte des Christentums in Gallien, die Märtyrer der Stadt Lyon schildert mit oft unerbittlichem Realismus PAUL GOURMAND in Panem et Circenses (Paris, Lemerre). Die Jugend Heinrichs IV. belebt JACQUES BALLIEU in Conter fleurette (Sansot) und GASTON SCHEFER sucht in Louis XIII. (Paris, Capimont) den König nach dem Materiale des Archivs in Chantilly möglichst historisch getreu zu zeichnen — aufgeklärt, entschieden und pflichtbewusst — und HENRI BORDEAUX erzählt in Jeanne Michelin aus derselben Zeit eine Liebesgeschichte des allmächtigen Ministers Richelieu. — Les Bonnets Rouges von CHARLES LE GOFFIC (Paris, Taillandier) veranschaulicht die Bretagne zur Zeit der Erhebung der sonst so träumerischen Bevölkerung gegen die Edikte Ludwigs XIV. und das furchtbare Strafgericht, das die königlichen Soldaten hielten, indem sie überall sengten und brannten und wobei manche Schlossherrin schrecklichen Qualen unterlag. PIERRE DE NOLHAC, der schon (1904) in Louis XV. et Mme de Pompadour[48]) das Liebesleben am damaligen Hofe entrollte, sucht jetzt in Louis XV. und Maria Leszcynska (Berlin-Leipzig, Hüpeden-Merzyn) möglichst eingehend und objektiv das Leben dieser Königin zu behandeln und GABRIEL NIGOND führt in Le Coeur de Sylvie (Paris, Bouffes Par.) eine sentimentale Intrigue aus dieser Zeit vor. — Den Einfluss der philosophischen und sozialen Bestrebungen des 18. Jahrhunderts auf das Einzelnindividiuum versucht HENRI D'ALMÉRAS in Le Marquis de Sade (Paris, A. Michel) klar zu legen, denn der Autor, der schon durch Fabre Eglantine, Les Dévotes de Robespierre, Emile de Ste.-Amaranthe, Cagliostro hinreichend bekannt ist, zeichnet in dem vorliegenden „Roman de l'histoire" seinen Helden, den Menschen und Schriftsteller, nach bisher unveröffentlichten Dokumenten als „fils dégénéré de la philosophie du XVIIIe siècle", so dass uns manche bisher unbekannte oder unklare Seite dieses sonderbaren Charakters und der damaligen sozialen Zustände beleuchtet wird. Dem interessanten Buche, welches mit bezeichnenden Bildern geschmückt ist, ist eine achtenswerte Bibliographie von Sades Werken beigegeben. — Eine romantische Erzählung aus der Zeit Ludwigs XVI. und dessen unglücklichen Sohnes liefert RAOUL GAUBERT in Jean sans terre (Paris, Sansot). — Zu dem Interessantesten, was von Memoirenliteratur über die französische Revolution in diesem Jahre erschienen ist, gehören die Memoiren der Baronesse Cécile de Courtot, dame d'atour der Fürstin von Lamballe, Prinzess von Savoyen-Carignan. Ein romantisches Zeit- und Lebensbild nach den Briefen der Baronesse an Frau von Alvensleben, geb. Baronesse Loë und deren Tagebuch, zusammengestellt von

48) Siehe JBRPh. VIII, II 50, 1904.

ihrem Urenkel MORITZ VON KAISERBERG“ (Leipzig, H. Schmidt und K. Günther). Dem Tagebuch sowie den Briefen der Baronin von Alvensleben kommt historischer Quellenwert zu, und zwar enthalten die Tagebuchblätter nach den Mitteilungen der Baronesse Courtot (gest. 1803) Aufschlüsse über die Schrecknisse der Revolution und die Briefe berichten über das erste Konsulat. — Hier sei auch La famille royale au Temples; journal de la capivité von CLERY (Paris, Fayard) erwähnt. Die Revolutionszeit in der Vendée belebt neuerdings CHARLES FOLEY[49]) in Les Mauvais Gars (Sammlung Romans honnêtes; Mame). Die schöne Lucile de Kerval schwört ihrer Amme zuliebe bei der heiligen Jungfrau Geschwisterliebe zu deren Sohne Guillaume Loiseau. Dieser ist aber in dieser kriegerischen Zeit ein Räuber wie viele andere und bereitet dadurch der Lucile viel Kummer. Sie folgt auch ihrem Bräutigam Dominique in den Krieg, der in abschreckenden Episoden geschildert wird. Nach vielem Kummer und manchen Gefahren werden Lucile und Dominique ein Paar. — Man vergleiche zu diesem Romane Coeur de Roi, drame vendéen, von BRISAY und MOUET (Paris, Deux Masques). — Als neue Beiträge zur Napoleonliteratur[50]) sind zu nennen: Napoléon et sa famille 7. Bd. von FRÉDÉRIC MASSON (Paris, Ollendorff), Le Général Bonaparte et la presse de son époque, 1ère série, von A. BOURGEOIS (Paris, Champion), Napoléon et les femmes, Napoléon à cheval, die Mémoires du Général Baron de Marbot über den Feldzug von 1805, die Mémoires du général Guillaume Pépé (1783—1846) von BÉON MONTON (Paris, Perrin); die Kriege Napoleons finden romanhafte Behandlung in Le Cyclone von MARC VILLERS (Paris, Juven) und die Verschwörung des französischen Generals Malet gegen den aus Russland heimkehrenden Kaiser bringt der Komödien- und Revuendichter PAUL GAVAULT in Le Frisson de l'aigle[51]) (Paris, Théâtre S. Bernhardt; Stock) nach Sardous Muster auf die Bühne. Der Autor lässt den Verschwörer nicht von einer Militärkommission verurteilen und mit seinen Genossen Guidal und Lahorie auf der Ebene von Grenelle erschiessen, wie die Geschichte berichtet (29. Oktober 1812), sondern Malet geht hier durch den raffinierten, kaisertreuen Polizeiagenten Pasque — eine erdichtete Figur — zugrunde. In Napoleons Zeit spielt auch der historische Roman Le Comte de Chamarande von ERNEST DAUDET[52]) (Paris, Plon); im Rahmen der Liebe der verarmten Tochter des Herzogs von Héristal zum reichen Grafen Chamarande werden die Leiden von Auswanderern (1801) geschildert. Ein historisches Gemälde von Napoleons Einzuge in Paris nach der Flucht der Bourbonen und dessen Verbannung in Longwood entwirft CAMILLE VERGNIOL in Chute de l'aigle (Paris, Lemerre) und man vergleiche damit Napoléon, roi de l'île d'Elbe von PAUL PRUYER (Paris, Hachette). — In Deuxième Mémorandum (1838 et quelques pages de 1864) gibt die Buchhandlung P. V. Stock (Paris) den bisher ungedruckten Teil der Memoranda des Jules Barbey d'Aurevilly[53]) heraus; der vorliegende Band enthält nicht bloss wichtige

49) Siehe JBRPh. VI u. VII. Von ihm ist auch Histoire de la reine de Bohême et de ses sept châteaux erschienen. 50) Vgl. die früheren Berichte. 51) Vgl. La conspiration du général Malet par Angé de Lassus (1889). 52) Von ihm erschien bei Juven der Roman Fléau qui passe. 53) Lebte von

Details über die Denkungsweise und das Leben dieses „Vrai soldat de la plume", sondern auch leicht hingeworfene Bemerkungen und scharfe Urteile über Zeit und Menschen. So heisst es z. B. auf S. 145: Lu les Mémoires de Fouché jusqu'à neuf et un quart. — Bonaparte perdant la tête au 18 brumaire, — complètement, comme un enfant et une femme, — comme un Italien qu'il était. — Ce n'était pour sa vie qu'il avait peur, c'était pour son ambition. — Erinnerungen über die Zeit 1848 bringt Au temps passé von ALFRED MÉZIÈRES (Paris, Hachette) und die politischen und gesellschaftlichen Zustände zur Zeit des zweiten Kaiserreiches finden neue Beleuchtung in dem Buche Les femmes du second Empire von FRÉDÉRIC LOLIÉE (Paris, Juven). Da glänzt vor allem die Gräfin Castiglione, die Königin der Schönheit, die geschickte italienische Diplomatin, die Ergebung und Anhänglichkeit für Napoleon III. zeigte, aber auch freundschaftliche Beziehungen zu den Orléanisten, zu dem Herzoge von Aumale, dem Herzog von Chartres pflegte und zu dem Chef des Hauses Rothschild in intimer Beziehung stand. Diese italienische Patriotin wusste ihre Schönheit — „Sie schwamm im Rausche ihrer königlichen Schönheit" — in den Dienst Cavours zur Einigung Italiens zu stellen, so dass sie an den General Estancelin schreiben konnte: „Ich habe Italien geschaffen und das Papsttum gerettet!" oder: „Viktor Emanuel nach Rom geführt, sechs napoleonische, bourbonische und päpstliche Dynastien gestürzt zu haben — es war doch nichts Geringes, das alles gegen alle und trotz allem vorbereitet zu haben". Neben dieser „offiziösen Botschafterin" Cavours gab es da ein Gemisch, das durchaus nicht die Reinheit selbst war; eine vergoldete leichtfertige Menge von Spanierinnen, Italienerinnen, Engländerinnen etc. hielt am kaiserlichen Hofe ihr Unwesen in Liebe, Politik und geistreichen Plaudereien. Eine besonders geistreich pikante Gesellschaft drängte sich um die bekannte „Ambassadrice des plaisirs", Fürstin Pauline Metternich-Sandor. — Für diese Zeit vergleiche man das Drama La Savelli[54]) von MAX MAUREY (Paris, Théâtre Réjane = Nouveau Théâtre) und den Roman Jolie von A. BOISSIÈRE. — Kein Wunder, wenn die Katastrophe für Frankreich hereinbrechen musste! Diese Schreckens- und Leidensepoche wird uns neuerdings in Mes illusions et nos souffrances pendant le siège de Paris von MME JULIETTE ADAM (Paris, Lemerre) und in La Commune à Lyon en 1870—1871 von L. ANDRIEUX (Paris, Perrin) vor Augen geführt. — Die Volksseele des Elsass entrollt, von nicht eben neuen Gesichtspunkten ausgehend, ALEXIS NOËL in Histoire de Gervaise (Paris, Plon). Auf die spätere Zeit der dritten Republik weisen Lettres de Gabrielle Dezant von LOUIS LOVIOT (Paris, Hachette) hin. — Auf nicht französischen Boden lenkt uns JACQUES BRÈVE[55]) in Un Prince Royal, la fin d'une demi-race (Paris, Libr. Univ.), worin die politischen Unruhen auf dem Balkan Ende des vorigen Jahrhunderts in oft grellen Farben und viel intimen Details beleuchtet werden. Es wird gezeigt, wie eine Abenteuerin auf einen „der schönsten Throne Europas" kommt und mächtigen Einfluss in Krieg und Frieden besitzt, denn als

1808—1889. Siehe Anthologie des Poètes franç. cont. I. Paris, Th. Delagrave. 54) Nach einem Roman von G. Augustin Thierry. 55) Von ihm Vain amour (ib.).

es sich um einen Grenzstreit mit dem Nachbarn handelt, ruft sie aus: Il vous faut la guerre, si tu veux que ton fils règne un jour!

B. ***Gedichte.*** Einen Überblick über die reichhaltige poetische Tätigkeit der Franzosen bietet die sehr ansprechende Anthologie des Poètes français contemporains[56]) (1866—1906), Le Parnasse et les poètes postérieurs au Parnasse, von G. WALCH mit einem Vorworte von SULLY PRUDHOMME (Paris, Ch. Delagrave; Leyde, A. W. Sijthoff). Er liegen drei Bände vor. Diese geben bei jedem Dichter eine eingehende Bibliographie, eine biographisch-literarische Wertschätzung und eine Auswahl charakteristischer Dichtungen nebst einem Autograph eines jeden Dichters. Für die Reihenfolge war die Erscheinungszeit des ersten Werkes massgebend. Diese Sammlung, für jeden, der sich mit moderner französischer Lyrik befasst, sehr empfehlenswert, ist gleichsam eine Fortsetzung des 1866 erschienenen Parnasse Contemporain, recueil des vers nouveaux, weshalb auch der Herausgeber an die Hauptvertreter dieser Richtung anschliesst und die verschiedensten poetischen Schattierungen von den Dekadenten und Symbolisten bis zu den dezentralisierenden Dichtern (Régionalisme) der neuesten Zeit vorführt. So lernt man bei 200 Dichter kennen, von Théophile Gautier (gest. 1872) an bis zu Jean Louis Vaudoyer (geb. 1883). Durch diese handsame und billige Sammlung soll die Bevölkerung in direkten Verkehr mit den lebenden Dichtern gesetzt und für das Ideal erzogen werden, denn in der Einleitung heisst es: Aimer, pratiquer les poètes, c'est aimer l'humanité dans ce qu'elle a de plus noble et de plus pur. La poésie, qui est une religion, détache l'esprit des contigences, lui montre le chemin de l'Absolu; elle élève l'âme au-dessus des misères et des laideurs de ce monde et la fait planer dans cet éther lumieux qui est la vraie, la seule patrie.

Von den poetischen Schattierungen der Jetztzeit ist FRANÇOIS VIELÉ-GRIFFIN zu erwähnen, dessen letzte Gedichtesammlung Plus loin (Paris, Mercure de France) ihn als symbolistischen Dichter, „l'un de maîtres incontestés du vers libre", kennzeichnet. Er fordert von jedem Dichter: Le poète obéira au rythme personnel auquel il doit d'être, sans qu'aucun „législateur du Parnasse" ait à intervenir; et que le talent devra resplendir ailleurs que dans les traditionnelles et illusoires „difficultés vaincues" de la poétique rhétoricienne. L'Art ne s'apprend pas seulement, il se recrée sans cesse; il ne vit pas que de tradition, mais d'évolution[57]). — Ebenso frei bewegt sich der Dichter JEAN LOUIS VANDOYER in Les Compagnes du Rêve (Paris, Sansot), welche Gedichte bei oft altklassischen Anklängen in moderner dichterischer Prosa gefasst sind. Die Sucht nach neuen Formen, anscheinend gegen den „freien Vers"[58]), zeigen auch Des Légendes, des Batailles von GEORGES DUHAMEL, der seine Theorie in folgende Worte fasst: Il y a une idée qui plie les phrases selon

56) Vgl. L'Anthologie de la société des Poètes français, Paris, Bibl. générale d'édit. 57) Anthologie des Poèt. franç. II. 58) Man vgl.: P. de Bouchaud, La poétique française, le présent et l'avenir (Paris, Sansot); Georges Casella et Ernest Gaubert, La Littérature Nouvelle (1895—1905) (ib.); R. de Souza, Où sommes-nous? La Victoire du silence, études sur la poésie nouvelle (Paris, (R. Floury); Eugène Montfort in La Revue (August 1902); Aug. Dorchain, L'Art des Vers (Paris, Bibl. des Annales pol. et litt. 1906); Adolphe Retté in Revue und die Studie L'Art des Vers von C. Poinsot (Paris, Vox).

l'harmonie du chant. Et il n'y pas de plus sûr guide que l'instinct pour faire changer de rythme selon l'idée. — Auch die oft sehr formfreien Dichtungen La lisière blonde von GEORGES PERIN (Paris, Messein) können hier verglichen werden.

Irrtümlich wird EMILE VERHAEREN auch mit seiner jüngsten Sammlung La multiple splendeur (Paris, Merc. de France) zu dem Symbolisten gezählt; er ist aber vielmehr der naturalistische Dichter, der es versteht, in die Seele des modernen Menschen hinabzusteigen und den lyrischen Ausdruck, das gestaltende Wort für das zu finden, was den Menschen in dem Streben nach einer besseren Zukunft drängt; er singt:

J'existe en tout ce qui m'entoure et me pénètre.
— — — — — — — — — — — — —
Tout m'est caresse, ardeur, beauté, frisson, folie,
Je suis ivre du monde et je me multiplie
Si fort en tout ce qui rayonne et m'éblouit
Que mon cœur en défaille et se délivre en cris.

Abkehr vom Symbolismus und Romantismus zeigt das Haupt der Ecole romane und der Renaissance romane JEAN MORÉAS in Les Stances[59]) (Paris, Mercure de France) und Paysages et sentiments (Paris, Sansot), obwohl ihn Anatole France noch den Ronsard des Symbolismus nennt, und HENRI DE RÉGNIER[60]), der sich nach und nach von Mallarmé, dem Haupte der symbolistischen Schule[61]), entfernte und den Parnassiens zuneigte (Jeux rustiques et divins, 1897; Les Médailles d'argile, 1900), wendet sich in La cité des eaux[62]) und La sandale ailée (Paris, Mercure de France) der Natur zu, denn in dem Gedichte La forêt singt er:

Je viens à toi, forêt, je veux vivre. J'oublie
Que tu fus autrefois fabuleuse à mes yeux.
Les héros de mon rêve en ont rejoint les Dieux.

Auch inhaltlich zeigt sich bei manchen eine gewisse konservative Richtung. AUGUSTE ANGELLIERS gibt in Dans la lumière antique (Paris, Hachette) eine psychische Stimmung, die an die stoische Moral erinnert und BERNARD STELLER (= Mme Besnier) vertritt in seinen oft dezentralistisch angehauchten Gedichten Gerbe d'Armelle, Fleurs d'Amour eine ideale Weltanschauung. Diese Gedichte sind vor allem tief menschlich gefühlt, besingen in düsteren und freudigen Tonarten die bretonische Heimat —

La race courageuse et pourtant pacifique —

und betrachten dabei das Leben als eine von Gott gesetzte Aufgabe:

Mais vivre c'est la loi que Dieu nous a donnée!

und den Tod als kein Sterben, sondern als eine Vereinigung mit Gott:

Mourir dans le triomphe, entrer dans votre gloire,
O mon Dieu! vous connaître. Et vous nous abreuver . . .
Jouir de votre amour et de notre victoire,
Mourir! nos faibles cœurs n'auraient su le rêver!

---

59) Stances Ier et IIe livres (1899), IIIe à Ve (1901), zuerst zerstreut in Zeitschriften erschienen. 60) Von ihm auch Esquisses vénitiennes (Collection de l'art décoratif, 1906). 61) Vgl. Le Symbolisme, Anecdotes et Souvenirs von A. Retté (Vanier). 62) Siehe Bericht III.

Ebenso gottergeben ist der Dichter CHARLES DANIÉLON in Heures lyriques et chrétiennes (Paris, Fontemoing) und Frömmigkeit mit Vaterlandsliebe verbindet FRANÇOIS COPPÉE in Des vers français (Paris, Lemerre), von welchen Gedichten der Autor sagt, sie seien entstanden: „en des heures cruelles pour les hommes de patriotisme et de foi." Vaterlandsliebe atmen auch Chants de guerre von EMILE MASIOTTE (Paris, Ch. Marchand) und tiefer Liebe zum Vaterlande verdanken auch die Contes des Temps passés von CAPITAINE DAVID (Lyon, A. Rey) ihre Entstehung. Der Autor schöpft aus der Geschichte und aus seiner eigenen Erfahrung, denn:

Au hasard des garnisons et des voyages,
dans l'amour de toutes ces petites patries qui ont
fait la patrie française,
sans prétention,
j'ai fait ces vers.

Er geht bis in die Zeit des Prokonsuls Caesar zurück, als dieser den Häduern (58 v. Chr.) gegen die Helvetier zu Hilfe kam (Le Sacrifice de Cuiron), entrollt ein Bild aus der Zeit des grausamen Kaisers Caligula (Un festin sous Caligula) und schildert den Kampf des wachsenden Christentums gegen das absterbende Heidentum in Gallien:

Oh! ces chrétiens . . . L'Empire était grand avant eux.
Mais quel est-il enfin ce Dieu, ce Dieux des gueux,
Ce Dieu rude qui trouve aujourd'hui tant d'apôtres?

Legendenhafte Dichtungen (Espervier du roi Gondeband, La bataille de Vézeronce, Une bonne farce du Roi Gontran etc.) bilden den Übergang zum Kampfe des Islams gegen das Christentum in der Schlacht zwischen Tours und Poitiers (Les Sarrazins, L'Emir de l'Oisans):

Mahomet ou Jésus! quel sera le plus fort!

Die Regierung Karls des Grossen wird in La Vision de Charlemagne als göttliche Sendung hingestellt und daran schliesst sich eine Reihe mittelalterlicher poetischer Erzählungen mit oft didaktischem Ausklange (Légende de Jasseron) bis auf die kriegerische Jeanne d'Arc (Jehanne, ange de la Patrie!) und den ritterlichen Bayard. Hierauf erschliesst der Dichter eine andere Geistesrichtung in „Renaissance":

Et des Féodaux le temps est compté.
Le Génie humain marche à pas immenses,
Il jette partout les fières semences
D'où le grain nouveau surgira, mûri.

Zum Schlusse widmet der Dichter dem Andenken seines Vaters einige Dichtungen über den deutsch-französischen Krieg:

Aux durs souvenirs de la Guerre
Je veux donner quelques instants.

Er gedenkt dabei mit Wehmut an Sedan und Metz; die Niederlage entlockt ihm die Fabel Le Lion et les Singes und so bricht die alte Wunde der Rache wieder auf (Rêve de Soldat, Devant Aubervilliers, Soldat), so dass er in dem Gedichte Quand même schliesst:

Qu'ils mènent, les rieurs, gaîment nos funérailles!
Hélas! Je ne veux plus la guerre pour demain,
Il faut des cœurs de fer pour le fer des mitrailles.

Mais, espérant toujours dans le Dieu des batailles,
A nos vieux ennemis je ne tends pas la main.

Hier möge auch die dichterische Behandlung des als legendäre Persönlichkeit und als Ritter ohne Furcht und Tadel bekannten Seigneur Bayard (1476—1542) in der Heroide Bayard von EUGÈNE LAMBERT (Paris, H. Daragon) eine Stelle finden. Dieser Ritter — cœur de lion — hat sein ganzes Leben dem Ritterdienste fürs Vaterland gewidmet:

Mon âme à dieu, ma vie à la France, mon bras
Au fer . . .

und sein Ruf gleicht dem Äther im Weltenraume:

Mon renom répandu comme l'air dans l'espace!

Dabei versteht er aber auch den Frauendienst; er dankt der Vorsehung für diese Gabe, denn man solle nicht sagen, Bayard verstehe nur zu kämpfen und zu trinken:

Bayard ne sait donc plus que combattre et que boire —

Die Schönheit der Frauen habe in ihm Hochachtung und Güte den Helden gegenüber erweckt, nicht wie bei Tausenden von andern Rittern, denen die Liebe, diese Geisel des Rittertums, oft eine mächtige Verräterin geworden ist. Er trotze jedoch jetzt allen weiblichen Reizungen, lasse die schöne Gefangene frei, wolle weder Herzog noch König werden, sondern bleibe seiner Pflicht gegen das Vaterland treu:

J'immole cet amour, Sainte Chevalerie!
Au plus large et plus grand amour de la Patrie.
A cet amour puissant, en l'Eternel Amour,
Garde-moi le cœur pur jusqu'au dernier jour.

An das Carpe diem des Horaz erinnert GEORGES PERIN in La lisière blonde (s. oben) wie auch EMILE DESPAX in La Maison des Glycines (Paris, Merc. de France), denn wie schon früher (1902) in Au Seuil de la Lande gilt auch hier noch mehr als Lebensdevise!

Vis sans douleur! Ecoute et vois! Sache sourire!

Man vergleiche hiezu die optimistische Lebensanschauung in La Vie enchantée von J. VALMY-BAYSSE (Paris, Sansot) und die heitere Lebensphilosophie in De la Seine à l'Arno von dem greisen Dichter CHARLES LIMET. — MME CLAUDE FUNCK-BRENTANO strebt in Les Appels (Paris, Sansot) nach Schönheit des Lebens und LÉONTINE DESBOUCHAGES (LÉO GLADÈS) drückt in Rêves et Souvenirs (Montpellier, Edit. des Nouvelles Annales) die Sehnsucht nach Liebe und dem bescheidenen Glücke aus. Doch die Liebe, dieses Geschenk des Himmels (vgl. Vous n'avez plus d'amour), ist tief im Frauenherzen — insondable mystère — verborgen und oft schwer zu wecken; das wahre Glück könne nur in Liebe erblühen —

Quand on va deux à deux, loin du bruit, loin du trouble —

und wird durch die Religion und das Verständnis für die Schönheiten der Natur, der Ehrfurcht gebietenden Alpenwelt erhöht. Deshalb flieht der Dichter die Grosstadt:

Dis, fuyons bien loin l'immense ville,
La foule m'effraie et je crains le bruit.

Im Einklange damit steht auch des Dichters Ansicht über die Frauenfrage (Féminisme); diese ist für ihn eitel, denn das Weib ist dazu be-

stimmt, dem Manne zu folgen und als Mutter und Gattin eine aufmerksame Hüterin des häuslichen Herdes zu sein:

Ton époux et tes fils, qu'ils soient ton fétichisme,
Fait d'amour éclairé, de gais renoncements,
Voilà le grand, le vrai, le meilleur féminisme!

Die Ehetrennung — action impie et sacrilège — ist für ihn kein Fortschritt in der Gesittung der Menschheit, sondern nur der Ausfluss eines monströsen Egoismus; er fordert daher in Le Divorce auf, an die Kinder, die Hoffnung und Zukunft des Vaterlandes, zu denken. — Damit hängt auch die Frage über den Frieden unter den Völkern zusammen (vgl. La Guerre und Matin d'avril); der Dichter ruft den Königen zu, die Kraft der Untertanen für friedliche Arbeit zu sparen und wünscht, dass alle Völker als Kinder eines Gottes in Frieden leben:

Je voudrais que les rois, les peuples de la terre
fussent unis,
Que les hommes partout sans querelles ni guerre
fussent amis.

Freilich mischt sich in dieses Glück nicht selten die Eifersucht — La jalousie atroce —; auch des Menschen Jahre schwinden und damit auch die Spannung, das Leben zu geniessen; es bleibt nur mehr die Erinnerung:

Les ans sont écoulés et leur neige couronne
Ce front désabusé qui n'a plus d'avenir;
Sauf la bonne action tout le reste abandonne;
Il n'est plus de bonheur que dans le souvenir!
L'âme de l'autre vie escompte la promesse;
Pauvre vieillesse!

Eine düstere Lebensauffassung kommt in C'était l'automne von JEAN POUJADE (Paris, Edit. du Soc.) und in Tourments von MARTIAL MARTEL (Paris, Maison du livre) oft mit einem Anhauche von diskretem Symbolismus zum Ausdruck; in Maison d'Enfance heisst es:

Je vois les lieux bénis de mon enfance,
Où fleurissait l'amour sans trahison.

Pessimismus kann als Grundstimmung angenommen werden für Ravissements et les Extases von ANDRÉ JOUSSAIN (Paris, Société franç. d'impr. et de libr.), so in Impression du soir, wo er die Vergänglichkeit besingt und dann schliesst:

Ma destinée est sœur de la vôtre-poussière
Qui vole et se disperse au gré des vents jaloux,
Comme vous j'ai grandi, dans la pure lumière
Et tout ce que je fus périra, comme vous.

Siehe auch von demselben Autor Les chants à l'Aurore (Paris, Soc. franç. d'impr. et de libr.). JEAN MOREL sieht in Au pays de la beauté (Paris, Sansot) das Leben voll Traurigkeit und Zweifel —

La Vie est un amas de tristesse et de doute —

und die ewigen Leiden der Menschheit treten dem Leser bei DUPUY in La Volupté de souffrir (Paris, Lemerre) vor Augen. Selbst in der Liebe, an der Seite der Freundin, kann der Dichter MAX DAIREAUX in

Les Pénitents noirs (Paris, Sansot) nicht an den Genuss des Lebens denken, sondern nur an den Tod:

Amie, à tes côtés, je veux surtout mourir!

HENRI STRENTZ charakterisiert seine Gedichte Le regard d'ambre (Paris, Sansot) mit den Worten:

Terreur! C'est Demain qui sur nos cœurs règne,
Il s'étend partout l'océan sans bords
Où notre Passé se convulse et saigne
Parmi des serpents coupés, sans remords.

Von den zahlreichen Dichtungen, welche die Liebe zum Gegenstande haben oder bei derselben doch länger verweilen, seien die frommen Töne in Voie lactée (Paris, Libr. Intern.) von PIERRE PLESSIS erwähnt; nach ihm bewegt sich das ganze Leben in Liebe:

C'est pour aimer que la lumière ruisselle,
C'est pour aimer qu'au firmament le soleil luit.

Hierher gehören noch: die Gedichtesammlung Poèmes (1897—1905) von JEAN DE CANORA (Paris, Vanier), Poésies (1897—1906) von ADOLPHE RETTÉ (ib.), L'âme étoilée von EMILE BLÉMONT (Paris, Lemerre), La Chanson des couleurs von MARQUIS DE PIMODAN[62]) (Paris, Messein), Les ombres et les ors von RENÉ ALBERT FLEURY (ib.), Les Grains de Myrrhé (Sansot) von ROBERT VALLERY-RADOT, Redites-vous quelque chose von MIGUEL ZAMACOÏS (Paris, Ollendorff), Quelques Vers von HENRI HERTZ (Messein), die Mondscheinträumereien Pêcheurs d'étoiles von HENRI D'ASTI (Ollendorff), Les Roses Noires von GABRIEL DE LANTREC (Messein), La Gennia von JOHN ANTOINE NAU (ib.), Première Jeunesse von EDMOND FERRAND (ib.), A l'heure de mains jointes von MLLE RENÉ VIVIEN (Paris, Lemerre), das dialogisierte Gedicht Philémon et Baucis von A. DUBRUEIL, Le Jet d'eau von JEAN MONVAL (Paris, Edit. de la Revue des poètes), Le Jardin caché von MME JEANNE CHARLES NORMAND (Paris, Soc. franç. d'impr. et de Libr.), Hommages divins von dem Neuklassiker ALBERT ERLANDE (Sansot) und Poèmes à Sylvie von EMILE HENNIOT (Paris, Edit. de Psyche). Sehr zarte, in klassischen Formen versifizierte Liebestöne schlägt oft STEPHAN LIÉGARD in Aimer, Sonnets, (Hachette) an und man vergleiche dazu Les Contes à Venus von J. REDESPERGER (Juven), Le danseur aux caresses von J. D'ADELSWART-FERSEN (Messein), die Frauen bewundernden Gedichte Chevelures Venitiennes von EMILE RIBET (Toulouse, Brun), die Sonnette Haltes Sereines von GEORGES DRUILHET (Lemerre), die oft romantischen Dichtungen La Tempête von CHARLES DERENNES (Ollendorff) und Le Char du Rêve von J. DE CRAMPHORE (Lemerre). Der Dichter MAURICE MAGRE ist in Les Lèvres et le Secret (Fasquelle) bei der Liebe vorsichtig, skeptisch, denn:

L'amour est un but stérile
Et d'aimer un peu
C'est déjà très difficile
Et très dangereux.

62) Durch Sonnets, Lyres et Clairons, Le Coffret de Perles noires bekannt. Siehe Anthologie des poètes fr. cont. II.

Er gilt nach dem Kritiker E. Charles als „apôtre lyrique des plèbes plaintives et des virils prolétariats". — Pariserliebe besingen neben vielen anderen MME DESHOULIÈRES in Les Amours de Grisette (Sansot), ALFRED MOULY in Les Rimes cuivrées (Les Annales) und die manchmal etwas pornographisch angehauchten Verse Les Priapées von LÉO MORC (Paris, Le Soc.).

Reicher Pflege erfreut sich wie schon in den früheren Jahren die dezentralisierende Dichtung, welche zur Poésie sociale geworden ist. Zeitschriften, Vereine sind ebenso wie Volkstheater bemüht, die niederen Volksschichten für diese Richtung — Régionalisme — zu gewinnen. Zu den bekannten Zeitschriften[63]) seien noch erwähnt: Arts et Lettres, Poésie (Toulouse), Revue félibréenne, Le félibrige, La Provence (Marseille), Le feu (ib.), Les Livres nouveaux (Avignon), Revue du Midi (Nîmes), Revue du Sud-Est (Lyon; ancienne Revue forézienne illustrée, St. Etienne); Le Beffroi (Roubay), Les Annales litt. de Bretagne (Rennes), Revue de Paris et de Champagne (Reims), Revue Normande, Normandie historique, denen vielfach der ausgesprochene dezentralisierende Dichter CHARLES THÉOPHILE FÉRET[64]) als tonangebend gilt. — Mit dem Norden Frankreichs hängt in dieser Bestrebung Belgien zusammen und es sei da hier nur auf die Zeitschriften verwiesen: Antée (Bruges), En Art (Bruxelles), La Belgique artistique et littéraire (ib.), Revue générale (ib.), Le Samedi littéraire et artistique (ib.), Revue des Flandres et des Prov. franç. (Lille). — Auch die Grande Revue in Paris hat sich in den Dienst der Dezentralisation gestellt. Überall bilden sich nach dem Vorbilde der Société des Ecrivains régionaux Vereine, welche wie die Fédération Régionaliste française (F. R. F.) Kongresse veranstalten und durch Schulen und Lokalmuseen wirken. Der Verein „L'Art pour tous" hat eine eigene literarische Sektion (Section littéraire) gegründet und will durch Vorträge dem niederen Volke, den Arbeitern[65]), die aktuelle literarische Produktion bekannt machen, und so soll die Dichtung immer mehr eine Poésie sociale werden. In dieser Hinsicht ist an erster Linie der Lyoner Dichter SIMON POCACHARD anzuführen. Etwas melancholisch gestimmt, blickt er in die Vergangenheit wie in die Zukunft und schlägt in seinen früheren Dichtungen[66]) wie in den vorliegenden Nouvelles Paroles Sociales (Lyon) einen sozialen Ton an; er ist der Dichter der bedrängten, der kleinen Leute, der Armen — Je suis un attendri, je suis pour ceux qu'on brise — nimmt sich der vertriebenen Klosterfrauen, der entbehrenden Volksmassen an — Je préside aux repas de la vigne et des blés — und wehrt sich dagegen, wenn man diesen ihren Gott nehmen und neue Götzen geben will:

La Terre, Dieu banni, fut immensément vide . . .
Le Sage, s'émouvant du Trouble de la Terre,
Se fit prêtre . . . et tandis qu'il forgeait un Mystère,
Le Peuple dans le bois s'équarissait des Dieux.

63) Siehe frühere Berichte. 64) Vgl. Société des poètes de Normandie; Anthologie des poètes normands contemporains (1903). 65) Siehe Kapitel Provinz. 66) Légendes du temps présent, Au couvent, Nouvelles Légendes, Le Toit, Légendes Sociales, Paroles sociales.

Gegen diesen das Volk verheerenden Unglauben predigt er in dem Gedichte Croire!, Prière de Sœur Angèle, La Mort de Sœur Angèle, Insensés. Hier sagt er von den Religionsstörern:

Ils croient pouvoir enfin décréter nos croyances
Et proclamer la fin du Christ!
Ils proclament la fin de Christ, ces éphémères,
Ces mourants, ces morts, ces passés.

So ist der Dichter ein Priester für das Vaterland, dem schwere Zeiten bevorstehen; mit einem Anklange an die letzten Ereignisse heisst es in Les Paroles d'un prêtre:

Par la cité leur pas de haine
S'est mis en marche contre nous;
Nous commençons une neuvaine
Pour qu'à la France Dieu soit doux.

Laut erhebt er seine Stimme für das im Glauben bedrängte Volk „Pour le peuple“:

Et contre ceux qui vont portant un cœur superbe,
En qui le Christ n'a point fleuri,
Contre ceux qui sur toi marchent comme sur l'herbe,
Peuple, je jette un second cri!
Je suis pour les conscrits, je ne veux pas qu'on brise;
Je suis pour ceux qui sont trop las:
France! à tous sois patrie, à tous donne ta brise,
Que tous respire tes lilas!

Damit hängt auch des Dichters Ansicht über die Kolosination und die Auswanderung zusammen; in dem Gedichte Cléonas will Cléonas den Schwarzen am Äquator den Geist der Weissen beibringen:

Mais, là, le cerveau brûle et les ombres sont maigres;
L'île affolée, un jour, vit les sables sanglants:
Cléonas s'amusait à fusiller les nègres.

Deshalb mahnt der Dichter an anderer Stelle seine Landsleute:

Ah! n'émigrez jamais! La Terre qui fit l'âtre
Où se chauffèrent vos aïeux
Vous devînt-elle, à vous, froid ou marâtre!

Man vergleiche hierzu Les Chansons du Peuple von MAURICE BOUKAY (Paris, Enoch).

In zahlreichen Gedichten wird mit Behagen das häusliche, ländliche Leben geschildert; so von ALFRED LEROUGE in Médailles rustiques (Messein), ABEL BONNARD [67]) in Les familiers (Paris, Soc. franç. d'Impr.) und von LOUIS MERCIER in Poèmes de la maison (Lévy). Bei diesem fühlt das Elternhaus gleichsam alles, Freund und Leid, mit:

Ma maison a souffert . . . Mais les chagrins et l'âge
Ont mis en elle un charme émouvant et sacré.
On ne sait quoi d'humain respire en son visage;
Et ses yeux semblent beaux d'avoir souvent pleuré.

Andere Dichter weihen ebenfalls ihre ganze Kraft ihrer Heimat, ihrer Provinz; so belebt ANDRÉ MARY — einer der besten „Poètes régio-

---

67) Siehe über ihn in Mercure de France (1. Sept.) von Jean de Gourmont.

nalistes“ — wie früher in Les symphonies pastorales jetzt in Les Sentiers du paradis (Sansot) seine burgundische Heimat. Begeisterung für den Süden — beau sol qui palpite — atmen die Chants du soleil von MME MARIE DE SORMIOU (Plon), für welche die ganze Natur in musikalischen Tönen gestimmt ist:

C'est un chant de lumière et d'ailes!

AMÉDÉE PROUVOST, dessen Ame voyageuse und Poème du Travail et du Rêve schon von früher bekannt sind, verherrlicht in Sonates au claire de lune (Lévy) den südlichen Himmel mit den heimischen Geländern und dem Elternhause:

Voici que nous t'avons retrouvée, ô maison,
Comme après une absence on retrouve un ami.

Zu den Sängern des Südens gehören ALEXANDRE ARNOUX mit L'Allée des Mortes (Sansot), G. GAUDION mit Le Jeu docile (Sansot) und Des petits pas sur la Pelouse (Toulouse, Poésies), ferner R. FRÈNE, LOUIS ESTÈVE etc. — Die Languedoc[68]) besingt PAUL HUBERT[69]) in dem von der Akademie mit dem Preise Sully-Prudhomme (1906) gekrönten Werke Les Horizons d'or (Ollendorff). Ein Dichter reinsten Regionalismus ist PAUL BESNARD in seinen Gedichten Au pays de Sologne und neuestens in D'Orléans à R'morantin, poésies et nouvelles de Sologne (Paris, Ed. Cornély). Er zeichnet hier vor allem das bäuerliche Leben, den Bauern von Sologne mit seiner derben, oft zynischen Sprache, seinen Trivialitäten und Leidenschaften, die oft an die Urwüchsigkeit eines Rabelais erinnern. In der Vorrede von Paul Sonniès heisst es: Il n'a pas craint d'employer le dialecte solognot . . . Les paysans finauds parlent dans son livre comme ils parlent dans la vie. Les Chansons solognotes de Paul Besnard sont salées, poivrées, avec un tantinet de piment politique. — So ist das Gedicht C'qu'i sont les Solignots voll politischer Anspielungen:

Quand n'on vot', n'on douet ben prend' garde.
De toujou mett' le bon bull'tin
Car des foués, l'Monsieu et son garde
I s'intéress'nt ben au scrutin.
Si n'on est coumarçant d'village,
Faut qu' n'on ay' la boune opignion,
N'on vous dit: si vous ét's pas sage,
Vous me fournirez pas, mon mignon!

Ernste und heitere Weisen über die Champagne, der Dichterin Heimat, schlägt MLLE CÉCILE PÉRIN in Vivre! (Reims, Revue litt. de Paris et de Champagne) an und CHARLES DE BUSSY besiegt in Rayonnements (Stock) alles, was er immer gesehen, in seiner normannischen, an den Ufern des Mittelmeeres — cette mer immobile et comme en marbre bleu —:

Ma joie et mes douleurs, toute ma vie entière!

Erinnerungen an die Bretagne und die Normandie bringen auch FRANÇOIS YARD in l'An de la Terre (Sansot), der schon erwähnte

68) Vgl. Grande Revue, oct. 1906, poètes languedociens. 69) Von ihm auch Au cœur ardent de la cité. 70) Vor ihr Reflets sur le Sable et sur l'eau 1903.

Dichter B. STELLER in Gerbe d'Armelle, fleurs d'amour, ALICE CLERC in Cendres de Rêves und CHARLES LE GOFFIC in L'Ame bretonne, synthèse de la Bretagne d'autrefois et de la Bretagne d'aujourd'hui, welches Werk sich an die älteren Dichtungen Amour Breton (1889), Chansons bretons (1891) und Le Bois Dormant (1889—1900) anschliesst. — An diese Dichter rein dezentralisierender Richtung reihen sich andere, die sich in mehr allgemeiner Weise der Naturbetrachtung widmen; so MME A. DAUDET in Au bord des Terrasses (Lemerre), ANDRÉ CORTHIS in Gemmes et Moires (Fasquelle), JEAN VERSANE in Le fleuve (Messein); HENRI CORBEL besingt in Bois enchanté (Bibl. de Neuilly-Revue) bald den Frühling, die sonnige Flur, bald den stillen Wald —

La forêt, où sont nés les nids et les chansons
Bleuit en sommeillant au bord des vastes plaines —

und THÉO VARLET setzt in Notations (Le Beffroi, à Douai) seine in Notes et Poèmes (1905) schon bekundete Naturschwärmerei fort:

Printemps, Soleil!
Fini l'hivernage, et de ruminer.

Einige Dichter besingen das Ausland; so JULES LECLERCQ in den exotischen Ergüssen Spectacles d'outre-mer (Lemerre) und SYLVAIN DÉGLANTINE eröffnet in La lyre Malgache (Messein) der Poésie regionaliste ein neues Feld; es ist gleichsam ein poetisches Tagebuch, in dem der junge Dichter Reiseeindrücke auf dem Meere und in den Kolonien niederlegt. — Auch das benachbarte Belgien weist, wie schon erwähnt, eine reiche dichterische Tätigkeit auf und es sei hier nur auf die Dichtungen verwiesen: Les Poèmes vivants von L. DAASEN (Bruxelles, Lamartin), Les Roses Blanches von J. DELACRE (ib.), Le pain quotidien von H. VAN DE PUTTE (Bruges, Herbert), Le Chant des Trois Règnes von G. REMACKER (Bruxelles, Edit. de Durandal), Chants sans musique von L. MOREAU (Liège, Edit. Artistique) und viele andere[71]. — Die Schweiz ist durch JULES COUGNARD (Lazarille) mit den humorvollen Gedichten Cassons les Anailles und durch BURNAT PROVINS mit Chansons rustiques (Vevey, Säuerberlein-Pfeffer) vertreten. Die Dichterin, schon durch Heures d'Automne und Petits tableaux Valaisans bekannt, sucht in freier Form den Walliser Bauern zu zeichnen.

C. Von den ***Verstorbenen*** dieses Jahres seien erwähnt:

Philibert Audrebrand, geb. in dem kleinen Städtchen St. Armand-Mont-Rond (Cher) am 31. Dezember 1815, gest. am 10. September 1906 in Paris als der Nestor der französischen Schriftsteller und der Presse. Sein Biograph sagt von ihm: Polygraphe dont la plume fertile a brossé un nombre incalculable de chroniques et s'est essayé dans tous les genres. — Mitarbeiter fast aller Zeitschriften in Paris, schrieb er zahlreiche Kritiken und historische Studien: Histoire de la Révolution du 18 mars, Nos Révolutionnaires, Petits Mémoires d'une Stalle d'orchestre, Léon Gozlan (scène de la vie lit.), Alex. Dumas à la Maison d'or;

71) Zu belgischer Dichtung vergleiche man: La Littérature Belge von Joseph Bonhée (Bruxelles, A. Dervit 1906); Les Lettres franç. dans la Belgique d'aujourd'hui par E. Gilbert (Sansot); Anthologie, préf. de M. Wilmotte, Edit. de l'Astoc. des Ecriv. belges.

Romane und Novellen: Les Mariages d'aujourd'hui, Le Drame de la Savagère, César Berthelm manieur d'argent, Schinderhannes, Le Secret de Chamblis, La fille de Cain, Les Yeux noirs et les Yeux bleus, Les Fredaines de Jean de Cérilly, etc. etc. Dramatische Werke: Le Panier de péchés, Partrie à trois, Petites Comédies du Roudoir, etc.[72]).

Eugène Baillet, geb. 1830, gest. April 1906, bekannter Volkssänger; Werke: Chansons et poèmes (1901) etc.

Jules Adolphe-Aimé-Louis Breton, gewöhnlich Jules Breton genannt, geb. am 1. Mai 1827 in Courrières (Artois), gest. am 5. Juli 1906 in Paris; bekannter moderner Landschaftsmaler[73]), wurde erst 1868 von Th. Gautier, Eug. Fromentin, Heredia und Lecomte de Lisle für die Poesie gewonnen, d. h. es wurde erst von diesen dessen dichterisches Talent geweckt und Heredia, der ihn in die Kunst einführte, sagte von ihm: L'éducation de mon magistral élève fut courte. Il avait le sens inné des vers, et il lui suffit de quelques causeries pour en savoir tous les secrets. — So lebten beide Künste, in gleicher Weise gepflegt, in ihm ganz dem Dienste seiner Heimat, die er in Bild und Vers verherrlichte. Werke: Les Champs et la Mer, poèmes (Lemerre, 1876), Jeanne, poème couronné par l'académie franç. (Charpentier, 1880), Oeuvres poétiques (1867—1886). Prosawerke: La Vie d'un Artiste (Lemerre, 1890), Un peintre paysan (ib. 1896), Savarette (Geschichte eines Malers) (ib. 1898), Dernier Rayon, Nos peintres du siècle (Soc. d'édit. art., 1900), Délphine Bernard; Biographie (Lemerre, 1902). Mitten in der Arbeit an dem Werke La Peinture ereilte ihn der Tod.

Ferdinand Brunetière, geb. am 19. Juli 1849 in Toulon, gest. am 9. Dezember 1906 in Paris, bekannter Literaturhistoriker und Kritiker; studierte in Marseille und Paris (Lycée Louis Le Grand), ging 1870 als Student in den Krieg, brachte sich dann mühsam weiter, bis es ihm gelang, Mitarbeiter der Revue Bleue etc. und 1875 der Revue des Deux Mondes zu werden, in deren Dienst er bis zum tonangebenden Direktor (1893) emporstieg. 1894 wurde er Mitglied der Akademie und Conférencier der Ecole normale. Er huldigte in seinen Schriften einem gemässigten Klassizismus und stand der altfranzösischen Literatur, dem Naturalismus und Symbolismus ablehnend gegenüber. Von seinen zahlreichen literarhistorischen Werken seien genannt: Le Théâtre français, Histoire et Littérature, Questions critiques, Essai sur la littérature contemporaine, Le Roman naturaliste etc.; Sur le chemin de la croyance, Questions actuelles, Le Roman Naturaliste, Les Epoques du Théâtre français, L'Evolution de la Critique etc.[74]).

Olivier Calemard de la Fayette, starb im Alter von 29 Jahren; Werke: Le Rêve des Jours.

Henri Degron, starb 35 Jahre alt; Werke: Poèmes de Chevreuse, Corbeille ancienne etc.

Charles Frémine, geb. am 3. Mai 1841 in Villedieu (auf der Halbinsel Cotentin), gest. in Paris im Juni 1906 durch Selbstmord in-

---

72) Man vergleiche die sehr heitere, kurze Biographie in Les Hommes d'aujourd'hui, VIII, 372, Vanier, Paris. 73) Eines seiner berühmtesten Gemälde ist Les feux de la St. Jean. 74) Siehe RDM. 1906; Célébrités d'aujourd'hui (Sansot).

folge eines unheilbaren Leidens, war ein eifriger Anhänger der Dezentralisation, Liebe und Verehrung für seine Heimat sind auch der Grundton seiner Werke: La Chansons du pays, avec dessins de l'auteur (Jouven), Poèmes et Récits; Au pays de Millet, avec dessins de l'auteur (Lemerre); Le Roi des Ecrechu (Dentu); Floréal (vers, Lemerre, 1869), Vieux Airs et Jeunes Chansons (ib. 1884), Bouquets d'automne (1890); Poésies (Auswahl) (Ollendorff, 1900). Mit Aristide Frémine: Armand Lebally, Les français dans les îles de la Manche.

Gaston Frommels, ein Elsässer von Geburt, siedelte sich 1871 im Waadtland an, genoss eine französische Erziehung, wurde als Priester Professor der Dogmatik in Genf und schrieb akademische Schriften, sowie liter. Studien (über Bourget etc.) und Esquisses contemporaines (Lausanne, Payot, 1891).

André Gladès (= Nancy Vuille) aus Neuchâtel als Romanschriftsteller bekannt. Werke: A gré des choses, Résistance, Le Stérile sacrifice; Florence und Momeroy (nachgelassene Werke bei Payot, Lausanne). Vgl. LE. VII (lit. Echo), Biographie von E. Rod, Semaine litt.

André Godfernaux, gest. 20. April 1906; Philosoph und Dichter. Werke: Triplepatte (mit Tristan Bernard) etc.

Emile Goudeau, geb. 1850 in Périgneux — dans ce Périgord d'ironie et de poésie — gest. am 17. September 1906 in Paris; vielseitiger Dichter und Romanschriftsteller, der an der Entwicklung der verschiedenen liter. Richtungen einflussreichen Anteil hatte. Nach Vollendung seiner Studien wurde er Professor und kam dann nach Paris ins Finanzministerium. Seine Dichtungen erschienen zuerst in verschiedenen Zeitschriften und sein erster Band machte 1878 unter dem Titel Fleurs du Bitume grosses Aufsehen. Bald gründete er mit anderen jungen Dichtern (Rollinat, Gill, Allais, Salis etc.) in der Rue Cujas die überspannte, satirisch angelegte Kneipe der Hydropaten (Club des Hydropathes), aus der das Chat Noir, die Brutstätte der Symbolisten und Dekadenten hervorging. Den „Asphaltblüten" (Fleurs du B.) folgten nach einigen Jahren Poèmes ironiques (Ollendorff, 1884), Chansons de Paris et d'ailleurs (Fasquelle, 1895), dann die Romane La Vache enragée, Le froc, La graine humaine, Corruptrice; Paysages Parisiens, Paris qui consomme; die Gedichtesammlung Poèmes Parisiens (Fleurs du B., Ciels de lits etc., illustriert von Jonas 1897); Parisienne idylle, die Phantasien Voyages du Célébre A'Kempis à travers les Etats-Unis de Paris; Les Billets bleus, Dix ans de Bohême (souvenirs). — Er war Mitarbeiter aller grossen Pariser Zeitungen. — Jean de Mitty charakterisiert ihn als „divers et complexe, souple et railleur, à la fois ironique et tendre, et original, parisien, délicat et frondeur, épris de fantaisies et de rêves bleues.

Jean Lorrain (= Paul Duval), auch Raitif de la Bretonne (siehe Journal), geb. 1855 zu Fécamp, starb am 1. Juli 1906 in Paris, behandelt in seinen Romanen die sozialen Schwächen der Zeit und rühmt sich, seine zahlreichen Werke nach der Natur geschrieben zu haben — des pages de grande luxure. — E. Charles sagt von ihm, er kultiviere „l'orchidée du cadavre rare. Il met beaucoup de femmes autour. Il écrit des romans feuilletons de mauvais lieux. Il est notre Ponson de Sérail. — Werke: L'ombre ardente (vers), Mme Montpalou, Sensations et Sou-

venirs, La Petite Classe, Propos d'âmes simples, Yanthis et Brocéliande, Ermoia et la Mandragore, Heures de Corse, Monsieur de Bougrelon, Monsieur de Phocas etc.

Emile Pouvillon, geb. 1840 in Montauban, gest. Oktober 1906 in Chambery, kam um das Jahr 1869 nach Paris, um sein Glück zu machen. Obwohl ein guter Patriot und Republikaner und von seinem Freunde, dem damals sehr bekannten Journalisten Albert Bum, überall wärmstens empfohlen, gelang es ihm lange nicht, seine Dichtungen („Façon Baudelaire") und seine Novellen (genre Erckmann-Chatrian) an Mann zu bringen; doch nach und nach öffneten sich ihm die Spalten der bedeutendsten Pariser Zeitschriften, ja selbst die der Revue des Deux Mondes, wo 1893 Bernadotte de Lourdes erschien. Er verliess selten seine Heimat, deren Kolorit in seinen Werken immer wieder hervortritt, weshalb ein Kritiker von ihm sagt: Réaliste à sa manière, rustique et paysagiste qui a décrit les Mœurs champêtres du Rouergue et du Quercy et l'amour dans les âmes naives. — Werke: Nouvelles réalistes, Césette (histoire d'une paysanne), L'Innocent, Jean et Jeanne, Chante-pleure, Les Antibal, Petites âmes, Cheval bleu, Bourdelle, Le Voeu d'être chaste, L'Image, Pays et Paysages (siehe JbFL. II), Contes pour adolescents, Mlle Clémence Jep (siehe Bericht 1904) etc.

Louis Gustave Vapereau, geb. am 4. April 1819 in Orléans, gest. April 1906 in Paris, als Verfasser des biographischen Lexikons Dictionnaire universel des contemporains bekannt. Er begann seine literarische Tätigkeit an der Seite des Victor Cousin, dem er bei dem Werke Pensées de Pascal half, war 1842—1852 Professor der Philosophie und der deutschen Literatur, widmete sich der Rechtswissenschaft, wurde Advokat, dann Präfekt von Couhal und später von Tarn et Garonne (1870—1873), wandte sich 1877 wieder dem Lehramte zu, wirkte als Generalinspektor des Unterrichtswesens (Inspecteur général de l'instruction publique) und zog sich April 1888 vom öffentlichen Leben zurück. Neben seinen Dictionnaire etc. sind noch zu nennen: seine Mitarbeiterschaft am Dictionnaire universel des Littératures, die jährliche Übersicht (11 Jahre) der wichtigsten literarischen Erscheinungen in Frankreich (L'Année littéraire et dramatique), eine französische Literaturgeschichte, kritische Betrachtungen über Molière etc.

Georges Vanor, geb. 1865 in Paris, gest. Mai 1906 ib., als symbolistischer Dichter bekannt. Werke: Les Paradis (vers), Le Tombeau du Cid (drame), Pélerinage d'art, etc.

Die französische Literatur im Jahre 1907.

A. Romane, Erzählungen und dramatische Werke[1]).

I. Staat und Gesellschaft. In den Literaturprodukten nimmt der Kampf gegen den streng katholischen Glauben, der Arbeit gegen das Kapital, des Individuums gegen die Menge, der Demokratie gegen die Aristokratie strengere Formen an und dabei tritt die Unzulänglichkeit der bestehenden Normen in Kirche und Staat gegenüber den herrschenden Ansichten immer mehr zutage. Manche soziale und politische Bestrebungen

1) Vgl. Le Théâtre v. A. Brisson.

erinnern vielfach an die Ideen, welche der bekannte Sozialist Michael Bakunin in Tat, Wort und Schrift entwickelte; daher ist auch das Erscheinen seiner gesammelten Werke[2]) gerade jetzt von grosser Bedeutung, denn seine Theorien über Föderalismus, Sozialismus, Antitheologismus etc. sind heutzutage oft geradezu Richtung gebend geworden. Kein Wunder, dass in solchen Zeiten utopistische Träumereien von einem neuen Eden erstehen, so in La Cité rebatie von E. Solari (Librairie Univ.), wo in etwas phantastischer Weise das Problem einer Zukunftswelt entwickelt wird, die sich auf den Trümmern der alten degenerierten Zivilisation aufbaut. Dagegen geisselt X. Arcane in Un Honorable (Paris, chez l'auteur, 15 rue Madame) aktuelle politische Zustände. Die Bewohner von Albigny stehen vor der Abgeordnetenwahl. Von den Kandidaten versteht es besonders Maucaire Pointe, die Massen für sich zu gewinnen, denn der Geistlichkeit und deren Anhange verspricht er mit geheuchelter Maske Schutz ihrer Rechte und Güter: Oui, Messieurs, ma mère a raison. Jamais je ne permettrai la moindre entreprise contre le culte de mes pères. Jamais je n'oublierai les cloches qui ont sonné pour mon baptême, et qui doivent sonner un jour pour mes funérailles . . . den Arbeitern sagt er die Schliessung der Kirchen und Kampf gegen das Kultusbudget zu — il n'hésita pas à prophétiser la fermeture des églises et la suppresion du budget des cultes . . . il termina en leur montrant, dans un lointain laissé intentionnellement brumeux, les biens des propriétaires et des bourgeois. — So wird er gewählt, aber Tocard verlangt als Preis die Ausweisung der Trappisten, die ja speziell ihm grosse Konkurrenz machen, und als der finanziell herabgekommene Pointu Bedenken äussert, erinnert man ihn an bekannte Tatsachen: M. Rouvier n'avait pas ces scrupules, quand il s'appliquait aux élections les fonds extorqués aux souscripteurs du Panama . . . vous rappelez-vous cette séance de la Chambre où M. Rouvier eût à se justifier d'avoir accepter les chèques de la compagnie du Panama? — Der moralisch gesunkene Tocard schlägt ein und holt sich bei dem verbrecherischen Banquier Ramaston 100 000 Franken (Le prix du crime). Im Hintergrunde lauert aber die betrogene Arbeiterschaft. Der Arbeiter Raffin (ouvrier apprêteur) deckt die Schandtat des Pointu und des Ramaston auf; Pointu zieht der gerichtlichen Verfolgung die Demission vor, hat jedoch hiebei noch die freche Stirn zu sagen, dass er den legalen gerichtlichen Weg nicht fürchte, denn hinter ihm stünden eine starke Parlamentspartei und Minister: Mon parti règne au Parlament et sur les bancs des Ministres. — So weicht er der Stimme des Volkes und fällt mit dem Fluche der Mutter in seine frühere Nichtigkeit zurück. — Politische Zustände berühren ebenfalls die unter dem Titel L'Ecole des Ministres[3]) gesammelten satirischen Erzählungen von Pierre Veber (Paris, Edition de la Vie Parisienne = Bosc)[4]) und auch Les Bateleurs:

2) Oeuvres, Bibliothèque sociologique, Paris, Stock. Diese Gesamtausgabe, besorgt von James Guillaume, enthält eine sehr detaillierte Biographie Bakunins und gleichsam das Testament dieses revolutionären Anarchisten in seinen Ansichten über das Weltall, den Staat und den einzelnen Menschen. 3) Vgl. L'homme politique dans le Théâtre moderne von Georges Pellissier in La Revue (1907). 4) Von P. Veber erschien auch Les Belles histoires (Sansot), worin er die Welt der Feen, Zwerge, Zauberer und Talismane mit der ihm eigenen Sprachgewandtheit belebt.

Jean Gabriel Norès von COMTE PAUL D'ABBES[5]) (Paris, Ambert) kann in mancher Hinsicht hierher gezählt werden. In der fingierten Stadt Mérenville lebt der Sohn kleiner Leute, Gabriel Norès. Der Vater ist Royalist, die Mutter eine fromme Frau; diese lässt nach dem Tode des Vaters den Sohn bei den Geistlichen erziehen. Als Jean wieder in seine Heimat zurückkehrt, wird er ein eifriger Anhänger der „Jungen" (La moisson de l'avenir) und kandidiert als Abgeordneter; dabei zieht er gegen die Zustände der Republik los und möchte auf seine Fahne die Rückkehr zum Königtum und zur Religion schreiben — Le salut est sous cette bannière lumineuse, dans le retour au Roi et à Dieu. — So wird er durch die Gunst der Mme Faulquières, der Frau eines Bankiers, Abgeordneter. Dies soll er aber mit seiner Liebe bezahlen! Doch er rafft sich auf und heiratet nach manchem Kampfe die reiche Tochter eines Seifensieders, denn die Norès verstehen den Wert des Geldes zu schätzen: Norès connaissait la magique influence de l'or contre lequel ne déblatèrent que les pauvres et les envieux. — So reich geworden, zieht er in seine Vaterstadt ein.

Dass bei sozialen und politischen Krisen der Mangel menschlicher Einsicht und die Unzulänglichkeit der bestehenden staatlichen und konventionellen Normen das leitende Motiv sind, spiegelt sich oft in literarischen Werken wieder. So sehen wir in Inassouvis von LELIA GEORGESCO (Paris, Sansot) die menschlichen Wünsche und Bestrebungen vielfach nicht realisiert, weil sie entweder der Wirklichkeit nicht entsprechen oder der Mensch sie nicht zu geniessen versteht. Daher erwecken oft die schönsten und erhabensten Dinge bei uns beschränkten Menschen auffälligen Zwiespalt, wie es RENÉE VIVIEN in Le Christ, Aphrodite et M. Pépin (Paris, Sansot) in philosophischer Weise zeigt. Auch dem grausamen und ausschweifenden König Christian in dem vieraktigen Versdrama Le Manteau du Roi von JEAN AICARD (Paris, St.-Martin; Flammarion) fehlt die Einsicht und er hört die Warnungen des Himmel aus dem Munde des Bettlers nicht. Als der König einst im Flusse badet, raubt ihm der Bettler zur Strafe die Kleider; jetzt wird dieser im Lande als König verehrt und Christian als Narr behandelt. Er verfällt den harten Gesetzen, die er selbst gegeben und lernt so sein Werk an sich selbst kennen. — Doch dies war nur ein Traum, der aber dem ungerechten König in einen guten und gerechten verwandelt.

Das Eindringen der modernen Errungenschaften in die stille altväterische Ländlichkeit zeichnet CAMILLE MARBO in dem Romane Blassenay-le-Vieux (Paris, Stock). Durch finanzielle Spekulationen wird das Dorf Blassenay eine beliebte Villegiatur der Pariser. Ankündigungen besagen jetzt: Blassenay, 40 minutes du centre de Paris, 50 trains par jour, appartements bien modernes et maisons à louer, terrains à bâtir . . . Der Einfluss der Grossstadt verändert mit einem Schlage die Existenzbedingungen daselbst und so bricht in mancher Familie ein schroffer Kampf zwischen Alt und Jung, zwischen dem Altangestammten und dem Neuen aus; so auch in der ehrsamen altbürger-

5) In Vorbereitung: Les Bateleurs: La Rouge (mœurs politiques contemporaines).

lichen Familie Cordier. Der Vater hält streng an dem Alten fest, will von den Neuerungen nichts wissen und leidet hart darunter, denn seinen Sohn haben die neuen Ideen zum Verbrechen geführt und seine Tochter Françoise fühlt sich auch in den alten Verhältnissen beengt; sie geht deshalb nach Paris, um sich dort im Zeichnen an modernen Meistern zu bilden. Doch sie erlebt bald Enttäuschung: von dem Lebemann Raymond Baudry entehrt, hat sie jetzt einen schweren Kampf um die Existenz durchzukämpfen. Die Mutter stirbt und der Vater stösst sie vor die Tür, denn sein Name und sein Haus sollen rein bleiben. Die verstossene Françoise wandert jetzt ins Arbeiterviertel und lebt und arbeitet hier für ihr Kind. Das Leben hat sie unabhängig, aber auch glücklich gemacht; jetzt ist sie befreit von kleinlichen, tyrannischen Vorurteilen, von den heuchlerischen konventionellen Formen, weshalb sie ihrer Schwester zurufen kann: Je mène la vie qu'il me faut. Je suis indépendante et heureuse. J'ai eu des moments durs, mais je travaille maintenant avec une sorte d'allégresse. J'ai l'impression forte d'être en possession de moi-même et de faire ma vie, non plus de la subir. J'élèverai mon fils, j'espère qu'il deviendra intelligent et libre, et quant à moi . . . . So hat Françoise im Kampfe mit der neuen Ordnung durch bittere Enttäuschungen sich selbst gefunden und gibt die Hoffnung auf neues Glück nicht auf. — Auch bei ROMAIN ROLLAND revoltiert in Jean Christophe, La Révolte (Paris, Ollendorf) der zum Manne gewordene Jean[6]) gegen seine Umgebung, bäumt sich gegen die traditionellen Ansichten und Gewohnheiten in Deutschland auf, wo man sich in Religion, Politik und Kunst der Autorität fügen müsse, und flüchtet sich daher, aus Besorgnis für sein Talent, zur romanischen Zivilisation in das freiere Frankreich. — Den Zwiespalt der alten aristokratischen Vorurteile und der Aspirationen der Neuzeit verkörpert PAUL BOURGET in L'Emigré (Plon). Der alte Marquis de Claviers Grandchamps und dessen vermeintlicher Sohn liegen hart im Streite, denn der Marquis kennt kaum die Errungenschaften der grossen Revolution und will sein Geschlecht von den modernen Anfechtungen bewahren; deshalb lässt er nur schweren Herzens seinen Sohn Landri in die Armee eintreten und es bricht ihm fast das Herz, als Landri der Welt „gefährliche Konzessionen" macht und sich mit der bürgerlichen Mme Olier verheiraten will. Landri kämpft als Soldat für die Idee der Pflicht und kann dabei als Sohn eines alten Adelgeschlechtes die Solidarität mit diesem nicht ganz abweisen. Da wird kund, dass er kein Grandchamps, sondern ein Jaubourg sei; so fliesst in seinen Adern väterlicherseits bürgerliches Blut, daher der Drang nach Betätigung seiner Kräfte, nach Verwertung der neuen Ideen. Um allen die Seelenruhe zu geben, wandert er mit seiner Frau Olier aus. Man vergleiche das fünfaktige Versdrama La Marjolaine von JACQUES RICHEPIN (Porte St. Martin; Illustration), worin im historischen Gewande (1720) die Berührung der zwei Volksschichten, Adel und Bürger, in ihren Folgen ebenso zutage tritt wie bei Bourget, denn die blonde Heldin Marjolaine hat vom Vater die aristokratischen Aspirationen und von der Mutter die bürgerliche Tat-

6) Jean Christophe: I. L'Aube, II. Le Matin, III. L'Adolescent, IV. La Révolte.

kraft und die plebeischen Neigungen ererbt. — Wie eine ganze Familie zugrunde geht, weil sie dem Gange der Zeit nicht mehr folgen kann, sehen wir in La Malepasse von MARE VILLIERS (Paris, Soc. d'Edit. litt. et art.). Der alte Thomas Romène will die Wiege seines Hauses — Malepasse —, die weite Besitzung, das stolze Schloss mit dem von den Ahnen überkommenen Prunke seinen Kindern erhalten. Doch übermässiger Luxus, Egoismus und pietätlose Intriguen sowie gänzliche Verkennung neuer Ideen lassen Hass und Neid in die Familie einziehen; die Kinder ersehnen den Tod des Vaters, um über die Reste der einstigen Grösse wie wilde Tiere herzufallen und den einst so stolzen Besitz ganz zu zerstückeln[7]). Man vergleiche den Dreiakter Les Moribonds von AUGUSTE ACHAUME (Paris, Athénée comique), wo auch eine ganze Familie im Lebenskampfe unterliegt. — Derselbe Widerstreit zeigt sich in anderen Sphären; so behandelt der Belgier[8]) G. VAN ZYPE in Les Etapes, pièce en trois actes (Bruxelles, Lacomblez), den Konflikt zweier Generationen in der medizinischen Wissenschaft. — FRÉDÉRIC MAUZENS erzählt in Coffre-fort vivant (Paris, Flammarion), wie ein armer Teufel (Beamter) einen Diamanten verschluckt; die Polizei verfolgt ihn zwar, kann aber mit ihm nicht weiter verfahren, denn kein Gesetz erlaubt, ihn zu operieren; so geht der Arme im Auslande elend zugrunde. — Unzählige Male kommen ähnliche Konflikte vor, wie MME GEORGES MALDAGNE in dem Dreiakter Le droit de la chair (Paris, Théâtre Mévisto) vorführt, wo nämlich die in Abwesenheit des Mannes gefallene Frau die Folgen durch operativen Eingriff beseitigen will. — Die bekannte Verfechterin der Frauenrechte CAMILLE PERT (Hortense Rougeul, née Cyrille) behandelt in L'Autel (Paris, Ollendorff) die Frage, ob der Mensch berechtigt sei, um grösseres Elend bei der Nachkommenschaft zu verhüten, das keimende Leben zu zerstören. Die Autorin will jedoch die Heiligkeit der Frau auch in dieser Hinsicht bewahrt wissen: Le sein de la femme est un autel que profane l'égoïsme de l'époux et de l'amant, que ravage la vénalité ou l'inconscience téméraire du chirurgien. — Besondere Beachtung verdient auch die oft verfehlte Mädchenerziehung, die neben anderen Faktoren dem Feminismus Nahrung verleiht; man vergleiche hiezu die leichtfertige Seite dieser Erscheinung in dem Dreiakter Madame Gosse von MME MARGUERITE ROLLAND (Paris, Théâtre des Arts); ferner La Soeur von TRISTAN BERNARD, den Dreiakter L'Enfant gâtée von A. DEBRAY (Paris, Théâtre Molière), den Zweiakter L'Impasse von MME C. CANDEILLE (Paris, Théâtre du Parc) und den Dreiakter La Sacrifiée von GASTON DEVORE[9]) (Paris, Antoine; Illustration théâtrale). Die Familie ist dem Autor ein Gegenstand des Studiums, besonders in Hinsicht der Erziehung; hiebei sind oft Geist und Einwirkung der Eltern ganz verfehlt, daher die oft ganz verschieden gearteten Kinder, so in der Familie des Grossindustriellen Baudricourt. Von den drei Töchtern macht die natürlich veranlagte Jeannine den Eltern besonders Kummer, denn sie wirft sich sowohl aus Liebe als auch, um die herz-

7) Vgl. L'Aryenne und Maison pour dames von Jean Lorrain (Paris, Soc. d'Edit. lit. et art.). 8) Andere belgische Dichter: Edmond Giraud, Jean d'Hinx, Iwan Gilkin, Armand Varlez. 9) Von demselben Autor: Conscience de l'enfant (1899), Les complaisances (1901), Demi-Soeurs (1902).

losen Eltern zu verlassen, dem Werkführer Dorville in die Arme und ist entschlossen, mit ihm nach Amerika zu fliehen. Ihr gegenüber stehen die zwei andern von falscher Unterwürfigkeit durchdrungenen Schwestern wie auch der geckenhafte Julien, dem Dorville ins Gesicht schleudert: Vous êtes un pauvre écrasé sous l'autorité paternelle! — Unter solchen Umständen ist Jeannine das Opfer (Sacrifiée) der falschen Erziehung und Humanität, welche die ganze Gesellschaft beherrscht: C'est parceque nous sommes dans une fausse humanité qui a violé les lois de la vie. — Andere Autoren suchen soziale Schäden auf dem Gebiete der Rechtsprechung darzustellen. So tritt GUSTAVE RIVET in dem dreiaktigen Drama Le droit du père (Théâtre Montparnasse) für das Recht des Vaters ein, den unwürdigen Schwiegersohn töten zu dürfen, um die Tochter von ihm zu befreien. Eine Satire auf einen Gerichtsirrtum enthält Placide von MALAFAYDE und G. DOLBY (Théâtre Grévin), sowie La Servitude von FERNAND RIVET (Paris, Stock). Pierre Forcas wird des Mordes angeklagt. Man sucht das Vorleben desselben, seine Militärdienstzeit, sein Verhältnis zur Schlossfrau Mme Guerre und selbst die widersprechendsten Ansichten der Experten dafür ins Feld zu führen, dass er nach dem Tode der Frau Guerre deren Mann erschossen habe und dieser nicht durch einen Zufall umgekommen sei. Man deutet auch seinen Verkehr mit dem sozialistischen Schwärmer — un Alceste de village — gegen ihn und beschuldigt ihn der hinterlistigen Rachsucht, des Mordes: Une vengeance d'une nature particulière, une sorte de jalousie posthume — un crime horrible méprisé par les plus détestables passions de l'homme, la haine et l'envie. So wird das Todesurteil über ihn verhängt. Nur der Philosoph und Sozialist Bruneau erkennt die wahre Sachlage und ruft deshalb dem Verurteilten vor den Richtern und den Geschworenen zu: Forcas, c'est la ville qui t'a condamné! — Eine satirisch-philosophische Studie über die herrschende Gerichtspraxis bringt auch der Dreiakter La maison des juges von GASTON LEROUX (Paris, Odéon; Illustration théâtrale). Das Stück führt uns Generationen von Richtern vor: die beiden Brüder Louis und Jean Lamarque liegen im Kampfe mit der alten Gerichtsbarkeit, können aber gegen die alten überlieferten Formen kaum zur Geltung kommen, trotzdem ihr Vater, der alte Gerichtspräsident, zur Einsicht gekommen ist, dass alles im menschlichen Leben, also auch die Justiz, unvollkommen sei. Da erklärt der greise Grossvater, schon längst der gerichtlichen Tätigkeit entzogen, dass die Justiz die Beschützerin der Gesellschaft, des Eigentums, der Mächtigen sei. In dieser Überzeugung habe er einst drei Revolutionäre zum Tode verurteilt, obwohl er von deren Unschuld wusste; ihre Existenz war aber eine Gefahr für die Gesellschaft. Dieses Bekenntnis des hochgeachteten Greises bewegt alle drei Nachkommen und daher soll jetzt der Kampf gegen die veraltete Gerichts- und Polizeiwirtschaft mit aller Macht neu aufgenommen werden: La terre est fatiguée de nous entendre remuer des portes de cachots. La vieille Thémis est morte! — Man vergleiche den „neuen Richter" in dem an anderer Stelle erwähnten Romane Terre ensorcelée von JEAN VIGNAUD. — Auch bei GABRIEL TRARIEUX in Elie Greuze (Paris, Fasquelle) finden sich ähnliche Anklänge. Der Held macht eine intellektuelle und moralische Krisis durch, lässt sich von den Ideen der Zeit

(mal du siècle) hinreissen, wie sie die grossen Männer von Rousseau bis Barrès gebildet haben. Der Dreyfusprozess erschüttert Frankreich bis in die innersten Tiefen — épisode qui alla passionner la France — und als das Verdikt von Rennes verkündet wird, heisst es: Elie comprit qu'une injustice anéantit la beauté du monde! Journées sombres, journées de déroute, où l'Avenir français chancelait! Das Haus Greuze steht von nun an unter der Devise: Délivrons-nous des prêtres! — Die abwechslungsvollen Ereignisse, die geheimen Vorgänge im Prozesse werden oft in grellen Farben geschildert.

Der hier anklingende religiöse Widerstreit tritt in anderen Werken in den Vordergrund, so in dem Dreiakter L'Otage von GABRIEL TRARIEUX (Paris, Odéon; Fasquelle). Serge Santenil verweigert seiner Frau die väterliche Zustimmung, die Tochter Véronique zur ersten Kommunion zu schicken, denn das könnte ihm, dem Freidenker, in seinem Fortkommen schaden. Bisher hat er sich um die Erziehung des kränklichen Kindes wenig gekümmert, und als das Kind stirbt, ist er nur für seine persönlichen Interessen besorgt. So ist nun das Kind der religiösen Meinungsverschiedenheit beider zum Opfer — Otage — gefallen. Auch in Les âmes ennemies, pièce en 4 actes, von PAUL HYACINTHE LOYSON (Paris, Antoine; Pelletan) wird das Kind das Opfer der zwei feindlichen Seelen, des Vaters und der Mutter: der gelehrte Freidenker Daniel Servan kommt von einer Forschungsreise heim und findet seine Tochter Florence ganz unter dem religiösen Einflusse seiner Frau Cécile, der strenggläubigen Grossmutter und des Beichtvaters Abbé Gudule. Nun kämpfen Vater und Mutter, beide von verschiedenen Standpunkten aus, um das Seelenheil des Kindes; dieses wird in seinem bisherigen Glauben wankend und den Lehren des Vaters gegenüber misstrauisch und unterliegt endlich, durch die Träume der Mutter tief bewegt, einem Herzleiden. — Der gleiche Zwiespalt herrscht in dem Romane Dupecus von PAUL FRAYCOURT (Paris, Stock), denn die religiöse Mutter will den Sohn zum geistlichen Stande erziehen, indes der Vater zu einem Freidenker — si seulement la cérémonie le convertissait. C'est dommage qu'un si bon homme soit du côté des mauvais — der Vater stirbt ohne kirchlichen Trost und Mutter und Sohn erhoffen die arme ungläubige Seele durch Gebet zu retten. — Abkehr von den Freuden und Enttäuschungen der Welt predigt RENÉ DE SAINT CHÉRON[10]), ein Schüler des J.-K. Huysmans, in La Jeune Fille de la Mer[11]) (Paris, Stock). Gérard Dervin, der vielfach an des Autors Charakter erinnert, lebt nach dem Tode seiner Mutter ganz der Wissenschaft, abgewandt von allen weltlichen Freuden, nur das unendliche, ewige Meer bewundernd. Eines Tages findet er am bretonischen Strande das arme, verwaiste, ideal schöne Fischermädchen Jeanne Plouvan; eine unwiderstehliche Kraft ohne irdische Leidenschaft zieht ihn zu diesem Ideal hin. Doch jedermann wendet sich von dem unglücklichen Wesen ab, die Eltern jagen Jeanne aus dem Hause, denn sie ist Mutter. Alle ihre Beteuerungen, dass sie der Matrose Gollec vergewaltigt habe, nützen nichts; ihrem Schmerze folgt noch der Spott. Selbst der ehrwürdige Pfarrer Abbé Planec warnt Gérard vor

10) Siehe Verstorbene. 11) Erschien zuerst in Revue hebdomadaire.

diesem zweifelhaft unschuldigen Mädchen. Doch für Gérard ist es unschuldig, solange dessen Schuld nicht erwiesen ist. Da stirbt das Kind und als der Matrose heimkommt, soll Schuld oder Unschuld an den Tag kommen. Im wütigen Kampfe gesteht der Unhold sein Verbrechen: Jeanne ist ein Opfer der Gewalt geworden. Rein steht sie jetzt vor Gérard und der Gemeinde da und tritt mit ihrem Retter zum Traualtar. Doch der Schmerz hat ihren Körper gebrochen und so stirbt sie nach kurzem Glücke. Als einsamen, müden Wanderer — au visage empreint de tristesse — sehen wir nun Gérard, ohne Ideal auf Erden, am Ufer der Insel Wight, wo nur das heisere Geschrei der Möven und der Wellenschlag die Einsamkeit stören; hier sucht er im Kloster seinen Kummer zu vergessen und den Frieden des Herzens zu finden: il espérait trouver l'oubli des chagrins, la sérénité du cœur, l'aurore d'une existence où ne rayonneraient plus que des amours sans déception et sans angoisse. — Die mächtig waltende menschliche Natur im Kampfe gegen das Gelübde der Keuschheit sehen wir in dem Vierakter La tentation de l'Abbé Jean von Louis Payen (Paris, Libr. Molière). Der Abbé Fourtier flösst seinem Beichtkinde Louise Gallin, einer schönen Jungfrau, Leidenschaft ein und erglüht selbst für das Mädchen; das verursacht ihm heftige körperliche und seelische Schmerzen. Er ist nahe daran, auf die Bitten der unglücklichen Mutter das Priesterkleid abzulegen, um das Mädchen vor Verzweiflung zu retten, doch er widersteht und kommt selbst dem Wahnsinne nahe. — Dagegen geht in Les Raisons du cœur von Edouard Schneider (Paris, Sansot) der Held aus diesem Kampfe zweier Weltanschauungen als Sieger hervor. Eliot schüttelt die weltlichen Lehren ab, um zur inneren Erkenntnis zu kommen — Les souvenirs doivent mourir, quand ils ne savent communiquer la vie . . . Apprends à mépriser les choses extérieures et à te donner à ce qui est intérieur et tu verras le Royaume de Dieu apparaître en toi! — So philosophiert der Held mit Pascal über Instinkt und Erfahrung, Gewissen, Pflicht, Gott etc. und kommt schliesslich zum Ausrufe: Jésus est au centre de ma conscience — Jésus Christ et la foi chrétienne! Gedanken über die Stellung des Individuums in der christkatholischen Gesellschaft gegenüber dem Protestantismus, dem er die echten Merkmale einer Religion abspricht, über die Unfehlbarkeit des Papstes etc. lassen ihn das herannahende Christfest würdig feiern und stärken ihn, den Lebenskampf aufzunehmen. — Eine ganz andere Evolution einer Seele, voll sozialer und philosophischer Reflexionen, zeigt Le Journal d'un prêtre, roman, von Ferdinand Hamelin (Paris, Stock). Der Held, ein Priester, fühlt sich mitten im bewegten Menschenleben überflüssig: nul cerveau, nul bras inactif, nulle déperdition d'énergie . . . Et moi, quelle est ma tâche? A vingt-six ans, dans tout l'épanouissement de mon être physique et moral, je reste là oisif, simple spectateur égoiste, sans rien faire! Seine Seelsorgertätigkeit scheint ihm nichtig, nur der Ausfluss menschlicher Gewohnheit und betäubenden Aberglaubens. Das Priesterkleid lastet daher schwer auf seinen Schultern, die Dogmen beengen ihn wie eine hohe Mauer. Er wirft dieses Sklavenjoch ab und will die Rechte freier Arbeit und die Rechte und Pflichten gegen sich und die Mitmenschen beanspruchen: rentrer enfin dans l'humanité. So bricht er nach hartem Seelenkampfe,

um nicht unwürdiger Priester zu bleiben, mit der Vergangenheit und beginnt an der Seite einer freigewählten Gattin ein neues Leben. — In den ganzen Roman oder vielmehr die Monographie eines Priesters sind zahlreiche philosophische Reflexionen über die Bestimmung des Menschen, das Wesen der Religion eingestreut, in denen der Autor sehr zum Modernismus hinneigt. Die durch die Liebe Christi und die Leiden seiner Anhänger gestiftete Lehre sei entartet; die jetzt herrschsüchtige Kirche habe durch ihre Auswüchse den wahren Glauben getötet und die Anhänger in ihrem Urteile beirrt. Die grosse französische Revolution habe diese kirchliche Macht und damit die Bevormundung der Menschheit gebrochen und dieser eine Zukunft der Wahrheit, Gerechtigkeit, Harmonie und Liebe eröffnet. So predigt der Autor mit prophetischem Geiste Gewissensfreiheit — entière liberté de conscience — reine Scheidung von Kirche und Staat — divorce à l'amiable. Damit steht er an der Spitze des aktuellen Kirchenstreites in Frankreich. — Versöhnlicher ist ANDRÉ LICHTENBERGER in seinem Romane Minnie (Paris, Illustration; Plon). Die kleine Minnie wirkt überall wohltuend, so auch im Hause des radikal sozialistischen Deputierten Péborde, für den katholisch und ehrbar zwei unvereinbare Begriffe sind (il est impossible d'être à la fois catholique et honnête homme), ja bringt die feindlichen Elemente, streng katholisch und extrem radikal, einander näher. — Bei diesen Erscheinungen sozialreligiösen Inhaltes sei auch der Antisemitismus erwähnt, wobei freilich die Religion als solche meist in den Hintergrund tritt, so in der antisemitischen Farce Le Diplôme von A. THIERRY und E. BERTAUX (Paris, Grand-Gignol), in L'Algérie Contemporaine; la Ville du soleil von R. H. DE VANDELBOURGH, wo bei aktuellen Ereignissen der Antisemitismus eine Rolle spielt und vor allem in dem Fünfakter Le Baptême von ALFRED SAVOIR und FERNAND NOZIÈRE (Paris, Oeuvre). Er behandelt die Rassenmischung zwischen Christen und Juden, mit einem Anhauche, die bisher immerhin unterdrückten oder doch hintangesetzten Juden zu verteidigen. Der Bankier Bloch will seine Tochter Hélène mit dem Aristokraten Coissy vermählen; dazu muss sie Katholikin werden und so lässt sich die ganze Familie bis auf die streng orthodoxe Grossmutter taufen. Dem Hause Bloch blüht jetzt angesehene Stellung. Da tritt aber Helene, durch den Mystizismus von Lourdres geblendet, in ein Kloster und die ganze Familie Bloch läuft wieder Gefahr, das Ansehen einzubüssen. Durch ihre finanzielle Stärke bleiben aber die Bloch die Banquiers der Aristokratie.

Früher wurde schon von der Erziehung als einem sozialen Faktor gesprochen. Es seien nun hier noch die individualistische und die kollektivistische Bestrebung erwähnt. ABEL FAURE widmet sein Werk L'Individu et l'Esprit d'autorité du moyen âge à la Roi Falloux (Paris, Stock) der Volkserziehung, von der er sagt: La véritable éducation est celle qui cultive les différences . . . L'éducation doit être individialiste. Jusqu'ici l'éducation a été sociale; elle a élevé des groupes d'individus. Die Menschen seien jedoch durch Natur, Anlagen, Bestimmung ungleich, sollten also jeder nach seiner individuellen Natur erzogen werden. Der Autor sieht in der herrschenden verkehrten Erziehungsmethode die grösste Gefahr für die Nation: Nous sommes à ce point

extrême, où le dégré d'affaiblissement de la race supprimera tout espoir de relèvement possible. — Vom Mittelalter an bis heute können wir mehr oder weniger diesen ständigen Widerstreit wahrnehmen. Napoleon habe sich zwar die Kirche ganz untergeordnet und die Erziehung dem Staate unterstellt, aber die Kirche habe allmählich wieder unter dem Anscheine der Laienerziehung das Erziehungswesen an sich gerissen — le pouvoir est laïque, mais l'Eglise monte sur le trône. — Da proponierten die falschen Individualisten das Gesetz Falloux: L'Etat conserve son monopole, mais à côté du monopole de l'Etat, la loi Falloux dresse le monopole clérical. Der Autor sieht sehr pessimistisch in die Zukunft, indem er meint, Frankreich werde bald durch seinen angeborenen kollektivistischen Sinn das Bischen Freiheit verlieren: C'est pourquoi, affaiblie, paralysée dans son évolution par des forces ennemies, la race française sentira peu à peu se tarir de ses veines la sève vitale. — Dagegen begegnen wir bei EDOUARD ROD[12]) in dem philosophisch sozialen Romane L'Ombre s'étend sur la montague (Paris, Fasquelle) die Ansicht, dass sich das Individuum der Gesamtheit unterwerfen müsse: Les droits de la personnalité s'éffacent devant ceux de la collectivité, de l'espace, de la race, de l'ensemble. Die Familie sei die Zelle des sozialen Organismus, die Leidenschaft sei nur eine zentrifugale Kraft, die man unterdrücken müsse; man dürfe das eigene Ich nicht dem Universum entgegenstellen. — Derselbe Geist weht auch in folgenden Werken: La Table Mutualiste, poème dialogué (Paris, Stock) von CHARLES DE BUSSY, das schon Ende 1906 im Theater Marigny zu Gunsten des Orphélinat Mutualiste Français aufgeführt wurde, behandelt die Segnungen dieser öffentlichen Wohlfahrtsanstalt. Das Ehepaar Firmin hat das einzige Töchterlein verloren und nun schickt die gute Fee Mutualiste die Waise Fillette, die weder Eltern noch Verwandte hat. So sind jetzt beide Teile glücklich, denn Fillette ruft aus:

Etre en famille, c'est vivre plus près du ciel.

Auch in La Gloire de Fonteclaire (Paris, Plon) stellt MME MATHILDE ALANIC wieder die Arbeit für das allgemeine Wohl, für die heranwachsende Generation in den Mittelpunkt und der absoluten Herrschaft des Geldes und des Adels gegenüber, denn die Heldin Solange findet schliesslich „als Engel der Mildtätigkeit" für das Kind ihre sie befriedigende Lebensaufgabe. Solange ist die schöne intelligente Tochter des reichen Industriellen Ferdinand Manfrey, der sie reich verheiraten will, um die Industriewerke zu erweitern; dagegen wünscht die Grossmutter der reichen Erbin — opulente héritière — den Glanz der Krone des Grafen Glanfeuil. Da tritt der bescheidene Dr. Max Obertin, ein gelehrter Schüler Pasteurs, in den Kreis; er lebt nur der Wissenschaft und damit dem Wohle der gesamten Menschheit und wirkt somit ganz im Sinne der Solange und deren Mutter Genevièvre. Kein Wunder, dass sich die jungen Leute bald finden und Solange nur an der Seite dieses Wohltäters der Menschheit ihr Glück zu finden hofft. Die Geldleute und Aristokraten schreiben diesem Eindringlinge bald interessierte Hintergedanken zu — des arrière-pensées intéressées —; deshalb geht er nach Afrika, um dort in wissenschaftlichen

12) Über Rod siehe in Revue hebdomadaire (1907) von J. Bertant.

Forschungen seine Liebe zu vergessen, und Solange sucht nach dem Tode ihrer Mutter im Wohltun ihr Glück, und als Obertin in der Fremde ein Opfer der Wissenschaft wird (à ce mal mystérieux du sommeil), öffnet sie ihre Gärten den Arbeitern und errichtet Wohltätigkeitsanstalten für die Arbeiter und die Kinder des Volkes; durch den herben Verlust ihres Geliebten erstarkt sie in der Pflicht für die Mitwelt und setzt so das Werk des Freundes fort: Solange consacra à créer du bonheur autour d'elle . . . s'occupa avec le plus grand soin des derniers aménagements de la cité ouvrière . . . Je ne donnerai ma vie à personne, puisque je n'ai pas pu la lui donner . . . Mais je continuerai de collaborer à son œuvre dans ce qu'elle eut de plus pur et de plus bienfaisant. — So strahlt bald von dem „Asile Sainte Genevièvre" nach allen Seiten Segen aus und auch die Grossmutter begreift jetzt, dass der „wahre Ruhm von Fonteclaire" diese hehre Mädchengestallt ist, von allen als „L'Ange de la Pitié" gepriesen. — Man vergleiche hierzu den Roman Aimer von Henry Buteau (Paris, Plon), worin edler Wetteifer für das Lebensglück anderer herrscht und Une ville sous le régime collectiviste von Louis Coudurier (ib.).

Eine andere Erscheinung, die seit Jahren die literarische Produktion beschäftigt, ist die Anhänglichkeit an dem heimatlichen Boden [13]. Wie bisher zahlreiche Werke, so behandelt auch Mme Claude Lemaître in Les fantoches (Paris, Flammarion) einen Provinzler (Matial Blanchard), der in Paris an der Seite der frivolen Comtesse Mareilles den Weltmann spielen möchte, aber endlich entmutigt und erniedrigt in seine bäurische Heimat zur Arbeit und ihm angemessenen Liebe zurückkehrt. — Wie der moderne Geist in die Landeinsamkeit dringt und an Stelle von Gesundheit und Lebensfreude Elend und Hunger bringt und der biedere Bauer (Gilbert Cloquet) im Kampfe gegen die egoistischen, das echte Bauernvolk zerstörenden Neuerer unterliegt, führt René Bazin in dem Romane Le Blé qui lève (Paris, Lévy) — einer tiefen sozialen Studie — vor. Diesem reiht sich der ansprechende soziale Bauernroman Au creux des Sillons von Pierre Vernou (Paris, Delagrave) an. In der Vorrede sagt A. Theuriet bezeichnend: Effrayé de la maladie qui mine sourdement nos populations agricoles, vous pensez qu'il est urgent de combattre le bon combat pour le retour à la terre . . . Le paysan subit une crise morale . . . vous avez écrit „Au creux des Sillons" pour protester contre cette désertation de la campagne . . . Er nennt die Erde „créatrice de force, de richesse et de beauté" und singt:

La terre est la nourrice aux mammelles fécondes;
Celui-là seul est fort qui boit son lait divin.

In Verlin (Burgund) lebt der reiche Bauer Blanchon, eine biedere, strenge Bauernnatur, charakterfest bis zum Eigensinn. Sein Sohn Pierre soll nicht Bauer, sondern ein berühmter Arzt werden, an dessen Ruhme sich der alte Vater einst sonnen wolle — au foyer des rénommées retentissantes. Deshalb verkauft er den grössten Teil seiner Güter — la terre se meurt, la terre est morte — und will mit dem Sohne nach Paris gehen. Der Sohn protestiert mit der ganzen Kraft seiner Seele, denn

13) Siehe auch Kapitel „Provinz" und „Gedichte".

die Erde sei für den Verständigen nicht tot; er wolle hier auf väterlichem Grunde für sich und für die Menschheit arbeiten: C'est dans le creux des sillons que je veux trouver mon pain, ma raison de vivre, et, qui sait? . . . mon bonheur peut-être. — Da jagt ihn der Vater aus dem Hause, spricht dessen Braut einem anderen zu und Pierre selbst verdingt sich als Knecht. Der alte Blanchon verliert durch unglückliche Spekulation den grössten Teil seines Besitzes; nur ein kleines mit Hypotheken belastetes Gut bleibt ihm und so niedergebeugt trifft ihn der Schlag. Jetzt kehrt der Sohn zum väterlichen Herde zurück — foyer éteint, désert, ruiné par l'ambition et la vanité du chef de famille — und beginnt an der Seite seiner Frau Madeleine sich das Glück zu gründen. Auch der Alte erkennt jetzt kurz von seinem Tode mit Ergebung den festen Willen und die Tatkraft des Sohnes: artisan de bonheur prêt bientôt à recueillir au creux des sillons deux biens que lui, son père, s'était injustement refusé à lui donner: une vie simple et un amour fidèle. — Hier sei die Rousseausche Tendenz der Rückkehr zur Natur erwähnt, die sich im Rahmen der Liebesidylle zwischen dem schwärmerischen Araber Balkassen und einer jungen Französin in dem Romane L'Oued von Marius et Ary Leblond (Paris, Fasquelle) findet. Die Erkenntnis der Rückkehr zur Natur predigt auch Le Sentiment de la Nature von Michel Epuy (Paris, Rudeval), zugleich ein Roman und eine philosophische Studie über den Einfluss der Natur auf den Menschen; zu diesem Zwecke betrachtet der gelehrte Autor die Wechselbeziehungen zwischen Natur und Menschheit seit den ältesten Zeiten und schreibt so den Roman der Liebe zur Natur, denn das Werk soll sein: L'Hyme le plus fervent qui eut jamais été proféré par un langage humain à la gloire de la Nature éternelle Mère . . . . . . Le sentiment de la Nature, la comprendre et l'aimer. Der Autor geht von dem ersten Menschen auf dem Himalaja aus, der zuerst die Natur und mit dieser die Frau liebte, und so sehen wir den Menschen bei allen Völkern im Laufe der Zeitalter immer in Liebe zur Natur als der Triebfeder des Handelns sowohl in Religion, Kunst und Literatur als auch bei dem Landmanne.

Eine soziale Gefahr bilden auch die Ein- und Auswanderung. Die Einwanderung stellt Louis Bertrand in L'Invasion, les Italiens à Marseille (Paris, Fasquelle) als eine ökonomisch-soziale Gefahr hin. Tausende von halbverhungerten italienischen Arbeitern überfluten den französischen Boden, um hier in mühevoller Arbeit die Existenz zu erringen; dadurch erhält der französische Boden, die französische Gesellschaft langsam, aber sicher ein fremdes Gepräge und die einheimische Bevölkerung leidet darunter. — Aber auch durch die Auswanderung leidet in ökonomische Hinsicht das Land. G. Forestier erzählt in Les Pointes aux Rats (Paris, Plon), wie Tausende nach Kanada auswandern; das spärlich bevölkerte Land zieht viele an, aber Klima und Bodenverhältnisse sind ungünstig und so verliert Frankreich viel kostbares Menschenmaterial.

II. Ständetypen und Charakterprobleme. Das soziale Zeitbild wird vielfach im Rahmen einzelner Gesellschaftskreise beleuchtet, teils kritisch, teils ohne diese Beziehung. Man vergleiche hiezu viele in anderen Kapiteln angeführte Werke; hier seien nur einige besonders charakteristische erwähnt: J. Esquirol geiselt in Petits et gros

Bourgeois (Paris, Stock) die Tugenden und Laster bürgerlicher Kreise. Die Witwe Mme Chatille erzieht ihren Sohn Pierre nach bescheidenen bürgerlichen Ansichten und Verhältnissen mit religiösem Anstriche; doch schon in der Klosterschule folgt er den Launen des reichen Mitschülers Paul Vernière und auch im späteren Leben, wo dieser Dank seines Reichtums vielfach bevorzugt wird und sich das Leben leichter zu gestalten weiss Da heiratet Pierre die schöne, lebensfrohe Jeanne — trop chic, trop belle pour daigner habiter une petite ville (Lyon). — Sie wird bald die Maitresse des reichen Vernière und kann so ihren liederlichen Launen nachhangen und die Reize der Welt geniessen — les élégances du monde à côté, celui des déclassées opulentes, des irrégulières grassement entretenues — ja sie will schliesslich mit Paul nach Amerika entfliehen und beide ertrinken auf der Überfahrt. Pierre eilt jetzt in seiner Bestürzung zu dem alten Vernière, klagt ihm sein Leid, und als dieser über den Verlust der Jeanne Tränen vergiesst, missversteht der einfältige Bürgerssohn Pierre diesen Schmerzensausbruch, ergibt sich dem Alkohol und setzt vor seinem Tode den Verführer seiner Frau zum Erben ein. So siegen die Laster der reichen Bürger oft über die Tugenden der kleinen, bescheidenen. — Bürgerliche egoistische Kreise führt MATHILDE ALANIC in Les Espérances (Paris, Plon) vor. Mme Boudouin-Servaize, eine blinde, alte, reiche Dame in Brie-sur-Loire, lebt nach dem Tode ihres Kindes ganz allein, ohne Stütze; aber ihr Vermögen zieht bald eine grosse Schar von Schmarotzern und Erbschleichern herbei; alle werden enttäuscht, denn die alte Dame setzt Amadine Gentin, die Gespielin ihrer verstorbenen Tochter, zur Universalerbin ein — pour reconnaître son désintéressement et sa sollicitude. — Das ganze Städchen ist empört — Brie-sur-Loire fut secouée, tout entière, de leur agitation fiévreuse . . . ou jurait à grands cris, de lui (Amandine) faire gorge, au nom de la justice. — Einen Tartuffe zeichnet TRISTAN BERNARD in der dreiaktigen Komödie Monsieur Codomat (Paris, Illustration). Die bescheidene, haushälterische Frau Codomat wird von den Liebeständeleien ihres Gemahls beunruhigt. Da lernt Codomat die leichtfertige Clotilde kennen, die sich ihm schnell in die Arme wirft, weil ihr Verehrer, der reiche Henri Lafauvette, allzu unzuverlässig ist. Doch dieser revanchiert sich und hofiert der Tochter Codomats, Francine, und der Vater gibt, schlauerweise, bald die Zustimmung zur Heirat seiner Tochter mit dem reichen Lafauvette. — Drollige Szenen aus bürgerlichen Kreisen geiselt derselbe Autor in En pays conquis (Paris, Aux Mathurins) und die Gerngrosstuerei solcher Schichten in dem Dreiakter Le flirt ambulant (ib.).

Grosse Anziehungskraft für die literarische Tätigkeit bildet die Psychologie der Frau[14]). So zeichnet MARCEL PRÉVOST in Les femmes (Paris, Lemerre) eine ganze Reihe von Frauen, ebenso PIERRE VALDAQUE in femmes charmantes (Paris, Donville), MME HENRIETTE BEZANZON in Marie-Aimée (Paris, Plon) und MAX DE BRAY in Le Journal d'une femme du monde (Paris, Perrin). Eine Ehrenrettung der im Auslande viel verkannten französischen Frau unternimmt EUGÈNE BRIEUX

14) Vgl. L'honnête femme dans le roman contemporain von Henry Bordeaux in Revue Hebdomadaire (1907),

in dem Dreiakter La française (Paris, Odéon; Illustration théâtrale). Im Grunde sei die Französin ebenso ernst, praktisch und ehrlich wie die anderen; wohl aber besitze sie mehr Eleganz und Chic. Viel Schuld an diesem falschen Rufe seien die Franzosen selbst, weshalb Marthe den Amerikaner Bartlett mit den Worten in die geziemenden Schranken weist: Monsieur, il ne faut pas juger les femmes françaises d'après nos romans, d'après nos pièces de théâtre. — Die französische Frau besitzt ebenso wie die anderen gute und schlechte Seiten, wie wir es in den Claudinenromanen der COLETTE WILLY kennen gelernt haben; als Abschluss lässt jetzt die Autorin in La Retraite sentimentale (Paris, Mercure de France) die Heldin in Gesellschaft ihrer Haustiere Ruhe geniessen, ähnlich wie MARYLIE MARKOVITCH die lebensmüde Heldin in Le dernier voile (Paris, Soc. d'Ed. litt. et art.) in Zurückgezogenheit Seelenruhe finden lässt. — Das Leben fordert von der Frau oft viel Entsagung und Kraft, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. So kämpft die junge, schöne und arme Witwe Colette Mourlames in dem Romane Contre le Sort von J. DE ROSNY[15]) (Paris, Michand) hart gegen die verführerische Welt, um ihre zwei Kinder vor Hunger und Krankheit zu schützen. Sie weist die zynischen Anbeter zurück, und erst als ihrer Hände Arbeit nicht mehr ausreicht — je suis anéantie — reicht sie mit Widerwillen im Herzen dem hässlichen Ebenezer die Hand: Elle savait qu'elle venait de renoncer à la dernière promesse du sort. Einen energischen Frauencharakter treffen wir in Volonté von GEORGES OHNET[16]), wo nur durch die Kraft der Frau die Ehre und das Glück der Familie wieder hergestellt wird. Bezeichnend sagt die Freundin Emilie: Petit Herault, tu n'es qu'un décadent du grand Herault et du moyen Herault. Tu finiras fatalement sur la paille, mon petit ami, à moins qu'une main énergique ne te soutienne. D'ailleurs au fond, n'est-il pas profondément moral que le gros tas d'or que tu possèdes et que tu n'as pas gagné toi-même, retourne à la masse de ceux qui peinent dans les labeurs quotidiens? Hélène, die Enkelin der Mme Graville, welche den alten Herault zu Reichtum gebracht, ist die glückliche Fee, die ihren lebenslustigen Mann rettet — la fortune s'écroulait, l'honneur était menacé, le bonheur débruit — sie bringt ihn wieder auf den richtigen Weg, ein guter, fleissiger und ehrlicher Mann zu werden, und ruft ihm ermutigend zu: On peut tout avec de la volonté! — Nicht minder anziehend ist die pflichttreue Frau in Sans Espoir — la Caissière von ERNEST DAUDET (Paris, Ambert). Die Heldin bleibt ihrem bis zum Verbrechen liederlichen Gatten treu, arbeitet für ihn, obwohl im Herzen eine andere unbefriedigte Liebe — elle porte au coeur l'incurable et profonde blessure d'un amour sans espoir. — Die reiche Denise schlägt manche Partie aus und heiratet den Lehrer Hautemont, der sich geschäftlichen Spekulationen hingibt und bald in Schulden gerät. Sie verdingt sich in einem grossen Lyoner Seidengeschäfte als Kassierin und er wird Geschäftsreisender. Durch Fleiss und Geschicklichkeit wird Denise im Hause fast unentbehrlich und Silvère Brantès, der Erbe des Geschäftes, fasst zu ihr Zuneigung; doch sie bleibt

15) Vgl. J. H. Rosny par C. Poinsot in La Grande Revue 1907.
16) Ohnet, Oeuvres complètes (Edition de luxe), Les Batailles de la vie (Paris, Ollendorff).

trotz aller Anfechtungen ihrem Manne treu. Als dieser neuerdings in Geldverlegenheit kommt, bestiehlt er die seiner Frau anvertraute Kasse und beschuldet sie sogar der Tat. Unter unsäglichen Leiden wird sie arretiert und erträgt nur ihres Mannes wegen alles geduldig, bis durch den Beichtvater der Täter entlarvt wird. Jetzt nimmt sich der inzwischen verheiratete Silvère der unschuldigen Denise an, zahlt ihres Mannes Schulden und Denise tritt wieder an ihre alte Stelle, trotz der Verleumdungen des Girard — ce misérable Girard — und, gealtert und durch Kummer gebeugt, lebt sie als Glied der Familie und hofft auf eine bessere Zukunft: en ce moment se ranima dans son pauvre cœur meurtri l'espoir d'un meilleur avenir. — Ebenso läutern auch Not und redliche Arbeit die energische Heldin im Romane Le Journal d'un Mannequin von Madol (Paris, Stock). Trotz des grossprecherischen Wortes, dass ein Baron de Rossy sein Brot nicht erbetteln dürfe, muss sich die reizend schöne Jacqueline Rossy in einem Modesalon verdingen, denn die ganze Familie ist verarmt — nous sommes à fond de cale —; indes ist ihr Gatte als Schriftsteller tätig, erreicht aber trotz schwerer Arbeit nichts. All die Intriguen im Pariser Modeleben widern die feinfüblige Jacqueline an, aber sie muss aushalten: Quand je pense que moi, Jacqueline, je suis comme tout ce peuple, quand je vis de leur vie, de cette vie de brute, j'ai des moments de révolte et ensuite je dégringole au découragement... Nach namenlosen Entbehrungen erfreut sie sich mit ihrem Manne an dessen literarischen Erfolgen. — Eine energisch listige Frau zeichnet Louis Artus in dem Dreiakter L'Amour en banque (Paris, Variétés), wo die junge Suzanne de Mérignan das vom Gatten im Spiele verlorene Eheglück wieder zurückerobert. — Eine heroische Lüge ziert die Heldin des Romanes Ecran brisé von Henry Bordeaux (Paris, Plon). Die heitere Frau Mathilde Monrevel findet durch ein Automobil den Tod; darob weint jedermann, denn alle liebten sie, besonders aber der Gemahl Jacques und die Schwester Mme Chénevray. Dies Andenken wird durch die Enthüllung getrübt, dass die Verstorbene keine tadellose Gattin war; Briefe zeugen dafür. Diese will die Schwester vernichten. Um dem Gatten das Andenken nicht zu trüben, tut sie eine Lüge, dass nämlich diese Briefe an Sie gerichtet seien. Doch als Jacques ihr droht, das Kind der Schwester ihrer Sorge zu entziehen, da zerbricht dieser für die Unschuld der Schwester erdichtete Schutz — écran brisé — und Jacques erfährt die ganze Wahrheit. Die Ehre der Mutter soll aber dem Kinde unangetastet bleiben und deshalb ruft er der aufopfernden Schwester zu: Gardez Juliette, inspirez-lui le culte de sa mère! — Wie jedoch bei Frauen auch oft die verderblichen Eigenschaften zur Geltung kommen, treffen wir in dem Romane La Vengeance von Maurice Paléologue (Paris, Plon). Gérard de Hauteroche liebt seine schöne, geistreiche Frau — grand charme qu'elle a dans l'esprit — mit hingebender Treue und Aufmerksamkeit, begegnet aber nur Gleichgiltigkeit, Kälte und schliesslich unbegreifliche Abneigung; dies führt sie zum Ehebruche. Er sagt ihr kein Wort des Vorwurfes und behandelt sogar das Kind, eine Frucht der Untreue, als sein eigenes; doch je mehr er ihre Neigung zu gewinnen sucht, desto mehr gebraucht sie diabolische Kniffe in Kleidung und Benehmen gegen ihn und die Gäste, um ihn fühlen zu lassen, dass ihr

Herz und ihre Gedanken einem anderen gehören: Ainsi, partout et sans cesse, je sentais entre elle et moi l'image de l'autre . . .[17]) ces idées vindicatives qui habitent dans sa tête font comme une parure qui ne la quitte pas . . . les yeux ont par instant l'éclat cruel d'un joyau magique . . . So wird sie ihm zur „rächenden Furie", die ihn in den Tod treibt. — An diese und ähnliche Frauentypen schliessen sich solche von Mädchen. HENRY DAVIGNON zeichnet in Croquis de jeunes filles (Paris, Plon) eine ganze Reihe: Snobinette, dévote, chasseresse, écrivassière, virtuose; daneben LEGRAND-CHABRIER in L'Amoureuse imprévue (Paris, Sansot) eine sentimentale alternde Jungfrau, FELIX DUQUESNET und ANDRÉ BARDE in La Maitresse de piano, pièce en 5 actes et 6 tableaux (Paris, Fasquelle), ein armes junges Mädchen, das ehrlich im Weltgetriebe bleibt und über die Gefahren triumphiert. Daran schliesst sich Monâ von AIGUEPERSE (Paris, Plon). Monâ ist das lebenslustige Landmädchen, das voller Neugierde und Übermut in die Stadt kommt, um all das Schöne und Wunderbare zu sehen; wir hören ihre Ansichten über die Ehe, der sie glücklich und für das Vaterland begeistert entgegensieht. — Ein aufopfernder Charakter ist die Heldin in Henriette Deraisme von MARCEL PRÉVOST (Paris, Illustration) und die Aufopferung führt zur Rache in dem Dreiakter La petite fille von A. DE LORDE und P. CHAÎNE (Paris, Grand-Gignol), wo die Heldin auf hinterlistige Weise einen russischen General, der ihren Bruder nach Sibirien gesandt hat, in ihre Netze zieht, um ihn zu erdrosseln.

Neben bürgerlichen Kreisen sind aristokratische vielfach Gegenstand des Studiums. Einen stolzen Aristokraten zeichnet MAURICE PALÉOLOGUE in Le Point d'honneur (Paris, Plon). Der Millionär Charles Simier lebt mit seiner Frau Marcelle und drei Kindern; der mässig begüterte Baron Hubert de Morhange ist im Hause ein gern gesehener Gast, ja Freund. Doch die schöne und geistreiche Frau — grande intelligence — reizt bald Huberts Leidenschaft und während eines Pariser Aufenthaltes treten sich beide näher. Da stirbt Charles, setzt aber vor seinem Tode den Baron zum Vormunde seiner Kinder und zum Verwalter der Güter ein; dafür soll er ein ansehnliches Gut erhalten. Er übernimmt zwar die Vormundschaft und die Verwaltung der Güter, weist aber die Entlohnung ab, denn das verbietet ihm seine Ehre. Frau Marcelle und der Baron kommen jetzt zum Bewusstsein ihrer gegenseitigen Neigung. Er sucht die Geliebte in Amerika zu vergessen, kommt aber bald zurück und jetzt wird ihm klar: entweder Marcelle in freier Liebe besitzen oder für immer entsagen, denn welche Erniedrigung für ihn, den armen Adeligen, von den Millionen einer Dame im Prunke des einstigen Freundes zu leben! — Auprès de votre fortune ma très modeste aisance n'est qu'une pauvreté. Si je vous épousais, je perdrais ma propre estime; je me déconsidérerais à mes yeux; j'aurais l'impression de me vendre. Je ne me le pardonnerais jamais et je vous en voudrais mortellement . . . Songez que je ne crois plus à rien qu'à l'honneur. Je n'ai ni foi religieuse, ni croyance morale, ni conviction politique. L'honneur est tout ce qui me reste de sacré. Du jour où j'aurais perdu l'estime de moi-

17) Vgl. den Dreiakter L'Autre v. P. V. Margueritte.

même, je n'aurais plus le goût de vivre. — So wird also Marcelle die stille Geliebte des Herrn Baron. — In dem Romane Arsène Lupin, gentilhomme cambrioleur, von MEURRICE LEBLANC (Paris, Lafitte) ist der Held ein entarteter Edelmann, der nach der Parole lebt: La façon de voler vaut mieux que ce qu'on vole. — Neben dem Adel wird der Klerus vielfach kritisch beleuchtet, so in L'Hôtel de la Nonciature von FRANCESCO DEL SOLE (Paris, Ambert). Das Werk ist „Aux auteurs de la Séparation de l'Eglise et de l'Etat" gewidmet und damit ist der vielfach kritisch-satirische Geist des Werkes schon angedeutet. Es behandelt das Treiben der römischen Delegaten auf französischem Boden, vielfach hinter den Kulissen. Gleichen Charakters ist der Fünfakter Monseigneur von CH. RAYMOND (Paris, Théâtre Molière). Man vergleiche den Roman Bénoni, mœurs d'église, von ANDRÉ BILLY (Paris, Sansot) und die Studie über den Provinzklerus Les vies encloses von GEORGES DENOINVILLE (Ps. für Georges Besnus). — Beamte aller Kategorien sind stets Gegenstand der Behandlung; so führen A. MYCHO und NORDÈVE in La famille de présense (Paris, Grand-Gignol) den unerbittlich strengen Minister vor, während PIERRE VEBER in dem schon genannten Romane L'Ecole des Ministres, roman satirique, galant et parisien, die Helden mit Spott übergiesst und L. BENIÈRE in in Les Goujons (Paris, Odéon) die Advokaten geiselt, welche zu eigenem Vorteile die Prozesse in die Länge ziehen. — Eine Satire gegen die ungebildeten, gewinnsüchtigen Ärzte, die für die Menschheit eine soziale Gefahr bilden, lieferten GEORGES THURNER in dem Dreiakter Le Bluff (Paris, Antoine, Stock), E. DE BASSAN in Les Opérations du professeur Verdier (Paris, Grand-Gignol) und MIGUEL ZAMACOÏS in L'Arriviste (ib.). Auch der Dreiakter La Maison à l'envers von FERRI PISANI und C. MARCEL (Paris, Théâtre Molière), wo ein fälschlich als geisteskrank Bezeichneter interniert wird, kann hieher gerechnet werden. — Auch das Militär wird vielfach der Kritik unterzogen, so von MME JEAN DE POMMEROL in dem Romane Le Cas du lieutenant de Sigmarie (Paris, Lévy). Der Leutnant ist mit dem von den Ahnen ererbten Enthusiasmus in die Armee eingetreten, kommt in eine Provinzstadt und wird da von Vorgesetzten und Frauen bevorzugt — fiancé à toutes les belles espérances. Doch in der öden, monotonen Kleingarnison schwindet bald jede Begeisterung, er macht Schulden, und als er nach Afrika geschickt wird, ist seine ganze moralische Kraft gebrochen und er sucht im Tode Ruhe. — Auch TRISTAN BERNARD entwirft in L'Affaire Larcier (Paris, Illustration) ein schauriges Bild des Garnisonslebens. Mau vergleiche hierzu L'Eternelle Attente, mœurs militaires, von FERNAND MÉDINE (Paris, Fontemoing) sowie den Konflikt zwischen allgemein menschlicher Pflicht und militärischem Korpsgeist in dem Vierakter Les Etoiles von JEAN JULLIEN (Paris, Théâtre Molière). Das oft abenteuerliche Leben der Soldaten der Fremdenlegion wird im Rahmen der Geschichte eines jungen Schweizers, der in diese Legion eintritt, um sich an dem Verführer seiner Schwester zu rächen, in Légionnaire par vengeance, drame militaire en 5 actes, en 6 tableaux et une apothéose von L. RANDIN (Théâtre du peuple, Lausanne) vorgeführt. — Ein neues Bild vom Leben in einem Hafen entwirft Le livre de l'amour

et de la haine von PIERRE DE KADORÉ (Paris, Juven) und der durch seine Werke (Phares et Bateaux, Le Fantôme de Terre-Neuve, Le Réveil) bekannte Marienschriftsteller LÉON BERTHAUT (Ps. Jean de la Hève) führt neuerdings den Leser wieder in das Seeleben in dem Romane L'Absente (Paris, Flammarion). — Hier sei auch La Torpille Bulle von CAMILLE VERGNIOL (Paris, Illustration) erwähnt, wo es sich um den Verrat von Geheimnissen der nationalen Verteidigung (La formule de la Poudre C) und um die Fälschung von „Torpille Bulle" handelt. — Über das Künstlertum erfahren wir interessante Ausführungen in den Mémoires de SARAH BERNHARDT (Paris, Fasquelle), durch welche sich der Gedanke zieht: „Il faut trahir très peu, car c'est très fatiguant. Il faut mépriser beaucoup et pardonner souvent." Nach ihrer Darstellung hat sie schwere Zeiten während ihrer Künstlerlaufbahn durchgemacht. Es sei hier gleich ihr sechsaktiges Drama Adrienne Lecouvreur (Paris, Théâtre Sarah Bernhardt; Illustration théâtrale) erwähnt. Dasselbe behandelt das tragische Ende dieser Artistin am Théâtre français in abweichender Auffassung von Scribe. — Den Grundgedanken, dass Künstler oft sonderbare Ideen haben, lehrt MARCELLE TINAYRE in La Consolatrice (Paris, Illustration). Der Künstler Georges Clarence ist der Sänger der Liebe (musicien de l'amour) und heiratet nach dem Wunsche der Mutter das praktisch gesinnte Taufkind Pauline. Er erlebt einigen Ruhm, aber sein 3. Stück (Princesse) erreicht nach manchem Misserfolg erst in Mailand durch die Primadonna Béatrice Erfolg. Der Künstler verlässt Weib und Kind und folgt Beatricen. Die Gattin nimmt all dies mit Geduld hin, denn les artistes ont d'étranges idées; ja sie wird ihm, als die Künsterin bei einem Theaterbrande zugrunde geht, Trösterin (Consolatrice) und erobert ihn wieder durch ihre Aufopferung der Familie zurück. — Nur die reine überlegte Liebe nutzt der Kunst, die Leidenschaft untergräbt sie; so in dem Vierakter La Rivale von HENRY KISTEMAECKERS ET EUGÈNE DELARD (Paris, Illustration théâtrale). Der leichtfertige Bildhauer André Brizeux verlässt seine treue Gattin Jane, hängt sklavisch an der Rivalin Simone und die Kunst tritt in dem Hintergrund — la flamme s'est éteinte . . . un artiste est mort . . . cruel esclave de ta chair et de tes mirages . . . Als aber das Kind unehelicher Liebe stirbt, erwacht wieder die Liebe zur Kunst und die Sehnsucht nach der Gattin; er wandert eines Tages in sein altes Atelier und erhofft Verzeihung, aber die stolze Jane weist ihn zur Rivalen zurück. — Unrealisierbarer Idealismus, der den strebenden Menschen oft zum Pessimismus treibt, behandelt der Belgier HORACE VAN OFFEL in L'Oiseau mécanique, pièce en 4 actes (Bruxelles, La Belgique art. et litt.) und in dem Stücke Les Intellectuels (Brixelles, La Belgique art.), Ebenso stellt der Roman L'Ecrasement von CHARLES FOLEY (Paris, Librairie Générale d'Education) den Kampf des idealen Künstlers mit der materialistischen Welt dar. Pierre de Barolles wird als Waise von dem reichen Onkel Maraton erzogen, damit er einst, ein treuer und wachsamer Hüter, das von den Vorfahren gesammelte Erbe übernehme — en fidèle et vigilant gardien du trésor ancestral — doch ihm schwebt ein ganz anderes Ideal vor: er will aus sich selbst heraus etwas Grosses werden, als Schriftsteller sein Brot verdienen und Ruhm ernten. So heiratet er ein armes

Mädchen und die Armut lastet bald schwer auf der ganzen Familie. Die Verzweiflung seiner Frau und seiner Kinder dünkt ihm Kleinmut und er ist glücklich ausrufen zu können: m'enlever la pauvreté, ce serait m' enlever ce qui nourrit mon activité et ravive mes énergies! . . . . . . L'argent, c'est l'ennemi! Diesen Feind bekämpft er und will in seinem Werke L'Ennemi zeigen, dass das Streben nach Geld, dieser aktuellen Triebfeder — la dangereuse tendance de mon siècle! — verwerflich sei, und er ruft seiner Frau zu: Renonçons à ces dangereux millions qui menacent notre bonheur! — Der gutmütige Onkel hat ihn trotz seiner Proteste zum Erben eingesetzt. Die Frau und die Kinder sind somit endlich der bitteren Not frei, fühlen sich glücklich, nur Pierre ist steinunglücklich und dies um so mehr, als selbst die Verleger, die Verbreiter seiner Ideen, Gewicht auf die reiche Erbschaft legen. So verlässt er jammernd seine Mansarde und sieht seine Träume schwinden. Der Künstler ist durch die materialistische Welt gehemmt, Kunst und Talent werden ausgebeutet und dann als nichtig beiseite gestellt — ils (die Künstler) seraient les lépreux de la cité nouvelle — selbst die Familie, dieser Quell des Glückes, schwindet, denn das Geld, dieser Feind, erstickt die häusliche Flamme! So hat er, während die Seinen im Glücke schwelgen, sein Ideal verloren, ist nur mehr eine „tote Seele", denn: Lui qui ne visait qu'à l'autorité morale, il n'aurait plus que la servile considération qui s'attache à l'extrême opulence. On mésurerait sa gloire à sa fortune. Son travail, pour cela même qu'il n'était plus le pain nécessaire à la famille, perdait tout prestige, toute grandeur, toute sanction. La pensée devenait inutile. Il avait perdu le chemin de sa destinée . . . le romancier se voyait rabassé au bas niveau de son siècle . . . L'inspiration était enfuie. Il éprouvait déjà, dans cette richesse maudite, cette inertie où se gagnent le froid et l'immobilité de la mort. Une âme morte! Je ne suis plus qu'une âme morte! — Eine spiritistische Künstlergeschichte erzählt MAURICE MONTÉGUT in dem Romane La Réincarnation de Christian Chaumette (Paris, Ollendorff). Christian begeht als verkannter Liebhaber und Musiker einen Selbstmord. Seine Kinder, Olivier und Grâce, leiden an unbezwinglichem Atavismus; sie suchen die Seele des Vaters. Olivier widmet sich der Musik, lebt in grossem Elende und findet eines Tages einen zerlumpten Violinspieler, der gerade „Valse pour Grâce" spielt, den er selbst nicht vollendet hatte. Der herumirrende Künstler (Bohême) wird in die Gesellschaft junger Spiritisten geführt und hier entpuppt sich, dass in diesem zerlumpten Gewande nach allen Anzeichen die Seele des alten Christian das zweite Leben führe. — Man vergleiche noch zur Charakteristik des Künstlertums Isarina la plus discrète, contes d'art, von PAUL FLAMANT (Paris, Sansot), Femme de peintre von GUSTAVE AMIOT (Paris, Lévy), den Zweiakter Mendès n'était pas dans la salle von L. MARCHÈS ET C. VAUTHEL (Paris, Oeuvre) und den Dreiakter Cabotine von F. BERNARD et A. ATHIS (Paris, Nouveautés).

Es seien hier noch die Abenteuer des Reporters Joseph Rouletabille in dem Dedektivroman Le Mystère de la Chambre Jaune von GASTON LEROUX (Paris, Illustration) und der Sportroman Monsieur, Madame et l'Auto von MICHEL CORDAY (Paris, Fasquelle) erwähnt.

III. Paris, Provinz und Ausland. Das Leben in der Hauptstadt ist auch diesmal wie in früheren Jahren als der Mittelpunkt alles sozialen Lebens Frankreichs vielfach Gegenstand literarischer Tätigkeit; so sehen wir die aktuelle Pariser Gesellschaft in La Société parisienne de nos jours von J. D'AGRÈVE (Paris, Librarie des St. Pères), La Vie de Paris von JEAN BERNARD (Paris, Lemerre), in Paris à la fourchette, der dritten Serie der Curiosités parisiennes, von HECTOR HOGIER (Paris, H. Champion) und in L'Heure qui passe; Masques de Paris; Visages de partout von GEORGES NORMANDY (Paris, Bibl. générale d'Edit.). Echte Pariser Typen führen uns ALFRED CAPUS in Histoire de Parisiens (Paris, Fasquelle) und VALENTIN MANDELSTAMM in Demi-Amours (ib.) vor. Ein Bild des geselligen Lebens entwirft in oft heiterer Weise SONIA in Le Journal d'une étrangère (Paris, Fasquelle) und H. DELORME und A. ATHIS bringen in L'Homme rouge et la femme verte, pièce en un acte et en vers (Paris, Antoine), die Liebesphantasien zweier Pariser auf die Bühne und das Quartier latin beleben Ames inquiètes von EDY (Paris, Flammarion), die Idyelle Yette von LOUIS THOMAS (Paris, Sansot) und L'Ascète von CHARLES RÉGISMANSET (ib.). In diesem Romane ist der Held Verlet ein ganz moderner und sonderbarer, aber doch alter Typus des Quartier latin, lächerlich und prätentiös zugleich. Er gilt der ganzen Umgebung als Autorität sowohl in Fragen der Wissenschaft als auch des Tages; er ist das gefürchtete und hochgeachtete Genie.

Die Frage der Rehabilitation gefallener Mädchen, dieser unglücklichen Opfer gesellschaftlicher Zustände, behandelt der Dreiakter Le Ruisseau von PIERRE WOLF (Paris, Vaudeville; Fasquelle). Auf dem Montmartre, diesem „Ruisseau", in dem manche Schönheit blüht und zugrunde geht, voll Hunger und Sorge, treiben Lebemänner und Kurtisanen ihr Unwesen; unter diesen befindet sich auch Denise Fleury, eine verführte und verlassene Arbeiterin, durch Not zur Prostitution getrieben. Sie wird von einem rohen Nachtlokalbesucher gröblich beleidigt und da tritt der Lebemann Paul Bréhant, ein Maler, für sie ein, führt sie als Modell in sein Atelier und rettet sie schliesslich vom Verderben. — Pariser Damen, in ihrem Hange, reiche Amerikaner auszubeuten, zeichnet GEORGES OHNET in Cœurs en deuil; La Bête à chagrin, Au bord d'une rivière (Paris, Ollendorff) und die List zweier Pariser Schönen gegenüber der Naivität eines Provinzlers zeigt der Zweiakter Le dernier troubadour von M. SOULIÉ und JEAN THOREL (Paris, Théâtre des Arts).

Die Flucht aus dem bewegten Grosstadtleben tritt immer wieder zutage und die Pflege des Provinzlebens, des heimatlichen Bodens wird unter der Devise „Dezentralisation, Regionalismus" eifrig gepflegt, so in Vereinen, Zeitschriften und durch Theatervorstellungen. In zahlreichen Orten findet sich ein „Théâtre de la Nature" — in Périgneux, Champigny-la-Bataille, Aix-en-Provence, Toulouse, Arles, Cauterets, Bagnères de Luchon, Barbotan, Aix-les-Bains, Biarritz (Théâtre de la Mer), Le Théâtre-aux-Champs de plein air in Aulnay-sous-Bois etc.[18]). Es mögen hier ausser den an anderer Stelle[19]) schon erwähnten Werken noch ange-

18) Man vgl. die früheren Berichte. 19) Siehe Abteilung I.

führt werden L'âme limousine von JEAN NESMY (Paris, Libr. nationale), Les Sources claires von MME MARGUERITE D'ESCOLA (ib.), La Rosière du Mont-Guercy von ANDRÉ AVÈZE (Paris, MICHEL), La Vache von NONCE CASANOVA (Paris, Ambert), Rose et „sa Parisienne" (Paris, Lévy) von EMIL GUILLAUMIN, dessen Dichtungen und Erzählungen von echt ländlicher Luft durchweht sind (La vie d'un simple, Les tableaux champêtres). Die heilige Stille eines Landdorfes zeichnet ESPINASSE-MONGENET in La vie finissante (Paris, Perrin), treffende Charakterstudien liefern EDMOND JALOUX in Ecole des Mariages (Paris, Merc. de France), HUGUES LEPAIRE in Le fardeau, roman des mœurs rustiques (Paris, Lévy) und JEAN ERIEZ in dem von Feindschaft und Vorurteilen belebten Romane Ceux de Villaré (Paris, Plon). Die Liebe zur Bergesluft weht in Le Vertige des cimes von GEORGES CASELLA (Paris, Soc. d'Edit. art. et litt.) und in der zarten Idylle La Chapelle enchantée von PAUL FAURE (Paris, Fasquelle). — In die Gironde führt JEAN VIGNAUD in La terre ensorcelée (Paris, Fasquelle), wo in die Liebesgeschichte eines reichen Weinbauers die Leidensgeschichte eines ehrlichen Friedensrichters verwebt ist. Die Leiden und Freuden der kleinen Leute, der niedrigen Arbeiter belauscht HENRI BACHELIN in Les Manigants und EMILE MOREL entwirft in Gueules Noires (Paris, Sansot) ergreifende Szenen aus dem Leben der Grubenarbeiter. — Als Dichter des strengsten Regionalismus zeigt sich wiederum EMILE MOSELLY[20]) (Pseud. für Emile Chénin) in Terres lorraines[21]) (Paris, Plon). Der durch seine landschaftlichen Schilderungen bekannte Autor steigt in die untersten Schichten seiner Landsleute hinab und lauscht hier den kleinen Leuten bei deren schweren Leiden und mageren Freuden. So zeichnet er auch hier seine Heimat und die Leidenschaften und Tugenden der Bewohner: emsig bei der Arbeit, feurig in der Liebe und bei Vergnügungen, drängt es den Mann nach angestammter Art, in den Kanälen zu rudern und von da hinaus in die unbekannte Welt. — Die Meeresküste mit ihren Freuden und oft grausen Leiden bietet stets grosse Anziehungskraft. So schildert der fruchtbare Romanschriftsteller und Dichter PAUL GOURMAND in Le Secret des Vagues (Paris, Bibl. de l'Association) in ergreifender Weise den ewigen Konflikt zwischen brutalem Instinkte und moralischem Sinne in der menschlichen Natur, wo Satan und Engel oft in einer Menschenseele hausen. Der Autor entwirft packende Szenen aus dem bretonischen Fischerleben; manchen Fischer verschlingt das Meer und so spülen auch die Wogen zwei fest einander verschlungene Leichen an die Küste. Die Obrigkeit kann die Identität nicht feststellen, denn die Wellen schweigen — le secret des vagues! Doch der Dichter nennt sie uns: es sind der Bretone Michel, im Leben wohl abergläubisch, aber gut bis zur Aufopferung und dabei schlecht bis zum Brudermorde, und die wilde Hexe Annette — perverse et diabolique — von der man nicht weiss, woher sie gekommen. Michel liebt seinen braven und geraden Bruder Pierre mit Aufopferung und Fürsorge, doch zwischen beide tritt

20) Vgl. seine Werke: L'Aube Fraternelle (Cahiers de la Quinzaine, 1902), Jean de Brebis ou le livre de la misère (Cahiers de la Quinzaine, 1904), La Vie lorraine, Le Rouet d'Ivoire. 21) Vgl. Croquis lorrain von Louis Madelin (Paris, Berger- Levrault).

die blonde, niedliche Waise Yvette, und als Pierre sie heimführt, eilt Michel auf das Meer hinaus, um seinen Schmerz zu vergessen — Oh! partir au plus vite, fuir, mettre la mer entre cette fille et lui! — Als er zurück kommt, treibt ihn seine tierische Natur bis zum Brudermorde und Yvette wird seine Frau, aber knapp nach dem Traualtare umschlingt er sein Weib in wilder Lust; da tritt die diabolische Annette, die er einst geschändet, auf ihn zu, in der Hand das Messer, mit dem er sie einst bedroht hat, und schleudert ihm die Worte ins Gesicht: Assassin et parjure! Dies reizt Michel bis zum Morde, denn es erklingen ihm neuerdings ihre drohenden Worte: Je ne suis pas de celles qu'on tue, mais je suis de celles qui tuent! Ein wildes Ringen auf Leben und Tod! Beide rollen über das Ufer in den Meeresgrund und die unglückliche Yvette irrt geisteskrank als „folle des grives" in die Weite. — Das oft tragische Leben bretonischer Leuchtturmwächter entwirft PAUL REBOUX in Le Phare (Paris, Soc. d'Edit. litt. et art.), wo der ständige Kampf mit dem Meere wütet und Verbrechen mit unverdienten Schicksalsschlägen wechseln. — Andere beleben die alten Sagen des Landes, wie A. MADELEINE in Récits, contes et légendes de l'Ancien Bocage normand (Paris, Champion). Man vergleiche Sous le ciel gris von SIMON DAVAUGOUR (Paris, Bibl. Régionaliste) und die nachgelassene bretonische Idylle Tradition d'amour von GUSTAVE TOUDOUZE (gest. 1904) (Paris, Flammarion).

Zahlreiche Werke haben in irgend einer Hinsicht das Ausland zum Gegenstande, wobei nicht selten eine völkerspychologische Tendenz zugrunde liegt, so in Le seuil, mœurs anglaises (Paris, Sansot) von PIERRE DE BEAUPRÉ. Das stammverwandte Belgien begegnen wir in A la Boule-Plate, brasserie-estaminet, mœurs bruxelloises, von GEORGES GARNIER (Paris, La Bibliothèque art. et litt. è Bruxelles), Delphine Fousseret von PAUL ANDRÉ (ib.), L'Hallali von CAMILLE LEMONNIER, A la frontière von JOSEPH CHOT und in L'Event des Varechs von DIDIER DE ROULX (Anvers, Ruschmann). — L'Eau souriante, pièce en 5 actes et un prologue, von EDOUARD ROD (Lausanne, Payot), nach dem gleichnamigen Romane des Autors[22]), führt den Leser in die Schweiz, wie auch Nouvelles montagnardes von BOIS-MELLY (Genf, Kündig) und Circonstances de la vie von C. F. RAMUZ (Paris, Perrin). ABEL HERMANT sucht in La Discorde (Paris, Lemerre) die psychologische Seite des bekannten Skandalprozesses Murri-Bonmartini zu entwickeln. In Italien spielt auch L'Anneau fatal von CHARLES FOLEY (Paris, Mame). — Der Orient übt seit langem eine besondere Anziehungskraft aus. Für den jungen Seeoffizier CLAUDE FARRÈRE[23]) (Pseud. für Frédéric Charles Pierre Edouard Bargone) steht die Kultur in Konstantinopel tief unter der seines Vaterlandes, was er uns in L'Homme qui assassina (Paris, Ollendorff) zeigen will. Der Held ist kein gewöhnlicher Mörder, sondern ein Beamter der Gesandtschaft, der, um einem armen Wesen Qualen zu ersparen, die Todesstrafe abschaffen will. Er mordet wie ein gemeiner Verbrecher, im Hinterhalte, verkleidet, und stellt sich dem Gerichte erst, als man Unschuldige beschuldigt. Durch Ver-

22) Siehe JBRPh. VII II 117. 23) Von ihm früher Fumée d'opium (1904),

mittlung des Sultans wird er aber nicht gefangen genommen, sondern in seine Heimat ziehen gelassen. — Hier mögen auch einige der zahlreichen Übersetzungen bedeutender moderner englischer Werke erwähnt werden, ein Kennzeichen für das Interesse, welches Frankreich der englischen Nation entgegenbringt; so Simples Contes des Collines und Nouveaux contes des Collines von RUDYARD KIPLING, übersetzt von Albert Servine[24]) (Paris, Stock), worin in anglo-indischen Landen mit den eigenartigen subtropischen Reizen das Leben englischer Kolonisten veranschaulicht wird, welches sich hier auf den Resten alten indischen Volkstums und ebensolcher Kultur entwickelt. LÉON BYRAM hat die Leiden des russisch-japanischen Krieges gesehen und sucht in Petit Jap deviendra grand (Paris, Berger-Levrault) durch psychologische Betrachtungen Sieg und Niederlage zu ergründen, den Sieg dieser kleinen Japaner: „Japs héroiques et fougueux, sans prestige intimidant dans ce passé n'attendant leur salut que du seul prestige qu'ils allaient s'acquérir dans le présent." — Dem Liebesleben dieses kleinen Heldenvolkes tritt D. TRESMIN-TREMOLLIÈRES in Cité d'amour au Japon (Paris, Libr. Univ.) näher und GABRIEL HAUTEMER erinnert in Petite Mousmé (Paris, Plon) wiederum an Pierre Lotis Chrysanthème. — Ein Bild des sozialen Lebens der dem Untergange geweihten Maori entwirft MAX ANÉLY in Les Immémoriaux (Paris, Merc. de France). — Neben dem fernen Osten sind die afrikanischen Kolonien Gegenstand grosser Aufmerksamkeit und Werke verschiedenster Art suchen der französischen Nation diese Länder näher zu rücken; so France nouvelle von FERDINAND DUCHÊNE (Paris, Lévy), Les Colons von ROBERT RANDAU (Paris, Sansant), der die aktuellen sozialen Zustände Frankreichs in Algerien einzuführen wünscht. FERDINAND DUCHÊNE versetzt in Thamilla (Paris, Illustration) den Leser zu Arabern, schildert Sitten und Gebräuche im arabischen Eheleben und zeigt, wie auch diese Seite des Lebens mit Schlauheit geschäftlich behandelt wird. — Kolonialen Hintergrund hat auch der schon erwähnte Roman L'Oued von MARIUS ET ARY LEBLOND[25]), und zwar mit der Rousseauschen Tendenz der Rückkehr zur Natur im Rahmen der Liebesidylle zwischen dem schwärmerischen Araber Belkassen und einer jungen Französin, die ihm in Obhut übergeben ist. — Man vergleiche zur Tätigkeit dieser zwei Autoren Marius-Ary Leblond die interessante Studie über Frauenleben auf Madagaskar, den Roman Raïvo, amours malgaches, von MAURICE BRANSIET (Paris, Bibl. gen. d'Edit.). Grausamkeiten französischer Kolonisten finden sich in dem Vierakter Les Hommes de proie von CHARLES MÉRÉ (Théâtre de Champigny-la-Bataille = Théâtre Antique de la Nature). In der Sahara treibt der falsche Prophet Ahithogel die sonst ruhigen Arbeiter aus dem Stamme der Touareg zur Revolte gegen die Herrschaft der „Roumis" (Franzosen). Gegen die Aufständigen kämpft nun der Leutnant Cossé d'Epernon, der

---

les Civilisés (1905), Mademoiselle Dax, jeune fille. 24) Ein anderer beliebter engl. Autor ist OSCAR WILDE, dessen Werke Poèmes, Le Prêtre et l'Acolyte von demselben Gelehrten bei Stock in Übersetzung erschienen sind. 25) Diese zwei anonymen Autoren sind durch La Société française sous la troisième République d'après les romanciers contemporains und Les Sortilèges, Erzählung aus Madagaskar, bekannt.

seinem Vaterlande diese Oase erobern will; er vertritt den Mut seiner heldenhaften Ahnen, aber auch deren Grausamkeit hier gegenüber den wehrlosen Wüstenbewohnern[26]).

Die Beziehungen Frankreichs zu Amerika spielen vielfach in die literarische Tätigkeit herein, so in dem rassenpsychologischen Vierakter Paris-New-York von FANCIS DE CROISSET und EMMANUEL ARÈNE (Paris, Théâtre Réjane; Illustration). Ein Bild der mexikanischen Sitten entwirft NÉRA MIRTEL in Loupita, mœurs mexicaines (Paris, Sansot) und die sozialen Zustände, die Tätigkeit der Regierung (Gouverneur Roussel), sowie die Schreckenszeit auf Martinique während des Erdbebens veranschaulicht Terre d'épouvante, pièce en 3 actes, von ANDRÉ DE LORDE und EMILE MOREL (Paris, Théâtre Antoine; Illustration). — Zum Schlusse sei hier noch der phantastische Roman, mit einem Anklange an J. Verne, Le peuple du Pôle von CHARLES DERENNES[27]) (Paris, Merc. de France) erwähnt.

IV. Frauenbewegung und Ehe[28]). Der bekannte „Le Bon Juge" von Château-Thierry, Paul Magnaud, der während seiner Richterlaufbahn tief in das menschliche Elend hineingeblickt hat, ist ein eifriger Anhänger der Ehegesetzreform und der Ansicht, dass wir armen Sterblichen mit dem absoluten Moralgesetz nicht viel anfangen können. Er meint, wir müssen uns damit begnügen, dass die Ehescheidung in höherem Masse als die Unauflöslichkeit der Ehe imstande sei, den Menschen den inneren Frieden wiederzugeben, wenn sie ihn durch einen verschuldeten oder unverschuldeten Irrtum oder auch infolge der natürlichen Charakterentwicklung verloren haben. Der Friede des Individuums steht in engem Zusammenhange mit dem sozialen Frieden. Die Ehescheidung sei also nicht nur juris privati, sondern auch juris publici.

Über diese so aktuelle Frage, die von Frankreich aus auch in anderen Ländern schon ernstere Formen angenommen hat, liegen nun wieder mehrere Werke für und wider vor. So lehnt sich in dem Dreiakter Hélène Pradier von ANDRÉ FONTAINAS (La Belgique art. et litt., Bruxelles) die Heldin gegen die bestehende Ehe auf. Die leidenschaftliche Hélène, Tochter eines angesehenen Politikers, verachtet ihren egoistischen, gefühllosen Gatten, geht zu einer alten Tante, deren Sohn entschlossen ist, mit Hélène in Afrika das Glück zu suchen; nach schwerem Seelenkampfe flieht sie mit dem jugendlichen Liebhaber, um nicht als erniedrigte Gattin leben zu müssen. — Die gemeinsamen Eheinteressen gegenüber der nur von einem Teile verlangten Scheidung werden in dem Vierakter Les Jacobines von ABEL HERMANT (Paris, Vaudeville; Illustration; Lemerre) verteidigt. Den Mittelpunkt bildet der republikanische, freidenkende Adel, die Noblesse Jacobine, also die diesem eigene Moral und Denkweise über Ehe. Germaine ist ihrer Naturanlage nach zur Ehetrennung nicht geneigt, doch ist sie ihrem früheren Bräutigam Dominique mehr als in der Ehe erlaubt zugetan. Der Gatte Lucien

26) Vgl. den Dreiakter Le Coup d'aile von Vicomte François de Curel (Paris, Stock). 27) Von ihm erschien bei Grasset La Vie et la Mort de M. de Fournèves. 28) Vgl. Du Mariage von Léon Blum (Paris, Soc. d'Edit. litt. et art.), Pessimisme, feminisme et moralisme von Camille Bos (Paris, Alcan).

Drouart kämpft einen verzweifelten Kampf gegen seinen Rivalen, denn er sieht seine soziale Stellung gefährdet. Dadurch wird seine Gattin wankend, fürchtet sich vor dem entscheidenden Momente, und als Dominique sie mit Gewalt erzwingen will, siegen in ihr die Macht des Herkommens und die Pflicht gegen den Gatten. — Für die Einschränkung der Scheidung zu gunsten der Kinder tritt Emile Fabre in La Maison d'Argile, pièce en trois actes (Paris, Comédie française; Lévy), ein. Frau Armières, die reiche Erbin eines grossen Industrieetablissement in Rouen, vernachlässigt ihre Kinder Jean und Valentine aus erster Ehe. Der Gatte wandert mit dem Kinde Jean nach Algerien, um sich dort durch der Hände Arbeit das Brot zu erwerben, während Valentine bei der Mutter und neben der Halbschwester Marguerite in Wohlleben aufwächst. Über Mme Armière bricht aber durch schlechten Geschäftsgang und die übermässigen Ansprüche der Kinder finanzieller Ruin herein. Ähnliches stellt auch der Dreiakter Les Immolées von A. Crémieux und G. Spitzmüller (Paris, Aux funambules) vor. Die Stellung des Kindes in der Ehe wird seit jeher als einer der wichtigsten Faktoren sowohl in materieller als auch psychologischer Hinsicht betrachtet; so lenkt in dem Romane Les Châteaux de sable von Charles Henry Hirsch (Paris, Fasquelle) das Kind die unentschlossenen Eltern zur Pflicht und in Patachon, comédie en 4 actes, von Maurice Hennequin und Félix Duquesnel (Paris, Fasquelle) kehrt der leichtfertige Graf Du Tilloy nur auf Bitten seiner Tochter Lucienne zur devoten Gattin zurück, denn Lucienne will nur nach der Versöhnung ihrer Eltern Robert de Revray heiraten. Die Mutter widersetzt sich zwar, muss aber schliesslich in die Versöhnung einwilligen. Ebenso wird anch in Son Père, comédie en 4 actes, von Albert Guinon und Alfred Bouchinet (Paris, Odéon; Illustration) die unglückliche Ehe wieder durch die Tochter geschlossen. Jeanne Orsier ist ihrer kummervollen Mutter treu ergeben, kann aber der natürlichen Neigung zum Vater, der fast während zwei Dezennien seine Pflichten gegen Frau und Kind vergessen hat, nicht widerstehen; sie folgt gleichsam dem Gesetze des Instinktes und bringt die so lange getrennten Eltern wieder zusammen und folgt dann ihrem Bräutigam: le départ de leur enfant les rapproche plus étroitement pour vieillir et mourir ensemble. — In Les deux Madame Delauze, pièce en trois actes, von Mme Gabrielle Mourey (Paris, Fasquelle) steht das kranke Kind zwischen Vater und Mutter und wie die Lebenserfahrung und das Kind im Leben und besonders in der Ehe eine einflussreiche Rolle spielen, zeigt Mme Marguerite Rolland in dem Romane Madame Gosse[29]) (Paris, Libr. Univ.). Der ernste Ingenieur Richard Dormière hofft, an der Seite seiner jungen Gattin Pierrette häusliches Glück zu finden; doch diese ist flatterhaft und vergnügungssüchtig — naive et folle — und so tritt bald Trennung ein: er geht nach China und sie wandert in Paris als Mme Gosse von Vergnügen zu Vergnügen, im Herzen jedoch noch immer den Gedanken an den geschiedenen Gatten. Als sie eines Tages dem Falle nahe ist, hört sie von den Boxerunruhen und dies ergreift sie so, dass sie ohnmächtig niedersinkt und krank wird. Mit dieser körperlichen

29) Siehe I.

Krisis geht auch eine seelische vor sich: sie verabscheut jetzt die „bestialische Liebe“ ihrer Anbeter, beherzigt die Mahnworte der Tante, sie solle die Vergangenheit aus dem Gedächtnisse streichen und zum Leben, zum Frieden, zum Glücke zurückkehren. Sie bereut die Scheidung, denn: c'était elle, l'épouse volage, endiablée de danses et de plaisirs, qui avait failli son rôle saint et charmant de gardienne du foyer. De cette conviction profonde, douleureuse, Pierrette sortait meurtrie, mais indulgente, assagie, meilleure. Auch Richard wurde durch das Leben geläutert: harte Arbeit hat ihm zwar in der Fremde Ehren gebracht, aber seine zweite Frau ist ihm gestorben und so kommt er mit einem Kinde in die Heimat zurück: dieses Kind lässt nun beide sich wieder finden, nachdem sie beide dem Glücke den Tribut geleistet haben. — Dass kinderlose Ehe oft Entfremdung zwischen den Ehegatten herbeiführt, sieht man in dem Romane La félure von ALBÉRIC CAHUET (Paris, Fasquelle). Roger Borel heiratet trotz des mütterlichen Rates der ergrauten Mme Plessis Charmont seine schöne, in ländlicher Einsamkeit herangewachsene Kusine Louise. Wegen der materiellen und auch moralischen Ungleichheit beider droht der Bruch noch durch die Dazwischenkunft des Hausfreundes Jacques Renaud unaufhaltsam hereinzubrechen und nur die nahe Mutterschaft stellt das Gleichgewicht zwischen Louise und Roger wieder her.

Von sozialer und psychologischer Seite behandelt die Ehe FRANÇOIS DE NION in dem Romane Notre Chair (Paris, Fasquelle) und COLETTE YVER (Pseud. für Mme Auguste Hugar) in Princesses de science (Paris, Lévy); dieser Roman erörtert die Frage, ob die Pflichten der Gattin und Mutter mit denen eines Arztes vereinbar seien. Frau Thérèse Guéménée kommt schliesslich zur Überzeugung, dass ihre Stellung am häuslichen Herd sei: vivre pour mon mari, pour ses enfants. — Dass die Liebe meist zu einer dem Ideale ganz entgegengesetzten Ehe führt, zeigt der Roman Un Chassé-croisé von GABRIEL D'AZAMBUJA (Paris, Plon) und wie Pflicht und Utilität einander oft entgegenstehen Méscelliance von ADRIENNE CHAMBRY (ib.). — Ein oft wiederkehrendes Thema haben sich PAUL und VICTOR MARGUERITTE für den Dreiakter L'Autre (Paris, Com. franç.; Illustration) zum Vorwurf genommeo: Man verzeiht, aber man vergisst nicht. Es ist das unerzwungene, durch Gewissensbisse. und einem gewissen Lebensidealismus und die Verachtung der Lüge hervorgerufene Bekenntnis des Fehltrittes vor der Ehe, das die Frau Claire Frénot ihrem Gatten macht. Jacques will das Glück nicht stören, sondern vergessen. Doch der frühere Geliebte — L'autre — schwebt wie ein Gespenst über der Familie, nimmt immer mehr Gestalt und Einfluss an und trennt schliesslich die Ehegatten. — Ein noch schwereres Schicksal trifft die zwischen den Geschwistern Jehan und Hilda unbewusst erwachende Liebe in dem Vierakter La Cluse von GEORGES RENS. Die beiden Kinder wachsen, von der Mutter verlassen, an der Seite des Vaters in grösster Einsamkeit und Natürlichkeit auf. Nach dem Tode des Vaters kommt die Mutter zurück und verdammt das freie Verhältnis, wodurch Hilda Mutter geworden. Jetzt erkennen die Geschwister den eitlen Kampf gegen den sozialen Zwang und geben sich den Tod, indess die trostlose Mutter allein die Klause (Cluse) bewacht.

— Ein trostloses Liebesleben führt die Heldin des Romanes Mme L'ambassadrice von Mme Daniel Lesueur (Paris, Lemerre). Von ihrem Gatten verlassen, liebt sie leidenschaftlich und hoffnungslos den Künstler Pierre Bernart, wird Mutter, wird vom Kinde getrennt und hat so einen Leidensweg — Calvaire de femme — als Gattin, Geliebte und Mutter durchzumachen. — Mannigfache Glücksspiele heiterer und ernster Art zeigen folgende Werke: In dem Romane Lorsque le coq chanta von Georges Bourdon (Paris, Fasquelle) gerät die honnette Frau rasch auf Abwege und wird zur Mörderin; in Le Maître à aimer, un acte et en vers (Paris, Odéon), zeichnen Pierre Veber und H. Delorme den betrogenen lustigen Ehemann, in La femme aux deux profils (Paris, Grand-Gignol) die zwei Dichter A. Petyt und J. Poncet die Rache des betrogenen Ehemannes, der seine Frau durch einen Automobilunfall so entstellt, dass sie in Hinkunft „zwei Profile" hat, ein schönes und ein hässliches. Ferner charakterisiert S. Guitry in dem Dreiakter La Clef (Paris, Théâtre Réjane) die leichtfertige Gattin, Michel Provins in Le Grain de sel (Paris, Théâtre des Capucines) die Intriguen der jungen Frau und C. Hallem und P. d'Estoc in Un Aveugle (Paris, Grand-Gignol) den blinden Gatten, dem endlich die Untreue seiner Frau klar wird. Eine heitere Ehebruchsgeschichte veranschaulicht Fernand Vandérem in Les Fresnay, comédie en un acte (Paris, Com. franç.; Illustration); hier setzen sich die Ehegatten nach manchen Liebesabenteuern zwischen den Ehepaaren Fresnay und Dumontier kaltblütig auseinander und ziehen die aktuelle Gewissheit einer ungewissen Zukunft vor. — Dass die Verbindung der dem Alter nach sehr verschiedenen Gatten oft zu Zwiespalt, ja zur Trennung führt, wird wiederum von Mlle J. d'Orliac in Joujou tragique, pièce en 4 actes (Paris, Gymnase), auf die Bühne gebracht. Die junge Frau bezaubert durch ihre durchdringenden Augen den Neffen des alternden Gatten, so dass sich zwischen den zwei jungen Leuten bald ein gefährliches Liebesspiel entwickelt. Da empört sich auf einmal der Sinn des Jünglings gegen die verführerischen Augen und er blendet die Geliebte. — Eine dramatisch effektvolle Darstellung eines weiblichen Ehebruches gibt Romain Coclus in dem Dreiakter Coeur à Coeur (Paris, Antoine). Jacques Héllouin verehrt seine um zwanzig Jahre jüngere Gattin Lucienne, ein schwaches, kindisches und leidenschaftliches Wesen; sie aber betrügt ihn und möchte ihn lieber als Vater denn als Gatten betrachten. Nach vielen Vorstellungen und Ermahnungen sieht Jacques seine junge Frau in hartem Seelenkampfe leiden — ton instinct t'avait fait prendre la mauvaise route —. Er veranlasst sie — cœur à cœur — ihre ungetreue Neigung zu beichten, rafft sich zum Heldenmute empor, den Revolver in der Hand, den flatterhaften Geliebten zu zwingen, Lucienne, um deren Ehre zu retten, zur Frau zu nehmen. — Wie im Kampfe zwischen Liebe und Pflicht diese oft siegt, ersehen wir aus dem schon an anderer Stelle angeführten Romane L'ombre s'étend sur la montagne von Edouard Rod. Es ist hier die unglücklich verheiratete Frau, die ihren älteren Gatten verlassen will, um den verzweifelten Künstler (Lysel) zu retten. Es spricht vor allem in ihr das Mitleid für den Unglücklichen; all dies sieht der Gatte und so leiden nun alle drei und in diesem Kampfe

zwischen Liebe und ehelicher Treue bricht die Frau zusammen [30]), weil sie es nicht verstanden hat, das eigene Ich der Allgemeinheit zu opfern. — Der flatterhafte Gatte, der immer jung sein möchte, dem aber endlich doch die Jahre, nach mancherlei Liebesabenteuern, ein gebieterisches Halt zu rufen, tritt uns in L'Automne von ANDRÉ LICHTENBERGER (Paris, Plon) entgegen. Mit Entsetzen fühlt Le Hertier das Alter: Avec rage, les lèvres frémissantes, il se répétait les mêmes mots; Vieux, tu es vieux! . . . l'heure avait sonné pour lui de se dépouiller des dernières illusions! . . . Jetzt kommt er wieder zu seiner Frau zurück und so wird deren Wunsch erfüllt: C'est mon rêve de 30 ans de larmes que je mets à vos pieds. Die edle Frau bringt ihm zum Bewusstsein, dass es im friedlichen Heim, in der Melancholie des Herbstes auch noch Liebesfreuden gebe. — Auch in dem Einakter Le Voyage au Caire von GABRIEL FAURE (Paris, Odéon; Fasquelle) kehrt nach Liebesintriguen der ungetreue Gatte reuig heim und in La Part du rêve, 4 actes, von J. VALMY-BAYSME (Paris, Aux Funambules) rettet die Gattin den jungen Künstler vor den verführerischen Reizen der Darstellerin seiner Werke.

In dem Vierakter Samson von HENRI BERNSTEIN (Paris, Renaissance) heiratet der einflussreiche Finanzmann Jacques Brachard ein Mädchen aus degenerierter Adelsfamilie, Anne Marie d'Audeline; doch Anne gerät auf Abwege in ihrer Neigung zu dem Lebemanne Jérôme Le Govain. Der Gatte erfährt dies, ist entschlossen, den Rivalen zu ruinieren, selbst wenn er mit ihm umkommen sollte. Doch zuletzt triumphiert Brachard, denn der reiche Govain heiratet eine liederliche Millionärin, indes er durch seinen Heroismus die Gattin zur Umkehr bewegt. Wie hier die Liebe wacht, so auch in L'Amour veille, comédie en 4 actes, von ARMAND DE CAILLAVET und ROBERT DE FLERS (Paris, Com. franç.; Illustration). Es ist das alte Thema, wo der Gatte (André de Juvigny) gleich nach der Hochzeit seine bezaubernde, junge Frau Jacqueline mit seiner ehemaligen Geliebten Lucienne betrügt und Jacqueline wiederum nahe daran ist, den trügerischen Gatten mit dem Hausfreunde André zu hintergehen, doch „le meilleur gardien d'une femme est son amour“, sagt der Dichter Jean Richepin, und so gewinnt im letzten Momente die Treue die Oberhand. — Einen Fall von Ehescheidung mit beiderseitiger Einwilligung bringt der Dreiakter Chacun sa vie von GUSTAVE GUICHES und P.-B. GHEUSI (Paris, Com. franç.; Illustration). Der sympathische und bescheidene François Declos ist mit der leichtfertigen Henriette unglücklich verheiratet und zur Trennung geneigt, weil er zur niedlichen Pauline Zuneigung fühlt und die Ehe kinderlos ist. Er lässt seine Frau ziehen und ruft dem Rivalen Comte Jacques d'Arvant zu: Chacun sa vie! Je me suis trompé en épousant Henriette, comme Pauline s'est trompée en vous aimant. Rétablissons la ligne normale de nos existences; je divorce, épousez ma femme! Trotz der aristokratischen Bedenken des Grafen siegt zuletzt das Gesetz der Wahlverwandtschaft (loi des affinités) und Henriette wird des Grafen und Pauline Desclos' Gattin. — Wie Eheleute vielfach zum häuslichen Herde zurückkehren, ersieht man in Les Montagnards

30) Man vgl. La Rangon von Marcelle Timayre (1908, Lévy).

von DANIEL SIVET (Paris, Plon) und im heiteren Dreiakter Le Coeur... le Reste von G. MONNIER und G. MONTIGNAC (Paris, Athenée-Comique).

Man sieht also aus den hier und den vielen an anderen Stellen angeführten Werken die Unzulänglichkeit der bestehenden gesetzlichen und konventionellen Normen und das Drängen nach neuen Formen auch in dieser Hinsicht.

V. Liebe. Erst jüngst wurden auf eine Umfrage in Les Pages modernes (1907) über das Wesen der Liebe[31]) von den bedeutendsten Schriftstellern Frankreichs die verschiedensten Antworten gegeben. Aus all diesen ging hervor, dass das ganze Menschenleben ohne Liebe undenkbar ist, und darüber gibt auch die Literatur, dieses Spiegelbild des menschlichen Daseins, den besten Aufschluss. Da können wir in die zartesten und wildesten Falten des menschlichen Fühlens blicken; zahlreich und mannigfaltig sind daher auch jedes Jahr literarische Produkte dieser Art: Malgré l'Amour von BRADA (Pseud. für Mme de Guigini Puliga) (Paris, Plon), Images de l'amour et de la vie von ROBERT CAZIN (ib.), Amours romanesques von ANTONIN MULÉ (Paris, Dujarric), Pour la vie et pour l'amour von GEORGES BEAUME (Paris, Per Lamm), La Dame d'amour von GASTON DERYS (Paris, Michaud), Les Amours de la reine und Vengeances d'amoureuses von JEAN DE LA HIRE (Paris, Bibl. gén. d'Edit.), Les fils de l'Amant von D. LESUEUR (Paris, Lemerre) etc. etc. Diese und zahlreiche andere Werke stellen einzelne Phasen der Liebe dar, so Pierre Tisserand[32]) von MARNI (Ps. für Jeanne-Marie-Françoise Marnière) (Paris, Ollendorff), wo der Held, ein fauler Literat, der Tochter der Geliebten seine Neigung zuwendet. Den Zwiespalt zwischen Liebe und Philosophie bringt im antiken Gewande der versifizierte Dreiakter L'Amie des Sages von MAURICE ALLOU, den erbitterten Kampf zweier Männer um eine Frau EMILE BERGERAT in Le Combat de cerfs (Théâtre du Parc, Bruxelles), die siegreiche Liebe in hoher Pariser Gesellschaft MME ALBÉRICH CHABROL in Au plus digne (Paris, Hachette), die feurige, aber aufrichtige Liebe einer Schauspielerin G. DE BUYSIEULX und ROGER MAX in Petit Jean (Paris, Oeuvre) und LOUIS PAYEN in L'Autre femme (Paris, Fasquelle) nnd die heuchlerische Liebe wird in dem Einakter Le Délice von GEORGES CASELLA entschleiert (Paris, Athenée-Comique). Dass tiefe Liebe alle Unterschiede aufhebt und den Weg zum gemeinsamen Leben ebnet, wird in dem schon erwähnten Romane Le Point d'honneur von MAURICE PALÉOLOGUE ausgesprochen; ebenso in dem psychologischen Romane Probité sentimentale von LOUIS NARQUET (Paris, Ambert) und in La Clef de la vie von LÉON TINSEAU (Paris, Lévy), wo das Rätsel des Lebensglückes gelöst werden soll. Es scheint nach dieser Darstellung nicht durch Geld, sondern vielmehr durch Liebe erreicht zu werden, denn der ägyptische Einsiedler reicht den Talisman einem kleinen von den Angehörigen unterdrückten Mädchen. — Der Widerstreit zwischen ernster und leichtfertiger Liebe ist die Triebfeder des Vierakters L'Eventail von ROBERT DE FLERS und G. ARMAND DE CAILLAVET (Paris, Gymnase).

---

31) Vgl. La Morale de l'amour von Paul Adam (Paris, Méricant). 32) Ist gleichsam die Fortsetzung von des Autors Romane Livre d'une amoureuse.

Die leichtfertige Gisèle kann die ernste Neigung ihres Verehrers François Trévoux nicht verstehen und erst nach langer Trennung lässt sie von ihrer koketten Leidenschaft, wirft also den Fächer (éventail), das Attribut dieser Liebe, von sich und reicht François die Hand. — Tausenden von Menschen ist es nicht beschieden, das Liebesglück rein zu geniessen, und doch bewegt deren Herz der Drang danach, nach Liebe und Leben, so in Le désir de vivre von Paul Acker (Paris, Lévy). Claire Fournier strebt nach Leben, will frei und geliebt sein; doch kennt sie vom Leben nur Elend, Hunger und Durst, Erniedrigung, denn sie wandert von einem Herrn zum andern, von einem Elend ins andere; von Liebe hat sie nur Heuchelei und Rohheit kennen gelernt. Kein Wunder, wenn da das Herz revoltiert, wie in dem Romane Vengeance von Jean Merazzi (Paris, Plon), wo die betrogene Fantine ihre Rache bis zur Schande und zum Verderben des Verführers treibt, oder in La Blessure et l'Amour von F. Charles Morisseaux (Paris, Lemerre), in welchem Romane die Liebe das Weib bis zum verbrecherischen Wahnsinne drängt. Man vergleiche hierzu den von Liebe und Hass bewegten Liebesroman Les Griffes von Achille Essebac (Paris, Ambert). Die vollste Hingebung und die ausgesuchteste Art, die weibliche Schönheit in Liebe zu geniessen[33]), sehen wir bei Comte Paul d'Abbes in La Volupté d'aimer (ib.). Maxime Hervin begegnet nach einer Reise in Griechenland die überaus schöne Mme Aurore Lourvel, die mit einem reichen alten Herrn verheiratet ist und meist mit ihrer Tochter Eve lebt; durch diese gewinnt Maxime die Gunst der Frau und jetzt geniessen beide in vollen Zügen „La Volupté d'aimer", wovon die Frau später selbst sagt: Je vous ai aimé avec folie . . . Je n'avais qu'une excuse à mon aberration: La violence de mes sentiments. — Die Tochter kränkelt und daher reist der Freund, gleichsam Bräutigam, mit ihr nach Italien, wo sie trotz seines inneren Sträubens Liebe geniesst und er einen Kampf der Liebe zwischen Tochter und schönen Mutter durchmacht. Schliesslich heiratet er die Tochter, im Herzen aber die Mutter: c'est vous que j'aimais, c'est vous que j'aime. — Diese wird Baronin Euster und er kehrt gebrochenen Herzen zu Eve zurück. — Ein gewisser praktischer Sinn herrscht auch bei der liebesdürftigen Heldin in Au jeu d'amour (ib.) von Camille Bruno (Pseud. für Baronne de la Tombelle) vor. Nach vielen Jugendabenteuern in quartier latin, wo Césarine auch den späteren Nervenarzt Lazare Koff aus Budapest kennen lernt, heiratet sie den reichen Régent, der aber bald geisteskrank wird. Auch der Freund Koff kann nicht helfen und so setzt Césarine als Witwe ihre Liebestándeleien fort. Der arme Professor Vorrése legt ihr seine dichterischen Ergüsse zu Füssen, bis er sich aus Verzweiflung eine Kugel in den Kopf treibt; der Milliardär Lord Gunt, dem sie als Gattin, nicht aber als Geliebte folgen will, verlässt sie und geht auf Reisen, kommt aber wieder zurück und will sie nach glücklich überstandener Rache von Seite der unglücklichen Mutter Vorrèse zur Frau nehmen. Jetzt schliesst sie würdig — wie sie meint — die Reihe ihrer Liebestaten ab — elle (cette histoire) clôture dignement la série — und wird Gunts praktisch denkende Frau: Il

33) Man vgl. an anderer Stelle den Roman Timandra.

apprit de moi mes fâcheux débuts, les pardonna en faveur de mes aventures récentes et dans un mois je serai Lady Gunt, la femme la plus riche du monde ce qui vaut mieux que d'être votre maîtresse ou celle du petit Vorrèse . . . Les honneurs qu'on me rendra, ma représentation à la cour, la couronne que j'aurai sur mes voitures, je me moque de tout cela, mais non pas de l'or que jaurai dans ma bourse! — Die Frage, ob der Mensch wirklich öfter als einmal im Leben wahrhaftig liebt, sucht EUGÈNE JOLICLERC in dem Romane L'Aimée (Paris, Lemerre) zu beantworten, wie auch CHARLETTE ADRIANNE in L'Inviolable (Paris, Stock). Mme Durval erzieht ihre Tochter Marguerite auf Männerfang und diese fasst zu dem kränklichen Musikus Jacques Norbert wirkliche Zuneigung; doch dieser, durch das rücksichtslose Vorgehen der Mutter tiefgekränkt, hinterlässt der treulosen Geliebten vor seinem Tode ein Billet mit folgenden Worten: Le Baiser. A celle qui le profana, celui qui eut l'innoncence de le croire inviolable . . . Jetzt wirft die Mutter ihr Augenmerk auf den reichen, alten und kranken Wilhelm Lessmann, doch die Tochter ekelt sich vor ihm in Erinnerung an Jacques und flieht in die Kirche, wo sie sich mit einem in Liebe Verzweifelnden verlobt; da beide aber arm sind, tritt wieder Lessmann in den Vordergrund und die Mutter zwingt die Tochter, diesen zu küssen, worauf diese krank niederfällt. Als sie sich wieder aufrichtet, kommt ihr zum Bewusstsein, dass Jacques durch sie tot ist: Elle hait son passé, sa fausse ingénuité combinée de nonchalante bêtise et de préjugés . . . elle avait rompu la chaîne d'amour scellée par leur baiser. — Sie begreift jetzt, dass die Liebe die reine Wahrheit sei, die Synthese des Weltalls, das unauslöschliche Feuer: L'amour, c'est du feu qui brûle partout sans que nul ne le puisse éteindre. So fällt das junge, von der Mutter gemarterte Geschöpf auf das Krankenbett hin. — In dem Romane Les Ressuscitées (Paris, Lemerre) geht RÉMY SAINT-MAURICE von der Ansicht aus: „Après certains laps de séparation, les anciens amants ne se voient plus pareils. Le temps change l'optique des âmes." Der Held trennt sich von seiner leidenschaftlich angebeteten Frau und in seiner Einsamkeit erinnert er sich seiner früheren Geliebten, die ihm aber nur mehr eine treu ergebene Trösterin sein kann; also sieht er sich jetzt vor der Unmöglichkeit, die einstige Liebe wieder beleben zu können, und steht machtlos der Eifersucht für die verlorene Geliebte und die Frau gegenüber. — Dem Pessimismus in der Liebe begegnen wir in La peur de l'amour (Paris, Merc. de France) von HENRI DE RÉGNIER. Auf Marcel Renaudier lastet schwer der vom Vater ererbte Pessinismus; er kann trotz der liebevollen Aufmunterungen seiner Jugendfreundin Juliette keinen Trost finden, denn Sonnenschein, Liebe, Schönheit sind ihm nur ein Spiegelbild der trügerischen Welt. Vor allem verfolgt ihn die Furcht vor Liebe. Erst als er in Venedig schwer krank darniederliegt, ersteht ihm im Herzen die Sehnsucht nach Schönheit und Liebe; doch zu spät, denn er ist nicht mehr fähig, diese Lebensfreuden zu geniessen, und als die Jugendtrösterin Juliette, jetzt Comtesse Valentin, zu ihm tritt, geniesst er im verbotenen Kusse die einzige und letzte Lebensfreude: Er kann jetzt sterben, denn er hat geliebt.

Zum Schlusse seien noch einige Werke angeführt, wo bei der Liebe

die Rasse mitspielt: In Les Jeux de l'amour et du milliard von EDMOND DESCHAUME (Paris, Fasquelle) sucht der reiche Amerikaner mit Millionen seine Liebesträume zu realisieren; in La maison des yeux bleus lässt H. GAUTIER einen französischen Offizier im Oriente verführerische Liebesabenteuer erleben und in dem an anderer Stelle schon erwähnten Romane La Petite Mousmé von GABRIEL HAUTEMER geht die Heldin an Liebe zugrunde, denn nach der Ansicht des Autors kann sich ein Abendländer nicht für das ganze Leben mit einer Orientalin verbinden.

VI. Historische Stoffe. Die alte babylonische Geschichte nimmt JAME DE LA VAUDÈRE in La prêtresse de Mylita, roman babylonien, zum Vorwurfe und die platonische Liebe des Helden Paris zu Helena bringt abweichend von den heldenhaften Berichten Homers ROGER DUMAS in Hélène, tragédie en trois actes et un prologue en vers (Paris, Grasset; Théâtre antique d'Orange) auf die Bühne. In das jüdisch fanatische Jerusalem zur Zeit Christi versetzen La Madeleine amoureuse von MAURICE DE WALEFFE (Paris, Fasquelle) und Roman de Jésus von MICHEL EPUY (Paris, Godefroy). Das alte Griechenland nehmen folgende Werke zum Hintergrunde: Les feux du Sabbat von PAUL ADAM (Paris, Libr. des publ. pop.), Sous le Soleil d'Athènes von EDOUARD DE FRÉJAC (Paris, Michaud) und das grosse historische Gemälde Timon d'Athènes, pièce en 5 actes par EMILE FABRE (Paris, Antoine; Illustration). Das Ende des athenischen Ostrazismus findet man mit tiefem Einblick in das bürgerliche Leben in der vieraktigen Verskomödie Le Cortège d'Alcibiade ou le peuple couronné de violettes von LOUIS MICHAUD D'HUMIAC (Théâtre antique de la Nature de Champigny-la-Bataille; Paris, Bibl. gén. d'Edit.). Hier sei auch Timandra, Courtisane d'Athènes, von LE COMTE PAUL D'ABBES (Paris, Ambert) erwähnt. Der Roman bekundet wie des Autors La Volupté d'aimer (siehe Kapitel Liebe) die Begeisterung für ideale Körperschönheit, wenn sie nach Sokrates mit Tugend gepaart ist — Le Beau doit avant tout inspirer la Vertu. — Dies ist hier zwar nicht als Grundgedanke zu fassen, sondern der feinsinnige Dichter will vielmehr ein Zeitbild des athenischen Lebens zur Zeit des Alzibiades entwerfen; die politischen Umwälzungen, die Kunstliebe der Griechen und daneben deren oft ausschweifendes Leben treten dem Leser klar vor Augen: die Kurtisane Timandra, welche Alzibiades bis zur Wut hasst und dann bis zum Tode mit der ausgesuchtesten Liebe überhäuft — où il irait, elle irait tant qu'il lui resterait des forces —. Alzibiades steht vor einer Expedition nach Kleinasien, aber er ruht in den Armen Timandras und ist ganz von „Volupté" gefesselt: Il s'oublie dans la mollesse, absorbé uniquement par les chants, la musique et l'amour . . . Laissez-moi, ce jour encore, goûter dans sa plénitude la volupté! Endlich zieht er, Timandra an Bord, durch die Wogen; die ganze Bemannung ist gleichsam bezaubert, denn: Tous sur le navire se sentaient plus hardis à cause d'elle. Les capitaines extasiés l'évoquaient dans leur repos nocturne et, le jour, ils formaient autour d'elle une cour d'adorateurs. Der Leser folgt nun dem wechselvollen Leben dieses genialen Helden und sieht am Ende Timandra „abîmée dans l'affection". — Ähnliches Leben entwickelte

sich auch in den griechischen Kolonien, so in Grossgriechenland (Unteritalien), in den Städten Kroton und Sybaris. Man vergleiche hierzu den Roman Sybaris von Mme Jean Berthe-Roy (Paris, Méricant). Die beiden Städte leben in nachbarlichem Frieden. Da verschliesst Sybaris dem gelehrten Pythagoras und einigen Schülern die Tore; Kroton nimmt sie gastlich auf und lauscht der neuen Lehre. In Sybaris kommt eine neue Regierung ans Ruder, welche der Nachbarstadt wegen des gefährlichen Einflusses den Krieg erklärt. Kroton siegt, Sybaris wird zerstört und dieses Unglück erweckt das Mitleid der Frauen, so auch der hübschen Melissa, welche ausruft: Ne pouvait-on la châtier sans lui enlever sa beauté et sa douceur! — Das alte Pompei lebt mit Einflechtung religiöser Momente wieder auf in La prêtresse d'Isis, légende de Pompéi, von Edouard Schuré[34]) (Paris, Perrin). Die jungfräuliche Isispriesterin Alcyonée leidet einen harten Seelenkampf, denn sie umwerben in glühender Leidenschaft der geistreiche Held Horus Anteros und der ehrgeizige Ombricius. — Sitten und philosophische Anschauungen am Ende der römischen Republik enthalten in oft an das klassische Latinertum gemahnender Form die pittoresken Erzählungen Contes latins von Edouard Pontié (Paris, Rudeval). Der Autor ist von der klassischen Schönheit durchdrungen — l'âme pleine de l'éternelle beauté des figures antiques. — Er folgt gleichsam einem alten Philosophen, der die römische Kraft mit der weichen griechischen Schönheit zu vereinen wusste: La philosophie n'est pas une science que l'on apprend par l'enseignement des paroles et qui doit éblouir le vulgaire. Elle consiste dans les faits et les choses accomplies. Die drei Freunde Nyctilos, Amythos und Mycôn, die das Geschick vielfach trennt, kommen nach mannigfachen Abenteuern wieder nach Rom zurück und verbinden sich zum ewigen Bunde, zur Freundschaft — fuyons l'amour, l'amitié est meilleure — und wollen auf heimatlichem Boden ihr Glück finden: Nos existences sont intimement liées à ce patrimoine; la voie sacrée et ses tombeaux nous le rappellent, et parce que nous serons éternellement unis, jusqu'en nos jours funéraires, sur une terre latine, amour commun d'un sol, d'une tradition et de nos âmes, nous saurons facilement gagner notre heure suprême. Damit klingt der Autor an die Bestrebungen (Régionalisme) an, den heimatlichen Boden nicht zu verlassen (vgl. I. Au creux des Sillons von Pierre Vernon). — Das dekadente Rom schildern Louis Dumont in La Louve, mœurs de la décadence romaine (Paris, libr. des publ. pop.) und mit Anlehnung an Chateaubriands Martyrs Maurice Magne in der dreiaktigen Verstragödie Vélleda (Theâtre de la Nature de Canterets). Den römischen Niedergang durch den Einbruch germanischer Scharen beleuchtet neuerdings[35]) mit grossem geschichtlichem Aufwande Yves Le Febvre in dem Romane Les Barbares (Paris, Stock). Rom schwelgt in Freudenrausche; da stürmt Alarich mit seinen Herden heran und bald steht die Weltbeherrscherin in Flammen: Des femmes pleuraient leurs époux assassinés, des hommes leurs femmes ou leurs filles violentées . . . C'étaient véritablement les funérailles de Rome, funérailles

---

34) E. Schuré par Louis de Romeuf in Les Célébrités d'aujourd'hui (Paris, Sansot). 35) Vgl. Contes celtiques, La Gaule conquérante.

d'épopée, dans le cadre familier aux anciens triomphes, sous l'égide du Galiléen victorieux, Dieu des esclaves et des Barbares. — Aus diesen Trümmern führt Ataulf mit seiner Beute auch Galla Placidia mit sich, die schöne, von Waalia geschändete Schwester des Kaisers Honorius; fern von Rom, vielleicht in einer karthagischen Arena, soll sie ihre Jugend wieder beginnen. — Den gleichen erbitterten Kampf um Sein und Nichtsein stellt MLLE MAGALI BOISNARD in dem Romane La Vandale (Paris, Sansot), und zwar auf afrikanischem Boden im Bilde des Römers Astérius und der Vandalin Vanda dar.

Neben den vielen Werken mit historischem Hintergrunde, die an anderer Stelle Erwähnung finden, seien hier noch, auf französischer Erde spielend, angeführt: Aus der Zeit der Heldenjungfrau von Orléans schöpfen ihren Stoff Jeanne d'Arc devant l'opinion allemande von GEORGES GOYAU (Paris, Perrin), Griselle et Guillemette von HENRI BARANDE (Paris, Dujarric) und La Bête de Luxure von ALBERT TOZZA und AIMÉ GIRON[36]) (Paris, Ambert), gleichsam eine Rehabilitierung des Gille de Rais, des jungen Helden vor Orléans und somit auch der Jeanne d'Arc. — Die Bravour und den Edelsinn des Bayard, dieses Helden ohne Furcht und Tadel, besingt der historische Vierakter in Versen Bayard von J. DE WYLS und die an anderer Stelle erwähnte Heroide Bayard von EUGÈNE LAMBERT.

Das 16. Jahrhundert veranschaulicht uns der versifizierte Vierakter Les Bouffons von MIGUEL ZAMACOÏS (Paris, Théâtre Sarah Bernhardt; Librairie Théâtrale), und zwar das Leben in einem alten zerfallenen Ritterschlosse. Das Geschlecht der Barone Mautpré ist im Laufe der Zeit durch unglückliche Spekulationen und Kriege ganz verarmt — l'originalité du Baron de Mautpré, c'est la pauvreté —. Die Dienerschaft revoltiert wegen des schon lange ausständigen Soldes und die schöne, junge Solange wird von Melancholie befallen; Spassmacher sollen ihr Gemüt aufheitern:

On demande un bouffon, bouffon pour jeune fille,
Un bouffon sympathique.

Dies wird in der ganzen Runde kund und jetzt beginnt der Knechte und der verkleideten Narren tolles Treiben, das damit endet, dass das Schlossfräulein dem jungen, heiteren, galanten Narren Jacasse die Liebe schenkt. Zum Glücke ist er Herr von Chaucenac und nicht bucklig:

Un titre et pas de bosse! Alors, je veux l'aimer.

Der Hof der französischen Könige ist seit jeher für Geschichtschreiber und Romanschriftsteller eine Fundgrube; so auch in diesem Jahre: femmes galantes du XVII[e] siècle, Mme de Villedieu (Hortense des Jardins), documents inédits et portraits von EMILE MAGNE (Paris, Merc. de France), Louise de la Vallière et la Jeunesse de Louis XIV, d'après des documents inédits von J. LAIR (Paris, Plon). Ein Bild des Liebeslebens in früheren Zeiten und so auch zur Zeit Ludwigs XIV. entwerfen die oft sehr kühnen Erzählungen Paillardises d'antan von ALFRED C. LAVANZELLE (Paris, Stock), von denen der Autor sich veranlasst fühlt zu sagen: La manière d'amour

---

36) Zu Giron vgl. JBRPh. VIII II 47, IX II 154.

définit les époques; j'ai voulu par ce livre peindre l'esprit des temps psssés, et quiconque croira y trouver des intentions perverses se sera mépris sur mon idée. — Für diese Zeit vergleiche man den Fünfakter L'affaire des Poissons von VICTORIEN SARDOU (Paris, Porte St. Martin) und Tragiques travestis, histoire d'Aurore de Montcontour, von FRANÇOIS DE NION (Paris, Michaud). Des Autors historische Studien über das 17. und 18. Jahrhundert, die vielfach sehr romantischen Anstrich haben, um die Sensation vergangener Zeiten wieder aufleben zu lassen, werden in dem vorliegenden Romane der Liebesheldin Montcontour fortgesetzt[37]). Interessante Details über die Gesellschaft des 18. Jahrhunderts finden sich in dem Romane Le Bouton de Cristal von HENRY PAUFFIN DE SAINT MOREL (Paris, Juven), Les femmes et la galanterie au XVIIIe siècle von JEAN HERVEZ (Paris, Daragon); Anecdotes curieuses de la cour de France de Louis XV. von FRANÇOIS VINCENT TOUSSAINT (Paris, Plon), in dem zweibändigen Werke Le duc de Lauzun et la cour intime de Louis XV et Le duc de Lauzun et la cóur de Marie-Antoinette von GASTON MAUGRAS[38]) (Paris, Plon) und in dem leicht hingeworfenen Romane Le Roman de la vingtième année entrollt JACQUES DES GACHONS (Paris, Edit. du Monde illustré) Hofintriguen zur Zeit Ludwigs XV. Vergleiche hierzu den Roman Luciade von PAUL GINISTY (ib.). — Über die Schreckenszeit der grossen Revolution liegen wieder viele Werke, besonders memoirenartige vor; so von GEORGES LENÔTRE im Verlage Perrin: Le fils de Philippe-Egalité pendant la Terreur (Mémoires et Souvenirs sur la Révolution française); La fille de Louis XVI, Marie-Thérèse-Charlotte de France, dûchesse d'Angoulême; Mémoires et Souvenirs sur la Révolution et l'Empire, tomes I et II und Les Massacres de Septembre; ferner La culpabilité de Louis XVI et de Marie-Antoinette von ARTHUR LÉVY (Paris, Sansot), Les Tombeaux des Rois sous la Terreur von MAX BILLARD (Paris, Perrin), Les Orateurs de la Révolution von A. AULARD (Paris, Cornely). Souvenirs et fragments pour servir aux mémoires de ma vie et de mon temps (1769—1812) du Marquis de Bouillé, publiés par la société d'histoire contemporaine par F. L. DE KERMAINGANT, tome I (1769—1792) (Paris, Picard); Mémoires de la Comtesse de Boigne (1781—1814), publiés d'après le manuscript, par CHARLES NICOULLARD, tome I et II (Paris, Plon), Lettres d'aristocrates (1789—1794), réunies par PIERRE DE VAISSIÈRE (ib.). Man vergleiche auch: Mémoires sur Lazare Carnot (1753—1823) von HIPPOLYTE CARNOT (Paris, Hachette) und Mémoires d'une danseuse de corde, Mme Saqui (1786—1866), von PAUL GINISTY (Paris, Fasquelle). Bemerkenswertes über die Gesellschaft zur Zeit der französischen Revolution enthält auch die Monographie L'Hôtel de Transsylvanie, d'après des documents inédits von LÉON MOUTON, so benannt nach Rakoczi, dem Prinzen von Transylvanien, dessen Zigeunerbande die noble Welt Frankreichs hier entzückte. — Die Gefangennahme der königlichen Familie,

37) Vgl. von demselben: Les derniers Trianons, Les histoires risquées des Dames Montcontour. 38) Von ihm erschien (ib.) La Marquise de Boufflers.

deren Hinrichtung, die Martern des Dauphin, dessen Flucht und Rettung durch die heroische Ergebenheit eines Kindes aus dem Volke werden in oft tendenziöser Weise in L'Enfant du Temple von ALBAN DE POLHES (Paris, Ambigu) in neun Tableaux vorgeführt. — Einen Beitrag zur Geschichte der damaligen Gesellschaft bringt auch das reich dokumentierte Werk Les Amoureux de la Reine Marie Antoinette d'après les pamphlets von HENRI D'ALMERAS (Paris, Libr. Mondiale), dem Kenner der gesellschaftlichen Zustände zur Zeit der französischen Revolution und des ersten Kaiserreiches; für dasselbe sind die Worte aus den Memoieren der Mme Campan charakteristisch: Les calomnies qui ont noirci cette princesse sont le fruit de l'esprit de mécontentement qui régnait alors. Mais elle aimait le plaisir et en trouvait trop à faire admirer sa beauté. — Die zahlreichen Pamphlete haben die vielbewunderte und ebenso gehasste Königin allzu sehr in den Kot gezogen, aber nach autentischen Geschichtsquellen war sie auch an dem nationalen Unglücke und an dem Sturze des überreifen monarchischen Prinzipes mit Schuld: sie verstand es nicht, die Achtung für das alte Königtum aufrecht zu halten und die Popularität für die anbrechende Ordnung zu erwerben; sie war eine der schönsten Frauen, ein Kind ihrer Zeit, aber keine Königin. — Dies will das vorliegende Werk nach pamphletischen Dokumenten möglichst unparteiisch zeigen und deshalb heisst es in der Vorrede: La plaindre, c'est un devoir, mais c'est aussi un devoir de la juger. — Der Autor bringt da für die schon zahlreich vorliegende Literatur über diese Zeit in manches Kapitel neues Licht, so über Ludwig XVI. als Gatten, über die kostspieligen Hoffeste und Theatervorstellungen, die Beziehungen der Königin zu Besenval, Coigny, Lauzun, zum Grafen Fersen und zum verschwenderischen und weltlichen Kardinal Rohan, den die kluge Maria Theresia bald durchschaute und ein „bien mauvais sujet“ nannte. Um zu sehen, wie ungerecht weit die Volkswut im Spotte ging, lese man folgende Zeilen:

Notre lubrique Reine,
D'Artois le débauché,
Tous deux sans moindre peine
Font ce joli péché.
Eh! mais oui dà . . .

oder: En vain je cherche en ma mémoire
Le nom des êtres abhorrés;
Je n'en trouve point dans l'histoire
Qui puissent t'être comparés.
Qui, je te crois, indigne reine,
Plus prodigue que l'Egyptienne,
Dont Marc Antoine fut épris
Plus orgueilleuse qu'Agrippine,
Plus lubrique que Messaline,
Plus cruelle que Médicis.

Der Autor hat zahlreiches neues Memoirenmaterial und viele Geschichtswerke benützt, so Histoire de Marie Antoinette von E. et G. Goucourt, Maximes et Pensées de Louis XVI et d'Antoinette, Mémoires de Mme Campon, Correspondance secrète (1787), Marie Thérèse et M. Antoi-

nette par la Comtesse d'Armaille (1870), Mémoires de la Comtesse de Boigne (1907), Histoire de M. Antoinette (1884, Charpentier), Mémoires de Mme de Genlis etc. etc., dann zahlreiche Briefe von und an Maria Theresia. — Der Anhang bringt eine genaue Bibliographie der gegen Marie Antoinette und den Hof veröffentlichten Pamphlete. — Für die napoleonische Zeit[39]) seien noch erwähnt: Prince de Hanau, roman national (1792—1812), von TANCRÈDE MARTEL (Paris, Soc. d'Edit. litt. et art.), Napoléon et sa famille, tome VIII und IX (Paris, Plon) von FRÉRÉRIC MASSON, Police secrète du premier empire (1804—1805) von ERNEST D'HAUTERIVE (Paris, Perrin); ferner auch Les Centenaires de 1806 et 1807, Iéna, Eylau, Friedland von JOSEPH PERREAU (Paris, Berger-Levrault), worin der gelehrte Autor[40]) vom militärwissenschaftlichen Standpunkte der antipatriotischen Propaganda ein Bild der glorreichen Periode aus der nationalen Geschichte entgegenstellen und über den grossen Korsen ein unparteiisches Urteil zu fällen sucht. — Über den Zug nach Russland gibt neuerdings Aufschluss Mémoires d'un grénadier de la Grande Armée von HONORE BEYLEY (Paris, Champion) und die späteren Kämpfe um die Herrschaft werden in dem 3. Bande der schon erwähnten Mémoires de la Comtesse de Boigne, Souvenirs d'un français pendant la seconde République von HENRI BOUCHER (Paris, Perrin) und in Mémoires sur la Reine Hortense von MLLE COCHELET (Paris, Soc. d'Edit. litt. et art.) beleuchtet. Daran reihen sich Paris, Souveniers d'un musicien von H. MARÉCHAL (Paris, Hachette), Les Dandys sous Louis Philippe von JACQUES BOULENGER (Paris, Ollendorff), Les femmes du Second Empire und La Vie d'une Impératrice: Eugénie de Montijo von FRÉDÉRIC LOLIÉE (Paris, Juven). Man vergleiche hierzu Rome et Napoleon III. (1848—1870) von EMILE BOURGEOIT und E. CLERMONT (Paris, Colin), wonach die Ursache für den Sturz des französischen Kaisertums in Rom zu suchen ist und daraus sich auch die aktuelle kirchliche Krisis in Frankreich herleitet. Die traurige Zeit des deutsch-französischen Krieges beleben Souvenirs d'un engagé volontaire; Belfort (1870—1871), Préface de Maurice Barrès (Paris, Perrin) von MARCEL POILAY, Récits vécus, épisodes de 1870—1871 von G. MARTINEAU (Rennes, Plihou et Hommay), die oft pittoresk-tragischen Erinnerungen Le Mariage d'Agnès von JULES CLARETIE (Paris, Fasquelle), wo die Comédie française während der Belagerung in ein Krankenhaus umgewandelt war. Eine tragische Episode aus der Zeit der Kommune behandelt der Einakter Le Fanion von PAUL GINISTY (Paris, Antoine; libr. théatrale) und die traurige Lage der niederen Volksschichten, wo Vaterlandsliebe, heroische Begeisterung, aber auch Verzweiflung herrschen, entwirft das historische Drama L'Apprentie, quatre actes et dix tableaux von GUSTAVE GEFFROY (Paris, Odéon; Illustration). In der gleichen Zeit und in gleichem Milieu spielen die Novellen La Ville et les Champs (1870—1871) von JEAN ET JÉRÔME THARAUD (Paris, Pelletan). — Philosophische Betrachtungen über führende Geister der Zeit, St. Beuve,

39) Vgl. Napoléon dans la littérature du XIXe siècle par Henry Houssaye (Paris, Revue hebdomadaire). 40) Vgl. von ihm: L'Epopée des Alpes, Episodes de l'Histoire militaire des Alpes (ib.).

V. Hugo, Nietzsche etc. enthalten neben Gedanken und Eindrücken über Griechenland die kleinen Essais Paysages et Sentiments von Jean Moréas[41]) (Paris, Sansot) und zum Schlusse sei das bisher unveröffentlichte Werk Paul Verlaine's Voyage en France par un français, publié d'après le manuscript inédit, préface de Louis Loviot (Paris, Vanier) erwähnt. Es ist ein Violent pamphlet réactionnaire aus der Zeit der mystischen Renaissance (1880), hat also retrospektives Interesse. Verlaine geisselt von religiösem Standpunkte aus die Zustände seiner Zeit, vor allem die allgemeine Gottlosigkeit und den Abfall von den überkommenen Prinzipien, indem er sagt: Le Coup aux Jésuites et au catholicisme orthodoxe était porté et devait retentir jusqu'à nos jours. Désormais sans guide sûr, la foi des faibles, c'est-à-dire de la multitude, s'éffarouchait et tombait du scrupule à l'indifférence et de celle-ci dans tous les torts qui nous affligent. — Daran knüpft der Autor kritische Bemerkungen über das allgemeine Wahlrecht und das Konkordat von 1801. Er nimmt den Fall an, er hätte einen militärpflichtigen Sohn und diesem gebe er folgende gute Lehre: fais ton devoir de chretien tout entier sans t'inquiéter des sots et des mauvais . . . En un mot, sois français quand même, et chretien par dessus tout!

B. ***Gedichte.*** Die lyrische Produktion [2]) ist auch in diesem Jahre überaus mannigfach. Manche Dichter zeigen historische Reminiszenzen; so enthält Chemin du Suvenir von Mme de Zuylen de Nyvelt (Paris, Juven) Erinnerungen an einstigen florentinischen Glanz, Fernand Fleuret weilt in Friperies (Paris, Roy) in der guten alten Zeit bei vergilbten Angedenken und Eugène Lambert besingt in Rollon, Héroide (Paris, Daragon), den ersten Herzog der Normandie, der seinen Genossen aus dem Stamme der Norweger zuruft:

La vertu dans le cœur vous fait de vrais héros
Capables au combat de se rompre les os.

Mit diesen nordischen Helden ist Rollon nahe daran, Herr von England zu werden, aber das fruchtbare, milde Frankreich — au climat ineffable, toute en fécondité — zieht ihn mehr an und so nimmt er dieses Land gleichsam als ein Geschenk des Himmels in Besitz:

Moi, je reçois du ciel ce pays pour ma part.

So wollen diese Helden hier als wohltätige Herren und Gebieter (maîtres et Seigneurs) die Stadt betreten; aber der ehrwürdige Priester fleht im Namen des allmächtigen Herrschers über Himmel und Erde für die Hartbedrängten um Gnade, die auch Rollon, durch die Beredsamkeit des Greises über die Allmacht des Christengottes erweicht, nach einigem Zaudern zugesteht.

---

41) Von ihm erschien: Premiers poèmes (1883—1886) und Poèmes et Sylves (1886—1896) (Paris, Merc. de France). 42) Vgl. Les tendances de la poésie contemporaine von Maurice Levaillant (Paris, La Revue du temps présent), La Déstinée sociale du poète von Edouard Guerber (Paris, Les Entretiens idéalistes), La Victoire du Silence (les origines et l'avenir du symbolisme et du vers libre, Paris, Floury 1907), die Zeitschrift Vers et Prose von Paul Fort, Considérations sur quelques écoles poétiques contemporaines etc. (Paris, Bouillon) und La poétique française von Pierre de Bouchaud (Paris, Sansot).

Eine Reihe von Dichtern ergibt sich mit ganzer Kraft der empfindenden Seele der Beobachtung des menschlichen Lebens, oft von tiefer religiöser Überzeugung durchdrungen; so die Dichtungen Bonheur enfui, poèmes de la douleur et du souvenir von GASTON DAVID (Paris, A. Lahure; Bordeaux, Féret). Der Autor sagt in der Einleitung, er habe in der Kraft seiner Jugend Liebe und Hoffnung (Poème de la vie, 1876), in der Zeit der Mannesreife das Glück des häuslichen Herdes (Jours d'été, 1878) und an der Schwelle des Alters am verwaisten häuslichen Herde den Schmerz und die Freude der Erinnerung in dem vorliegenden umfangreichen Bande Bonheur enfui besungen. Er entwirft ein getreues Bild des menschlichen Lebens und des irdischen Glückes, nach dem Grundsatze, dass das Leben wohl leben, aber auch leiden bedeute und die Seele den Leib überlebe. Alle diese Dichtungen belebt der Geist der dem Dichter durch den Tod entrissenen Gattin — l'admirable, l'incomparable compagne de ma vie, la chère et sainte femme qui est l'âme de ce poème de la douleur, comme elle fut l'âme du poème des jours heureux (in der Vorrede) — und er singt:

Jeanne, la voici terminée
Cette œuvre, où de ta destinée
J'aurai fixé le souvenir.
Je m'en vais seul vers l'avenir.

Der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele, an ein Wiedersehen im Jenseits hält den Dichter aufrecht und die Gefühle dieses Glückes sollen in diesen Dichtungen Ausdruck (éffusion d'âme) finden. — In voller Ergebung verherrlicht er im ersten Teile (Elle!) seine Frau — Ma petite femme au cœur d'or — von ihrer Kindheit an bis zum Traualtar und bis zum Grabe. Ohne diesen Engel gleicht er einer Mauerruine, einer vom Blitze zerschmetterten Eiche (2. Teil Deuils):

Je suis un chêne foudroyé,
Et déraciné par l'orage,
Qui laisse traîner son feuillage
Sur le sol de grêlons noyé.

Sein häuslicher Herd ist verödet und er fühlt sich als Witwer nur ein halber Mensch:

Où le rire régnait le silence réside,
Rien n'anime aujourd'hui la grande maison vide,
Que le bruit de mes pleurs dans les jours soleil,
Le cri de mes sanglots dans les nuits sans sommeil.
— — — — — — — — — — — — — —
J'ai le désir fou de mourir.

Doch nach dem Wunsche seiner Frau hegt er den Glauben und die Hoffnung an die Unsterblichkeit sowie an ein Wiedersehen im Herzen:

La Foi, L'Espoir, la Charité,
Ce sont les trois fleurs que ta femme
Veut voir refleurir dans ton âme.

Ebenso betrachtet FRANÇOIS PORCHÉ in A chaque jour (Paris. Merc. de France) die Menschheit im wechselvollen Treiben des Tages. Dabei überkommt ihn Trauer, Betrübnis über die Leiden der Menschheit, die er mit ganzer Seele liebt; er muss selbst eine düstere Jugend durch-

gemacht haben und doch ist ihm die Erinnerung an seine Mutter, seinen Jugendglauben ein Licht- und Angelpunkt, denn:

— — — — — — — — — c'est vers toi,
Mère, que s'en revient mon cœur; et vers la foi
De mon enfance et vers les prières anciennes
De mes petites mains jointes parmi les tiennes.

Auch André Daniells Dichtungen Ombres sur le chemin (Paris, Sansot) sind von Düsterkeit durchweht:

Oui, mon âme est troublée et tressaille sans trêve;
J'ignore le réel et vis parmi mes rêves.

Man vergleiche hierzu Les âmes closes, les heures mortes von Edouard Toncas-Massillon (Paris, Messein), Les Moissons de la solitude von Frédéric Saisset (Paris, Sansot), L'Ombre et les Proies von Charles Dumas (Paris, Soc. d'Ed. lit. et art.) und die sehr impressionistischen dichterischen Ergüsse Entre la vie et le rêve von Florian Parmentier (Paris, Edit. de l'Impulsionisme), sowie die schwärmerischen Dichtungen Images et Mirages von Charles Vildrac (Paris, L'Abbaye). — Ergeben in sein Schicksal ist der körperlich kranke Dichter Albert Lozeau, denn er sagt selbst über die Entstehung seiner Gedichte L'âme solitaire (Paris, Rudeval): J'ai rime pour fuir le temps qui me tuait par revanche ... Le mal m'a tenu loin des salles d'études; desbalb nennt er das Leben einen Dornenweg — la vie est un chemin de ronce. — Dessenungeachtet ist ihm die Liebe nicht fremd und die zahlreichen Liebessonette beweisen, dass er ihr ein offenes Herz entgegenbringt:

Je vous adore, chère, je vous adore!
Ton regard est un ciel, ton sourire une aurore.

Doch bald schleicht sich Zweifel in sein Herz, eine Stimme ruft ihm zu: Prends garde! der Glücksfaden seines Wonnetraumes beginnt zu schwinden:

... les femmes, d'après une éternelle loi,
Mentent avec des yeux divins de bonne foi.

Manchmal gewährt ihm die Beobachtung der Naturvorgänge vorübergehenden Trost und Hoffnung:

L'Espérance monte avec le soleil.
Comme du lointoin d'un profond sommeil
Le rêve se lève en nous, pour une heure. (Avril).
— — — — — — — — — — —
Monte, divin soleil, afinque tout renaisse!
Rends au cœur épuisé le sang de sa jeunesse,
Comme tu rajeunis la sève des vieux bois. (Au soleil).
— — — — — — — — — — —
Et rends à mon âme songeuse,
Automne, son bonheur perdu! (la fin de l'Eté).

Da ihn auch die Erinnerung nicht neubeleben kann, so flüchtet er sich zur Kunst und lässt in Les Rythmes qui chantent und in Ame solitaire die schönsten Töne erklingen. — Wie Gaston David ist auch ihm der Tod kein Schrecken und er preist die Toten als Könige:

Ne plaingnons pas les morts: c'est nous les misérables.
Ils ont l'éternité pour royaume, ils sont rois.
— — — — — — — — — — — — — —
Ils ont, quittant la terre, hérité du ciel bleu,
Passé de l'heure brève aux heures éternelles;
Les morts, ces vrais vivants du beau pays de Dieu!

Ein Dichter, der ganz zwischen Himmel und Erde schwebt — palpitant entre ciel et l'eau — ist BARON DE BIDERMAN; im Vorworte zu seinen Gedichten Les portes du Sommeil (Paris, Sansot) heisst es: Pour nous, c'est le rêve résolument que nous comptons provoquer. Notre exaltation poétique vient de lui et doit revenir. Nous ne devons rien à la réalité; deshalb singt er in der Hymne an die Schönheit:

O rêves appelés à l'union des lois,
Plus souples que le vent qui s'ébat dans les mondes,
Aimez en nos sens le trouble des émois
Aux caprices, aimés tour à tour, de vos ondes.

Überall, auch in der Liebe tritt dies Leitmotiv zutage:

Quand il n'est que désir le rêve est éphémère,
Mais chercheur d'idéal il relève son vol
— — — — — — — — — — — —
Aimer, toujours, aimer, image poursuivie
De ce rêve indécis appelé le bonheur
Le cœur devient par là cet admirable donneur
Qui pousse devant lui l'horizon de la vie.

Griechische Gestalten wie Narcissus, Sappho, Hyacinthus sind dem Dichter willkommen, um seinen Träumereien über Schönheit und Liebe einen Hintergrund zu verleihen und sich in Sphären zu versetzen, wo alltägliches Elend nicht hinreicht; deshalb ist ihm auch der Tod kein Schrecken, sondern eine Liebesgöttin der Ruhe (déesse du repos). — Ebenso umschwebt MAURICE BRANSIET, den Dichter von Raivo, amours malgaches[43]), in den Liedern Les Rythmes errants (Paris, Daragon) der Hauch der Düsterkeit, ob er seine Heimat, seine Liebe oder das unendliche Weltall besingt. Die Liebe ist ihm neben dem Meere der beste Freund:

La vie est courte, enfant, aimons puisque tout aime.
— — — — — — — — — — — — — — —
Dans les champs fleuris, dans les jardins roses
Effeuillons des lis, éffeuillons des roses,
Rêvons de bonheur et de voluptés.

Doch hat ihm die Liebe oft Tränen gekostet:

Plus tard, quand j'eus l'âge vainqueur,
En voulant cueillir une femme,
Je me blessai très fort au cœur . . .
Ce n'était pas la mort d'une âme:
L'amour ne m'avait qu'éffleuré;
Et pourtant, j'ai beaucoup pleuré . . .

---

43) Vgl. La lyre malgache von SYLVAIN D'EGLANTINE (Paris, Messein).

denn die Frauen, diese grossen Schmetterlinge, haben Löwenkrallen:

Les femmes, ces grands papillons,
— Quelles soient bonnes ou méchantes —
Ont des griffes de vieux lions
Pour broyer nos âmes ferventes.

Daher flieht er alle Freude; es umschwebt den Menschen überall der Tod, vor dem alle — König oder Bettler — gleich sind:

Que vous importe à vous la fin
D'un homme et sa valeur humaine;
Tous ceux que la mort vous amène
Sont égaux devant votre faim. (Les Corbeaux).

Auch sein Vaterland erfüllt ihn mit Trauer, denn auch dort wird dem Menschen — toujours meutri — die heimatliche Erde nicht zur Freude; ja dem Armen wird nicht einmal das Recht und mit einer Anspielung auf Kolonialereignisse heisst es:

Qu' importe le dieu qui nous mène
Si l'on vend de la chair humaine
A tous les coins de carrefours
Et si l'homme souffre toujours?

Bei all diesem Leid schwebt des Dichters Seele auf dem Meere:

O mer, toujours sublime et toujours adorée
Je t'aime d'un amour immense et fraternel.

Da kommt er zur Überzeugung der Hinfälligkeit alles Irdischen und wünscht sich in der Meerestiefe sein Grab:

Si vous ne croyez pas que ma raison chavire,
Seigneur, oh! faites-moi mourir sur un navire!
J'ai trop vu la surface, où l'homme se morfond,
De ce globe odieux, banal et rachitique;
Donnez-moi pour tombeau votre immense Atlantique,
Quelque golfe très bleu, quelque mer du tropique,
Car je veux reposer dans l'Océan profond . . .

Liebeslieder voll Glut und Schmerz sind Les Papillons noirs von Pierre Rodet (Paris, Garnier). Sie werden schon durch die kurze Widmung an des Dichters Mutter charakterisiert: Toi, tu pardonneras aux lamentations d'un cœur vagabond. — Die Augen der Geliebten erwecken ihm nicht beseeligende Liebe, Hoffnung auf die Zukunft, sondern nur Höllenqual:

Tes yeux sont des lacs frais reflétant les étoiles,
Dans leur onde souvent, j'ai noyé mes douleurs.

Die Liebe hat nur Enttäuschung — nous sommes les amants déçus — und Lüge gebracht:

Tu n'es qu'idéal faux et somptueux mensonge —

sie lastet wie dichter Herbstnebel auf seiner wunden Seele und deshalb erwacht in ihm die Rache:

Mais, puisque c'est en vain que mes yeux ont pleuré,
Et puisque je ne peux dompter ton arrogance,
J'obéis sans remords à mon cœur ulcéré,
Et j'ai moins soif encore d'amour que de vengeance . . .

So sind nun alle seine Tränen zerstört, kein Lichtstrahl fällt mehr in seine gemarterte Seele und wie ein Hund sieht er den Tod oder den Wahnsinn nahen:

— Allons, je ne dois pas compter sur ta tendresse;
Il faut me résigner à mourir comme un chien,
Sans un baiser, un mot d'amour, une caresse . . .
— — — — — — — — — — — — — —
Non, je ne pense pas que ce soir tu reviennes . . .
Alors? . . . qui heurtera ma porte ou mes persiennes!
Peut-être la Folie . . . ou peut-être la Mort.

Auch die mahnende Stimme, sich ein anderss Idol zu suchen, in der Arbeit Linderung und Vergessenheit zu finden, ist wirkungslos; er sieht nur im Tode den Friedensengel:

Ange de la paix éternelle,
O Mort! accours glacer mes os,
Et dans mon âme qui t'appelle
Viens verser l'éternel repos.

Von demselben düsteren Gedanken sind auch die diesen oft formvollendeten Liebesschmerzensliedern beigegebenen feuillets épars durchhaucht.

Oft düstere, ängstliche Liebesäusserungen finden sich auch in Les Murmures, les Chants, les Cris von MLLE JEHANNE D'ORLIAC (Paris, Sansot), denn die Liebe flösst der Dichterin Grauen ein:

Oh! Sommeil. Oh! le sommeil sans trahison,
Le baiser sans morsure, et le serment sans feintes.
Et mon âme frisonne au souffle froid des craintes.

Auch in die oft freudig jauchzenden Lieder Celles qui attendent von JANE PERDRIEL VAISSIÈRE (ib.) mischt sich eine düstere Note:

L'inéffable tissu d'amour, o bien-aimée,
La robe de baisers dont votre chair eut faim,
La voici: c'est la mort qui vous l'a préparée.

Bei anderen Dichtern findet sich oft heiterer Lebensgenuss wie in Le livre pour toi von MARGUERITE BURNAT-PROVINS[44]) (ib.):

Chante, Chante ma vie aux mains de mon amant!
J'attendrai le printemps la bouche sur la bouche,
Je dormirai l'été près de lui sous les arbres,
Je boirai sur sa lèvre le jus des fruits d'automne,
Je rirai de l'hiver entre ses bras ardents.
— — — — — — — — — — — — —
Je rirai de la mort entre ses bras ardents.

Man vergleiche Je meurs de soif auprès de la fontaine von EDMÉE DELEBECQUE (ib.), die oft an antike Schönheit gemahnenden Gedichte Jardin d'adolescent von MAURICE GAUCHEZ (ib.) und die oft musikalisch klingenden Liebesschwärmereien Sœur de Narcisse nue von JEAN ROYÈRE (Paris, La Phalange), der singt:

Moi, le myrthe à la main, je rêve d'une insigne
Blancheur et mon amour a des candeurs de cygne.

44) Bekannt durch ländliche Dichtungen (Chant du Verdier, Heures d'Autonne, Petits Tableaux Valaisans, Chansons rustiques).



Schwärmerische Erinnerungen an vergangene Zeiten (Versailles, Trianon) enthalten Quarante petits poèmes von JEAN LOUIS VANDOYER (Paris, Sansot), wo die Liebe der schönen Frauen eine Hauptrolle spielt, denn es heisst:

Vous êtes les oiseaux dont nous sommes les ailes.

Leidenschaftlichen Lebensgenuss drückt Voici mon cœur von ANIÉ PERREY (ib.) aus:

J'aime être tout près de vous
Une esclave autant qu'une amante.

Ebenso L'Instant Eternel von HÉLÈNE PICARD (ib.), wo die Dichterin nach Liebe dürstet:

L'amour plus excessif que la soif, que la faim
Et bon comme une pêche!

Mag sie im Walde oder auf der Flur wandeln, überall besingt sie bald in jauchzenden bald in niederschlagenden Tönen die menschliche Liebe:

Ah, je te loue, Amour, toi le vrai, toi unique,
Je te rends témoignage, ô roi de ma douleur.

Man vergleiche das Hohelied auf den Geliebten (Hymne au bien-aimé); aber bei all dem wird sie ihrer Liebe doch nicht ganz froh, denn:

C'est trop amer, ô volupté, d'être une femme,
Une bien vraie, avec des flancs et de l'amour.

Die Dichterin MME MATHIEU DE NOAILLES möchte in Les Eblouissements (Paris, Lévy) das ganze Universum in ihrer Trunkenheit umfassen:

Je voudrais n'être plus qu'une amoureuse bouche
Qui goûte et qui boit l'univers.
— — — — — — — — — — — — — —
Mourante je dirai qu'il faut jouir et vivre
Que malgré la langueur d'un corps triste et brûlant,
La nuit est généreuse et le jour succulant.
— — — — — — — — — — — — — — —
Vivre! Chanter la gloire est le plaisir de vivre.

Kein Wunder, dass die so freude- und liebedürstende Dichterin der farbige Orient anzieht und sie oft orientalische Farben in ihren Liebesversen aufträgt.

Bei vielen Dichtern tritt mehr oder weniger ein ausgesprochener Hang zur Betrachtung der Natur hervor, so sehen wir in La Statue mutilée von ANDRÉ FOULON DE VAUX (Paris, Lemerre) Eindrücke der Natur neben dem Glanze von Palästen mit Anklang an antike Formen; LOUIS MANDIN führt den Leser in Ombres Voluptueuses (Paris, Sansot) in die Natur hinaus und lässt da seine Liebesträume erklingen. Man vergleiche hierzu die Naturbegeisterung in Odes à voix basse (ib.) von FERNAND DAUPHIN, Les feuilles du Tremble von GASTON RICHARD (ib.), Clartés von MARIE DAUGUET (ib.) und in Les Pas légers von CÉCILE PÉRIN (ib.)[45].

45) Vgl. den Einakter Sourceblanche von SIMON POCACHARD (Lyon) und auch die Feen- und Zwergenwelt in Les Belles histories von PIERRE VEBER (Stock).

Eine Verherrlichung der ewig tätigen Natur findet sich in Sur l'Avenue sans fin, poème par P.-N. ROINARD (Reims, Revue litt. de Paris et de Champagne):

O Nature éternellement déconcertante
Qui fonds en harmonie infinie et constante
Et la joie et la lutte et le dueil et la paix,
Nature qui refais sans cesse et redéfais
Ton œuvre toujours même et pareille jamais.

Naturbetrachtung mit hingebenden Glauben an ein besseres Jenseits predigt MLLE DE PUYBUSQUE in L'Angélus sur les champs (Toulouse, Edit. de l'Ame latine). Die Dichterin begnügt sich nicht, die sie umgebenden und bewegenden Dinge zu beschreiben oder zu betrachten, sondern verleiht jedem Dinge einen höheren Sinn: élever les choses au rang de l'esprit, faire en elles respirer un souffre intime et battre un cœur. — Diese vom Leben oft hartgetroffene Seele — l'âme aussi affligée — findet in der Betrachtung der Natur — Eden d'amour —, wo nichts unsterblich ist — la nature est la grande immortelle — und in dem Glauben an die Unsterblichkeit Trost und Lebensmut, denn:

Hélas, la seule chose vraie
Pour nous, au monde, c'est la mort.

Deshalb preist sie die Toten glücklich:

Alors, c'est eux, les libérés,
Morts vivants, aveugles qui voient,
Qui possèdent les libres joies,
Et c'est donc nous, les emmenés.

Für die Dichterin wird die ganze Natur somit auch das Menschenleben von Liebe durchdrungen:

On peut désirer tout à tour
Toutes les choses de la terre,
Mais une seule est nécessaire,
Et c'est l'amour.

Auch ihr hat einmal im Monate Mai die Liebe geblüht, doch sie war zu töricht und verstand sie nicht:

Je t'aime aujourd'hui, tu ne m'aimes plus!

deshalb glaubt sie schwer an das irdische Glück:

Qui vous dira si le bonheur
Vaut l'Espérance?

In diesem Zweifel ist ihr die Natur ihres Heimatlandes, dessen Blumen auch einst ihr Grab schmücken werden, die einzige Trösterin und sie verzichtet auf die Liebe, will sich an den Erinnerungen aufrichten, geduldig leiden und sich in den Willen des Herrn ergeben:

Car les douleurs sont belles!
La Mort ouvre des clartés
Et conduit aux voluptés
Eternelles.

Die Verherrlichung der Provinz [46]), des heimatlichen Bodens tritt im Gegensatze zum Grosstadtleben vielfach hervor. So sind Max Els-

46) Vgl. Les littératures provinciales von Charles Brun (Paris, Blond).

kamp, Auguste Gaud, Anatole Le Braz (Nordfranzosen) und viele andere unermüdlich für die „Poésie populaire“ tätig[47]). — Den begeisterten Bewunderer der ländlichen Ereignisse ST. POL-ROUX erweckt die bretonische Küste feenartige Bilder und Gedanken, so in Les Reposoirs de la procession, III. Les féeries intérieures (1885—1896) (Paris, Merc. de France) und HUBERT FILLAY, dem Sänger der Bauern von Blois, diktieren Erde und Himmel seiner Heimat die Worte — c'est la terre et le ciel qui dictent nos pensers — so auch wiederum[48]) in Les Gas d'cheux nous, Cahier d'compliments et d'monologues (Blois, A. Clouet), wo er singt:

Je garde l'esprit lourd des races paysannes,
Mes aïeux trop longtemps se sont courbés, pensifs,
Pour arracher au sol en travaux abusifs,
Le pain noir qu'ils mangeaient au fond de leurs cabanes.
La terre est ma raison, le grand air c'est ma joie.

Er bereut, einst geringschätzend den heimatlichen Boden verlassen zu haben:

J'ai trahi mon destin quand je m'en suis allé.
Poète et paysan, vers les foules, — aux rues.

Doch bald kehrte er wieder zu seinen Landsleuten heim, zum stärkenden und den Menschen veredelnden Boden:

Dis la noblesse de la terre,
Le travail qui sauve et grandit.

Der Dichter ist mit den Bauern auf die heimatliche Sprache stolz, denn:

A quoi qu'ça sert de tout connaître?
Quand d'bon sens on a l'esprit plein,
Pour jaser pas besoin d'un maître,
J' somm's d'un pays ousque on parl' ben.

So bleibt er seiner Heimat treu und ruft dem Vater ins Grab nach:

T'as pu mourir, défunt mon père,
Ton fils il a pas déraillé,
Il port' ton nom, la têt' ben fière,
Franc solognot, mangeux d'caillé.

In nicht so heiterer, sondern mehr düsterer Weise besingt GABRIEL NIGOND wie früher in Les Contes de la Limousine (1903) und Novembre (1903) so jetzt in Nouveaux contes de la Limousine (Paris, Soc. d'Edit. litt. et art.) seine Heimat und seine Landsleute, die er über alles liebt:

C'est qu'y a pas besoin d'être savant,
Mes chers bonn's gens, pour êtr' fidèle.

---

47) Von A. Gaud: Chansons d'un Rustre, Au pays natal, Rimes à ma Payse, L'Ame des Champs, Chansons des Blouses Bleues (1904), La Terre de chez nous (1905). — Elskamp: Six chansons du pauvre homme, La louange de la vie etc. Le Braz: Les Chants populaires de la Basse-Bretagne, La Chanson de la Bretagne, Vieilles histoires du pays breton, Contes du Soleil et de la Brume (1905). — Über das Volkstheater vergleiche: Les Spectacles de plein air et le Peuple par Gabriel Boissy in Le Mercure de France (1907), Le Théâtre en plein air par Riccioto Canudo in La Revue (1907). 48) Vgl. frühere Berichte.

Ebenso geht CHARLES BRUN[49]) in Le Sang des Vignes (Paris, Messein) ganz in der Verhimmlichung seiner Languedoc auf, oft mit einem Hauche von Ahnenkult:

C'est l'amour dont j'étreins les bois, les monts, les Champs
Où mes grands morts vécurent.

Desgleichen besingt ERNEST GAUBERT in Les Roses latines (Paris, Sansot) den Süden Frankreichs, die Gegend von Arles mit den schönen Frauen und Dichtungen „vom häuslichen Herde" sind Grand-Père von SIMON POCACHARD (Lyon, chez l'auteur)[50]). Kaum ist ihm etwas mit der Biederkeit und Schönheit seiner Heimat vergleichbar:

. . . je fus dès l'enfance entouré d'un pays
Où le toit est si doux, la colline si belle!

Der Dichter beobachtet die Bauern beim Mahle:

Ils viennent de manger leur soupe au vermicelle
Et de leur œuf à la coque . . .

oder bei der Arbeit auf dem Felde oder wie sich nach dem Abendgebete der Herr des Hauses der vielversprechenden Ernte erfreut:

— C'est le père Brunon qui visite sa terre.
— Le voilà qui se penche.
— Il caresse son blé.
L'amour du sol montait de cet homme isolé
Qui parcourait son champ dans le repos immense.

Seine belgische Heimat mit dem grauen Himmel, den grünen monotonen Wiesen, den seltenen Wäldern, mit grossen Steinbrüchen, wo die Leute bei magerer Kost und seltenen Freuden der schweren Arbeit in ererbter Ergebenheit[51]) obliegen, führt uns LOUIS PIÉRARD in Images boraines (Bruges, Herbert) vor Augen und ebensolcher Hauch des Mitleids, mit Pessimismus getränkt[52]), durchzieht die oft wohltönenden glatten Verse La Chanson du Pauvre (Paris, Merc. de France) von GRÉGOIRE LE ROI; so singt er:

Tout est un peu maudit sans doute,
Le plaisir comme la douleur.
— — — — — — — — — —
Un peu maudit, oui, je le crois,
Le destin des choses mortelles;
Car même la gaîté des ailes
De nos moulins est faite en croix.

Aus dem unerschöpflichen Borne heimatlicher Erde schöpft wiederum EMIL VERHAEREN in Toute la Flandre. II. La Guirlande des Dunes (Bruxelles, Deman). Des Dichters Herz gehört ganz seiner Heimat:

Chaque brique, chaque mœllon ou chaque pierre
Renferme un peu de ta douleur héréditaire.

---

49) Vgl. Horizons d'or von Paul Hubert. — Etudes de littérature méridionale von Jean Amande (Paris, Picard). 50) Derselbe Band enthält den früher genannten Einakter Sourceblanche. 51) Vgl. den Roman Gueules Noires von EMILE MOREL (Sansot). 52) Von ihm La Chanson d'un soir, mon cœur pleure d'autrefois.

Ou de ta joie éparse aux âges de grandeur.

— — — — — — — — — — — — —

Flandre tenace au cœur; Flandre des aïeux morts
Avec la terre aimée entre leurs dents ardentes.

— — — — — — — — — — — — —

O mon cœur toujours reste avec Vous d'accord!

Diese seine Heimat und seine Landsleute preist er folgendermassen:

Plages vides, avec toujours les mêmes flots . . .
Pays hostile et dur, et féroce souvent,
Pays de lutte et de ferveur, pays de vent,
Pays d'épreuve et d'angoisse, pays de rage . . .
Soyez remerciés d'être tels que vous êtes;
Tels que la mort, tels que la vie et ses tempêtes!
C'est grâce à vous qu'ils sont fermes et dures, les gars . . .
Filles et gars de Flandre . . .
Vous êtes ceux du sol qu'on ne refoule pas,
La mer a mis en vous sa force et sa folie,
Vos yeux sont beaux de sa clarté froide et palie
Et son rythme puissant et lourd pèse en vos pas[53]).

C. Verstorbene. Madame Thérèse Bentzon (Marie Thérèse de Salm, Blanc), geb. 1840 in Saint Port, gest. am 16. Februar 1907, heiratete mit 16 Jahren M. Blanc, trennte sich nach kurzer Ehe und widmete sich unter den Auspizien der G. Sand ganz der Schriftstellerei; bekannte Romanschriftstellerin und Übersetzerin englischer und amerikanischer Werke; Mitarbeiterin der RDM. Ihre Romane für junge Mädchen machten sie bald zu einer der gesuchtesten Schriftstellerin. Werke: Questions américaines, Les Américaines chez elles, Contes et Gens d'Amérique; Le Romain d'un Muet, Tête folle, La grande Saulière, Un remords, Tony, Constance, Jacqueline, Malentendus, Double épreuve, Contes de tous les pays, Pierre Casse-Cou, Genèvièvre Delmas, Yvette, Le Château de Bois-Vipère etc.

Edmond Biré, gest. im Alter von 78 Jahren (am 15. März 1907 in Nantes); als literarischer Kritiker (Victor Hugo avant 1830, après 1830, après 1852; Apologie d'Honoré de Belsac; Kritik über Laprade; Portraits litt., Causeries litt., Portraits hist. et litt., Etudes et Portraits etc.) und als „Destructeur de légendes historiques" bekannt (La légende des Girondins, Journal d'un bourgeois de Paris sous la Terreur, Les Défenseurs de Louis XVI, Le Clerge de France pendant la Révolution, Mémoires et Souvenirs (1789—1830). Viele seiner Werke sind preisgekrönt. Vgl. JbFL. v. M. Mayr III.

Ernest Blum, geb. am 15. August 1838, gest. Sept. 1907 in Paris; einer der fruchtbarsten Dramatiker, Causeurs und humoristischen Journalisten, trat mit 18 Jahren als Bühnendichter hervor und beherrschte Jahrzehnte hindurch das Repertoire der Lustspiel- und Vaudevillebühnen in Gemeinsamkeit mit Thiboust, A. Bourgeois, Girandin, Claireville, Brisebarre, Crémient, Albert Wolff und Raoul Toché; mit diesem schrieb er seit 1879 viele Vaudevilles, Possen, Zauberkomödien, Sensations- und

53) Vgl. E. Verhaeren von Léon Bazalgette (Sansot).

Schauderdramen. Von seinen Werken seien erwähnt: Rose Michel (1877), Paris, Fin de Siècle (1890), La jolie Parfumeuse (Musik von Offenbach), Adam et Eve, Les femmes nerveuses, Parfum, Maison Tamponin etc.; Journal d'un Vaudevilliste (Reminiszenzen und Theaterplaudereien) etc.

William Busnach, gest. 20. Januar 1907 im Alter von 75 Jahren; fruchtbarer Dramatiker, Gründer des Athenée; viele Vaudeville und Operetten, so Héloïse et Abélard (Musik von Littolf) etc.; dramatisierte Romane von Zola (Assomoir, Ventre de Paris) und auch Mme Bovary von Flaubert.

Aimé Giron, geb. 1838, gest. 26. Nov. 1907; gelehrter Advokat und geistreicher Dichter und Romanschriftsteller. Werke: une lune de miel, Braconnette, Chez l'Oncle Aristide, Cœur malade, Le Manoir de Meyrial, Les Petits fils des douze Césars, La Maison qui pleure, Le Mariage difficile, Les lurons de la ganse, Me Bernillon (notaire), Les cinq sous du Juif-Errant, Les trois mages; Rêveries et Souvenirs (1895). Mit Albert Tozza veröffentlichte er: Un soir de Saturnales (poésies); Augustule, Le Bien-Aimé (Jeunesse de Louis XV), Antinous, Les nuits de Bagdad, La Bête de Luxure.

Charles Guérin[54]), geb. am 20. Dez. 1873, gest. 17. März 1907 in seiner Vaterstadt Lunéville; einer der bedeutendsten Dichter der jüngeren Generation. Werke: Fleurs de Neiges (1893 unter dem Pseudonym Heiclas Rügen), L'Art Parjure (1894), Joies Grises (1894), Le Sang des Crépuscules (1895), Sonnets et un Poème (1897), Le Cœur Solitaire (1898). L'Eros funèbre (1900), Le Semeur de Cendres (1901) etc.

Clovis Hugues, geb. am 3. Nov. 1851 in Ménerbes (Vaucluse, Bouches-du Rhône), gest. 11. Juni 1907, hatte als „Poète du socialisme" und „Le Poète-tribun" ein sehr bewegtes Leben, büsste seine heftigen Angriffe auf das Kaisertum und seine aufrührerischen Ideen mit Kerker, blieb aber dennoch seiner Richtung immer treu und es ist unmöglich, den Dichter vom Politiker der strengsten demokratischen Richtung zu trennen. Werke: La femme dans son état le plus intéressant (1870), Les Intransigeants (1875), La Petite Muse (1875), Poèmes de prison, recueil de poésies écrites pendant sa détention (1875), Les soirs de bataille (1885), Les Jours de combat (1885), Evocations (1885), Mme Phaéton, roman de mœurs parisiennes (1888), Monsieur le Gendarme, roman villageois (1891), Le Bandit (1892), La Chanson de Jehanne Darc, poème de geste (1899), Les Roses du Laurier, poésies (1903); Le Sommeil de Danton, drames en 5actes et en vers (1888), Chez l'Etoile, pièce en un acte et en vers, Le mauvais Larron, vision dramatique en un acte et en vers; Le Sanglot de Jehanne (poèsie, 1906), Le Temps des Cerises (roman, 1907).

Joris Karl Huysmans, geb. 1848 in Paris, gest. am 12. Mai 1907, einer der eigenartigsten und für Entwicklung des Romans charakteristischen Erscheinungen der modernen französischen Romanliteratur. Er stammt aus einer berühmten holländischen Malerfamilie, machte in

54) Über ihn siehe: Ch. Guérin von Francis Jammes in Merc. de France. Souvenirs sur Ch. Guérin von Fernand Baldenne (ib.). Ch. Guérin et la poésie philosophique von Paul Delior (ib.). Charles Quérin, la vie, l'homme, le poète von Jean Ryeul in Le Saneur (Paris, 1907).

Paris seine Studien, war einige Zeit Beamter im Ministerium des Innern und widmete sich dann ganz der literarischen Tätigkeit. Zuerst neigte er zu Baudelaire hin (Drageoir aux épices), dann war er einer der heftigsten Naturalisten und Gegner des Romantismus und schrieb als eifriger Schüler Zolas Sac au dos (1870), Marthe (histoire d'une fille, 1879), Les Sœurs Vatard (1879), Croquis parisiens (1880), En Ménage (1881), A vau-l'eau (1882). In A Rebours (1884), Un Dilemma (1887), En Rade (1889), Là-Bas (1891) sieht man schon deutlich die Tendenz, sich vom banalen, öden Leben loszureissen, und so glaubt er allmählich im strengsten Katholizismus die Zufluchtstätte gefunden zu haben. In En Route (1895) schildert er die Etappen seiner Bekehrung, aber mit oft bitteren Rückfällen, bis er endlich bei den Trappisten De Notre Dame d'Igny bei den Pères de Ligugé ganz zur Bekehrung kommt. Von nun ab charakterisieren seine Gedankenwelt die streng religiösen Werke La Cathédrale (1898), Pages catholiques, De Tout (1901), Sainte Lydwine de Schiedam (1901), L'Oblat (1903), Les Foules de Lourdes (1906) etc. Ausserdem ist er auch ein tiefgehender Kritiker: L'Art moderne (1883), Saint Séverin (1901), Le Quartier Notre Dame (1905), Trois Primitifs (1905) etc. und eine Anthologie der religiösen Dichtungen P. Verlaines [55]).

Alfred Jarry starb im Alter von 33 Jahren am 1. Nov. 1907, bekannt als satirischer Romanschriftsteller. Werke: Ubu-Roi, L'Amour absolu, Messaline, Le Surmâle, Par la taille etc.

Camille Edmond Lemoyne, geb. 1822 in St. Jean d'Angély (Charente-Inféreure), gest. 2. März 1907, war zuerst bei Gericht, dann Typograph, Publizist bei Didot, und seit 1877 Archivar an der Ecole nationale des Arts décoratifs. Seine feinsinnigen und formschönen Dichtungen verschafften ihm bald die Freundschaft und die Achtung der bedeutendsten Dichter (Parnassiens) und Literaturhistoriker (Sainte-Beuve) seiner Zeit und er galt seit 1860 als beachtenswerter Dichter. Werke: Les Charmeuses, Les Roses d'antan (1855—1870), Légendes des bois et Chansons marines, Paysages de mer et Fleurs des prés, Soirs d'hiver et de printemps (1871 bis 1883), Fleurs et Ruines, Oiseaux chanteurs (1884—1890), Fleurs de soir, Chansons des nids et des berceaux (1890—1896); Le Sauterelles de Jean de Saintonge (1863); Une Idylle normande (roman, 1874), Alice d'Evran, Le Moulin des prés.

Charles van Lerberghe [56]), geb. 1861 in Gand, gest. am 28. Oktober 1907 in Bruxelles, ein mystisch angehauchter gelehrter Dichter mit Neigung zum Pessimismus. Werke: Les flaireurs (drame, 1891), Entrevisions (1898), La Chanson d'Eve (1904), Pan (poème dramatique en trois artes, 1906); Aventure merveilleuse de prince de Cynthie et de son serviteur Saturne, Rome mystique et païenne.

Edmond Le Roy (gest. 6. Mai 1907), der zentralistischer Romanschriftsteller von Quercy, dessen Werke wie Le Moulin du Frau, Jacquou

---

55) Vgl. J. K. Huysmans et le mysticisme naturaliste von Marcel Collière (Merc. de France). J. K. Huysmans v. Henri Céard in La Grande Revue (1907). J. K. Huysmans von Henri Brémond in Le Correspondant (1907). Huysmans von Léon Daudet in La Revue hebdomadaire (1907). Etudes sur les trois derniers romans de Huysmans (Merc. de France 1908). 56) Vgl. Ch. v. Lerberghe von Grégoire Delville in La Belgique art. et litt. (Bruxelles).

Le Croquant, Les Gens d'Aubaroque, Nicette et Milon, Au, pays des Pierres etc. ganz den Hauch des Dichters Heimat atmen.

Hector Malot, geboren am 20. Mai 1830 in La Bouille (Seine-Inférieure), gest. Juli 1907 in Fontenay-sous-Bois, verliess bald die Jurisprudenz und widmete sich der Kritik und der Literatur, ging daher gegen den Willen seines Vaters nach Paris, wo er 1859 den Roman Les Victimes d'amour veröffentlichte, dem dann eine zahlreiche Reihe folgte, worin er meist Fragen der Zeit behandelte. Von seinen Werken seien erwähnt: Les amours de Jacques (1860), Les Amants, Les Epoux (1865), Les Enfants (1866), Un beau-frère (1868), Madame Obernin (1869), Une bonne Affaire (1870), Romain Kalbris, La belle Madame Dionis, Une belle-mère, Un curé de Province (1872), Un Mariage sous le second Empire (1873), La petite sœur, L'Auberge du monde (1875—76), Les Bataille du mariage (1877), Rose Pompou, Les Millions honteux, Marichette, Le Lieutenant Bonnet, Justice, Cara, Sans famille (1878), Paulette (1883), Zyte (1888), Mère (1890), En famille (1893), Amours de jeunes, Amours de vieux (1894), Roman de mes Romans (1896) etc. etc.

René-François-Armand Prudhomme, genannt Sully Prudhomme, geb. 1839 in Paris, gest. am 6. Sept. 1907 in Chatenay, widmete sich den gelehrten Studien gegen den Willen der Angehörigen, die ihn der Industrie zuführen wollten, und trat bald (1865), von seinen Freunden ermutigt, mit einem Bändchen Verse (Stances et poèmes) hervor, die eine neue Ära in der Poesie andeuteten (un nouveu mouvement dans la poésie et comme le frémissement d'une aurore ancore incertaine. Ste-Beuve). Er gehörte zu den Parnassiens, obwohl er in mancher Hinsicht von ihnen abwich — Sully-Prudhomme est un poète, mais il n'est pas de la maison —. Seine Dichtungen zeigen alle den vornehmen Dichter und Philosophen. Werke: Stances et Poèmes (1865), Les Epreuves, Les Ecuries d'Augias, Croquis italiens (1866—72), Les Solitudes (1869), Impressions de la guerre, Les Destins, La Révolte des fleurs (1872), La France (1874), Les Vaines Tendresses (1875), La Justice (1878), Le Prisme (1886), Le Bonheur (1888); L'Expression dans les beaux-arts (1890), Reflexions sur l'art des vers (1892); Les Solitudes (1894); Oeuvres de prose (1898); Sonnets à Alfred de Vigny (1898), Testament poétique (1901).

René de Saint-Cheron, geb. am 13. März 1863 in Paris, gest. 1907, stammte aus streng katholischer Familie und dies prägt sich in allen seinen Werken aus, so in seinen Novellen, die in verschiedenen Zeitschriften erschienen sind: Les Sirènes, La Statue d'Isabella Dini, Plaie mystique, Zozime et Marie l'Egyptienne, Frère Salas; La Vierge d'Avila (1903), wodurch er mit Huysmans in engere Verbindung trat, La Bagne d'Opale (Contes et Légendes), La Jeune Fille de la mer (1908), mit einem Vorworte von Henri de Régnier. Den tief religiösen Gelehrten raffte der Tod mitten in verschiedenen Plänen zu historischen und legendären Studien (Gens de mer, Fleurs des Grands Mystiques, Légendes hagiographiques) dahin.

Claude-Adhémar-André Theuriet, geb. am 8. Oktober 1833 in Marly-le-Roi (Seine-et-Oise), aus lothringischer Familie, gest. 23. April 1907, studierte in Bar-le-Duc, dann in Paris die Rechte, trat 1853 in

Staatsdienste, wo er bis 1886 als Chef de bureau blieb. Seine ersten Verse veröffentlichte er in der Revue de Paris, wurde bald Mitarbeiter der Revue des deux Mondes und trat 1867 mit der Gedichtersammlung Le Chemin des Bois[57]) vor die Öffentlichkeit, welche Gedichte durch den frischen Hauch der Waldluft und oft freie Form grossen Anklang fanden; bald jedoch legte er auch auf die Form mehr Gewicht, wie seine folgenden Gedichte zeigen. Das Jahr 1870 führte ihn in den Krieg und begeisterte ihn zu Les Paysans de l'Argonne, 1792—1871 (1871) und zahlreichen anderen Dichtungen Le Bleu et le Noir (1873), La Veillée de Noël (1873). Dann widmete er sich auch dem Drama und dem Romane, wo überall ein melancholischer Hauch und frische, gesunde Heimatsluft wehen. Theuriet war Mitglied der Ehrenlegion und der franz. Akademie und Mitarbeiter zahlreicher Zeitschriften. Von seinen zahlreichen Werken seien erwähnt: Gedichte: Le Chemin des Bois (1867), Les Payans de l'Argonne, Le Bleu et le Noir (1873), Les Nids (1879), Nos Oiseaux (1886, 1894, 1899), Le livre de la Payse (1887), La Ronde des saisons et des mois (1892), Poésies (1896). Romane und Erzählungen: Mademoiselle Gignon (1874), Le Mariage de Gérard (1875). La Fortune d'Angèle (1876), Raymonde (1877), Nos Enfants (1878), Sous Bois (1878), Le Fils Maugards (1879), La Maison des deux Barbeaux (1879), Toute Seule (1880), Mme Véronique (1880), Sauvageonne (1880), Enchantements de la Forêt (1881), Les Mauvais Ménages (1882), Mme Heurteloup (1882), Le Journal de Tristan (1883), Mochel Verneuil (1883), Le Secret de Gertrud (1883), Tante Aurélie (1884); Nouvelles (1884), Eusèbe Lombard (1885), Les Oeillets de Kerlaz (1885), Péché mortel (1885), Bastian le Page (étudé), Bigarreau (1886), Hélène (1886), Contes pour les Junes et les Vieux (1886), Conte de la vie de tous les jours (1887), Conte de la vie intime (1888), Amour d'Automne (1888), L'Amoureux de la Préfète (1889), Deux Sœurs (1889), Contes pour les soirs d'hiver (1889), Jeunes et vieilles Barbes, (1892), L'Abbé Daniel (1893), Rose-Lise (1894), Madame Véronique (1895), Flavie Cœurs meurtris (1896), Josette (1896), Lilia (1887) Dans les Roses (1898), La Vie rustique (1898), Dorine (1899), Fleurs de cyclames (1899), Villa Frangeville (1899) etc. — Jean-Marie, Drame en un acte et en vers (1871) etc.

Pierre Veuillot (Sohn des Eugène Veuillot), gest. im Alter von 47 Jahren, schrieb das Pamphlet L'Imposture des Naundorff etc.

Fiume. M. Mayr.

---

57) Siehe in Les Progrés de la poésie française depuis 1830 von Théophile Gautier.

Provenzalische Literatur. 1906—1908.

Altprovenzalische Texte. — Altprovenzalische Literatur.

M. G. Bertoni[1]) consacre une note à l'histoire du manuscrit provençal D. Aucune raison, d'après le savant provençaliste, ne nous autorise à attribuer une origine «estense» au manuscrit d'Este. Plusieurs raisons font penser à la Vénétie en général ou à la marche de Trévise. Et il se peut que le manuscrit ne soit pas aussi ancien qu'on le croit et que la première partie ne soit «qu'une copie d'un manuscrit perdu écrit en 1254».

Le même Bertoni[2]) montre dans une note Per la Storia del cod. H. que ce manuscrit a passé de Bembo à Castelvetro, qui l'aurait eu entre ses mains avant 1552.

M. G. Bertoni[3]) publie une édition diplomatique du ms. Q et se propose de publier incessamment le ms. G qui lui est étroitement apparenté. L'édition est précédée d'une introduction où sont élégamment résolus les divers problèmes qui se posent à propos de l'origine de ce manuscrit. Il est du XIV[e] siècle, mais il est composé de parties bien différentes, que M. Bertoni est arrivé à distinguer avec plus de précision encore que M. Grœber. Les divisions proposées par M. Bertoni (Q^1, Q^2, Q^3a, Q^3b) paraissent justifiées et les rapports de ces différentes parties soit avec G (Q^1, Q^2) soit avec d'autres chansonniers (Q^3a avec A, etc.) y sont marqués avec une extrême précision. La publication se termine par une table du manuscrit et par le fac-simile d'une page.

M. de Lollis[4]) fait connaître un Frammento d'un Canzoniere provenzale perduto. Ces fragments se trouvent dans un ms. latin qui a appartenu au 16[e] s. à Pier Vettori; il parait provenir des mêmes sources que I et K; les fragments appartiennent à une vingtaine de pièces déjà connues (AM. 1907, 420—421). M. Santangelo décrit dans les Studj Romanzi le ms. U. Il relève les erreurs commises par Grüzmacher (ASNS. XXXV, 363 sq.) puis essaie de retrouver les relations qui existent entre U et d'autres chansonniers. U est indépendant de *c*, mais ils pourraient avoir une source commune c^1; une autre source est désignée par M. S. par K^5 (ABDD[c]IKN et plus spécialement DD[c]IK). La conclusion est la suivante: $U = c^1 + K^5$.

Voici les principaux articles d'histoire littéraire provençale contenus dans les M. Chab.

Austorc d'Orlhac a eu l'honneur d'être étudié par deux provençalistes: M. M. C. Fabre et A. Jeanroy[5]). Tous deux ont reconnu que son sirventés de croisade doit être reporté à 1249—1250 (croisade de St. Louis en Egypte) et non à 1270. M. Fabre voulait attribuer au même auteur le sirventés du «Chevalier du Temple»: *Ir' e dolors*; mais le ms. Campori donne le nom de l'auteur. M. Fabre me fait remarquer, dans une lettre, que les deux sirventés sont imités de Peire Cardenal:

1) AM. 1907, p. 238—243. 2) RLR. 1907, p. 45—48. 3) Il Canzoniere provenzale della Riccardiana, n° 2909, edizione diplomatica. Dresden, GRL. Bd. VIII 1905. 4) SME. I 551, 579. 5) Austorc d'Orlhac, étude sur sa vie et son œuvre, Le Puy, R. Marchessou 1906.

aquesta gen, quan son en lur gaieza. M. Jeanroy[6]) donne quelques renseignements sur Austorg d'Orlhac, d'après de Barrau et Deribier du Chatelet. Je me suis occupé incidemment du personnage dans ma thèse sur Guiraut Riquier; le renvoi que j'ai fait (p. 174, n. 6) à Dom Bouquet, XX. 306, 308, est inexact en ce qui concerne la page du tome, mais il y a bien, parmi les chevaliers qui font des conventions avec St. Louis (en 1270), un Hector d'Orlhac, fils sans doute du poète.

M. Crescini[7]) défend contre M. Appel la leçon du *No sai que s'es* qu'il a adoptée (M) dans son Manualeto provenzale (2e édition). M. A. Kolsen[8]) publie, avec traduction et notes, une chanson attribuée à G. de Cabestanh (*Ogan res qu'ieu vis*). Dans un appendice le même auteur s'occupe d'une autre pièce attribuée par les manuscrits à Giraut de Bornelh et à Guilhem de Cabestanh (Gr. 242, 7). M. Kolsen se prononce pour G. de Cabestanh. A propos de la biographie provençale de Guillem de Poitiers, M. de Lollis[9]) montre que le biographe provençal, écrivant probablement en Italie, peut-être pour quelque grand seigneur, a voulu écrire une histoire amusante des troubadours, sans souci de la vérité historique: par un procédé de scolastique, il tirait des textes poétiques les détails qui forment le fond de ses récits.

M. J. Ronjat[10]) publie quelques notes de phonétique et de morphologie se rapportant au texte de l'affouagement de Maillane: le manuscrit est aux archives de la petite ville. M. H. Suchier[11]) fait connaitre un texte de Formules de Confession tiré d'un ms. de la Bibl. Nationale. Ce texte a été transcrit à la fin du XIIIe siècle. M. N. Zingarelli[12]) édite, avec une traduction et un précieux commentaire, la chanson: *Quan lo boscatges es floritz* (B. de Ventadour) qui ne se trouve que dans *C*. J. Ducamin[13]) réédite la 4e églogue du poète gascon Pey de Garros, avec traduction et abondantes notes lexicographiques. M. J. Véran[14]) donne, en un élégant raccourci, un aperçu de l'état actuel de la presse de langue d'oc. M. Dujarric-Descombes[15]) marque, dans son article: Camille Chabaneau et les troubadours du Périgord ce que son illustre compatriote a fait pour les gloires poétiques de son pays.

M. J. Coulet[16]), qui avait publié, jadis, dans les Annales du Midi, un compte rendu pénétrant de l'édition de Peire d'Alvergne par R. Zenker, donne dans les MChab. un spécimen d'une édition des poésies de ce troubadour. Il publie et commente une pièce des plus obscures, qui porte le n⁰ 3 dans l'édition Zenker. Contrairement à l'opinion du premier éditeur cette pièce ne serait pas un modèle de *trobar clus*: les difficultés d'interprétation s'expliquent surtout par le fait que le texte est fort altéré et que nous ne connaissons pas les circonstances dans lesquelles elle fut composée. La pièce serait une défense de Peire ou plutôt une attaque contre le *trobar clus* et son représentant Marcabrun. «*Ce vers* est l'affir-

6) Le troubadour Austorc d'Aurillac et son sirventés sur la VIIe croisade, MChab. p. 80—87. 7) MChab. 315—319. 8) MChab. 489—495. 9(MChab. 387—393. 10) MChab. 707—709. 11) MChab. 425—435. 12) MChab. 1025—1034. 13) MChab. 289—307. 14) MChab. 1019—1024. 15) MChab. 283—287. 16) MChab. 777—789.

mation d'une poétique nouvelle en face du *vielh trobar»*. Nous souhaitons qu'une édition complète suive cet intéressant spécimen.

M. LE DR. DEJEANNE [17]) s'était déjà occupé de la même pièce, mais d'une façon moins pénétrante et moins approfondie.

J'ai étudié [18]), dans un article des MChab. les relations des troubadours avec Narbonne. Depuis le comte de Poitiers jusqu'à Guiraut Riquier on trouve un nombre assez important de troubadours qui ont séjourné à Narbonne ou qui ont été en relations avec ses seigneurs: parmi eux Peire Rogier, poète favori de la vicomtesse Ermengarde, Bernard de Ventadour, etc. Citons ici une étude de M. J. RÉGNÉ [19]) surAmauri II., vicomte de Narbonne (1260?—1328) dans: Ecole Nationale des Chartes: Positions des thèses (Extrait). Amauri II, capitaine au service de Florence, est connu dans la littérature provençale par une pièce de Riquier. L'étude de M. Régné, dont nous n'avons ici qu'un sommaire, paraîtra in-extenso (BCHNarb.).

M. A. KOLSEN [20]) a entrepris une édition complète de Giraut de Bornelh. Cette édition paraît en fascicules: les deux premiers nous permettent de juger ce qu'elle sera. L'éditeur donne en note la leçon de tous les manuscrits: les textes sont accompagnés d'une traduction; dans les passages difficiles ou intraduisibles en bon allemand le mot-à-mot est donné au bas de la page. C'est un vrai monument que M. A. Kolsen élève à la mémoire de Giraut de Bornelh. Nous ne lui marchanderons pas nos éloges, si, comme tout le fait prévoir, il mène rapidement son œuvre à bonne fin. Il y a là quelque mérite, car les difficultés sont grandes; mais, comme dit Giraut lui-même,

E cui parra greus l'aprendres
De mo chantar, no s'en laisse. (Nr. 3, v. 49).

Les deux premiers fascicules comprennent 40 chansons et une chanson-sirventés. Beaucoup de traductions ne sont données que comme provisoires et l'éditeur a été obligé de multiplier les points d'interrogation. La critique l'aidera dans sa tâche, mais il y aura fort à faire, au moins dans les chansons que Giraut s'est flatté de rendre aussi «obscures que l'ébène!» (n⁰ 3, v. 55). Heureusement que le nombre est grand, dans son œuvre, des *chansonetas planas — que mos filhols entendes* (no. 20).

L'auteur des Troubadours of Dante, M. J. H. CHAYTOR [21]), édite une poésie de Giraut de Bornelh à laquelle Dante fait allusion dans le Convivio. Le texte, publié d'après G, avec l'aide des meilleurs manuscrits, est accompagné d'une traduction et de notes que l'on voudrait plus nombreuses.

Faut-il écrire Giraut de Bornelh ou Guiraut de Bornelh? M. THOMAS [22]) se prononce avec raison pour la première forme: c'est une question de «géographie linguistique».

Rambertino Buvalelli, troubadour de Bologne, a été l'objet d'une

---

17) AM. XVI, 341—347. 18) J. ANGLADE, Les Troubadours à Narbonne, MChab. 737—750. 19) Macon, Protat 1907. 20) Sämtliche Lieder des Trobadors Giraut de Bornelh, hrsg. von ADOLF KOLSEN, Halle, Niemeyer 1907 [Bd. I, Heft 1 (1907), 2 (1908)]. 21) T. H. CHAYTOR, Giraut de Bornelh *«Los Apleitz»*, MLR. I, 3 (1906), p. 222—230. 22) Ro. 1906, p. 106.

monographie de la part de M. J. BERTONI[23]). Ce troubadour, qui a occupé de hautes fonctions (podestat de Brescia, de Milan, de Vérone), a été en relations avec Elias Cairel et Peire Raimon de Toulouse. La date de sa mort est 1221: M. Bertoni l'a établie par des textes tirés des archives de Vérone. Béatrice d'Este à laquelle sont adressées la plupart de ses chansons ne peut être que la fille d'Azzo VI. M. Bertoni a édité avec notes, traductions et commentaire les sept pièces qu'il attribue définitivement à Buvalel et les trois pièces dont l'attribution est plus douteuse. L'originalité de ce troubadour est médiocre, mais il ne manque pas de grâce dans l'imitation. P. 5 note intéressante sur les femmes de la famille d'Este chantées par les troubadours.

Il nous est resté peu de chose de l'œuvre de Bernard de Rouvenac. Cela est regrettable, car ce troubadour ressemble par plus d'un côté à Bertran de Born. C'est un des derniers représentants — et non des moins hardis — de la satire politique. M. G. BOSDORFF lui consacre une excellente monographie[24]). La plus ancienne pièce conservée de B. de Rouvenac est de 1241—1242, et la plus récente serait de 1274: ceci est un des points les plus intéressants de la dissertation de M. Bosdorff. Les raisons données pour cette datation (p. 24 et suivantes) paraissent fort plausibles. Le texte critique des poésies est accompagné d'une traduction et de notes.

M. CHICHMAREV[25]) a publié (RLR. XLVI) le texte de la Vie provençale de Sainte Marguerite et donné depuis une série de corrections: M. G. BERTONI en donne à son tour une autre série.

M. KASTNER[26]) publie des Prières à la Vierge écrites en provençal et provenant du Ms. Egerton du Musée Britannique.

Notons ici les corrections apportées par C. CHABANEAU[27]) aux contenances de table en vers provençaux publiées RLR. XLVIII, 289. Ce sont, je crois, les dernières notes publiées par le regretté provençaliste dans la RLR.

M. P. MEYER décrit dans la Ro.[28]) un manuscrit contenant un nouveau texte de l'Evangile de l'Enfance en provençal et publie les trois cents premiers vers de ce poème, ainsi que quelques autres extraits.

M. J. HUBER[29]) édite complètement cette nouvelle version et fait suivre son édition d'un abondant commentaire. Il appert de cette étude linguistique — dont l'introduction est un hors-d'œuvre — que le poème a été composé en Provence, et plus particulièrement dans le nord du Var ou dans le Sud des Basses-Alpes, mais que le copiste était originaire du Dauphiné (sur ce dernier point la discussion ne nous paraît pas très probante).

M. WALTER SUCHIER[30]) a entrepris une étude d'ensemble sur l'Enfant Sage, sur ses sources et ses nombreuses imitations. La partie

---

23) Rambertino Buvalelli ... per F. Bertoni, Dresden 1908. [GRL. Bd. XVII]. 24) Bernard von Rouvenac (Diss. de Rostock), Erlangen, 1907, RF. 22. 25) RLR. 1906 (t. XLIX) p. 299. 26) RLR. 1907, p. 222. 27) RLR. 1907, p. 267. 28) 1906, p. 337—364. 29) L'Evangile de l'Enfance en provençal, publié par J. HUBER, Erlangen, Junge 1907. 30) Das prov. Gespräch des Kaisers Hadrian mit dem klugen Kinde Epitus (L'enfant Sage), Habilitationsschrift (Marburg), Marburg 1906, 56 p.



imprimée de son Habilitationsschrift à l'Université de Marbourg nous décrit les divers textes conservés, nous en donne une classification (précédée d'une longue table indiquant les concordances et les différences) et se termine par un tableau qui résume cette classification. Les textes provençaux y apparaissent comme formant deux groupes. Les chapitres qui doivent suivre éclaireront cette première partie un peu algébrique, mais qui parait conduite avec une rigoureuse méthode.

Dans le même ordre d'études, M. R. ZENKER publie la version B de l'Enfant Sage[31]). L'édition est précédée d'une brève étude sur les diverses versions de l'Enfant Sage et sur les recueils du même genre (questions et réponses) dans la plupart des littératures du moyen-âge. L'édition est faite d'après les trois manuscrits connus et elle est accompagnée de notes où sont indiqués les passages similaires des différentes imitations.

M. L. CONSTANS[32]) publie le texte des chapitres de paix et le Statut maritime de Marseille. Il s'agit, dans le premier cas, des traités de paix conclus en 1257 et 1262 entre Charles 1er d'Anjou et la Ville de Marseille. Au point de vue historique ces textes n'apportent rien de nouveau, car les uns et les autres étaient déjà connus sous une forme latine ou provençale. Mais ils nous font connaitre l'état de la langue de Marseille aux XIIIe et XIVe siècles. Par leur étendue et par leur contenu ces textes méritaient d'être mis à la portée des philologues: sachons gré à M. L. Constans de les avoir édités. Le même savant avait fait connaitre dans les M. Chab.[33]) le manuscrit qu'il a publié dans les AM et en avait édité quelques chapitres. Les deux articles se complétent.

L'AUTEUR du présent compte rendu a écrit sur les Troubadours[34]) un livre destiné au grand public. Il a essayé de résumer à l'intention de ces lecteurs, sous une forme accessible à tous, ce que nous savons de l'art des troubadours, du caractère de leur poésie; il a étudié à part une douzaine d'entre eux pris parmi les plus grands et a insisté, en terminant, sur l'influence que la poésie lyrique provençale a exercée sur la poésie lyrique des peuples voisins. Nous n'avons pas visé à l'originalité dans ce livre: nous avons tenu simplement à mieux faire connaitre une période intéressante de notre ancienne littérature.

Nous avons publié dans le Mercure de France (1e Juin 1906) une courte étude sur la conception de l'amour chez les troubadours: dans la Revue d'Aunis et Saintonge (Juillet 1908) une étude sur Rigaut de Barbezieux: et dans la Revue Méridionale (1908) un article sur les Troubadours de l'Aude. Tous ces articles sont avant tout des articles de vulgarisation.

Dans sa dissertation sur Ovide et les Troubadours, M.W. SCHRÖTTER[35]) n'a pas de peine à citer de nombreux passages des poésies amoureuses d'Ovide que les troubadours paraissent avoir imitées. Ovide n'est pas

---

31) R. ZENKER, Das provenzalische Enfant Sage, Version B, M. Chab. 919—968. 32) AM. XIX; tirage à part, Toulouse, libr. Privat 1907. 33) M. Chab. 645—675. 34) JOSEPH ANGLADE, Les Troubadours, Paris, A. Colin 1908. 35) Ovid und die Troubadours, Halle a. S., Niemeyer 1908, 111 p. in-8°.



très souvent cité par les troubadours; il l'est cependant d'assez bonne heure, par exemple dans une tenson de Marcabrun et dans une poésie de Rigaut de Barbezieux. Mais les nombreux rapprochements que fait, avec beaucoup d'ingéniosité, M. Schrötter (quelques-uns pourraient d'ailleurs être supprimés) prouvent-ils que les troubadours aient imité Ovide ou qu'ils doivent beaucoup à sa conception de l'amour? M. Schrötter a bien montré que sur quelques points essentiels la conception qu'Ovide se fait de l'amour n'a rien de commun avec celle des troubadours; mais si ceux-ci dépeignent comme lui la naissance de cette passion, son influence, ses lois, etc., (voir toute la deuxième partie) n'est-ce pas là, comme le dit l'auteur, *ein allgemein menschlicher Zug der Dichtung?* En dehors de quelques imitations bien caractérisées, et de quelques autres, qui le sont moins, mais que le travail de M. Schrötter rend vraisemblables, il ne semble pas que l'influence d'Ovide sur les troubadours ait été aussi grande que le veut l'auteur. Un certain nombre de rapprochements ne prouvent rien et pourraient être supprimés. Nous aurons sans doute l'occasion de revenir sur ce sujet à propos du livre annoncé de M. Wechssler (dont M. Schrötter a été l'élève): Christentum und Minnesang.

Le volume de M. W. Nickel[36]) touche autant à la «germanistique» qu'à la «romanistique». L'auteur est surtout un germaniste, mais il faut lui savoir gré d'avoir traité un sujet en somme intéressant de littérature comparée. Certains jugements sont contestables et on sent ça et là quelque inexpérience; mais les conclusions auxquelles il arrive paraissent justes. Aussi bien, en gros, on se doutait bien que les Provençaux, qui avaient déjà appris beaucoup de choses aux Minnesinger, leur avaient aussi donné le goût de la poésie morale et politique, mais le mérite de M. Nickel a été de chercher à surprendre cette influence dans les détails. Ce n'est pas chose facile et plus d'un rapprochement fait par M. Nickel n'emporte pas la conviction. Cependant ces efforts et ces recherches, s'ils ne donnent pas toujours des résultats très sûrs, aident à mieux comprendre l'influence provençale, et, par le rapprochement des textes et des dates, permettent de juger l'originalité des deux poésies. Le rapprochement entre Walter von der Vogelweide et Peire Vidal est des plus instructifs, même si on n'admet pas toutes les conclusions de l'auteur. P. 5, n. 1: si l'auteur était un provençaliste, je crois qu'il ne contesterait pas la justesse du jugement de Gervinus sur Peire Cardenal (*ein Satiriker voll Kraft und Würde*).

J'ai dit ailleurs (B. I. 1909, p. 86) ce que je pensais du volume de M. Savj-Lopez[37]). Des six études qui le composent, trois se rapportent plus particulièrement à la littérature provençale. L'une est consacrée au *dolce stil novo* (sur lequel M. S. L. a une conception différente de celle des derniers commentateurs[38]), l'autre à l'*ultimo trovatore* (Guiraut Riquier), la troisième à la nouvelle d'Arnaut de Carcassés (*Papagai*). M. S. L. maintient, sur ce dernier point, sa manière de voir contre M. J. Coulet, sans apporter de nouveaux arguments.

36) Sirventes und Spruchdichtung, Berlin, Mayer und Müller 1907 [Pal., n° LXIII]. 37) P. Savj-Lopez, Trovatori e Poeti, studj di lirica antica, Milano, R. Sandron. 38) K. Vossler, Die philosophischen Grundlagen zum süssen neuen Stil, Heidelberg, C. Winter 1904.



La Rektoratsrede[39]) de M. CARL APPEL nous fait connaître, dans un élégant résumé destiné au grand public, les relations des troubadours avec les empereurs allemands. C'est Frédéric II surtout qui est l'objet de leurs éloges. M. Appel insiste sur la fidélité montrée par les troubadours à ces empereurs, tandis que les poètes allemands du temps restent assez froids, mais explique cette attitude par de justes considérations historiques.

De cet article il faut rapprocher les deux mémoires de M. C. FABRE et de M. ZINGARELLI. Le premier est intitulé: Le Moine de Montaudon et l'empereur Othon IV.[40]) M. Fabre ne croit pas que la *cobla* du Moine de Montaudon (*Seigner, s'aguessetz regnat*) soit une *cobla esparsa*: il la considère plutôt comme un fragment de tenson. Quant au prince dont il est question, ce ne serait par Frédéric II, qui était trop jeune, au moment où étaient écrits ces vers, mais Othon IV. Le poème auquel appartient la cobla serait de 1212—1213. La discussion de M. FABRE est trés serrée et très précise et rend ses conclusions très vraisemblables.

Dans les Nozze Bonanno-Pitré se trouve un article de M. ZINGARELLI intitulé: Re Manfredi nella memoria di un trovatore. Il s'agit du planh, ou plutôt du sirventés: *Totas honors e tuig faig benestan*, attribué ordinairement à Aimeric de Pégulhan. M. Z. donne une édition critique du texte et le fait suivre d'une traduction. Le sirventés paraît, d'après ses conclusions, être l'œuvre d'un troubadour anonyme qui l'a écrit plus de huit ou dix ans après la mort de Manfred.

M. R. ZENKER[41]) revient sur un sirventés de Rambaut de Vaqueiras, contenu dans le ms. Campori, et déjà étudié par M. M. Crescini, Lewent, Jeanroy. M. Zenker avait déjà noté dans un compte rendu (ZRPh. 27, 471) que l'*emperador* dont il était question dans ce sirventés était plutôt Alexis IV que Baudouin. Il répond à ses contradicteurs avec une documentation très abondante, qui rend sa thèse très vraisemblable. Mais le texte du sirventés, qui n'est donné que par un seul manuscrit, n'est pas encore assez sûr pour qu'il puisse être question de résultats définitifs. En tout cas la citation de Villehardouin, où il est question des deux ou trois personnages nommés dans le sirventés, me parait avoir une certaine importance.

Des *inedita* de Rambaut de Vaqueiras se trouvent dans le manuscrit de Saragosse. M. MASSÓ TORRENTS en donne des extraits (une alba et une chanson) dans l'Anuari publié par l'Institut d'Etudes Catalanes de Barcelone[42]) (1907). Nous reviendrons sur cette précieuse publication. Le manuscrit vient d'être acheté (octobre-novembre 1909) par l'Institut d'Etudes Catalanes. Serveri de Girone (plus de cent poésies) sera édité incessamment.

Dans ses Notes sur quelques troubadours et protecteurs des troubadours célébrés par Elias de Barjols, M. STRONSKI[43]) s'occupe

39) Deutsche Geschichte in der provenzalischen Dichtung, Breslau 1907 [Sonderabdruck aus Nr. 733, 736 der SZ., 16 p.] 40) AM. XX. 41) Rambaut von Vaqueiras und Kaiser Alexius IV von Constantinopel, Erlangen 1008. [Sonderabdr. aus PhVAVollm.] 42) Barcelona, Institut d'Estudis Catalans, Palau de la Diputació. 43) RLR. 1907, p. 5,



de Raimon d'Agout et d'Isnart d'Entrevenas, de la trobairitz Garsende de Provence et de Blacatz: toutes ces recherches sont faites avec une scrupuleuse exactitude, mais on se demande si M. Stronski ne pourrait pas nous épargner un peu la lecture du formidable appareil d'érudition dont il les fait suivre.

Les Recherches historiques sur quelques protecteurs des Troubadours de M. S. STRONSKI[44]) renferment d'abondants renseignements. Elles sont consacrées aux douze preux nommés dans le Cavalier Soisseubut d'Elias de Barjols. Le MÊME publie une note[45]) sur deux passages du Moine de Montaudon et de Torcafol. Il s'agit d'allusions à certains personnages qui prétendaient avoir des droits à la couronne de France. Ces allusions nous font connaître une legende que M. Stronski rattache avec vraisemblance aux chansons de geste.

M. C. FABRE, qui s'est fait une spécialité de l'étude des troubadours du Velay, et qui y apporte, avec une belle vaillance, une bonne méthode historique et une précieuse connaissance des documents de cette province, revient sur un des personnages dont s'est occupé M. Stronski. C'est le troubadour Pons de Chapteuil[46]). On le fait vivre d'ordinaire jusqu'en 1189. M. Fabre, allant plus loin que M. M. Lewent et Stronski, qui avaient adopté une date plus récente, pense que cette date doit être reportée à la croisade de 1227. Reste une difficulté: c'est de savoir pourquoi Pons, dont les chants de croisade sont de 1213—1214, a attendu jusqu'en 1227 pour se croiser; mais M. Fabre montre que les exemples de ces retards ne sont pas rares. Çà et là quelques remarques intéressantes sur Peire Cardenal, auquel M. Fabre doit consacrer une «longue étude» (p. 13, n. 6).

Une bonne place est faite à Peire Cardenal dans l'article du même auteur sur les Provençalistes du Velay et M. C. Chabaneau[47]). Cardenal serait bien l'auteur de la deuxième partie de la Chanson de la Croisade et aurait vécu jusqu'en 1274 environ. Non moins intéressants sont les renseignements que M. Fabre nous donne sur la Canorguia major du Puy, qui fut une sorte d'université ecclésiastique où Peire Cardenal et autres troubadours étudièrent. «L'histoire de l'Université de Saint-Mayol [la Canorguia Major] peut aujourd'hui être écrite», dit M. Fabre: nous souhaitons que cette œuvre tente quelque érudit, compatriote de Peire Cardenal, Guillem de Saint Deydier, etc. On trouvera dans le même article de M. Fabre une revue des troubadours du Velay, accompagnée de notes biographiques ou autres.

Citons en terminant un article de M. W. DE BARTHOLOMAEIS[48]): Du rôle et de l'origine de la tornade dans la poésie lyrique du moyen-âge, sur lequel nous reviendrons dans le prochain compte rendu.

M. A. DE STEFANO[49]) fait connaitre un nouveau manuscrit de la Nobla Leyçon qui avait échappé aux derniers éditeurs de ce texte

---

44) AM. 1906, p. 473—493; 1907, 40—56. **45**) AM. 1907, 232—237. **46**) C. FABRE, Le troubadour Pons de Chapteuil, Le Puy, Impr. Marchessou 1907, in-8°, 29 p. [Extr. des Mém. de la Soc. agricole et scientifique de la Haute-Loire, T. XIV]. **47**) MChab., p. 257—273. **48**) AM. 1907, 449—464. **49**) Un nuovo testo della Nobla Leyçon. SME. II, 1, 1906.

(mais non à Hahn, vers le milieu du XIXe siècle). Ce manuscrit se trouve à Zurich: c'est une copie qui parait avoir été faite au XVIIIe siècle, mais qui n'en a pas moins sa valeur, car elle est en partie indépendante des manuscrits connus. L'auteur se propose d'ailleurs de revenir sur le classement des manuscrits de la Nobla Leiçon.

On doit au regretté Dr. Dejeanne[50]) une note sur les coblas de Bernart-Arnaut d'Armagnac et de Dame Lombarda. M. Dejeanne donne le texte des coblas et le fait suivre d'une traduction et de quelques notes.

M. de Bartholomaeis[51]) étudie la tenson de Taurel et de Falconnet. Il identifie le nom propre Passijan du vers 47 avec un Paciliano, village détruit entre 1213 et 1214. La tenson ne serait pas postérieure à la prise de Casale (1215).

M. A. Jeanroy[52]) étudie deux strophes difficiles de Giraut de Bornelh (Los apleitz . . .). Elles sont traduites et la traduction est précédée d'un commentaire qui éclaire ce passage assez obscur. (Cf. supra, n⁰ 21).

M. J. Bertoni[53]) publie un fragment de poésie à la Vierge écrit en provençal à Valence au XIVe s.

M. G. B. Festa[54]) a publié le texte du Savi ou Libre de Senequa d'après deux manuscrits (M. Chigi et Bibl. de l'Arsenal). M. A. Jeanroy ajoute en note les variantes d'un ms. de Séville.

L'article de M. R. Caillemer[55]) sur le Codi et le droit provençal au XIIe siècle fait connaître les conclusions de M. Fitting sur l'origine du Codi: l'œuvre aurait été composée dans la basse vallée du Rhône (probablement en Arles) vers le milieu du XIIe siècle.

Neuprovenzalische Texte. — Neuprovenzalische Literatur. Camille Chabaneau[1]) a deviné l'énigme qui intriguait depuis longtemps les lecteurs de Nostradamus. Le Moine des Isles d'Or dont l'historien faussaire invoque l'autorité ne serait autre que Reimond de Soliés (Raymond de Soliers) anagrammatisé par Nostradamus. Chabaneau fait observer qu'à la «conformité du nom se joint . . . la conformité des goûts, des talents et des travaux». Raymond de Soliers, ami de Nostradamus, a rédigé un catalogue de poètes provençaux qui termine sa *Chronographia Provinciae.* Il ne semble pas qu'il y ait des raisons sérieuses de douter de cette identification.

On sait que les poésies gasconnes de Guillaume Ader ont été publiées par M. M. Jeanroy et Vignaux. M. Ducamin a complété une partie de cette édition (Lou Gentilome gascoun) par un long article (AM. 1906). M. Clavelier revient sur l'œuvre d'Ader pour en marquer la valeur littéraire et pour apporter de nouvelles corrections à la traduction du Gentilhomme Gascon[2]).

M. A. Vidal exhume les archives de Montagnac (Hérault). Il fait connaître des Comptes de clavaires[3]), du XVe siècle, et des Comptes

50) AM. 1906, p. 63—68. 51) AM. 1906, 172—195. 52) AM. 1906, 346—350. 53) AM. 1906, 350—351. 54) AM. 1906, 297—325. 55) AM. 1906, 494—507.

1) AM. 1907. 2) RLR. 1906, p. 230—240. 3) RLR. 1906, p. 63, 302; 1907, p. 49.



consulaires[4]. M. MILLARDET publie[5] un contrat de mariage gascon du XVe siècle.

En poursuivant, dans les archives de M. Lancestre, notaire à Grasse (Alpes-Maritimes), des recherches sur l'histoire de l'art dans l'ancien comté de Nice, M. GIUSEPPE BRES[6] a rencontré de fort intéressants documents écrits en provençal. L'ouvrage qu'il publie se compose d'un volume d'introduction et d'un volume de textes: le premier contient de nombreux renseignements puisés par M. Bres dans les documents qu'il a eus sous les yeux: il y a ainsi quelques courts chapitres sur les hôpitaux, sur la pêche, sur la banque, sur les beaux arts (ce dernier chapitre assez développé et intéressant pour l'histoire locale). Les textes qui occupent le second volume sont des actes privés: échanges, ventes, déclarations, inventaires, etc. Ils appartiennent pour la plus grande partie au XVe et au XVIe siècles et ne manquent pas d'intérêt, comme tous les documents de ce genre, au point de vue linguistique.

M. A. VIDAL[7] publie des textes tirés des archives de Montagnac (Hérault) et concernant la fonte de six cloches (de 1436 à 1470). Ces textes intéresseront les philologues: un petit lexique de termes campanologiques termine cette publication. Le même auteur a publié[8] Douze comptes consulaires d'Albi du XIVe siècle. (Cf. BM. t. V, où M. Vidal a publié les plus anciens comptes d'Albi). Il fait remarquer dans sa préface l'importance de ces textes au point de vue économique et au point de vue historique. L'histoire des institutions méridionales, que ces textes ont déjà fait connaître (dans l'ouvrage de M. P. Dognon) gagnera beaucoup à cette nouvelle publication. L'intérêt philologique n'est pas moindre et les romanistes doivent savoir gré à l'autodidacte qui, avec tant de méthode et de conscience, met à leur disposition d'aussi importants matériaux.

M. LOUIS LAMBERT[9] a réuni en deux beaux volumes les chansons populaires du Languedoc qu'il avait publiées dans divers recueils, mais principalement dans la Revue des Langues Romanes. Les chants du berceau, qui forment la première partie de cette collection, avaient été publiés en collaboration avec M. A. Montel, dans la RLR. de 1874—1875. Le livre que nous donne aujourd'hui M. L. Lambert est le résultat de quarante années de recherches: aussi l'auteur a-t-il pu présenter à ses lecteurs plus de 1500 chants de versions différentes. Sous cette forme définitive cet ouvrage est un monument remarquable: c'est une partie capitale d'une histoire du Folklore languedocien. (A noter tome II, p. 150—156 le prototype de la chanson de Magali de Mistral). Cf. du même auteur: La Pourcairoulets (chanson populaire avec musique) dans M. Chab. p. 307—310.

Enfin le MÊME AUTEUR[10] publie dans la RLR. une série de chants

---

4) AM. 1906, p. 69, 196. 5) AM. 1907, p. 65. 6) GIUSEPPE BRES, Da un archivio notarile di Grassa, Nizza 1907, 2 vol. in-4°, Onorato Robaudi. 7) BACTH. 1907, 32 p. 8) AHAlb. Douze comptes consulaires d'Albi (XIVe s.) par A. VIDAL. Tome I, Paris, A. Picard 1906. 9) Chants et Chansons populaires du Languedoc . . . avec la musique notée et la traduction française par LOUIS LAMBERT, Paris-Leipzig, Welter, 2 vol. in-8°, 1906. 10) RLR. 1908, p. 111, 448.



de travail, métiers, cris des rues, qui sont une suite précieuse de ses précédentes publications. (L'auteur est depuis lors décédé).

La librairie Roumanille a donné une nouvelle édition des Conte Prouvençau et des Cascareleto de J. ROUMANILLE[11]). De très nombreuses pièces de ce recueil populaire sont suivies d'une traduction.

CHARLOUN RIÉU[12]), le pâtre-félibre du Paradou, a les honneurs d'une traduction. C'est le Dr. HANS WEISKE qui a mis en allemand les chansons si populaires de Charloun. Et il faut avouer que le traducteur a su faire passer dans la langue de Goethe les grâces charmantes et naïves du poète populaire provençal. Des notes rendent claires au lecteur allemand les allusions aux choses de Provence.

Parmi les revues écloses pendant ce triennium il faut citer la Revue de Provence et de Languedoc[13]), publiée par Edmond Lefèvre. A vrai dire il s'agit ici d'une nouvelle série d'une revue qui existait déjà. Parmi les articles publiés citons: LOUIS BATCAVE, Esquisse d'une histoire de la littérature béarnaise (tirage à part à 100 exemplaires, libr. Ruat, Marseille 1908). Cette Revue n'aura eu qu'une durée éphémère, car elle cesse en 1909 sa publication. Mais l'infatigable M. Lefèvre la reprendra sans doute sur de nouvelles bases.

Les Chants d'un paysan[14]) de R. MICHALIAS, écrits dans une langue colorée et originale, sont des chants d'une inspiration sincère. Ils nous retracent des scènes agrestes fidèlement observées, nous font pénétrer dans la vie simple des paysans et surtout des montagnards. Les descriptions de l'hiver dans les montagnes du Puy-de-Dôme sont parmi les pièces les plus réussies du recueil. L'ensemble du volume laisse l'impression d'une poésie saine et franche, librement éclose chez un homme qui a su voir et observer, et qui a su plier à sa besogne poétique un dialecte extrême de la langue d'oc. Les mots pittoresques abondent dans le vocabulaire et donnent une saveur de plus aux récits. Nous ne chicanerons pas l'auteur sur l'orthographe: il s'en explique dans sa préface et Mistral le loue avec raison de n'avoir pas défiguré ses mots. Il y aurait cependant quelques réserves à faire: mais ce n'est pas le lieu d'insister.

Ajoutons d'ailleurs que l'auteur a écrit, sur son dialecte, une étude[15]) que nous n'avons fait que mentionner ailleurs (cfr. supra Neuprovenzalische Grammatik) mais que nous avons pu depuis examiner en détail. On y trouvera une description sommaire, mais assez complète du parler des environs d'Ambert (Puy-de-Dôme). Nous ne chicanerons pas l'auteur sur son inexpérience de grammairien, dont il s'excuse d'ailleurs franchement. Nous signalerons en particulier la liste des verbes irréguliers et quelques pages, pas assez développées à notre gré, sur les préfixes et suffixes.

Du MÊME AUTEUR[16]) une brève comédie, Margoutou, racontant une rixe de village avec son épilogue devant le juge de paix.

---

11) Avignon, J. Roumanille 1908. 12) CHARLOUN RIÉU, Provenzalische Lieder, deutsch von H. WEISKE. Halle a. S., Max Niemeyer 1907, 96 p. 13) 17 rue de l'Etrieu, Marseille. 14) R. MICHALIAS, Ers de d'uen païsan. Ambert, Impr. J. Migeon 1908. 15) R. MICHALIAS, Essai de Grammaire auvergnate, Ambert, Impr. J. Migeon 1907. 16) Impr. Migeon, Ambert 1907.



Le nouveau livre du duc de la SALLE DE ROCHEMAURE [17]) est, en grande partie, un recueil de récits héroïques, du moyen-âge à Napoléon. La langue en est drue et savoureuse et digne du poète Vermenouze, qui a écrit la préface du livre. La plupart de ces récits sont dédiés à des «grands de la terre»: simples évêques, présidents de Chambre éphémères, reines et rois: mais la plupart peuvent être lus sans efforts par les «pastre e gènt di mas» de l'Auvergne. La traduction française n'est souvent qu'une paraphrase du texte et j'ai noté à la p. 181, l. 8 du bas de la page, une erreur de traduction assez étrange.

Avec Servilhoto de R. BENOIT [18]) (pour qui CHABANEAU a écrit une chaleureuse préface) nous sommes en plein dialecte limousin. Servilhoto est le nom de l'héroïne du poème: promise par son père à un jeune homme qu'elle n'aime pas, elle se marie, contre la volonté paternelle, avec le jeune domestique de la maison. Colère du père, départ de Servilhoto et pardon du père, vaincu par la misère et le remords. Il y a de belles scènes, d'une émotion saine et sincère; de beaux tableaux champêtres peints en vers libres d'une facture facile, quelquefois trop facile. «Tout cela, dit CHABANEAU, sans sortir des données de la réalité journalière, de la vraie vie des paysans, est d'une réelle et haute poésie, et ne serait pas indigne d'être comparé aux scènes analogues de Mireio, si l'expression y était toujours à l'unisson des sentiments des personnages et du pathétique des situations». (Préface X).

Voici un bon recueil de sonnets [19]) écrits dans une langue sonore, drue et pure, qui rivalise avec les plus poétiques dialectes de la langue d'oc. Ces «fleurs» ne sont pas toutes d'Occitanie; il y en a de grecques et de bibliques, qui semblent avoir gardé quelque chose des parfums de l'Hellade et de l'Orient. Mais la plupart viennent bien d'Occitanie; elles disent ses légendes et son histoire et elles expriment souvent de la manière la plus heureuse les sentiments enthousiastes d'un de ceux qui font le plus honneur à la «Terro d'oc».

PROSPER ESTIEU n'en est pas d'ailleurs à ses débuts et nous réparons un regrettable oubli en rappelant de lui deux autres recueils: Lou Terradou [20]), recueil de sonnets languedociens et surtout cette Canson Occitana [21]) qu'anime d'un bout à l'autre un véritable souffle épique.

Mad. FRANZISKA STEINITZ [22]) publie une élégante traduction en vers de Mirèio, dédiée à la mémoire d'Hermann Grimm. Cette traduction, publiée dans une collection populaire, contribuera à faire connaître à la masse des lecteurs allemands le chef d'œuvre de Mistral.

AUGUST BERTUCH [23]) continue de son côté la traduction des poésies mistraliennes. Sa traduction de Mireille a atteint la cinquième édition, et la librairie Cotta nous donne une réédition de Nèrto, accompagnée d'extraits des Iles d'Or et des deux premiers chapitres des Souvenirs d'Enfance. Ces traductions diverses montrent à quel point l'œuvre de

17) Récits Carladéziens, Aurillac, Impr. Moderne [1906]. 18) R. Benoit, Servilhoto, Périgueux, O. Domège 1907. 19) PROSPER ESTIEU, Flors d'Occitania. Toloza, J. Marqueste 1906. 20) Carcassonne, Bibliothèque de la Revue Méridion. 1895. 21) Ibid. 1898. 22) Mirèio, provenzalisches Epos, deutsch von FRANZISKA STEINIZ, Halle a. S. Hendel [1906], BGH. 2001—2003. 23) Stuttgart und Berlin 1908, J. G. Cottasche Buchhandlung.



Mistral, même dépouillée du charme de la langue provençale, devient de plus en plus populaire en Allemagne.

La préparation du cinquantenaire de Mireille, de MISTRAL, a donné lieu à de nombreuses publications. Nous citerons en particulier un intéressant article de M. JULES VÉRAN dans le journal Les Nouvelles (28 déc. 1908 et jours suivants) bourré de faits et de documents originaux, et surtout la belle publication de M. EDMOND LEFÈVRE[24]). On y trouvera l'énumération des éditions et des traductions de Mireille, la liste des portraits, tableaux, statues, etc. inspirés par le souvenir de Mireille, et quantité d'autres renseignements de tout ordre se rapportant à ce sujet.

On doit AU MÊME bibliographe une Bibliothèque de Langue d'Oc[25]) [Première année, 1908]. C'est le commencement d'une série de suppléments annuels à la Bibliothèque de Langue d'Oc des origines à 1907, qui paraitra dès que l'auteur aura réuni trois cents souscriptions à dix francs.

La collection des Manuali Hoepli vient de s'augmenter d'une Letteratura provenzale[26]); elle est due à M. PORTAL qui est en Italie l'éloquent interprète du mouvement félibréen. Elle comprend une brève histoire des précurseurs du félibrige, une courte étude sur le félibrige et toute une série de notices historiques sur les principaux félibres, sur les félibresses et sur les Sòci du félibrige. Ouvrage intéressant et bien documenté.

Floureto de Prouvenço[27]) est le nom donné par M. NICHOLSON à un volume assez étrange au point de vue typographique. Il se compose d'une introduction grammaticale à la langue des félibres, qui occupe les 42 premières pages et se termine par un petit volume de 70 pages environ qui n'est autre que l'anthologie provençale publiée par M. PAUL MARIÉTON dans la NBP. d'Henri Gautier. Le tout forme un ouvrage assez étrange, mais qui rendra de bons services aux étudiants.

M. J. AUROUZE[28]) vient d'écrire une Histoire critique de la Renaissance méridionale au XIXe siècle. Le premier volume: Idées directrices de la Renaissance méridionale au XIXe siècle est une thèse de doctorat de l'Université d'Aix-en-Provence. L'auteur, né à Avignon, en relations constantes avec le monde félibréen, était bien qualifié pour écrire cette histoire. Le présent volume est consacré à une étude approfondie de la race méridionale, de son histoire littéraire et politique. L'auteur cherche à débrouiller les nombreuses influences qui ont agi sur cette race et à expliquer par son histoire passée sa brillante histoire du présent. Ces efforts sont méritoires et une partie des conclusions est assez juste; mais il y a dans ce livre plus d'enthousiasme que d'esprit critique; et une tendance excessive à la déclamatiou en gâte trop souvent le style.

Le second ouvrage du MÊME AUTEUR dont nous allons parler a ceci de remarquable que c'est la première thèse écrite en provençal présentée à une Université française[29]). Elle est pleine de réflexions fort justes et fort sensées sur la nécessité, dans les pays de langue d'oc, de se

---

24) Le Cinquantenaire de Mirèio, Marseille 17 rue de l'Etrieu 1909, 24 p. 25) Même adresse, 14 p. 26) E. PORTAL, Letteratura provenzale, I moderni trovatori, Milano, Hoepli 1907. [MH. 105]. 27) Avignon, Roumanille 1908. 28) Avignon, F. Seguin 1907. 29) J. AUROUZE, Lou prouvençau a



servir de cette langue pour étudier le français. Le bilinguisme existe en fait dans les pays de langue d'oc; il vaut mieux en tirer profit pour l'enseignement que de le nier sottement. (Voir sur ce point un intéressant discours de distribution de prix de M. B. SARRIEU[30]): Une langue vivante méconnue: La Langue d'Oc). M. J. AUROUZE a développé les idées exposées plus haut dans un troisième volume intitulé: La Pédagogie régionaliste: Les parlers locaux dans l'enseignement[31]).

M. MAURITZ BOHEMANN[32]) a su résumer avec une élégante sobriété l'histoire du Félibrige dans une brochure qu'a traduite M. CHR. LANGE. Moins développé que le livre classique de G. Jourdanne, ce petit volume écrit par un étranger, amateur éclairé des choses provençales, n'a rien oublié des principaux événements du félibrige. (L'excellent provençaliste auquel est dû ce petit livre est mort au printemps de 1908).

Dins la Carriero[33]) de J. B. ASTIER est un court recueil de sonnets où le poète marseillais a su montrer, dans un savoureux langage, les principaux types des gagne-petit qui vivent dans les rues de Marseille: marchands ou marchandes d'escargots, de salade, de poisson, etc. Les types paraissent bien observés et bien rendus.

Le MÊME AUTEUR consacre une brochure au chansonnier marseillais Victor Gelu[34]) (1806—1885). Il nous fait connaître surtout des lettres inédites, intimes pour la plupart et qui intéresseront les amis et admirateurs du populaire chansonnier.

Parmi les Almanachs amusants citons: l'Almanac patouès de l'Arièjo[35]), Dans celui de 1907 nous remarquons deux «pastourelles» en langage mêlé (français et ariégeois) et des contes intéressants en dialecte gascon de Saint-Girons.

On trouvera un tableau fidèle du mouvement félibréen dans le journal VIVO PROUVÈNÇO[36]), qui a remplacé PROUVÈNÇO depuis janvier 1908. On y remarquera de belles poésies de LAFORÊT, les discours annuels du CAPOULIÉ, les articles du même capoulié P. DÉVOLUY et de J. RONJAT, et de nombreuses notes bibliographiques et autres que nous ne pouvous pas reproduire ici. Même réflexion pour les divers ARMANA PROUVENÇAU[37]) de 1906, 7, 8, où abondent les chansons, les contes et les récits, dus aux plus grands noms du félibrige comme aux plus obscurs de ses adhérents. Ces almanachs contiennent aussi plusieurs chansons avec airs notés, bibliographie, mortuorum, etc. La biographie de Mistral s'est enrichie d'une œuvre de toute première main: ce sont les Mémoires de MISTRAL[38]) où le grand poète raconte tantôt avec une simplicité biblique, tantôt avec une joyeuse belle humeur les principaux événements de sa vie surtout de sa jeunesse.

Citons enfin parmi les revues les plus vivantes et les plus intéressantes du félibrige la Cigalo lengodouciano, organe de l'Ecole de Béziers,

---

l'escolo (Thèse d'Aix) Avignon, J. Roumanille 1907. 30) Lycée d'Auch (Gers). 31) Avignon, J. Roumanille. 32) Précis de l'histoire de la littérature des félibres, Avignon, J. Roumanille 1906, pet. in-8°, 64 p. 33) J. B. ASTIER, Dins la Carriero, Marseille, libr. P. Ruat [1907]. 34) Victor Gelu intime, Aix, Typ. Niel 1907. 35) Foix, impr. Gadrat. 36) Avignon, J. Roumanille. 37) Ibid. 38) Libr. Plon, Paris 1906.

la Terro d'Oc, organe de l'Ecole de Toulouse, le Bournat (Périgueux) et Lemozi (Brive).

Nancy. J. Anglade.

Spanische Literatur.

Spanisches Drama bis 1800. 1902—1906. ***Allgemeine Werke.*** Die auf streng katholischem Standpunkte stehende „Historia de la Literatura" des Guillermo JÜNEMANN[1]) enthält auch einige Blätter über das spanische Drama, oder — richtiger gesagt — über die grossen Dramatiker des 17. Jahrhunderts, aber selbst das wenige nicht ohne Irrtümer. Übrigens muss anerkannt werden, dass bei dem Priester Lope de Vega rückhaltlos eingeräumt wird: „*no extraño á aventuras amorosas*; . . . *sacerdote sin llevar vida sacerdotal, antes por el contrario, manchandose, hasta en sus postreros años con lastimosas deslices.*" — Unzugänglich blieb mir die allgemeine Literaturgeschichte von E. GONBLANC[2]). — Von Fitzmaurice Kellys schöner spanischer Literaturgeschichte gab H. D. DAVRAY, unter Beihilfe des Verfassers, eine französische Übersetzung heraus[3]), welche zahlreiche Verbesserungen und Zusätze gegenüber dem Original und der spanischen Übersetzung aufweist, aber gleichwohl — begreiflich bei solch umfassendem Stoff — noch manchen Irrtum, so z. B. die von mir JB. VII, II 220f. gerügten betreffs Rueda (S. 179), und Miranda (S. 180) unverbessert liess. Das spanische Drama darin — das für mich allein in Betracht kommt — hat verschiedene Berichtigungen und Ergänzungen auf Grund der jüngsten Forschung erfahren, allein nicht immer so kritisch gesichtet, wie man es wünschen möchte. So ist z. B., was S. 181 über Timoneda gesagt wird, der Berichtigung bedürftig; das Datum, vers 1586, ist falsch, da er bereits 1559 drei Stücke veröffentlichte. Seine *Patrañas* erschienen nicht erst 1576, sondern schon 10 Jahre früher. Irrig ist auch mehrfach, was S. 270 über Nachahmung spanischer Stücke im Auslande gesagt wird. Indessen betreffen diese Irrtümer des Buches meist nur einzelne Daten und kleine Angaben und werden bei einer gewiss bald zu erwartenden neuen Auflage von einer energisch bessernden Hand beseitigt werden. Wertvoll ist der bedeutend vermehrte und besser gegen früher geordnete bibliographische Anhang. — PHILIPP AUGUST BECKER[4]) schrieb eine spanische Literaturgeschichte, an der nichts sein Eigentum ist als die zahlreichen Stilblüten, die nichtssagenden Charakteristiken, die vielen Verstösse gegen Grammatik, Sprachgebrauch und Stil; alles übrige ist aus den Kompendien von Baist, Ticknor, Schack, Schäffer, Menendez y Pelayo u. s. w. zusammengetragen, aber leider nicht immer in freier Wiedergabe, sondern ausserordentlich häufig unter wörtlicher Benützung der Hilfsbücher, ohne dass diese „Entlehnungen" kenntlich gemacht oder die Quellen angegeben wären. Dabei wimmelt das kleine Buch trotz der

1) Friburgo de Briscovia, Herder 1901, M. 2.40. 2) Hist. gen. de la Literatura. Madrid (1904), G. L. Horns. 3) Histoires des Littératures. Littérature espagnole. Paris, A. Colin 1904, XV u. 499 S., kl. 8°. 4) Geschichte der spanischen Literatur. Strassburg, Trübner 1904, VII, 151 S.,



trefflichen Führer von Unrichtigkeiten aller Art[5]). Diese Arbeitsweise muss um so mehr befremden, als Becker in seinen zahlreichen Rezensionen gegen hochverdiente Leistungen oft in den schärfsten Tonarten loszieht und seit ein paar Jahren auch „in cosas de España“ ein gewichtiges Wort mitzureden sucht. — Einen entschieden besseren Eindruck macht die für die Göschensche Sammlung geschriebene „Spanische Literaturgeschichte“ von Rudolf Beer[6]), schon deshalb, weil der Verfasser Quellen und Literatur angibt. Wenn das Drama der älteren Zeit bei ihm auch etwas zu kurz kommt, wenn manche Urteile vielleicht anfechtbar und hin und wieder eine Angabe irrig ist, so gewinnt man doch den Eindruck, dass der Verfasser sich in der spanischen Dichtung selbst umgesehen hat und dass er mit der einschlägigen Literatur bekannt ist. — Im III. Bande seiner vortrefflichen Geschichte des Dramas[7]) betrachtet Creizenach die Entwicklung des spanischen Dramas bis ca. 1570. Er würdigt Encina und seine Schule, Torres Naharro, das geistliche Drama: Sanchez de Badajoz, Horosco, Juan de Pedraza, Lopez de Yanguas, den Madrider Sammelkodex, Juan de Timoneda M. de Carvajal, L. Hurtado de Toledo und Palau; die Celestina und ihre Nachahmungen, die Schule des Naharro, dann Rueda, Alonso de la Vega und Timoneda als Profandramatiker. Die Ausführungen Creizenachs zeugen von tüchtiger Bekanntschaft mit dem spanischen Drama und der einschlägigen Literatur und enthalten manchen neuen Gedanken. — In einer Rezension von Gassiers Théatre Espagnol (cf. JB. V, II 423) brachte Stiefel eine grosse Anzahl von Berichtigungen, welche die unglaubliche Oberflächlichkeit des Buches veranschaulichen[8]). — In seinem in vielen Beziehungen misslungenen Buche über „La Comedia Espagnole en France“ gibt E. Martinenche[9]) (S. 59—138) eine Charakteristik des spanischen Dramas in seiner Blütenzeit, wobei er flüchtig die Schauspieler und die Bühnenverhältnisse, die Quellen der spanischen Dramatiker, die spanischen Sitten, die Religion, den point d'honneur, den Streit der Alten und der Neueren u. s. w. streift. In diesem Teil seiner Arbeit zeigt er sich, wie Referent in seiner ausführlichen Anzeige des Buches ZFSL. 26. Bd., S. 30—49 gezeigt hat, besser unterrichtet wie in den anderen; wir begegnen bei ihm oft treffenden Bemerkungen und einem entschiedenen Charakterisierungstalent. Lesenswert sind z. B. die Seiten 66—70, 81—94, 97—109. Wenn der Kenner hier auch nicht auf eigentlich neue Gesichtspunkte stösst, so merkt er doch, dass der Verfasser sich nicht begnügte, die bekannten Kompendien zu benutzen, sondern selbständig den Gegenstand studierte. In dem späteren Werke des Verfassers „Molière et le Théâtre Espagnol“[10]), das die gleichen Mängel wie das erstere aufweist, ist abermals das über das spanische Drama Mitgeteilte, besonders das Kapitel „*La comédie dans le théâtre espagnol*“ das am wenigsten verfehlte. Indessen verhaut sich

---

kl. 8°. 5) Die entsprechenden Belege für diese Bemängelungen hat Referent in der ausführlichen Besprechung des Buches in den StVglL. Bd. IX, S. 114—123 u. 269—271 beigebracht. 6) Leipz., Göschen 1903, 2 Bdchen. (Nr. 167, 168). 7) Renaissance und Reformation II. Teil, Halle a. S., Max Niemeyer, XII u. 596 S., 8°. Das spanische Drama S. 96—180. 8) LBlGRPh. 1903, S. 23—26. 9) La Comedia Espagnole en France de Hardy à Racine. Paris, Hachette et Cie. 1900, XI u. 435 S., kl. 8°. 10) Paris, Hachette et Cie.

auch hier der Verfasser öfters. So macht er z. B. S. 228 Calderon zum Verfasser des „Amor medico“, wofür er S. 189 richtig Tirso de Molina angegeben hatte; S. 143 führt er die Vorläufer von Moretos „Desden con el desden“ an, vergisst aber die ältesten Vorlagen: mehrere Dramen Lope de Vegas. Das Stück *„A lo que obliga el desden“* ist nicht, wie Martinenche (ibid.) sagt, von Rojas, sondern von Francisco Salado Garces u. dgl. mehr. — Getreu in die Fusstapfen Martinenches trat der Ungar Guillaume HUSZAR, indem er in einem Werke Corneille [11]), in einem anderen Molière [12]) in ihrem Verhältnis zum spanischen Drama betrachtete. Ob Huszar erst von Martinenche zu seinen Studien angeregt worden ist, oder ob er zufällig zweimal auf das nahezu gleiche Thema kam, kann ich nicht entscheiden. Jedenfalls hat er aus den Arbeiten seines Vorgängers Nutzen gezogen. Doch lässt sich nicht erweisen, dass er ihn wörtlich benützt hat. Gewisse Übereinstimmungen mögen von gemeinsam benützten Quellen herrühren. Seine Bücher kranken, wie an anderer Stelle gezeigt werden soll, an den nämlichen Schwächen wie die des Martinenche, aber er hat vor diesem den Vorzug, dass er mit der einschlägigen Literatur, mit den Leistungen der Vorgänger besser bekannt ist. Er hat sich lächerlich gemacht durch den Anspruch darauf, dass er in seiner Eigenschaft als Ungar zu einer besonders unparteischen Beurteilung des spanischen und französischen Dramas befähigt sei, aber seine Angaben über das spanische Theater sind abgesehen von einzelnen naiven und verkehrten Behauptungen im ganzen annehmbar. — Ein eigenartiges anziehendes Buch ist es, das uns der auf dem Gebiete der spanischen Literatur so erfolgreich tätige RESTORI [13]) darbietet, eine Zusammenstellung von allen jenen spanischen Dichtungen dramatischen und lyrischen Charakters oder von Prosastücken, in denen zahlreiche Dramentitel in sinnreicher Weise in den Text verwebt sind, ein Verfahren, das nur in Spanien möglich war, wo vom Ende des 16. Jahrhunderts an auf die Wahl verlockender Titel ungemein viel Wert gelegt wurde und Sprichwörter und Sentenzen oder sonstige vielverheissende Bezeichnungen für die Dramen an der Tagesordnung waren. Die Versuchung auf eine solche Spielerei zu verfallen, lag also nahe genug, ihr Beginn fällt mit der Hochflut des spanischen Dramas, mit dem Schaffensende Lope de Vegas und ihre Entwicklung mit dem allmählich beginnenden Niedergang der Comedia zusammen. Die älteste bekannte derartige Dichtung, die *Loa Sacramental de los titulos de Comedias*, Lope de Vega zugeschrieben, ist kurz vor dessen Tod entstanden, die letzten Erzeugnisse dieser burlesken Gattung gehören dem Ende des 18. Jahrhunderts an. Restori druckte alle von ihm ermittelten derartigen Schriften ab, liess ihnen wertvolle literarhistorische Notizen vorangehen und begleitete sie mit erläuternden Noten, worin er die Autoren zu den Titeln nachwies. Viele Titel gehören spurlos verschwundenen spanischen Dramen an und hierfür sind diese von Restori gesammelten Schriften wichtige Beweisstücke. — Eine eingehende sachkundige Würdigung erfuhr das Buch durch FARINELLI (ASNS. 113, 233 f.), der ein paar weitere „piezas de Titulos“ anführt,

1906, XI u. 273 S., kl. 8°. 11) P. Corneille et le Théatre espagnole. Paris, Emile Bouillon 1903, 306 S., kl. 8°. 12) Molière et l'Espagne. Paris, H. Champion 1907, kl. 8°, IX u. 332 S. 13) Piezas de Titulos de Comedias.

welche Restori entgangen waren und auch sonst willk... Diese Arbeitsweise bietet, nur übersah er, dass R. in den „Addenda“ ...ichen Rezensionen den *Principe tonto* richtig auf das Drama des Leyva ... ...narten loszieht „*Cuando no se aguarda y principe tonto*“ gedeutet ha... ...tige Wort ist, dass das Stück des A. de Solis „*Triunfos de amo*... ...*ana* (nicht *poder*) heisst. — A. L. STIEFEL[14]) hat die Beschreib... ...r wichtigen Sammlung von spanischen Comedias des 17. Jahrhun... begonnen, die sich in der Münchener Hof- und Staatsbibliothek be...en (P. O. hisp. 4⁰ 35). Er zeigt, dass unter dem Schlagwort *Flor de las Comedias* 10 Bände vereinigt sind, worauf aber nur einer passt. Sechs von den übrigen Bänden gehören der Sammlung Comedias escogidas an (Bd. 1, 8, 9, 12, 17, 31) und drei enthalten willkürlich zusammengebundene Einzelstücke. Stiefel beschreibt zunächst die letzteren, welche z. T. aus äusserst seltenen Comedias bestehen und knüpft daran bibliographische und literarhistorische Bemerkungen. So weist er z. B. bei dem Stücke „*Los dos mejores hermanos*“ die Verfasserschaft Leon Marchantes zurück, das Stück hat „tres Ingenios von Alcalà“ zu Verfassern. Er ermittelt, auf Grund einer Suelta, den dritten bisher unbekannten Dichter des von Calderon mit noch zwei anderen geschriebenen Stückes „*La Arcadia fingida*“ in der Person des Antonio Coello u. s. w. — A. RESTORI[15]) bringt eine gehaltreiche Anzeige von Paz y Melias „*Catálogo de las piezas del Teatro que se conservan en ... la Bibl. Nacional*“ (cf. JB. Bd. VII, II 221 f.). Er erkennt die Wichtigkeit und Schwierigkeit einer derartigen Arbeit an, tadelt aber, dass der Sammler nicht auf Grund der Forschungen der letzten Jahre immer bestimmte Aufschlüsse gab, bei denen Barrera und Duran noch zweifelten. Restori gibt wertvolle Berichtigungen und Ergänzungen. — In seiner fesselnden Weise bespricht MOREL-FATIO[16]) die Schriftstücke dreier Verteidiger der dramatischen Form der spanischen Comedia: Tirso de Molina, Ricardo de Turia, Carlos Boyl. Schade, dass er nicht auch Guillen de Castro hinzugefügt hat, der in seinem Drama *El curioso impertinente* das Nationaldrama energisch in Schutz nahm. — Der unermüdliche COTARELO Y MORI[17]) veröffentlichte eine umfangreiche Bibliographie aller Schriften und vieler Aktenstücke für und gegen das Theater, die in Spanien anfangend von 1468 bis 1868 erschienen sind. Der Herausgeber begnügte sich nicht mit einem trockenen bibliographischen Verzeichnis, sondern brachte über die einzelnen Schriften und Schriftstücke und ihre Verfasser mehr oder weniger ausführliche Referate, druckte kleinere Stellen aus

---

Saggi e documenti inediti o rari del teatro spagn. dei secoli XVII e XVIII. Messina, V. Muglia 1903, 283 S., kl. 8⁰. 14) Notizen zur Bibliographie und Geschichte des spanischen Dramas. ZRPh. Bd. XXX, 540—555 u. XXXI, 352—370. 15) LBGRPh. 1903, Sp. 26—35. 16) Les Défenseurs de la Comedia. BHi. 1902, Januar-März. 17) Bibliografía de las Controversias sobre la licitud del Teatro en España. Contiene la noticia extracto o copia asi impresos como ineditos en pro y en contra de las Representaciones; Dictamenes de jurisconsultos, Moralistas y Teologos; Consultas del Consejo de Castilla; Exposiciones de las villas y ciudades etc. Obra premiada por la Biblioteca Nacional en el concurso público de 1904 e imprensa á expensas del Estado. Madrid, Est. tip. de la Rev, de Archivos, Bibl. y Museos 1904, 739 S., Imp. 8⁰.

auch hier der Verf· ers wichtige und interessante „piezas“ ganz ab und Verfasser des „An reichen Schriften vollkommen belehrende Auszüge. angegeben hatt· te Anordnung des gewaltigen Stoffes ist die alphacon [illegible] br. Cotarelo hat aber (S. 611—616) die 213 Nummern auf 610 S. nfassende Sammlung noch chronologisch geordnet. Als Anhang füg. Herausgeber die Texte aller ihm erreichbar gewesenen königlichen Ve ungen und Erlässe über die Schauspieler und das Theater in Span anfangend von 1534 – 1839 ab, hinzu. Als II. Anhang folgt ein ursprünglich von D. Santos Diez Gonzalez (1798) hergestelltes und bereits ein paarmal gedrucktes Verzeichnis der „Jueces Protectores“ des spanischen Theaters von 1603—1798. Cotarelo hat, so viel leuchtet ein, hier ein für die Geschichte des spanischen Theaters sehr wichtiges Material zusammengestellt, welches, vier bezw. drei Jahrhunderte in sich schliessend, über die dem Theater günstigen oder feindlichen Strömungen Bericht erstattet, über viele Theaterverhältnisse Aufschluss erteilt und von jedem, der sich mit der Geschichte des spanischen Theaters beschäftigt, sorgfältig benützt werden sollte. In einer 39 Seiten langen Einleitung gibt der verdiente Herausgeber erst einen kurzen Überblick über *„la licitud del teatro“* ausserhalb Spaniens, bei den alten Griechen und Römern, bei den Kirchenvätern, bei den Italienern, Franzosen, Engländern u. s. w., dann fasst er die Ergebnisse seiner Sammlung kurz zusammen. — Einer sehr mühevollen aber wichtigen und lohnenden Arbeit unterzog sich Perez Pastor[18]), indem er in Theater- und anderen Archiven Bibliotheken u. s. w. nach Notizen über die spanischen Schauspieler *„ n los siglos XVI y XVII“* forschte und die Dokumente in Zeitschriften[19]) veröffentlichte; ein grosser Teil davon erschien in Buchform. Restori[20]) zeigte das Buch an und lieferte dazu einige Nachträge und Berichtigungen vornehmlich zu den Komödientiteln. — Das wichtige Werk von Serrano y Sanz[21]) über Spaniens Schriftstellerinnen, zu denen bekanntlich auch Verfasserinnen von Dramen gehören, blieb mir leider unerreichbar.

Ich komme jetzt zu Werken, welche ***Dramen mehrerer Autoren*** unter irgendeinem Gesichtspunkt zusammenfassen. C. B. Bourland behandelte in ihrer hübschen Arbeit „Boccaccio and the Decamerone in Cast. & Cat. Lit.“[22]) auch den Einfluss dieser Novellensammlung auf das spanische Drama, indes ohne etwas Neues hierin zu bringen. Sie vergleicht acht Stücke Lope de Vegas mit ebenso vielen Novellen des Decamerone. Es sind dies *Llegar en ocasion* (Dec. II, 2), *La discr. enamorada* (III, 3), *Ruyseñor de S.* (V, 4), *Halcon de Federigo* (V, 9), *Anzuelo de F.* (VIII, 10), *Servir con mala estrella* (X, 1), *La boda entre d. m.* (X, 8), *Exemplo de casadas* (X, 10). Ferner noch das *Entremes del amigo verdadero* von Andreas Gil (VII, 7) und Navarros

18) Nuevos datos acerca del Histrionismo español en los siglos XVI y XVII, recogidos por Don Christoval Perez Pastor. Madrid, Imprenta de la Revista española 1901, 8°, 419 S. 19) In der Revista española* und im Bulletin hispanique 8. Bd., S. 71—78, 148—153, 363—273; 9. Bd., S. 360—385. 20) RHisp. 1902, S. 569—572. 21) Apuntes para hacer una biblioteca de escritoras espagñolas desde 1401—1883. Madrid 1903. 22) RHisp. XII (1905).

Marquesa de Saluzia (X, 10). Es war dankenswert, diese Stücke mit ihren Quellen zu vergleichen, nur hätte die Verfasserin erwähnen sollen, dass Schack, Schäffer, Anschütz u. a. die Vorlagen bereits nachgewiesen haben. Übrigens war der Einfluss des Decamerone auf das spanische Drama besonders auf Lope de Vega grösser. — Restoris „Appunti Teatrali Spagnuoli“ (vgl. JB. V, II 433f.) erfuhren durch STIEFEL[23]) eine eingehende Würdigung. Stiefel glaubt mit Restori, dass die Handschrift der *Isla barbara* von Sanchez zu Neapel nicht die ihr bisher zuteil gewordene Geringschätzung verdiene und dass sie bei einer Neuausgabe des Stückes verwertet werden müsse. Die Angaben und Auszüge, die Restori über ein handschriftliches Stück *Laura*, das mit der Handschrift der *Isla barb.* zusammengebunden ist, macht, setzten Referenten instand einige Bemerkungen über die Quellen des neuentdeckten in die Zeit vor Lope zurückgehenden und darum wichtigen Stückes zu machen. Ref. glaubt, dass als Quellen die Intronatenkomödie „*Gl Ingannati*“ und die Novelle I, 22 bei Bandello (Quelle von Shakespeares *Much ado ab. noth.*) anzusehen sind; er glaubt ferner, dass Lope de Vega diese „Laura“ kannte und in drei Comedias (*Laura perseguida*, *Lucinda pers.* und *La Innocente Laura*) nachahmte. — COTARELO[8] „Teatro españ. anterior á Lope de Vega“[24]) blieb mir unerreichbar. — STIEFEL[25]) unterzog Rouanets „Intermedes Espagnols“ (vgl. JB. V, II 425) einer Besprechung und verwies ergänzend auf die kleinen Stücke des Sanchez de Badajoz und auf einige andere Dichtungen hin, die bei Rouanet hätten Erwähnung finden sollen. Ferner bemerkt er, dass vor Rouanet bereits du Perron de Castera ein Entremes übersetzt und dass ein Anonymus eine bisher ungedruckte Sammlung von ins Französische übersetzten Entremeses hinterlassen habe.

Ich wende mich jetzt zu den ***einzelnen Dramatikern,*** bei denen ich, soweit es tunlich ist, chronologisch verfahren will. Ich eröffne den Reigen mit der „Celestina“, welche in den Berichtsjahren fortgesetzt Gegenstand grossen Interesses und eifriger wissenschaftlicher Betrachtung blieb. E. MARTINENCHE[26]) kam auf die von Foulché-Delbosc und Carolina Michaelis de Vasconcellos behandelten Fragen betreffs des Verfassers der dramatischen Novelle und betreffs ihrer verschiedenen Redaktionen zurück und gelangte zu ähnlichen Ergebnissen wie die portugiesische Gelehrtin. — KONRAD HÄBLER[27]), der rühmlichst bekannte Bibliograph, bekämpfte die nach seiner Meinung allzustrengen Schlüsse Foulché-Delboses betreffs der Verfasserschaft der „Celestina“ und der ältesten Ausgaben dieser Dichtung. Bezüglich der ersteren zeigt er in überzeugender Weise, dass jene Schlüsse durchaus nicht unangreifbar seien und das Fernando de Rojas wahrscheinlich doch der Verfasser sei; bezüglich der letzteren wirft er Licht auf die Sache, dadurch, dass es ihm glückte, eine photographische Wiedergabe von 2 Seiten des berühmten Heberschen Celestinaexemplars zu erhalten. Seine Prüfung lässt keinen Zweifel darüber, dass dieses von Fadrique de Basilea (Friedrich Biel) zu Burgos 1499 gedruckt wurde. Des weiteren hält er einen Druck von

23) LBlGRPh. 1904, Sp. 203—205. 24) Madrid 1902. 25) LBlGRPh. 1905, Sp. 23—26. 26) Quelques mots sur la Celestine. BHi. IV. Bd., S. 96—103. 27) Bemerkungen zur Celestina. RHisp. IX. Bd. (1902),

Salamanca von 1500 für ziemlich sicher und betrachtet ihn als den ersten authentischen, während er den von Burgos als nicht autorisiert ansieht. Der Druck von 1500 habe, Häbler zufolge, noch nicht 21 Akte gehabt, wann die erste Ausgabe mit dieser Aktezahl erschienen, sei noch nicht ermittelt. Die Zusätze seien, meint Häbler, sicher auch von Fernando de Rojas. Schliesslich weist Häbler noch auf den Fund des SERRANO Y SANZ[28]) hin, wonach schon sehr frühe der Judenchrist Francisco de Rojas als Verfasser der „Celestina" bezeichnet wurde. — FOULCHÉ-DELBOSC äusserte sich alsbald[29]) zu den Anschauungen Häblers und Serrano y Sanz' über die Verfasserschaft des Fernando de Rojas, die er trotz der von letzterem beigebrachten Dokumente noch leugnet, weil aus gewissen Stellen der Celestina hervorgehe — Anspielungen auf das noch nicht eroberte Granada — dass sie spätestens 1491 geschrieben worden sei, wahrscheinlich aber, wegen anderer Anspielungen, bereits 1481, und da sie unmöglich das Werk eines Jünglings sein könne, so müsse Rojas, als er 1510 heiratete (nach Serrano), 67 Jahre, bezw. 59 und, als er 1538 Alcalde mayor zu Talavera war, 95 bezw. 87 Jahre alt gewesen sein; „*ce serait absurde*". Dann beschrieb Foulché-Delbosc die Ausgabe von Burgos von 1499, in die ihm, durch den Verkauf des Buches an Pollard, Einblick gestattet worden war. Er bestreitet nach wie vor, dass sie die Editio princeps sei, es müsse ihr vielmehr eine andere vorangegangen sein. Ich selbst stimme mit Foulché-Delbosc insoferne überein, als auch ich glaube, dass die Verfasserfrage noch nicht ganz geklärt ist, und dass sich fast ebenso viel für als gegen Rojas anführen lässt. — Endlich liess DERSELBE verdiente FORSCHER[30]) einen prächtigen Neudruck der den Gelehrten so lange vorenthaltenen Ausgabe der Celestina von Burgos 1499 ans Licht treten, dank dem Entgegenkommen des gegenwärtigen Besitzers. Der Name des Herausgebers bürgt für die Korrektheit und Sorgfalt des Druckes, auf dessen letzten Seiten sich eine Liste aller Irrtümer findet, die im Neudruck verbessert sind. — In einer Rezension der von Cañete und Menendez y Pelayo besorgten Ausgabe der Propalladia des Torres Naharro, deren I. Bd. 1880 und deren II. 1900 erschienen ist (cf. JB. VII, II 226), bestätigte und verschärfte STIEFEL[31]) das von dem berufenen Morel-Fatio über den I. Bd. (Cañete) gefällte Urteil und bemerkte über den II. Bd. (Cañete und M. y Pelayo), dass im Texte verschiedene längere Stellen, bis zu 35 Versen, fehlen und manche Lesearten auf Grund anderer Ausgaben zu verbessern seien. M. y Pelayo habe aber wenigstens die Lesarten der

---

S. 139—170. 28) Noticias biográficas de Fernando de Rojas, autor de la Celestina y del impresor Juan de Lucena. RABM. 1902, 6. Bd., S. 245—298. Aus den Mitteilungen des Serrano y Sanz erfahren wir, dass Fernando de Rojas zu Montalban gebürtig und — gleich Rodrigo Cota — ein „*judio converso*" war; dass sein Schwiegervater ebenfalls ein getaufter Jude war und Alvaro de Montalban, seine (Roja's) Frau Leonor Aluares hiess und 1525 ein Alter von 35 Jahren hatte, so dass sich für ihren Gatten damals ein Alter von etwa 50 Jahren ergab. Er wäre also, wenn er der Verfasser der Celestina ist, 1499 ca. 24 Jahre alt gewesen, müsse also das Stück in Salamanca als Student geschrieben haben. 29) Observations sur la Celestine. RHisp. 1902, S. 175—199. 30) Comedia de Calisto y Melibea (Burgos 1499) Reimpresion publicada por R. Foulché-Delbosc. Bibl. Hisp. Bd. 12, Barcelona L'Avenç, Madr. Murillo, 179 S., 12°. 31) LBlGRPh. 1903,

expurgierten Ausgabe von 1573 angegeben und eine geistvolle feinsinnige Einleitung der Ausgabe beigegeben, worin er sich über das Leben und die Beziehungen des Dichters zu seiner Zeit, über die theoretischen Ansichten des Torres Naharro u. s. w. äussert. — MOREL-FATIO[32]) gibt den Inhalt eines 1539 oder 1540 zu Alcala gespielten Schulstückes *Ate relegata et Minerva restituta* an, bei dessen Aufführung der Principe, späterer Philipp II., anwesend war. Als Verfasser dieses Gelegenheitsstückes betrachtet Morel-Fatio den auch sonst als Verfasser (oder richtiger Übersetzer) von Dramen bekannten Juan Petreius. — Den Aufsatz von N. A. A. CORTÉS[33]) „*Un pleito de Lope de Rueda*" kenne ich nur dem Namen nach. — F. R. DE UHAGON veröffentlicht[34]) mit einem Schreiben an Cotarelo eine *Comedia llamada Discordia y question de amor* von Lope de Rueda gedr. 1617 zu Barcelona. Obwohl Gracian in seinen „Agudeza y arte de ingenio" (Kap. 45) deutlich von einem derartigen Stücke Lope de Ruedas spricht, so sind mir doch Zweifel über die Echtheit des Stückes gekommen, weil Rueda seine Dramen nur in scenas einteilt, während vorliegende Comedia in drei jornadas eingeteilt ist, eine Bezeichnung, die wir bei Rueda nie finden. Wenn freilich diese Einteilung von dem Herausgeber des Stückes von 1617 herrührt, der eine ältere Ausgabe hierin willkürlich abänderte, dann stünde der Verfasserschaft Ruedas nichts im Wege. Jedenfalls müssen wir für den Neudruck des seltenen Stückes, das sicher der Mitte des 16. Jahrhunderts angehört, dankbar sein. — Einen schönen Neudruck der zur grössten literarischen Seltenheit gewordenen drei Comedias des Schauspielers Alonso de la Vega verdanken wir dem grossen spanischen Forscher MENÉNDEZ Y PELAYO[35]). Wir sind dadurch imstande, selber über diese Stücke des Zeitgenossen Lope de Ruedas und Juan de Timonedas zu urteilen. Die Einleitung, welche der Herausgeber seinem Neudruck voranstellte, fasst das wenige zusammen, das wir über diesen Schauspieler-Dichter wissen und beschäftigt sich mit der Geschichte des spanischen Dramas in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, mit dem Einfluss Italiens auf das spanische Drama in dieser Zeit und mit einer Würdigung seiner Stücke, mit seinen Quellen u. s. w. Die Quellen der „Tolomea" und der „Serafina" vermochte der Herausgeber nicht aufzufinden. Für die „Duquesa de la Rosa" vermutet er Bandello II, 44 als Vorlage. Es bliebe noch zu untersuchen, ob nicht irgendeine andere Version ein näheres Anrecht darauf hat, Alonsos Quelle zu sein. — A. BONILLA Y SAN MARTIN[36]) veröffentlichte, nach einem von ihm in der Biblioteca nacional zu Madrid aufgefundenen Manuskript, die bisher nur in der Bearbeitung von Luis Hurtado de Toledo bekannte und zum ersten Male 1553 gedruckte „Comedia Tibalda" von Peralvarez de Ayllon und fügte die Abweichungen und Zusätze des jüngeren Bearbeiters bei.

Sp. 119—126. 32) Ate relegata et Minerva restituta, Comédie de Collège représentée à Alcalà de Henares en 1539 ou 1540. BHi. V. Bd., S. 9—24. 33) Nuevas noticias para su biografiá. Valladolid, 45 S. 34) RABM. Bd. VI, S. 340—354. 35) Alonso de la Vega. Tres Comedías con un prologo de Don Menéndez y Pelayo. Dresden 1905, XXX u. 110 S., gr. 8° (GRL. Bd. 6). 36) Perálvarez de Ayllon y Luis Hurtado de Toledo, Comedia Tibalda. Ahora por primera vez publicada según la forma original. Barcelona L'Avenç, Madrid, Murillo

— Von den drei ersten Bänden der von Rouanet besorgten schönen Ausgabe der bekannten Madrider handschriftlichen „*Coleccion de Autos Farsas y Coloquios del siglo XVI*" lieferte FARINELLI[37]) eine sehr beachtenswerte Besprechung, worin er die Sammlung richtig charakterisierte und auf verschiedene für die Geschichte des spanischen Dramas wichtige Punkte aufmerksam machte, so z. B. auf eine 15 Stunden währende religiöse Aufführung zu Barcelona im Juli 1519, von der ein Francisco Janis di Tolmezzo uns berichtet, und welche aufs neue die bereits von mir aufgestellte Behauptung, dass es auch in Spanien langatmige religiöse Spiele gegeben hat, bestätigt. Wenn Farinelli behauptet, dass sich seit dem Schluss des Mittelalters manche Fäden aus den italienischen geistlichen Spielen in die iberische Halbinsel hinübergesponnen haben, so mag das wohl sein, es lässt sich aber, meines Erachtens, eher eine Beeinflussung durch Frankreich von der nahen Grenze herüber denken. Farinelli macht schliesslich verschiedene annehmbare Besserungsvorschläge für den Text. — C. B. BOURLAND[38]) lieferte einen Neudruck der einzigen erhaltenen Comedia des im 17. Jahrhundert vielgenannten Schauspielers Navarro, „*La Comedia muy exemplar de la Marquesa de Saluza llamada Griselda*". Das Stück ist in 5 jornadas eingeteilt und ist nach einer Ausgabe von 1603, die früher Gayangos gehörte, jetzt in der Biblioteca nacional zu Madrid ist, hergestellt. An sich ist es kindisch und herzlich unbedeutend, obwohl der Titel es als „*compuesta por el unico Poeta y Representante Navarro*" bezeichnet, es verdient indes Interesse einmal, weil es, wie gesagt, das einzige ist, das von dem berühmten Mimen übrig ist, und dann weil es viel älter als sein Druck ist, es gehört der Zeit vor Lope de Vega an und bezeugt den fortdauernden Einfluss des Torres Naharro; dann weil darin die allegorischen Personen von Consuelo, Desesperacion und Sufrimiento auftreten. Ich glaube, dass man es in die Zeit unmittelbar nach Rueda setzen muss, dem der Verfasser aber weniger folgt als dem Naharro. Die Herausgeberin, die sich über das Stück nicht weiter äussert, druckte in der kurzen Einleitung, die sie dem Drucke voranschickte, eine Darstellung der Novelle in der „Summa de todas las Cronicas del mundo llamada en latin Suplementum Cronicarum" („*a translation by Narciso Viñoles of Forestis Supplem. Chronicarum*") ab, auf die sich der Verfasser in seinem Prolog beruft. Da er sich indes auch auf das „Patrañuelo" beruft, so wird die Entstehungszeit rückwärts abgegrenzt, da dieses Buch des Timoneda 1566 erschien. — WALBERG[39]) lieferte eine treffliche Ausgabe von Juan de la Cuevas auf die dramatische Dichtung betreffendem „Exemplar Poetico" (1606) auf Grund des Autographs in der Colombina zu Sevilla, aber die Abweichungen der beiden anderen alten Handschriften sowie des Druckes von Sedano unter dem Strich verzeichnend. Walberg hat an die Spitze seiner Ausgabe eine lange gehaltreiche Einleitung gestellt, worin er sich über das Leben, die Werke, besonders die Dramen des Dichters, über seine Verteidigung der Comedia im „Exemplar poetico" u. s. w. äussert und eine Inhaltsangabe dieser letzteren Dichtung bringt, dessen Quellen (Horaz,

---

1903, Bibl. Hisp. Bd. 13, 77 S., kl. 8°. 37) DLZ. 1902, Sp. 606—614. 38) Reprinted. RHisp. 1902, 9. Bd., S. 331—354. 39) Juan de la Cueva et son „Exemplar Poético". Lund 1904, Impr. Håkan Ohlsson 4°, 118 S.

Gonzalez Argote de Molina, Fernando de Herrera, Alonso Lopez Pinciano und Girolamo Ruscelli) ausführlich klarlegt, die Handschriften beschreibt und Bemerkungen über die Sprache und die Versifikation des „Exemplar poetico“ anschliesst. Ein reichhaltiger Kommentar von 34 Seiten erleichtert den Gebrauch des Buches.

Eine Reihe von Veröffentlichungen in den Berichtsjahren haben ***Lope de Vega*** zum Gegenstand. Die Vorlesung von FIZMAURICE-KELLY über Lope und das spanische Theater[40]) blieb mir unzugänglich. RENNERT lieferte davon eine Anzeige[41]), welche aus drei daraus angeführten recht überschwänglichen Stellen und aus einem kurzen aber nicht minder begeisterten Lob besteht. — Der LETZTERE GELEHRTE[42]) schrieb eine ausführliche wertvolle Biographie des „Fenix de los Ingenios“. Sein Vorbild und seine Hauptquelle war natürlich La Barreras kompendiöse Nueva Biografía. Ihr folgte er Schritt auf Schritt, jedoch mit kritischem Geiste und die in den letzten Dezennien erschienenen weiteren Forschungen über Lope, das spanische Theater und des Dichters Zeitgenossen verwertend. So verfolgte er das Leben des grossen Dramatikers von der Geburt bis zu seinem Tode, nicht nur alle biographischen Momente, sondern auch alle bibliographischen und literarischen mit ins Bereich seiner Betrachtung ziehend. Bei der gewaltigen Fülle des Stoffes musste der Verfasser die Würdigung der Lopeschen Dichtungen, besonders seiner Dramen recht stiefmütterlich abfertigen, so dass sein Buch, ähnlich wie das von La Barrera, jedoch in etwas geringerem Grade, mehr eine reichhaltige Sammlung von bio-bibliographischem und literarhistorischem Material, als ein gründlich verarbeitetes abgerundetes, harmonisch wirkendes Lebensbild des „monstruo de naturaleza“ ist. Aber freilich solche einzig in der Welt dastehende Dichterpersönlichkeit wie Lope stellt riesige Anforderungen an einen Biographen; letzterer muss nicht nur ein grosser vielseitiger Forscher, sondern auch ein Künstler in der Darstellung sein. Seiner Biographie fügt Rennert noch 3 Appendices (die 1. ein Auszug aus den Akten des Velasquez-Osorio Prozess, die 2. eine Beschreibung der Bände 21 bis 25 der Comedias-Ausgabe Lopes, die 3. sein Testament von 1627), eine bequeme Zusammenstellung aller Sammlungen, welche Comedias von Lope enthalten, die Comedias-Listen im Peregrino, ein alphab. Verzeichnis aller seiner erhaltenen oder nur dem Titel nach bekannten Comedias und endlich ein Sach- und Personenregister bei. Zu dem umfangreichen Buche lassen sich natürlich manche Ergänzungen und Berichtigungen, und auch Einwände vorbringen, gleichwohl bleibt die Leistung verdienstvoll. — Ergänzend zu dieser Biographie weist MOREL-FATIO[43]) nach, dass Lopes Vater von nicht adeliger Abkunft, ein Kunststicker seines Zeichens war, der sich für Geld und da er aus dem Gebirge von Asturien stammte, leicht den Adel verschaffte. Dagegen war seine Mutter Doña

---

(LUA. Bd. 39, Afdeln. 1, Nr. 2). **40**) Lope de Vega and the Spanish Drama being the Taylorian Lecture, by James Fitzmaurice-Kelly Glasgow, London 1902. **41**) MLN. 1904, S. 103—104. **42**) The Life of Lope de Vega (1562—1635), Glasgow Gomans and Gray, London, R. B. Johnson, Philadelphia Campion & Co. 1904, XIII u. 587 S., 8° mit dem Bildnisse Lope de Vegas und dem Faksimile einer Seite von Lopes handschriftlicher Com. La Bizarrias de Belisa. **43**) Les Origines de Lope de Vega. BHi. Bd. VII (1905),

Francisca Fernandez Flores, die väterlicher- oder mütterlicherseits den Namen Carpio führte, von Adel. Die 19 Türme in Lopes späterem Wappen gehen auf die Carpios zurück. Im Punkte Adel ähneln sich Lope und Shakespeare. — Von der grossen Ausgabe MENENDEZ Y PELAYOS[44]) der *Obras des Lope de Vega*, die bedauerlicherweise ins Stocken geraten ist, bleibt nur noch über einen Band, den 13. zu berichten. Dieser enthält als Abschluss der „Cronicas y legendas dramaticas de España" vier Dramen, nämlich El. Marques de las Navas, La nueva victoria del Marqués de Santa Cruz, die nach einer Handschrift Durans, jetzt in der Bibl. nacional zum erstenmal veröffentlichte Comedia „El Brasil restituido" und „La nueva victoria de D. Gonzalo de Cordova". Hieran reiht der Herausgeber einen „Diálogo militar á honor del exelent^{mo} Marqués Espinola" ein kleines allegorisches Gelegenheitsstück. Dann hebt er mit den novellistischen Dramen an. Er bringt noch 10, wovon die ersten 8 dem Kärlinger Zyklus angehören, nämlich „Los palacios de Galiana", „La mocedad de Roldan", Las pobrezas de Reinaldos, „El Marqués de Mantua", „Un pastoral albergue", „Los celos de Rodomonte", „Angelica en el Catay" und „El premio de la hermosura". Die zwei letzten Stücke sind „Urson y Valentin" und „Los tres Diamantes" (Magelona). Die Einleitung, welche Menéndez y Pelayo dem Neudruck voranstellte, 148 Seiten lang, ist wie alle Arbeiten des spanischen grossen Gelehrten im hohen Grade anziehend und lehrreich. Kurz für die historischen Dramen, wächst sie für die novellistischen zu Einzelabhandlungen an, wobei allerdings für die dem Kärlingerkreise angehörigen Stücke weniger die Quellen Lopes — die ja schon Ludwig in gründlicher Weise behandelt hatte — als vielmehr allgemein stoffgeschichtliche Betrachtungen angestellt wurden. Man wird die geistreichen Ausführungen M. y Pelayos mit Vergnügen lesen, selbst wenn sie dem Kenner nur Bekanntes bieten, oder Widerspruch hervorrufen oder berichtigt werden müssen. So hat z. B. Cicogninis „La Moglie di quattro mariti" (S. 64) nichts mit Lopes „Palacios de Galiana" zu tun. Bezüglich „Urson y Valentin" ist zu bemerken, dass dem französischen Prosaroman höchstwahrscheinlich eine poetische Darstellung spätestens in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts voranging. Bei „Los tres Diamantes" ist auf Grund neuerer Forschung (besonders Joh. Boltes) manches zu ergänzen. Und nun zum Schluss die Frage: Haben die Abnehmer der kostspieligen monumentalen Lope-Ausgabe keine Fortsetzung der Arbeit mehr zu erwarten? Soll auch dieses so prächtig begonnene Werk ein Torso bleiben? — Eine lobende Erwähnung verdienen wiederum die sachkundigen Rezensionen, die RESTORI[45]) der Ausgabe der „Obras de Lope de Vega", in unseren Berichtsjahren den Bänden 9—13, widmete. Restori begleitete die einzelnen Stücke mit bibliographischen, literarhistorischen oder textkritischen Notizen, weist hin und wieder andere wichtige Drucke nach, welche die Texte der Obras ergänzen, so z. B. bei der „Estrella de Sevilla", „El Rey Don Pedro en Madrid", „La mayor desgracia de Carlos V." etc., führt Romanzen an, die zur Stoffgeschichte gehören und bringt sonstige stoffgeschichtliche Bemerkungen, so z. B. Zusammenstellungen spanischer Dramen, die Karl V.

S. 38—53. 44) Madrid 1902, CXLVIII + 571 S., 4°. 45) ZRPh. 28, 108—132;

zum Helden haben. — STIEFEL[46]) brachte eine ausführliche Besprechung von Restoris Ausgabe der Lopeschen „Guzmanes de Toral", worin er den Vermutungen des italienischen Gelehrten über Verfasser, Titel und Wertschätzung des Stückes beipflichtet und den Inhalt des Dramas andeutet. — RENNERT[47]) erweist, dass Lopes „La amistad y obligacion" mit der Montalvan zugeschriebenen Comedia „Lucha de amor y amistad" identisch ist, bezweifelt, dass „El negro del mejor amo" wirklich, wie Restori will (vgl. JB. V. II, 427 f., 432), von Lope herrührt, erkennt an, dass es tatsächlich „partes extravagantes" von Comedias des Lope de Vega gibt und zwar eine 26., 27. und 28. Ich glaube, dass er ruhig auch die 29. als sicher hätte bezeichnen können. — Bekanntlich beruht Lope de Vegas Comedia „La doncella Teodor" auf einem alten vielgedruckten spanischen Volksbuch, das ursprünglich aus dem Arabischen übersetzt oder bearbeitet worden ist. MENÉNDEZ Y PELAYO[48]) hat die verschiedenen Versionen — die arabische findet sich noch in 1001 Nacht — und Lopes Drama in seiner feinsinnigen Weise zergliedert, für einzelne Teile auf verwandte Versionen hingewiesen und das Verhältnis der Dichtungen untereinander klargelegt. — Zu Lope de Vegas „El honrado hermano" weist STIEFEL[49]) eine bereits von Timoneda in der „Sobramesa y Alvio de Caminantes" erzählte Anekdote als direkte oder indirekte Quelle für das Auftreten des Hauptbelden Horacio vor dem Senat zu Albalonga nach und zeigte zugleich, dass die Anekdote in Spanien verbreitet war. Stiefel betonte, dass die Quellforschung zu Lopes Dramen mit dem Auffinden der Vorlage für die Hauptfabel nicht beendet sei, dass sich dem belesenen Dichter oft auch für Nebenmotive Quellen nachweisen lassen. Den kleinen Aufsatz besprach anerkennend C. PITOLLET[50]). — Die fälschlich Calderon zugeschriebene Comedia „La Española de Florencia" untersuchte STIEFEL[51]) auf ihre Quellen. Auf Grund einer eingehenden Vergleichung mit den älteren Versionen erweist er als eigentliche Vorlage das bekannte anonym erschienene italienische Lustspiel „Gl' Ingannati" — der Intronaten zu Siena, als dessen Verfasser man neuerdings Castelvetro ansehen möchte. Neben diesem Stück kannte und benützte der Verfasser zu Kleinigkeiten Bandellos gleichinhaltliche Novelle (II, 36) und Lope de Ruedas „Los Engañados". Stiefel machte es wahrscheinlich, dass das Drama, das uns nur in entstellter Form überliefert ist, von Lope de Vega herrührt und mit dem in der ersten Liste des „Peregrino" genannten „Las burlas de Amor" identisch ist. — In einer den Quellen Jean Rotrous gewidmeten Untersuchung beschäftigt sich STIEFEL[52]) mit der reizenden Comedia „La Villana de Xetafe" von Lope de Vega. Er bestimmt ihre Entstehungszeit auf 1615—17, gibt

29, 133—156; 30, 164—183; 31, 184—201. **46**) LBlGRPh., 1904, Sp. 201—203. **47**) Notes on some Comedías of Lope de Vega. MLR. 1906, S. 96—110. **48**) La Doncella Teodor (Un cuento de Las Mil y Una Noches, un Libro de Cordel y una Comedia de Lope de Vega). Estudios de Erudicion Oriental. Extracto del Homenage á D. Francisco Codera en su Jubilación del Profesorado, S. 483—511. **49**) ZRPh. Jahrg. 1905, S. 333—336. **50**) BHi. Bd. VII, S 431. **51**) Über die Comedia „La Española de Florencia". BRPhMuss., Halle a. S., M. Niemeyer 1905, S. 337—364. **52**) Über Jean Rotrous Spanische Quellen. ZFSL. Bd. 29,

ausführlich den Inhalt an, würdigt das Stück und macht auf die darin enthaltenen Anspielungen auf Lopes Familie aufmerksam. — Die schöne Ausgabe der Lopeschen „Arte nuevo de hazer comedias" (vgl. JB. VII, II 231), welche Morel-Fatio veranstaltete, erfuhr durch A. BONILLA Y SAN MARTIN[53]) eine Beurteilung, die der verdienstvollen Leistung gerecht wird, aber einige Irrtümer des Herausgebers[54]) berichtigt. — Eine ausführliche gehaltreiche Rezension widmete FARINELLI[55]) dem Neudruck, wobei er mit eindringender Sachkenntnis eine Anzahl wichtiger Ergänzungen zu der Einleitung und zu dem Kommentar brachte.

Cervantes ist innerhalb der Berichtsjahre, in Hinblick auf das 300jährige Don Quijote-Jubiläum, Gegenstand besonders eifriger Studien gewesen[56]), die indes vorwiegend seinem Leben und seinem unsterblichen Romane galten. Gleichwie in der Wertschätzung des Dichters das Drama eine sehr untergeordnete Rolle spielt, so blieb es auch in der Jubiläumsliteratur sehr im Hintergrunde. Leider ist mir selbst von dem wenigen nur ein kleiner Teil in die Hände gekommen. Die Ausgabe der sämtlichen Werke des Cervantes, welche FITZMAURICE-KELLY[57]) besorgte, kenne ich nur dem Namen nach, ebenso das Buch von ASENSIO[58]) „Cervantes y sus obras", ferner DIAS DE ESCOVARS „Apuntes escenicos cervantinos"[59]) und M. J. GARCIA^s Estudio crit. acerca del entremes „El Vizcaino fingido"[60]). — Eine Erwähnung verdient der III. Band der Cervantes-Bibliographie von RIUS[61]), der uns Cervantes und seine Schriften im Urteile der Mit- und Nachwelt zeigt. Für das Drama kommt der reichhaltige, schön ausgestattete Band in Betracht, einmal insofern Anspielungen auf Don Quijote in den Dramen der Zeitgenossen Lope de Vega, Calderon u. s. w. verzeichnet sind — leider ist diese Liste sehr unvollständig — und dann als bei den Urteilen über seine Schriften seitens der Spanier und Ausländer, auch die Dramen des Cervantes herangezogen werden. — Von den wichtigen „Documentos cervantinos" des CH. PEREZ PASTOR[62]) ist seit 1897, wo der I. Band erschien, ein weiterer Band herausgekommen, der mir aber leider nicht zugegangen ist. — DON JOAQUIN HOZAÑAS Y LA RUA[63])

195—234, cf. ibid S. 202—211. 53) RABM. Bd. VI, S. 221—223. 54) So z. B. dass er den Namen Naharro bei Lope, worunter dieser den Schauspieler Navarro verstand — ganz wie Cervantes im Prologo seiner Comedias — nicht richtig deutete, ferner dass er zwei Stellen in der „Arte nuevo" (V. 131—140 u. V. 264—268) missverstanden habe. 55) ASNS. Bd. 109, S. 458ff. 56) E. Cotarelo gibt von den Jubiläumsschriften in RABM. Bd. 12, S. 403—410 eine reichhaltige aber gleichwohl nicht erschöpfende bibliogr. Liste. Morel-Fatio liess im ASNS. Bd. 116, S. 340—361 unter dem Titel „Cervantes et le troisieme Centenaire du Don Quichotte" die wichtigsten Schriften Revue passieren und charakterisierte sie in treffender Weise. Von den allgemein dem Dichter geltenden Schriften möchte ich hier nur die Festrede Farinellis (Beil. der Allg. Zeit. 16./18. Mai 1905) wegen ihrer prächtigen Charakteristik erwähnen. 57) Cervantes. Complete Works ed. by James Fitzmaurice-Kelly, Glasgow 1902f. 58) Cervantes, y sus obras. Madrid, Murillo. 59) Apuntes escenicos cervantinos o sea un estudio histórico, bibliográfico y biográfico de las comedias y entremeses escritos por Miguel de Cervantes Saavedra. Madrid, Apalategui 1905, 79 S., petit 8°. 60) Madrid 1905, 184 S., 8°. 61) Bibliografia critica de las obras de Miguel de Cervantes de Saavedra III y ultimo tomo. Villanueva y Geltrù, Oliva 1905, XVI, 561 u. IX S., 4°. 62) Madrid 1902. 63) Los Rufianes de Cer-

veröffentlichte einen Neudruck zweier Dramen des Cervantes, deren Protagonist ein Rufian ist. Er versah seine Ausgaben mit reichlichen erklärenden sachlichen und sprachlichen Noten, die das Verständnis der oft recht schwierigen Texte erleichtern, wenn sie auch nicht über alle Schwierigkeiten hinweghelfen. Der Ausgabe vorangestellt hat er eine 88 Seiten lange Einleitung, worin er kurz über die Dramen des Cervantes im allgemeinen und ausführlich über die Spitzbubengesellschaften zu Sevilla (jacarandina) und ihre Gaunersprache (germania), über die „Mancebias", über die Spielhäuser und Spiele und endlich über die beiden Stücke sich äussert: Als Quelle des ersteren, „El Rufian dichoso" erweist er einen Bericht über den Heiligen Don Christoval de Santa Cruz. Der Text der beiden Stücke ist modernisiert, folgt aber sonst, wie es scheint, der Editio princeps direkt oder indirekt. Es wäre zu begrüssen, wenn alle Dramen des Cervantes, die mitunter recht schwer zu verstehen sind, einen solch fleissigen Herausgeber und Erklärer fänden. —

Nachdem Rouanet 4 Autos eines so gut wie vergessenen Dichters namens Juan de Caxes, der am Anfang des 17. Jahrhunderts schrieb, zum Abdruck gebracht hatte (vgl. JB. VII, II 235), veröffentlichte A. Restori[64]) einen sorgfältigen Neudruck eines fünften Autos, nämlich „Los trabajos de Joseph" und begleitete ihn mit einer kurzen Einleitung, worin er über die Autos des Dichters einige lesenswerte Bemerkungen vortrug. — Der unermüdliche und erfolgreiche Durchforscher spanischer Archive, Chr. Perez Pastor[65]), teilte über Juan de Caxes und seine Familie einige Daten mit. Denen zufolge wurde er 1577 zu Madrid als der Sohn des italienischen Malers Patricio Caxesi, „*natural de Arezo*", geboren, studierte zu Alcalá, wurde dort 1598 Bachiller, 1601 Lizentiat, trat in den geistlichen Stand und starb am 13. April 1611, noch vor seinem Vater († 1612). — Milton A. Buchanan[66]) lieferte einen hübschen Neudruck von Mira de Mesquas (Amescuas) „Esclavo del demonio" nach der „III. parte de Comedias de Lope de Vega y otros autores (Barcelona 1612)", unter Berücksichtigung späterer Ausgaben. Er behielt die Stropheneinteilung bei, führte die Verszählung ein und brachte am Schlusse mehrere Seiten erklärender Noten, während eine Introduktion an der Spitze über die Ausgaben des Dramas, über seine mutmasslichen Quellen (Villegas „Flos Sanctorum", Hernando de Castillos „Hist. General de Sancto Domingo y de su orden") und ähnliche Erzählungen belehrt. Eine Studie über den Einfluss des Stückes will der Herausgeber später erscheinen lassen. — Paz y Melia[67]) veröffentlichte nach der Handschrift der ehemaligen Osuna-Bibliothek Luis Velez de Guevaras „El águila del agua", eine Comedia über die Ereignisse der Schlacht von Lepanto, in der eine Liebessache eingemischt ist. Das Stück gehört zwar nicht zu den Glanzstücken der spanischen

---

vantes. Con un estudjo prelíminar y Notas. Sevilla 1906, Izquierdo y Ca. 273 S., 8°. **64**) Los trabajos de Joseph, Auto del Lic. Juande Caxes. RHisp. 1902 (IX. Bd.). **65**) El Licenciado Juan Caxesi. Carta abierta á Mr. Léo Rouanet. RABM. 10, Bel. S. 2—8. **66**) Comedia famosa del Esclavo del demonio compuesta por el doctor Mira de Mesqua (Barcelona 1612). Baltimore, J. H. Furst 1905, 144 S, 8°. **67**) El águila del agua. Representación española de Luis Velez de Guevara.

Bühne des 17. Jahrhunderts und selbst nicht zu den besten seines Verfassers, immerhin ist es lesenswert.

Ein paar Veröffentlichungen gelten ***Guillen de Castro.*** SERANO Y SANZ[68]) gab einen Neudruck des La Barrera und anderen unbekannt gebliebenen Lustspiels „del Pobre honrrado“, das nur handschriftlich, aber leider ohne den Schluss, erhalten ist. Auf diese Handschrift Guillen de Castros hatte zuerst PAZ Y MELIA in seinem Catálogo[69]) hingewiesen. Der Herausgeber modernisierte die Interpunktion, führte Majuskeln für Eigennamen ein, schied *u* und *v* u. s. w. Das ziemlich unbedeutende Stück ändert nichts an unserer Anschauung, über Guillen de Castro. — Ein ähnlicher Neudruck ist der von H. MÉRIMÉE[70]) besorgte, von Guillen de Castros Comedia „El Ayo de su hijo“. — Endlich veröffentlichte CEBRIAN MEZQUITA[71]) zur Don Quijote Zentenarfeier Guillen de Castros Comedia „Don Quixote de la Mancha“ nach der Ausgabe der I. parte der Comedias des Valencianers von 1621. Die mit einem Bildnis G. de Castros geschmückte und mit einer kleinen Einleitung im Valencianer Dialekt versehene Ausgabe verdient um so mehr Dank, als das Stück, infolge der Seltenheit der I. parte, schwer zugänglich ist. Schade, dass die von mir zu Leiden entdeckte I. parte von 1618 nicht dem Drucke zugrunde gelegt wurde. — Eine andere Dramatisierung des Don Quijote, das Entremes „Los invencibles hechos de Don Quijote de la Mancha“, welches zum ersten Male in der VIII. parte der Comedias des Lope de Vega 1617 gedruckt worden war und Francisco de Avila zum Verfasser hat, wurde von einem Anonymus F. P. G.[72]) zur Zentenarfeier neugedruckt und zwar mit der Bemerkung *„primera obra en que fué llevada al teatro la inmortal novela de M. Cervantes“*. Das letztere ist indes unrichtig, weil Guillen de Castro bereits vor 1617 zwei Dramen dem D. Quijote entlehnt hatte.

Mehrere Schriften beschäftigen sich mit den Stücken des ***Tirso de Molina*** (Gabriel Tellez). S. GRISWOLD MORLEY[73]) untersuchte die Vers- und Strophenformen in Tirsos Dramen und verglich sie in ihrer Häufigkeit mit Stücken von Lope de Vega, Calderon, Alarcon, Rojas und Moreto. Er kommt zu dem Ergebnis, dass Tirso die Redondillen weitaus bevorzugt, während andere Dichter, wie Calderon und Moreto, die Romance vorziehen. Er schliesst, mittelst dieses auf 32 Dramen begründeten Faktums, auf die Verfasserschaft von vier zweifelhaften Stücken Tirsos und findet, dass „El condenado“ und „El Rey Don Pedro en Madrid“ nicht von ihm sind, weil die Redondillen darin sehr zurücktreten (332 bezw. 428) und von der Romance (1730 bezw. 1264) ersetzt werden, dass „La firmeza en la hermosura“ trotz der geringeren Zahl von Redondillen (868) von ihm ist, dass aber El Burlador de Sevilla mit 1204 Redondillen und 930 Romancen zweifelhaft bleibt.

RABM. Bd. 10, S. 180—200, 307—325; Bd. 11, S. 50—67. **68)** BHi. Bd. IV (1902), S. 219—246 u. 305—341. **69)** Cat. de las piezas de teatro que se conservan en el dep. de manuscr. d. l. Bibl. nac. **70)** BHi. 1906, S. 374—391, 1907, S. 18—40, 335—359. **71)** Don Quixote de la Mancha por Guillen de Castro. Valencia 1905, Domenich. **72)** Madrid 1905, 35 S., 4°. **73)** The Use of Verse-Forms (Strophes) by Tirso de Molina.

Ich möchte derartige Untersuchungen nicht verwerfen; um aber unumstössliche Beweiskraft zu erlangen, sollten sie sich noch auf andere Eigentümlichkeiten der Verskunst oder des Stils erstrecken. — Eine feinsinnige Studie widmete DON RAMON MENÉNDEZ PIDAL[74]) dem Stoffe des Tirsoschen „Condenado por desconfiado“ sowie dem Stücke selbst. Die Fabel geht bekanntlich auf Indien zurück (Mahabharata, Çucasaptati), von wo sie auf dem gewöhnlichen Wege zu den Arabern, Juden und dann ins Abendland gelangte. Menéndez Pidal, ohne die Frage nach dem Verfasser nochmals aufzurollen, hält, wie es scheint in Übereinstimmung mit Menéndez Pelayo, Tirso für den Dichter des „Condenado“. Um Tirsos Absichten besser zu erkennen, verfolgte er die Fabel in ihren Wanderungen und Wandelungen, betrachtete die indische, die arabische, die hebräische und die christlichen Versionen (Vitae patrum etc.), die er kurz und treffend charakterisierte und zeigte, dass der spanische Dichter die Legende mit einer anderen mit der „*del ermitaño que apostata al ver salvarse un ladrón*“ kombinierte und das Ganze umgestaltete. Er schliesst: „*En El Condenado quiso Tirso desacreditar, por medio de una concepción artística, cierta idea sobre la predestinación que le parecía propia para el desaliento y la desmoralizacion del creyente. La suave esperanza en Dios que tanto resalta en la legenda morisca de Jacob el Carnicero; la salvacion del gran pecador, que ofrecen así ésta como la variante cristiana de San Pafnucio, parecieron al poeta expresion de todo lo dulce y consolador que hay en la doctrina molinista, la doctrina del libre albedrio dueño de los destinos del hombre. Con ambas variantes de la leyenda oriental tejió la trama de su comedia, y la agrandó con el desenlace que le dictaba un segundo exemplo piadoso: el del ermitaña apóstata, que le sugirió la figura del desconfiado en natural contraste con las ideas del primer cuento.*“ Reiche stoffgeschichtliche Noten (S. 57—65) unterstützen die Ausführungen des spanischen Gelehrten. — In einem ausführlichen Referat fasst RENNERT[75]) die Ergebnisse des Menéndez Pidalschen „*discurso*“ zusammen und gibt den Inhalt den „Condenado“ an, während der SPANISCHE FORSCHER in einem kleinen Nachtrag[76]) eine katalanische und eine valenzianische Version der Eremitenlegende zum Abdruck bringt. — In dem umfangreichen schönen Buche, das Georges GENDARME DE BÉVOTTE[77]) der Don Juansage gewidmet hat, befasst er sich eingehend mit Tirso de Molinas „El Burlador de Sevilla“ (S. 13—93); das Kapitel ist zu einer förmlichen Abhandlung geworden, worin der Verfasser ausführlich und sorgfältig, gestützt auf die jüngsten Forschungen, besonders auf die grundlegenden von A. Farinelli den Quellen des Stoffes nachgeht. Er stellt, gleich anderen, fest, dass die Fabel der geschichtlichen

Bhi. VII. Bd. (1905), S. 387—408. 74) Discursos leidos ante la Real Academia Española en la recepcion publica de Do Ramon Menéndez Pidal el 19 de octubre de 1902. Madrid 1902, Viuda e Hijos de M. Tello 96 S., 8° Discurso de D. R. M. Pidal „El Condenado por Desconfiado de Tirso de Molina“ S. 5—65. 75) Tirso de Molinas „El Condenado por Desconfiado“. MLN. 1903, S. 136—139. 76) Mas sobre las fuentes del Condenado por desonfiado. BHi. 1904, S. 38ff. 77) La Légende de Don Juan, son évolution dans la littérature des origines au romantisme. Paris, Hachette et Cie. 1906, XX u. 547 S., 8°. Die Ausstattung des Buches macht der grossen Firma Ehre. Eine erschöpfende Betrachtung des

Unterlage entbehrt, dass nur die Namen der Familien (Tenorio und Ulloa) historisch sind und dass der Charakter Don Juans, sowie die Rolle der Bildsäule bereits im älteren Drama ihre Vorbilder haben (Infamador, Rufian dichoso, Dineros son calidad). Er bespricht die Leontiussage und ihre Verbreitung, bestreitet aber, dass eines der darauf basierten Dramen irgendeinen Einfluss auf den Verfasser des „Burlador“ ausgeübt habe. Dann gibt er den Inhalt des von Simone Brouwer aufgefundenen Sogetto „L'Ateista fulminato“ an, findet indes, dass dieses letztere jünger als der „Burlador“ ist und sich aus Elementen der in Italien damals schon stark verbreiteten Don Juanlegende ausgebildet bezw. umgestaltet habe. So glaubt denn Bévotte, dass die Don Juanfabel in Spanien entstanden sei, wo sie ihrem ganzen Charakter nach am ersten passe, aber *„les éléments qui ont dans la suite composé la legende de Don Juan étaient originairement épars dans des œuvres différentes“* (S. 57). *Le premier qui a créé la légende est celui qui a recueilli et groupé les parties différentes qui la constituent: sa formation n'est ni historique ni spontanée; elle est artificielle et il nous est aisé maintenant de la reconstituer.* Der Ausgangspunkt des Dichters sei der Infamador, auf die Ausgestaltung der Fabel habe die redende Bildsäule von Lopes „Dineros son calidad“ eingewirkt, während die Einladung des Toten durch eine bei vielen Völkern, auch bei den Spaniern, verbreitete Sage dem Dichter nahegelegt worden sei. Bévotte berührt dann die Frage nach dem Verfasser des „Burlador“, er erwägt die Gründe, die für und gegen Tirso sprechen und kommt — zu keiner Entscheidung. Interessant ist der Vergleich Don Juans mit dem Helden des „Condenando p. d.“, sowie die Würdigung des „Burlador“ und seiner Charaktere, die Bévotte uns gibt. Ferner zieht er (S. 283—289) die Nachahmung des „Burlador“ durch Don Alonso Cordova y Maldonado und die des Zamora (S. 289—295) ins Bereich seiner Betrachtung, indem er von den beiden Stücken (La venganza en el sepulcro, No hay deuda que no se pague y Combidado de piedra) Inhaltsangaben und Würdigungen bringt und deren Verhältnis zum Burlador klarlegt. — Die Ausgabe des „Don Gil de las calzas verdes“ von Tirso, welche B. P. Bourland[78]) besorgte, war mir unerreichbar. Nach der ausführlichen Besprechung, die sie durch F. de Haan[79]) erfuhr, verdient sie Lob. Der Rezensent brachte Verbesserungsvorschläge für den Text. — Eine gründliche und wohlverdiente Abfuhr wurde durch E. Cotarelo y Mori[80]) der Doña Blanca de los Rios de Lamperez[81]) zuteil, die in einer mir unzugänglichen Conferencia über Tirso de Molina sich der ungeheuerlichsten Übertreibungen und Einseitigkeiten schuldig gemacht und den verdienten Tirsoforscher mit dem Dünkel der Halbwissenden angegriffen hatte. — Endlich veröffentlichte E. Cotarelo y Mori[82]) in der von

---

ganzen Buches erfolgt an anderer Stelle. 78) Don Gil de las calzas verdes, comedia en tres actos y en verso por Fray Gabriel Tellez, el Maestro Tirso de Molina. Edited with an Introduction, notes and vocabulary. New York 1901, XXVII + 198 S., 8°. 79) MLN. 1902, Sp. 444—453. 80) RABM. Bd. 14 (1906), S. 394—401. 81) Tirso de Molina. Madrid 1906, Imprenta de B. Rodriguez 51 pp., 8°. 82) Comedias de Tirso de Molina. Tomo I, Coleccion ord. y illustr. por Don Emilio Cotarelo y Mori (Nueva Bibl. de Autores

Menéndez y Pelayo neu gegründeten sehr verdienstvollen *Nueva Biblioteca de autores españoles* im Berichtsjahr 1906 den I. Band einer Sammlung aller jener erhaltenen Stücke Tirso de Molinas, welche in der von Hartzenbusch für die Rivadeneyrasche *Biblioteca de autores esp.* veranstalteten Auswahl fehlten. Eine Würdigung der Veröffentlichung will ich im nächsten Berichtsjahre bringen, um gleichzeitig den mittlerweile erschienenen zweiten und letzten Band zu besprechen.

Rudolf Schwill[83]) widmete ein paar Seiten drei Lustspielen des bis in die neueste Zeit vernachlässigten Don Diego Ximenez de Enciso. Abgesehen von der Ähnlichkeit, die er zwischen dem Charakter des Segismundo in Calderons „La vida es sueño" und dem Don Carlos in Encisos „Principe Don Carlos" findet und ein paar Stellen, die in den beiden Dramen einander mehr oder weniger ähneln, bringt er nichts wesentlich Neues.

Ich reihe hier zwei kleine Dissertationen an, welche, obgleich die darin behandelten Dramatiker verschiedenen Perioden angehören, so dass nur der eine hier, der andere aber weiter unten seinen Platz finden sollte, doch hier zusammen stehen sollen, weil sie ganz gleich geartet und an der gleichen Universität entstanden sind. Die erste hat Lopes Jünger Juan Perez de Montalvan, die andere Antonio de Solis zum Gegenstand. Verfasser der ersteren Dissertation ist G. W. Baron[83a]). Er gibt eine auf die bekannten Kompendien beruhende kurze Notiz über das Leben des Dichters, sagt dann einiges über seinen Stil, dann bringt er Inhaltsangaben von sechs Stücken nach dem Einteilungsplan: *Comedias heroicas, Comedias de capa y espada, Comedias de Santos, Com. devota.* Dann lässt er in der gleichen Reihenfolge die Kritiken über die einzelnen Dramen folgen. Ähnlich ist die Arbeit über Antonio de Soles beschaffen, welche Daniel Ernest Martell[84]) zum Verfasser hat, nur dass dieser die neun von ihm besprochenen Dramen in *Com. de Capa y Espada, Comedias de Figuron, Com. Heroicas* und *Festival plays* schied, die Bemerkungen über „*Language de Versification*" nachfolgen liess, Solis mit Calderon verglich und die Ergebnisse seiner Betrachtung kurz zusammenfasste. Die beiden Arbeiten machen, im Gegensatz zu vielen in den letzten Jahren in Amerika entstandenen, einen etwas ärmlichen Eindruck. Sie bereichern unser Wissen nicht sehr. Bei den trefflichen Hilfsmitteln, über die man jetzt verfügt, hätte man aus den Thematen etwas ganz anderes machen müssen. Auch ihre Methode ist nicht einwandfrei. Es war verkehrt die Beurteilung der Stücke von den Inhaltsangaben zu trennen. Die ganze Behandlung ist schablonenhaft und wenig ansprechend. Endlich sind die Dissertationen nicht frei von Irrtümern; indes verlohnt es sich nicht darauf einzugehen.

---

españ. Bd. 4), Madrid, Bailly Baillière y Hijos 1906, LXXXIV + 680 S., gr. 8°. 83) The Comedias of Diego Ximenez de Enciso. Publ. of the Mod. Languages Association of America Vol. XVIII (1903), S. 194—210. 83a) An Essay upon the Life and Dramatic Works of Dr. Juan Perez de Montalvan. Thesis presented to the Faculty of the Department of Philosophy of the University of Pennsylvania etc. Philadelphia 1903, 5 + 46 S., 8°. 84) The Dramas of Don Antonio de Solís y Rivadeneyra. Thesis presented to the Faculty of the Department of Philo-

Seitdem ***Calderon*** durch das Bemühen der Romantiker bei uns so gut eingeführt worden ist, hat er fort und fort in und ausserhalb Spaniens eifrige, liebevolle Pflege erfahren und ist sicher, nach Cervantes, der in Deutschland bekannteste spanische Dichter. So fehlt es denn auch in unseren Berichtsjahren nicht an Arbeiten über ihn. — Die wichtigen „Documentos para la biografía de D. Pedro Calderon", die wir dem umsichtigen CHR. PEREZ PASTOR[85]) verdanken und die eine grosse Anzahl von archivalischen Nachrichten über Calderons häusliches Leben, über seine Verwandten, über das spanische Theater, über seine Comedias und Autos und ihre Aufführungen enthalten, sollen gewürdigt werden, wenn der zweite Band erschienen ist.

H. BREYMANN[86]) veröffentlichte, als die Frucht 20jähriger Arbeit, eine Calderonbibliographie, der unbedingt grosser Sammelfleiss und Reichhaltigkeit nachgerühmt werden muss. Wenn aber der Verfasser in der Vorrede seines Buches sagt, das Buch erhebt den „Anspruch ein zuverlässiges bibl. kritisches Nachschlagewerk zu sein", „ferner verfolgt es den Zweck, dem späteren Forscher die Mühe zu ersparen, den zurückgelegten Weg nochmals zu beschreiten", so muss dem nachdrücklichst widersprochen werden. Unbeirrt durch die grosse Schar von kritiklosen Lobrednern, die bienengleich das neue Buch umschwärmten und unter denen ich mit Bedauern manchen sah, von dem man mehr Sachkenntnis erwartet hätte, hielt REFERENT es für seine Pflicht, die Mängel des Buches aufzudecken. Ich tat es und rügte sie ausführlich, soweit sie mir schon bei flüchtigem Durchblättern aufgefallen waren, in zwei Zeitschriften[87]). Ich tadelte die ungeschickte Verteilung des Stoffes, das Hereinziehen von langen Abteilungen (über spanische Geschichte, über Land und Leute, Sitten und Wissenschaften), die mit Calderon nichts zu tun haben, den Wust von überflüssigen Literaturangaben, die falsche Einreihung von Büchern, die zahlreichen Lücken, die dürftige und unrichtige Beschreibung von alten Drucken, die oft unglaublich oberflächliche Benützung von Hilfswerken und die zahllosen Unrichtigkeiten aller Art. Ich wies nach, dass bei Breymann grosse Verwirrung und Unklarheit herrscht, dass er echte und unechte Drucke, Blatt- und Seitenzahlen nicht zu unterscheiden versteht, Bücher als unerreichbar bezeichnet, die in seiner unmittelbaren Nähe sind u. s. w. Leider vergass auch Breymann bei der Abteilung über Calderons Handschriften, sowie bei seinen Bildnissen anzugeben, dass er das erstere Verzeichnis aus Paz y Melias „Catálogo" und das letztere vorwiegend aus La Barrera entlehnt hat u. dgl. mehr. — Diesem Urteil schloss sich E. GÜNTHNER[87a]) in einer eingehenden 5—6 Monate später erschienenen Rezension im vollen Umfange an. Er griff zu diesem Zwecke vier Abteilungen des Buches (Bibliogr. Werke; Ausgaben Calderons; Übersetzungen, Bearbeitungen und Nachahmungen; Literarhistor. Schriften) heraus und verzeichnete viele bereits von mir ge-

---

sophy of the University of Pennsylvania etc. Philadelphia 1902, 57 S., 8°. 85) Madrid, Est. tip. de Fontanet 1905, X + 499 S., 8°. 86) Calderon-Studien. I. Teil: Die Calderonliteratur. Eine bibliographisch-kritische Übersicht. München und Berlin, R. Oldenbourg 1905, XII u. 314 S., 8°. 87) LBlGRPh. 1906, Sp. 150—156; ZRPh. Bd. XXX (1906), S. 235—254. 87a) Calderonliteratur. Literarischer Handweiser z. f. a. Katholiken deutscher

kennzeichnete Mängel, deckte aber auch noch zahlreiche von mir nicht erwähnte auf, so z. B. Irrtümer betreffs der Handschriften, Drucke von Stücken Calderons, Lücken und Unrichtigkeiten in den dänischen, deutschen und englischen Übersetzungen Calderonischer Dramen, Lücken aller Art in der Calderonliteratur u. s. w. Insbesondere weist aber G. nach, dass Breymann eine grosse Anzahl von Büchern, die er gesehen haben will, tatsächlich nicht gesehen hat und tadelt schliesslich — worüber ich mich nicht äussern wollte — die Unzulänglichkeit der Breymannschen Bücherkritik, namentlich die ungerechten abfälligen Urteile über bibliographische Werke, die er ausgiebig und ohne Quellangabe benützt habe. Leider ist Günther seinerseits, trotz seiner Belesenheit in der Calderonliteratur, nicht ganz frei von Irrtümern, so ist z. B. Montanbans „Zénobie" durchaus keine Nachahmung von Calderons „La gran Cenobia", wie er behauptet. — Während meine Rezensionen die Wirkung hatten, überall eine unbefangene Beurteilung der Breymannschen Calderonbibliographie in die Wege zu leiten, veröffentlichte Philipp August Becker[88]), der sich durch seine oben besprochene Spanische Literaturgeschichte gewiss nicht die Berechtigung dazu erworben hatte, eine Besprechung, die in ihrer Art einzig dastehen dürfte. Anstatt seine angeblich günstige Ansicht über das Buch in sachlicher Weise darzulegen, griff er meine beiden Rezensionen an und versuchte meine vorsichtigen und sorgfältig belegten Behauptungen nicht etwa durch den Nachweis von Irrtümern meinerseits, sondern durch gespassige Redewendungen, durch nichtssagende Entschuldigungen, durch Verdrehungen und durch ebenso dreiste wie unwahre Vorwürfe gegen mich zu entkräften. Eine solche Kampfesweise kann nicht scharf genug verurteilt werden. In der Wissenschaft gibt es keine Freundschaftsdienste, die Wahrheit duldet keine Spiegelfechterei. Becker vermochte höchstens jenen Sand in die Augen zu streuen, die ganz urteilsunfähig sind. Wie wenig er berufen war, über das Buch zu urteilen, zeigte er einmal dadurch, dass er gerade an Breymanns Buch am meisten das lobte, was völlig unbrauchbar ist, „den kritisch referierenden Teil", und dass er ein paar Beiträge zur Calderonbibliographie gab, die ganz verkehrt sind: Er bezweifelt die Existenz der „*Septima parte*" der Ausgabe von Vera Tassis, ich besitze sie selbst. Er beschreibt drei Sueltassammlungen der Wiener Hofbibliothek und gibt darin neun Stücke als Calderon gehörig an, die von anderen Verfassern sind; er weiss endlich nicht, dass Münch-Bellinghausen die erste der drei Sammlungen bereits 1852 beschrieben und die fälschlich dem Calderon zugeschriebenen Stücke ausgeschieden hat. — Mit Recht hat Farinelli in der vernichtenden Kritik, die er über Breymanns Buch schrieb[89]) und auf die ich im nächsten Jahresbericht zurückkommen werde, auch den plumpen Trick Beckers gegeiselt[89a]). — Von Breymann angeregt, schrieb E. Lindner[90]) nach der Schablone ähnlicher Arbeiten, wie z. B.

Zunge, 44. Jahrg., Nr. 19 (Sp. 758—766), Nr. 20 (Sp. 801—810), Nr. 22 (Sp. 894—900), Nr. 23/24 (Sp. 943—958). 88) GGA. 1906, S. 998—1005. 89) Divagaciones bibliograficas Calderonianas in der Cultura Española. Mayo 1907, S. 505—544. 89a) Farinelli schreibt u. a.: *„Juró vengarse mi amigo y compañero Ph. A. Becker del ardimiento de Stiefel y escribió amparando a Breymann y criticando á su critico un estupendo articulo en las GGA. (1906, Nr. 12) que ni yo, ni nadie, su autor menos que otros puede considerar como cosa seria etc."* 90) Die poetische Personifikation

der von Hense (Griechische Dicht.), Goldmann (Plautus) und Hoburg (Shakesp.) über die poetische Personifikation in den Jugenddramen Calderons. Als solche betrachtet er die 24 Stücke der 2 ersten Bände der Dramen Calderons und noch 4 weitere Stücke („Mejor esta", „la banda y l. flor", „Un Castigo", „Con quien vengo vengo"). Die Arbeit bietet eine fleissige Zusammenstellung des Stoffes. Leider fehlt es nicht an Missverständnissen des allerdings oft recht schwierigen Textes. Der Grundfehler der Arbeit ist aber, dass nicht ersichtlich ist, was an den dichterischen Bildern Eigentümlichkeit Calderons ist und was er mit anderen älteren Dichtern Spaniens gemeinschaftlich hat, bezw. was Gemeingut aller modernen Völker ist. Ferner ist es doch wohl nicht richtig, allgemein von „Jugenddramen" zu sprechen, wo mehrere darunter erst unmittelbar vor ihrem Druck entstanden, als Calderon 33—36 Jahre zählte. — E. WALBERG[91]) brachte einen Neudruck von Calderons „Auto sacramental de las Ordenes militares" und teilte in der Einleitung u. a. die interessante Tatsache mit, dass das Auto von der Inquisition beanstandet und konfisziert und erst nach Jahren dem Autor de Comedias (Theaterdirektor) A. de Escamilla wieder freigegeben wurde. — MILTON A. BUCHANAN[92]) brachte zum Monolog Prinz Sigismunds im I. Akte von „La vida es sueño" („*on Liberty*") Parallelstellen über Freiheit bei früheren spanischen Dramatikern. — Von F. LORINSERs[93]) bekannter Übersetzung religiöser Dramen Calderons sind einzelne Bändchen in neuen Auflagen erschienen, das I. Bdch., „das Leben ein Traum" und den „Standhaften Prinzen" umfassend 1904, das III. 1901 (vgl. JB. VII, II 237), das IV. mit dem „Fegfeuer des hl. Patricius" und der „Andacht zum Kreuz" 1904, das V. enthaltend „Kreuzeserhöhung" und „Sibylle des Orients" 1907, das VI. mit „Ketten des Teufels" und „Wunderbarer Zauberer" 1904, das VII. den „Weiblichen Josef" und die „2 Liebenden des Himmels" umfassend, 1907. Die Revision lag in den Händen E. GÜNTHNERs. Er hat die Einleitungen Lorinsers beibehalten, obwohl sie fast alle veraltet sind, und nur hin und wieder einen auf moderner Forschung beruhenden oder auf eine neue Übersetzung bezüglichen kleinen Satz angefügt. Auch die erläuternden Noten hat er bis auf ein paar Kleinigkeiten respektiert. Den Text hat er im ganzen unverändert gelassen und nur bisweilen kleine Änderungen angebracht, die indes oft auch ungebessert hätten bleiben können, wenn man es nicht vorzog, gleich gründlich zu ändern. Übrigens wird dies von der Verlagsbuchhandlung schön ausgestattete Übersetzungswerk den Freunden des grossen spanischen Dichters sehr willkommen sein. Einer Empfehlung bedarf es nicht mehr. — Eine Erwähnung soll hier auch die Ausgabe der gesammelten prächtigen Abhandlungen des unvergess-

---

in den Jugenddramen Calderons. Ein Beitrag zu Studien über Stil und Sprache des Dichters (MB. Heft XXXII), Leipz., Deichert (G. Böhme) 1904, X + 150 S., 8°. **91**) BHi. V (1903), S. 383—408, VI S. 44—66, 93—113, 234—258. **92**) PMLA. XXIII, 2, S. 240—253. **93**) Calderons grösste Dramen religiösen Inhalts. Aus dem Spanischen übersetzt und mit den nötigsten Erläuterungen versehen. Zweite Auflage herausgegeben von Engelbert Günthner. Freiburg im Breisgau 1901—1907, Herder, 7 Bändchen (in 3 gebunden) kl. 8°. Nur das II. Bändchen wurde, und zwar

lichen WILHELM HERTZ[94]) finden (die F. v. d. Leyen mit solcher Pietät herausgegeben hat, dass er sogar offenbare Druckfehler und kleine Irrtümer respektierte), weil darin S. 447—454, in dem Aufsatze die Königin von Saba, zwei Stücke Calderons, das Auto „El arbol del mejor fruto“ und die Comedia „La Sibilla del Oriente“ in ihren Beziehungen zu der Sage besprochen werden. E. Günthner hat diese wichtigen Anmerkungen so wenig gekannt wie H. Breymann. — H. WERNER[95]) übersetzte Calderons reizendes Lustspiel „Nadie fie s. s.“ in deutsche Jamben, die sich ganz gut lesen lassen, wenn sie auch vom Zauber des spanischen Originals keine Vorstellung geben und Missverständnisse sowie Auslassungen in dem Stücke vorkommen. — Unerreichbar blieben mir die sechs Dramen Calderons „freely translated by E. FITZGERALD“[96]), die von H. OELSNER neu herausgegeben worden sind, wie die Ausgabe von La vida es sueño, welche WILLIAM WISTAR COMFORT[97]) veröffentlicht hat; nach der Rezension, welche Hugo A. RENNERT[98]) von der letzteren Ausgabe brachte, gibt der Herausgeber einfach den Hartzenbuschischen Text wieder, versieht ihn aber mit erklärenden Anmerkungen und fügt am Ende ein Vokabular bei. Rennert lobt die Ausgabe.

Über die französische Übersetzung des merkwürdigen Dramas „El diablo predicador“, die wir Rouanet verdanken, referierte A. L. STIEFEL[99]) und machte u. a. auf eine Anekdote bei Pauli (Schimpf und Ernst) Nr. 448 aufmerksam, worin ähnlich wie im spanischen Drama ein Teufel in einem Kloster den Prediger spielen muss.

Von der Ausgabe zweier Stücke Moratins „La nueva Comedia“ und „El sí de las miñas“, welche F. OROZ lieferte, schrieb STIEFEL[100]) eine Rezension, die eine Anzahl von Unrichtigkeiten in der Einleitung aufdeckt und berichtigt.

München. Arthur Ludwig Stiefel.

Italienische Literatur.

Letteratura italiana dal 1400 al 1540. 1902—1905. Iniziando con questo i miei rendiconti della letteratura critica relativa al Rinascimento italiano, ringrazio il prof. F. Flamini, mio maestro, che stretto da altre occupazioni, ha ceduto a me l'incarico da lui tenuto più anni con tanta competenza, e la Direzione che ha accettato la mia collaborazione. Debbo con la maggior brevità possibile riassumere il lavoro critico di otto anni, fecondissimi fra tutti, e certo che mi si scuseranno le inevitabili omissioni e la stringatezza qua e là eccessiva degli accenni bibliografici,

bereits 1892, von Lorinser selbst in 2. Aufl. besorgt. 94) Gesammelte Abhandlungen von Wilhelm Hertz. Herausg. von Friedrich v. d. Leyen. Stuttg. u. Berlin 1905, J. G. Cotta Nachf., VII + 519 S., 8°. M. 10.— Gediegen ausgestattet wie alle Veröffentlichungen der berühmten Firma. 95) Jeder hüte sein Geheimnis (Nadie fie su secreto). Ein Mantel- und Degenstück in drei Aufzügen von Calderon de la Barca. SA. aus Dichterstimmen der Gegenwart. Baden-Baden, P. Weber 1904, 70 S., 4°. 96) The Kings Classics, Lond. 1903. 97) Calderon de la Barca. La vida es sueño with notes & vocabulary. New York [1904], 12°, 180 S. 98) MLN. 1905, S. 210—221. 99) LBlGRPh. 1905, Sp. 26—28. 100) LBlGRPh. 1905, Sp. 408f.

dividerò la mia fatica in due parti. Qui appare il rendiconto degli anni 1902—05; quello del quadriennio 1906—09 seguirà a non lungo intervallo di tempo.

I. Opere generali. Comincerò citando la Storia della letteratura italiana dalle origini ai giorni nostri di B. Wiese ed E. Pércopo[1]) nella edizione italiana migliorata rispetto alla tedesca, in cui il Wiese ha discorso del 400 e il Pércopo del 500. Informazioni e documenti numerosi, interessanti anche gli scrittori in volgare, offre l'opera voluminosa e ricchissima di A. Della Torre[2]) sull'Accademia Platonica di Firenze; nè va dimenticata quella che Carlo Villani[3]) dedicò agli scrittori pugliesi. Ma l'opera di sintesi più importante, intorno a questo periodo, è Il Cinquecento di Francesco Flamini[4]). Poderoso volume di 600 pagine in quarto, è il primo tentativo di ricostruzione della storia letteraria di quel secolo in che fiorí maggiormente la nostra letteratura, dopo il fervido e intenso lavoro storico e critico compiutosi negli ultimi decennj. Il Flamini s'è accinto all'ardua impresa con solidissima preparazione, attestata anche della densa appendice bibliografica; e ha distinto nel vasto periodo storico da lui studiato tre età: quella in cui si compie la finale evoluzione del Rinascimento (dal 1494 al 1530 circa), l'età aurea, fin verso il 1560 (La letteratura classica del gran secolo) e quella in cui i germi vitali della produzione letteraria si avvizziscono, dopo il Concilio di Trento (La letteratura al tempo della reazione cattolica). Il volume, che s'apre con l'opera del Machiavelli e dell'Ariosto, si chiude con quella del Tasso: e l'autore vi percorre con signorile padronanza il più ricco territorio delle nostre lettere, narrando le vicende, esaminando e valutando l'opera di centinaia d'autori maggiori e minori. Qualcuno ha osservato che la letteratura classica discorsa nella seconda parte del volume è stata defraudata delle opere principali della politica e della poesia, di cui s'anticipa la trattazione nella prima parte; ma si tratta di appunti che non toccano la solidità della costruzione e a cui va incontro qualunque distribuzione cronologica o sistematica della complessiva letteratura di un secolo. E qui trovi ricordo anche una poderosa opera di Robert Saitschick[5]), della quale sono state lodate la buona preparazione, l'acutezza d'analisi, l'esattezza delle considerazioni, la felicità della forma, e in cui si delineano i caratteri dei principali uomini del nostro Rinascimento, dando la prevalenza agli artisti, ma trattando anche di quelli che hanno singolarissima importanza letteraria, come Pico della Mirandola, il Magnifico, il Savonarola, il Machiavelli, l'Ariosto, il Cellini.

II. Letteratura umanistica (1400—1540). — a) Poeti. Sulla poesia umanistica, che a noi tocca considerare solo in quanto può aver influito su quella volgare del 400 e del 500 ed essersi accompagnata

---

1) Torino, Unione tip. editr., 1904. 2) Firenze, tip. G. Carnesecchi e figli, 1902, nelle PIF. 3) Scrittori ed artisti pugliesi antichi, moderni e contemporanei, Trani, Vecchi, 1904. 4) Nella collezione Storia letteraria d'Italia scritta da una società di professori, Milano, Francesco Vallardi. Il vol., uscito in fascicoli, fu compiuto nel 1902. Cfr. le recensioni di A. Medin in RBLIt., XI, 133 sgg. e di V. Cian nel GSLIt., XLIV, 432 sgg.; e la risposta del Flamini stesso al Medin nella RBLIt., XII, 92 sgg. 5) Menschen und Kunst



ad essa nel suo pieno rifiorire, ricorderò alcuni buoni saggi e qualche opera egregia. Lo studio di GUIDO MANACORDA su I particolari del paesaggio nella poesia latina del Rinascimento[6]), in cui son considerati tutti i nostri principali poeti latini di quella età, interessa non solo per il suo tema speciale, ma anche per i raffronti che suggerisce colla contemporanea poesia in italiano; e cosí quello di B. SOLDATI[7]) sui Fasti di Lorenzo di Giovanni Bonincontri di S. Miniato dà materia a utili confronti della poesia sacra degli umanisti con la lirica religiosa in volgare. R. SABBADINI ha riconfermato che Jacopo Sanguinacci, come egli aveva già supposto, fu improvvisatore[8]); E. PÉRCOPO[9]) ha fatto conoscere e ristampato di su rarissima stampa ferrarese del 1499 un carme latino con cui Ercole Strozzi investí Panfilo Sasso che aveva avuto la temerità di attaccar Lodovico il Moro; G. CRESCIMANNO ha studiato Il sentimento patriottico e civile nella poesia del Fragastoro[10]); di M. A. Flaminio mentre G. BIADEGO ha pubblicato di sul ms. 38, T. 2 della Palatina di Parma sei lettere italiane (1536—37) al Card. Gaspare Contarini[11]) relative alle riforme ecclesiastiçhe del Giberti, V. A. ARULLANI ha esaminato un «Lusus» pastorale[12]), e M. FUOCHI, L'Hymnus in Pana[13]), ricercandone gli elementi classici. Altri ha rivolto l'attenzione a quelle opere in volgare, di umanisti celebri, per le quali si vien confermando sempre più, quel che già da tempo si è rilevato, che la lingua italiana pur nel rifiorire delle letterature classiche non fu trascurata del tutto, anzi ebbe cultori anche tra coloro che facevano special professione d'umanesimo. Così NESTORE PELICELLI ci ha discorso Della Raguseide di G. M. Filelfo[14]), ed E. SPADOLINI ha dato notizia della cronaca di Ancona, composta in terzine dozzinali dallo stesso Filelfo, nel 1476[15]), e ne ha pubblicato una parte leggendaria relativa a Nerone[16]). Ma singolarmente notevole è l'opera che un benemerito studioso di Francesco Filelfo, GIOVANNI BENADDUCI, ha dedicato al suo autore, raccogliendone e annotandone le Prose e poesie volgari, e mettendo insieme un Contributo alla bibliografia del famoso umanista[17]), a ricordo del V centenario della sua nascita. Il primo lavoro raccoglie con alcune delle prose volgari del Filelfo già note, altre sue composizioni in italiano rarissime o inedite: così parecchie canzoni del soggiorno fiorentino e milanese, il mediocrissimo poema su La Vita di S. Gio. Battista, riprodotto da una rara stampa della fine del 400, e un ricco manipolo di lettere volgari, inedite la maggior parte; il secondo lavoro è una dotta e

---

der italienischen Renaissance, Berlin, E. Hoffmann u. Co., 1903—04, in due voll. Cfr. la recensione di R. R(ENIER) nel GSLIt., XLIV, 467 sgg. 6) RN. 16 ottobre 1904, p. 667 sgg. 7) Gl'inni sacri d'un astrologo del Rinascimento, nella MSCGraf, p. 405 sgg. 8) Vedi le sue Briciole umanistiche, nel GSLIt., XLIII, 246 sgg. 9) Un carme di E. Strozzi contro P. Sasso negli SLIt. di Napoli, IV (1902), 222 sgg. 10) Nel Nuovo ateneo siciliano, I, 2: articolo notevole. 11) M. A. Flaminio ai servigi di Giammatteo Giberti vescovo di Verona, negli AIV., LXV, P. II, p. 209 sgg. 12) In FD., XXVI, 8. 13) In A&R., VII, 66. 14) Parma, Battei, 1902. 15) Un codice di Mario Filelfo, in La Bibliofilía, V, 298 sgg. 16) Nerone ad Ancona secondo Mario Filelfo, in Le Marche, IV, 362 sgg. 17) Sono due pubblicazioni che fan parte del V volume (1901, ma edito nel 1902) degli Atti e memorie d. R. Deputazione di storia patria

diligentissima bibliografia. Ad ambedue le opere del Benadduci ha fatto notevoli aggiunte (inevitabili in tal genere di ricerche) un profondo conoscitore del nostro Umanesimo, G. ZIPPEL[18]), indicando parecchie lettere nuove del Filelfo, tra cui le più importanti son quelle a Lorenzo il Magnifico[19]).

Fra i latinisti del Cinquecento, il bellunese Pietro Valeriano è stato studiato in un breve lavoro da GUIDO BUSTICO[20]); e altre due speciali monografie, ma non compiute, sono toccate a Girolamo Vida e a Fr. M. Molza. VINCENZO CICCHITELLI ha messo insieme, Sulle opere poetiche di Marco Girolamo Vida[21]), un grosso volume di circa 500 pagine, che nonostante il troppo e il vano è tuttavia il miglior saggio di complesso sulla vita del letterato cinquecentista e sulle sue opere di poesia, che vi sono esaminate nelle loro fonti e messe a confronto con altre di ugual soggetto. Sulle poesie latine di Fr. M. Molza s'aggira il buon saggio di FEDELE BAIOCCHI[22]), il quale tratta in questo primo lavoro dell'attività latina del modenese e promette di studiarlo in seguito nella sua non meno importante attività di poeta volgare. In questa monografia del Baiocchi gli studiosi apprezzeranno anche le notizie sull'accademia romana della prima metà del 500 e i contributi inediti di carmi del Molza offerti dall'appendice. Sian qui ricordate alcune versioni, di vario valore, dal Poliziano[23]), dal Pontano[24]), dal Fracastoro[25]) e da Lelio Capilupi[26]), a conclusione della bibliografia relativa ai nostri poeti in lingua latina.

b) Prosatori. — Altri studi si son dedicati con utili risultati a prosatori umanisti. A. ZANELLI ha narrata L'ambasceria di Matteo Palmieri a Perugia[27]), avvenuta nel 1452, e dello stesso autore (di cui qui non si considera la principale produzione in italiano) GINO SCARAMELLA[28]) ha curata con molta diligenza l'edizione critica del De captivitate Pisarum, sulla guerra del 1406, per la nuova edizione dei RR. II. SS. del Muratori, che procede in modo così encomiabile. Un buon libro, lodevole come primo saggio di un giovane voltosi poi alle discipline filosofiche, è quello di GIOVANNI CALÒ su Filippo Villani[29]), del quale

---

per le province delle Marche: tutto il volume è dedicato al Filelfo. 18) In una recensione che loro dedicò nel GSLIt., XLII, 401 sgg. 19) Una ne ha pubblicato lo stesso Zippel (Pistoia, Flori, 1902). 20) Pierio Valeriano poeta bellunese del sec. XVI in AAA., XI, 2, p. 155 sgg. 21) Napoli, Pierro, 1904. 22) Pisa, Successori Nistri 1904 (nel vol. XVIII degli AScNS.). Cfr. quel che ne ho detto io medesimo nel GSLIt., XLVII, 397 sgg. 23) Le Selve di A. Poliziano recate in versi italiani da LUIGI GRILLI, Città di Castello, S. Lapi, 1902. Un sermone inedito: De sacrosanctae Eucharistiae mysterio, attribuito al Poliziano, fu pubblicato e tradotto dal Can. BENEDETTO NERI, Montepulciano, Stab. tip. Lippi e Brencioni, 1902. 24) Le «Naeniae» del «De amore coniugali» recate in distici italiani col testo a fronte dal dott. LUIGI MANNUCCI, Empoli, tip. Traversari, 1905. 25) GIUSEPPE CRESCIMANNO, Rapsodie fragastoriane, saggio di versioni, Catania, Battiato, 1905: traduzione di tre carmi per le nozze di Guglielmo Marconi. 26) L. Capilupi, Un poemetto contro i monaci: nota critica e versione in endecasillabi sciolti di VINCENZO CARPINO, Girgenti, tip. Formica e Gaglio, 1904. Non l'ho veduto. 27) Nell' ASIt., Serie V, vol. 33, n° 1. 28) Città di Castello, Stabilimento Lapi, 1904. 29) Filippo Villani e il Liber de origine civitatis Florentiae et eiusdem famosis civibus», Rocca S. Casciano, L. Cappelli, 1904 (vol. V delle Indagini di storia letter. e artistica dirette da Guido Mazzoni).

si ritesse la biografia con nuovi dati e si studiano le Vite in sè, nelle loro fonti e nel volgarizzamento fattone da Antonio di Tuccio Manetti. A proposito del Manetti non sarà fuor di luogo ricordar qui che la Vita di Filippo Brunelleschi da lui composta è stata studiata «con un nuovo frammento di essa» da ALESSANDRO CHIAPPELLI[30]). All'umanista toscano Sigismondo Tizio, di cui ognun sa quanto valore abbiano le Historiae senenses per la conoscenza della vita del Rinascimento, P. PICCOLOMINI ha dedicato un' ottima monografia[31]), dalla quale la figura del Tizio (1458—1528) esce compiutamente delineata, e ben determinata l'importanza e il valore storico dell' opera sua principale. Sono dieci capitoli densi di notizie, fondati su documenti, scritti bene[32]). Nè converrà dimenticare la pubblicazione fatta da MICHELE LUPO GENTILE di parecchie lettere volgari e latine, fra cui una del 1479 a Lorenzo il Magnifico, di Bartolomeo Scala[33]). A. HAUFFEN ci ha discorso dell' antica traduzione tedesca fatta dal Praun del dialogo Il Philotimo la testa e la beretta (1517) del Collenuccio[34]), e GIO. ATTILIO ZANON ha trattato di Bartolomeo Fonzio[35]). Non posso indugiarmi come vorrei intorno ad alcune utili monografie su umanisti, filosofi e pedagogisti vissuti tra la fine del 400 e la prima metà del 500: R. BATTISTELLA ne ha composta una, ch'io non ho potuto vedere, su Mario Nizolio umanista e filosofo (1488—1566)[36]): un'altra, più ampia, è occorsa a LUIGI BOLDRINI per trattar Della vita e degli scritti di messer Giovita Rapicio, maestro e pedagogista vissuto dal 1476 al 1553[37]); e una terza, più estesa ancora, di Giuseppe Pavanello, è venuta a riassumere, accrescendoli e migliorandoli con nuove ricerche, gli studi intorno a Giovanni Aurelio Augurello[38]), del quale poco innanzi era tornato ad occuparsi AUGUSTO SERENA[39]). Il Pavanello s'è accinto al suo lavoro con diligenza assistita dalla fortuna che gli ha fatto rintracciar codici e stampe rarissime, e hà condotto con buona larghezza la sua preparazione al tema scelto. Non altrettanto felice diremmo la distribuzione della materia, che dà al volume un carattere un po' frammentario, specialmente nel terzo capitolo. I primi due capitoli trattano della vita dell'umanista riminese, del suo fecondo insegnamento in varie città dell'Italia centrale e del Veneto, e dell'opera sua di latinista e di poeta in volgare, ond'egli è tra coloro che nel Veneto, finendo il 400, ridiedero fortuna alla lingua italiana. Nel terzo capitolo sono distribuite per ordine geografico, e ai singoli nomi, molte notizie di letterati e personaggi, discepoli o amici dell'Augurello; di taluno de' quali il Pavanello promette occuparsi in avvenire. Nell' appendice sono stampate da più

30) Nelle sue Pagine d'antica arte fiorentina, Firenze, Francesco Lumachi, 1905. 31) La vita e l'opera di S. Tizio, Roma, Loescher, 1903 32) Della testimonianza del Tizio, oltre che d'altri documenti, lo stesso Piccolomini s'era giovato in una sua memoria su Il pontificato di Pio III secondo la testimonianza di una fonte contemporanea (in ASIt., Serie V, vol. XXXII (1903), 102 sgg. 33) B. Scala e i Medici (in MSV., XI, 1903, p. 129 sgg.). 34) Niklas Praun und P. Collenuccio in ASNS., CXV (1905), p. 22 sgg. 35) Ne' suoi Saggi storici su Cittadella nel sec. XVI, Casteggio, tip. Cerri, 1905. Cfr. GSLIt., XLVI, 487. 36) Treviso, Ditta editr. L. Zoppelli, 1905. 37) Verona, Cabianca, 1904. Cfr. RBLIt., XIII, 137. 38) Un maestro del Quattrocento: Giovanni Aurelio Augurello, Venezia, tip. Emiliana, 1905. 39) Attorno a G. A. Augurello, nella MNSN.

codici 59 poesie volgari, 19 epistole e carmi latini da un codice mediceo laurenziano, documenti vari ed elenchi bibliografici. Chiudo questa parte del rendiconto menzionando lo studio su G. B. Ramusio (il geografo veneziano della prima metà del 500 che ebbe relazioni col Fracastoro e col Bembo), datoci da A. DEL PIERO[40]), che lascia alquanto a desiderare, e un notevole saggio di CONCETTO MARCHESI[41]), il quale da Paolo Manuzio, il dotto tipografo veneziano, ha tolto argomento a parlare delle polemiche dibattutesi nel 500 tra i sostenitori della lingua latina e della lingua volgare, che ormai aveva maturato i suoi frutti più saporiti.

III. La poesia volgare (1400—1540). a) Poeti del 400. — La poesia del 400 ha attirato in questi anni in modo speciale l'attenzione degli studiosi. Noi abbiam già detto dei lavori che si riferiscono ad umanisti di professione, che non lasciarono intentata la poesia volgare; ora ci occuperemo di tutte le pubblicazioni che a questa si riferiscono, cominciando da alcune, di varia importanza, nelle quali furono edite o esaminate poesie sparse del Rinascimento, d'argomento vario. FILIPPO CAVICCHI ha illustrato con bella erudizione Una raccolta di poesie italiane e latine per la morte di fra Mariano da Genazzano[42]), l'antagonista famoso del Savonarola: ha raccolto un gran numero di informazioni su poeti emiliani e dell'Italia centrale della fine del 400, segnalando codici e autori ignorati o poco conosciuti, ed ha offerto qualche non trascurabile particolare intorno al Poliziano. Il compianto E. G. BONER ha fatto argomento d'un articolo da rivista La poesia del Natale nel Rinascimento[43]) e G. VOLPI ha ristampato il suo saggio su La bellezza maschile nella poesia volgare del secolo XV[44]). Della poesia popolare son tornati ad occuparsi lo stesso G. VOLPI[45]) e F. FLAMINI[46]). R. SABBADINI[47]) ci ha fatto conoscere alcuni frammenti di poesie volgari musicate del sec. XV, di poeti padovani; V. CIAN invece ci ha informato di Una silloge ignota di laudi sacre[48]) dello stesso secolo, che si conserva a Pisa in possesso privato, ed ETTORE BRAMBILLA di Rime ascetiche trascritte da un codice napoletano e da uno comense del sec. XV[49]): questi ultimi testi risalgono però al secolo XIV, sono di provenienza regionale diversa ed hanno colorito dialettale. Si terrà conto anche di quel poco che ADELE VITAGLIANO[50]) ha detto sui nostri improvvisatori di questo secolo, e vi si aggiungerà la notizia data dal Sabbadini sul Sanguinacci (cfr. il n° 8). Altri studiosi si sono occupati

---

40) Della vita e degli studi di G. B. Ramusio, in NAVen., N. S., IV (1902), fasc. I. 41) Paolo Manuzio e talune polemiche sullo stile e sulla lingua del Cinquecento, nel NAVen., N. S., X, P. II (1905), p. 240 sgg. 42) Nel GSLIt., XL, 151 sgg. Richiamo l'attenzione sull'appendice allo studio di M. Vattasso intorno ad Una miscellanea ignota di rime volgari dei secc. XIV e XV, che è pubblicata nello stesso GSLIt., XL, 66 sgg. 43) In N&A., XV, 1 44) Nelle sue Note di varia erudizione e critica letteraria, Firenze, Seeber, 1903. 45) Poesie popolari dei secoli XIV e XV (nelle sue Note di varia erudizione ecc. già citate). 46) Poesia di popolo del buon tempo antico (nel suo vol. intitolato Varia, Livorno, Giusti, 1905). 47) In una breve comunicazione su codici quattrocenteschi nel GSLIt., XL, 270. 48) Nella citata MNSN. 49) Cuneo, tip. Isoardi, 1903. 50) Storia della poesia estemporanea nella letteratura italiana, Roma, Loescher, 1905.

di poesie sparse: F. Novati[51]) di un frammento di canzone trovato in uno zibaldone del Magliabechi, ma non vi ha ravvisato il carattere lombardo attribuitole dal titolo; A. Cinquini[52]) d'una canzone d'un ser Gaugello de la Pergola per Battista Sforza d'Urbino; e G. Volpi[53]), ristampando il suo scritto su Una deploratoria in morte di Lorenzo il Magnifico, vi ha aggiunto una notizia: il poemetto, attribuito senza buona ragione al Poliziano, sarebbe invece opera d'un certo Gentile Cortigiani fiorentino, devoto ai Medici.

Alla storia del petrarchismo quattrocentesco hanno contribuito parecchi studiosi: A. Medin ricercando con diligenza e con garbo Il culto del Petrarca nel Veneto fino alla dittatura del Bembo[54]), L. Frati discorrendo Lo studio e l'imitazione di Dante e del Petrarca nei rimatori bolognesi del Quattrocento[55]), V. Cian pubblicando Un nuovo trionfo d'amore di Gianfrancesco Puteolano[56]), componimento volgare dell' umanista, e convenientemente illustrandolo nelle derivazioni da Dante, dal Petrarca e dal Dittamondo. Inoltre intorno ad uno de' principali petrarchisti del 400, Giusto de' Conti, s'è avuto un breve studio di M. Manchisi, che ha trattato Dell' autenticità dei sonetti di G. d. C. pubblicati dal Poggiali[57]), ripubblicando i cinque sonetti di Giusto con uno d'Angelo Galli d'Urbino, ed una più ampia monografia di L. Venditti[58]). Quest' ultimo ha diviso in tre parti il suo lavoro, studiando rispettivamente la vita e l'opera del Conti, e aggiungendovi la notizia bibliografica dei codici e delle stampe della Bella mano: che ciò abbia fatto in modo esauriente e con buon metodo, non possiam dire, ma questo non toglie che nel suo libro ci sia qualcosa di buono e di utile. Fortuna anche superiore al suo merito toccò a un mediocre petrarchista urbinate, Agostino Staccoli, vissuto dopo il primo ventennio del 400 fino al 1488: di lui discorsero contemporaneamente Guido Zaccagnini[59]) e, in collaborazione, Pacifico Provasi con Ercole Scatassa[60]). I lavori del primo e degli altri si integrano: più notevole è tuttavia quello degli ultimi due, che pubblicarono anche ed analizzarono con cura, nei loro vari elementi petrarcheschi e originali, le rime inedite del loro autore. Interessante memoria è quella di L. Frati su I Bentivoglio nella poesia contemporanea[61]): vi son pubblicate non poche poesie (in parte inedite) di mediocri poeti bolognesi del 400, in lode e anche in ispregio dei Bentivoglio, segnatamente di Giovanni II, che recano un buon contributo alla conoscenza della poesia cortigiana e storica del Rinascimento. Lo stesso Frati ha parlato di Un notaio poeta bolo-

---

51) Una canzone lombarda del sec. XV, in ASL., XXX, 237 sgg. **52**) De vita et morte D. Baptistae Sfortiae comitissae Urbini, canzone di ser Gaugello de la Pergola, Roma, Loescher, 1905. Cfr. L'Arte IX, fasc. 1, p. 56. **53**) Nelle sue Note di varia erudizione citate. **54**) Nel NAVen., N. S., VIII, P. II. **55**) Nel GDa., XII, (1904), 3—4. **56**) Pisa, Nistri, 1904, per nozze D'Ancona-Cardoso. **57**) Nella RaCLIt., IX, 1904, p. 97 sgg. **58**) Giusto de' Conti e il suo canzoniere «La bella mano», Rocca S. Casciano, Cappelli, 1903. Vedine una breve recensione nel GSLIt., XLIII, 439 sgg. Troppo aspra, e però ingiusta, è quella di M. Manchisi nella RaCLIt., VIII, 213 sgg. **59**) Il Petrarchista Agostino Staccoli, negli SLIt., IV, 1902, p. 225 sgg. **60**) Agostino Staccoli da Urbino e le sue rime inedite o poco note, Urbino, tip. della Cappella, 1902. **61**) Nel GSLIt., XLV, 1 sgg.

gnese del Quattrocento, Cesare Nappi, traendo utili e nuove notizie da un «Memoriale» dello stesso Nappi, in un succoso e compiuto articolo [62]); ed in un' altra buona e ampia monografia documentata ha illustrato la vita bolognese del Quattrocento, trattando di Galeazzo Marescotti de' Calvi nella vita pubblica e privata [63]): di quel cavaliere bolognese devoto ai Bentivoglio, di cui s'era già più anni addietro occupato e di cui qui pubblica in appendice le poesie latine e volgari, e le lettere amorose che scambiò con Camilla Malvezzi [64]). A. SERENA ha ristampato i suoi studi su Niccolò Leonico Tomeo, ripubblicando dello stesso autore la canz. Bella, quieta e santa, che suppone diretta a Pietro Bembo [65]); sul letterato ed umanista veronese Leonardo Montagna, è tornato A. DE NINO [66]), senza sapere di chi prima di lui aveva trattato lo stesso soggetto; e dopo di lui E. LAMMA ha dato notizia di Un capitolo inedito di Leonardo Montagna [67]), togliendolo da un ms autografo reatino non conosciuto prima: utile aggiunta alla poesia degli affetti coniugali del 400, perchè il Montagna vi piange, come in altre cose in verso e in prosa dello stesso codice, la moglie morta Bartolomea Zappolino. Altri due petrarchisti veneti, Gio. Antonio Romanello e Antonio Grifo, hanno avuto studi speciali da GUIDO MAZZONI [68]) e da ANTONIO MEDIN [69]); e attorno ad un intero manipolo di verseggiatori, veneti tutti, s'è industriato, con i soliti pregi di diligenza e accuratezza somma, ARNALDO SEGARIZZI: per merito suo rivivono Jacopo Languschi [70]), Ulisse Aleotti [71]) (di cui pubblica 47 sonetti dal codici estense III, D, 22), Jacopino Badoer [72]), Francesco Capodilista padovano [73]), e Gio. Lorenzo Regini feltrino [74]), del quale ha pubblicato con eccellente illustrazione 18 poesie italiane e latine. D'un altro feltrino — Cornelio Castaldi — G. B. FERRACINA [75]) ha compiuto lo studio, iniziato nel 1899, raccogliendone con cura, da varj codici e stampe, il mediocre patrimonio poetico. Di Leonardo Giustinian F. RAVAGLI ha pubblicato Tre laudi sacre [76]) togliendole dal noto codice riccardiano 1154, e S. FERMI ha fatto conoscere Un nuovo codice di giustinia-

---

62) Nella RN., 1 marzo 1903. 63) In AMDSPR., XXI, 133 sgg. 64) Dello stesso Marescotti tratta un poema in esametri latini, in cui l'umanista di Camerino, Tommaso Seneca, narrò la liberazione d'Annibale Bentivoglio dalla prigionia del Piccinino per opera di messer Galeazzo, e che fu fatto conoscere da E. SPADOLINI, Un poema ined. di T. Seneca da Camerino, in Le Marche, II (1902), p. 65 sgg. 65) Ne' suoi Appunti letterari, Roma, Forzani e C, 1903. 66) La Bartolomea del quattrocentista Montagna, nella RASLA., XVIII (1903), 169 sgg. 67) In AtVen., XXVI, 677 sgg. 68) Su Giovanni Antonio Romanello, nella MNSN. 69) Il canzonier di A. Grifo, nella MNSN. 70) Jacopo Languschi rimatore veneziano del sec. XV, in AAA., X (1904), 179 sgg. L'a. pubblica due sonetti, che costituiscono tutta la suppellettile poetica del mediocre rimatore. 71) Ulisse Aleotti rimatore veneziano del secolo XV, nel GSLIt., XLVII, 41 sgg. 72) Jacopino Badoer rimatore veneziano del sec. XV, Venezia, tip. Visentini, 1904: per nozze Onestingel-Alberti. 73) Francesco Capodilista rimatore padovano del sec. XV, negli Atti dell'accad. scientifica veneto-trentino-istriana, N. S., I (1904), fasc. 2. 74) Un poeta feltrino del sec. XV: G. L. Regini, negli Atti dell'accad. scientif. veneto-trentino-istriana, N. S., I (1904). 75) La vita e le poesie italiane e latine edite ed ined. di Cornelio Castaldi giureconsulto feltrino, Parte II: Poesie, Feltre, tip. Castaldi, 1904. 76) In EBA., N. S., I, n° 9.

nee[77]), appartenente alla Landiana di Piacenza; di Galeotto Del Carretto ha ridotto a miglior lezione un sonetto V. D. VALLA[78]); e riguarda GASPARE VISCONTI una congettura di Diego di Sant'Ambrogio[79]). Su qualcosa di più attraente ha richiamato l'attenzione B. CROCE, illustrando da par suo Un canzoniere d'amore per Costanza d'Avalos duchessa di Francavilla[80]): si tratta di un notevole canzoniere inedito di Enea Irpino, poeta del finir del 400 e degli inizi del 500, contenuto in un codice della Palatina di Parma e in cui con altre principesse del tempo è celebrata specialmente Costanza d'Avalos, come ritiene e dimostra il Croce: curiose sono fra tutte le poesie in cui si fa il nome del grande Leonardo da Vinci per lodare un ritratto ch'egli aveva fatto alla duchessa di Francavilla. Gli studiosi saranno anche grati ad ADOLFO LEVI, che ha raccolto Le poesie latine e italiane di Malatesta Ariosti[81]), mediocre poeta sul cui nome si riflette la gloria del grande uscito dalla sua stirpe, ed ha mandato loro innanzi dei ragguagli sulla vita dell'autore con alcune sue lettere in italiano.

Seguendo le vicende della nostra poesia nelle Corti e nelle regioni dov'ebbe maggior fortuna, parlerò prima di Serafino Aquilano: a lui F. FLAMINI ha dedicato un bel saggio sintetico[82]), e G. PREDIERI ha esposto qualche particolare non inutile sui suoi amori e sulle stampe delle sue rime[83]), mentre N. V. TESTA s'è indugiato non inutilmente attorno ad un suo sonetto[84]). D'un altro verseggiatore del gruppo ferrarese, Giovanni Pellegrini, ha pubblicato un serventese amoroso GIOVANNI CANEVAZZI[85]). Un nuovo contributo alla biografia di Francesco Bello, il Cieco, ha recato F. ERMINI[86]), facendo conoscere alcuni documenti estensi, dai quali parrebbe risultar che il Bello è una sola persona con Francesco Cieco da Firenze. Più lavori riguardano il Bojardo: GIULIO NEPPI[87]) ha riesaminato il canzoniere di lui e, contro chi afferma cantato in esso l'unico amore per Antonia Caprara, ha sostenuto che il Bojardo vi ha raccolte rime originariamente non fatte per la donna reggiana; e Sul canzoniere di M. M. Bojardo ha pubblicato un discorso, che non ho veduto, OLINTO SALVADORI[88]). Ma sovrattutto interessanti sono i Nuovi studi su M. M. Bojardo di GIULIO BERTONI[89]): ad essi manca, è vero, organismo di opera sintetica, e vi si ripetono forse troppe

---

77) Nell'AtVen., XXVII, II, 2º. 78) Un sonetto di Galeotto Del Carretto ridotto a miglior lezione, nel Bollettino storico-bibliografico subalpino, VII (1902), fasc. 5—6. 79) I resti di una villa suburbana sforzesca, che l'a. crede sia quella del Visconti (in La lega lombarda del 12 febbraio 1905). 80) Negli AAP., vol. XXXIII (1903). 81) Firenze, Bemporad, 1904. 82) Un virtuoso del Quattrocento (ristampato nel vol. già cit. Varia, Livorno, Giusti, 1905. 83) Serafino Aquilano nei mss. dell'Antinori, negli Scritti vari di filologia, dedicati dagli scolari ad E. Monaci per l'anno XXV del suo insegnamento, Roma, Forzani, 1901. 84) Per la storia di un sonetto di Serafino l'Aquilano nel BSSPAA., XVII, 11º. 85) Un serventese del 400 (nella MNTS.). Per la correttezza del testo, vedi una dichiarazione voluta dal Canevazzi stesso nel GSLIt., XLVI, 466n. 86) Di alcuni documenti intorno alla vita di Francesco Bello, il Cieco da Ferrara, nel Bollettino della società filologica romana, I, 2º. 87) La pluralità degli amori cantati dal Boiardo nel suo canzoniere, nel GSLIt., XLII, 360 sgg. 88) Spezia, tip. Zappa, 1902. 89) Bologna, Zanichelli, 1904.

cose già note; ma niuno negherà loro la lode che meritano per le molte notizie peregrine, confortate di documenti, che offrono sulla vita del grande poeta e sull'ambiente in cui si trovò. Alla storia della coltura estense della fine del 400 giova specialmente, oltre le informazioni sui minori personaggi del circolo ferrarese, come Lod. Carbone, T. V. Strozzi ed altri, il capitolo VII, dove si discorre dei libri di cavalleria posseduti dai principi d'Este. A Pandolfo Collenuccio, di cui ho già parlato innanzi (cfr. n° 34), si riferiscono anche le notizie che ALFREDO SAVIOTTI [90]) ci ha date su Camilla, sorella di lui, desumendole da documenti d'archivio e da rime di poeti poco noti, fra i quali il quattrocentista pesarese Raniero Almerici; ed ognuno apprezzerà il testo esatto ed autentico della famosa canzone alla morte, che G. S. SCIPIONI [91]) ha restituito correggendo l'arbitraria lezione perticariana. E sia detto qui che L. LUZIO [92]) ha ristampato una barzelletta di Benedetto da Cingoli (Monacelle incarcerate) sul tema della monaca per forza.

Il glorioso gruppo toscano dei poeti del rinnovato volgare ha avuto illustratori numerosi. Premetto che G. VOLPI ha ristampato il suo saggio su Francesco Cei [93]), dove alla biografia unisce anche l'esame del breve canzoniere del secentista quattrocentesco; e aggiungo che un pisano quasi ignoto, Giovanni del Testa, e il suo canzoniere contenuto nel codice Isoldiano (1739 della Universitaria di Bologna) hanno avuto un rivelatore in A. F. MASSÈRA [94]). Qualche studio degno di nota, ma non ancora quello ampio e definitivo che si desidera, ha avuto Lorenzo il Magnifico. All'uomo politico particolarmente si riferisce il buon articolo di G. DEGLI AZZI, che illustra Il tumulto del 1488 in Perugia e la politica di Lorenzo il M. [95]); e l'articolo di A. SIMIONI sul Corinto [96]) è una diligente e concludente indagine su poeti antichi latini e italiani ricordati in quell'opera dal Magnifico. Di Lorenzo e del suo grande cliente, il Poliziano, considerati come poeti popolareggianti, si occupa F. RAVELLO in un suo volumetto [97]): lavoro non troppo chiaro nè molto nuovo, e non sempre scritto bene, in cui si voglion metter in chiaro gli elementi popolari della rinnovata poesia toscana con riscontri talvolta notevoli e considerazioni qua e là calzanti: saggio manchevole nel complesso su un bel tema, di cui le linee ed il disegno fondamentale sono già nella Poesia popolare del D'Ancona. Della patria del poeta delle Stanze tratta un articolo di P. BESSI [98]); dell'importanza di lui come umanista geniale, un noto discorso di GUIDO MAZZONI [99]); e la fortuna dell'Ambrogini in Ispagna è

---

90) Una sorella del Collenuccio, in Le Marche, IV (1904), 306 sgg. 91) La canzone alla morte di P. C., in Le Marche, IV (1904), 299 sgg. 92) Una barzelletta di Benedetto da Cingoli, Sanseverino Marche, tip. Bellabarba, 1902. 93) F. Cei poeta fiorentino dell'ultimo quattrocento (nelle sue cit. Note di varia erudizione ecc., Firenze, Seeber, 1903). 94) Un rimatore poco noto del sec. XV, nella RBLIt., XI, 1°. Quivi sono riferiti due sonetti del rimatore. 95) Nel BDSPU., XI, 3. Ricordo qui la Deploratoria per la morte del Magnifico già cit. al n° 53, e la lettera di F. Filelfo, di cui al n° 19. 96) La materia e le fonti del «Corinto» di Lorenzo il Magnifico, Perugia, Unione tip. cooperativa, 1904. 97) Attraverso il Quattrocento: la poesia popolareggiante. Lorenzo il Magnifico ed Angelo Poliziano, Torino, tip. G. De Rossi, 1904. 98) In N&A., XIII, 22°. 99) Ristampato nel suo bello e denso volume di Glorie e memorie dell'arte e della civiltà d'Italia, Firenze, Alfani e Venturi

stata appena sfiorata in poche pagine di PIETRO VERRUA [100]). Ricordo ancora lo studio in cui G. MASSETANI ha fatto oggetto di considerazioni La dottrina filosofica nella canzone d'amore di Girolamo Benivieni [101]), quello in cui NICOLA VALDIMIRO TESTA s'è occupato delle poesie volgari del Mirandolano [102]), nella loro lezione, nel contenuto e nella loro autenticità [103]), e un ben elaborato volume di ALFREDO CHITI, il quale trattando di Scipione Forteguerri [104]), il noto grecista pistoiese (1466—1515), non ne ha trascurata l'attività di rimatore volgare.

Per la poesia satirica abbiamo un notevole articolo di V. CIAN [105]), il quale dal cod. estense X. *. 34 ha stampato due sonetti e un ternario del Cosmico, che per quest'ultima poesia, acconciamente illustrata dall'editore, viene a prender posto fra i nostri primi satirici volgari. Nessun valore ha invece un breve scritto di PIETRO RIZZESI sul Pistoja [106]), intorno al quale ho trovato citato, ma non ho veduto, un articolo olandese, in cui vien considerato come umorista [107]). — Alla conoscenza della poesia storica e politica contribuirono alcuni studiosi: F. NOVATI pubblicando Una ballata in onore di Ludovico Migliorati marchese della Marca e signore di Fermo [108]), di un anonimo che seppe trovar delle lodi per l'efferato nipote d'Innocenzo VII; A. BENZONI con Una profezia inedita della fine del 400, un ternario che un ms. attribuisce a Teodoro da Rimini [109]); ARTURO SEGRE fissando nel 1408 la data del Lamento di Roma a papa Gregorio XII al tempo dello scisma d'Occidente e dell'abboccamento di Gregorio con Benedetto XIII [110]), e PIETRO VERRUA trattando del lamento di Girolamo Riario [111]). Ma allo studio della nostra poesia storica e politica, in questi anni ha apportato l'impulso maggiore A. MEDIN, profondo in questo genere di ricerche, discorrendo ampiamente La storia della repubblica di Venezia nella poesia [112]) in un'opera sintetica di merito singolare, della quale mi rincresce che l'angustia dello spazio non mi consenta di parlar più a lungo. In essa tutta la poesia italiana su Venezia, dal sec. XIII alla

---

1905. **100**) La prima fortuna del Poliziano nella Spagna, Rovigo, tip. Corriere 1906. Vedi anche al nº 23. **101**) Livorno, tip. A. Debatte, 1904. Trovo citato uno scritto, che non ho visto, di Caterina Re su La tomba di G. Pico della Mirandola e di G. Benivieni in S. Marco di Firenze (nel volume In memoria di Oddone Ravenna, Padova, Gallina, 1904). **102**) Di Giovanni Pico della Mirandola e dei suoi contributi in rima alla lirica del Quattrocento, Aquila, tip. Aternina, 1902. Studia una parte delle rime del Pico edite nel 1894 da F. Ceretti e da L. Dorez. Dello stesso Testa ricordo un altro articolo su Pico della Mirandola giudicato da Tommaso Campanella nella RASLA., XX, 10º. **103**) Sull'autenticità delle rime di Pico della Mirandola, nella RASLA., XX, 1º: a compimento dello studio precedente sulle rime del Mirandolano. **104**) Scipione Forteguerri il Carteromaco. Studio biografico con una raccolta di epigrammi sonetti e lettere di lui o a lui dirette, Firenze, Seeber, 1902. **105**) Una satira di Niccolò Lelio Cosmico, Pisa, Nistri, 1903. **106**) Antonio Cammelli detto il Pistoia, studio, Sondrio, tip. Quadrio, 1902. L'a. intendeva ritirar dalla pubblicità l'opuscolo (Cfr. GSLIt., XL, 478). **107**) W. G. C. BIJVANCK, Pistoia, een italiaansch humorist van de 15e eeuw, in Gi., agosto 1902. **108**) Nella citata MSCGraf., p. 655 sgg. **109**) Nell'AtVen., XXVIII, II, 2º. **110**) La vera data di un lamento storico del secolo XV, nel GSLIt., XLVI, 376 sgg. **111**) Il lamento di Girolamo Riario, negli AMAP., anno LIV—V, N. S., vol. XXI (1905—06). **112**) Milano, Hoepli, 1904.

fine del XVIII, è messa a profitto e considerata nel suo insieme con lo sguardo sicuro che proviene da una conoscenza più unica che rara dell'argomento. Il grosso volume si chiude con una ricchissima bibliografia di ben 873 titoli di stampe e mss. e con un indice dei capoversi delle poesie su Venezia. Allo stesso MEDIN[113]) dobbiamo la pubblicazione e illustrazione di un poemetto storico allegorico del 400, in cui si lodano il doge Barbarigo, Bernardo e Pietro Bembo. Poemetti relativi a solennità sono stati editi con illustrazione da P. PICCOLOMINI[114]) e da F. P. LUISO[115]). Un poema storico di Nicola Ciminello, bisavo di Serafino Aquilano, già stampato dal Muratori, è stato ristampato da un codice migliore e più integro per opera di VINCENZO PARLAGRECO[116]), con introduzione, note e ragguagli sull'autore e con i capitoli volgari d'un altro aquilano, Costantino Gaglioffi, che è stato anche studiato da O. D'ANGELO[117]). — Alla città d'Aquila si riferisce ancora la pubblicazione fatta da PIO RAJNA[118]), di 65 terzine che illustravano le figure di un padiglione istoriato regalato da quella città a re Alfonso il Magnanimo. Ricorderò pure la ristampa che E. MOTTA ha curato, della descrizione della città e del lago di Como dalla stampa quattrocentesca della Letilogia, raro poemetto di Bettin da Trezzo, del quale dà notizie[119]); il poemetto in forma di 18 strofette popolareggianti, a modo di ballata, in cui si rifà la narrazione biblica della Samaritana, edito da G. CANEVAZZI[120]), e La historia di Maria per Ravenna, poemetto narrativo in ottave della fine del 400 o dei primi del 500, riprodotto con le solite cure da H. VARNHAGEN[121]) dalla preziosa raccolta di Erlangen, e nel quale si ripete il motivo dell'innamorato che si traveste da fantesca per goder l'amata, moglie di un vecchio, come in Cintio delli Fabrizi, nel Firenzuola e in altri. E terminerò questa rassegna sulla poesia del 400 con un semplice accenno alla bibliografia delle storie popolari siciliane di S. SALOMONE MARINO[122]), e allo studio di C. MARCHESI sulla prima traduzione italiana della Farsaglia di Lucano[123]).

---

113) La visione bargariga di Ventura da Malgrate, negli AIV., LXIV, P. II, p. 1667 sgg. **114)** Dalla vita e dalla poesia curiale di Siena nel Rinascimento, Siena, tip.-lit. dei sordomuti di L. Lazzeri, 1904, per nozze Piccolomini-Ciacci. In appendice è pubblicato un poemetto per le nozze imperiali di Federico III con Eleonora di Portogallo, opera di Mariano Dati. **115)** Firenze in festa per la consacrazione di S. Maria del Fiore nel 1436, Lucca, tip. Giusti, 1904 (per le nozze di Neno Simonetti). Si riferisce al soggiorno fiorentino di Papa Eugenio IV, e tra i documenti vi è ristampato un capitolo in terza rima di Giovanni di Cino calzaiuolo. **116)** La «Guerra di Braccio» poema di Nicola Ciminello, con le varianti e le ottave inedite di un codice antico, Aquila, tip. Aternina, 1903. Cfr. la recensione di N. V. TESTA nella RASLA., XVIII, 652 sgg. e quella di G. PANSA nel BSSPAA., XV (1903), p. 295 sgg. Il Parlagreco ha pubblicato anche in appendice i tre capitoli di Costantino Gaglioffi, di che si parla al n° 117. **117)** Costantino Gaglioffi dell'Aquila ed un suo poemetto in volgare, nel BSSPAA., XV (1903), p. 277 sgg. **118)** Il padiglione del re Alfonso, Firenze, tip. Galieiana, 1904, per nozze D'Ancona-Cardoso. **119)** La più antica descrizione poetica a stampa del lago di Como, nel Periodico della società storica comense, XIV, 54. (Cfr. GSLIt., XLI, 182). **120)** La Samaritana, Modena, tip. Toschi. 1905, per nozze Casini-Gullini. **121)** Erlangen, M. Mencke, 1903. Cfr. al n° 207. **122)** Le storie popolari in poesia siciliana messe a stampa dal sec. XV ai dì nostri indicate e descritte, Palermo, tip. del Giornale di Sicilia, 1896—1901. **123)** La

b) Poeti del 500. — Molto studiata in questi anni fu anche la poesia del 500 nelle sue varie forme. Cominciando dalla Lirica, ricorderò una bella opera bibliografica, Le sonnet en Italie et en France au XVIe siècle[124]), dovuta ad un francese, HUGUES VAGANAY: è un ricchissimo repertorio di canzonieri e d'opere contenenti sonetti, italiane e francesi, ordinate anno per anno; e sebbene in esso a me sia occorso di rilevar qualche lacuna, bene scusabile in opera di simil genere, gli studiosi della nostra lirica del 500 e de' suoi influssi su quella francese non vi ricorreranno inutilmente per informazioni bibliografiche. Riguardano in generale la lirica del sec. XVI anche le due geniali conferenze, e ricche di peregrina erudizione, di GUIDO MAZZONI, su La lirica nel 500 e su La poesia politica nel 500[125]). Venendo agli studi speciali sui singoli poeti lirici della prima metà del 500, meglio d'un articolo di A. POIZAT su Les amours de Lucrèce Borgia et de Pierre Bembo[126]), senza novità alcuna, ricordo un interessante documentino, su quella Morosina che fu il più grande amore del capo del rinnovato petrarchismo, pubblicato da ACHILLE RATTI[127]): è una lettera (25 febbraio 1525) della donna al Bembo, e l'editore ne trae esatte considerazioni sulle qualità d'intelletto e di cuore della Morosina. V. CIAN[128]) ha ravvisato la mano del Bembo in una postilla che attesta l'autografia d'una lettera del Petrarca al suo amico padovano Gio. Dondi dell'Orologio; e G. BERTONI ha esaminate Le postille del Bembo sul cod. provenzale K[129]), che se non rivelano nel Bembo una perfetta conoscenza della poesia provenzale, servono a valutar meglio la sua cultura letteraria e artistica. Allo studio della cultura del Bembo contribuí anche S. GÜNTHER con un'interessante memoria[130]), e alla conoscenza dell'iconografia bembesca L. RIZZOLI[131]). Nel Cinquecento fu famosa la contesa fra il Bembo e un giovane poeta che aveva velleità di riformatore, Antonio Brocardo: le notizie che di essa si hanno sono state riassunte, senza novità di fatti, da CARLO SIMIANI[132]); e del Brocardo si è occupato di proposito, ma in modo non del tutto soddisfacente, DOMENICO VITALIANI[133]), che ha però il merito d'aver raccolto tutte le rime fin qui note del suo autore aggiungendovi un'assai utile bibliografia. Alla conoscenza poi d'una caratteristica forma della breve opera letteraria del

---

prima traduzione in volgare italico della Farsaglia di Lucano e una nuova redazione di essa in ottava rima (negli Studi romanzi del Monaci, III [1904]). **124**) Essai de bibliographie comparée, Lyon, au siège des facultés catholiques, 1902. Dello stesso autore ricordo, benchè non riguardi questo periodo, la comunicazione Un sonnet peu connu de B. Varchi, nel GSLIt., XLIII, 455 sgg. **125**) Nel vol. cit. Glorie e memorie dell'arte e della civiltà d'Italia, Firenze 1905. **126**) Nella Revue bleue, 1905, nº 19. **127**) Una lettera autografa della Morosina a P. Bembo, nel GSLIt., XL, 335 sgg. **128**) Una postilla bembesca in un autografo petrarchesco, nel GSLIt., XLVI, 256 sg. **129**) Negli Studi romanzi editi a cura di E. Monaci dalla società filolog. romana, 1903, nº 1, p. 9 sgg. **130**) Il card. P. Bembo e la geografia, negli Atti del congresso internazionale di scienze storiche di Roma, vol. X, 1904. Vedi anche l'articolo dello stesso autore con lo stesso titolo in RIt., VI, 6. **131**) Una medaglia del Bembo che non è opera di B. Cellini, in Per l'arte, VIII, 4. **132**) Una contesa letteraria nel Cinquecento: il Bembo e il Brocardo, Sassari, tip. Gallizzi, 1904, per nozze D'Alia-Pitrè. **133**) A. Brocardo: una vittima del

Brocardo ha contribuito anche R. Renier[134]), dando a quest' ultimo il posto notevolissimo che gli spetta in una ampia e fondamentale indagine ch' egli ha dedicato al gergo furbesco, di cui rintracciò le derivazioni anche in taluni altri scrittori del 400 e del 500, come il Pulci, il Pistoja e Pietro Aretino. A. Morel-Fatio ha parlato del sonetto «Superbi colli» atribuito a B. Castiglione[135]); e G. Vanzolini in un discorso ben fatto ha trattato Dei sonetti di Raffaello Sanzio[136]): cinque in tutto, e tre soli compiuti e amorosi, che alludono (come suppone il V. con acute considerazioni) a una gentildonna amata dal grande pittore, a cui davvero questi saggi di lirica non aggiungono alcuna nuova gloria. Vigoroso e personale poeta lirico riuscí invece Michelangelo, a cui, dopo l'esauriente studio di A. Farinelli, ha voluto rivolger l' attenzione Vincenzo Pascale[137]), in un volumetto di circa 200 pagine, che non m' è riuscito di vedere; e s' è ristampata la traduzione dei sonetti del grande artista dovuta a John Addington Symonds[138]). Miglior fortuna, tra i nostri poeti di quest' età, è toccata a Luigi Alamanni, per opera del valentissimo H. Hauvette[139]): il quale all' esule fiorentino, dopo lunghe definitive ricerche, ha dedicato un grosso volume, in cui la vita di lui con le sue fortunose vicende e l' opera sua varia e interessante, sebbene non eccellente, sono studiate a fondo, con ricchezza — talora forse eccessiva — di particolari, ai quali non manca però mai il sapore della novità. È una di quelle monografie che non sono soltanto illustrazione d' un individuo, ma di un intero periodo storico, e però capitali. Non meno interessanti del testo, da cui la figura dell' Alamanni esce definita in tutti i suoi particolari, sono le appendici contenenti elenchi bibliografici diligentissimi, rime inedite e lettere dell' Alamanni e altri documenti a lui relativi, con un indice assai utile dei capoversi delle rime sparse del poeta fiorentino. Si riannodano a quest' ampia monografia le notizie che lo stesso Hauvette ha dato sulla vita e sulle brevi raccolte poetiche di Cosimo Rucellai e Francesco Guidetti[140]), due rimatori poco noti, appartenenti alla società fiorentina degli Orti Oricellari. A un poeta più tardo si riferisce uno studio di G. B. Pellizzaro su I sonetti di Alessandro Piccolomini[141]). E qui ricorderò, tra i poeti dell' Italia centrale, un interessante studio di E. De Benedetti su Eurialo Morani d' Ascoli[142]), per le notizie

---

bembismo, Lonigo, tip. Papolo e Granconato, 1902. 134) Cenni sull' uso dell' antico gergo furbesco nella letter. italiana (nella già cit. Miscellanea Graf). 135) A propos du sonnet «Superbi colli», nel Bulletin italien, III (1903), 37 sg. 136) Nella Rassegna bibliografica dell' arte italiana, V (1902), p. 41 sgg. 137) M. Buonarroti poeta, Napoli, tip. Novecento, 1902. 138) The sonnets of Michael Angelo Buonarroti translated by John Addington Symonds, Portland, Maine, Mosher 1903. 139) Un éxilé florentin à la cour de France au XVIe siècle. Luigi Alamanni (1495—1556). Sa vie et son œuvre, Paris, Hachette et Cie., 1903. Della proibizione delle opere dell' Alamanni da parte del governo di Firenze ha discorso E. Teza, Le opere toscane dell' Alamanni e il governo di Firenze, nella BSIt., X, 20. 140) Les poésies de C. Rucellai et de F. Guidetti, nel BIt., IV (1904), 85 sgg. All' Hauvette era dapprima sfuggita l'edizione che delle rime dei due fiorentini era stata fatta nella ScCL. del Romagnoli, dispensa CXXXIII; ond' egli tornò un' altra volta sui due autori, Encore C. Rucellai e F. Guidetti nel BIt.. IV, 186 sgg. 141) Nella RaCLIt., VIII, 5—8. 142) Notizie di Eurialo Morani da Ascoli, nel GSLIt.,

che dà sulla vita e le opere di questo poeta encomiastico, vissuto dalla fine del 400 fin dopo il 1554, come prova il De B., e intorno al quale anche C. Lozzi ha comunicato notizie bibliografiche di qualche importanza[143]). — Passando ai poeti meridionali, comincio dal ricordare che E. Pércopo ha illustrato un nuovo documento (1474) sulla vita di J. Sannazaro[144]), e A. Marenduzzo ha discorso Di una versione del «Parto della Vergine» di J. Sannazaro raccogliendo in un' appendice la bibliografia delle versioni italiane di quel poema[145]). Già noto era un madrigale dell' autore dell' Arcadia, stampato come inedito da V. Lombardi[146]). G. Rosalba ci ha dato un nuovo contributo biografico intorno all' Epicuro, specialmente sulla sua carica di «maestro portolano» della provincia di Terra di Lavoro[147]). Di Galeazzo di Tarsia hanno trattato brevemente A. Verre[148]) e Stanislao De Chiara[149]). G. Rosalba[150]) ci ha anche offerto ed illustrato nuovi documenti dell' Archivio di Napoli, che rettificano le notizie che si avevan finora sugli uffici esercitati da Luigi Tansillo come Guardiano della Dogana di Napoli e come «continuo» (cioè appartemente alla guardia d' onore del Vicerè), e sulle sue condizioni economiche, con qualche curioso rilievo anche sulle relazioni del poeta venosino con Laura Terracina, ch' egli avrebbe amata; ed Ettore Bini ha veduto le relazioni tra Les larmes de St. Pierre del Malherbe e il noto poema religioso del Tansillo[151]).

Altri studi si ebbero le poetesse di questo gran secolo. G. Rosalba ha chiarito con documenti le relazioni di Vittoria Colonna con Carlo V[152]), e della marchesa di Pescara hanno pure discorso G. Speranza[153]) e Cornelia Antolini[154]). Luisa Caprile ha trattato insieme della Colonna e di Gaspara Stampa[155]), ed alla figura attraente di quest' ultima poetessa han rivolto la loro attenzione, senza dir cose nuove, Guglielmo Belardinelli[156]) e G. Fojanesi-Rapisardi[157]), mentre altri ne ha considerata la storia dolorosa adattata da poeti e romanzieri alle loro opere[158]). C. Calcaterra ha discorso in breve di Livia Torniella[159]); e qui voglio anche ricordare, sebbene esca in parte dal mio compito, il lavoro lodevole

---

XXXIX, 1 sgg. **143**) Eurialo d'Ascoli e il codice ritrovato de' suoi poemetti, in La Bibliofilía, IV (1902), 235 sgg. **144**) Per la giovinezza del Sannazaro (nella citata Miscellanea Graf). **145**) Trani, V. Vecchi, 1904. **146**) Un madrigale ined. di J. Sannazaro, in La settimana, III, 9. Ricordo anche un artic. di A. Marenduzzo, Di una versione del Parto della Vergine di J. Sannazaro (nella RaP., XXI, 1904, p. 56 sgg.): la traduz. è del sec. XIX. **147**) Per Marcantonio Epicuro, nella RaCLIt., VIII (1903), 11 sgg. **148**) La casa di G. di Tarsia in Belmonte, nella RSCa., XI, 7—8. **149**) Gli amori di G. di Tarsia (nella cit. Miscellanea Graf): con resultati, a dir vero, nè nuovi nè indiscutibili. **150**) Nuovi documenti sulla vita di L. Tansillo negli SLIt., V (1903), 166—225. **151**) Di un poemetto giovanile di François de Malherbe, Pisa, tip. Mariotti, 1904. **152**) Un episodio della vita di V. Colonna (nella Miscellanea di scritti letterari per nozze Pércopo-Luciani, Napoli, Pierro, 1902). **153**) V. Colonna (nel vol. miscell. Festschrift pubblicato a Braunschweig 1905, pel 70° compleanno di Adolf Tobler). **154**) Alinda Brunamonti e V. Colonna, Firenze, tip. Barbèra di Alfani e Venturi, 1904. Non l'ho letto. **155**) Due poetesse italiane del sec. XVI, Firenze, tip. S. Landi, 1902. **156**) Gaspara Stampa, Jesi, tip. Flori, 1905. **157**) G. Stampa, in N&A., XIV, 1. **158**) V. Olper Monis, Gaspara Stampa nell'arte letteraria, nella F. di Perugia, XXIII, 6—7. **159**) Una poetessa del sec. XVI.

sotto ogni rispetto, che ARNALDO FORESTI ha dedicato a Lucia Albani[160]), la patrizia bresciana nata nel 1534 e morta poco più che trentenne, raccogliendone le notizie della breve vita, rintracciandone in stampe e codici e pubblicandone con ogni diligenza il piccolo canzoniere. — Ed ecco altre notizie su altri lirici di questa età, Alla più compiuta conoscenza delle rime di B. Tasso contribuisce un egregio studioso, D. TORDI[161]), il quale ha accertata l'autografia di un codice del padre di Torquato posseduto dalla Oliveriana di Pesaro, da cui già F. Pintor nella sua ottima monografia sulle liriche di Bernardo aveva tratto le poesie inedite, ripubblicate ora dal Tordi con una diligentissima informazione di tutto il codice. Accenno soltanto a due pubblicazioni di G. MAZZONI[162]) e di G. ZACCAGNINI[163]) che riguardano A. Caro, ad una di A. COLASANTI[164]) su due sonetti di Lodovico Beccadelli con notizie sulle relazioni di Tiziano e Michelangelo con letterati, ad altre di V. CIAN[165]), di A. PROFESSIONE[166]), di G. VOLPI[167]) e ad una mia[168]), su diversi poeti minori dello stesso tempo. Termino il discorso sui lirici cinquecenteschi con i seguenti studi, o monografie di varia ampiezza su rimatori di piccola importanza: A. SIMIONI ha iniziato lo studio Di alcuni petrarchisti bassanesi del sec. XVI, trattando di Alessandro Campesano[169]), G. ZACCAGNINI ha discorso con notizie diligenti, ma non definitive, tratte anche da codici, di Tre lirici urbinati del sec. XVI[170]), che sono Antonio Gallo, Laura Battiferri (n. nel 1523) e Marco Montano. Infelice è il breve studio di GIULIA

L. Torniellli, in Il Piemonte, III, fasc. 19 sg. **160)** Rime di Lucia Albani, Bergamo, Arti grafiche, 1903; per nozze Moroni-Camozzi. **161)** Il codice autografo di rime e prose di B. Tasso. Appendice al libro III degli Amori, Firenze, stab. graf. G. A. Materassi, 1902. Di B. Tasso F. N(icolini) ha ripubblicato la lettera in cui si descrive Napoli (nella NN., XIII [1904], 172 sgg.). **162)** Epigrammi su Masaccio, nella Miscellanea d'arte, I. **163)** Un sonetto inedito attribuito ad A. Caro nella RaCLIt., VII (1905), 123 sgg.: è tratto dalla Biblioteca Albani d'Urbino, da memorie raccolte da G. M. Crescimbeni, che primo fece questa attribuzione. Riguarda il Caro anche un artic. di L. MANFREDI, Un' avventura poco nota occorsa ad A. Caro, nel FD., XXVII (1905), n° 33. **164)** Sonetti inediti per Tiziano e per Michelangelo, nella NAnt., n° 750 (16 marzo 1903). **165)** Varietà poetiche del Cinquecento (nella Miscellanea nuziale Petraglione-Serrano, Messina 1905): pubblica due sonetti d'una giullaressa e altre cose, come due ternari di Girolamo Verità e Gianfrancesco Valier, ove si nominano poeti del tempo. Cfr. GSLIt., XLVI, 466. **166)** Ricerche per alcuni sonetti di Carlo Coccapani (nella BSIt., XI, 15°): stampa sei sonetti di questo mediocre cinquecentista di Carpi. **167)** Una miscellanea di versi del 500 (nella RBLIt., X, 1902, p. 234 sgg.): è il ms. C. 219 della bibl. del R. Liceo Forteguerri di Pistoja, di cui il V. dà un'esatta descrizione e la tavola: in questa sono notabili un sonetto, il XXIV, posto a Pasquino, e altre cose di vari autori maggiori e minori della prima metà del 500. Il V. pubblica in appendice un canto carnascialesco di Castellano Castellani e alcuni scritti in verso e in prosa in lode e difesa del Furioso. **168)** Spigolature Coppettiane (nel GSLIt., XLVI, 467 sgg.): sono aggiunte alla bibliografia delle rime di Francesco Beccuti, di cui pubblico anche un sonetto e un capitolo burlesco, prima inediti, e a lui attribuiti da codici. **169)** Nel Bollettino del Museo civico di Bassano, I, 2. **170)** In Le Marche, III (1903), pp. 87—114. Alla poesia urbinate si riferisce anche un artic. di P. PROVASI, Un sonetto ined. di Angelo Galli, in Le Marche, IV (1904), 61 sg. Il Galli è della stessa famiglia dell' Antonio di cui si occupa lo Zaccagnini; il suo son. è tratto da un cod. della Comunale di Vicenza.

GEREMIA su Girolamo Casio [171]), intorno al quale mediocrissimo autore, degno di ricordo solo per le sue relazioni con personaggi più illustri di lui, l'a. dice ben poco di nuovo per difetto di ricerche. Meglio ci ha intrattenuti intorno a Girolamo Verità, LAMBERTO CARLINI [172]), che ha stampate le poesie del suo autore, da lui rintracciate in buon numero, mandando loro innanzi uno studio biografico e critico; ed O. COPPOLER ORLANDO ci ha dette cose nuove e importanti intorno ad Un poeta bizzarro del Cinquecento [173]), che è il palermitano Mariano Bonincontro, addottorato in leggi a Ferrara nel 1547, autore di curiose poesie senza senso e di altre in dialetto siciliano, e del quale in appendice si stampano poesie varie in volgare e in vernacolo. Infine su di un rimatore sardo, Antonio Frasso, che fu anche in Ispagna e scrisse pure in castigliano, s'aggira un interessante studio di R. TRUFFI [174]).

Meno ricca è stata la letteratura sulle altre forme poetiche di questo secolo. Non buono è uno studio di MARIO MANGANI sulla Origine e svolgimento dell'egloga pescatoria italiana [175]); invece alla conoscenza della poesia pastorale e dialettale sono buon contributo i versi d'un messer Paolo da Castello di Belluno pubblicati da C. SALVIONI da un codice privato [176]), e fanno riscontro agli scritti del Cavassico illustrati da V. Cian. Erano già edite dal Toldo e dal Moiraghi le rime di G. B. Susio della Mirandola in lode di gentildonne pavesi, ora pubblicate come inedite da ALBANO SORBELLI [177]); è di qualche importanza invece per la poesia encomiastica, un articolo di G. CASTELLANI intorno al Dragoncino di Fano [178]). — Studi migliori si son dedicati ai nostri satirici. Ricordiamo subito quel che l'Hauvette ha detto dell'Alamanni satirico nel volume dedicato all'esule fiorentino (cfr. il n° 139). Antonio Vinciguerra ha avuto fortuna in modo particolare: gli ha dedicato una buona monografia ARNALDO DELLA TORRE [179]), pubblicando anche una delle sue satire inedite; un altro lavoro ha scritto su di lui ADELAIDE SOPETTO [180]), che venuta dopo il Della Torre, non ha potuto dir cose nuove, ma ha fatto lavoro non inutile pubblicando tutte le satire inedite del Vinciguerra; sul quale ha scritto un articolo assai superficiale G. NATALI [181]), considerandolo senza buoni argomenti come pessimista, e,

---

171) Sulla vita e sulle opere di Girolamo Casio, Palermo, tip. Montaina, 1902. Cfr. una recensione di R. R(enier) nel GSLIt., XLIII, 136 sgg. **172**) Girolamo Verità filosofo e poeta veronese del sec. XVI, Verona, tip. Franchini, 1905. Cfr. n°. 165. **173**) Nell'ASS., XXX, 1905, p. 1 sgg. **174**) Antonio Frasso poeta sardo del sec. XVI (nel Bollettino bibliografico sardo, III, 25—26). **175**) Nicastro, tip. Bevilacqua, 1902. Cfr. una recensione severa di G. ROSALBA nella RaCLIt., VIII, 32 sgg. **176**) Egloga pastorale e sonetti in dialetto bellunese rustico del sec. XVI, in AGIt., XVI, 69 sgg. **177**) Rime inedite di G. B. Susio della Mirandola (negli Atti e memorie della società storica e letteraria della Mirandola, fasc. 2°). **178**) Un opuscolo sconosciuto di G. B. Dragoncino da Fano, saggio bio-bibliografico, in La Bibliofilía, VII (1905), 177 sgg. Vedi al n° 192. **179**) Di Antonio Vinciguerra e delle sue satire, Rocca S. Casciano, Cappelli, 1902. Una recensione non tutta favorevole di V. CIAN (nella RBLIt., XI, p. 93 sgg.) ha provocato una risposta dal DELLA TORRE (Polemica, nella RaCLIt., VIII, fasc. 5—8). Cfr. anche la recensione di Em. B(ERTANA) nel GSLIt., XLII, 243 sgg. **180**) Le satire edite ed inedite di A. Vinciguerra, Ciriè, tip. Carella, 1904. **181**) Un antico pessimista recanatese (in Le Marche, III, 140 sgg.).

secondo un vecchio errore, concittadino del Leopardi, e una egregia rassegna P. L. RAMBALDI, facendo conoscere nuovi documenti[182]). Ogni studioso di L. Ariosto ricorrerà all'edizione definitiva che il CARDUCCI ha fatto del suo studio ben noto sulle poesie latine di lui e sull'ambiente ferrarese[183]), con aggiunte assai ragguardevoli. A GIOVANNI TAMBARA dobbiamo particolare gratitudine per l'edizione critica delle Satire ariostesche[184]), da lui condotta in modo quasi del tutto soddisfacente sull'autografo e sulle correzioni ad esso; e delle Satire si hanno, di questi anni, alcuni nuovi studi critici: uno, mediocrissimo in vero, di BIANCA DEL MONTE CASONI[185]), e un altro di E. BERTANA[186]), dotta e acuta illustrazione della quinta satira soltanto, interessante non solo l'Ariosto, ma anche molt'altri scrittori del 500, che toccarono la stessa questione agitata nella satira di messer Lodovico. Su La satira a Venezia nel Cinquecento è un articolo di P. MOLMENTI[187]), ed anche uno di A. PILOT[188]). N. BECCIA[189]) con insufficentissima preparazione ha ristampato sei ternari di poco valore, invettive violente e personali di un Fabio dalla Negra, cinquecentista di Troja nelle Puglie, che egli crede sia quel Jacopo Filippo Pellenegra, di cui non sa che si occupò Giovanni Zannoni; ma questi aveva già dimostrato (cfr. GSLit., XVI, 301 n. 2) che l'autore dei sei ternari è proprio un Fabio Negra o della Negra, conterraneo del più noto Pellenegra. Di Pasquino mi sono occupato io stesso[190]), aggiungendo qualche particolare sull'attività satirica di Pietro Aretino e considerando la loquacità satirica del torso maledico a tempo dei Farnesi; della storia antica di esso ha riassunto cose già conosciute E. DEL CERRO[191]). Tre sonetti satirici contro gli astrologi da strapazzo, che avevan profetato il diluvio pel 1524, ha pubblicati F. NOVATI[192]) traendoli dalla cronaca del cremonese Domenico Bordigallo. Ed ecco alcuni lavori sui burleschi e satirici toscani. Alla conoscenza dell'opera complessiva di F. Berni, oltre che di L. Domenichi, giova la monografia in cui MARIA BELSANI ha considerato questi cinquecentisti come rifacitori dell'Orlando

182) Di A. Vinciguerra e delle sue satire (nel NAVen., N. S., X, 1905, P. I, p. 129 sgg.). 183) G. CARDUCCI, Opere, Bologna, Zanichelli, vol. XV, 1905. Niun valore ha un articolo di A. POIZAT, La jeunesse de l'Arioste (nella RBl., 28 ottobre 1905). 184) Le Satire di L. A. con introd., fac-simili e note a cura di G. TAMBARA, Livorno, Giusti, 1903. Vedi qualche riserva fatta da E. BERTANA nel GSLIt., XLII, 418 sgg. 185) Studi sulle satire di L. A., Cesena, tip. Biasini-Tonti, 1904. Cfr. una recensione di V. ROSSI, nel GSLIt., XLVI, 401 sgg., notevole per alcune considerazioni sulla cronologia delle satire ariostesche. 186) L'Ariosto, il matrimonio e le donne (nella cit. MSCGraf.). 187) Nel FD., XXVII, 42. 188) Satira contro avvocati veneti nel primo Cinquecento, nel Bollettino del Museo civico di Bassano, III, 1. 189) Per un poeta pugliese del Cinquecento, nella RaP., XXI, 22 sgg. Cfr. anche una noterella, errata e senza valore, di CIRO ANGELILLIS, A proposito del poeta Fabio della Negra, nella RaP., XXI (1904), p. 109 sg. 190) Pasquiniana, nel GSLIt., XLIII, 193 sgg. 191) Roma che ride: settant' anni di satira (1801—70), Torino-Roma, Roux e Viarengo, 1904. Il primo capitolo ha il titolo Pasquino, le sue origini, la sua storia, i suoi collaboratori. 192) Il diluvio universale profetizzato per il 1524, in ASL., XXIX, fasc. 35° (1902), p. 191 sgg. Intorno a questa profezia mi permetto un richiamo bibliografico che derivo dall' opera del Vaganay citata al n° 124: Celebrino Eustachio da Udine scrisse una Dichiarazione perchè non è venuto il diluvio nel 1524, stampata a Venezia per Francesco

innamorato[193]), e ad accrescer quella del Grazzini contribuiscono i Due sonetti di lui editi da COSTANTINO ARLÍA[194]). Alla brigata dei capi ameni fiorentini si riferisce anche un altro notevole contributo (specialmente utile per la bibliografia finale) dello stesso ARLIA[195]), che ha ristampato da una rarissima stampa del primo 500 i Sonetti rusticani di Biagio del Capperone, dimostrando che sono esattamente attribuiti a quel singolare scrittore che fu Bernardo Giambullari. E di Alfonso De'Pazzi accademico e poeta s'è occupato GIORGIO PEDROTTI; ma il suo lavoro, per quanto contenga utili notizie sul fiero avversario del Lasca e del Varchi, rivela l'inesperienza e la fretta, ond'è da augurarsi che l'autore ritorni sul suo tema per completarne le ricerche e trattarlo in una monografia definitiva, tenendo conto degli appunti e delle critiche mossegli[196]). Versi satirici, oltre che del Grazzini già ricordato, del Varchi e di Gherardo Spini contro Jacopo Corbinelli, che aveva attaccato Lionardo Salviati, furono editi da ANTONIO LORENZONI[197]). Infine la sig^na^ ALBERTINA FURNO ha dedicato una buona monografia ad Angiolo Bronzino[198]): ne ha precisato in più particolari la biografia, escludendo la sua discendenza dagli Allori e stabilendone la data di nascita nel 1503; e ne ha studiato e valutato con intelligenza la suppellettile poetica, che gli fa un posto onorevole tra i nostri poeti satirico-burleschi del sec. XVI.

Accenno appena a quel che intorno all'opera maggiore del Folengo hanno scritto lo ZUMBINI[199]), E. PROTO[200]), GIOV. CONTINELLI[201]), perchè esce dal mio tema, nè mi fermo a considerare L'Agiomachia di lui, edita con introduzione e note da ANTONIO RAFANELLI[202]); così pure basta solo ricordare le notizie su due monasteri ove soggiornò il monaco bizzarro, raccolte da P. GUERRINI[203]) e da ROSOLINO BELLODI[204]). Sian per ultimo ricordate l'illustrazione data da P. PROVASI[205]) ad un episodio della Caccia di Erasmo da Valvasone nelle sue fonti romanzesche, Alcune ottave popolari del sec. XVI in dialetto calabrese pubblicate da T. CANNIZZARO[206]), la ristampa di due poemetti popola-

---

Bindoni e Maffeo Pasini compagni»: unito ad essa è un sonetto del «Dragonzino» di Fano. **193**) I rifacimenti dell'«Innamorato» negli SLIt., IV (1902), 311 sgg. e V (1903), 1 sgg. **194**) Firenze, tip. Galletti e Cocci, 1904. **195**) Città di Castello, Lapi, 1902 (in Ra., n° 4). Vedi alcune aggiunte bibliografiche sul Giambullari nel GSLIt., XLI, 171. **196**) Specialmente da GIUSEPPE SECCHI in una buona recensione nel GSLIt.. XLI, 394 sgg. Il volumetto del Pedrotti è stampato a Pescia, tip. Cipriani, 1902. **197**) Un coro di male lingue ecc. (in Frammenti inediti di vita fiorentina, Firenze 1905). Cfr. lo stesso LORENZONI nel GSLIt., XLIV, 169 sg. **198**) Pistoia, tip. Flori, 1902. **199**) Gli episodi dei montoni e della tempesta presso il Folengo e presso il Rabelais (nella citata Miscellanea nuziale Pércopo-Luciani). **200**) L'episodio dei montoni nel Folengo e nel Rabelais (nell'Album di scritti in onore di Luigi Pierro libraio napoletano, Napoli 1905). **201**) Il Baldus di M. Cocai. Studio critico. Città di Castello, Lapi, 1904. Prima lo stesso autore col medesimo titolo aveva pubblicato un breve saggio, Roma, tip. V. Amadori e C., 1903. **202**) Salerno, stab. tip. Migliaccio succ. G. Fruscione, 1902—03. **203**) Abbazie celebri: Maguzzano e Merlin Cocaio (nella Miscellanea di storia e cultura ecclesiastica, III, 523 sgg.). **204**) Il monastero di S. Benedetto in Polirone nella storia e nell'arte, Mantova, Segna, 1905. Cfr. GSLIt., XLVI, 481. **205**) La «Cerva delle fate» di Erasmo di Valvasone, in PF., XV, 6. **206**) Messina, tip. dei Tribunali, 1904.

reggianti fatta da H. VARNHAGEN[207]) e da J. ULRICH[208]); e si tenga anche conto del contrasto Figlia mia fate monica edito da A. PILOT[209]) dal marciano IX, 173, di alcuni Proverbi del Cinquecento trascritti dal Cicerejo (Francesco Cicereio di Lugano)[210]), pubblicati senza illustrazione, e delle notizie e dei giudizi dati da E. TEZA[211]) su di un traduttore dei Salmi (1536), Gio. Francesco da Pozzo.

IV. La prosa (1400—1540). — a) Storia, oratoria, epistolari. — Non meno della poesia fu in questi anni studiata la prosa volgare del Rinascimento. Degli storici del 400 avremo però detto quasi tutto, ricordando che A. BACCHI DELLA LEGA ha ristampato utilmente la cosiddetta Cronica di Buonaccorso Pitti[212]), ed enumerando alcuni studi intorno a Gino e Neri Capponi: sono informazioni biografiche nuove e considerazioni ópportune sulla loro opera, quelle che dobbiamo all'HAUVETTE[213]) e ad I. MASETTI BENCINI[214]); utili osservazioni e dimostrazioni Sul testo del «Tumulto dei Ciompi» di Gino Capponi, quelle di B. E. BELLONDI[215]). V. LABATE ci ha fatto conoscere dei Frammenti di cronaca messinese del sec. XV[216]), opera di Pietro Sollima, e D. GRAVINO[217]), continuando i suoi proficui e diligenti studi sui volgarizzamenti del 400, ha dimostrato che quello di Giuseppe Flavio non appartiene al secolo XIV, ma al successivo. Assai più numerosi sono stati i lavori sugli storici del Cinquecento, a cominciar dal Machiavelli. Buon libro di divulgazione, fatto con sobrietà di linee e compiuta informazione è il volumetto Machiavelli di V. TURRI[218]). CH. DEJOB[219]) col garbo che gli è proprio e con la conoscenza delle cose italiane che tutti gli riconoscono, ha fissato i caratteri del genio del Machiavelli. R. MONTUSSI[220]) ha istituito un confronto tra Il Principe del M. e la politica di Hobbes, e L. LA ROCCA[221]) tra il I libro delle Istorie fiorentine e le Decadi di Flavio Biondo. Alla illustrazione della famosa Relazione sui fatti di Sinigaglia contribuisce un nuovo documento sincrono fatto conoscere e debitamente illustrato da LUIGI MANCINI[222]), e a schiarimento d'un' espressione dell'Arte della guerra, una dissertazioncella di ISIDORO DEL LUNGO[223]). Per quel che concerne

---

207) La historia di Maria per Ravenna. Facsimile eines um 1500 in Florenz hergestellten Druckes im Besitze der kgl. Universitätsbibliothek in Erlangen hrsg. von H. Varnhagen, Erlangen, Mencke, 1903. 208) Drei romanische Fassungen der beiden Jakobsbrüder (in RF., XIX, 1906, p. 595 sgg.). 209) Nel Niccolò Tommaseo, II, 9—10. 210) Nel BSSIt., XXIV, 1902, p. 113 sg. 211) Giov. Francesco da Pozzo traduttore dei Salmi (1536), negli AIV., LXIII, p. 1221 sgg. 212) Bologna, Romagnoli—Dall' Acqua, 1905. 213) H. H(AUVETTE), Notes sur les chroniqueurs Gino et Neri Capponi, nel BIt., V (1905), p. 66 sgg. 214) Neri Capponi, note biografiche tratte da documenti (nella RBA., XVI, fasc. 6°—7° e sgg.). 215) In ASIt., S. V, vol. 34°, disp. 3. 216) Nella cit. MNTS. 217) Del volgarizzamento delle «Guerre Giudaiche» di Giuseppe Flavio (negli SLIt., IV, 109 sgg.). 218) Firenze, Barbèra, 1902 (nella collezione Pantheon). 219) Les limites du génie de Machiavel (nel Bulletin italien, II, 1902, fasc. 3°. 220) Nella Rivista filosofica, VIII, 1°. 221) Il primo libro delle «Istorie fiorentine» di N. Machiavelli e del parallelismo con le «Decadi» di Flavio Biondo, Palermo, tip. Nocera, 1904. 222) [RIDOLFI GIOVANNI], Un nuovo documento su la strage del Valentino in Sinigaglia edito ed illustrato da L. MANCINI, Sinigaglia, ditta tip. editr. Puccini e Massa, 1903. È una lettera del 3 gennaio 1503. 223) «Catti-

l'epistolario di messer Nicolò, non si potrà trascurare un articolo di L. AUVRAY[224]), il quale ha rintracciato nella Nazionale di Parigi una lettera autografa del M., del 26 giugno 1513 (a Giovanni di Francesco Vernacci a Costantinopoli), e l'ha ripubblicata, perchè prima, anche nell'edizione dell'Alvisi, ci era data incompleta. Alla vita del Machiavelli si riferiscono uno scritto di TORQUATO GUARDUCCI[225]) sulla villa dello storico a S. Casciano, ed un breve articolo di C. ARLIA[226]) sulla cortigiana Barbara Salutati e sulle sue relazioni con m. Nicolò, che le indirizzò dei versi. Alla storia della fortuna del M. contribuiscono per ragioni diverse F. GOLDSCHMIDT[227]), che ha parlato della condanna delle opere di lui all'indice, e L. JORDAN[228]). Non ho potuto aver sott'occhio i lavori di M. KEMMERICH[229]), di M. BROSCH[230]), di R. GRELL[231]) e di L. DYER[232]), che riguardano tutti il Machiavelli e che debbono esser tutti per qualche rispetto notevoli. Poco si è scritto in questi anni su F. Guicciardini, sinteticamente da CARLO SEGRÈ[233]), e da EMMA GRANDI[234]) intorno alla carica di Presidente delle Romagne ch'egli tenne. Più numerose ed esaurienti ricerche sono state fatte intorno ai minori storici della prima metà del 500, specialmente toscani: FORTUNATO PINTOR[235]) recensendo i due volumi intorno a J. Nardi di A. Pieralli ed A. Ferrajoli, ha trovato modo, com'egli sa, di correggere integrare e accrescere le ricerche dei due studiosi, pubblicando anche cinque lettere inedite dello storico fiorentino. Su Donato Giannotti, senza dar prova di conoscere tutto quel che se ne è scritto prima, ha tentato una monografia BEATRICE CALISSANO[236]) conducendo il suo lavoro con diligenza ma senza troppa novità davvero, così nel primo capitolo sui precursori, come li dice, del Giannotti (dall'Oculus pastoralis del 1222 fino al Savonarola), come nei due capitoli seguenti, nei quali tuttavia ritesse con cura di sull'epistolario Giannottiano e con altre testimonianze varie la biografia del suo autore; e piuttosto superficiale è l'esame delle opere e delle idee politiche del Giannotti, fatto negli altri capitoli. Di B. Varchi s'è occupato egregiamente GUIDO MANACORDA[237]), in una buona monografia, in cui con metodo

vità onorevole» nel Machiavelli (in BRPhMuss.), Halle, Niemeyer, 1905. 224) Note sur une lettre de Machiavel (nel BIt., III, 1903, p. 39 sgg.). 225) La villa di N. Machiavelli a San Casciano (nel suo vol. di Studi e ricordi con prefaz. di Ugo Pesci, San Casciano Val di Pesa, tip. Stianti, 1902. 226) Il Machiavelli e una cortigiana (in FD., XXV, 20°). 227) Mise à l'index des œuvres de Machiavel (nella RUBr.. X, 5—6). 228) N. Machiavelli und Katharina von Medici, in Historische Vierteljahrsschrift 1903, n° 3). 229) Die Charakteristik bei Machiavelli (tesi di laurea, Lipsia 1903). A proposito del qual lavoro si veda W. GOETZ, Zur Geschichte des literarischen Porträts (in HZ., LVI, 1904, pp. 61—72). 230) Machiavelli am Hofe und im Kriegslager Maximilians I., in MIÖG., XXIV, 1°. 231) Der Traum des Machiavelli, in Schweizerische theologische Zeitschrift, XIX, 2°. 232) Machiavelli and the moderne State, Boston, Ginn, 1904. 233) Il 1° scritto de' suoi Nuovi profili storici e letterari, Firenze, Le Monnier, 1902, è sul Guicciardini e trae occasione dall'opera di E. Zanoni (del 1896). 234) F. Guicciardini alla presidenza della Romagna, Faenza, stabil. tipolit. G. Montanari, 1903. 235) Nel GSLIt., XLI, 113 sgg. 236) Donato Giannotti e le sue idee politiche, Torino, tip. Salesiana, 1905. Ricordo anche un lavoro di H. TIETZE, Francisco de Hollanda's und Donato Giannotti's Dialoge über Michelangelo, in RKW., vol. XXVIII. 237) B. Varchi. L'uomo, il poeta, il critico (negli AScNS., vol. XVII,

sicuro, con ricerche ampie e coscienziose nelle biblioteche e negli archivi fiorentini ha narrato con forma colorita e con lodevole stringatezza la vita dell' uomo, ha esaminato e giudicato il carattere di lui, non migliore de' suoi contemporanei, ma non peggiore di molti di essi, e valutata l'opera sua di poeta e di critico, con particolar considerazione dell'Ercolano. Resta fuori dall'esame del Manacorda l'attività storica del Varchi, di che s'è occupato un altro giovane critico, MICHELE LUPO GENTILE. Il quale ci ha dato in questi anni parecchi seri ed utili Studi sulla storiografia fiorentina ai tempi di Cosimo I, che rientrano in buona parte nel mio periodo. In un volume[238]), ricco di ricerche originali, ha studiato, oltre il valore storico di G. B. Adriani, che appartiene alla seconda metà del 500, il pregio della Storia fiorentina del Varchi e le Istorie fiorentine di B. Segni. A quest' ultimo anzi ha dedicato la maggior parte del volume, rinarrandone più compiuta e con molti particolari nuovi la vita, studiando le fonti di che si serví (il Giovio, da' cui errori non seppe sempre guardarsi, Filippo Nerli ed altri non pochi autori, scritti anonimi e testimonianze varie), e giudicando, contro l' opinione corrente, in modo severo il suo valore di storico[239]). Lo stesso LUPO GENTILE[240]) ha pubblicato anche una lettera inedita (15 marzo 1532) dello stesso Segni, in cui si parla della famosa cortigiana fiorentina Alessandra de' Mozzi moglie di Lamberto Sacchetti; e ci ha fatto conoscere un ragguaglio (1525—1541) di cui si giovò il Varchi nella sua Storia[241]). Infine sul Davanzati C. ARLIA ha comunicato un importante documento[242]). Del Giannotti, del Cavalcanti, del Nardi e di altri autori ad essi posteriori si tratta anche negli Studi di letteratura politico-militare dall'Assedio di Firenze alla guerra dei trent' anni di GIUSEPPE CAVAZZUTI[243]), che ha tentato in essi un argomento buono e finora poco approfondito. Della storia veneziana del Bembo ha discorso in un diffuso lavoro, non sempre soddisfacente per difetto di metodo, C. LAGOMAGGIORE[244]): si è indugiato con inutile prolissità sulle circostanze esteriori relative alla composizione della storia e al volgarizzamento di essa; e meno profondamente ne ha esaminato il contenuto. Ne ha quindi giudicato il valore letterario (nella doppia redazione) e indagate, con utili resultati, le fonti, di cui principale il Sanudo, concludendo con un giudizio severo sul suo pregio storico. Documenti su Paolo Giovio (lettere di lui e a lui e altre

---

Pisa, Nistri, 1903. 238) Studi sulla storiografia fiorentina alla Corte di Cosimo I de' Medici (negli AScNS., vol. XIX, Pisa, Nistri, 1905. Una recensione di questo volume ha scritto con molta competenza F. C. PELLEGRINI, nella RBLIt., XIII, p. 300 sgg. Per l'Adriani ricordo appena, perchè esce dal mio cómpito, il vol. di GENNARO MONDAINI, La storia dei suoi tempi di G. B. Adriani, Torino-Roma, Paravia, 1905, che dello storico mediceo tratta più ampiamente. 239) Sulla paternità della Vita di Niccolò Capponi, nel GSLIt., XLIV, 126 sgg. Questa dimostrazione rientra poi nel vol. di Studi citati al n° 238. 240) Una lettera inedita di B. Segni, nel GSLLig., IV (1903), p. 161 sgg. 241) Intorno a un ragguaglio di Giovanni Forteguerri (nel BSPist., VII, 1905, p. 15 sgg. Il ragguaglio è pubblicato a p. 72 sgg. 242) Un documento riguardante B. Davanzati, nel FD., XXV, 4°. 243) Modena, tip. Soliani, 1905. 244) L'istoria viniziana di M. Pietro Bembo (nel NAVen., N. S., VII, 1904, p. 5 sgg., 334 sgg., VIII, 162 sgg., 317 sgg., e IX, 33 sgg., 308 sgg.). In appendice, alcuni documenti, tra cui lettere del Bembo. Cfr. una recensione di V. CIAN, nel GSLIt., XLIX, 408 sgg.,

notizie varie) dobbiamo a S. MONTI[245]); e altri ragguagli su Bernardino Cirillo (1500—1575) ha messo insieme O. D'ANGELO[246]), il quale però, mentr' ebbe sott' occhio l'ampio epistolario inedito dello storico abruzzese, non doveva accontentarsi di giovarsene in modo incompiuto, ma poteva trarne tutto quel che deve contenere intorno alla vita e alla cultura abruzzese di quel tempo.

Trattando dei più antichi biografi del Boccaccio (Filippo Villani, maestro Domenico Bandini aretino, Sicco Polentone, Giannozzo Manetti) e ripubblicandone criticamente le vite dell' autore del Decameron, A. F. MASSÈRA[247]) ha stampato anche la traduzione italiana che della biografia scritta dal Villani ci serbano più codici; e di non pochi autori nostri del 400 e del 500 ha ripubblicato autobiografie e biografie sincrone, ad uso delle scuole, il compianto ANGELO SOLERTI[248]), con opportune annotazioni. Il più celebre biografo di se stesso del 500, il Cellini, ha offerto argomento di studio a parecchi, ma non per lavori di grande svolgimento. L. RONCORONI[249]) ne ha considerata l' originalissima figura dal punto di vista psichiatrico, ed io non negherò che l'uomo offra elementi a simile indagine, che esce affatto dalla considerazione dell' artista genialissimo del cesello e della penna; del carattere di lui ha detto in un vivace articolo un grande scomparso, E. DE AMICIS[250]); e dello scrittore pieno d' originalità ha parlato in modo insulso P. DE BOUCHAUD[251]), il quale ne ha considerato anche il soggiorno in Francia[252]), come ha pur fatto l'ENGELMANN[253]). Dati positivi offrono gl'interessanti documenti che sul Cellini ha fatto conoscere F. PINTOR[254]); e suggerisce belle considerazioni quello (del 1545) pubblicato da L. DIMIER[255]), intorno al quale ha fatto migliori riflessioni O. BACCI[256]): ci rappresenta al vero la personalità di Benvenuto (proprio quella della sua Vita) in un fiero battibecco dell' artista bizzarro e d'una potentissima favorita francese, Madame d'Étampes, avanti allo stesso Francesco I: una pagina dell' autobiografia, ma non scritta dal Cellini.

Importanza storica hanno non poche lettere di varj personaggi pubblicate in questi anni. Cosí quelle numerose (settantuna) dirette ad Amerigo Vespucci, già in parte usate da G. Uzielli e da P. L. Rambaldi, edite per intero con altre notizie relative al Vespucci da due signore[257]); così

che mitiga il giudizio che il L. dà del Bembo storico. 245) Documenti Giovio inediti, nel Periodico della società storica comense, fasc. 61. 246) B. Cirillo ed il suo epistolario inedito, nel BSSPAA., XV (1903), 101 sgg. 247) Le più antiche biografie del Boccaccio, in ZRPh., XXVII (1903), 298 sgg. 248) Autobiografie e vite de' maggiori scrittori italiani fino al sec. XVIII, narrate da contemporanei, raccolte e annotate da A. SOLERTI, Milano, Albrighi Segati e C., 1903. Vi sono scritti di L. Bruni, Fil. Villani, Poliziano, L. B. Alberti, Lorenzo de' Medici, Valori Niccolò, Filippo Valori, L. Ariosto, Giuseppe Betussi, Fr. Guicciardini, G. B. Pigna. 249) B. Cellini nell'Archivio di psichiatria, XXVI, 3. 250) B. Cellini, in L. III, 4. 251) P. DE BOUCHAUD, B. Cellini écrivain, in RR., VI, 1—2. 252) B. Cellini en France, in Nouvelle revue, 15 maggio 1903. 253) Benvenuto Cellini in Fontainebleau, in Kunstchronik, XIV, 4. 254) Nuovi documenti celliniani, Firenze, tip. Landi, 1904, per nozze D'Ancona-Cardoso (prima comparvero nella Rivista d'arte, II, 6—9). 255) In RA., II (1902), pp. 85—95. 256) Per un documento inedito di B. Cellini in Francia (nella Miscellanea d'arte, I, 1902, p. 21 sgg.). 257) IDA MASETTI-BENCINI e MARY HOWARD SMITH, La vita di Amerigo Vespucci a Firenze, nella

due di Galeotto Manfredi[258]). E più importanti sono anche i dispacci di Nicola de' Roberti[259]), ambasciatore d'Ercole I d'Este presso Luigi XI di Francia, degli anni 1478—1480: lettere al Duca, a Paolo Antonio Trotti suo segretario, e una alla duchessa Eleonora d'Aragona, che danno ragguardevoli notizie d'indole politica, fra cui talune su Lorenzo il Magnifico. Ragguardevolissima è pure la corrispondenza diplomatica di Bernardo Dovizi, fatta conoscere da P. RICHARD[260]), dalla quale appare il valore politico del Bibbiena, a favore de' suoi Medici, e a cui possiamo aggiungere la lettera a Giulio de' Medici, tolta da G. GRIMALDI[261]) dal carteggio del Bibbiena che si conserva nell'Archivio di Firenze fra le carte strozziane. Aggiunganſi otto lettere dell' umanista Michelangelo Accursio[262]) edite da G. PANSA (del 1536, '40, '41), due di B. Ochino (del 1542) che dobbiamo a P. PICCOLOMINI[263]), e l'importante manipolo di lettere del card. Gaspare Contarini (dal 1535 al 1540), pubblicato e utilmente annotato da E. SOLMI[264]), a complemento del carteggio del celebre prelato col card. Gonzaga edito dal Friedensburg nel 1899. Altre lettere hanno valore più propriamente letterario. Così alcune di Francesco Berni a Vincenzo Bojano ristampate da L. SUTTINA[265]), che ne ha rintracciati gli autografi, e due dello stesso inedite (del 1528 e 1534), ritrovate da A. FERRAJOLI[266]) tra le carte di Blosio Palladio, del quale fa la gradita promessa di occuparsi. Più numerose sono quelle aggiuntesi al carteggio di Vittoria Colonna: tre ne ha pubblicato P. D. PASOLINI[267]), di cui due del 1525; e dieci, in due volte, ne ha ritrovate P. TACCHI VENTURI[268]) (sei degli anni 1536, '37, '38 dalle carte farnesiane dell'Archivio di Napoli, e quattro del 1542—43 scritte da S. Caterina di Viterbo). Quattro lettere di Giovanni Della Casa, edite da PIETRO LONARDO[269]), sono del 1544 e dirette ai consoli, ai canonici e al Capitolo di Benevento, per la nomina di Monsignore all'Arcivescovado di quella città. Cito ancora, benchè a rigore esca dai limiti a me assegnati, una lettera di Mino Celsi al Tolomei (del 1551)[270]) e sei altre di Francesco Patrizi[271]); e faccio un luogo speciale all'accurata scelta di lettere d'A.

RBA., XIII, 170 sgg. e XIV, 45 sgg. 258) Due lettere ined. di Galeotto Manfredi, signore di Faenza, Faenza, tip. tit. G. Montanari, 1901: non so da chi pubblicate. 259) G. PÉRINELLE, Dépêches de Nicolas de Roberti, ambassadeur d'Hercule I, duc de Ferrare, auprès du roi Louis XI, in MAH., XXIV, 139 sgg. e 425 sgg. 260) Une correspondance diplomatique de la curie romaine à la veille de Marignan, in RHLR., IX, 1—2. 261) Una lettera di B. Dovizi da Bibbiena a Giulio de' Medici (negli Scritti vari di filologia dedicati a Ernesto Monaci ecc., Roma, Forzani, 1901). 262) Otto lettere ined. del celebre umanista Mariangelo Accursio relative all' ambasciata a Carlo V in Germania (in BSSPAA., XV, 1903, p. 3 sgg.). 263) Due lettere ined. di B. Ochino, in ASRSP., XXVIII (1905), p. 201 sgg. 264) Lettere ined. del Card. G. Contarini nel carteggio del card. Ercole Gonzaga, in NAVen., N. S., VII, P. II, p. 245. 265) Per l'epistolario di F. Berni, nelle Memorie storiche cividalesi, I, 2°. 266) Due lettere ined. di F. Berni, nel GSLIt., XLV, p. 67 sgg. 267) Tre lettere ined. di V. Colonna (per nozze Rasponi-Corsini, luglio 1901). 268) V. Colonna fautrice della riforma cattolica secondo alcune sue lettere inedite, in SDSD., XXI, 149 sgg., e Nuove lettere ined. di V. Colonna, in SDSD., XXII, p. 307 sgg. 269) Quattro lettere ined. di G. Della Casa, in RBLIt., XI (1903), p. 154 sgg. 270) Una lettera ined. di Mino Celsi senese al vescovo Claudio Tolomei, pubblicata da GUSTAVO BORALEVI, Livorno, Giusti, 1904. 271) ST. PETRIS, Sei

F. Doni messa insieme con molta diligenza da G. PETRAGLIONE[272]). Altre lettere infine riguardano più specialmente il costume, ma non sarà male parlarne a questo punto. Lettere d'argomento amoroso del sec. XV han visto la luce a cura di RINALDO SPERATI[273]), che le ha tolte dal ms. barberiniano XLV, 27, e ne ha pure pubblicato[274]), d'ugual soggetto, tre di quel Cesare Nappi notaio bolognese del 400 studiato, come vedemmo, da L. Frati (cfr. n⁰ 62). Alle lettere erotiche della nostra letteratura ha volto l'attenzione anche V. CIAN[275]) dai primi esempi giungendo fino a L. B. Alberti e al Bembo. ANGELO DE GUBERNATIS[276]) ha discorso di non poche Lettere amorose di donne a Giovanni delle Bande nere, in un articolo in cui non mancano errori, pubblicando documenti importanti, ma non tutti inediti com' egli li reputa; tra essi vi sono anche lettere della infelice Maria Salviati moglie del capitano, con le quali possiamo citarne altre più liete di due spose della stessa età, Lucrezia Cibo-Sfondrati e Francesca Guidotti Strozzi, edite rispettivamente da L. STAFFETTI[277]) e da CARLO CARNESECCHI[278]).

Intorno all'eloquenza non ho da ricordare lavori di valore cospicuo. A Girolamo Savonarola non è stato risparmiato da G. PORTIGLIOTTI[279]) uno studio psichiatrico, fondato su basi ben poco solide; e contro di esso ha fatto un' efficace carica a fondo il compianto A. GHERARDI[280]). Di scarsissimo valore sono due articoletti dedicati al grande frate da G. BIAGI[281]), nel primo dei quali, col titolo L' ideologia del Savonarola, si sfiora appena il tema delle dottrine filosofiche di lui, aristotelico dopo tanto platonismo mediceo e ficiniano. RAFFAELE MARIANO[282]) ha confermato al Savonarola (non so se in modo certo) il valore di precursore e preparatore della riforma di Lutero. Non ho potuto leggere un lavoro di JOSEPH SCHNITZER[283]) sulle Quellen und Forschungen zur Ge-

---

lettere ined. di Franc. Patrizio, progr. Ginnasiale, Capodistria. Non ne so altro. 272) A. F. DONI, Lettere scelte per cura di G. PETRAGLIONE, Livorno, Giusti, 1902 (nella RRSL., vol. VII). 273) Lettere amorose inedite del sec. XV tratte dal cod. barberiniano XLV, 27, a cura di RINALDO SPERATI, Bologna, stab. tip. Zamorani e Albertazzi, 1902. 274) R. SPERATI, Lettere amatorie di Cesare Nappi notaio bolognese del XV secolo, Bologna, Zanichelli, 1903 (per nozze Luzzatto-Sanguinetti). 275) Lettere d'amore e segretari galanti del tempo antico, Pisa, Nistri, 1905, per nozze Magno-Romanello. 276) Nella RIt., V, 8⁰ (agosto 1902, p. 177 sgg.). Alcune delle lettere ricordate e pubblicate dal D. Gu. ricompaiono tra i Nuovi documenti intorno a Giovanni de' Medici detto delle Bande Nere, pubblicati da P. GAUTHIEZ (in ASIt., S. V, XXX, 1902, p. 71 sgg. e 326 sgg., e XXXI, 1903, p. 97 sgg.). 277) Una sposa principesca del Cinquecento: lettere a suo padre, Massa, tip. di E. Medici, 1902. 278) Lettere d'una sposa novella del sec. XVI, Firenze, stab. tip. Pellas succ. Cocchi e Chiti, 1903. 279) Un grande monomane: fra G. Savonarola nell'Archivio di psichiatria, XXIII (1902), 2⁰—3⁰. 280) Di una novissima dottrina intorno al Savonarola, in RN., vol. 128⁰ (1902), p. 70 sgg. 281) Nella Miscellanea di storia e cultura ecclesiastica, III (1904), p. 21 sgg. Il secondo articolo, insignificante, col titolo Il «giudizio di Dio» e Girolamo Savonarola, nella stessa Miscellanea, IV (1905), p. 114 sgg. 282) Per la reintegrazione storica del Savonarola, nella NAnt., 1⁰ giugno 1903, p. 478 sgg. 283) München, Leutner, 1904. Ricordo anche un articolo di C. DALL'ANCUDINE, Una medaglia di frate G. Savonarola, nella Rivista del collegio araldico, III, 1⁰. Cito anche qui in nota un articolo di G. BALLARDINI, (Dai frammenti di un codice ascetico quattrocentesco,

schichte Savonarolas. Al sec. XV appartengono le Orazioni nuziali pubblicate da ARRIGO SOLMI[284]), nuove testimonianze, d'un genere d'eloquenza connesso col costume del Rinascimento. Quella ribalda e strana figura di Lorenzino de' Medici ha avuto un nuovo libro per opera di PIERRE GAUTHIEZ[285]); il quale s'è posto con amore al suo soggetto, ricercando ampiamente negli archivi fiorentini documenti e notizie, e componendo sull' assassino del duca Alessandro un volume, che pur presentando i difetti proprj dell' autore, non è il peggiore tra quelli da lui dedicati alla nostra storia letteraria e politica[286]). All' Apologia, in cui Lorenzino prese la maschera di Bruto per sua discolpa, si riferisce un breve scritto di A. SERENA[287]), non privo di acconce considerazioni.

b) Prosa narrativa e didascalica. I poligrafi. — Intorno alla prosa narrativa di questi secoli si è avuta un' opera complessiva, Il romanzo di ADOLFO ALBERTAZZI[288]), che è certamente fatta meglio per gli ultimi secoli che per i primi, e quindi anche per il tempo che c' interessa: per il 400 e il 500 è lavoro incompleto, ma gli studiosi dovranno prenderne conoscenza, perchè è studio tutt' altro che inutile, dovuto ad uno scrittore d' ingegno e di gusto indiscutibili. Nuovi studj e fatiche si son rivolti allo strano e curioso racconto di Francesco Colonna. Tutti sanno che la prima edizione aldina dell' Hypnerotomachia Poliphili (1499) è una delle stampe più preziose e artisticamente perfette del nostro Rinascimento, per le silografie bellissime: di essa abbiamo ora una splendida riproduzione[289]); e appunto alle illustrazioni del Polifilo e al suo autore ignoto ha volto lo studio JOS. POPPELREUTER[290]). Di alcune congetture sulla composizione dell' opera di frate Colonna ha discusso RICCARDO ZAGARIA[291]). Alla nostra novellistica comparata ha recato dotti contributi un esperto conoscitore della materia, PIETRO TOLDO[292]), trattando di alcuni dei più curiosi motivi e racconti dell' antica letteratura narrativa. Nè si trascuri, perchè giova ad illustrar un racconto del Sercambi, un altro articolo dello stesso Toldo[293]), in cui si ricercano in Oriente le origini della novella dei tre libertini burlati dalla moglie fedele. E qui ricordo anche uno studio garbato di E. BOUVY[294]) (Sur une version italienne de la fable: Le meunier, son fils et l'âne), in cui si esaminano parecchie versioni di questo apologo, partendo da quella che è

---

in La Romagna, II, 3°), che pubblica alcune narrazioni religiose d' un codice ascetico frammentario, senza curarsi d' identificarlo. 284) Orazioni nuziali del 400, Modena, tip. Paolo Toschi e C., 1905. 285) L'Italie du XVIe siècle. Lorenzaccio (Lorenzino de' Medici), 1514—1548, par P. G., Paris, Fontemoing, 1904. Si ricordi in proposito l'altra pubblicazione del Gauthiez citata al n° 276. 286) Sul volume intorno a Lorenzino si confronti una dotta, ma forse troppo favorevole recensione di F. C. PELLEGRINI in ASIt., Serie V, XXXVI, fasc. 4°. 287) Rileggendo l'«Apologia» di L. De' Medici (ne' suoi Appunti letterari, Roma, Forzani e C., 1903). 288) Milano, Francesco Vallardi, 1904 (nella collezione Storia dei generi letterari italiani). Lo stesso ALBERTAZZI ha discorso di Un romanzo per Lucrezia Borgia (in La L. II, 9°), trattando ancora del Peregrino del Caviceo. 289) Londra, Methuen e C., 1905. Cfr. GSLIt., XLVI, 279 sg. 290) Der anonyme Meister des «Poliphilo». Eine Studie zur italien. Buchillustration, Strassburg, Heitz, 1904. 291) A proposito del «Principiato stylo» della «Hypner. Poliph.», e di due congetture recenti, nel GSLIt., XLI, 454 sgg. 292) Aus alten Novellen und Legenden, in più fascicoli del 1905 e in uno del 1906 della ZVV. 293) Pel fableau di Constant du Hamel (nella Ro., n° 128). 294) Nel

in una predica di S. Bernardino da Siena. Delle novelle di Masuccio Salernitano, più di una cattiva traduzione di PAUL SAKOLOWSKI[295]), ricorderò quel che ne han discorso DOMEN. ACHILLE CAPASSO[296]), trattando della rappresentazione dei frati nel novelliere quattrocentesco, e A. L. STIEFEL[297]), il quale ha illustrato, com' egli può e sa, il motivo comico e novellistico, trattato da Masuccio e da Matteo Bandello, della donna astuta che scampa sè e il drudo con una sostituzione di persona. Intorno al Bandello si aggirano altri lavori: un opuscolo affrettato e incompleto di U. FRESCO[298]), una illustrazione storica di G. PARDI[299]) intorno a quel Simone Turchi, de' cui amori fiamminghi con Maria van de Werve tratta il Bandello in una sua novella; e, più ragguardevole, una buona memoria di HEINRICH MAYER, il quale sul novellatore lombardo aveva preparata dapprima una monografia complessiva, ed essendo stato preceduto da D. Morellini, si è limitato a trattar di Matteo Bandello nach seinen Widmungen[300]), traendo dalle 214 dediche delle novelle bandelliane e distribuendo in quattro capitoli tutte le informazioni che ha potuto trovare sul carattere, sulla cultura, sulle idee e opinioni del suo autore, per presentarcene la figura morale. Dei nostri novellatori del 400 e del 500 AD. VAN BEVER e ED. SANSOT-ORLAND[301]) hanno intrapresa (non so bene con quali intendimenti) la traduzione di novelle scelte: la traduzione non ha valore speciale, e interesse assai scarso è nelle notizie premesse dai traduttori intorno ai singoli autori: faccio eccezione per quelle che riguardano il Bandello, di cui essi ci han dato qualche non trascurabile ragguaglio (vol. I, p. 205 sgg.). Accenno appena a un lavoro di MARIO ROSSI[302]) sull' Asino d'oro del Firenzuola (notevole per indagini confronti e resultati), perchè trascende i miei limiti; e ricordo la ristampa, senza sostanziali modificazioni, che G. BROGNOLIGO[303]) ha fatto della sua pregevole memoria su Luigi da Porto, l'autore della novella di Giulietta e Romeo. A proposito della quale si deve tener conto d' uno studio comparativo, sulle principali elaborazioni narrative e drammatiche toccate a questo racconto, di J. GRUBER[304]), e del volumetto in cui C. CHIARINI[305]) ha riunite le novelle italiane e la tragedia shakespeariana che

BIt., II (1902), p. 97 sgg. 295) Masuccio von Salerno, Novellen zum erstenmal übertragen von PAUL SAKOLOWSKI, Altenburg, Unger, 1905. 296) I frati in Masuccio Salernitano (in BSIt., X, 11°) e I frati in Masuccio Salernitano, Parte II, Cassino, L. Ciolfi tip. edit., 1903. 297) Eine französische Novelle des XV Jahrhunderts und ein indisches Märchen (in ASNS., CXI, 1°—2°). 298) M. Bandello e le sue novelle, Camerino, Savini, 1903. 299) Un mercante lucchese ad Anversa nel Cinquecento, nella RassL. del 1905. 300) In ASNS., voll. CVIII—CIX. Il Bandello è una delle fonti di cui parla W. EBERT nel suo studio su Beaumonts und Flechters «Triumph of Love» und «Triumph of Death» und ihre Quellen. (Tesi di laurea, Halle, Wittemberg), per cui cfr. GSLIt., XLV, 188. 301) Oeuvres galantes des conteurs italiens (XIVe, XVe, XVIe siècles). Traduction littérale, accompagnée de notices biographiques et historiques et d'une bibliographie critique, Paris, Société du Mercure de France, 1903—04: la 1^a serie è di 24 novelle, la 2^a di 27. 302) L'«Asino d'oro» di Agnolo Firenzuola, Città di Castello, S. Lapi, 1900—01. 303) La vita e le opere di Luigi da Porto (ne' suoi Studi di storia letteraria, Roma-Milano, Albrighi, Segati e C., 1904). 304) Das Verhältnis von Weisses «Romeo und Julie» zu Shakespeare und den Novellen (negli StVglL., V, 395 sgg.). 305) Romeo e Giulietta: la storia degli amanti veronesi nelle novelle italiane

da esse è fiorita, in una sua nuova traduzione. Ad una novella di Giovanni Guidiccioni ha rivolto l'attenzione Romualdo Sassi[306]); alle relazioni corse tra la novella e il teatro si riferiscono anche un articolo di U. Fresco[307]) ed uno di I. Panella[308]). Quest' ultimo ha seguito la fortuna della 27ª novella di G. B. Giraldi, quella del Moro di Venezia; e col Giraldi chiudo questa parte della mia rassegna ricordando ancora lo studio che ai suoi Hecatonmithi ha dedicato Giovanni Bertino[309]): non è un lavoro definitivo, perchè tra l'altro manca dell'esame delle fonti, che solo può determinare il valore del Giraldi novelliere, il quale cominciò le sue novelle nel 1530 e le riprese nel 1565. Il Bertino insiste sull'intento morale degli Hecat. ed esamina esteticamente alcune poche novelle del suo autore, attribuendo loro un valore artistico superiore a quello che in realtà posseggono.

Dei didascalici del Quattrocento questa volta debbo ricordar solo i due maggiori: L. B. Alberti e Leonardo da Vinci, da qualche anno appena elevato agli onori letterarj dei quali è degnissimo. Di L. B. Alberti nel febbraio 1904 ricorreva, contestato da chi ne pone più tardi la nascita, il quinto centenario; ma intorno a lui non si ebbero scritti molto notevoli. Ricordo due «Numeri unici» pubblicati l'uno a Rimini[310]), con scritti di Ettore Bernich e Girolamo Mancini, e l'altro a Bologna[311]); il Mancini, noto studioso della vita e delle opere di Leon Battista, sostenne[312]) la data 18 febbraio 1404 per la nascita di lui, e Corrado Ricci ne commemorò degnamente il centenario a Rimini[313]); W. Bode[314]) ha discorso di alcune medaglie del Rinascimento che ce lo rappresentano, ed E. Bernich[315]) della parte che nella costruzione del celebre arco trionfale d'Alfonso d'Aragona a Napoli ebbe l'Alberti, al quale sostiene (mi pare senza troppa sicurezza) che si deve il primitivo disegno dell'architettura insigne. Infine alle Intercenali di Leon Battista già conosciute se n'è aggiunta un'altra (19ª nel novero), rinvenuta in un codice fiorentino, per merito e cura di Girol. Mancini[316]). — Intorno a Leonardo da Vinci e alla sua meravigliosa proteiforme attività scientifica e artistica, si possiede ormai un'intera letteratura mondiale, che si viene di anno in anno arricchendo largamente, e a cui partecipano con scritti numerosi e fondamentali egregi studiosi italiani. Per la compiuta bibliografia leonardesca rimando senz'altro alla Raccolta vinciana[317]), organo della sezione

---

e nella tragedia di Shakespeare novamente trad. da C. Chiarini, Firenze, Sansoni, 1906. 306) Per una novella del Cinquecento, Fabriano, tip. economica, 1903. 307) Una tradizione novellistica nelle commedie del sec. XVI, Camerino, tip. Savini, 1903. 308) G. B. Cintio Giraldi ferrarese e la fortuna di una novella de' suoi «Hecatonmiti» (in La Romagna, I, 3º). 309) Gli Hecatonmithi di G. B. Giraldi Cinthio. Saggio critico-estetico, Sassari, tip. e libr. G. Gallizzi e Co., 1903. Cfr. il GSLIt., XLIV, 471. 310) Numero unico, Rimini 1904. 311) Per Leon Battista Alberti: scritti pel suo 5º centenario natalizio, Bologna, tip. Zamorani e Albertazzi, 1904. 312) Il cinquecentesimo anniversario della nascita di L. B. Alberti (nel giornale La Nazione di Firenze, 4—5 gennaio 1904). 313) L. B. Alberti: discorso tenuto nel V centenario della sua nascita, Bologna, Zanichelli, 1905. 314) Zur neuesten Forschung auf dem Gebiete der italienischen Medaillenkunde (in Zeitschrift für bildende Kunst, Novembre 1903). 315) L. B. Alberti e l'arco trionfale di Alfonso d'Aragona in Napoli (in NN., XII, 1903, p. 114 sgg. e 131 sgg.). 316) Una intercenale inedita di L. B. Alberti, nel GSLIt., XLI, 318 sgg. 317) Mi-



vinciana dell' Archivio storico di Milano, iniziata nel 1905, e ricordo qui la parte più notevole della letteratura su Leonardo di questi anni. Il volume pubblicato da MARIA HERZFELD [318]) col titolo L. da V., der Denker, Forscher und Poet è una raccolta, offerta al pubblico tedesco, di pensieri e frammenti del Grande, condotta su quella meritamente apprezzata e diffusa del nostro E. Solmi, e preceduta da notizie sulla vita di Leonardo. Di Un' opera russa su L. da V., che è quella pregevole del Volinski (grosso volume in folio di più che 700 pagine con riproduzioni) pubblicata a Pietroburgo nel 1900, ha offerto un ampio ragguaglio W. VON SEIDLITZ [319]). Uno studioso italiano, MARIO BARATTA, ha composto due volumi d'argomento leonardesco: nel primo, L. da V. e i problemi della terra [320]), tratta della geografia fisica nella concezione vinciana, e considera perciò Leonardo geologo e le sue speculazioni «intorno ai problemi scientifici della terra»; nel secondo, intitolato Curiosità vinciane [321]), meno importante, considera le indagini di Leonardo sui palombari e sugli apparecchi di salvataggio marittimo, indaga la ragione del suo scrivere a rovescio, ritrovandola nel mancinismo, e studia i rebus dei quali egli fu acuto e facile inventore, con interessanti ricerche sulla fortuna di queste invenzioni enimmatiche in Italia e in Francia nel 500. Della scrittura di Leonardo s'è occupato anche G. ANTONINI [322]). Tutti gli studiosi del da Vinci, e chiunque vuol aver conoscenza della sua poderosa genialità, leggeranno lo studio fondamentale, acuto, ricchissimo di accertamenti ed osservazioni, di ARTURO FARINELLI sul Sentimento e concetto della natura in L. da V. [323]). Al SOLMI, così benemerito degli studj vinciani fra gli studiosi italiani, dobbiamo una serie pregevolissima di Nuovi studj sulla filosofia naturale di L. da V. [324]); e ad un erudito francese, P. DUHEM, alcune ben nutrite memorie sulle fonti scientifiche di Leonardo e sul suo influsso: una tratta di quel che il Da Vinci derivò da Albert de Saxe [325]), un'altra [326]) dell'efficacia che gli studi vinciani poterono esercitare su autori nati dopo di lui, una terza [327]) delle derivazioni di B. Baldi dalla meccanica di Leonardo. Il BARATTA ha pure considerati gli studi di Leonardo sulla navigabilità dell'Arno [328]), e LUCA BELTRAMI [329]) quelli per render navigabile l'Adda, e la parte avuta da Leonardo nella sala delle Asse al Castello di Milano [330]). Lo stesso Beltrami ci ha informato di Una corsa attraverso il codice atlantico [331]) e L. DOREZ di Un manuscrit précieux pour l'histoire des œuvres de Léonard de V. [332]), un recente acquisto della Nazionale

---

lano, 1905. 318) Leipzig, Diederichs, 1904. 319) Nell' ASL., XXXI, p. 143 sgg. 320) Torino, Bocca, 1903 (è il I vol. di una Biblioteca Vinciana edita dalla casa Fratelli Bocca). 321) Torino, Fratelli Bocca, 1905. 322) Perchè Leonardo da Vinci scriveva «a specchio», nella Gazzetta medica italiana, 1903. 323) Nella cit. MSCGraf. 324) Modena, Vincenzi, 1905. 325) Albert de Saxe et Léonard de Vinci (nel BIt., V, p. 1 sgg. 326) Léonard de Vinci et Villalpand (nel BIt., V, p. 237 sgg.). 327) Léonard de Vinci et Bernardin Baldi (nel BIt., V, fasc. 4°). 328) L. da V. negli studi per la navigazione dell'Arno (nel BSGIt., S. IV, VI, fasc. 10—11). 329) L. da V. negli studi per rendere navigabile l'Adda (nei RIL., S. II, vol. XXXV, 1902, fasc. 2—4). 330) L. da V. e la sala delle «Asse» nel Castello di Milano, Milano, tip. U. Allegretti, 1902. 331) In L., IV, 6°. 332) Nella Gazette des beaux-arts (n° 543), XXVIII (1902), p. 177 sgg.

di Parigi. All'artista ebbe particolare considerazione H. KLAIBER[333]) in un suo studio notevole; LUCA BELTRAMI[334]) è tornato a studiar il ritratto ambrosiano di Beatrice d'Este attribuito a Leonardo, senza però riuscire ad una dimostrazione certa della legittimità di quella attribuzione; e CORRADO RICCI[335]) è tornato con ottimi argomenti a negare che la Medusa della Galleria degli Uffizi sia opera di Leonardo. A. FALCHI[336]) ha considerato Leonardo musicista, ma non certo con molta avvedutezza critica per alcune fonti a cui attinge, il Vasari e il Lomazzo. Alla vita e ai vari soggiorni di Leonardo si riferiscono parecchi altri lavori che enumero sommariamente: E. SOLMI con un documento estense ha fissato la data (13 gennaio 1490) della festa milanese del Paradiso, a cui contribuí tanto Leonardo[337]); di un dubbio soggiorno del da Vinci a Saluzzo ci ha discorso il compianto D. CHIATTONE[338]); un altro scomparso, l'ottimo GIUSEPPE MAZZATINTI, pubblicò un buon discorso da lui letto a Cesenatico il 7 agosto 1902, nell'inaugurazione d'un ricordo della visita fatta da Leonardo a quel luogo il 6 agosto 1502, trattenendosi particolarmente sulle relazioni del grande artista col Duca Valentino[339]); infine il viaggio e la dimora di Leonardo in Francia sono stati illustrati con nuovi documenti da G. B. DE TONI[340]) e da E. SOLMI[341]).

Fra i trattatisti del 500, in questi anni ha avuto speciale fortuna quella simpatica figura di patrizio veneziano del buon tempo antico, che fu Alvise Cornar (1475—1566). Ai suoi discorsi Della Vita sobria, nei quali il carattere e la vita dell'autore si riflettono così apertamente, rivolse l'attenzione un americano, W. BUTLER[342]), e li tradusse; e in seguito essi furono ristampati anche da noi con prefazione di P. MOLMENTI[343]). Intorno a B. Castiglione ricorderò le notizie che sulla sua ambasceria a S. Marino nel 1509 per Elisabetta Gonzaga, e su altri personaggi che han parte nel Cortegiano, ha raccolte la signorina AMY A. BERNARDY[344]). Articolo comparativo di ben scarso valore è quello di

333) Leonardo da Vincis Stellung in der Geschichte der Physiognomik und Mimik (nel RKW., vol. XXVIII). 334) Il ritratto di Beatrice d'Este di L. da V. nella bibl. Ambrosiana di Milano, Milano, tip. Allegretti, 1905, per nozze Barzini-Mantica Passavento. 335) Le Meduse di Leonardo e la Medusa degli Uffizi, nel Marzocco, X, 51. 336) Leonardo Musicista (nella RIt., Gennaio 1902). 337) La festa del Paradiso di Leonardo da Vinci e Bernardo Bellincioni (in ASL., XXXI, 1°). 338) L. da V. a Saluzzo? (nel periodico Il Piemonte, I, 7°). 339) Per Leonardo da Vinci, nella RBAIt., V (1902), 117 sgg. Per la stessa circostanza trovo anche citato uno scritto di LUCA BELTRAMI, su Leonardo da Vinci e il Porto di Cesenatico, Milano, tip. U. Allegretti, 1902. 340) G. B. DE TONI — E. SOLMI, Intorno all'andata di L. da V. in Francia (nei Rendiconti dell'Istituto Veneto, 1905). 341) Documenti inediti sulla dimora di L. da V. in Francia nel 1517 e 1518 (in ASL., XXXI, fasc. 4°). Trovo citato un vol. di LE BOURDELLÈS RAYMOND su Léonard de Vinci, Manzoni, le Trissin, Camoëns, Paris, Fedone, 1904; e ricordo anche un artic. di E. BOUVY, L. de V. et la caricature française en 1830 (nel BIt., IV, 2°). 342) WILLIAM BUTLER, The art of living long, Milwaukee, W. F. Butler, 1903. Cfr. un articolo di VITTORIO ROSSI, L'arte di vivere a lungo, nel FD., XXVI, 10°. 343) L'arte di vivere a lungo. Discorsi su «La vita sobria» di LUIGI CORNARO e di LEONARDO LESSIO con prefazione di P. MOLMENTI, Milano, Treves, 1905. Il Lessio, un gesuita del tempo della Reazione (1554—1623) non vale certo il Cornaro. Cfr. anche P. MOLMENTI, «La vita sobria» di Alvise Cornàro (nella NAnt., 16 settembre 1904). 344) Fram-

L. Leger[345]) su Le «Cortegiano» de B. C. et le courtisan polonais de Lucas Górnicki. E qui citerò anche la traduzione inglese che del Cortegiano ci ha data Leonard Eckstein Opdycke[346]), e che un critico, competente su tutti in materia, ha lodato per esattezza e garbo, per compiuta conoscenza della bibliografia delle edizioni della celebre opera, e per la ricca e perfetta illustrazione che le deriva da più di settanta riproduzioni di ritratti non tutti facile a vedersi negli originali, e da 15 facsimili di autografi. Di Giovanni Della Casa ci ha detto qualcosa di nuovo O. Battistella[347]). Ai trattati amorosi, ai loro autori e alle dottrine da essi svolte si riferisce la Scienza d'amore, un volumetto in cui Michele Rosi[348]) è tornato sopra un argomento a cui nel 1889 aveva già rivolta l'attenzione (Saggio sui trattati d'amore del Cinquecento, Recanati 1889), ma senza esaurire nemmen questa volta il bel tema, di cui tocca con garbo alcune parti soltanto; e con il lavoro del Rosi va ricordato quello dedicato da Giuseppe Zonta[349]) a Filippo Nuvolone, mantovano e cortigiano degli Estensi, di cui studia la vita, i versi e il Polisofo e ch'io ricordo qui, bench' egli appartenga al 400, per l'opera che diede alla trattatistica amorosa. Un' altra monografia, di P. Tuozzi[350]), studia la vita e l' opera di Agostino Nifo. Di Giuseppe Betussi ha trattato Laura Torretta nel suo pregevole studio Il «liber de claris mulieribus» di G. Boccaccio[351]), occupandosi delle traduzione che l' opera boccaccesca ebbe, in Italia e fuori, e quindi di quella del Betussi, e inoltre dei plagi, delle imitazioni e delle continuazioni che nel 400 e nel 500 se ne fecero da più autori, tra cui ricordo Sabadino degli Arienti, Vespasiano da Bisticci, Francesco Serdonati e il Betussi medesimo. Accenno soltanto a due scritti di D. Guerrini[352]), su trattati del 500 e del 600 d'armi e di guerra, e di G. Bonelli[353]) sul bresciano Bartolomeo Stella, intrinseco del card. Reginaldo Polo; e richiamo l' attenzione su d' un contributo dato allo storia della prosa cinquecentesca da Luigi Natoli[354]), che s'è occupato di quattro letterati siciliani di varia importanza, Paolo Caggio, Antonio Veneziano, Argisto Giuffredi e Bartolo Sirillo. — Sulla prosa critica di questa età abbiamo avuto più

---

menti sammarinesi e feltreschi, nell'ASIt., S. V, vol. XXXII (1903), p. 167 sgg. Non so che cosa siano, nè se riguardino l'autore del Cortegiano, le Briciole castiglionesche (Viterbo, tip. soc. Agnesotti e C., 1904) di Emilia Egidi. 345) Nel JS., N. S., II, 3°. 346) The Book of the courtier by count Baldesar Castiglione (1528). Translated from the italian and annotated by Leonard Eckstein Opdycke. With 71 portraits and 15 autographs reproduced by Edward Bierstadt, London, Duckworth and Co., 1902. Ne trovo indicata un' edizione di New York 1901. Cfr. la recensione di V. Cian, nel GSLIt., XLI, 440 sgg. 347) Di Gio. della Casa e di altri letterati all' abbazia dei conti di Collalto in Nervesa intorno alla metà del sec. XVI, Treviso, tip. Turazza, 1904. 348) Scienza d'amore. Idealismo e vita pratica nei trattati amorosi del Cinquecento, Milano, tip. editr. L. F. Cogliati, 1904. 349) Filippo Nuvolone e un suo dialogo d'amore, Modena, tip. L. Rossi e C., 1905. Di lui hanno discorso anche G. Bertoni ed il Gardner nelle loro opere ricordate ai nn[i] 428 e 504. Il secondo ne stampa in appendice una canzone e parecchi sonetti. 350) A. Nifo e le sue opere (in AMAP., N. S., vol. XX). 351) Nel GSLIt., XXXIX, 252 sgg., XL, p. 35 sgg. 352) Buoni vecchi maestri italiani di milizia e di guerra (in La rivista di fauteria, 1903—04). 353) «Discretum», saggio di critica filosofica del cinquecento (in CINL., I, 1905, p. 57 sgg.). 354) Prosa e

scritti notevoli: l'opera di GEORGE SAINTSBURY, in cui è fatta larga parte ai nostri trattati del 400 e del 500[355]), e la traduzione che dell' opera ben nota e apprezzata di J. E. SPINGARN su La critica letteraria nel Rinascimento ha procurata il povero A. FUSCO[356]), in una redazione riveduta dall' autore e che si avvantaggia sulla prima edizione americana per aggiunte e modificazioni varie. Lodovico Castelvetro ha avuto una certa fortuna per merito dello stesso FUSCO, il quale tornando su un suo precedente lavoretto intorno alla poetica del critico modenese, lo ha ampliato e compiuto in un volume accurato e meditato secondo le moderne dottrine estetiche[357]), e di GIUSEPPE CAVAZZUTI. Quest' ultimo s'è industriato a provare che l'adespota commedia Gl' Ingannati, recitata dagli accademici Intronati di Siena, edita nel 1537, è opera del Castelvetro: la dimostrazione è ben ragionata ed ha probabilità di coglier nel segno[358]). Ma più importante per noi è la complessiva monografia in cui il Cavazzuti ha trattato del Castelvetro[359]), assai pregevole per le molte cose in parte nuove che dice, arricchita da un' appendice di scritti del modenese e di documenti, sulla quale è però opportuno far qualche riserva, per il giudizio sintetico che il Cavazzuti dà del suo autore. Parlando del Castelvetro ci troviamo assai vicini alle questioni linguistiche dibattutesi nel 500, già tante volte studiate dalla critica moderna. Delle più antiche trattazioni grammaticali e lessicali della nostra lingua hanno discorso F. SENSI[360]) e L. MORANDI[361]), e alla storia generale della questione è tornato GUGLIELMO BELARDINELLI[362]), non senza acutezza di vedute, ma con insufficenza di metodo e di preparazione, cominciando da Dante e fermandosi per ora a Girolamo Muzio. E a questo punto ricordo anche taluni scritti su commenti e commentatori: M. TERRAGNI[363]) ha discorso di Stefano Talice da Ricaldone, senza aggiunger nulla a quanto già si sapeva; NINO QUARTA[364]) ci ha dato un importante studio su I commentatori quattrocentisti del Petrarca, e MARIA ZANETTI ha trattato Del commento alle tre canzoni sorelle «degli occhi» di F. Petrarca, steso da Sebastiano Erizzo[365]). — Antonio De Ferrariis, il medico

---

prosatori siciliani del sec. XVI, Milano-Palermo, Sandron, 1904. 355) A History of Criticism and Literary Taste in Europe from the earliest texts to the present day: Il vol. II è uscito nel 1902, Edinburgo-Londra, Blackwood. (Cfr. la Cr., II, 59 sgg.). Vedi dello stesso autore: Loci critici, passages illustrative of critical theory and practice from Aristotle downwards, Boston and London, Ginn, 1903. Dall' opera del Saintsbury, E. SPINGARN trasse occasione a discorrere The origins of modern criticism (in MPhi. I, 4°). 356) Bari, Laterza, 1905. 357) La poetica di Lod. Castelvetro, Napoli, Pierro, 1904. 358) Lodovico Castelvetro e la commedia «Gl' Ingannati», nel GSLIt., XL, 343 sgg. A proposito degl' Ingannati cito un artic. di C. LOZZI, Edizione del 1538 sconosciuta o non bene descritta d'una festa e comedia degl' Intronati sanesi (in La Bibliofilía, VII, 1—2), che non dice novità di sorta, ma tratta di materia ben nota. 359) L. Castelvetro, Modena, soc. tip. Modenese, 1903. Cfr. la recensione di V. CIAN, nel GSLIt., XLIII, 138 sgg. 360) Un libro che si credeva perduto (in FD., XXVII, 34°): in un cod. Vaticano ha ritrovato un trattatello grammaticale che crede dell' Alberti. 361) I primi vocabolari e le prime grammatiche della nostra lingua, nella NAnt., 1 agosto 1905. 362) La questione della lingua. Vol. I. Da Dante a Girolamo Muzio, Roma, tip. Amadori, 1904. 363) Un quattrocentista monferrino e il suo commento alla «*Divina Commedia*» (in RSA., XI, 5°). 364) In AAALAN., XXIII, 1904. 365) Nella Miscellanea In memoria di

di Ferdinando I d'Aragona, uomo di vasta e varia cultura, ha più volte in questi anni fermata l'attenzione degli studiosi: G. GIGLI[366]) ne ha pubblicate Due lettere sulla disfida di Barletta e su E. Fieramosca; L. D'ATENA, in uno studio abbastanza ampio, ha trattato della vita di lui e della sua complessa e notevole attività intellettuale[367]); e R. ALMAGIÀ, studiando Le opinioni e le conoscenze geografiche di Antonio de Ferraris[368]), ha recato un nuovo interessante contributo agli studi delle cognizioni geografiche del nostro umanesimo, da aggiungere ai recenti sul Pontano, sul Piccolomini, sul Biondo, sul Bembo. Il Galateo è un poligrafo del 400; ma questa classe di letterati fiorì più specialmente nel 500 e accolse non pochi belli e originali ingegni, e scapigliati scrittori. Il più famoso e caratteristico è Pietro Aretino, a cui ha atteso la critica, anche dopo il volume diligente e notevole, ma non definitivo davvero, di Carlo Bertani, uscito nel 1901. GIOVANNI MARI, vivace ingegno, ha scritto un saggio sulla Storia e leggenda di P. Aretino[369]), in cui si giova degli ultimi studi e della Vita dello infame Aretino, composta da A. F. Doni e pubblicata di recente da C. ARLIA[370]), per ricercare — senza dir cose nuove — ed esporre con efficacia quanto della cosidetta leggenda aretinesca appartiene alla vita reale del libellista famoso; ma non ha saputo guardarsi abbastanza dal fascino che ha in sè la leggenda stessa e le ha attribuito più fede che non meriti. Mi permetto di richiamare quel che sull'Aretino ebbi a dire io medesimo in due lunghe recensioni, una sulle opere del Bertani, del Mari e dell'Arlia[371]) e l'altra[372]) sul buon saggio di ULISSE FRESCO, Le commedie di P. Aretino (Camerino, Savini, 1901), per quelle nuove notizie che ebbi occasione di raccogliervi intorno alla famiglia, alla vita e alle opere di quel ribaldo ingegno. Del ritratto tizianesco di P. Aretino, già chigiano, ora esulato in Inghilterra, è stato discorso da C. J. FFOULKES[373]) e P. RASI[374]) ha trattato Di una probabile dilogía nell'epigramma del Giovio contro l'Aretino. I Ragionamenti aretineschi sono stati tradotti in tedesco da HEINRICH CONRAD[375]); e a proposito di un dramma recente di Giovanni Mari (Pasquino, Melfi 1903), in cui campeggia l'Aretino, l'HAUVETTE e il PAOLI[376]) hanno discorso di alcune rappresentazioni sceniche tratte in vari tempi dalla vita di messer Pietro. Poco di rilevante abbiamo avuto su A. F. Doni: ad illustrare un modo di dire («mi vien voglia di ridere ed ho male»), che ricorre nel Doni e nella Clizia del Machiavelli, contribuisce una Novellina popolare pubblicata da C. ARLIA[377]);

Oddone Ravenna, Padova, tip. Gallina, 1904. 366) In FD., XXV, 6°. 367) Il pensiero di Antonio Galateo, nella RaP., XXI (1904), p. 167 sgg. 368) Nella RGIt., XII (1905), p. 329 sgg. e 450 sgg. 369) Roma, Loescher, 1903. 370) La vita dello infame Aretino, lettera CI ed ultima di A. F. Doni fiorentino pubbl. per cura di C. ARLIA, Città di Castello, Lapi, 1901. 371) Nel GSLIt., XLIII, 88 sgg. 372) Nel GSLIt., XL, 397 sgg. Non so quel che valga uno scritto di di J. BARON, L'Arétin (nella Minerva, 1 maggio 1903) e uno di P. GAUTHIEZ, Quelques mots sur l'Arétin (nella Minerva, fasc. cit.). 373) Il ritratto di Pietro Aretino del Tiziano (in Per l'arte, VIII, 5). 374) Nella BSIt., X, 8°. 375) Die Gespräche des göttlichen Pietro Aretino, verdeutscht von H. C., Leipzig, Insel-Verlag, 1903. 376) L'Arétin au théâtre (nel BIt., IV, 202 sgg.). 377) Firenze, tip. Fiorentina, 1909, per nozze Lodi Focardi-Gatteschi.

i documenti comunicati dallo stesso ARLIA[378]) per illustrare Un punto poco noto della vita di A. F. Doni erano già stati usati da S. Bongi ne' suoi Annali giolitini; PIETRO TOLDO[379]) ha preso a trattar del tema d'una novella doniana, quella di Girolamo Linaiuolo fiorentino; insignificante è l'articoletto di G. B. PELLIZZARO[380]), in cui si parla del concetto che il Doni aveva del moto della terra intorno al Sole, e così pure l'opuscolo di A. VAN BEVER e E. SANSOT-ORLAND[381]) sul nostro bizzarro cinquecentista. Il quale attende ancora la monografia, di cui è ben degno e alla quale offre materia così originale e curiosa, perchè assai manchevole e condotto con molta inesperienza e senza novità è lo studio che gli ha dedicato SILVIO STEVANIN[382]). Ricorderò qui il volume che io ho composto intorno a Luca Contile[383]), letterato cortigiano ragguardevole e per le opere sue e per le sue numerosissime relazioni; nel quale ho discorso di molti di quei letterati di Corte, di che ebbe tanta loquace ricchezza il 500, ed ho trattato di parecchi dei generi letterari ond'essi più si compiacquero; e non tralascerò tre utili monografie, che meriterebbero più lunga menzione: una di EUGENIO PASQUALINI[384]) su quel mediocrissimo scrittore, ma tutt'altro che trascurabile per la curiosità dell'opera sua, che fu Marco Guazzo; una di D. A. TARDUCCI[385]) su quel disavventurato e benemerito Dionigi Atanagi, di cui l'opera modesta e utile cade sott'occhio a chiunque studi un po' addentro il Cinquecento; e la terza di LUIGI DE BENEDICTIS[386]) su B. Tomitano, che esce in gran parte dal periodo di cui debbo occuparmi.

V. Relazioni tra la letteratura italiana e le straniere. — Sempre più numerosi e importanti nel loro complesso si son fatti gli studi e le ricerche intorno agli influssi della nostra letteratura su quelle straniere. Delle relazioni letterarie fra Italia e Francia tentò una storia generale il compianto CARLO DEL BALZO[387]), ma l'opera di lui, per quanto condotta con molta buona volontà, è riuscita assai imperfetta e manchevole, pur non essendo destituita d'ogni valore. Delle relazioni medesime si parla nell'opera The Litterature of the french Renaissance di ARTHUR TILLEY[388]). Il FLAMINI ha stampato la sua conferenza su Le lettere italiane in Francia nei secoli del Rinascimento[389]),

378) Nel FD., XXV, 28°. **379)** Les morts qui mangent (nel BIt., V, 291 sgg.). **380)** Una bizzarria scientifica del Doni, nel FD., XXV, 3°. **381)** A. F. Doni conteur florentin du XVIe siècle. Notice biobibliographique avec un portrait, Paris, Bibliothèque internationale d'édition, 1903. **382)** Ricerche ed appunti sulle opere di A. F. Doni, con appendice di spigolature autobiografiche, Firenze, tip. Lastrucci, 1903. **383)** Luca Contile, uomo di lettere e di negozi del sec. XVI. Contributo alla storia della vita di corte e dei poligrafi del 500, Firenze, tip. G. Carnesecchi e figli, 1903 (nelle PIF). **384)** Un guerriero letterato del Cinquecento: Marco Guazzo. P. I (Biografia e bibliografia), Oderzo, tip. G. B. Bianchi, 1903. **385)** L'Atanagi da Cagli, Cagli, stab. tip. Balloni, 1904: coi sonetti e le lettere dell'Atanagi. **386)** Della vita e delle opere di B. Tomitano, Studio, Padova, tip. Prosperini, 1903. Ricordo qui un artic. di L. G. PELISSIER, Pour la biographie du Cardinal Gilles de Viterbe (nella citata MSCGraf.). **387)** L'Italia nella letteratura francese dalla caduta dell'impero romano alla morte di Enrico IV., Torino-Roma, Roux e Viarengo, 1905. Cfr. la recensione di un conoscitore delle due letterature, P. TOLDO, nel GSLIt., XLVII, 377 sgg. **388)** Cambridge, University Press, 1905. Non ho potuto vederla. **389)** Nel suo vol. di Varia, Livorno, Giusti, 1905.

ed H. HAUVETTE, agli ottimi suoi studi già ricordati ha aggiunto un altro articolo su una lettera di Margherita di Navarra (propriamente del suo segretario in nome di lei) scritta in italiano nel 1528[390]). V. L. BOURRILLY s'è occupato di J. Colin, traduttore del Cortegiano[391]), e LOUIS THUASNE ha continuato con molta diligenza e con utili resultati i suoi studi sul Rabelais: ricordo un suo assai ricco volume[392]) di erudite e fruttuose indagini sulle fonti del R. e sulle sue relazioni, specialmente con scrittori italiani, e in esso rilevo un saggio su R. e il Folengo e un altro su R. e Francesco Colonna; e due articoli, nel primo dei quali[393]) si parla di cose nostre e sopratutto di Fausto Andrelini, e nell'altro[394]) si discorre di un italiano, il mantovano Lodovico Arrivabene, autore della satira latina Sylvius ocreatus, stampata a Parigi nel 1555, contro un celebre medico. G. BERTONI[395]) ha ricercato la fortuna dei Trionfi petrarcheschi in Francia, esaminando stampe e manoscritti delle prime versioni che essi vi ebbero. Più ricca messe di lavori debbo ricordare sul petrarchismo lirico in Francia. J. VIANEY ci ha discorso L'influence italienne chez les précurseurs de la Pléiade[396]), trattando delle relazioni dei lirici francesi coi nostri della seconda metà del 400; un articolo di P. LAUMONIER[397]), intorno all' influsso dell' Alamanni sulla Pleiade, è stato ispirato dal bel volume dell' Hauvette; le derivazioni del Du Bellay dal Petrarca hanno offerto ancora materia di studio a TADEUSZ GRABOWSKI[398]); delle fonti italiane del Ronsard si è occupato ancora E. PARTURIER[399]); J. VIANEY[400]) ha dimostrato che il sonetto a Caronte di Olivier de Magny deriva da uno strambotto di Marcantonio Magno di Santa Severina, della prima metà del 500, ha ricercato quanto Joachim Du Bellay derivò dai nostri cinquecentisti[401]), ed ha istituito raffronti notevoli tra Marcello Philoxeno e Melin de Saint-Gelais[402]); infine F. FLAMINI[403]) ha additate nuove imitazioni italiane nel De Baïf e nel Passerat. Passando al Boccaccio, della fortuna di lui in Francia sul principio del 400, e del suo traduttore Laurent de Premierfait ha trattato, in una dissertazione di compiuta erudizione, H. HAUVETTE[404]); nè converrà dimenticare,

---

390) Une nouvelle lettre de Marguerite de Navarre en italien (nel BIt., II, fasc. 2—3). 391) Jacques Colin, abbé de St. Ambroise, contribution à l'histoire de l'humanisme sous le règne de François I, Paris, Soc. nouv. de librairie, 1905. 392) Études sur Rabelais, Paris, Bouillon, 1904. 393) Rabelaesiana, in RBibl., XIV (1904), 281 sgg. 394) Rabelaesiana, le Sylvius ocreatus, in RBibl., XV (1905), 268 sgg. 395) Per la fortuna dei «Trionfi» del Petrarca in Francia, Modena, tip. Vincenzi, 1904. 396) Nel BIt., III, p. 85 sgg. 397) Luigi Alamanni, son influence sur la Pléiade française (nella RR., IV, fasc. 6—9). 398) Petrarca i Du Bellay, Cracovia, Kozianski, 1903. 399) Quelques sources italiennes de Ronsard (nella RR., VI, fasc. 1—2): Lorenzo de' Medici e il Poliziano. 400) Le sonnet à Charon (nella RHLF., XII, 1905, p. 467 sg.). 401) La part de l'imitation dans les «Regrets», nel Bulletin italien, IV, p. 30 sgg. 402) Marcello Philoxeno et Melin de Saint-Gelais, nel BIt., IV, p. 238 sgg. Dello stesso VIANEY non sarà inutile richiamar qui l'art. su L'Arioste et la Pléiade, nel BIt., I (1901), 295 sgg. 403) Di alcune inosservate imitazioni italiane in poeti francesi del Cinquecento (negli Atti del congresso internazionale di scienze storiche, Roma, tip. dei Lincei, vol. IV, 1904). 404) De Laurentio de Primofato, qui primus Joannis Boccacii opera quaedam gallice transtulit, Parisiis, Hachette, 1903.

per la parte fattavi anche alla nostra novella, gl' importantissimi studi di P. Toldo sulla commedia francese[405]). Ernesto Anzalone[406]) in un buon libro ha indagate ed esposte le relazioni che la nostra satira ebbe con quella francese nel Cinquecento; ed E. Picot ha continuato i suoi eruditissimi e fondamentali studi su Les italiens en France au XVIe siècle[407]).

Per le relazioni della nostra letteratura con quella Spagnuola, non posso meglio cominciare che con la citazione di tre lavori di Arturo Farinelli. Il primo, dal titolo Note sulla fortuna del Petrarca in Ispagna nel Quattrocento[408]), è un frammento, come dice l'autore, «di quella storia della fortuna del Petrarca e della diffusione del Petrarchismo» ch'egli già da tempo augurava fosse fatta; ma è di quei frammenti che solo il Farinelli sa dare, cioè capitoli compiuti, densi d'erudizione di prima mano, che illuminano vasti tratti di due letterature nelle relazioni corse fra loro. Gli altri due sono le Note sulla fortuna del Boccaccio in Spagna[409]) e le Note sulla fortuna del «Corbaccio» nella Spagna medievale[410]), ed hanno gli stessi pregi del precedente. Alla fortuna del Decameron in Ispagna anche C. B. Bourland ha dedicato un ampio ed importante volume[411]) condotto su largo materiale a stampa e manoscritto. Altri, H. Vaganay[412]), ha raccolto da antichi canzonieri italiani a stampa notizie bibliografiche interessanti le relazioni fra Italia e Spagna. B. Sanvisenti[413]) ha riesaminato il «Curial y Guelfa» e per molti indizi e argomenti intrinseci ha provato l'origine italiana di questo romanzo del 400, creduto sin qui di origine catalana. Giulio Bertoni[414]) ha parlato dell' accoglienza che ebbero le Canzonette musicali francesi e spagnuole alla corte d'Este. Un buon contributo e nuovo, allo studio degli scambi letterari fra la letteratura nostra e la spagnuola nel 400, ha recato Paolo Savj Lopez[415]) studiando l'influsso che sulla nostra barzelletta amorosa del 400 può aver avuto la lirica spagnuola contemporanea, e indagando acutamente altre molteplici relazioni fra la lirica spagnuola e quella napoletana della seconda metà del sec. XV, durante la dominazione aragonese: all' influsso toscano, affermato finora prevalente o unico su quei poeti dell' Italia meridionale, per le ricerche del Savj Lopez viene non a sostituirsi del tutto, ma ad accompagnarsi con pari importanza l'influsso spagnuolo. Eugenio Mele[416]) ha rilevato una parte delle versioni e imitazioni dai nostri lirici (Petrarca, Sannazaro ecc.) nel Cancionero general edito a Saragozza nel 1554; ed a F. Rodriguez Marin[417]) si

---

405) Études sur le théâtre comique français du moyen âge et sur le rôle de la nouvelle dans les farces et dans les comédies, negli SFR., IX (1902), fasc. 2°. 406) Sulla poesia satirica in Francia e in Italia nel sec. XVI Appunti, Catania, stab. tip. Musumeci, 1905. Cfr. una recensione di V. Ci., nel GSLIt., XLVIII, 236 sgg. 407) Nel BIt., III, p. 1 sgg., 118 sgg., 219 sgg., IV, p. 123 sgg., 294 sgg. 408) Nel GSLIt., XLIV, 297 sgg. 409) Nell' ASNS., vol. CXIV, pp. 397—429, CXV, pp. 368—388, CXVI, pp. 67—96, e CXVII. 410) In BRPhMuss. 411) Boccaccio and the «Decameron» in Castilian and Catalan literature (nella RHisp., XII, 1905, p. 1 sgg.). 412) L'Espagne en Italie, nella RHisp., IX, 489 sgg., X, 246 sgg., XI, 541 sgg. e XII. 413) Su le fonti e la patria del «Curial y Guelfa», negli SME., I (1904), p. 94 sgg. 414) Modena, soc. tip. modenese, 1905, per nozze Modena-Diena. 415) Lirica spagnuola in Italia nel secolo XV, nel GSLIt., XLI, 1 sgg. 416) Nel GSLIt., XL, 263 sgg. 417) Luis



deve un' ampia opera su Luis Barahona de Soto, il cinquecentista spagnuolo imitatore dell' Ariosto.

Minor numero di studi abbiamo avuto sulle relazioni della letteratura italiana con la tedesca e l'inglese. Ricordo un volumetto di Maria Brie[418]) sulle rappresentazioni artistiche che la figura storica del Savonarola ebbe nella letteratura tedesca dal poemetto di N. Lenau in poi, e il saggio di Guido Manacorda su L'Italia e i poeti latini del Rinascimento germanico[419]). Su Tommaso Wyatt ed Enrico Surrey, i due petrarchisti inglesi, abbiamo un compiuto studio di Carlo Segrè[420]) condotto con molta diligenza. E per lo studio dell' italianismo in Inghilterra durante la Rinascenza si ha ora una. buona e fondamentale opera di Lewis Einstein[421]), a cui è complemento indispensabile e di principalissima importanza la lunga e dotta recensione che le ha dedicato il nostro Farinelli[422]).

VI. La cultura (1400—1540). a) La cultura in genere. — Nella vasta produzione critica di questi anni intorno al Rinascimento, tengono un luogo cospicuo le opere e gli scritti vari che riguardano da diversi aspetti e per diverse fonti chiariscono le ragioni, la natura e la diffusione della cultura nel glorioso periodo. Gioacchino Volpe[423]), togliendo l'occasione da uno scritto tendenzioso di Karl Neumann (Byzantinische Kultur und Renaissancekultur, nella HZ., 1903, pp. 215—232), che ha sostenuto la quasi assoluta importanza dell' elemento germanico nel nostro rinascimento, ha fatto meditate e profonde considerazioni sulla spontaneità del Rinascimento, di cui gli elementi primi fondamentali sono, secondo il Volpe, da ricercarsi nell' originale sviluppo complessivo della società medievale, e non in una fredda imitazione dell'antico, che non sarebbe mai stata vitale. Sulla cultura del Rinascimento c'è anche una rapida sintesi di Robert F. Arnold[424]), in cui all'Italia è dato il posto che le spetta. La bella e geniale opera di Ph. Monnier su Le Quattrocento (Paris, 1901) ha suggerito buone considerazioni ad A. Jeanroy[425]). Migliorata d'assai nella traduzione italiana di Guido Mazzoni è l'opera di E. Müntz[426]) sui Precursori e propugnatori del Rinascimento, che però si restringe a studiar la cultura fiorentina e le sue cause: accenno a quel che vi si dice di L. B. Alberti, e ai capitoli dal III all' ultimo, che riguardano i promotori fiorentini dell' Umanesimo, il mecenatismo di Cosimo de' Medici il vecchio, de' suoi figli, del Magnifico, le benemerenze consimili di altre illustri casate fiorentine e la reazione savonaroliana. Fondamentale è l'opera già ricordata (al n⁰ 2)

Barahona de Soto, Madrid, Rivadeneyra, 1903. 418) Savonarola in der deutschen Literatur, Breslau, Marcus, 1903. Cfr. GSLIt., XLIII, 445. 419) Nella RBLIt., XIII, fasc. 1—2. 420) Due petrarchisti inglesi del sec. XVI, nel suo vol. di Studi petrarcheschi, Firenze, succ. Le Monnier, 1903. 421) The Italian Renaissance in England. Studies. New York, The Columbia University Press, 1902. 422) Nel GSLIt., XLIII, 362 sgg. A proposito del libro dell'Einstein, vedasi anche un artic. di E. Bouvy, L'italianisme en Angleterre au temps de la Renaissance, nel BIt., III (1903), 185 sgg. 423) Bizantinismo e rinascenza (nella Cr., III, 1905, pp. 57—78). 424) Die Kultur der Renaissance. Gesittung, Forschung, Dichtung, Leipzig, Göschen, 1904. 425) Quelques réflexions sur le « Quattrocento » (nel BIt., V, 205 sgg.). 426) Edizione interamente rifatta dall' autore e tradotta da Guido Mazzoni, Firenze, Sansoni, 1902 (I vol. della Biblioteca storica del

del Della Torre sull' Accademia platonica di Firenze. Del Rinascimento e del suo svolgersi a Firenze e Roma tratta anche l'opera di K. BRANDI[427]), più volte ristampata. D'uno dei maggiori centri del nostro Rinascimento si sono occupati in modo egregio EDMUND G. GARDNER, in un volume sulla corte ferrarese su cui torneremo, e G. BERTONI[428]) in un libro intessuto con diligenti e fortunate investigazioni d'archivio, su La biblioteca estense e la coltura ferrarese ai tempi del Duca Ercole I (1471—1505). Il Bertoni, dopo un'introduzione, in cui parla del favore dato dagli Estensi alle lettere e alla poesia anche nel 200, nel 300 e nella prima parte del 400, distribuisce la ricca e molteplice materia in sette capitoli, trattando successivamente della libreria estense e della splendidezza con cui fu messa insieme, degli ornamenti di miniature e legature, dei copisti e della sede ch' essa ebbe fino al primo bibliotecario Pellegrino Prisciano scelto da Ercole I (cap. I), poi degli amanuensi di Ercole (cap. II), dell'uso che i principi permettevano dei loro codici ai cortigiani (cap. III), della cultura francese a Ferrara e del favore che presso gli Estensi ebbero la materia e i romanzi cavallereschi, oltre la letteratura provenzale (cap. IV), della cultura umanistica e del risorgere di quella volgare dal tempo di Borso in poi (cap. V), del circolo letterario di Ercole I (cap. VI), illustrato nel gran numero di scrittori che si raccolsero anche intorno ad Eleonora d'Aragona e Lucrezia Borgia con nuovi particolari, e infine delle scienze e delle arti alla Corte del Duca mecenate (cap. VII). La conclusione di questo utilissimo libro, del quale il frammentario materiale archivistico di che è contesto spiega l'aspetto, che esso qua e là assume, di elenco o regesto di documenti, ci rappresenta la famiglia d'Ercole I a contatto di quella cultura ch'essa promosse e favorí. Utili sono anche le appendici coi cataloghi delle librerie particolari di Borso (1467), d'Eleonora d'Aragona (1493), d'Ercole I (1495), e l'indice minuziosissimo che guida il ricercatore per entro le dense pagine del bel volume. Sulla cultura veneziana ricorderò un articolo di V. ROSSI[429]), e l'eloquente discorso letto da V. CIAN[430]) il 27 aprile 1905 a Venezia, in cui si rileva e chiarisce, contrastando opinioni avverse, il contributo che Venezia diede alla cultura del Rinascimento. Alla storia della cultura urbinate contribuiscono alcuni scritti di E. CALZINI[431]), GIORGIO GRONAU[432]) e GIACOMO VANZOLINI[433]). Ricordo anche alcuni altri studi che riguardano città minori: uno relativo a Sassuolo di NATALE CIONINI[434]); l'erudito volume in cui LUIGI PICCIONI[435]), trattando dell' umanista cesenate Francesco Uberti, con recerca accuratissima di fonti varie, ha tessuto un buon capitolo della storia della cultura nelle sedi minori dell' umanesimo, spargendo

---

Rinascimento diretta da F. P. Luiso). 427) Die Renaissance in Florenz und Rom, Leipzig, Teubner, 1903. La 1ª ediz., 1900. 428) Torino, Loescher, 1905. 429) Il rinascimento classico a Venezia, nel FD., XXVII, 32. 430) La coltura e l'italianità di Venezia, Bologna, Zanichelli, 1905. 431) Tiziano e i duchi d'Urbino, nella RBAIt., VIII, fasc. 5—7. 432) Die Kunstbestrebungen der Herzöge von Urbino in Jahrbuch der k. Preussischen Kunstsammlungen, XXV, 1904. 433) Musica e danza alla Corte di Urbino nel Rinascimento, in Le Marche, IV (1904), p. 325 sgg. 434) Teatro ed arti in Sassuolo, Modena, tip. Forghieri, 1902. 435) Di Francesco Uberti umanista cesenate de' tempi di Malatesta Novello e di Cesare Borgia, Bologna, Zanichelli, 1903. Vedi anche dello stesso PICCIONI, Di Fran-



anche nel volume non poche nuove informazioni su autori e personaggi variamente notevoli di quel tempo; e un garbato scritto di P. Piccolomini già ricordato (cfr. al n° 114).

Altri studi di varia importanza trattano i più diversi soggetti interessanti la cultura del Rinascimento. Alle credenze del 400 si riferisce Un pronostico di Antonio d'Inghilterra pel 1464, latino, edito da F. Gabotto[436]); Contro gli astrologhi ed indovini si scaglia un ternario cinquecentesco pubblicato da A. Pilot[437]); C. Calisse col titolo un po' vago di Rinascenza francescana nel 400[438]) ha trattato, in una conferenza, della predicazione quattrocentesca contrapposta all'oratoria umanistica; e delle idee della riforma nei nostri cinquecentisti è tornato a discorrer A. Virgili a proposito del volume di J. Paquier su Girolamo Aleandro[439]). — Terremo conto di quel poco che sul culto di Dante nel 400 han detto G. Biadego[440]) per Verona e L. Perroni Grande[441]) per Messina. — Agli studi filologici e romanzi nel 500 si riferiscono parecchi articoli: uno acuto Intorno ad alcune postille di Angelo Colocci di S. De Benedetti[442]), che ha indagato con nuovi ed importanti resultati la parentela di alcuni celebri codici postillati dal Colocci, al quale attribuisce anche con nuove prove quelle del Vaticano 3793; un altro di G. Bertoni[443]), che presenta un tentativo non riuscito di traduzione della sestina di Arnaldo, opera d'uno sconosciuto cinquecentista, tratto dal manoscritto 1290 dell'Universitaria di Bologna; un altro studio del medesimo Bertoni[444]), in cui si tratta di quel Piero di Simon del Nero che ordinò la trascrizione del codice Campori di poesie provenzali; un buon articolo di S. De Benedetti[445]) su B. Varchi provenzalista; e, a tacer dell'articolo del Bertoni sul Bembo provenzalista che ho già ricordato (cfr. al n° 129), più altri articoli degli stessi Bertoni[446]) e De Benedetti[447]) intorno al modenese G. M. Barbieri e agli studi suoi di provenzale e sui poeti italiani antichi. Il Bertoni poi con un volumetto su G. M. Barbieri e gli studi romanzi nel sec.

---

cesco Uberti umanista cesenate (in La Romagna, I, 5°). **436**) Nella BSIt., X, 20°. **437**) Nelle Pagine Istriane, III, fasc. 4—5. **438**) Nella RN., 1° ottobre 1905. **439**) Girol. Aleandro, nell'ASIt., S. V, vol. XXXI, 1903, p. 397 sgg. **440**) Cattedra dantesca a Verona nel Quattrocento, Verona, tip. Franchini, 1905, per nozze Simeoni-Colpi. Nel 1467 il lettore di Dante era Mario Filelfo. **441**) Per la varia fortuna di Dante e per la storia della cultura a Messina nel sec. XV, Messina, tip. Nicastro, 1904, per nozze D'Alfa-Pitrè. Propriamente è la notizia d'un inventario del 1449 d'un uomo di leggi, in cui c'è un Dante commentato. **442**) Nella ZRPh., XXVIII (1904), 56 sgg. **443**) Una versione del Cinquecento della sestina di Arnaldo Daniello, nella RLR., XLVII, 2°. **444**) Nuove rime provenzali tratte dal codice Campori negli StR., n° 2. **445**) Negli AAST., XXXVI, 1902. **446**) I codici di rime italiane di G. M. Barbieri, nel GSLIt., XLV, 35 sgg. E dello stesso Bertoni: G. M. Barbieri e una sua canzone provenzaleggiante, nel GSLIt., XLV, 452 sgg., e G. M. Barbieri e Lud. Castelvetro, nel GSLIt., XLVI, 383 sgg. Nel primo scritto il Bertoni rintraccia alcuni codici di rime antiche, appartenuti al Barbieri, nell'Universitaria di Bologna; nel secondo rileva gl'influssi occitanici in una canz. del Barbieri per le nozze di Maria Stuarda con Francesco II di Francia; nel terzo, con documenti, tratta delle relazioni del Barbieri col Castelvetro e con altri contemporanei. **447**) Per la biblioteca del Barbieri, nel GSLIt., XLVI, 265 sgg. Torna con nuove ed utili indicazioni sui libri e codici, di che si giovò il Barbieri nella sua Origine della poesia rimata, rettificando al-

XVI[448]), ricco di notizie tratte da documenti e d'altra buona erudizione, ha coronato i suoi studi sul filologo modenese (1519—1574), dimostrandone la varia e proficua attività di studioso. Qui richiamo ancora il volume di A. Vitagliano sulla nostra poesia estemporanea (cfr. al n° 50) e vi aggiungo la notizia d'uno scritto di PIA SARTORI TREVES[449]) su Andrea Marone bresciano, improvvisatore alla corte di Leone X.

b) Scuole, maestri e accademie. — Anche alla storia dei nostri Atenei e delle scuole tutte nel periodo del Rinascimento, in questi anni si sono apportati contributi numerosi. M. MARIANI ha discorso della Vita universitaria pavese nei secoli XIV e XV[450]); e P. PICCOLOMINI[451]) ci ha fatto conoscere cose curiose sul calendario scolastico delle nostre università antiche. Interessante è anche un articolo ricco di varie illustrazioni e di riproduzioni di monumenti, scritto da A. CAVAGNA SANGIULIANI[452]) e relativo all'università pavese; e allo stesso M. MARIANI dobbiamo una notizia più particolareggiata su La laurea in leggi di Giasone del Maino[453]), della vita studentesca del quale s'è anche occupato G. DALLA SANTA[454]). BIAGIO BRUGI[455]) ha pubblicato una seconda edizione del suo lavoro su Gli scolari dello studio di Padova nel Cinquecento. Più scritti ragguardevoli son da registrare intorno allo Studio bolognese nel Rinascimento: V. CIAN[456]) ha illustrato acconciamente un episodio universitario bolognese, che riguarda le beghe tra alcuni professori di quell'Ateneo, capeggiati da G. B. Pico, e l'umanista loro collega Romolo Amaseo; E. COSTA ha comunicato una ventina di documenti interessanti Pietro Pomponazzi[457]), altri su Andrea Alciato allo Studio di Bologna[458]) e sulle relazioni dell'Alciati con Bonifacio Amerbach[459]), giovandosi dottamente del carteggio manoscritto degli Amerbach conservato nell'Universitaria di Basilea, ed altri ancora su Girolamo Cardano[460]), del quale s'è pure occupato M. CANTOR[461]) in un suo lavoro che non ho veduto. Ed ecco un buon manipolo d'altri scritti documentati intorno alle nostre scuole di vario grado del Rinascimento. Del grammatico Pietro Speciali discorre G. Q. ZANON ne' suoi Saggi storici su Cittadella nel sec. XVI[462]); G. BERTONI ed E. VICINI hanno rivolto

cune asserzioni del Bertoni. **448)** Modena, Vincenzi, 1905. **449)** Un improvvisatore bresciano alla corte di Leone X, nella Illustrazione bresciana, V, 61°. — Alla conoscenza della coltura d'un popolano, verso la metà del 400, giova un artic. di V. ROSSI, Le lettere d'un matto, nella BSIt., XI, 10°. **450)** Nella RSSt., I, fasc. 1—2. **451)** Istruzioni di Giacomo Todeschini-Piccolomini al figlio Enea (1499—1500) e calendario dello studio senese nel 1510 (in BSSP., X, 1°). **452)** Antichi ricordi marmorei di professori dell'ateneo pavese, nell' Emp., XXII, 379 sgg. **453)** Nel Bollettino d. società pavese di stor. patria, III, 2°. **454)** Un episodio della vita universitaria di Giasone del Maino, nel NAVen., N. S., VIII, P. 2ª. **455)** Padova-Verona, Drucker, 1905. Vedi a proposito P. MOLMENTI, Gli scolari dello Studio di Padova nel Cinquecento, nel FD., XXVII, 19. **456)** Per la storia dello studio bolognese nel Rinascimento: pro e contro l'Amaseo (nella cit. MSCGraf.). **457)** Nuovi documenti intorno a P. Pomponazzi, in AMDSPR., XXI (1903), p. 277 sgg. **458)** In AMDSPR., XXI (1903), p. 318 sgg. **459)** A. Alciati e Bonifacio Amerbach, in ASIt., XXXVI, p. 100 sgg. **460)** G. Cardano allo studio di Bologna (nell'ASIt., XXXV, 2°, n° 238). **461)** Hieronymus Cardanus, ein wissenschaftliches Lebensbild aus dem XVI. Jahrhundert, in NHJbb., vol. XIII. **462)** Casteggio, tip. Cerri, 1905. Cfr. GSLIt., XLVI, 487.

la loro attività alla cultura modenese[463]; G. BIADEGO[464]) alla sua Verona, trattando d'un cremonese, Bartolomeo Borgoni, che v'insegnò nel 400; d'un maestro Caroto da Pirano ha discorso A. SEGARIZZI[465]); PAOLO BARSANTI ha illustrato Il pubblico insegnamento in Lucca dal secolo XIV alla fine del secolo XVIII[466]); altri documenti sullo Studio senese, oltre i già ricordati, dobbiamo a P. PICCOLOMINI[467]); GIUSEPPE PARDI[468]), dopo alcuni studi preparatori, ha trattato su documenti, dello Studio ferrarese nel 400 e nel 500; L. PICCIONI[469]) delle scuole cesenati, a proposito del riminese Angelo Vadio, maestro di Francesco Uberti, che insegnò a Cesena; AMY A. BERNARDY[470]) di Maestri e scolari a S. Marino dal XV al XVIII secolo; U. FRESCO[471]) dello Studio di Macerata; ANGELO SACCHETTI SASSETTI delle scuole di Rieti[472]); L. RIVERA di quelle dell'Aquila[473]); e altri di quelle di Napoli[474]), di Terra d'Otranto[475]) e di Messina[476]). — Ricordo ancora quello che su parecchie accademie romane, milanesi, veneziane e pavesi del 500 ho detto io sparsamente nel mio volume già citato sul Contile (cfr. al n⁰ 383), quel che ha scritto su quelle romane il Bajocchi trattando del Molza (cfr. al n⁰ 22), e l'articolo di L. FRATI[477]) sull'accademia senese dell'Amicizia fondata nel 1543, che tratta anche del codice 2406 dell'Universitaria di Bologna, dove sono poesie di vari autori, tra cui L. Alamanni.

c) Librerie e stampe. — Di non poche delle librerie raccolte nel 400 e nel 500 si sono in questi anni pubblicati e illustrati i cataloghi: ho già ricordato quelli estensi fatti conoscere dal Bertoni (cfr. al n⁰ 428), ed ora ne ricordo altri che dobbiamo ad altri ricercatori. La libreria di Cosimo de'Medici del 1418 è stata illustrata da F. PINTOR[478]) con scelta erudizione e con precise notizie sul primo fondo della biblioteca medicea. L. ZDEKAUER ha pubblicato Un inventario della libreria capitolare di Pistoia del sec. XV[479]), in cui fra i molti testi in prevalenza sacri e morali non manca un Paradiso dantesco. Libri

---

463) Gli studi di grammatica e la rinascenza a Modena, con appendice di documenti, Modena, Vincenzi, 1905 (in AMDSPM.). **464**) Un cremonese maestro a Verona, Verona, tip. Franchini, 1905, per nozze Avena-Tebaldini. **465**) Un maestro piranese del sec. XV, in ATr., XXIX, 2⁰. **466**) Lucca, tip. Marchi, 1905. **467**) Bartolomeo Bolis da Padova e la sua fondazione per lo studio di Siena, in ASIt., XXXVI, p. 143 sgg. **468**) Lo studio di Ferrara nei secc. XV e XVI, Ferrara, tip. G. Zuffi, 1903. **469**) Il riminese Angelo Vadio maestro a Cesena (in Il cittadino di Cesena, 8 febbr. 1903). Il Vadio cominciò a insegnare dal 1⁰ settembre 1476. **470**) In ASIt., XXXIV, 4⁰, n⁰ 236. **471**) Origine dello studio generale in Macerata, Camerino, tip. Savini, 1902. **472**) Le scuole pubbliche in Rieti dal XIV al XIX secolo, Rieti, stab. tip. lit. Trinchi, 1902. **473**) Le scuole universitarie dell'Aquila, in BSSPAA., XVII, 10⁰. **474**) TOMMASO DE MARINIS, Nuovi documenti per la storia dello Studio di Napoli nel Rinascimento, Firenze, tip. Spinelli, 1904, per nozze Padoa-Sacerdoti. **475**) B. TERRIBILE, Studenti e professori di terra d'Otranto all'Università di Padova, nella RSSa., I, fasc. 4⁰—5⁰. Sullo stesso tema vedi anche L. MANGIULLI, nella stessa Rivista, I, fasc. 6⁰. **476**) G. ARENAPRIMO, Di alcuni lettori dello studio messinese nel sec. XVI (nel. vol. miscellaneo Onoranze al prof. Vincenzo Lilla pel suo XL anno d'insegnamento, Messina, tip. D'Angelo, 1904). **477**) Un' accademia letteraria senese del 500, nel BSSP., XII (1905), 97 sgg. **478**) Firenze, tip. Landi, 1902, per nozze Della Torre-Guidotti. **479**) Nel BSPist., IV (1902), p. 129 sgg.

specialmente di medicina componevano La libreria del maestro Agostino Santucci (nato nel 1393), di cui il catalogo (contenente tra le opere non scientifiche anche un De remediis del Petrarca) fu pubblicato senza alcuna illustrazione da G. B. Ristori 480). Invece Alberto Del Prato ha edito con opportuna e dotta illustrazione due inventari di librai parmigiani del 400 e quello più notevole della biblioteca dell'umanista Taddeo Ugoleto 481); e Albano Sorbelli ha fatto argomento di un ampio erudito e utile lavoro La biblioteca capitolare della cattedrale di Bologna nel secolo XV 482), raccogliendo molte notizie relative alla cultura bolognese nel 400, trattando in genere delle biblioteche monastiche di Bologna e pubblicando con larga illustrazione un catalogo della Capitolare del 1451, a cui fa seguire un elenco dei cataloghi fin qui editi delle biblioteche monastiche della fine del 300 e del 400. La biblioteca di Mons. Girolamo Santucci vescovo di Fossombrone ci è fatta conoscere in un catalogo del 1494 da G. Grimaldi 483), e vi troviamo registrato un frammento di un «Dante vechio», il Corbaccio e un codice di Fazio degli Uberti. Infine La biblioteca di S. Francesco in Rimini ha avuto il suo illustratore in G. Mazzatinti 484), che ne ha pubblicato un catalogo del 1560 traendolo da un manoscritto della Comunale di Perugia. Altri ha discorso di incunaboli e stampe rare, come E. Chatelain 485), Adolfo Mabellini 486) e G. Bresciano 487). — E a proposito della stampa, non sono poche le pubblicazioni che devo ricordare. Alla storia della famiglia dei Manuzi han recato qualche notizia non trascurabile P. Molmenti 488) e S. Mannucci 489); G. Dalla Santa 490) ci ha fatto conoscere una lettera del 1513 di un benedettino Giorgio da Luni al priore Antonio Pesaro, perchè procurasse di fargli stampar un suo trattato di prosodia (che poi non fu edito), sul quale ambiva anche il giudizio di Aldo; a G. Ludwig 491) dobbiamo la conoscenza dei Contratti fra lo stampatore Zuan di Colonia ed i suoi soci ed inventario d'una parte del loro magazzino; Albano Sorbelli 492) ha dato un altro assai pregevole contributo alla storia della cultura bolognese del 400 in una sua memoria Su la vita e le edizioni di Baldassare Azzoguidi primo tipografo in Bologna, ben documentata e compiuta da un elenco descrittivo di 38 stampe latine e volgari dell'Azzoguidi. Documenti sul soggiorno di Maestro Bono di Bethun stampator di libri in

---

480) Nella RBA., XV (1904), 35 sgg. 481) Librai e biblioteche parmensi del sec. XV, in ASPP., Parma 1905. 482) Negli AMDSPR., XXI, pp. 439—616. 483) La biblioteca d'un vescovo del Rinascimento, in Le Marche, II, 1°. Cfr. anche il n° 441. 484) Negli SVFMon. 485) Catalogue des incunables de la bibliothèque de l'Université de Paris, nella RBibl., XII (1902), pp. 121—272. Vi sono elencate molte stampe italiane di scrittori in latino e in volgare del 400; e non mancano indici degli autori e dei tipografi, e facsimili di firme dei possessori dei libri. 486) Manoscritti, incunaboli, edizioni rare del sec. XVI esistenti nella bibl. comunale Federiciana di Fano, Fano, soc. tip. cooper., 1905. 487) Ricerche bibliografiche, nella RBibl., XIV, p. 44 sgg. Si tratta di rare stampe napoletane della prima metà del 500. 488) La famiglia di Andrea Torresani e di Aldo Manuzio, nella Illustrazione bresciana, V, 61°. 489) Gli Aldi e la famiglia Mannucci, nel FD., XXVII, 40° sg. 490) Un trattatista «De syllabis» dimenticato, nella Miscellanea di storia veneta, S. II, VIII. 491) Nella Miscellanea di storia veneta, S. II, VIII. 492) Negli

Colle di Valdelsa nel 1471 dobbiamo a F. Dini[493]); notizie sulla stampa in Ancona nel sec. XVI, e quindi anche su A. F. Doni, ad E. Spadolini[494]); e altre informazioni su quella di Foligno a M. Faloci Pulignani[495]), su quella di Tivoli a G. Radiciotti[496]) e sulla napoletana nel 400 a T. De Marinis[497]). Infine il Principe d'Essling[498]) ha descritto il primo libro silografico stampato a Venezia e G. Fumagalli[499]) ha parlato di Demetrio Canevari in un articolo importante per la storia della legatura del libro nel 500, con buone riproduzioni e un catalogo di legature cosiddette Canevari.

d) Mecenati — Tanta e così ricca fecondità letteraria e artistica del nostro glorioso Rinascimento fu favorita da quei principi e signori che al loro nome legarono la gloria del più illuminato e splendido mecenatismo. Sicchè giustamente intorno ad essi in questi anni si sono rinnovati e fatti più intensi gli studj e le ricerche. Di Federico da Montefeltro ha parlato F. Madiai[500]) in un articolo notevole pei documenti che contiene, e di Corrado Trinci s'è occupato M. Morici in una buona memoria[501]). Della protezione che ai letterati concesse Cesare Borgia ha discorso Andrea Valentini[502]) in una monografia su Carlo Valgulio umanista segretario del Valentino, importante anche per la storia della cultura bresciana nel 400; e di Giulio II ha trattato E. Gebhart[503]), senza novità speciali. Più pregevoli degli studi precedenti per abbondanza d'informazioni e importanza di soggetto sono il volume di E. G. Gardner[504]) intitolato Dukes and Poets in Ferrara, e quello di G. Pardi su Leonello d'Este Marchese di Ferrara[505]), che trattano dei più munifici Estensi e del più magnifico mecenatismo ferrarese. Si è anche pubblicata la prima parte degli eruditi studi di C. De Giuliani[506]) su quello splendido prelato che fu il card. Cristoforo Madruzzi, il cui nome è legato, in virtù d'una larghissima munificenza, a quello di tanti nostri autori del sec. XVI. E mi è grato chiudere questa parte del mio ren-

AMDSPR., XXII (1904), p. 253 sgg. 493) Nell'ASIt., XXXI, 1°. 494) L'arte della stampa in Ancona dal 1512 al 1576, in La Bibliofilía, IV, 85 sgg. 495) L'arte tipografica in Foligno nel XVI sec., in La Bibliofilía, IV, 317 sgg. Va dal 1541 in poi. 496) La stampa in Tivoli nei secc. XVI e XVII nell'ASRSP., XXVII, fasc. 3—4. 497) Per la storia della tipografia napoletana nel sec. XV, in La Bibliofilía, III (1901—02), 288 sgg. Cfr. anche a p. 68 sgg. dello stesso volume. Cito qui per ultimo, a proposito di incunaboli, un artic. di Charles Gérard, Un exemplaire exceptionnel du Dante de Brescia de 1487, in La Bibliofilía, IV, p. 400 sgg., con riproduzioni. 498) Le premier livre xylografique italien imprimé à Venise vers 1450, nella Gazette des beaux-arts, nnı 554—555. 499) Di Demetrio Canevari medico e bibliofilo genovese e delle preziose legature che si dicono a lui appartenute, in La Bibliofilía, IV (1902—03), 300 sgg. e 390 sgg. 500) Federico da Montefeltro nelle relazioni sue coi parenti, in Le Marche, III, p. 114 sgg. 501) Di Corrado Trinci tiranno e mecenate umbro del Quattrocento, nel BDSPU., XI, fasc. 1—2. 502) Carlo Valgulio letterato bresciano del sec. XV, Brescia, tip. Luzzago, 1903. Ne ha fatto una recensione, arricchita di nuovi documenti sulla cultura bresciana del 400, A. Zanelli nell'ASL., XXXI, P. I, p. 125 sgg. 503) Un pape à l'époque de la Renaissance, nella RBl., XVII, 8—9. 504) Dukes and Poets in Ferrara, London, Archibalde Constable, 1904. Cfr. una recensione di G. Bertoni nel GSLIt., XLV, 371 sgg. 505) Bologna, Zanichelli, 1904. Cfr. la recensione di G. Bertoni, nel GSLIt., XLV, 371 sgg. 506) Cristoforo Madruzzo, in AT., XX, 1°.

diconto fermandomi un po' più a lungo, dopo una corsa cosí rapida attraverso a parecchie centinaia di volumi opuscoli e articoli, sull'opera capitale che Alessandro Luzio e Rodolfo Renier[507]) hanno dedicato a studiar La coltura e le relazioni letterarie di Isabella d'Este. S'è venuta pubblicando in più fascicoli del Giornale storico della letteratura italiana, dal 1899 al 1903, e costituisce un grosso volume di quasi cinquecento pagine, di cui la prima parte, più breve (pp. 1—62) tratta della cultura (cioè dell'istruzione d'Isabella, delle sue letture e ricerche di libri e relazioni con librai, miniatori ecc., del suo gusto aristocratico per i giuochi, per le arti belle, per le rappresentazioni sceniche, per le feste, e per le prediche, e anche della sua superstizione), e la seconda parte si divide in sette capitoli, secondo le regioni a cui appartenevano i letterati con cui ebbe relazioni la genialissima donna, fiore sbocciato in quello splendido meriggio del nostro Rinascimento: mantovani, ferraresi, lombardi, veneti, emiliani, dell'Italia centrale e della meridionale. Seguono tre appendici con inventari di libri d'Isabella e di Federico Gonzaga, con le Sortes vergilianae del 1517, e con alcuni ragguagli su Giovanni Bonavoglia e sul suo Monumentum Gonzagium. A quanti apprezzano la scelta e peregrina erudizione, a tutti quelli che sentono l'attrattiva geniale del documento autentico e nuovo, della scrittura che tramanda ai posteri l'impressione subitanea e il giudizio immediato sui fatti e sugl'individui d'un'età per tante ragioni gloriosa, questo volume non potrà non riuscire una lettura graditissima, e concederà loro di vedere e conoscere tanta parte di quella eletta società cortigiana, in mezzo alla quale Isabella fu veramente regina. La signorilità squisita onde l'eletta principessa seppe circonfondere tutti i suoi atti, dai quali, pur nelle deliberazioni severe e ferme e nelle contingenze più difficili, spira il senso della più gentile femminilità, ci par di ritrovarla nell'illustrazione che i due dotti italiani hanno saputo dare al prezioso materiale storico col quale alle altre doti d'Isabella Gonzaga si aggiunge quella d'una rara intellettualità. Isabella, nata nel 1474, epperò coetanea dell'Ariosto, crebbe e ricevette la prima educazione in quell'ambiente ferrarese, saturo di cultura classica e volgare, alla cui conoscenza ha così ben contribuito, come vedemmo, il Bertoni. Nel volume del Luzio e del Renier son centinaia di documenti, e riguardano tutti gli scrittori, può dirsi, di quel periodo, e di ciascun d'essi aggiungono notizie spesso preziose; e sono illustrati e posti nel giusto rilievo dalla compiuta informazione bibliografica degli autori. Gli studiosi avrebbero gradito un indice dei nomi che sarebbe stato utile guida in mezzo a questo mondo di personaggi di varia rinomanza, riviventi ai nostri occhi. Tra i quali emergono l'Equicola, il Pomponazzi, il Castiglione, il Bandello, il Tebaldeo, il Bojardo, l'Ariosto, B. Tasso, il Giovio, il Vida, Veronica Gambara, Vittoria Colonna, il Bembo, il Trissino, il Machiavelli, il Pistoia, il Dovizi, il Sannazaro, il Cariteo, Serafino Aquilano. Ma e tutti i minori? I documenti più importanti fan bella mostra di sè, interi, nel testo; ma e nel testo e nelle note, quanti altri documenti, notevoli tutti sebbene in vario grado! E tutti

---

Ricordo qui anche il vol. di Consorti Aida, Il card. Pompeo Colonna, su docum. editi ed ined., Roma, stab. tip. lit. S. Consorti, 1902. 507) Estratta

aggiungono qualche linea, qualche pennellata al vastissimo quadro che gli autori ci han composto di numerosissime figure.

VII. La storia del costume. — Un posto d'onore merita l'opera ben nota e ammirata di POMPEO MOLMENTI[508]) intorno a Venezia, di cui il primo volume giunge fino alla scoperta dell'America: è un'opera monumentale, in cui la vita veneziana è illustrata in tutti i suoi aspetti, politico, sociale, commerciale, e al costume, alle arti, alle lettere, alla coltura in genere son dedicati capitoli nutriti di solida erudizione, con documentazione di prima mano e numerose illustrazioni scelte con grande conoscenza e splendidezza. Tornerò sull'opera del Molmenti nel prossimo rendiconto per considerarne tutta la parte che riguarda il Rinascimento. Al costume veneziano si riferisce anche un breve articolo di V. CIAN[509]). Non pochi degli scritti segnalati nelle pagine precedenti interessano anche il costume; ma mi risparmio di richiamarli a questo punto. E ricordo invece altri studi di storia del costume, dei quali prima non si è parlato. RICCARDO TRUFFI[510]) ci ha offerto curiosi Appunti per la storia della vita privata in Crema durante il dominio veneto, dal Quattrocento in poi, su giostre, feste, tornei, banchetti, balli ecc. Qualche notizia sul costume bresciano alla fine dello stesso secolo ha dato ARNALDO FORESTI[511]); L. CORRERI[512]) ha illustrato un interessante disegno, ritraente alcuni abiti muliebri napoletani, del pittore portoghese Francesco d'Hollanda che fu a Napoli nel 1540; e M. CATALANO TIRRITO[513]) ha pubblicato dei documenti catanesi del 400 e del 500 relativi al mal costume. G. PANSA[514]) si è occupato della condizione degli ebrei in Aquila nel Quattrocento, accennando anche alla predicazione e al lusso femminile. Del rifiorire della schiavitù domestica nel sec. XV ha discorso con documenti interessanti V. ROSSI[515]), e della schiavitù a Milano ha trattato E. VERGA[516]). Della vita scolastica del 500 ho discorso io medesimo[517]) illustrando la commedia Il Pedante di Fr. Belo romano stampata nel 1529 e nel 1538. — Non pochi studi si son fatti intorno al costume muliebre e su alcune figure di gentildonne e principesse dei secoli XV

---

dai volumi XXXIII—XLII del GSLIt. **508**) La storia di Venezia nella vita privata dalle origini alla caduta della repubblica, Bergamo, Istituto ital. d'arti grafiche, 1905. Oggi l'opera è già compiuta in tre poderosi volumi. Dello stesso MOLMENTI vedi l' art. La donna veneziana del Rinascimento, nell' Emp., XXI (1905), p. 274 sgg. **509**) La fortuna di Venezia negli scrittori del Rinascimento, nella Gazzetta di Venezia, 29 marzo 1903. **510**) Nel NAVen., N. S., V (1903), p. 105 sgg. e 395 sgg. **511**) Per la storia di una lauda, nel GSLIt., XLIV, 365 sgg. **512**) Costumi napoletani del sec. XVI ecc., in NN., XIII, 120. **513**) Di alcuni docum. inediti riguardanti la storia del malcostume in Sicilia, nell' Archivio storico per la Sicilia orientale, I, fasc. 2—3. **514**) Gli ebrei in Aquila nel sec. XV, l'opera dei frati minori e il Monte di Pietà istituito da S. Giacomo della Marca, in BSSPAA., XVI (1904), 201 sgg. **515**) La compera di una schiava medicea a Venezia, in MiEr., I. 3—4. **516**) Per la storia degli schiavi orientali in Milano, in ASL., XXXII, 7. Ricordo ancora i particolari relativi alla storia del costume, che possono derivarsi pel 400 da una delle Noterelle d'erudizione spicciola inserite da V. ROSSI nella MNSN., e pel 500 da un articolo di L. MADELIN, su Le journal d'un habitant français de Rome au XVIe siècle (degli anni 1509—1540, tratto dal ms. XLIII, 98 della Barberiniana), in MAH., XXII (1902), p. 251 sgg. **517**) Una commedia

e XVI. Ricordo i Medaglioni estensi di ANTÓNIO NANI[518]), in cui si tratta di cinque donne estensi variamente celebri: Parisina Malatesta, Eleonora d'Aragona, Lucrezia Borgia, Renata di Francia e Leonora d'Este: essi lasciano non poco a desiderare per compiutezza e novità d'informazione. Non compiutamente, ma tuttavia con curiose ed utili notizie, desunte da fonti edite e dal carteggio mediceo, BERTA FELICE[519]) ha illustrato le figure di Contessina de' Bardi moglie di Cosimo de' Medici il Vecchio, e di Lucrezia Tornabuoni moglie di Piero di Cosimo. Delle donne e del lusso a Firenze nel Cinquecento ha discorso in una lettura C. CARNESECCHI[520]); delle mode e del costume femminile nel 400 in genere, ha avuto occasione di parlare G. B. MARCHESI[521]) trattando d'un sirventese inedito. Sulla educazione dei principi nel sec. XV ha pubblicato tre documenti preziosi, cioè tre lettere contemporance, B. FELICIANGELI[522]), intorno a Battista e Costanzo Sforza, e li ha illustrati con peregrina erudizione, giovandosi della speciale conoscenza ch' egli ha di quel periodo e di quelle corti marchigiane. Buoni saggi e ricchi di curiose notizie ricercate con diligenza, sebbene incompleti, son quelli di E. RODOCANACHI: uno sull'educazione femminile nel Rinascimento[523]), e un altro sul matrimonio nella stessa età[524]). Si terrà conto, intorno al costume nuziale del Rinascimento, anche di un articolo documentato di D. CHIATTONE[525]), e di un documento del 1445, fatto conoscere da E. SCATASSA[526]), cioè l'Inventario degli oggetti che il conte Nicolò da Montefeltro diede in dote a sua figlia Orlandina. Sulla toeletta femminile del Rinascimento, illustrata anche dall'opera già ricordata del Molmenti, abbiamo un articolo di A. MARENDUZZO[527]) deficente per preparazione, e sul lusso muliebre uno di D. CHIATTONE[528]) condotto su documenti piemontesi. Alla storia del lusso femminile di quel tempo reca un contributo pieno di curiosità anche l'articolo di LUCA BELTRAMI, su una delle più doviziose principesse del Cinquecento, intitolato La guardaroba di Lucrezia Borgia[529]). Al costume si riferiscono in gran parte quelle invenzioni simboliche, le quali col nome di imprese ebbero così larga diffusione nel 500. Di esse ho ampiamente discorso io stesso nel mio volume su Luca Contile già citato, nel quale mi sono occupato anche di quegli autori che composero trattati intorno alle «imprese»; e gli studiosi terran presente un articolo di A. WARBURG[530]), in cui illustrandosi

pedantesca del Cinquecento, nella cit. MSCGraf. 518) Ferrara, tip. Bresciani, 1902. Non si trascuri il bel volume di G. AGNELLI, Ferrara e la Pomposa,. Bergamo, Istit. ital. d'arti grafiche, 1902. 519) Donne medicee avanti il Principato, in RN., 16 dic. 1905. 520) Donne e lusso a Firenze nel secolo XVI ecc., Firenze, stab. Pellas, Cocchi e Chiti succ., 1902. 521) Mode e costumanze femminili del Quattrocento da un serventese inedito (nella MNSN.). 522) Alcuni documenti relativi all'adolescenza di Battista e Costanzo Sforza, nel GSLIt., XLI, 304 sgg. Sulla educazione ricordo anche CHARLES DEJOB, Les enfants gâtés en Italie au XIV et au XV siècle, Toulouse, impr. Chauvin, 1904, per nozze D'Ancona-Cardoso. 523) L'éducation des femmes en Italie, in RQH., nº 156 (N. S., XXXIV, 460 sgg.). 524) Le mariage en Italie à l'époque de la Renaissance, in RQH., nº 151 (N. S., vol. 32º, p. 29 sgg.). 525) Matrimoniana nel Cinquecento in Saluzzo, nel Piccolo archivio stor. dell'antico marchesato di Saluzzo, anno II. 526) Nella RArte. III, 8º. 527) Della toeletta femminile nel Rinascimento, in RIt., VII, 9º. 528) Lusso femminile nel 500, in Il Piemonte, I, 8º. 529) Milano, tip. Allegretti, 1903. 530) Delle imprese amo-

un' antica incisione del 400 fiorentino, contenente un' impresa con motto, si fa l' ipotesi molto probabile che in essa siano rappresentati Lorenzo il Magnifico e Lucrezia Donati, e che il disegno appartenga a Sandro Botticelli giovane. — Della vita delle monache s' è occupato E. RODOCANACHI[531]), in un articolo in cui, a dir vero, l' argomento attraente, non che esaurito, è poco più che sfiorato; e B. FELICIANGELI[532]) ci ha dato un' erudita memoria Sulla monacazione di Sveva Montefeltro Sforza, nella quale ha parlato delle vicende della seconda moglie d' Alessandro Sforza signore di Pesaro, delle rime sacre di lei e della corrispondenza poetica scambiata fra lo Sforza e quell' Angelo Galli d' Urbino del quale abbiam già discorso.

Alla splendida e geniale corte di Ferrara ci riconduce, nello studio del costume cavalleresco signorile, Il fior di battaglia di maestro Fiore dei Liberi da Premariacco, testo del 1410 edito da F. NOVATI[533]). Si tratta d' una splendida edizione per facsimili e in trascrizione diplomatica, con molte illustrazioni, con note grammaticali e glossario; e ad essa il Novati ha premesso un' introduzione dotta come ogni cosa sua, e singolarmente interessante per la storia della scherma italiana, e per la conclusione a cui giunge il critico nostro, che se nella scherma medievale è notevole l' influsso germanico, esso dal 400 in poi, in Italia e in Ispagna, va cedendo dinanzi all' affermarsi della scuola nazionale. Maestro Fiore nacque verso la metà del 300, e ne' primi anni del secolo seguente fu alla corte estense maestro di scherma al futuro Nicolò III, che contemporaneamente era istruito nelle lettere da Donato degli Albanzani. Il Flos, di cui il Novati studia i codici e che riproduce da un manoscritto di proprietà privata, fu composto dal maestro divenuto famoso nell' esercizio delle armi, negli ultimi suoi anni, in distici volgari illustrati da interessantissime figure, che hanno anche per il tempo molto valore artistico; e tratta dell' abbracciare (lotta) e dell' armeggiare (scherma). Oltrechè per il costume, il Flos ha valore anche come prodotto letterario, essendo, come dice il Novati, «un nuovo documento di quell' ibridismo letterario che per tutta la metà del secolo decimoquarto e per notevole parte del decimoquinto altresì ha signoreggiato la produzione dell' Italia superiore, dove il toscano letterario è costretto a piegarsi in misura assai considerevole alle abitudini fonetiche e morfologiche dialettali» (p. 49). La società cortigiana del Rinascimento si dilettava anche, come ognun sa, dei lazzi dei buffoni e di altri consimili trastulli: e di essi si sono occupati G. BERTONI[534]) con utili spigolature d' archivio sui buffoni estensi del 400 e del 500, L. TORRI[535]) in un articolo adorno di belle illustrazioni, e D. CARRAROLI[536]). Sulla superstizione nel Rinascimento ha scritto anche P. MOLMENTI[537]), e C. MUSATTI ci ha fatto conoscere Le

---

rose nelle più antiche incisioni fiorentine, nella Rivista d'arte, III (1908), 159 sgg. **531**) Les nonnes en Italie du XIV au XVIII siècle, nel BIt., V, p. 34 sgg. **532**) Pistoia, tip. Flori, 1903. **533**) Bergamo, Istit. ital. d'arti grafiche, 1902. **534**) Buffoni alla Corte di Ferrara, in RIt., VI (1903), p. 497 sgg. **535**) I buffoni, nell' Emp., XVII, 365 sgg. **536**) Buffoni, nani e burle celebri, in N&A., XV, 1°, e Beffe, facezie e motti, maschere e poesia maccheronica, in N&A., XV, 2°. Non contengono notizie peregrine. **537**) Le scienze occulte e le superstizioni del Rinascimento, in

lettere d'una strega veneziana del Cinquecento[538]). Non estranei al mio rendiconto sono alcuni scritti sul gusto di quella età per i piaceri della tavola, e li dobbiamo a F. NOVATI[539]), a P. MOLMENTI[540]) e specialmente ad ALBERTO COUGNET[541]), che a questo tema ha dedicato un volume. Altri ha discorso del giuoco delle carte: HENRY-RENÉ D'ALLEMAGNE[542]) ne ha fatto argomento di un' opera voluminosa, della quale io ho conoscenza per un articolo di LEO S. OLSCHKI[543]), corredato di belle tavole e figure; e G. BERTONI con documenti estensi ha illustrato Nuovi tarocchi versificati[544]) con motti dedicati a gentildonne ferraresi. Di giuochi popolari fiorentini ha trattato con buona erudizione ALBERTINA FURNO[545]) occupandosi di un codice ashburnhamiano-laurenziano e traendone notizie interessanti di demopsicologia; invece non molto di nuovo ci apprende un superficiale articolo di A. MARENDUZZO[546]) sui Giuochi di società sullo scorcio del Cinquecento, che veramente esce dai miei limiti. E poichè siamo tra le cose gaie, terminerò il mio rendiconto con esse, registrando alcuni pochi studj intorno a pubblici festeggiamenti del Rinascimento: G. VOLPI[547]) ha illustrato le feste fiorentine del 1459, dando notizia d'un poemetto contemporaneo (altri poemetti su feste vedansi indicati ai nn[i] 114 e 115); G. POGGI, in un articolo sulla giostra medicea del 1475[548]), ha trattato del contributo che l'arte del Verrocchio e del Botticelli diede ad essa, dipingendo gli stendardi dei maggiori giostranti, fra cui Giuliano de' Medici, ed ha segnalato un' inedita relazione della giostra pubblicandone un tratto; e ALFREDO SAVIOTTI ha discorso delle Feste carnevalesche in Pesaro nel 1527[549]). Infine F. NERI[550]) ci ha offerto una memoria, densa di notizie raccolte con bella e industre diligenza, su Le Abbazie degli Stolti in Piemonte nei secoli XV e XVI: in essa è assommata gran quantità di ragguagli, sparsi dapprima in molte opere di storia municipale, sulle società di giovani, società gioiose che in Torino e in tutto il Piemonte godevano singolari privilegi (son notevolissimi quelli dell' Abbazia torinese pubblicati dal Neri per intero) e che ebbero molta importanza nella vita e nel costume del Quattrocento e del Cinquecento.

Torino, novembre 1909. Abd-el-Kader Salza.

N&A., XV, 3°. 538) Nel Niccolò Tommaseo, II, 7—8. 539) Di un libro di cucina bergamasco del sec. XV, in ASL., XXXII, 6°, p. 438 sgg. Notizie su antichi libri di questo argomento e sur un ms. del 400. 540) I piaceri della tavola nella vecchia Venezia, in Emp., XXI (1905), 434 sgg. 541) I piaceri della tavola. Contributo alla storia della cucina e della mensa, nella Piccola bibl. di scienze moderne del Bocca, Torino, Bocca, 1905. Si veda la II parte, su La vita privata e pubblica in Francia e in Italia dal XIII al XVI secolo, dove all' Italia son dedicati alcuni capitoli interessanti sebbene non compiuti. 542) Les cartes à jouer du XIV au XX siècle, Paris, Hachette et Cie. 1905. 543) Les cartes à jouer du XIV au XX siècle, in La Bibliofilía, VII, 289 sgg. 544) Nel GSLIt., XLIII, 55 sgg. 545) Un codice di giuochi popolari fiorentini del sec. XVI, in RBA., XIV (1903), 97 sgg. 546) Nella RIt., VII, 3°. 547) Le feste di Firenze nel 1459: notizia di un poemetto del sec. XV, Pistoia, tip. Flori, 1902. 548) La giostra medicea del 1475 e la «Pallade» del Botticelli, in L'Arte, V (1902), p. 71 sgg. 549) Pesaro, tip. Terenzi, 1903. 550) Nel GSLIt., XL, pp. 1—34. Un altro documento sullo stesso tema aggiunse D. CHIATTONE (I «folli» di Saluzzo, in Il Piemonte, I, 2°).

La scuola classica (sec. XIX). 1906. ***Monti.*** Nulla di specialmente notevole offre la letteratura montiana di quest'anno. Lo studio di K. WEITNAUER: Ossian in der italienischen Literatur bis etwa 1832 vorwiegend bei Monti[1]), ha il difetto di troppe altre dissertazioni di laurea, d'essere ad un tempo esuberante e incompleta. Molte pretese reminiscenze e derivazioni in esso registrate sono luoghi comuni di poeti d'ogni tempo e scuola; mentre sono trascurati, o solo fuggevolmente accennati, alcuni scrittori italiani che trassero ispirazione o materia dallo pseudo-bardo. Per ciò che riguarda il Monti, vien confermata e illustrata la famigliarità ch'egli aveva coi poemi ossianici e la sue straordinaria facoltà assimilatrice. D'un altro straniero degli scritti del quale V. Monti trasse partito, il Klopstock, si occupa F. PASINI in un suo contributo alla storia della fortuna del poeta tedesco tra noi[2]). Egli espone e commenta la controversia che il M. ebbe col Vannetti circa i meriti dell'autore della *Messiade*, valendosi dell'epistolario dei due, e di lettere loro che son qui pubblicate per la prima volta. — Pure attingendo a documenti inediti — giacenti nell'archivio municipale di Milano — E. BELLORINI fa conoscere Il prezzo d'una cantata del Monti[3]), cioè dell'inno da lui composto perchè fosse cantato nel teatro della Scala il 21 gennaio 1799. — L. TORRETTA, in Il poeta Marcellino Serpieri e alcune lettere inedite del Monti e del Casti[4]), reca due lettere del M. dirette al Serpieri: appartengono al periodo romano, e contengono particolari di non molta importanza. Più notevoli sono la trentatre Lettres di V. Monti à madame de Staël pendant l'année 1805[5]) che J. LUCHAIRE riproduce dagli originali esistenti negli archivi di Coppet e che sono un buon complemento alla raccolta pubblicata nel 1905 da Ida Morosini, e di cui facemmo a suo tempo menzione. Oltre a confermare la viva affezione che legava i due corrispondenti, esse contengono opinioni e giudizi del poeta sopra argomenti letterari.

Foscolo. — Il LUCHAIRE ora citato pubblica un'eccellente versione francese del romanzo giovanile del F.: Les dernières lettres de Jacques Ortis[6]), facendole precedere da uno studio introduttivo, in cui delinea a larghi tratti la figura del poeta e raffronta l'opera di lui con le analoghe del Goethe e dello Chateaubriand. Il lavoro è presentato con acconce parole da EMILIO FAGUET. — Pure del LUCHAIRE è un Essai sur l'évolution intellectuelle en Italie de 1815 à 1830[7]) in cui, studiando gli scrittori e le opere che maggiormente influirono sulla formazione del pensiero nazionale d'Italia e ne prepararono l'indipendenza politica, fa cenno, oltre che d'altri, del Foscolo, del Leopardi, del Giordani e rileva il significato politico della controversia tra classici e romantici. — D'argomenti affini trattano i Profili biografici e bozzetti storici di A. LUZIO[8]), in uno dei quali — quello intitolato I carbonari di Parma p. 100—101 — si trovano alcuni particolari che riguardano la politica del poeta di Zante. — Nello studio di G. GALLAVRESI Per la

1) ZVglL. XVI, 4—5. 2) Per la fortuna del Klopstock in Italia. Padova, tip. Prosperini pp. 21, in-16°. 3) NAnt. p. 833 sgg. 4) GSLIt. p. 319 sgg. 5) Bordeaux, Feret et fils pp. 71, in-16° (estr. dal Bulletin italien, VI, 2). 6) Paris, Société franç. d'impr., pp. XLIII, 282, in-8°. 7) Paris, Hachette, pp. X—355, in-8°. 8) Milano, Cogliati.

storia delle Grazie[9]), inteso a illustrare il noto passo dove si canta la suonatrice d'arpa, sono recate due lettere inedite del F., l'una a Cornelia Martinetti, l'altra ad Almina Michelini, ambedue dell'ottobre 1814. A. NERI, sotto il titolo: La stampa originale dell'ode a Luigia Pallavicini[10]), descrive un raro opuscoletto, stampato a Genova, in cui l'ode foscoliana si trova accostata ad altri componimenti scritti per la caduta della Pallavicini. — IRENE VANNERINI cura una nuova edizione de I carmi dei Sepolcri[11]), e cioè dei componimenti sepolcrali del Foscolo, del Pindemonte e del Torti. Chiosa il carme del F. sulla scorta dei migliori commenti e con osservazioni proprie, mentre ne chiarisce la compagine e la connessione logica con adatti sommari e parafrasi. Aggiunge la critica del Guillon colla risposta del F., e altri giudizi sui *Sepolcri*, di cui descrive anche brevemente la fortuna. — G. LESCA pubblica alcune Postille foscoliane inedite a Cino da Pistoia, con quattro facsimili di scritture foscoliane[12]), commentandole con molta cura, superiore in vero all' entità del testo. Si possono vedere in proposito gli articoli di G. ZACCAGNINI e ARN. BONAVENTURA, intitolati rispettivamente: Le postille foscoliane a Cino da Pistoia[13]) e Postille foscoliane[14]). G. GALLAVRESI publica Una lettera inedita di U. F.[15]), diretta al conte Cesare Bianchetti da Milano, il 25 ottobre 1814.

Leopardi. — Vedono finalmente la luce Gli scritti vari inediti di G. L.[16]) presi dalle «carte napolitane», di cui più saggi erano già usciti in questo e quel periodico. Sono distribuiti in tre parti secondo l'indole loro. Di quelli poetici, e forse di tutti gli scritti, i più importanti sono la satira *I nuovi irredenti*, rivolta contro i neoguelfi, seguaci della filosofia cristianeggiante e progressista del Mamiani, e un abbozzo di tragedia dal titolo *Maria Antonietta* dell' anno 1816. S'aggiungono alcuni frammenti di traduzione del libro III dell'Eneide e di Giobbe, gli argomenti in prosa di alcune canzoni, e tracce di poesie che per la maggior parte non furon mai scritte. Tra le prose rileviamo una lunga *Dissertazione sopra l'origine e i primi progressi dell'astronomia* (anno 1814), e molti volgarizzamenti da Teofrasto, Luciano e Longino. Delle numerose lettere, tre soltanto sono del L. stesso: le altre sono dirette a lui da parenti ed amici e riguardano gli ultimi sette anni passati dal poeta a Firenze e a Napoli. — Dalla stessa casa editrice escono le Opere di G. L. da lui approvate[17]), ristampa preparata dal compianto prof. GIOV. MESTICA, che attese alla revisione sui manoscritti e sulle edizioni precedenti. Sono i *Canti*, i *Paralipomeni*, le *Operette morali* e i *Pensieri*.

Tra gli studi critici occupano, come ormai da parecchi anni, il primo posto quelli intesi a illustrare il pensiero leopardiano in quanto si rivela nello *Zibaldone*. La Grecia letteraria nei «Pensieri» di G. L., di G. SETTI[18]) è un' esposizione completa di ciò che il poeta giovinetto sen-

9) Torino, Loescher, pp. 5, in-16°. (Cfr. GSLIt. vol. XLVIII, p. 396 sgg.). 10) *Giorn. stor. e lett. della Liguria* VII, 9. 11) Milano-Roma, Albrighi e Segati, pp. XVIII—188, in-8°. 12) Firenze, Olski pp. 47, in-4°. Cfr. *La Bibliofilia* VIII, 1. 13) BSPist. IX. 14) FD. XXVIII, 19. 15) *Bollettino uff. del I° congresso stor. del Risorgim. ital.* IV. 16) Firenze, Succ. Lemonnier, pp. IX—541, in-8°. 17) Firenze, Succ. Lemonnier, pp. 390, in-8°. 18) Livorno, Giusti, pp. X—304, in-8° picc.



tiva e pensava degli scrittori greci. La materia è distribuita secondo i sei grandi generi letterari, nell'ordine del loro successivo svolgimento: epos, lirica, dramma, storia, filosofia, eloquenza. Per l'epoca posteriore alla classica, in cui i vari generi si confondono, è aggiunto un capitolo sulla coltura ellenistica. L'A. si riporta ai libri di casa Leopardi che il poeta potè consultare e giunge così a dar ragione di certe lacune e deficienze nella sua coltura, che sembrano a primo tratto inesplicabili; discute ed esamina alcuni giudizi di lui sopra singoli autori della grecità, e rileva, per ciò che riguarda il suo valore come filologo, che la critica leopardiana ha «tutte le manchevolezze e tutti i pregiudizi della vecchia scuola» (p. 285). — Il titolo stesso dell'opera di PASQ. GATTI: Esposizione del sistema filosofico di G. L.[19]) ne denuncia il vizio fondamentale, imquantoche, come più volte fu accennato anche in questi rendiconti, non si può veramente parlare di un «sistema» di filosofia leopardiana. Anche questo lavoro trae materia dallo *Zibaldone*; ma l'A. è ben lungi dal dare ad essa quell'unità organica che presenta lo studio del Setti. È, più che altro, uno spoglio, una congerie incondita, in cui le idee del L. in fatto di filosofia si susseguono senza che se ne scorga la dipendenza e la concatenazione. Si può vedere la lunga recensione che di questo libro fece in RBLIt.[20]) GIOV. GENTILE. Sempre ricorrendo ai volumi postumi, M. PORENA ritratta Lo stile poetico e un' opinione del Leopardi[21]), a proposito del lavoro del COLAGROSSO: La teoria leopardiana della lingua[22]), che è un notevole complemento de' precedenti studi su questo soggetto. — F. CANTELLA studia Il genio nelle dottrine psicologiche del L.[23]) e FR. BENEDUCCI La critica del L.[24]), trascurando il molto che già si scrisse in proposito e, tra l'altro, dichiarando d'essere rimasto deluso nel non trovare nello *Zibaldone* che pensieri rancidi, vuoti, superficiali, folli, lagrimevoli! (p. 64).

L'ormai vecchia controversia tra psichiatri e critici intorno all' infelice Recanatese ha un' eco nelle pagine di E. M. FUSCO In difesa di un libro[25]). Si tratta del noto Saggio psicoantropologico su G. L. di L. M. Patrizi, le teorie e le conclusioni del quale l'A. propugna, con un entusiasmo che ci contenteremo di chiamar giovanile, contro le obbiezioni mosse specialmente dal conte Ettore Leopardi. — Le Note Leopardiane di G. RABIZZANI[26]) trattano dei rapporti del poeta col Petrarca, della sua fortuna in Francia, e del L. nei paralleli. — Una lettera inedita di G. L., di scarsa importanza, pubblica G. CAVALLARI-CANTALAMESSA[27]). È diretta a Luca Mazzanti, in data 30 dic. 1825. — Nulla di nuovo o di notevole porge FR. MAGGESE sul suo opuscoletto G. Leopardi[28]).

Minori. — G. MICHIELI pubblica, corredandole di acconce note, quattordici Lettere del Giordani a Vinc. Mistrali[29]), che forniscono nuovi particolari sulle vicende politiche dello scrittore piacentino. — G. BOLOGNA, occupandosi Di alcune relazioni tra il Klopstock e

19) Firenze, Succ. Lemonnier, 2 voll., pp. 454, 269, in-16°. 20) Vol. XV, p. 173. 21) FD. XLVI. 22) *Rendic. dell'Accad. di archeol., lett. e belle arti di Napoli*, anno XIX. 23) *Riv. di filosofia e sc. affini*, VII, 2, 4—6. 24) Nel vol. Scampoli critici, III serie, Oneglia, Eredi Ghilini, pp. 263, in-16°. 25) Città di Castello, Lapi, pp. 23, in-16°. 26) NRaLM. IV. 27) *La Romagna*, II, 11—12. 28) Napoli, tip. dei Sordomuti. 29) Per nozze Zanone-Rizzi, Parma, Zerbini, pp. 32, in-16°.



i poeti italiani[30]), lasciando da parte il Monti che, osserva, fu già da altri studiato in modo esauriente ne' suoi rapporti col poeta tedesco, si trattiene sul Pindemonte, non tanto per l'*Arminio*, quanto per gli scritti minori, nei quali rintraccia molte analogie e reminiscenze di quello. — ERN. LAMMA spigola Fra i poeti della scuola romagnola dell'ottocento[31]), scuola che mette capo al Monti e al Giordani (Paolo Costa, Dionigi Strocchi, ecc.). Sullo stesso argomento si può anche vedere G. GASPERONI: Ancora della scuola romagnola[32]). — A. BUSTICO rievoca Un competitore di V. Alfieri: Alessandro Pepoli[33]), fornendo nuove notizie intorno al bizzarro conte bolognese; fa seguire un' indicazione bibliografica delle sue tragedie. — Di due classicisti, ora pressochè dimenticati, ma famosi al loro tempo, s'occupano F. PASINI e G. NATALI, il primo pubblicando — Dodici lettere inedite del Tartini a G. V. Vannetti[34]), con curiosi particolari sulla vita e le opere del grande musicista e un' appendice contenente la genealogia della famiglia V. Il secondo illustra Franc. Lomonaco a Pavia[35]) fornendo notizie su alcuni scritti di lui, e specialmente sui *Discorsi letterari e filosofici*. N. CARAFFA dedica una nudrita monografia a B. Puoti e la sua scuola[36]). Descrive le tradizioni letterarie che precedettero il P. nelle province napolitane, e, dopo aver ritessuta la vita di lui, narra le vicende della sua scuola, ne mostra gli intenti e ne rileva i pregi e le benemerenze, senza nascondere ciò che in essa era di difettoso e d'esagerato. Di lui, che fu detto l'ultimo dei puristi, pare s'accinga a ripubblicare le opere e l'epistolario G. GUIDETTI, che pubblica intanto quattro Lettere del marchese B. Puoti[37]), di non grande importanza, a dir vero. Tra i corrispondenti sono Ferd. Ranalli (4 dic. 1839) e il P. Ant. Bresciani (5 febbr. 1841).

Balerna, luglio 1909. Dr. Paolo Bellezza.

Rätoromanische Literatur.

Rätoromanische Literatur. 1906. In dem bekannten Jahrbuche der Rätoromanischen Gesellschaft macht uns G. H. MUOTH mit Dus auturs sursilvans[1]) aus Rabius, Gion Antoni Tuor und dessen Sohn, dem kränklichen, 1904 erst 33 Jahre alt verstorbenen Alfons Eduard bekannt. Weniger glücklich in seiner Nachahmung Molières, gibt der jüngere Tuor in seinem von Muoth eingehend besprochenen Zweiakter *Ils Franzos a Sumvitg*, ein ergreifendes Bild der oberländischen Auflehnung gegen die Franzosen im Jahre 1799. Bedeutender erscheint er allerdings in seinen lyrischen Dichtungen, zumal wenn er in der Fremde sein Heimweh besingt oder sich *allas steilas* wendet und diese nach dem Rätsel des Lebens fragt. Von ihm bringt die nämliche Nummer der ASRR.[2]) noch einen lustigen Einakter, las Paterlieras, die Klatsch-

30) Firenze, tip. Galileiana. 31) Rocca S. Casciano, L. Cappelli. 32) La Romagna, III, 3. 33) Genova, Carlini, pp. 15, in-16°. 34) Capodistria, Priora (estr. da Pagine ital.). 35) Pavia, Fusi, pp. 12, in-16°. 36) Girgenti, stamp. Motes, pp. 103, in-16°. 37) Reggio d'Emilia, Coop. fra lavor. tip., pp. 11, in-16°.

1) ASRR. XX, 1906, 99—131. 2) 165—175.



basen. Die genannten Biographien sind vielleicht die letzte Arbeit **Muoths** (Brigels, 29. Sept. 1844 — Chur, 6. Juli 1906), von dem DECURTINS in seinem schönen Nachruf im Ischi[3]) mit Recht, wenn auch wohl etwas übertrieben, sagt: Wenn er einer grossen Nation angehört hätte, so würde sein Name durch ganz Europa getragen werden, als der eines Dichters, der der nationalen Muse den Weg gewiesen und die Literatur der Muttersprache zur höchsten Stufe gehoben hat. In der Tat sind Muoths Ballade *las Spatlunzas,* die Hanfflechterinnen und noch mehr diejenigen aus der heimischen Geschichte, wie *la Dertgira nauscha* (das hochnotpeinliche Gericht) *de Valendau* und *il Cumin* (Landsgemeinde) *d'Ursera,* aber auch sein Mahnruf für die Muttersprache: *Stai si* (steh auf) *defenda tieu vegl lungatg,* ebenso warm empfunden, als formvollendet und gelegentlich mit köstlichem Humor gewürzt.

Im Engadin begegnen wir wieder einer Arbeit ULRICHS, einer der letzten des unermüdlichen Gelehrten, die um so verdienstlicher ist, als sie die rätoromanische Literatur in die vornehme Sammlung der Gesellschaft für romanische Literatur[4]) und zwar mit dem hervorragendsten Vertreter des 16. Jahrhunderts eingeführt hat. Der engadinische Psalter des Chiampel, wie der Titel der neuen Ausgabe desselben lautet, war zuerst 1562 von J. Kündig in Basel, 1606 nochmals daselbst und in Lindau gedruckt worden. „Chiampels Bearbeitung des Psalmenwerkes ist wohl das hervorragendste Werk nicht bloss der engadinischen, sondern der ganzen rätoromanischen Literatur", meint Ulrich (S. XI), womit er sicherlich die neueste Zeit und speziell den vorhin genannten Muoth nicht hoch genug eingeschätzt hat, um so mehr, als sich „dieses Werk auf den ersten Blick als eine Bearbeitung des in den reformierten Ständen eingeführten Gesangbuches Nüw gſangbüchle von vil schönen Psalmen und geistlichen Liedern etc., gedr. von Chr. Froschover, Zürich MDXL, erweist". Indes braucht man z. B. nur die Übertragung von Luthers Ein feste Burg ist unser Gott: *Vn fearm friungk ilg noaſs Deis ais,* anzusehen, um sich herzlich zu freuen über Chiampel und also auch über dessen neue Ausgabe, der Ulrich zahlreiche Anmerkungen und ein kleines Glossar beigegeben hat. Unter jenen finden wir zu 2, 38 *wuo schbüttade* die Bemerkung: ihr habt verworfen, hist. Perf. Vergleicht man damit Gartners Grammatik S. 113 und Stürzingers Konjugation im Rätoromanischen S. 18, wo Beispiele aus Chiampel herangezogen sind, so möchte man *schbüttade* eher als Präsens auffassen. In 10, 96: *Saia giuwn' u uèlg cun rappa* ist Ulrich das letzte Wort „unklar", lässt sich indes durch Palioppis *rappla, rappa,* Runzel, leicht erklären. Auch in dem Verse: *Seis saungk tuott læd ans schkiatzgia* (C. 55, 57), dessen letztes Wort Ulrich „nicht bekannt ist — das Original hat: Sein Blut soll uns entspriessen" — haben wir vermutlich nur das Präsens von *s-chatscher,* bei Pall. vertreiben, verjagen, vor uns. — Über einen etwas späteren Vorkämpfer für die Reformation im Unterengadin, Jon Pitschen Salutz, dessen Capuciner und Übertragung von Genesis und Exodus berichtet C. PLANTA[5]) kurz und treffend. Endlich sei noch eine kleine Übersicht

3) VIII, 1906, 140—175. 4) IX, Dresden 1906, XXXI u. 437. 5) ASRR. XX, 235—244.

über die neuere Lyrik in Graubünden[6]) erwähnt, mit welcher Ref. seine Fachgenossen, von denen manche, wenn auch nicht *quasi contenti che una lingua sia ridotta cadavere per farne meglio l'anatomia*[7]), sich nur für die frühere Zeit interessieren, auf die moderne, glücklicherweise noch so lebensfrohe, rätische Literatur hinzuweisen sucht.

1907. Der religiöse Ton in den drei ersten engadinischen Bänden von Decurtins' verdienstlicher Chrestomathie ist im achten: Oberengadinisch, Unterengadinisch. Das XIX. Jahrhundert[8]) entschieden weltlich geworden. Die Lyrik allein beansprucht darin 239 Seiten und führt uns eine Reihe von Männern vor, die sich mit manchen ihrer Erzeugnisse neben den schönsten Blüten am Baume der Menschheit sehen lassen dürfen: so Conradin de Flugi d'Aspermont, den Landammann Zaccaria Pallioppi, ferner den langjährigen Redaktor des Fögl d'Engiadina, Gian Fadri Caderas, dessen prächtige Übertragung von Schillers Glocke wir allerdings vermissen, und unter den Lebenden Peider Lansel, mit dem Pseudonym P. J. Derin. Neben diesen Kunstlyrikern, die auch als Übersetzer glänzen, seien noch Simon Caratsch mit seinen humoristischen Schilderungen der heimischen Volkssitten, und der volkstümliche Gian Battista Sandri erwähnt. Die dramatische Dichtung tritt merklich zurück, bringt aber in Florian Grands Einakter *Bgera canêra per poch* eine köstliche Satire des Kampfes zwischen jung und alt im Engadin. In der Prosa kommt vor allem der gemütliche frühere Zuckerbäcker und spätere Erzähler Giovan Matthis zu Worte, dazu aus dem Unterengadin Andreas Vital mit seinem Dichterbilde Pallioppis und der Pfarrer Mohr mit seiner schon früher hervorgehobenen *Survista della litteratura ladina*[9]). Einige mehr volkskundliche Zugaben — *Representanza fatta d'un baur als seis convaschins da Schuls* und eine Probe aus dem *Prüm cudasch da scoula per ils infants nel chantun Grischun*, schieben sich wohl nicht sehr glücklich zwischen die lyrischen Dichter hinein. Die Religion kommt übrigens auch in diesem Bande zu ihrem Recht in den zwei Predigten, von denen die erste zur Eröffnung der Albulabahn den Freund unseres würzigen Alpenidioms fast wehmütig stimmen wird. Allerdings sucht die neugegründete *Uniun dels Grischs* den wirtschaftlichen Druck der grossen Nachbarsprachen abzuwehren, besonders auch durch kleine volkstümliche Schriften, unter denen hier Nr. 2, Giachiam Bifrun von Rudolf Filli, minister[10]) lobende Erwähnung verdient.

München. Gottfried Hartmann.

---

6) FXIIDNMü. Erlangen, Junge 1906, 475—498. 7) Bianchi in AGIt. XIII, 142. 8) Erlangen, Junge 1907, 620 u. 2 Vorwort = RF. XXIV, 1907. 9) JBRPh. VII, II 321. 10) Samaden, Eng. Press Co. 1907, 15.



Rumänische Literatur.

Von 1800 bis zur Gegenwart 1906. ***Allgemeines. Zeitschriften.*** Neben ihrem poetischen, belletristischen und wissenschaftlichen Teil, bringen die Convorbiri literare, wie alljährlich, verschiedene Mitteilungen, die für den Literarhistoriker von Wichtigkeit sind. Es werden eine Reihe von Briefen veröffentlicht, und zwar solche von Creangă (S. 272—274), Odobescu (S. 274—278), Popovici-Bănățeanu (S. 278—281), Nicoleanu (S. 281—282), Lambrior (S. 282—284) und M. Pompiliu (S. 284—285) an T. Maiorescu. Il CHENDI, der eifrige Alecsandri-Forscher, druckt dessen Briefe an die Bukoviner ab (S. 583ff., 953ff., 1095ff.) und teilt eine bisher unbekannte Übersetzung Eminescus nach W. Jerwitz' Drama Histrion mit (S. 67ff., 154ff.). Über „Kant und Eminescu. Die Übersetzung der Kritik der reinen Vernunft" finden wir einen lehrreichen grösseren Aufsatz von J.-A. RĂDULESCU-POGONEANU (S. 519ff.). Höchst wertvoll und oft rührend sind die Briefe über Eminescus Krankheit, die G. TEODORESCU-KIRILEANU mit einer schönen Einleitung zum Abdruck bringt (S. 995 ff. und 1089ff.). G. BOGDAN-DUICĂ befasst sich eingehend mit P. Eliades De l'influence française sur l'esprit public en Roumanie und L'histoire de l'esprit public en Roumanie, wobei er nicht nur die Mängel und Fehler dieser Bücher nachweist, sondern wertvolle Beiträge zur Literaturgeschichte liefert (S. 185ff., 778ff.). In einer kurzen Notiz beschäftigt er sich auch mit dem Dichter J. Văcărescu (S. 389ff.). Endlich veröffentlicht H. P. PETRESCU zwei Dokumente über G. Lazar (S. 1130 ff.), aus denen hervorgeht, dass dessen Tod „zwischen Juli und November 1823" zu datieren sei. — In diesem Jahre vollenden die Convorbiri literare das vierzigste Jahr ihrer Existenz, und aus diesem Anlasse erschienen die Hefte 3—8 als Festnummer, zu welcher fast alle lebenden jetzigen und einstigen Mitarbeiter Beiträge geliefert haben; die Redaktion hatte den guten Gedanken, am Schlusse ein alphabetisches Verzeichnis der vierzig Jahrgänge, nach den Namen der Autoren, zu publizieren. Man braucht nur diesen Index, den der rumänische Literarhistoriker fortwährend benutzen muss, zu durchblättern, um sich von der segensreichen Tätigkeit dieser, in jeder Hinsicht bedeutendsten rumänischen Zeitschrift zu überzeugen. Da stösst man zwar auch auf Namen, die schon lange vergessen sind, doch diese sind sehr selten im Verhältnisse zu solchen, die an erster Stelle unter den Dichtern und Gelehrten genannt werden. Von den Grössen fehlen nur wenige, wie z. B. Gr. Alexandrescu, M. Kogălniceanu, und in jüngerer Zeit Delavrancea. Dagegen sehen wir schon vom Anfang an C. Negruzzi und seine zwei Söhne Leon und den Gründer und langjährigen Leiter der Zeitschrift, Jakob, V. Alecsandri und seinen Bruder Johann, J. Maiorescu und seinen Sohn Titu, die Seele der „Junimea", zu denen sich bald die Jüngeren gesellen, vor allem Eminescu, ferner Creangă, Caragiale, Slavici, Vlahuță, weiter V. Micle, M. Pompiliu, Ispirescu, M. Cugler-Poni, dann D. Zamfirescu, der treueste unter den Mitarbeitern, Brătescu-Voinești, Basarabescu, G. Popovici (T. Robeanu), G. Proca (O. Carp), Coșbuc, bis zu den Jüngsten: Josif, Anghel, Sadoveanu, M. Cunțan etc.

Daneben gruppieren sich um die Zeitschrift diejenigen Gelehrten, die den Stolz der rumänischen Wissenschaft ausmachen, von den Philologen Cihac, Lambrior und Tiktin, selbst Hasdeu, von den Historikern Xenopol in älterer Zeit, dann D. Onciul, J. Bogdan, N. Jorga, St. Orășan, und jüngst A. Lăpĕdatu und V. Pärvan, ferner der Philosoph V. Conta, dann die Ärzte V. Babeș, G. Marinescu und der Naturforscher Antipa, endlich der Folklorist S. Marian, der Kritiker G. Bogdan-Duică, der Geograph S. Mehedinți u. a. — Der Zufall wollte, dass gerade in diesem Jahr, am 20. März, der älteste unter den fünf Gründern der „Junimea", Vasile Pogor (geb. am 20. August 1833), der Sohn des gleichnamigen Dichters und Übersetzers, starb. Er hat in seinem Leben wichtige öffentliche Stellungen bekleidet, in welchen jedoch dieser unstete Geist nicht lange ausharrte: im Jahre 1870 hat er die ihm anvertraute Ministerstelle schon nach einigen Tagen niedergelegt. Literarisch war er nicht besonders tätig, und nachdem er schon im Anfang der sechziger Jahre, in Gemeinschaft mit N. Scheliti, die erste rumänische Faustübersetzung herausgegeben hatte, veröffentlichte er in den ersten Jahrgängen der obengenannten Zeitschrift Gedichte, meistenteils Übertragungen aus dem Deutschen und Französischen. Seit 1882 liest man seinen Namen nicht mehr, und die letzten Jahre seines Lebens verbrachte der physisch Kranke und moralisch Verbitterte in Einsamkeit und in einer selbst vor seinen einstigen Freunden abgeschlossenen Zurückgezogenheit. Viel einflussreicher als seine Schriften war seine hinreissende Persönlichkeit, die zum grossen Teil der „Junimea" ihren eigentlichen Charakter verlieh. Er war es, der manche neue und bedeutungsvolle Worte, Namen und Grundsätze prägte, wie jener, der schon im Anfang beherzigt wurde und heute noch von den „Junimiști" befolgt wird: „es komme zu uns wem es beliebt, es bleibe wer es vermag". Und wenn die meisten, die da kamen, um durch die Convorbiri literare sich einen Dichternamen zu gründen, zurückweichen mussten, so gebührt dafür hauptsächlich Pogor das Verdienst, denn so begeistert dieser für junge Talente sein konnte, so vernichtend waren seine Urteile für die Unbegabten. Trotz seiner oft beissenden Satire hat er durch die sorgfältige Fernhaltung der Politik und der fremden Einflüsse, die Bande der Freundschaft unter seinen Gesinnungsgenossen befestigt. Dieses Verdienst kann nicht hoch genug geschätzt werden. Das Wort Freundschaft ist in allen Literaturen mit den Perioden der Blüte eng verknüpft, das gemeinsame Wirken in gutem Einverständnis unter Zeitgenossen war überall segensreich und hat speziell der Junimea ihren starken Gemütston nach innen und ihre Macht nach aussen verliehen. Gerade bei den Rumänen ist das ein ziemlich vereinzelter Fall, denn ihr leicht entzündbares Temperament führt gar oft zu Zwist unter Gleichgesinnten. Dies ist bis zu einem gewissen Grade auch leicht verständlich in einem Lande, wo der Wettbewerb noch gering ist und sich daher der Einzelne rasch emporschwingen kann und in jungen Jahren bekannt und gefeiert wird. Nichts entfernt aber die Menschen so schnell voneinander, wie der rasch erworbene Ruhm, der oft gar nicht in der literarischen oder wirtschaftlichen Tätigkeit wurzelt, sondern aus der Popularität quillt, die einem die wechselnden Launen der Politik zutragen. — Noch im Vorjahre konnte ich über die machtvolle Wirkung, die von

den um die Wochenschrift Sămănătorul gruppierten Schriftstellern ausging, berichten. Man redete schon von den „sămănători“, wie man einst von den „junimişti“ sprach, und man stellte sich die „neue Richtung“ als eine durch die unzertrennbaren Bande der Freundschaft für lange Zeit befestigte Macht vor. Schon der Anfang des Jahres brachte indessen Überraschungen. In Bukarest begann eine neue Wochenschrift zu erscheinen, die von Coşbuc, Gorun und — als stillem Teilhaber — von Chendi herausgegeben wurde, also von dem Gründer und den zwei einstigen Stützen des Sămănătorul. Der zweite der Gründer, Vlahuţă, veröffentlichte dagegen schon in der ersten Nummer der neuen Jassyer Monatsschrift Viaţa românească eine Novelle. Zwar geht der Sămănătorul seine eigenen Bahnen weiter, er bringt auch Illustrationen und gewinnt in der Craiovaer Halbmonatsschrift Ramuri einen Verbündeten in der Provinz, doch schon im Mai gibt dessen Führer Jorga eine politische Zeitschrift Neamul românesc heraus und die Nummer 42 des Sămănătorul enthält den letzten Aufsatz Jorgas. Die Zeitschrift besteht zwar weiter, ja sie wird literarisch geradezu reicher, durch die rege Wirksamkeit der Herausgeber, zu denen sich bald D. Anghel gesellt. Doch war Jorgas Persönlichkeit zu bedeutend, als dass man sie hätte ersetzen können, man war zu sehr an seine Leitartikel gewöhnt, um sie vermissen zu können und die Redaktion beging ausserdem den Fehler, dass sie sich nicht bloss auf den rein belletristischen und poetischen, wirklich hervorragenden Stoff beschränkte, sondern dass sie weiter nach Jorgas Art geschriebene, jedoch meist unbedeutende Leitartikel brachte; in dem nun leer gebliebenen Zimmer hat sie, um die Leser über den Abgang des Meisters hinwegzutäuschen, ein Bild aufgehängt, das ihm sehr ähnlich, doch leblos war. — Die „neue Richtung“ selbst hatte jedoch durch ihre gesunden, dem Zeitgeiste angepassten Prinzipien zu kräftige Wurzel gefasst, als dass sie durch den Zwist unter ihren Trägern gefährdet werden könnte. Ja sie wird sogar reifer, überschreitet die früheren Grenzen und reisst auch andere mit. Nachdem die jedem neuen Gedanken anhaftende übertriebene Begeisterung verschwunden war, begann man die literarische Produktion kritischer zu beurteilen und mancher Schriftsteller, den nur die Zugehörigkeit zur Gruppe gehoben hatte, sank jetzt, als ihm die äusseren Stützen genommen wurden; allmählich begann man den echten Ton des Herzens von der täuschend ähnlichen Deklamation zu unterscheiden, und man geht über geschickte Versifikatoren und von Reminiszenzen lebende Prosaschriftsteller, denen jedoch eine Dichterseele abgeht, zur Tagesordnung über. Während die Prinzipien der „Neuen“ bis dahin auf literarischem Gebiete beschränkt waren, schlugen nun ihre Wellen auch in die Politik über und warfen die bedeutendste Persönlichkeit der Zeit, Jorga, auf ein Gebiet, auf das wir ihm hier nicht zu folgen haben. Dagegen brachte sie auch neue Kräfte. Es geschah nämlich etwas ganz Unerwartetes. Ich habe schon im vorhergehenden Berichte angedeutet (JB. IX II 273), dass ein Wiederbelebungsversuch der einst auch literarisch mächtigen Partei der Sozialisten in Galatz gemacht wurde. Er scheiterte jedoch nach kurzer Zeit. Ein Teil dieser Partei kam nun, politisch gekräftigt, in Jassy wieder zum Vorschein und gründete die schon erwähnte Zeitschrift Viaţa românească. Schon das Format, das

strohhaltige Papier und der verwischte, unsaubere Druck erinnern lebhaft an den einstigen Contemporanul. Mehr noch verriet sie sich durch die Namen der Herausgeber und durch die Art und Weise ihrer Beiträge als eine Fortsetzung dieser Zeitschrift. Der Contemporanul war seinerzeit in jeder Hinsicht das Gegenteil und auch offen der Feind der Convorbiri literare. Hier Konservative, die in Prinzipien und in der Form Aristokraten waren, dort Sozialisten, die sich den niederen Klassen zugewandt und von jenen die Form des Ausdruckes hatten, hier die im heimischen Boden wurzelnde, an die Tradition anknüpfende Denkungsart, die die Kunst um ihrer selbst willen haben wollte, sehr wählerisch in der Auslese der ausländischen Kultur und sehr stark der deutschen zugeneigt, dort ein Umherirren in der Weltliteratur, fast ohne Wahl, Schlagwörtern folgend, ohne die Verbindungsglieder zum nationalen Schrifttum zu suchen, auffallend an die russischen Bewegungen gemahnend, eine soziale Tendenz in jedem dichterischen Werke heischend oder in dieses hineininterpretierend. Wie damals, tritt bei den meisten Redakteuren der jetzigen Jassyer Zeitschrift die autodidaktische Bildung zutage; durch das ewige Zitieren einiger zu Schiedsrichtern in Kunstsachen erhobener französischer Kritiker wollen sie den Mangel an eigener Überzeugung decken; immer schwören sie auf das letzt erschienene Buch und prunken mit ihrer oft unassimilierten Lektüre aus der Weltliteratur; dabei schreiben sie unheimlich viel und martern die arme Sprache in empörender Weise. Das Verdienst der Viața românească besteht darin, die bedeutendsten Schriftsteller von heute um sich gesammelt — weil sie die erste rumänische Zeitschrift ist, die ihre Mitarbeiter bezahlen kann — und einige von ihnen, wie Brătescu-Voinești, geradezu zu neuem Schaffen angespornt zu haben. Was von aussen kommt, ist — ich spreche natürlich nur vom literarischen Teil — fast durchweg hervorragend. Diese auswärtigen Mitarbeiter gehören aber sämtlich der gesunden nationalen Richtung an, so dass sich die Redaktion unwillkürlich genötigt sieht, hinüberzuschwenken und ihre einstigen sozialistischen Prinzipien, die sie auch in der Literatur predigte, selbst in der Politik nun mit den nationalistischen zu versöhnen, und einen Kompromiss zu schliessen, für den sie das geschmacklose Wort „poporanism“ gebraucht. Somit haben wir die merkwürdige Tatsache, dass statt einer Zeitschrift deren drei erscheinen, die sich gegenseitig angreifen, — auch der Siebenbürger Luceafărul nimmt an dieser Fehde teil, — die aber dieselben Mitarbeiter haben. Da sie keine grundsätzlichen Verschiedenheiten finden können, suchen sie belanglose Einzelheiten hervor und beschiessen einander mit offenen und versteckten Pfeilen, was nur demoralisierend wirken kann, da die Angriffe das Mass und gar oft auch den erlaubten Ton überschreiten. — Was nun der Literarhistoriker aus diesen Zeitschriften zu verzeichnen hat, sind, im Sămănătorul, die Notizen Bogdan-Duică[s] über einen Roman von J. Ghica (S. 325ff.) und über eine Episode aus der älteren Geschichte des rumänischen Theaters (S, 409ff.), Jorga[s] Aufsätze über den Anfang des rumänischen Romans (S. 561ff., 582ff., 601ff.) und über ein Drama Eminescus (S. 781ff.), über welches ausserdem J. Scurtu berichtet (S. 826ff., 895ff.). In der Viața românească beginnt Bogdan-Duică nach einer warmen Einleitung die Briefe Gr. Alexandrescus zu veröffentlichen (III, S. 10ff., 186ff.),

da aber der Autor von der Zeitschrift zurücktritt, bleibt der Artikel unvollendet. Er berichtet auch über den bis dahin unbekannt gebliebenen und unbedeutenden Dichter Dimache (I, 403ff.) und über die Übersetzung der Tragodia lui Lentor durch Konaki (III, 333ff.), über dessen Inedita ausserdem C. BOTEZ (II, 118) spricht. Die Viaţa literară şi artistică, steht, da sich die Gründer bald zurückgezogen haben, was den literarischen Teil betrifft, meist unter der Mittelmässigkeit, wenn man von den spärlichen Beiträgen BASARABESCU[s] und von denen M. CUNŢAN[s] und J. BÂRSEANU[s] absieht, und hat eigentlich nur durch die reiche Information über die literarische Bewegung, die CHENDI gibt, und durch die (sehr ungleiche) Besprechung der bildenden Künste und der Musik einen Wert. Der Budapester Luceafărul bringt neben seinem sorgfältigen literarischen Teil — der Herausgeber selbst, GOGA, scheint nach der fieberhaften Tätigkeit der letzten zwei Jahre, etwas ermüdet — eine Reihe „Briefe aus Bucarest" von BOGDAN-DUICĂ, der immer lehrreich, wenn auch in letzter Zeit sein Stil etwas manieriert und pretenziös erscheint, und die recht beachtenswerten kritischen Aufsätze M. SIMIONESCU-RÂMNICEANU[s]. — Die älteste rumänische Zeitschrift, um zwei Jahre älter als die Convorbiri literare, die Grosswardeiner Familia, einst die Führerin der literarischen Bewegung bei den ungarländischen Rumänen, ging an Altersschwäche zugrunde. Sie vermochte nicht mehr Schritt mit dem Zeitgeiste zu halten und lebte seit Jahren schon nur noch vom Ruhme einstiger Blüte. — Die Czernowitzer Junimea literară ist die einzige literarische Manifestation der Bucoviner Rumänen.

Literaturgeschichte, Ausgaben älterer Autoren. Ausser den in den verschiedenen Zeitschriften zerstreuten literargeschichtlichen Aufsätzen ist einiges auch in Buchform erschienen. Vor allem muss DR. G. ALEXICI, Geschichte der rumänischen Literatur[1]) genannt werden. Da BERICHTERSTATTER anderswo[2]) ausführlich nachgewiesen hat, dass dem Verfasser alles fehlt, was ein Literarhistoriker besitzen muss: Bildung, Sachkenntnis, Verständniss und Vorurteilslosigkeit und dass er dagegen mit seinem Buche eine der Wissenschaft gänzlich fernliegende Tendenz verfolgte, so kann er hier von der Aufzählung der zahllosen Mängel und Fehler desselben absehen. Vor dem ganz entschieden abzuweisenden Werk ist der deutsche Leser besonders zu warnen. — N. JORGA veröffentlicht eine Reihe[3]) von Beiträgen zur rumänischen Literatur im Anfang des XIX. Jahrhunderts, in denen einige Einzelheiten über die damaligen Schriftsteller aus den Briefen des Hermannstädter Hagi Constantin Pop angeführt werden. — In seinem Un capitol din istoria ziaristicei românești. Gheorghe Barițiu, Sibiiu, Arhidiecezană, würdigt DR. J. LUPAŞ die journalistische Tätigkeit Barițius. — Die literarische Kritik hat nichts aufzuweisen, es sei denn, dass man als solche die Stilübungen und ziemlich oberflächlichen Beurteilungen des jugendlichen E. LOVINESCU, Paşi pe Nisip, I—II, Bucarest, Na-

1) In deutscher Bearbeitung von Dr. K. Dieterich, Leipzig, Amelang. 2) ZVglL. XVII, 309 ff. 3) Contribuţii la Istoria literaturii române în veacul al XVIII-lea şi al XIX-lea. I Scriitori bisericeşti. II Scriitori mireni. III Scriitorii greci, cu un adaus despre scriitorii bisericești. (AAR. II. Serie, XXIX. Bd. Literarische Klasse).

ționala, dem sonst ein feiner Kunstsinn nicht abzusprechen ist, betrachtet. STELIAN RUSSU^s Foiletoane, Arad, hat Berichterstatter nicht gesehen. — Dagegen vermehrten sich erfreulicherweise die durch ihren billigen Preis allen zugänglich gemachten Ausgaben bedeutender älterer Autoren, die aber nicht immer mit dem gleichen Verständnis gedruckt sind. An erster Stelle steht die Bucarester Verlagsanstalt Minerva mit den Ausgaben von Alecsandri, Odobescu und mit der vorzüglichen von Il CHENDI und G. TH. KIRILEANU besorgten Ausgabe der Werke Creangăs und der sehr sorgfältig durch G. BOGDAN-DUICĂ veranstalteten Sammlung von Gedichten und Prosa von N. Nicoleanu, V. Cârlova und C. Stamati. In der Biblioteca pentru toți erschien nun auch der zweite Roman BOLINTINEANU^s, Elena. Sehr schlecht ist die von J. DRAGOMIRESCU besorgte Ausgabe des bis dahin ungedruckten Dramas Eminescus, Bogdan Dragoș, Buc. Alcalay. Auch in Österreich-Ungarn wird der Wunsch lebendig, die zerstreuten Werke heimischer Autoren zu sammeln: die Asociațiunea transilvană in Hermannstadt gibt durch A. BÂRSAN die Historischen Novellen J. Lăpĕdatus in zwei Bänden heraus, während die Czernowitzer Junimea die Feuilletons von M. Teliman, durch G. TOFAN besorgt und eingeleitet, zum Abdrucke bringt. Beide Autoren sind im jugendlichen Alter von derselben Krankheit hingerafft worden und beide verfolgten dasselbe Ziel; doch gehören sie zwei verschiedenen Zeiten und zwei verschiedenen Provinzen an. J. Lăpĕdatu (1844—1878) lebte als Mittelschullehrer in Kronstadt in Siebenbürgen, wo er eine der Stützen der Zeitung Orientul latin und der Gründer der Zeitschrift Albina Carpaților war. Er gehört jener Zeitperiode an, wo nach der Begeisterung und nach den intransigenten Forderungen der 48-er Generation, eine Reaktion eingetreten war, in welcher die Literatur ohne Schriftsteller blieb und in der Politik die Orientierung fehlte. In dieser Epoche wurden aber unmerklich die Grundlagen einer mächtigen ökonomischen Konsolidierung gelegt, deren Resultat man heute würdigt, ohne dass man die Namen ihrer Förderer nennt. Einer unter diesen war L., der Verfasser jener 1877iger Broschüre Asupra situațiunii, die man längst vergessen hat. Er war aber auch literarisch tätig und unter seinen wenig hervorragenden Zeitgenossen zeichnete er sich durch Echtheit des Tones und durch schlichte Art zu erzählen aus. In seiner Bescheidenheit nannte er seine 1874 erschienenen Gedichte und sein Drama Tribunul: „Literarische Versuche.“ Höher als die an Bolintineanu gemahnenden Verse sind die oben genannten Erzählungen zu schätzen, in welchen L. geschichtliche Stoffe aus der zu dieser Zeit in Rumänien bekannt gewordenen alten Chroniken, oft mit besonderem Verständnis für die vergangenen Jahrhunderte, behandelt. (Vgl. Jorga in Sămănătorul, S. 541 ff.). Teliman (1863—1902) kann als der Typus der „bohême“ betrachtet werden, der so recht hineinpasste in die in den letzten Jahren des verflossenen Jahrhunderts von kräftigen jungen Händen in der Bucovina eingeleitete politische Bewegung. T. hat nur in den Zeitungen geschrieben, und auch da nur unterhalb der Doppellinie, die das Feuilleton von der Besprechung der Tagesereignisse abtrennte. Er ist auch einer der sehr wenigen rumänischen Schriftsteller gewesen, die das Feuilleton als selbständiges literarisches Genre auffassten, und

die Vorteile daraus zu ziehen verstanden. Mit dem echten Talent eines Satyrikers, der das Gute will, wenn er das Schlechte geisselt, zeigt er nicht so sehr die lächerlich traurigen Typen seiner Umgebung, als vielmehr die traurigen Verhältnisse, welche diese gezeitigt. Manche Stücke werden von der Zeit begraben werden, da das leidenschaftliche Temperament des Verfassers ihn gehindert hat die nötige Entfernung zwischen sich und seiner Sache einzuhalten, so dass er gar oft persönlich agressiv wird und nur für die Zeitgenossen verständliche Anspielungen macht. Doch wird auch manche Seite für immer bleiben, da darin die ewigen und überall wiederkehrenden menschlichen Fehler in konkreten Bildern dargestellt erscheinen. Leider ist Ts. Sprache nicht immer von Provinzialismen und fremden Einflüssen frei, auch ist er meist in die Schule solcher fremden Meister gegangen, deren Humor nur schwer von dem Rumänen genossen wird: nichts unterscheidet bekanntlich so sehr ein Volk vom anderen, als warum und wie es lacht. — Endlich soll hier noch einer bibliographischen Arbeit Erwähnung getan werden. Da eine Bibliographie vollkommen fehlt, ist es nützlich zu wissen, dass sie sehr vorteilhaft ersetzt wird durch die von der rumänischen Akademie der Wissenschaften in Bukarest, seit 1905, unter dem Titel Creşterile Colecţiunilor herausgegebenen Verzeichnisse der Neuanschaffungen und der Pflichtexemplare, die für die Bibliothek der Akademie einlaufen. Nur wäre es erwünscht, dass bei jedem Buche auch der Verleger genannt werde, da der Buchhandel in Rumänien manches zu wünschen übrig lässt und man oft gezwungen ist, sich das Werk direkt von der Verlagsanstalt anzuschaffen.

Gedichte. Sehr viele Gedichtsammlungen sind, wie alljährlich, erschienen, so: Becescu, Fl. J., Spre ziuă, Constanţa, Ovidiu; Christescu, G., Vrancea, poemă istorică, Focşani, Aurora; Demetrius, V., Trepte rupte, Buc.; Georgian, G. C., Poezii, Buc. Socecu; Gherghel, Al., Cântece în amurg, Buc.; Hristescu, N., Ghimpi, epigrame, versuri umoristice, Târgovişte; Karr, D., Poemele visului, Ploeşti, Progresul; Lapteş, T., Freamăt, Jaşi, Goldner; Nicolescu-Chic, J., Clipe simţite, Buc. Cucu; Răşcanu, T., Pagini intime, Jaşi; Săulescu, M., Versuri, Vernescu, Al. St., Boheme, Ploeşti, Lumina etc. Es sind das entweder ganz junge Anfänger, deren Ungeduld, in Buchform zu erscheinen, niemand gutheissen kann, oder solche, die sich schon früher als talentlos erwiesen haben. Zu den ersteren, obschon ihnen nicht jede Begabung abzusprechen ist, können noch gezählt werden: R. Sbiera, Poezii, Jassy, Dacia und Sublocotenentul Vulovici, Vitejeşti, Craiova, Samitca, der sehr temperamentvolle, doch oft deklamatorische Verfasser patriotischer Soldatenlieder; zu den letzteren: Radu D. Rosetti, welcher seine sehr ungleichen, oft geschmacklosen Epigramme, Buc. Minerva, zu einem Bande gesammelt hat. Eine entschiedene humoristisch-satyrische Begabung zeigt der schon von früher durch seine Smaraida bekannt gewordene Dichter Alex. Doinaru. In seinen Ştiri literare, Buc., geisselt er oft mit scharfem Witz und in einer literarisch tadellosen Form die talentlosen rumänischen Schriftsteller. — Durch ihre Versuri, Budapest, Luceafărul, dringt die unter den Pseudonym Fatma im Vorjahre oft bemerkte Dichterin Elena

FARAGO in weitere Kreise. Der Berichterstatter vermag inbezug auf F. nicht die grosse Begeisterung einiger Kritiker zu teilen. Die Schriftstellerin vermag oft ihren Gedanken und Gefühlen in eleganten oder zarten Versen Ausdruck zu geben, doch regt ihre Philosophie nicht zum Philosophieren an und das Beben ihres Herzens teilt sich dem Leser nicht mit. Das Buch liest sich angenehm, doch vermag es keine Begeisterung hervorzurufen und hinterlässt keine Nachwirkung. — Ganz anders ist JON BÂRSEANU, der ebenfalls zum ersten Male eine Auswahl seiner Gedichte, Primele cânturi, Budapest, herausgibt. Da hat man es nicht mit einem Alltagsmenschen zu tun, der für das wenige, das er zu sagen hat, die angenehme Musik das Verses anwendet, in logischer Weise einen Gedanken aus dem anderen ableitet und durch leicht kontrollierbare Bilder aus der nächsten Umgebung illustriert. Bei B. fehlt fast jede Logik, Gedanken und Bilder jagen sich mit der wilden Hast des Traumes, die Verse sind durch grelle, blitzartige Lichterscheinungen erhellt, und mit einer verhüllten, geisterhaften Symbolik durchwebt. Man hat Mühe dem Dichter zu folgen, doch lässt man sich fast unwillkürlich von ihm hinreissen; die unheimlichen Zuckungen seiner Verse übertragen sich auf den Leser, und selbst wer das Vermögen nicht besitzt, aus seiner eigenen, durch den Dichter stark erregten Phantasie, die Zwischenglieder der knappen, sprunghaften Ausführung hineinzudichten, selbst wer sich nicht zufrieden gibt, das vom Poeten selbst oft nur unklar Empfundene als solches hinzunehmen, wird reichlich entschädigt, denn die schrillsten Töne lösen sich manchmal in eine Musik auf, wie sie seit Eminescu kaum einer so wunderbar anzustimmen vermochte. Wohl nie hat sich die Kritik so sehr in einem gleichzeitigen Dichter getäuscht, wie in diesem Falle. Überall spricht man von der dem Anfänger anhaftenden Ungleichheit, was unverstanden blieb wurde ihm als Fehler angerechnet und man glaubte sogar, Ratschläge erteilen zu müssen. Kaum wird ein Ratschlag weniger Wirkung haben als hier, denn die Ungleichheit, das Rätselhafte, das Sprunghafte sind die Eigenarten des Dichters selbst. Schon das erste gedruckte Gedicht dieses Schriftstellers, die vier Strophen, die unter dem Titel „Bate" einst in einer Bucarester Zeitschrift erschienen sind, haben in sehr prägnanter Weise alle seine Eigenschaften enthalten. B., auf den ich die Aufmerksamkeit zu lenken[4]) schon vor Jahren Gelegenheit hatte, wird nie anders schreiben, und unter seinen Versen werden immer solche vorkommen, die die Spuren ihres schwierigen Entstehens tragen, neben solchen, die spontan gegossen wurden, sie werden immer „ungleich" sein, und daher den viel in Anspruch genommenen Nerven der rumänischen Zeitschriftenkritiker unangenehm werden. — Zum Schluss sei noch jene Gedichtsammlung genannt, die allgemein, und mit Recht, als das poetische Ereigniss des Jahres betrachtet wird. Es ist O. CARP[8], Rândunel, Buc. Baer. Unter diesem Anagramm versteckt sich der Jassyer Universitätsprofessor an der medizinischen Fakultät G. Proca. Der Mann der Wissenschaft — man spricht viel Gutes von seinen Fachwerken — tritt unwillkürlich auch in seinen Versen hervor, und man erkennt ihn wieder an der strengen Objektivität, an dem vollständigen Mangel an

4) Gazeta Transilvaniei, 1901, Nr. 46.

Sentimentalität, an dem gedankenreichen Inhalt und an der Form, die oft zu durchgearbeitet ist, um warm wirken zu können. Das charakteristische Moment in seinen Versen ist der an Eminescu anknüpfende Pessimismus, der durch seine Konsequenz niederdrückend und von dem des Meisters in vielen Beziehungen verschieden ist. Seine pessimistische Weltanschauung entspringt nicht der Empörung über die Ungerechtigkeiten, die seine Person zu erleiden hatte; daher fehlt auch in seinen Gedichten das vulkanische, aufrührerische Element, das Dichtern mit stark ausgeprägter subjektiver Auffassung eigen ist, es fehlt bei ihm die Leidenschaft, die aus erfahrener Unbill zu entstehen pflegt. C. ist der Philosoph, der seinen Nächsten beobachtet und für den er nie ein besseres Los erhoffen kann, da ihm die Grundlage selbst, auf welcher die Menschheit gebaut ist, morsch erscheint. Der Ewigkeit, dem Universum stellt er entgegen den in seiner Kleinheit verschwindenden Menschen, welcher immer wieder dem Zufall ausgesetzt ist, äusseren Unfällen, die er nicht verhindern kann und die ihn brechen, wenn er das Ziel seines Lebens erreichen möchte und könnte. Daher auch keine Abstufung in dem herrschenden schwarzen Grundtone, kein heller Strahl, weder wenn er von der Vergangenheit spricht, wie beim Romantiker Eminescu, noch wenn er in die Zukunft blickt, wie Goga. Das Licht fehlt gänzlich und an seine Stelle tritt nur als äusserst wohltuendes und sympathisches Moment das innige Mitleid mit den Unglücklichen und der stolze Mut, mit dem er seine Mitmenschen zum tapferen Ertragen des Elends anspornt. Der kleine, einheitliche Band enthält die Auslese einer zwanzigjährigen Tätigkeit; die ersten Verse O. Carps erschienen schon 1886 im Contemporanul; Gherea lenkte wiederholt die Aufmerksamkeit der rumänischen Leser auf diese Gedichte. — Es sei endlich hier noch auf die erfreulich zunehmenden Übersetzungen der Meisterwerke der Weltliteratur durch die hervorragendsten rumänischen Dichter hingewiesen. Neben den Übertragungen von Ibsens Gedichten [5]) durch die nun immer öfter in gemeinsamer Arbeit auftretenden St. O. Josif und D. Anghel, erschien in Buchform auch Dante Alighieri, Divina comedie. Infernul, Jassy, Dacia, an dessen Übersetzung N. Gane viele Jahre verwendet hat. J. Gorun gab eine Faustübersetzung [6]), welche die riesigen Schwierigkeiten des Originals manchmal sehr glücklich überwindet, aber dessen Wohlklang nur selten wiederzugeben vermag. Ganz ausgezeichnet ist G. Murnu's: Omer, Iliada, Budapest, Luceafărul. Der Dichter und der Gelehrte wirken zusammen, um die Form und den Inhalt des Meisterwerkes schwungvoll und klar darzulegen, so dass diese Übertragung zweifellos unter die besten die je gemacht worden sind, zu zählen ist.

Romane, Novellen, Dramen. Mit drei Bänden tritt auch in diesem Jahre M. Sadoveanu vor seine Leser: Mormântul unui copil. Amintirile Căprarului Gheorghiţă, beide Buc., Minerva, und Povestiri de sărbători, Buc., Biblioteca pentru toţi, ausserdem blieb im vorjährigen Bericht unerwähnt: Comoara dorobanţului, Buc., Steaua, 1905. Immer klarer tritt bei diesem begabten Schriftsteller ein

---

5) Henric Ibsen. Poesii, Buc. Minerva. 6) Goethe, Faust Buc., Göbl.

planmässiges Schaffen zutage. Er ist bestrebt, das Leben seiner Landsleute und zwar aller sozialen Klassen zu beschreiben. Nach den Bildern der rumänischen Soldaten im Kriege, wird nun das Militär zur Friedenszeit dargestellt. Diese Erinnerungen des Korporals Georg unterscheiden sich stark von jenen, die der Gebildete aus seinem Dienstjahre mitbringt und mit Kasernhofblüten durchsetzt, in guter Laune zu erzählen weiss, denn die in der Kaserne verbrachten Jahre hinterlassen beim Bauernburschen weit bedeutendere Spuren als bei dem Städter und werden oft verhängnisvoll für die Ausbildung seiner Seele, in welcher sie neuartige Begierden erwecken, die im Dorfe nicht mehr befriedigt werden können. Die Beschreibung, reich an Einzelheiten, oft scharf in der Zeichnung einiger Figuren, unser Mitgefühl für seine Gestalten erweckend, wird auch dadurch interessanter, dass der Verfasser es in geschickter Weise verstand, zugleich mit dem Militär auch das unglückliche Leben der Sträflinge zu beleuchten. Ob es S. gelingen wird, auf die Dauer diese Milieuschilderung, die er zum Zweck und zur Aufgabe seiner Schriften erhebt, durchzuführen? Es will mir scheinen, dass trotz der künstlerischen Anpassung von Stil und Sprache an den Gegenstand, diese Art von Beschreibung ermüdend wirkt und durch die nicht zu vermeidenden Wiederholungen an Zugkraft verlieren konnte. Es geschieht nämlich oft, dass aus einem solchen ganzen Band als Abstraktion in der Erinnerung des Lesers nicht viel mehr zurückbleibt, als aus einer einzigen seiner meisterhaften Novellen aus dem „Grabe eines Kindes", wo die ewigen Seelenkämpfe und menschlichen Gefühle an der Hand einer glücklich gewählten Aktion gezeigt werden, und die Gestalten nicht als Bildergalerie, sondern als handelnde Menschen auftreten. Gerade aus diesen löst sich, ohne zu stark hervorgehoben zu werden, das, was S. vor allem darstellen will, die Art wie der Rumäne das Leben auffasst und wie sich die Aussenwelt in seiner Seele wiederspiegelt; vor allem aber erscheint in ihnen S., durch seine ganz hervorragende Begabung die umgebende Natur diskret und stimmungsvoll zu malen, als „der Dichter des Bodens seines Landes", wie er treffend genannt wurde. — Einen Gegensatz zum produktiven, oft mit grellen Farben malenden und durch die Masse seiner Schriften mächtig wirkenden Sadoveanu bildet J. BRĂTESCU-VOINEŞTI, welcher seinen früher besprochenen Novellenband wesentlich bereichert hat und nach der ersten Erzählung: In lumea dreptăţii, betitelt, in Jassy, Viaţa românească, herausgab. Es soll hier gleich ausgesprochen werden: es ist dies die bedeutendste literarische Leistung des letzten Jahrzehntes in der rumänischen Literatur. Durch peinliche Selbstkritik und sorgfältige Abrundung des Stils ist jeder zu scharfe Ton beseitigt worden, der die Harmonie des Ganzen hätte stören können. Alles in diesem Bande erscheint jeder Äusserlichkeit entblösst und strebt darnach, den Grund der menschlichen Seele zu beleuchten. Eben darum ist es auch fast unmöglich, in einigen Zeilen eine Charakteristik zusammenzufassen: eine Momentaufnahme dieses Innenraumes zu veranstalten, in dem jeder grelle Lichtstrahl sorgfältig abgedämpft wurde. Was in erster Reihe auffällt, ist der edle Sinn, eine unendliche Herzensgüte, die vom Verfasser ausgehend, seine Gestalten verklären und sich auf den Leser übertragen, so dass selten ein Werk so wohltuend wie dieses gewirkt hat. Der ge-

rechte, ehrliche Mensch wird zwar, der Wirklichkeit gemäss, von seinem oft nicht bösen, jedoch ungerechten Mitmenschen, den die angewandten unerlaubten Mittel stärken, besiegt, doch versteht es der Dichter dem Gefallenen durch seine mitfühlende Sympathie ein glänzendes Denkmal zu errichten, so dass sich aus dem Buche die Gerechtigkeit und die Ehrlichkeit selbst als Siegerinnen erheben. Ohne moralisierend wirken zu wollen, trägt dieses Werk gewiss sehr viel zur Erbauung einer Seele auf moralischer Grundlage bei. Und die tut am allermeisten not, gerade in unserer Zeit und eben bei einer Gesellschaft, wie die rumänische, die vom Joche des Orients äusserlich gänzllich befreit, wenn auch nicht unmoralisch, so doch zu oft noch — um ein Wort B.-Vs. zu gebrauchen — amoralisch ist. Man hat versucht, die Einheitlichkeit des Buches, die gleich in die Augen springt, so zu deuten, als ob der Verfasser sich ein bestimmtes Ziel gesteckt hätte und diejenigen Gestalten seiner Umgebung zu beschreiben bestrebt sei, die als Rückständige aus der vergangenen patriarchalischen Epoche die neuen Strömungen der Zeit nicht verstehen und daran zugrunde gehen müssen. Gewiss, mit Unrecht. Die Einheitlichkeit ist eine viel tiefere und besteht viel mehr darin, dass B.-V. die Kunst nicht als getreue Wiedergabe der Natur versteht, sondern dass die sehr mannigfaltigen, doch sorgfältig gewählten Stoffe, bevor sie zu Kunstwerken werden, in seiner dem Guten und Schönen huldigenden Seele durchgearbeitet und der stark ausgeprägten Individualität des Dichters angepasst werden. — J. Bârseanu zeigt sich in seinen Novellen und Skizzen Popasuri vânătorești, Buc., Minerva, weniger vorteilhaft als in seinen Liedern. Die Form der ungebundenen Rede gestattet nicht jene gewagten Sprünge der Gedanken, die in den Gedichten oft durch einen glücklich gewählten neuen Reim erleichtert werden. Seine Erzählungen hinterlassen keine starke Wirkung und sein Witz ist manchmal geradezu unverständlich oder platt. Daneben stösst man allerdings auf Fragmente von aussergewöhnlicher Schönheit und künstlerischer Reife, und es ist beispielsweise geradezu zauberhaft, wie er den Teufel, der in Gestalt eines Kindes von guten Leuten ins Haus genommen wird, am Schlusse sich in nichts umwandeln lässt. — Einiges Bemerkenswerte weist auch Al. Cazaban in seinem Departe de oraș auf, dagegen enttäuscht V. Pop, Râs și plâns, Buc., Minerva immer mehr seine früheren Bewunderer: alle seine Fehler treten hier womöglich noch stärker zutage, ohne dass seine Vorzüge gewachsen wären. Caton Teodorian stellt sich den Lesern durch seine Prima durere, Buc. Göbl, recht vorteilhaft vor, dagegen verdienen keine Aufmerksamkeit G. Stamatescu-Gest, Din lumea celor mici, Buc.; G. Caïr, Ca Fulgu la vânt, Buc., Göbl; A. Nora, Clipe tràite, Buc. Alcalay u. A. — Auch der Roman ist — allerdings mehr der Zahl als dem Werte nach — relativ stark vertreten. J. Slavici[3], Mara, Budapest, Luceafărul ist von früher, als es in der Zeitschrift Vatra erschien, bekannt. Dem Berichterstatter ist dessen „historische Erzählung" Manea (Din bătrâni), unbekannt geblieben. — Der psychologisch sein wollende Roman In luptă (Buc., Socecu) von E. Bacaloglu geht uns eigentlich nichts an, da die Verfasserin darin ein Tagebuch gibt, das höchstens sie und „ihn" interessieren kann; worin auch viel philosophiert wird. Die Ziffer I auf dem Titelblatt ist eine Drohung mit einer

Fortsetzung. — S. NĂDEJDE bemerkt offenbar den Aufschwung nicht, den einige Tageszeitungen in letzter Zeit dank der Sorgfalt, die sie auch dem Feuilleton widmen, genommen haben, da sie ihren Roman Robia banului, Buc., Sfetea aus einer Fünfheller-Zeitung in Buchform hinüberretten will. — L. DAUȘ', Dușmani ai neamului, Buc., Cronica und GH. SILVANs, Pentru neatârnare, Ploiești, Progresul, dachte Berichterstatter ungelesen lassen zu dürfen. — In Două neamuri, Buc., Minerva, betritt SANDU-ALDEA zum ersten Male das Gebiet des Romans. Es werden darin zwei Geschlechter, oder eher zwei Menschenarten gegenübergestellt: der fremde Emporkömmling, der zugleich der Ausbeuter ist, und der einheimische Ausgebeutete, ob er nun der Bojar oder der Bauer ist. Das Sujet ist früher schon angegangen worden und die Frage ist noch heute aktuell. Eine Tendenz verfolgt der Roman nicht: der Verfasser holt eben seinen Stoff von dort, wo er sich am besten und am stärksten fühlt und beschreibt die Tatsachen so, wie er sie sehen und empfinden muss, mit unendlicher Sympathie für die Überwältigten, für die Seinen, jedoch zugleich mit psychologischem Verständnis für den raubvogelartigen griechischen Pächter. Auch dieses Werk strotzt vor Kraft, die Schilderung ist in dickaufgetragenen hellen Farben gehalten, die Konflikte bereiten sich in einer bedrückenden Atmosphäre vor, derjenigen vor einem Gewitter vergleichbar, und sie brechen dann mit Elementarkraft aus. Dass S. manchmal selbst grausam wird und beispielsweise Marioara fast ohne jeden Grund sterben lässt, nimmt nicht Wunder und bereitet eher dem Verfasser selbst Unannehmlichkeiten, der dadurch gezwungen wird, seine Erzählung zu beschleunigen, fasst jäh abzubrechen. Die gesunde, frische Luft, die sich über diese Schrift ausbreitet, atmen wir in vollen Zügen und empfinden die ganze Schönheit der vor unseren Augen plötzlich hervorgezauberten Naturbeschreibungen, vor allen aber verfügt keiner der rumänischen Prosaschriftsteller, über eine so echte, biegsame und ausdrucksvolle Sprache, wie S. Keiner versteht es so gut, wie er, mit dem richtigen Wort die ganze Situation zu kennzeichnen. — Während eine Periode literarischer Blüte bei den Rumänen unverkennbar ist, die zugleich hervorragende Dichter und Prosaschriftsteller erzeugt, ist es beinahe unbegreiflich, wie schwach die dramatische Literatur vertreten ist. E. LOVINESCUs, De peste prag, Buc., Națională, behandelt ohne Originalität das nun schon bis ins Unendliche variierte Ehebruchsthema; eher verdient G. J. ANAs, Florica, Buc., Minerva, einige Beachtung. ZOE VERZEAs Tendenzdrama In lumea de azi, Buc., Munca, hat zwar manche gelungene Szene, doch rechnet sie mit einem gar zu anspruchslosen Publikum, dem von der Bühne aus sogar ein patriotisches Gedicht von Coșbuc vordeklamiert werden soll. E. SEVASTOS', Dreptul tău, Buc. und A. STEUERMANs dramatisches Gedicht Loiza, blieben mir unbekannt. — Erfreulicherweise beginnt man auch für die literarischen Bedürfnisse der Kinder Sorge zu tragen. Die von A. O. MAIOR (Adelina Tăslăuanu) herausgegebene Biblioteca copiilor, I, Budapest, Luceafărul, ist auf diesem Gebiet an erster Stelle lobend zu erwähnen.

Czernowitz. Sextil Pușcariu.

Albanesisch. 1906.

Albanesische Literatur. Von der Zeitung Drita[1]) erschienen im Jahre 1906 die Nummern 72—86. Neben dieser Zeitung und Alb. ist in erster Reihe die seit Juni 1906 erscheinende amerikanisch-albanesische Zeitung Kombi[2]) zu erwähnen, von der im Laufe des Jahres 20 Nummern ausgegeben wurden. Mir nur dem Namen nach bekannt sind die Zeitungen Špnesa e Šk'üpniəs (Ragusa, später Triest, s. Alb. X 59, 82, 169, Kombi 37), Šk'ipəria (Ägypten; Alb. X 59, 138, Dr. Nr. 86). — Neben dem Kalendari Kombiar[3]) (der u. a. ein Porträt des ermordeten Papa Kristo und ein Verzeichnis seiner Arbeiten, sowie eine Biographie von Kristoforidi bringt) liegt mir noch der Kalender Šk'üptari[4]) vor (gegisch). Nur dem Namen nach ist mir der Kalender der Gesellschaft Dija bekannt (gegisch; Drita Nr. 77).

Die einheimische albanesische Literatur umfasst noch Gedichte: Lahuta e maltsīs. Blē i parə[5]) („Die Lyra der Berggegend. Erstes Heft"; *lahutə* ist 'monocordo'); Pietro Scaglione, Vjerša trimoše[6]) (der Verf. ist ein Arbeiter); — Dramen: M. G(rameno), Malkimi i guhəs šk'ipe[7]) (s. JBRPh. IX, i 207); M. G(rameno), Vdekja e Piros[8]) („Der Tod des Pyrrhus"); Lulo Maltsori, Gaku[9]) („Die Blutrache"; Alb. X 59, Kombi Nr. 15); — religiöse Literatur: Msime t kštena[10]) („Lehrbuch der christlichen Religion", Übersetzung des Schulbuches von Ferrari; vgl. Alb. X 25, 38); zwei Schriften des ermordeten Papa Kristo Haralambi (Alb. X 25), Bańatə tə Šeńtorəvet Dərgimətarə[11]) (die Apostelgeschichte) und I druńti krük'[12]); — Lehrbücher fremder Sprachen: S. P., Meþodə pər tə məsuar ģuhən engleštše[13]) (Lehrbuch der englischen Sprache).

Albanesische Sprachwissenschaft. O. Densusianu, Ein albanesisches Suffix im Rumänischen[14]) (das albanesische Diminutivsuffix *-zə*); Lidén[15]) stellt scharfsinnig alb. *demjə* 'Raupe' zu asl. *zmija*; ferner gibt Lidén[16]) eine Etymologie von alb. *verə* 'populus alba' (zu ir. *fern* 'Erle', arm. *geran* 'trabs, tignum'; *verə* wird von G. Meyer nur aus Rada belegt — es steht bei Stier, Carmina italoalbanica quinque, Z. 321 — und, ich weiss nicht weshalb, als fem. bezeichnet; ich verweise noch auf nordalb. *ver*, *verə* 'campeggio', mask., Plur. *vera* bei Jungg und in Fjaluer i ri und auf nordalb. *veri* 'campeggio', *vəri* 'εἶδος ἀγρίου δένδρου' bei Kristoforidi, *vəri* 'Winterweide' bei Hahn, das von G. Meyer unter *marúj* ganz falsch behandelt ist). Johansson[17]) bespricht alb. *besə* 'Glaube', *pasə* 'gehabt' (sucht mit Unrecht an der Ansicht zu rütteln, dass idg. *t*ˢ*t* im Alb. *s* ergibt), *baškə* 'zugleich'. Wiedemann[18]) erklärt das *d* von alb. *pid* 'weibliche Scham' und *bred* 'hüpfe' aus idg. *-ǵdh-*. Thumb[19]) vermutet, dass alb. *petkə* 'Kleid' aus dem

1) S. JBRPh. VI, I 404[38]. 2) Boston, hrsg. von Sotir Pettsi. 3) Sofia 1906, 140 S. 12°. 4) Neapel 1906, 194 S. 8°. 5) 48 S. 8°; ohne Angabe des Jahres, Ortes, Verfassers. 6) Palermo 1906, 18 S. 8°. 7) Bucharest 1905, 86 S. 8°. 8) Sofia 1906, 45 S. 8°. 9) (Kairo), 48 S. 8°. 10) Neapel 1906, 60 S. 11) Sofia 1906, 122 S. 12) Sofia 1906, 44 S. 13) Boston 1906, 110 S. 12°. 14) FAMu. S. 473—480. 15) ASPh. XXVIII 38. 16) IgF. XVIII 485—487. 17) IgF. XIX 115, 121. 18) BB. XXX 207—212. 19) ZDW. VII 266f.

Germanischen (got. *paida*, das seinerseits aus gr. *βαίτη* entstanden ist) entlehnt ist, und zwar in der Zeit zwischen dem 1. Jahrh. v. Chr. und dem 6. Jahrh. nach Chr.; da Thumb ebenso, wie oben (Bibliographie für 1904, I 216 17) geschehen ist, die von Richard Löwe angenommenen Entlehnungen aus dem Germanischen ins Albanesische ablehnt, so wäre *petkə* das erste nachgewiesene germanische Lehnwort im Albanesischen; das *-t-* macht aber, wie Thumb selbst gebührend hervorhebt, Schwierigkeit und lässt sich durch einen Hinweis auf das *-t-* von finn. *paita* keineswegs erklären; merkwürdig ist übrigens auch das Suffix (das produktive Femininsuffix, z. B. in Šk'ipətar-kə 'Albanesin', stammt aus dem Slavischen). Puşcariu, Lat. *ti* und *ki* im Rum., It. und Sardischen enthält auch ein Kapitel[20]) über das Albanesische. G. Parnak, Albanerēnn u Hajerēnə[21]) bespricht (in wenig methodischer Weise) die speziellen Übereinstimmungen des Albanesischen mit dem Armenischen. Nachträglich mache ich auf zwei in 1903 erschienenen Arbeiten aufmerksam: Oskar Nobiling, Albanês e português[22]) (Vergleich des aus dem Lateinischen stammenden albanesischen Wortschatzes mit dem portugiesischen Wortschatz); *Λουκᾶς Μπέλλος, Ἀλβανικά, ἢ αἱ τρεῖς ζῶσαι διάλεκτοι τῆς ἑλληνικῆς γλώσσης*[23]) (das Albanesische soll eine Fortsetzung des äolischen Dialektes des Altgriechischen sein; aus dieser verrückten These werden politische Folgerungen gezogen; dem Büchlein ist ein „etymologisches" Wörterbuch beigegeben; leider ist dies Machwerk nicht privat erschienen, sondern als Nr. 6 einer Serie von Veröffentlichungen des griechischen Ministeriums des Innern).

Land und Leute. H. N. Brailsford, Macedonia, its Races and their Future[24]) (handelt im VIII. Kapitel über die Albanesen); Barbarich, Albania: monografia antropogeografica[25]).

Kopenhagen. Holger Pedersen.

Romanische Literaturen ausserhalb Europas.

Kanadische Literatur. 1907 von J. Geddes jr. mit der Sprache zusammen behandelt Abt. I 185ff.

Literatura Sud-americana. 1908. La dificultad de abarcar la producción intelectual de un territorio de mas de 20 millones de kilómetros cuadrados, la falta de comunicaciones entre las diferentes repúblicas y la distancia á que nos encontramos de la comarca que se trata de observar, no pueden ser obstáculos suficientes para que renunciemos á ensayar una rápida ojeada sobre la literatura sud-americana. Esta empieza á cobrar ya una importancia creciente à causa del número y la calidad de las obras con que se enriquece todos los años. Sinembargo no todos

---

20) JBIRS. XI 76—81. 21) Anahit (armenische Zeitschrift), Paris 1906, S. 233—234. 22) Lissabon 1903 (aus BSGL.), 19 S. 8°. 23) Athen 1903, 112 S. 8°. 24) London 1906, 336 S. 25) Rom 1905, 240 S.



los libros que aparecen en América pueden tener interés para los que buscan en cada país las manifestaciones especialmente nativas. Los autores, influenciados por las literaturas europeas, han hecho amenudo creaciones que no agitan nada local. No es este el lugar de condenar ó defender tales tendencias. Pero de acuerdo con la indole de esta publicación vamos à limitarnos à señalar los volúmenes que traducen algo de la sávia y las costumbres de la región.

Bajo el título De cepa criolla, Martiniano Lequizamón ofrece unas narraciones llenas de verdad y de vida, que han sido muy aplaudidas en la Nación de Buenos Aires por el crítico español Miguel de Unamuno. — Alcides Arguedas nos dà en Pueblo Enfermo (Luis Tasso, editor, Barcelona) una síntesís impresionante del estado actual de la repúblíca de Bolivia. Es esta una obra que trae datos y consideraciones acertadísimas y que puede contener enseñanzas para la mayoría de las repúblicas de la América del Sur, aunque muchas de ellas esten hoy en pleno progreso. — Desde este punto de vista merece ser citada tambien la Historia Constitucional de Venezuela que ha empezado á publicar José Gil Fortoul. Aún no ha salido á luz mas que el primer tomo (Carl Heyman, editor, Berlin) pero esas 500 páginas bastan para dar una idea de la obra considerable que ha emprendido el autor con tanto tino como discernimiento. La America del Sud está pidiendo inteligencias que delimiten su evolucion politica y social. Necesitamos saber cuales fuerons los antecedentes sociales del empuje que continuamos como moléculos del conjunto. En este sentido es el libro de Gil Fortoul un documento precioso para los que desean estudiar la historia de las ideas en aquella República. Porque el autor — y en esto esta precisamente la importancia y la novedad de la tentativa —, lejos de limitarse á enumerar mombres y fechas, va hasta el fondo de los sucesos que refiere, como lo prueban las signientes lineas que transcribimos del prologo: «Aún los entendimientos más sagaces — dice el señor Gil Fortoul — se han dejado fascinar por la tragedia de las revoluciones y discordias civiles, en la que abundan acciones heroicas, enredos intrincados y pavorosas catastrofes, y ello hasta desdeñar las otras manifestaciones de la existencia nacional. El mas ilustre de los historiadores pátrios, ilustre por la belleza clásica de su estilo, no vaciló en estampar esta máxima: «Los trabajos de la paz no dán materia à la historia, cesa el interés que esta inspira cuando no puede referir grandes crimines, sangrientas batallas ó calamitosos sucesos.» No; yo buscaré inspiracion en otras fuentes, y caminaré for otra senda. Me fijaré mas en las obras de la inteligencia y en los trabajos de la paz. En medio de los innumerables combates hubo siempre hombres que pensasen, escribiensen, hablasen y legislasen, y una parte del pueblo cultivó los campos, abrió caminos, transportó y exportó productos, conservó, en suma, los elementos constitutivos de la pátria.» — En la poesía citaremos las Canciones de Arauco del poeta chileno Samuel A. Lillo. Ellas nos hacen ver algo mas que un escenario exótico donde se mueven figuras interesantes. Se trata de una obra por cuyas páginas rudas y aveces inspiradisimas pasa casi siempre un soplo trágico. Los soles de sangre, los caballos ciegos y los soles indómitos parecen agrietar las estrofas en una rebelión de savia vírgen. Quizá

deja algo que desear la técnica. Quizá se muestra el autor, en lo que toca á la forma, demasiado apegado á los moldes viejos. Quizá surgen aqui y allá algunos prosaismos inexcusables. Yo no afirmo que el libro sea irreprochable. Pero lo que me parece seguro et que pocas veces se ha evocado el alma de las razas aborígenes con tanto vigor y tanto sentimiento de la realidad. — También tienen mucho sabor criollo las Argentinas de Domingo Torres Frías. En un volúmen de 150 páginas ha reunido este poeta sincero, inspirado y sentimental una série de cuadros fuertes. Son tipos del terruño y paisajes familiares que tienen que levantar un remolino de emociones en el corazón de los que han sentido alguna vez la tristeza de las noches americanas. Todo ello citá iluminado por una alta sencillez como dice muy bién et prologuista Rafael Obligado. — Bajo el título de El Brasil, Manuel Bernardez nos dà una imágen viviente de esa república. — Rufino Blanco Fombona ha hecho con el Hombre de Hierro una de las novelas criollas mas completas y mas hermoras que se han escrito en América. — Junto à ella podemos colocar otra novela, Lauracha de Otto Miguel Cíone, que pinta admirablemente la vida del campo en el Rio de la Plata. — Hugo D. Barbagelata ha reunido bajo el título de Páginas Americanas (Ramon Sopena, editor, Barcelona) algunos estudios históricos de positivo interés, entre los cuales conviene mencionar el que lleva por título «El Centenario de la Reconquista». — En el genero narrativo merece también un lugar preferente el tomo titulado La voz del Desierto en el cual Eduardo Talero refleja la vida de las grandes extensiones inhabitadas. — La Argentina en el siglo XX de Alberto Martinez, (Armand Colin, editor, Paris) publicada en frances, ofrece una sintesés feliz de la prosperidad de aquella región de América. — De F. Carrera y Justiz tenemos que señalar una importante contribución sobre las Instituciones locales en Cuba. Pocas veces se han estudiado tales cuestiones con tanta profundidad como en estos dos tomos que merecen un sitio en la biblioteca de todos los que siguen con interés el desarrollo de las jóvenes repúblicas. — Prosa de Combate (Francisco Sempere, editor, Valencia, España) de Juan Pablo Echagüe, que ha sido dentro de nuestro teatro naciente algo así como una consciencia y una voluntad. Sus advertencias rudas y vivaces, sus concepciones profundamente humanas, su incorruptible buena fé y hasta el impetu provocador y marcial de sus campañas bienechoras, le han dado una silueta inconfundible. Pero el èxito ruidoso que ha obtenido su labor no deriva unicamente de eras circumstancias. Si le escucha la juventud, si su palabra goza en la Argentina y en el Uruguay de una autoridad tan halagiiena, si sus ideas se imponen y dominan de una manera concluyente, es porque el crítico ha tenido amenudo la audácia de escribir lo que muchos espectadores pensaban en secreto. I esa franqueza noble que le lleva à desafiar las hostilidades y las réplicas ha sido precisamente la que mas ha trabajado en favor de su encumbramiento. En un estilo rápido sereno y elocuente, Echagüe ha planteado el problema del teatro nacional sud-americano sentando las bases del movimiento que se acentúa y se difunde. Sus crónicas diarias han sido un espejo y una cantera porque sintetizan la historia de un empuje cuya importancia aumenta todos los dias y contienen muchos

gérmenes que fructificarán después. — Comentarios à la constitución Argentina de AGUSTIN DE VEDIA, obra serena y equilibrada que merece ser leida con atencion. — El país de la Selva (Garnier hermanos, editores, Paris) de RICARDO ROJAS, curioso cinematógrafo que refleja los paisajes de una de las regiones argentinas donde se ha conservado mas puro el recuerdo de las razas aborígenes. — Paseos por las colonias (Tomassi, editor, Buenos Aires) de ARTURO REYNAL O'CONNOR, colección de articulos que reflejan la vida criolla en lo que tiene de mas sugestivo. — I para terminar, Las Nuevas tendencias literarias (Francis Sempere y C[ia], editores, Valencia, España) colección de estudios criticos del autor de estas líneas.

Paris. Manuel Ugarte.

Wechselbeziehungen zwischen romanischen und anderen Literaturen.

Romanische Einflüsse auf die englische Literatur des Mittelalters. 1905. Von KÖRTINGS Grundriss der Geschichte der englischen Literatur[1]), der trotz mancher Mängel als Nachschlagebuch für alle die englische Literatur betreffenden Fragen unentbehrlich ist, erschien im Berichtsjahre die vierte, vermehrte und verbesserte Auflage, die leider, namentlich in den Titelangaben, über das erlaubte Mass hinaus durch Druckfehler entstellt ist. Als Fortsetzung zu seiner Geschichte der englischen Literatur im Zeitalter Chaucers (1340—1400)[2]) hat F. J. SNELL in The Age of Transition, 1400—1580[3]) die Entwicklung der englischen Literatur von Chaucer bis Spenser in eingehender, auch die neuere Forschung berücksichtigender Darstellung behandelt. Eine Anzahl von Aufsätzen zur mittelalterlichen Literatur — u. a. über Chaucer und Gower —, die schon früher an anderen Orten gedruckt waren, hat W. P. KER in seinen Essays on Medieval Literature[4]) zu einem Bande vereinigt. F. W. MOORMAN[5]) handelt über die Naturauffassung in der englischen Dichtung von den ältesten Zeiten bis auf Shakespeare, O. KUHNS[6]) über den Einfluss Dantes auf die englischen Dichter von Chaucer bis Tennyson, M. HUME[7]) über den Einfluss der spanischen Literatur auf die englische. An Stelle der Modern Language Quarterly, die im Jahre 1897 als Organ der Modern Language Association of England gegründet wurde und neben wissen-

1) Grundriss der Geschichte der englischen Literatur von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. 4. verm. u. verb. Aufl. (SKSP. I. Serie 1.) Münster, Schöningh. 2) The Age of Chaucer; vgl. JBRPh. VI, II, 361. 3) Vol. I. The Poets. Vol. II. The Dramatists and Prose Writers. With an Introd. by John W. Hales: (Handbooks of English Literature ed. by Professor Hales). London. G. Bell and Sons. 4) London, Macmillan. 5) The Interpretation of Nature in English Poetry from Beowulf to Shakespeare. QF. 95. Strassburg, Trübner. 6) Dante and the English Poets from Chaucer to Tennyson. New York, Holt & Co. 7) Spanish Influence on English Literature. London, Nash.

schaftlichen besonders Unterrichtsfragen aus dem Gebiete der modernen Sprachen behandelte, sind im Jahre 1905 zwei neue Zeitschriften getreten, von denen die eine, Modern Language Teaching[8]) unter der Redaktion von WALTER RIPPMANN ausschliesslich den neusprachlichen Unterricht berücksichtigt, während die andere, The Modern Language Review[9]) unter der Redaktion von JOHN G. ROBERTSON Aufsätze, kurze Mitteilungen und Besprechungen aus dem Gebiete der germanischen und romanischen Philologie mit besonderer Berücksichtigung der englischen Literatur enthält. The Modern Language Review erscheint seit Oktober 1905 in Vierteljahrsheften, von denen je vier einen Band bilden. Dankenswert ist auch die jedem Hefte beigegebene Bibliographie über die neueren Erscheinungen aus dem Gebiete der germanischen und romanischen Philologie.

FRIEDRICH BRIE, Zum Fortleben der Haveloksage[10]) macht auf mehrere Versionen der Haveloksage aufmerksam, „die teils bisher unbekannt sind, teils nicht die richtige Auslegung gefunden haben" und erörtert die gegenseitigen Beziehungen der einzelnen Fassungen, RUDOLF ZENKER, Boeve-Amlethus. Das altfranzösische Epos von Boeve de Hamtone und der Ursprung der Hamletsage[11]) sucht zwischen der Sage von Boeve de Hamtone und der Hamletsage einen Zusammenhang herzustellen und letztere auf griechisch-römischen Ursprung (Sage von Bellerophon, Herakles, Brutus) zurückzuführen. Seine Ausführungen sind aber nicht sehr überzeugend. Über Arthurs Tafelrunde handelt LEWIS F. MOTT[12]), über die Graalssage DOROTHY KEMPE in der Einleitung zu der Ausgabe von Lovelichs Holy Grail[13]). FLORENCE H. RAVENEL, Tydorel and Sir Gowther[14]) sucht nachzuweisen, dass der Verfasser der englischen Romanze von Sir Gowther den von Gaston Paris veröffentlichten bretonischen Lai von Tydorel[15]) gekannt und benutzt hat, was aber doch noch sehr zweifelhaft ist. ALBERT KURZ[16]) veröffentlicht nach einer Ashmole-Handschrift eine leider unvollständige Schweifreimromanze König Eduard und der Einsiedler, die das in den mittelalterlichen Literaturen beliebte Motiv von dem Zusammentreffen eines Königs mit einem seiner Untertanen variiert. Am nächsten verwandt ist nach der Ansicht des Herausgebers die Geschichte von König Heinrich und dem Cisterzienserabt, die von Giraldus Cambrensis im Speculum Ecclesiasticum XIII, 213f. erzählt wird. E. WÜLFING veröffentlicht eine Untersuchung über Das Bild und die bildliche Vergleichung im Laud Troy Book[17]).

Ein bisher von der Forschung ganz vernachlässigtes historisches

---

8) Modern Language Teaching. The Official Organ of the Modern Language Association. London, Adam and Charles Black. 9) The Modern Language Review. A Quarterly Journal devoted to the Study of Medieval and Modern Literature and Philology. Cambridge at the University Press. 10) ESt. 35, 359—371. 11) LF. 32, Berlin, Emil Felber. 12) The Round Table. PMLA. 20, 231—264. 13) The Legend of the Holy Grail, its Sources, Character and Development. The introduction to and part V of Herry Lovelich's Verse History of the Holy Grail. EETS. ES. 95. London, Kegan Paul, Trench, Trübner & Co. 14) PMLA. 20, 152—178. 15) Lais inédits, Rom. 8, 32—74 16) König Eduard und der Einsiedler. Eine mittelenglische Ballade. Erlanger Diss. 17) Angl. 27, 555—580; 28, 29—80. Vgl. VIII, II, 179.



Prosawerk, The Brute of England oder The Chronicles of England, das ursprünglich in französischer Sprache abgefasst war und zunächst wohl mit dem Tode Harolds (1066) schloss, dann bis 1272 (Tod Heinrichs III.), 1307 (Tod Eduards I.) und 1333 (Schlacht von Halingdon Hill) fortgesetzt, nach 1350 ins Englische übersetzt und darauf wiederum in mehreren Fortsetzungen bis in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts weitergeführt und von Caxton im Jahre 1480 gedruckt wurde, hat Friedrich Brie[18]) einer äusserst sorgfältigen und ergebnisreichen Untersuchung unterzogen. Die uns bekannten 167 Handschriften, von denen Brie, der auch eine Ausgabe des Denkmals für die Early English Text Society vorbereitet, 147 selbst eingesehen hat, werden aufgezählt und ihre ziemlich verwickelten Verwandtschafts- und Abhängigkeitsverhältnisse klar dargelegt. Den Grundstock des ältesten Teiles der anglonormannischen Fassung (bis 1066) bildet „im wesentlichen eine Prosaauflösung einer Handschrift, welche Waces Roman de Brut mit dem zweiten Teile von Gaimars Lestorie des Engleis als Fortsetzung enthielt“ (S. 42). Für die Regierung Eduards I. bildet die Reimchronik des Pierre de Langtoft, allerdings in einer von der gedruckten abweichenden, noch unedierten Fassung, die Quelle, für die Zeit von 1307—1333 eine uns verloren gegangene Chronik des William Packington. Gerade dieser letztere Abschnitt des Brute ist bei dem Mangel an zeitgenössischen Quellen für die Geschichtsforschung von besonderem Werte. Die englischen Fortsetzungen, von denen die meisten Handschriften nur bis 1419 reichen, haben wohl eine Londoner City Chronicle als Hauptquelle benutzt. Eine zweite selbständige englische Übersetzung des französischen Brut, die aber nur geringe Verbreitung fand, wurde um 1435 von John Maundevile, Rector von Burnham Thorp in Norfolk, der etwa von 1380—1458 lebte, verfasst. Die lateinischen Handschriften, die nur bis 1066 reichen, sind nicht Originale, sondern wie die englischen aus dem anglonormannischen Brute übersetzt.

Die Ancren Riwle wurde von J. Morton[19]) in modernes Englisch übertragen. Ein bisher völlig unbekanntes frühmittelenglisches Josephlied (538 Verse) hat Wilhelm Heuser in einer Oxforder Handschrift aufgefunden und zum erstenmal veröffentlicht[20]). „Es behandelt den bekannten alttestamentlichen Stoff in knapper Form, ist aber nicht ein abgerissenes oder unvollendetes Fragment, auch nicht ein Teil eines grösseren Ganzen, wie dasselbe Thema in Genesis und Exodus oder im Cursor Mundi, sondern ein selbständiges, wohl abgerundetes Lied von einem epischen Tone, von einer Farbe und Wärme der Darstellung, wie sie bei diesem Stoffe und zu dieser Zeit ganz auffallend berühren“ (S. 99). Das Josephlied steht nicht blos in der metrischen Form (freieres septenarisches Reimpaar), sondern auch in der ganzen Art der epischen Darstellung der ungefähr aus derselben Zeit (Ende des 13. Jahrhunderts) stammenden Passion sehr nahe. Verfasser war nach Ansicht des Herausgebers wohl ein ‘fahrender Kleriker’. Ob die Bibel seine einzige Quelle

18) Geschichte und Quellen der mittelenglischen Prosachronik. The Brute of England oder The Chronicles of England. Marburg, Elwert. 19) The Nun's Rule: being the Ancren Riwle modernized by J. Morton. With Introd. by Abbot Gasquet. London, De la More Press. 20) Das früh-

war oder ob er daneben noch eine andere Darstellung desselben Stoffes benutzt hat, lässt sich schwer sagen. Über die Quellen der ältesten mittelenglischen Version der Assumptio Mariae handelt P. LEENDERTZ JR.[21]). Im Gegensatz zu Hackauf[22]) und Gierth ist er der Meinung, dass der Verfasser nicht mehrere, sondern nur eine lateinische Vorlage benutzt hat, „und zwar eine hie und da überdies interpolierte Mischredaktion der drei Apokryphen“ (S. 357). MARGARETE RÖSLER, Die Fassungen der Alexiuslegende mit besonderer Berücksichtigung der mittelenglischen Versionen[23]) erörtert die gegenseitigen Beziehungen der verschiedenen Versionen der Alexiuslegende und stellt fest, dass die sechs mittelenglischen Versionen voneinander unabhängig auf lateinische oder französische Quellen zurückgehen. Im Anhange druckt sie einige bisher noch unbekannte Texte in griechischer, lateinischer, französischer, englischer und italienischer Sprache ab. Die Legenden der beiden schottischen Nationalheiligen Ninian und Machor wurden von W. M. METCALF herausgegeben[24]). Eine neue Ausgabe von Mirk's Festial begann THEODOR ERBE[25]). Die aus dem Orient stammende Sage von dem Einsiedler, der nach langen Jahren eines streng asketischen Lebenswandels findet, dass ein anderer, der mitten in der Welt lebt, ihn doch an Heiligkeit übertrifft, wird von G. H. GEROULD[26]) in ihren verschiedenen morgen- und abendländischen Variationen kurz skizziert. Von Mrs. MARY M. BANKS' Ausgabe der mittelenglischen Übersetzung des Alphabetum Narrationum[27]) ist der zweite und Schlussband erschienen[28]). Über die älteste mittelenglische Übersetzung der Imitatio Christi des Thomas von Kempen und ihr Verhältnis zum Original[29]) handelt B. ROSENBERG, allerdings vorwiegend vom sprachlichen Standpunkt aus. Über den Umfang der 'Belesenheit' des Dan Michel von Northgate, des Verfassers des Ayenbite of Inwit, unterrichtet uns das Verzeichnis der 25 von ihm dem Benediktinerkloster zu Canterbury hinterlassenen Handschriften, auf das MAX FÖRSTER[30]) aufmerksam macht.

Über Chaucers Vater und Grossvater handelt R. E. G. KIRK in zwei Zuschriften an die Notes and Queries[31]), die mir nicht zugänglich sind. Ebendort befindet sich auch eine Zuschrift von F. J. FURNIVALL[32]) über Chaucers Grab. Gegen die Annahme von Hales[33]), dass Chaucer mit Boccaccio persönlich zusammengetroffen sei, erklärt

---

mittelenglische Josephlied. BBA. 17, 83—121. 21) ESt. 35, 350—358. 22) Vgl. JBRPh. VIII, 2, 174. 23) WBEPh. 21, Wien, Braumüller. 24) The Legends of SS. Ninian and Machor. From an Unique Ms. in the Scottish Dialect of the Fourteenth Century. Edited with Introduction, Notes and Glossary, London, A. Gardner. 25) Mirk's Festial A Collection of Homilies by Johannes Mirkus (John Mirk). Part I. EETS. ES. 96, London, Kegan Paul, Trench, Trübner & Co. 26) The Hermit and the Saint. PMLA. 20, 529—545. 27) JBRPh. VIII, II 186. 28) An Alphabet of Tales. An English 15th Century Translation of the Alphabetum Narrationum of Etienne de Besançon. Part. II. J.—Z. EETS. 127, London, Kegan Paul, Trench, Trübner & Co. 29) Münstersche Diss. 30) Die Bibliothek des Dan Michael von Northgate. ASNS. 115, 167—169. 31) 10, 3, 145; 10, 4, 5—7. 32) Chaucer's tomb in Westminster Abbey, NQ. 10, 1, 28. 33) Dictionary of National Biography s. v. Chaucer.

sich P. TOYNBEE[34]), indem er nachweist, dass die erste Vorlesung Boccaccios über die Divina Commedia nicht am 3. August, sondern erst am 23. Oktober 1373 stattfand, also zu einer Zeit, wo Chaucer bereits nach England zurückgekehrt war. Die von Robert Thynne i. J. 1532 veranstaltete erste Folioausgabe von Chaucers Werken, die für alle späteren Ausgaben die Grundlage bildet, ist von W. W. SKEAT durch eine Faksimileausgabe[35]) leichter zugänglich gemacht worden. Über die Quelle von Chaucers Pardoners Tale handelt H. S. CANBY[36]), über die Quellen der Squires Tale H. S. V. JONES[37]), der wahrscheinlich zu machen sucht, dass Chaucer den Cléomadès des Adenes li Rois gekannt hat, vielleicht auch den Méliacin des Girard von Amiens[38]). H. SPIES[39]) tritt mit guten Gründen für die Echtheit der am Schluss der Canterbury Tales stehenden Retractatio ein[40]). E. P. HAMMOND[41]) bespricht die Reihenfolge der Canterbury Tales in den beiden Caxtonschen Drucken und den uns sonst überlieferten Handschriften. Der Streit um die Priorität der beiden Fassungen des Prologs zur Legend of Good Women[42]) dauert ungeschwächt weiter fort. JOHN C. FRENCH, The Problem of the two Prologues to Chaucer's Legend of Good Women[43]) hält die Argumentation von J. L. Lowes[44]) nicht für ausschlaggebend und entscheidet sich nach einer genauen Einzelvergleichung aus ästhetischen Gründen für die Priorität von A, während J. L. LOWES in einem weiteren Aufsatz, The Prologue to the Legend of Good Women considered in its chronological relations[45]) auch gegenüber den Einwendungen von French an seiner früheren Ansicht festhält. Die Entstehung des B-Prologs verlegt Lowes in das Frühjahr oder den Sommer 1386, die des A-Prologs in die Zeit nach dem Tode der Königin Anna (gest. 7. Juni 1394), womit auch der gerade in A enthaltene Hinweis auf das hohe Alter des Dichters gut übereinstimmt. Lowes sucht es ferner wahrscheinlich zu machen, dass Chaucer an die Abfassung eines Prologs erst herangegangen ist, nachdem einzelne oder vielleicht alle uns erhaltenen Legenden fertig vorlagen, wie man ja auch heutzutage eine Vorrede in der Regel erst schreibt, wenn das Buch selbst schon fertig ist. Er sucht sodann engere Beziehungen zwischen dem Prolog zur Legend of Good Women und dem Troilus herzustellen, dessen Abfassung demnach nicht, wie Tatlock[46]) meint, in die Mitte der siebziger Jahre, sondern zusammen mit der Boethiusübersetzung erst in die Mitte der achtziger Jahre fallen würde, während umgekehrt nach Lowes Meinung das House of Fame etwa 1379 entstanden ist.

34) Chaucer and Boccaccio. Ath. 4034, 210. 35) The Works of Chaucer and others. Being a reproduction in facsimile of the first collected edition 1532 from the copy in the British Museum with an introduction by W. W. Skeat. fol. XLV, 793 pp., London, H. Frowde. 36) Some Comments on the Sources of Chaucer's Pardoner's Tale. MPh. 2, 477—487. 37) Some Observations upon the Squire's Tale. PMLA. 20, 346—359. 38) HLF. XXXI, 171 ff. 39) Chaucers Retractatio. FATo. 383—394. 40) Vgl. JBRPh. VIII, II 180. 41) On the Order of the Canterbury Tales: Caxton's Two Editions. MPh. 3, 159—178. 42) Vgl. JBRPh. VI, II 366; VIII, II 175, 187. 43) Johns Hopkins University Diss. Baltimore, J. H. Furst & Co. 44) Vgl. JBRPh. VIII, II 187. 45) PMLA. 20, 749—864. 46) Vgl. JBRPh. VIII, 2, 181.

Diese Aufstellungen, die unsere bisherige Chaucerchronologie über den Haufen werfen, scheinen mir aber doch nicht sicher genug begründet zu sein, um allgemeine Anerkennung zu finden. W. O. SYPHERD, Chaucer's eight years sickness[47]) ist der Ansicht, dass Chaucers Anspielung auf eine achtjährige Krankheit, Book of the Duchess 36 f., eine blosse konventionelle poetische Redewendung ist, wie wir sie auch bei altfranzösischen Dichtern mehrfach finden. J. L. LOWES, The Dry Sea and the Carenare[48]) weist nach, dass die Stelle im Book of the Duchess 1027ff.: *And bidde him faste anoon that he Go hoodles to the Drye See And come hoom by the Carrenare* nicht, wie es gewöhnlich geschieht, auf den Zirknitzer See und den Golf von Quarnero zu beziehen ist, sondern vielmehr auf das von Mandeville in seinen Reisebeschreibungen erwähnte 'Sandmeer' (*mare harenosum*) in der Wüste Gobi und das am Ostrande derselben liegende 'schwarze Meer' (mongol. *Kara-nor*), vielleicht aber auch auf das 'trockene Meer' (russ. *Suchoi more*) an der Mündung der Petschora. HATHAWAY[49]) handelt über die Verwendung der '*verse-tags*' in Chaucers Dichtungen, A. TOBLER[50]) über den Einfluss Chaucers auf die spätere englische Literatur. W. W. SKEAT, Poems wrongly attributed to Chaucer[51]) stellt ein Verzeichnis von 47 Werken auf, die Chaucer in den früheren Ausgaben irrtümlich zugeschrieben wurden; CHARLOTTE C. STOPES[52]) fügt noch zwei weitere Nummern hinzu.

ELFREDA FOWLER, Une source française des poésies de Gower[53]) forscht nach den Quellen von Gowers Werken und kommt zu dem Resultat (p. 79): „Le traité sur les Vices et les Vertus de Gower, qu'on trouve dans ses poèmes du Mirrour de l'Omme et de la Confessio Amantis se rapproche de très près de la Somme le Roi et encore plus près du Mireour du Monde, mais il ne paraît pas avoir son origine dans aucune de ces deux sommes. Il semble avoir comme source une autre somme qui doit en être très voisine et qui se distinguerait d'elle par plus d'ampleur dans la composition. Malheureusement nous ne la connaissons pas.“ G. HAMILTONS Vortrag über Gowers Use of the Enlarged Roman de Troie[54]) ist inzwischen vollständig veröffentlicht worden[55]). E. P. HAMMOND berichtet über zwei Lydgate-Manuskripte[56]). Lord Berners englische Übersetzung von Froissarts Chronik wurde von W. P. KER[57]) neu herausgegeben. Über John Barclay handelt PH. A. BECKER[58]), über John Barclays Argenis eine Dissertation von K. F. Schmid[59]).

Von AMOURS Ausgabe von Wyntouns Original Chronicle[60])

47) MLN. 20, 240—243. 48) MPh. 3, 1—46. Vgl. MLN. 20, 256. 49) Chaucers Verse-tags as a part of his narrative machinery, JEGPh. 5, 476—484. 50) Geoffrey Chaucer's Influence on English Literature. Züricher Diss. 51) Ath. 4070, 580, 52) Ath. 4071, 612. 53) Thèse pour le doctorat de l'université de Paris. Macon, Protat Frères 1905. 54) Vgl. JBRPh. VIII, II 188. 55) PMLA. 20, 179—196. 56) Two British Museum Mss. (Harley 2251 and Add. 34360). A Contribution to the Bibliography of John Lydgate. Angl. 28, 1—28, 143f. 57) The Chronicle of Froissart translated out of French by Sir John Bourchier Lord Berners annis 1523—1525. With an Introd. by W. P. KER. (The Tudor Translations ed. by W. E. Henley 27—32). 6 Vols. London, D. Nutt. 58) Johann Barclay 1582—1621. ZVglL. 15, 33—118. 59) John Barcleys Argenis. Eine literarhistorische Untersuchung. LF. 31, Berlin, Felber 1904. 60) Vgl. JBRPh.



ist ein weiterer Band erschienen[61]). Studien zu Kennedy[62]) veröffentlicht H. U. WEBER[63]). ALBRECHT LANGE[64]) weist nach, dass die zu Wittenberg 1532 erschienene Chronica Carionis die Hauptquelle zu Lyndesays Monarche bildet.

HOPE TRAVER, The Relation of Musical Terms in the Woodkirk Shepherds Plays to the Dates of their Composition[65]) erörtert die Verwendung musikalischer Ausdrücke in den Schäferspielen der Towneley Plays und sucht danach ihre Entstehungszeit zu bestimmen: Prima Pastorum in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, Secunda Pastorum um 1400 oder etwas später. W. BANG, Zu Everyman[66]) druckt zur Vergleichung die dritte der Thrie Tailes of the Thrie Priests of Peblis ab.

MAX HAESSNER handelt über die Goliardendichtung und die Satire im 13. Jahrhundert in England[67]). OTTO HEIDER veröffentlicht Untersuchungen zur mittelenglischen erotischen Lyrik (1250—1350)[68]) und weist auf zahlreiche Anklänge an französische Liebeslieder hin. EWALD FLÜGEL druckt eine mittelenglische Claudianübersetzung (1445) zugleich mit dem lateinischen Original[69]). Über die Person des Übersetzers wissen wir nichts Näheres ausser der Tatsache, dass er zu Clare in Suffolk schrieb" (p. 432). Das älteste englische Jagdbuch wurde von W. A. and F. BAILLIE-GROHMAN mit einem Vorwort von THEODORE ROOSEVELT herausgegeben[70]). MAX FÖRSTER druckt die Burghsche Cato-Paraphrase[71]) und eine nordenglische Cato-Version[72]) und weist auf eine verlorene Handschrift der Sprüche Hendings hin[73]).

Romanische Einflüsse auf die mittelenglische Literatur. 1906. Unter den für uns in Betracht kommenden Neuerscheinungen des Jahres 1906 ist die wichtigste W. H. SCHOFIELDS English Literature from the Norman Conquest to Chaucer[1]). Schofield berücksichtigt in dem vorliegenden Bande, dem als Fortsetzung eine Darstellung der englischen Literatur von Chaucer bis zur elisabethanischen Zeit folgen soll, nicht bloss die in englischer Sprache abgefassten Literaturwerke, sondern auch die lateinische und französische Literatur Englands und er bespricht die zu einer Gruppe gehörenden Dichtungen im Zusammenhange ohne Trennung nach Zeitabschnitten oder Dialekten, so dass bei seiner Darstellungsweise gerade die gegenseitigen Beziehungen der mittelenglischen Literaturwerke zueinander und zu ihren französischen

---

VIII, II 183, 188. 61) The Original Chronicle of Andrew of Wyntoun. Vol. IV. Text: Books V, Ch. 13, 14, VI, VII, 1—7. STS. 54, Edinburgh, Blackwood and Sons. 62) Vgl. JBRPh. VIII, II 188. 63) Kennedy-Studien. Kieler Diss. 64) Lyndesays Monarche und die Chronica Carionis. Eine Quellenstudie, Angl. 28, 81—126. 65) MLN. 20, 1—4. 66) ESt. 35, 444—449. 67) Leipziger Diss. 68) Hallenser Diss. 69) Angl. 28, 255—299, 421—438; dazu noch ASNS. 115, 169—172. 70) Edward, second duke of York, The Master of Game. The oldest English book on hunting. With 52 facsimile photogravure plates and monotint reproductions. Published for the Editors by Ballantyne, Hanson & Co. London 1904. 71) ASNS. 115, 298—323; 116, 25—40. 72) ESt. 36, 1—55. 73) ASNS. 115, 165—167.

1) London, Macmillan & Co. 1906.

oder lateinischen Quellen besonders klar hervortreten. Die einzelnen Abschnitte seines Buches handeln über: Anglo-Latin Literature — Anglo-Norman and Anglo-French Literature — The English Language — Romance. 1. The Matter of France. 2. The Matter of Britain: a) Origin and Development. b) The Breton Lays in English. c) The Cycle of Tristram. d) The Cycle of Gawain, Guinglain, Perceval, and Ywain. e) The Cycle of Lancelot. f) The Quest of the Holy Grail. g) The Cycle of Merlin. h) The Death of Arthur. 3. The Matter of England. 4. The Matter of Greece and Rome: a) The Story of Troy. b) The Story of Thebes. 5. The Matter of the Orient. 6. Other Romances: Byzantine and Early French; Reminiscent; Legendary and Historical; The Nine Worthies. — Tales: 1. Oriental Tales. 2. Fabliaux. 3. Pious Tales. 4. Fables, Beast-Epics and Bestiaries. 5. Collections. — Historical Works: 1. Chronicles. 2. Political Poems and Satires. — Religious Works; 1. Bible Paraphrase and Apocryphal Story. 2. Homilies. 3. Legends and Lives of Saints. 4. Visions. 5. Books of Edification. — Didactic Works: 1. Precept and Proverb Poems. 2. Debates. 3. Books of Instruction and Utility. — Songs and Lyrics. Am Schluss sind 'Chronological Tables' und reichhaltige 'Bibliographical Notes' beigegeben. Schofields Buch ist, auch wenn man mit seinen Aufstellungen nicht immer übereinstimmt, als selbständige, gründliche Darstellung der mittelengenglischen Literatur freudig zu begrüssen und wird namentlich für weitere Erörterungen über die gegenseitigen Beziehungen der englischen und französischen Romanzenliteratur einen passenden Ausgangspunkt bilden.

Von RICHARD WÜLKERS bekannter illustrierter Geschichte der englischen Literatur erschien eine neue Auflage[2]), die in zwei Bände zerlegt ist und überall, auch in dem uns hier interessierenden mittelenglischen Teile, die bessernde Hand erkennen lässt. Der zweite Band ist durch eine Darstellung der englischen Literatur der Gegenwart von ERNST GROTH und der nordamerikanischen Literatur von EWALD FLÜGEL erweitert worden. Durch diese Besserungen und Erweiterungen hat sich Wülkers Geschichte der englischen Literatur sowohl für die Fachgenossen wie für weitere Kreise ihren Rang als beste und empfehlenswerteste Darstellung der gesamten englischen Literatur in deutscher Sprache auch weiterhin gesichert. Auch von EDUARD ENGEL[s] Geschichte der englischen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart[3]) ist eine neue Auflage erschienen; sie ist aber für die mittelenglische Zeit ebenso unzureichend wie die früheren Auflagen. ARNOLD SCHRÖER will in seinen Grundzügen und Haupttypen der englischen Literaturgeschichte[4]) nicht Vollständigkeit anstreben, sondern nur die wichtigsten, besonders charakteristischen Typen der englischen Literatur vorführen, „zwar ebenfalls für Deutsche und vom Standpunkte des Deutschen aus, . . . jedoch mit dem ausgesprochenen Bestreben,

2) Geschichte der englischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 3) Mit einem Anhange: Die nordamerikanische Literatur. 6. Auflage in neuer Bearbeitung. Leipzig, Baedeker. 4) I. Von den ältesten Zeiten bis Spenser. II. Von Shakespeare bis zur Gegenwart. Sammlung Göschen 286, 287. Leipzig, Göschen.

sich zugleich in den Standpunkt des Engländers hineinzudenken". Dem geringen Interesse, welches die Engländer der mittelenglischen Literatur entgegenbringen, entsprechend ist demnach auch die Darstellung dieses Zeitabschnittes bei Schröer sehr dürftig. Von den Romanzen werden nur King Horn, Havelok und Sir Gawain and the Green Knight eingehender besprochen, von einigen andern die Titel genannt. Auffallend aber ist es, dass auch Chaucer bei Schröer so schlecht wegkommt. Zwar rühmt er ihn als Schöpfer des modernen Verses und der dichterischen Sprache, erwähnt auch kurz die Canterbury Tales und bespricht den Prolog derselben; von allen anderen Dichtungen Chaucers aber, selbst von Troilus, Parlament of Foules, House of Fame, Legend of Good Women wird kein Wort gesagt. E. DALE handelt über National Life and Character in the Mirror of English Literature[5]; W. BAAKE über die Verwendung des Traummotivs in der englischen Dichtung bis auf Chaucer[6]. Den Einfluss Petrarchas auf die englische Literatur erörtern IRENE ZOCCO[7] und P. BORGHESI[8], letzterer unter starker Anlehnung an Einstein, The Italian Renaissance in England[9].

Der erste Band von DEUTSCHBEINS Studien zur Sagengeschichte Englands[10] behandelt die 'Wikingersagen' (Hornsage, Haveloksage, Boevessage, Guy of Warwicksage). LUHMANN handelt über die Überlieferung von Layamons Brut[11]. RUDOLF IMELMANN[12] sucht die Quellen von Layamons Brut genauer, als es bisher geschehen ist, festzustellen und kommt zu dem Schluss (S. 97), „dass Layamon keine keltischen, vielmehr nur normannische Quellen hat; dass zwar Wace von ihm benutzt wurde, aber keine uns bekannte Version desselben, sondern eine jüngere, die kompilatorischen Charakters war; als ein neben Wace wesentlicher Faktor wurde die gleichzeitige Reimchronik des Gaimar bezeichnet. Sie wurde in einen Wace verarbeitet, und diese Bearbeitung erfuhr Einflüsse durch andere Dichtungen, wie den Lancelot und den Tristan". In Anhang I (S. 104—108) sucht Imelmann es wahrscheinlich zu machen, dass auch Robert Manning für den bis Cadwalader reichenden Teil seiner Reimchronik „wie vor ihm Layamon, eine Vorlage kompilatorischen Charakters hatte, d. h. einen Waceschen Brut, ergänzt aus Gaimar". Von BRIES Ausgabe des Brut or Chronicle of England[13] ist der erste Band erschienen, der mit der Schlacht von Halidon Hill (1333) abschliesst[14]. GUSTAV SCHLEICH veröffentlicht eine kritische Ausgabe der Romanze von Sir Eglamour[15], doch ist er auf die Quellenfrage aus Mangel an Zeit nicht eingegangen. LUCIEN FOULET[16] untersucht den Prolog von Sir Orfeo und hält ihn für eine Übersetzung des Prologs des verlorenen französischen Lai d'Orphée. EDWIN A.

---

5) Cambridge University Press. 6) Hallenser Dissertation. 7) Petrarchismo e Petrarchisti in Inghilterra. Palermo, G. Pedrone Lauriel. 8) Petrarch and his Influence on English Literature. Bologna, N. Zanichelli. 9) Vgl. ESt. 37, 141 ff. 10) Cöthen, Otto Schulze. 11) SEPh. 22. Halle, Niemeyer. 12) Layamon. Versuch über seine Quellen. Berlin, Weidmann. 13) Vgl. oben 1905, Anm. 18. 14) The Brut or The Chronicles of England. Part. I. EETS. 131, London, Kegan Paul, Trench, Trübner & Co. 15) Sir Eglamour. Eine englische Romanze des 14. Jahrhunderts auf Grund

Greenlaw, The Vows of Baldwin[17]) erörtert die Herkunft und Verzweigung des der Romanze The Avowynge of Arthur, Sir Gawan, Sir Kaye and Sir Bawdewyn of Bretan zugrunde liegenden Sagenstoffes. R. H. Fletcher[18]) behandelt die Artussage in den französischen und englischen Chroniken. H. Oskar Sommer[19]) hält gegenüber den Einwendungen von J. Douglas Bruce[20]) an seiner früheren Ansicht fest, dass Malory für einen Teil seines Morte Darthur neben einer französischen Quelle auch das strophische Gedicht Le Morte Arthure[21]) benutzt hat, ebenso wie er für das fünfte Buch den alliterierenden Morte Arthure gebraucht hat. G. H. Gerould[22]) gibt Erläuterungen zur Romanze von Athelston. R. Kahle behandelt ausführlich den Klerus im mittelenglischen Versroman[23]). W. Grossmann, Frühmittelenglische Zeugnisse über Minstrels (1100—1400)[24]) führt aus Rechnungsbüchern, Gesetzen, Chroniken und sonstigen Schriftwerken oder Abbildungen urkundliche Zeugnisse über Minstrels an und sucht darauf ihre Lebensverhältnisse näher zu beleuchten. H. S. Canby[25]) veröffentlicht eine kurze Studie über das englische Fabliau des 13. und 14. Jahrhunderts, insbesondere Dame Siriz, A Pennyworth of Wit, The Vox and the Wolf und einige der Canterbury Tales. Von dem aus dem 14. oder 15. Jahrhundert stammenden Fabliau The Tale of the Basin hat Rudolph Neumeister[26]) eine neue Ausgabe mit Einleitung und Anmerkungen veranstaltet. Eine französische Vorlage hierzu scheint nicht bekannt zu sein; wenigstens erwähnt Neumeister (S. IXf.) nur jüngere englische Parallelen und eine verwandte Erzählung aus den Gesta Romanorum. R. Hecht bespricht die Neuere Literatur zur englisch-schottischen Balladendichtung[27]). Weitere Schriften zur Balladendichtung sind: W. Hillmann, England und Schottland in den englischen und schottischen Volksballaden[28]), P. Schütte, Die Liebe in den englischen und schottischen Volksballaden[29]), W. M. Hart, Prof. Child and the Ballad[30]).

Henry Bradley, Where was the Ormulum written?[31]) macht es wahrscheinlich, dass Orm dem Augustinerkloster zu Elsham in Lincolnshire angehörte, wo es einen Prior Walter de Amundeville gab und in einer Stiftungsurkunde ein 'Orm' und ein 'Walter' erwähnt werden. Die Bezeichnung '*Orm-ulum*' ist, wie Bradley meint, nach '*Spec-ulum*' gebildet, was sehr einleuchtend erscheint. O. F. Emerson[32]) handelt über

---

der gesamten Überlieferung herausgegeben. Pal. 53. Berlin, Mayer und Müller. 16) The Prologue of Sir Orfeo. MLN. 21, 46—50. 17) PMLA. 21, 575—636. 18) The Arthurian Material in the Chronicles, especially those of Great Britain and France. SNPhL. 10. Boston, Ginn & Co. 19) On Dr. Douglas Bruce's Article 'The Middle English Romance Le Morte Arthur'. Angl. 29, 529—538. 20) Angl. 23, 67—100; vgl. JBRPh. VI, II 363. 21) EETS. ES. 88; vgl. JBRPh. VIII, II 179. 22) Social and Historical Reminiscences in the Middle English Athelston. ESt. 36, 193—218. 23) Strassburger Diss. Strassburg, L. Zorn. 24) Berliner Diss. 25) The English Fabliau. PMLA. 21, 200—214. 26) Der verzauberte Topf. Ein mittelenglisches Gedicht. Erlanger Diss. 27) ESt. 36, 370—384. 28) Hallenser Diss. 29) Hallenser Diss. 30) PMLA. 21, 755—807. 31) Ath. 4099, 609. 32) Legends of Cain, especially in Old and Middle English.

die verschiedenen Verzweigungen der Cainsage, besonders in der alt- und mittelenglischen Literatur, M. HUBER[33]) über die Georgslegende, HERMANN THIEN über die englischen Marienklagen[34]). HOLTHAUSEN, Beiträge zur Quellenkunde der mittelenglischen geistlichen Lyrik I[35]) weist als Quelle des von B. Fehr[36]) veröffentlichten geistlichen Liedes *Enmy Herowde þu vekkyd kyng* Strophe 8, 9, 11, 13 (*H. J. L. N.*) des bekannten abezedarischen Weihnachtshymnus des Sedulius nach. Aus einer Handschrift des Surteespsalters (Bodl. 425) druckt W. HEUSER[37]) sieben mittelenglische geistliche Gedichte ab, nämlich vier Christusgedichte, die inhaltlich den von ihm früher[38]) veröffentlichten *With an O and an I* entsprechen, ferner ein Symbolum Athanasianum und zwei alte Kirchenlieder (*Veni creator spiritus* und *Ave maris stella*). CHARLES G. OSGOOD veröffentlicht in der Belles-Lettres Series eine neue hübsche Ausgabe des alliterierenden Gedichtes The Pearl[39]). In der Einleitung zeigt er u. a., dass die allegorische Einkleidung des Gedichtes, das wohl erst nach 1370 entstanden ist, in letzter Reihe auf den Roman de la Rose und die dadurch beeinflussten Gedichte zurückzuführen ist. Weitere Quellen sind die Bibel, die 14. Ecloge Boccaccios[40]), Dantes Divina Commedia und vielleicht auch Chaucers Book of the Duchess. Sodann wendet sich Osgood, wie er es schon in einem Vortrag auf der Jahresversammlung der Modern Language Association of America getan hatte[41]), gegen die Ansicht Schofields, dass die Perle nicht autobiographisch, sondern rein allegorisch aufgefasst werden müsse[42]). Osgood widerlegt die einzelnen Einwürfe Schofields und bleibt dabei, dass die Perle, wenn sie auch allegorische Elemente enthält, doch in erster Reihe als Elegie auf den Tod eines geliebten Kindes Namens *Margery* (= *Pearl*) aufzufassen sei. Auch G. G. COULTON, dem wir eine Übertragung der Perle in das Neuenglische verdanken[43]), wendet sich in einem Aufsatze In Defence of Pearl[44]) gegen Schofields Auffassung. Eine zweite Modernisierung der Perle stammt von S. WEIR MITCHELL[45]).

Eine völlige Umgestaltung müssen unsere bisherigen Anschauungen über William Langland und seine Vision von Peter dem Pflüger erfahren, wenn die von J. M. MANLY in einem Aufsatze The Lost Leaf of Piers the Plowman[46]) aufgestellte These, die er später noch weiter zu begründen verspricht, sich bewahrheiten sollte. Manly zeigt, dass in dem Originalmanuskript des A-Textes ein Blatt zwischen V. 106 und 107 in Passus V (enthaltend den Schluss von Envie und die Schilderung von Wrath, verloren gegangen ist, ebenso das entsprechende Blatt zwischen V. 235 und 236, wo der Text von der Schilderung von Sloth

PMLA. 21, 831—929. 33) Zur Georgslegende. FXIIDN. S. 175—235. 34) Über die englischen Marienklagen. Kieler Diss. 35) ASNS. 116, 373. 36) ASNS. 109, 69. 37) Eine vergessene Handschrift des Surteespsalters und die dort eingeschalteten mittelenglischen Gedichte. Ang. 29, 385—412. 38) Ang. 27, 283—319; vgl. JBRPh. VIII, II 186. 39) The Pearl. A Middle English Poem edited with introduction, notes and glossary. The Belles-Lettres Series. Boston and London, D. C. Heath & Co. 40) Vgl. JBRPh. VIII, II 186. 41) PMLA. 21, XXIV. 42) Vgl. JBRPh. VIII, II 186. 43) Pearl. A fourteenth-century poem rendered into Modern English. London, David Nutt. 44) MLR. 2, 39—43. 45) Pearl rendered into Modern English Verse. New York, The Century Company. 46) MPh. 3, 359—366.

mitten in die Beichte des Robert the Robber überspringt. Es fehlen jedesmal zwei Seiten zu 31 Zeilen. Da nun die jüngeren Fassungen B und C dieselben Lücken zeigen, so können sie nicht, wie man bisher angenommen hat, von dem Verfasser von A herstammen. Aber auch Abweichungen im Sprachgebrauch und in der Versbildung und vor allem eine starke Verschiedenheit in der dichterischen Sprache und Gestaltungskraft deuten auf eine Mehrheit von Verfassern hin. Manly kommt daher zu dem Schluss: „I am now prepared, I think, to prove that the three versions are not the work of one and the same man, but each is the work of a separate and distinct author, that of the A-text only the first eight passus are the work of the first author, the principal part of the vision of Dowel, Dobet and Dobest having been added by another author; and that not only lines 101—112 of Passus XII in Ms. Rawl. Poet. 137 are the work of Johan But, but that he is responsible for a considerable portion of that passus, probably for at least one half of it. These conclusions, if accepted, of course entirely destroy the personality built up for the author mainly from details given only in the C-text, on the theory that all parts of all the three versions are by the same hand, and indeed make it doubtful, as I shall try to show whether the autobiographical details were intended, even by the author of C, to be taken as genuine traits of the author himself instead of attributes of the dreamer, that is to say, whether the dreamer is not as much a fictional character as any of the other figures which participate in the dream.“ H. BRADLEY, The misplaced leaf of Piers the Plowman[47]) stimmt Manly zwar im allgemeinen zu, ist aber der Meinung, dass nur ein Blatt verloren gegangen, das andere aber an eine falsche Stelle geraten ist. Die Verse 236—259 gehören hinter V. 145. Wir kommen nach Erscheinen der ausführlichen, von Manly in Aussicht gestellten Darlegung nochmals auf diese Frage zurück. WALTER W. SKEAT[48]) hat die Vision von Peter dem Pflüger in modernes Englisch übertragen und eine neue Ausgabe von Piers the Plowmans Crede veranstaltet[49]). J. PH. SCHNEIDER handelt über The Prose Style of Richard Rolle de Hampole with special reference to its Euphuistic Tendencies[50]). PIETRO TOLDO[51]) beginnt eine Untersuchung über die Quellen des Alphabetum Narrationum, von dem auch eine englische Übersetzung aus dem 15. Jahrhundert existiert[52]). Der Verfasser der lateinischen Erzählungen ist nicht, wie man bisher gewöhnlich annahm, der Dominikanergeneral Etienne de Besançon, sondern, wie Herbert[53]) nachgewiesen hat, ein gewisser Arnulphus oder Arnuldus aus Lüttich (Leodiensis).

Die Schriften von E. BJÖRKMAN, Geoffrey Chaucer, Englands störste medeltiden skald[54]) und R. K. ROOT, The Poetry of Chaucer. A Guide to its Study and Appreciation[55]) waren mir

47) Ath. 4095, 481. 48) William Langland, The Vision of Piers the Plowman done into Modern English. (The King's Classics). London, De la More Press. 49) Pierce the Ploughman's Crede. Transcribed and edited. Oxford, Clarendon Press. 50) Johns Hopkins Univ. Diss. Baltimore, J. H. Furst. 51) Dall' Alphabetum Narrationum. ASNS. 117, 68—85, 287—303. 52) Vgl. JBRPh. VIII, II 186 und oben 1905, Anm. 28. 53) The Library 1905, 94—101. 54) Stockholm, Albert Bonniers Förlag. 55) Boston, Houghton, Mifflin & Co.



nicht zugänglich. A. A. KERN, The Ancestry of Chaucer[56]) handelt unter Abdruck der betreffenden Urkunden und Aufstellung eines Stammbaumes im Zusammenhange über Chaucers Vorfahren, die bis in das 13. Jahrhundert zurückverfolgt werden. Weitere Notizen über Chaucers Vorfahren bringt A. A. KERN, New Chaucer Records[57]) und V. B. REDSTONE, Chaucer's ancestry[58]). Über Chaucers Beeinflussung durch italienische oder französische Dichter handeln die Aufsätze von JOHN S. P. TATLOCK, Chaucer and Dante[59]), G. L. HENDRICKSEN, Chaucer and Petrarch: two notes on the Clerkes Tale[60]), K. YOUNG, Chaucer's Use of Boccaccio's Filocolo[61]) und ein Vortrag von W. O. SYPHERD, Chaucer's Relation to Old French Love-vision Literature[62]). CARLETON F. BROWN, Chaucer's Prioresses Tale aud its Analogues[63]) bringt weitere französische und lateinische Parallelen zu der Erzählung der Priorin und stellt einen Stammbaum sämtlicher Versionen auf, von denen allerdings keine genau mit Chaucers Darstellung übereinstimmt. In ähnlicher Weise behandelt DARGAN[64]) die der Erzählung des Nonnenpriesters zugrunde liegende Fabel vom Hahn und Fuchs. JOHN S. P. TATLOCK, The Duration of the Canterbury Pilgrimage[65]) sucht es wahrscheinlich zu machen, dass die Pilgerfahrt von London nach Canterbury nicht, wie man bisher gewöhnlich annahm, $3^1/_2$ Tage, sondern nur drei Tage in Anspruch nahm, so dass die Pilger schon am dritten Tage Canterbury erreichten, nachdem sie in Dartford und Ospring Nachtquartier genommen hatten. In einem anderen Aufsatz[66]) führt TATLOCK Chaucers *vitremyte* (Cant. Tales B 3562; Troilus II, 867; V, 469) auf ein lateinisches Sprichwoort zurück ('memores proverbii veteris quo prohibetur hos certamen lapidum non intrare quibus sit galea vitrea' Boccaccio, De genealogia deorum 14, 18) und J. M. HART[67]) weist den entsprechenden Ausdruck '*an houve of glas*' aus dem u. a. in Emersons Middle English Reader abgedruckten Streitgedichte The Debate of the Body and the Soul (56, 14) nach. G. L. HAMILTON spricht über die im Prolog der Frau von Bath (Cant. Tales D 677) erwähnte Trotula[68]), die der Medizinschule von Salerno angehörte und erörtert die Bedeutung von *ventaille* (Cant. Tales E 1204)[69]). CARLETON F. BROWN[70]) zeigt, dass der in der Erzählung der Priorin (Cant. Tales B 1693) erwähnte '*litel clergeon*' nicht mit Skeat als 'chorister boy', sondern einfach als 'Schüler' aufzufassen ist wie in Gowers Mirour de l'Omme 20785—20832. Die Erzählung von Griseldis wurde von WALTER W. SKEAT in modernes Englisch übertragen[71]).

A. D. SCHOCH, The Differences in the Middle English ‚Romaunt of the Rose' and their Bearing upon Chaucer's

---

56) Johns Hopkins Univ. Diss. Baltimore, The Lord Baltimore Press. 57) MLN. 21, 224. 58) Ath. 4087, 233. 59) MPh. 3, 367—372. 60) MPh. 4, 179—192. 61) MPh. 4, 169—177. 62) PMLA. 21, VIIf. 63) PMLA. 21, 486—518. 64) Cock and Fox. A Critical Study of the History and Sources of the Mediaeval Fable. MPh. 4, 38—65. 65) PMLA. 21, 478—485. 66) Vitremyte. MLN. 21, 62. 67) MLN. 21, 192. 68) Trotula. MPh. 4, 377—380. 69) Ventaille. MPh. 3, 541—546. 70) Chaucer's Litel Clergeon. MPh. 3, 467—491. 71) The Story of Patient Griselda. From the Clerk's Tale of Geoffrey Chaucer. Done into Modern English. London. Routledge.

Authorship[72]) vergleicht die englische Übersetzung des Rosenromans mit dem Original unter Hinweis auf die Verschiedenheiten der drei Fragmente. Er zeigt, dass auch innerhalb des Fragmentes B kleine Verschiedenheiten in der Art der Übersetzung vorkommen und möchte daraus schliessen, dass auch die Verschiedenheiten zwischen den drei Fragmenten nicht beweisend für eine verschiedene Verfasserschaft sind. Er übersieht aber dabei, dass nicht bloss geringfügige Verschiedenheiten der Übersetzungstechnik, sondern eine ganz andere, viel freiere und willkürlichere Art der Übersetzung, sowie die völlige Verschiedenheit des Dialektes und Sprachgebrauchs zu der Annahme eines besonderen Verfassers für Fragment B geführt haben. G. H. MARSH, Sources and Analogues of The Flower and the Leaf[73]) weist in dem Gedichte Anklänge an Chaucer, Lydgate, Deschamps, Machault, Froissart, Christine de Pisan und den Rosenroman nach. HENRY BERGEN veröffentlicht eine Untersuchung über die Handschriften und alten Drucke von Lydgate's Troy Book[74]) und den ersten Band einer neuen Ausgabe dieses Denkmals[75]). OSKAR EMMERIG[76]) vergleicht das Gedicht The Bataile of Agyncourt mit den uns anderwärts überlieferten historischen Tatsachen.

Von der neuen Ausgabe der Gedichte von Robert Henryson durch G. GREGORY SMITH ist der zweite, die Fabeln enthaltende Band erschienen[77]). Die Erörterung der Huchownfrage ist von CURT REICKE[78]) von neuem in Angriff genommen worden. Er zeigt, dass Morte Arthure in der Zahl und Art der zur Ausfüllung der Verse, insbesondere der zweiten Halbzeilen verwendeten typischen Formeln sich von den andern von Neilson[79]) als Werke Huchowns angesehenen alliterierenden Dichtungen ganz auffallend unterscheidet und ebenso die letzteren untereinander, so dass an eine gemeinsame Verfasserschaft gar nicht zu denken ist.

Über die Coventryspiele handelt ELBERT N. S. THOMPSON[80]).

MAX FÖRSTER veröffentlichte einen Aufsatz Zu dem mittelenglischen ABC of Arystotle[81]) und eine Ausgabe der mittelenglischen Sprichwörtersammlung im Ms. Douce 52[82]).

Max Kaluza.

Les langues et les littératures de l'Inde et de l'Extrême-Orient dans leurs rapports avec les langues et littératures romanes. 1900—1906. ***Linguistique.*** La distance qui sépare l'Extrême-Orient des pays de langue romane rend naturellement impossible tout échange linguistique important et suivi entre ces deux extrémités du

72) MPh. 3, 339—358. 73) MPh. 4, 121—167, 281—327 und Chicagoer Diss. 74) Description and Genealogy of the Manuscripts and Prints of Lydgate's Troy Book. Münchener Diss. 75) Lygate's Troy Book. A. D. 1412—1420. Part. I. Prologue, Book I and Book II. EETS. ES. 97. London, Kegan Paul, Trench, Trübner & Co. 76) The Bataile of Agyncourt im Lichte geschichtlicher Quellenwerke I. Münchener Diss. 77) The Poems of Robert Henrysoun. Vol. II, STS. Edinburgh, Blackwood and Sons. 78) Untersuchungen über den Stil der mittelenglischen alliterierenden Gedichte Morte Arthure, Destruction of Troy, Wars of Alexander, Sege of Jerusalem, Sir Gawain and the Green Knight. Ein Beitrag zur Lösung der Huchownfrage. Königsberger Diss. 79) Vgl. JBRPh. VIII, II 176f., 183. 80) The Ludus Coventriae. MLN. 21, 18—20. 81) ASNS. 117, 371—375. 82) FXIIDN. S. 40—60.

vieux continent. Les hasards de la colonisation ont cependant provoqué de ci de là quelques curieuses formations dialectales, intéressantes surtout pour le lexicographe qui veut suivre l'histoire d'un mot à travers les multiples déformations que lui font subir le temps et les hommes.

L'étude des dialectes créoles sort du cadre de ce compte-rendu. Toutefois, nous ne saurions passer sous silence les études de M. DELGADO sur les parlers indo-portugais de l'Inde [1-2]) et de Ceylan [3]); les spécimens de chants indo-portugais, curieux mélange de portugais et de malabar, publiés par M. LAFRENAIS [4]); le très important article de M. A. FOKKER sur l'influence portugaise en Malaisie [5]); et surtout, la belle thèse de M. J. LEITE DE VASCONCELLOS [6]).

On sait que l'Inde a vu se former peu à peu un jargon bizarre, sorte de langue franque, appelée à tort ou à raison „anglo-indienne". Une foule de ces mots, qui ont d'ailleurs les origines les plus diverses, tels „sampan", „sapèque", „veranda" etc., ont eu vite fait de conquérir droit de cité en occident et en particulier dans les langues romanes. Il y a plus de vingt ans que Yule et Burnell en avaient donné sous le titre de „Hobson-Jobson" un admirable glossaire qui obtint le succès le plus justifié, et fut rapidement épuisé. M. W. CROOKE en a donné une nouvelle édition augmentée et très consciencieusement mise au point [7]), mettant à profit, entre autre renseignements nouveaux, les intéressantes notices de SIR R. C. TEMPLE [8]). D'autre part, M. CH. PARTRIDGE a publié, par petites tranches, un index alphabétique complet de tous les mots et de tous les noms propres qui figurent dans le glossaire [9]). Aussi, tous ceux qui ont quelque recherche à faire dans ce domaine sont-ils désormais en possession de bons instruments de travail.

Littérature. Si la linguistique n'a pu nous fournir que quelques rapprochements sporadiques, par contre, la littérature va nous apporter une assez riche moisson d'études de nature à intéresser les romanistes.

Il va de soi que la littérature des contes peut seule entrer en considération.

L'interprétation même des rapprochements maintes fois signalés entre les contes occidentaux et les fables indiennes est une question toujours ouverte. Doit-on, avec Benfey, chercher dans l'Inde l'origine de nos légendes populaires? Ou bien, les ressemblances constatées entre tel conte qui nous est familier et tel conte indien peuvent-elles s'expliquer

---

1) Dialecto indo-português de Goa (RLu. VI, nº 1). 2) Dialecto indo-português de Damão (Ta-ssi-yang-kuo, III, 359—367). 3) Dialecto indo-português de Ceylão. Lisboa 1900, XXIX + 255 pp. 4) Some songs of the Portuguese-indians (Indian Antiquary, XXX, 400—405). 5) Malaio e português. (RLu. VIII, 1—28). 6) Esquisse d'une dialectologie portugaise. Paris 1901, 220 pp. 7) Col. Henry Yule and A. C. Burnell. Hobson-Jobson, a glossary of anglo-indian terms and phrases. London, Murray 1903, in-8°, XLVII—1021 pp. 8) (Indian Antiquary, XXX, 160, 256, 320, 408, 456, 508, 552). 9) A complete verbal cross-index to Yule's Hobson-Jobson (Indian Antiquary, XXIX, 229—235, 261—270, 300—307, 352—356; XXX, 34—39, 68—79, 112—117, 149—160, 252—254, 311—318, 364—367, 549—551; XXXI, 106—108, 157—162, 213—215, 284—291, 322—326, 353—359, 387—391, 429—433, 471—475, 509—514; XXXII, 44—47, 139—143, 267—275, 444—448, 478—483; XXXIII, 27—31, 93—97, 210—216, 290—297).

par le développement parallèle, mais indépendant, d'un fonds de légendes commun aux peuples indo-européens? En deux études très nourries[10-11]), M. FR. VON DER LEYEN montre que ces deux points de vue ont peut-être chacun leur part de vérité, et qu'en tous cas ils se laissent fort bien concilier. M. G. BUSKEN HUET, lui, est au contraire d'avis que les progrès de l'indianisme fournissent de nouveaux arguments en faveur de la théorie de Benfey[12]). Quoi qu'il en soit, la littérature comparée s'est en ces dernières années enrichie d'un certain nombre de faits qu'on peut désormais tenir pour acquis:

M. P. TOLDO — dont les Leben und Wunder der Heiligen im Mittelalter continuent à paraître dans les „Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte“ — retrouve le thème de la „Fée aux miettes“ dans une série de recueils indiens et extrême-orientaux[13]). Egalement répandue dans toute l'Asie orientale, la légende de l'„Epouse ingrate“, est analysée par GASTON PARIS qui lui attribue une origine indienne[14]). C'est également dans l'Inde, que M. E. W. HOPKINS cherche la source de la „Fontaine de Jouvence“, et il la retrouve avec quelque vraisemblance dans l'histoire de Cyavana racontée par le Jaiminīya brāhmaṇa[15]). M. E. HUBER[16]) et M. TH. ZACHARIAE[17]) suivent dans ses périgrinations d'Orient en Occident le docte brâhmane Hariçarman, tandis que M. R. PISCHEL signale une ancienne version de „Gutmann und Gutweib“ dans la Dharmaparīkṣā d'Amitagati[18]), et que M. SPEYER analyse les éléments buddhiques dans les légendes de St. Hubert et de St. Eustache[19]).

A côté de ces récits populaires, il est un certain nombre de légendes plus spécifiquement romanes, auxquelles ont été comparés avec raison divers motifs indiens.

M. E. MÜLLER rappelle, à propos de la légende de la nonne buddhiste Uppalavaṇṇā, l'histoire de „Manekine“ chez Philippe de Rémi Sire de Beaumanoir[20]).

La légende du page de Ste. Elisabeth de Portugal, popularisée par la ballade de Schiller, mais qui avait cours dès le XIII[e] siècle sous une forme un peu différente, et ne s'appliqua pour la première fois à la reine Elisabeth que dans une Chronique franciscaine publiée en portugais par Frère Marie de Lisbonne en 1562, cette légende fait l'objet d'une remarquable étude de M. E. COSQUIN[21]) qui la rapproche du conte indien des „Bons conseils“. Ce conte se rencontre même en dehors de l'Inde, à Java,

---

10) Das indische Märchen (PrJbb. XCIX, 62—94). 11) Zur Entstehung des Märchens (ASNS. CXIII, 249—269; CXIV, 1—24; CXV, 1—21, 273—289; CXVI, 1—24; 282—300). 12) Komen onze sprookjes en vertellingen uit Indië (Gi. Oct. 1902). 13) La leggenda dell'amore che trasforma (ZRPh. XXVII, 278—297). 14) Die undankbare Gattin (ZV. XIII, 1—24, 129—150). 15) The fountain of youth (JAOS. XXVI, 1—67, 411—415). 16) Une version populaire chinoise d'un conte indo-européen (CR. du 1[er] Congrès intern. des études d'Extrême-Orient, 85). 17) Zum Doktor Allwissend (ZV. XV, 373—379). 18) Gutmann und Gutweib in Indien (ZDMG. LVIII, 363—373). 19) Buddhistische elementen in eenige episoden uit de legenden van St. Hubertus en St. Eustachius (Theol. Tijdschr. XL, 427—453). 20) Die Sage von Uppalavaṇṇā (AR. III, 217—246). 21) La légende du page de Ste. Elisabeth de Portugal et le conte indien des Bons conseils (RQH. LXXIII, 5—44;

comme l'a montré M. G. A. J. HAZEU[22]), et dans l'ouvrage malais appelé Tūtī-nāmeh, selon M. G. HUET[23]). A ces articles, il faudrait encore ajouter la monographie de M. C. FORMICHI sur le même sujet[24]).

La nouvelle „De messire Galehault de Sempy sauvé de mort par sa femme" aurait pour source, d'après M. A. L. STIEFEL un récit du Kathāsaritsāgara (II, 13) qui se retrouve lui-même dans la Çukasaptati[25]).

La touchante Griselidis ou Griselda de Marie de France et de Boccace viendrait de l'Inde, à en croire M. A. DE GUBERNATIS, et ne serait autre que la célèbre Çakuntalā. L'auteur qui avait déjà développé cette idée devant le Congrès des orientalistes de Hambourg (Septembre 1902)[26]) y a consacré depuis un long article[27]).

Dans un article extrêmement ingénieux, mais d'une discussion trop serrée pour pouvoir être résumé brièvement, M. A. BASSERMANN montre l'influence qu'a pu avoir sur un passage de Dante la description donnée par Marco Polo de l'empire des Tartares[28]).

Pour M. J. J. MEYER, l'Arioste, et, par son intermédiaire, La Fontaine, sont redevables à l'Inde du conte de „Joconde"[29]); et c'est encore à l'Inde que le même La Fontaine doit l'histoire du „Payson qui avoit offensé son seigneur" (Contes I, 10): c'est du moins ce que cherchent à prouver M. J. HERTEL[30]) et M. TH. ZACHARIAE[31]). Le thème des fables ésopiques qui ont inspiré à La Fontaine „La tortue et les deux canards", „L'ours et l'amateur de jardins", „Le loup et la cigogne", etc. peuvent se lire même en chinois ainsi que le montre M. CHAVANNES[32]). Ce ne sont d'ailleurs pas les seules analogies qu'on puisse relever entre le folk-lore chinois et les légendes populaires de l'occident: M. F. W. WILLIAMS nous en signale plusieurs autres[33]).

Rappelons enfin pour terminer l'article de M. J. BOLTE[34]) sur la figure de rhétorique indienne dite *Yathāsaṃkhya*, qui apparait pour la première fois en Europe chez Hildebert de Lavardin (1055—1134) et sera plus tard très employée par les poètes de la Pléiade, sans que l'on sache au juste s'il y a là emprunt ou simple coïncidence; et la sérieuse thèse de M. P. MARTINO[35]) sur les influences orientales dans la littérature française des XVIIe et XVIIIe siècles.

Paris, Juillet 1909. G. Cœdès.

LXIV, 207—217). 22) Hommage au Congrès des orientalistes de Hanoï. Batavia 1902. 23) La parabole des Faux Amis (Ro. XXXIII, 87—91, 403—405). 24) La leggenda del paggio di Sta. Elisabetta (ASTP. XXII, 19—30). 25) Eine französische Novelle des XV. Jahrhunderts und ein indisches Märchen (ASNS. CXI, 158—169). 26) Sacountalâ et Griselda (Verhandl. des 13. Oriental.-Kongr., 21—24). 27) De Sacountalâ à Griselda, le plus ancien des contes aryens (Cronache della civilta elleno-latina, III). 28) Veltro, Gross-Chan und Kaisersage (NHJbb. XI, 28—75). 29) Two twice-told tales (Univ. of Chicago. Decennal publications, VI; 1903, in-4°, 11 p.). 30) Eine indische Quelle zu La Fontaine Contes et Nouvelles I, 11 [sic!] (StVglL. V, 129—131). 31) Die indische Erzählung vom Zwiebeldieb (ibid. VI, 356—365). 32) Fables et contes de l'Inde extraits du Tripiṭaka chinois (Actes du XIVe congrès des Orientalistes, I, 84—145). 33) Chinese folklore and some western analogues (Smithsonian Report 1901, 575—600). 34) Die indische Redefigur Yathā-samkhya in europäischer Dichtung (ASNS. CXII, 265—276). 35) L'Orient dans la littérature française au XVIIe et au XVIIIe siècle. Paris 1906, in-8°, 378 pp.



III.

Dritter Teil. Grenzwissenschaften.

Volkskunde.

Allgemeine und französische Volkskunde. 1897—1909. Erster Teil. Vorbemerkung. Als der Unterzeichnete vor einer Reihe von Jahren den Auftrag erhielt, über die Fortschritte der französischen Volkskunde zu berichten, war er sich der Schwierigkeiten dieser Aufgabe nicht recht bewusst. Inzwischen hat ihn die Erfahrung gelehrt, dass man in Deutschland die volkskundliche Literatur Frankreichs nicht annähernd vollständig kennen lernen kann. Selbst die grössten Bibliotheken versagen auf diesem Gebiete fortwährend, und da erfahrungsgemäss von den Verlegern nur ein kleiner Teil der Neuerscheinungen zur Besprechung eingeliefert wird, so muss ein derartiger Bericht sehr lückenhaft werden. Um die hervorragendsten Zeitschriften zu verfolgen, reicht beispielsweise die mit französischen Werken gut versehene Dresdner Königliche Bibliothek nicht entfernt aus. Sie besitzt die Romania erst seit kurzem, ohne dass die lange Reihe der früheren Jahrgänge ergänzt worden wäre, und weder die Revue des traditions populaires noch die Mélusine ist vorhanden. Durch einen günstigen Umstand wurde dem Berichterstatter aber eine Erleichterung. Nur bis zum Jahre 1896 hatte Dr. Friedrich S. Krauss sein Referat im Jahresbericht gegeben; eine Fortsetzung „Die Volkskunde in den Jahren 1897—1902“ kam, zu stattlichstem Umfange angeschwollen, in den Romanischen Forschungen und dann als besonderes Buch heraus. In den Jahresbericht selbst liess sie sich ihrer Ausführlichkeit wegen nicht einfügen, und so machte sich eine Änderung des ursprünglichen Auftrages notwendig. Es sollte die französische Volkskunde in ihrer Beziehung auf die allgemeine Entwicklung des Faches unter Rücksicht namentlich auf die Methoden der Forschung geschildert werden. Für den Germanisten lagen die Verhältnisse durch diese Verschiebung des Planes wesentlich bequemer. Er brauchte nur darauf bedacht zu sein, in einer durch die Anlage des Jahresberichtes bei einer Hilfswissenschaft gebotenen knappen Form die Hauptergebnisse volkskundlicher Tätigkeit seit dem Jahre 1897 darzustellen, und er durfte Gebiete, wie die wallonische, die rumänische, die rätoromanische und die kanadische Volkskunde, die von anderen Referenten

im Rahmen ihrer Aufgaben mit behandelt werden, beiseite lassen. Natürlich waren Hinweise auf die Arbeit von Krauss (in den Roman. Forsch.) nicht zu umgehen, schon deshalb, weil Krauss die meisten bei der Redaktion zur Besprechung eingeschickten volkskundlichen Werke mit den Erscheinungsjahren 1897—1902 erhalten und beurteilt hatte. Für die Volkskunde und nicht zum wenigsten für ihre Theorie ist in den letzten zwölf Jahren gerade auf deutschem Boden viel geleistet worden, und hier wird der Begriff der Volkskunde am weitesten gefasst, Gründe, die eine Betonung der deutschen Forschung genügend rechtfertigen.

I. Theorie der Volkskunde. William Thoms, der im Jahre 1846 als erster das Wort „Folklore“ anwendete, verstand darunter die volkstümlichen Überlieferungen, also den Stoff der Volkskunde. Der Begriff „Folklore“ hat sich allmählich umgewandelt zu dem der Wissenschaft, die sich mit solchen Überlieferungen, wie sie sich in Wort und Brauch darstellen, befasst. In Deutschland wurde für diese Wissenschaft die Bezeichnung „Volkskunde“ üblich, die nach unserer Kenntnis von Wilhelm Heinrich Riehl (1858) geprägt worden ist und seit Ende der achtziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts durch die Bemühungen Reinhold Köhlers und Karl Weinholds bei deutschen Gelehrten fast allgemein Anerkennung gefunden hat, aber auch über das deutsche Sprachgebiet hinaus sich langsam durchsetzt. Als Weinhold seine Einführung in die von ihm begründete Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, deren erster Band 1891 erschien, niederschrieb, umriss er das Forschungsgebiet derart, dass er anthropologische Beobachtungsobjekte wie Knochenbau, Muskelausbildung, Gesichtszüge, Farbe der Augen und Haare sowie Volksnahrung mit einbezog. Die nichtdeutsche Forschung ist dieser Begriffsbestimmung nicht gefolgt, aber während man in Deutschland ziemlich übereinstimmend die Ansicht vertritt, dass Tracht, Wohnung und Nahrungsweise, sowie Volkskunst mit in das Bereich der Wissenschaft gerechnet werden müssen, blieben die englische und die französische, überhaupt die romanische Folklore bei der ursprünglichen engeren Formel für den Begriff „Folklore“. So bringt das zweite Supplement zum Grand Dictionnaire Larousse (1891?) S. 1261 einen Artikel Folk-Lore, in dem diese Wissenschaft erscheint als „*branche de la science historique qui recueille, analyse et compare, chez les divers peuples, les traditions et les chants, les proverbes, les formules, les jeux, les cérémonies, les préjugés*“, und Paul Sébillot äussert sich ähnlich in der Vorrede zu seinem grossen vierbändigen Werke „Le Folk-Lore de France“, wo er unter dem, was „*faute d'un meilleur terme, on est convenu de désigner sous le nom élastique de Folk-Lore*“ versteht: *1. la Littérature Orale, dont les principaux éléments sont les contes, les chansons, les devinettes, les proverbes et les formulettes* und *2. les Légendes, dont la forme est moins fixe, les superstitions, les préjugés, les coutumes, en un mot les idées populaires de toute nature.* In England wird auf die Überlieferungen der exotischen Völker besonderer Wert gelegt[1]). Was die Volkskunde in der deutschen Begriffsfassung bezweckt, wurde am deutlichsten ausgedrückt in Adolf Hauffens „Einführung in die deutsch-

1) Nicht zugänglich waren mir: Roalfe Cox, An introduction to Folklore, London 1895, und Sidney Hartland, Folklore. What it is and what is the

böhmische Volkskunde[2]). Er bezeichnet S. 94 „als die letzte und höchste Aufgabe, als das Ziel der Volkskunde“: „die wissenschaftliche Formel für den Begriff Volksseele zu finden“. Auch Hauffen will übrigens nach S. 1 die physische Erscheinung mit behandelt wissen. Hier mag ein für allemal eine Bemerkung erlaubt sein. Die physische Erscheinung gehört in die Volkskunde nur insoweit, als sie sich in den seelischen Äusserungen des Volkes widerspiegelt, etwa in Neckereien über Körperform und Körpergrösse, sonst fällt ihre Behandlung der Anthropologie zu. Aber Wohnbau, Tracht, Nahrungswesen (insofern es zur Ausbildung der Volkspsyche beiträgt), diese Dinge werden von der deutschen Forschung mit Recht beachtet[3]). Ein grosses Programm für den wissenschaftlichen Betrieb der Volkskunde in den Alpen mit trefflichen Vorschlägen stellt Anton E. Schönbach auf[3a]). Auch eine Arbeit von Eugen Mogk ist für die Methode von Belang[3b]). Werbende Kraft hat einer Schrift von Hoffmann-Krayer innegewohnt[4]). Der Verfasser führt aus, dass unter Volkskunde das zu verstehen sei, „was dem ‘vulgus in populo’ angehört: Sitte, Brauch, abergläubische Vorstellungen, Dichtung, bildende Kunst, Musik, Tanz, Sprechweise u. s. w. in ihren niederen, auf weite Schichten sich ausdehnenden Stufen“. Er grenzt die Volkskunde gegen ihre Nachbargebiete, gegen Ethnographie und Kulturgeschichte, ab und unterscheidet zwei Arten der Volksforschung, die stammheitliche und die allgemeine, endlich stellt er die Probleme der Volkskunde dar. Seine Ansicht, dass den Gegenstand unserer Wissenschaft das „vulgus in populo“ bilde, hat entschiedenen Widerspruch erfahren, so von Adolf Strack[5]). Dieser betont, dass die Differenzierung von „vulgus“ und „populus“ erst ein Ergebnis der Kulturentwicklung ist, dass beispielsweise abergläubische Vorstellungen sich bis in die höchsten Gesellschaftskreise hinein zeigen, dass die Kinderwelt, mit deren Anschauungen es die Volkskunde zu einem guten Teile zu tun hat, dem vulgus nicht ohne weiteres zugezählt werden dürfe. Auch die Auseinandersetzungen über das Verhältnis der Volkskunde zu benachbarten Disziplinen und über stammheitliche Volkskunde bekämpft er vielfach und mit guten Gründen. Strack hatte selbst kurz vorher in der von ihm geschaffenen Zeitschrift[6]) einen sehr ansprechenden Aufsatz über Volkskunde erscheinen lassen, in dem u. a. auf Dinge verwiesen worden war, wie sie in der Polemik berührt werden, in dem gezeigt wurde, wie zwar zunächst die bäuerliche Bevölkerung wegen ihrer grösseren Gebundenheit an das Überlieferte Beobachtungsobjekte liefere, wie aber „auch der Städter, der Arbeiter, der Handwerker, der Gebildete Gegenstand der volkskundlichen Forschung“ sein muss, „nicht als Individualität, sondern als Glied des grossen Volkszusammenhangs, in dem auch er

good of it? London 1899. 2) = Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde. Geleitet von Prof. Dr. Adolf Hauffen, I. Bd., 1. Heft. Prag, C. J. Calve 1896. 3) Karl Knortz, Was ist Volkskunde und wie studiert man dieselbe? Altenbnrg 1900. Dritte (wohl Titel-)Auflage, Jena 1906, H. W. Schmidt kommt für die Methode nicht in Betracht, bietet aber eine nützliche Anleitung. Vgl. Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 1908, Nr. 7, Friedrich S. Krauss, Die Volkskunde in den Jahren 1897—1902, S. 49. 3a) ZDÖAV. 1900, S. 14—24. 3b) NJbbKlA. II Jahrg. 1. Abt. S. 62—76. 4) Die Volkskunde als Wissenschaft. Zürich 1902, 34 S. 8°. 5) Hess. Bl. f. V. I (1902), 160ff. 6) Hess. Bl. f. V. I (1902), 149ff.

drinnen steht". In diesem Aufsatz erklärt Strack das Wesen der Volkskunde als „die Erforschung, Darstellung und Erklärung aller Lebensformen und geistigen Äusserungen, die aus dem natürlichen Zusammenhang eines Volkes unbewusst hervorgehen und durch ihn bedingt sind"[7]. Ebenfalls ins Jahr 1902 fällt ein Vortrag von Albrecht Dieterich „Über Wesen und Ziele der Volkskunde"[8]. Mit der Bestimmung Hoffmann-Krayers („vulgus in populo") befasst sich Dieterich darin (S. 171), doch betont er wie Strack, „dass es sich immer auch um alles das „Volkstümliche" handelt, das in allen Schichten, auch den höchsten Schichten des populus, hier mehr, dort weniger lebt und wirkt. Wenn wir „volkstümlich" sagen, verstehen wir noch am besten, was 'Volk' hier bedeuten soll: zunächst alle die, welche nicht durch eine bestimmte Bildung geistig geformt und umgeformt sind, eine Bildung, die ihre feste Tradition immer weiter zieht und ganze Volkskreise und ganze Generationen in ihre immer volksfremderen Bahnen mitnimmt und sie loslöst von der unmittelbaren Anschauung, dem frisch nachwachsenden unbewussten natürlichen Denken und Empfinden — eben 'des Volkes'". Bei unbefangener Betrachtung erkennt man, Hoffmann-Krayer hat mit seinem vulgus, allerdings einem nicht eben glücklich gewählten Wort, nichts anderes sagen wollen. Nachdem Dieterich einen kurzen Überblick über die volkskundliche Forschung in Deutschland gegeben und der eben erwähnten Darlegung über das Wesen der Volkskunde einige Hinweise auf die praktischen Folgen eines ausgedehnteren Betriebs dieses Forschungszweiges beigefügt hat, stellt er fest, dass die Hauptziele wissenschaftlicher Art sein müssen. „Die Kunde von einem Volke im umfassenden Sinne ist wissenschaftlich genommen Philologie"[9]. Der notwendige geschichtliche Betrieb jeder philologischen Forschung führt auf eine Unterschicht der Kultur, und diese „Unterwelt der Kultur", die doch überall auch in die höheren Kreise hineinspielt, hat die Volkskunde zu untersuchen. Wie sich aber nach Goethes Wort der über seine Muttersprache im unklaren befindet, der fremde Sprachen nicht kennt, so ist eine Erforschung des eigenen Volkstums unmöglich ohne ein Vergleichen mit fremden Volkstümern. Wie man von vergleichender Sprachwissenschaft redet, hat man auch eine vergleichende Volkskunde als berechtigt anzuerkennen. Dass die Volkskunde eine selbständige Wissenschaft ist, lässt sich am besten aus ihrer historischen Entwicklung erweisen. Viele der Kinderkrankheiten, an denen sie leidet, führt Dieterich auf die Tatsache zurück, dass man das englische Folklore mit seinem bestimmt umschriebenen Begriffsinhalt durch „Volkskunde" verdeutschte und damit zu dem Irrtum verleitete, eine vollständige Kunde vom Volke an die Stelle einer Ergründung volkstümlicher Überlieferungen zu setzen. Aber nicht eine immer weitere Ausdehnung, sondern Beschränkung ist zu erstreben. Der Name darf

---

7) Ebenso Eugen Mogk im Artikel Volkskunde von Brockhaus, Konversationslexikon, 14. Aufl. R. A. XVII. 8) Hess. Bl. f. V. I (1902), 169—194. 9) So bezeichnete auch Hermann Paul, Die Bedeutung der deutschen Philologie für das Leben der Gegenwart. Beilage zur Münchner Allgemeinen Zeitung 1897, Nr. 258 die Pflege der deutschen Volkskunde als dritte Hauptaufgabe der Germanistik. Die Notwendigkeit einer Verbindung von volkskundlichen mit philologischen Studien beleuchtete später Eugen Mogk, Volkskunde und

nicht irreführen, und die Forschung soll sich zunächst nur auf Denken und Glauben, Sitte und Sage des Menschen ohne Kultur und unter der Kultur beziehen. „Was ausserdem herangezogen werden muss, kommt nur in Betracht, soweit es dieses Volksdenken, Volksglauben, Volkssagen, Volksbrauch und Volkskunst, wenn das Wort gestattet ist, erklärt. Das können auch sehr materielle Dinge sein . . . wie Tracht und Hausbau, Möbel und Schnitzwerk, die Anfänge einer Kunstübung. Aber alles dient nur der Erkenntnis jener geistigen Funktionen" (S. 186). Diesen Ausführungen wird man zustimmen müssen. Unbekümmert um Grenzstreitigkeiten mit der Anthropologie, der Ethnologie und der Völkerpsychologie, deren Auffassung im Sinne Wundts sich mit der von der Volkskunde eng berührt, soll die Wissenschaft vorwärts schreiten und sich Methoden wie Ergebnisse der Nachbarwissenschaften zunutze machen. Auf andere beherzigenswerte Darlegungen Dieterichs braucht hier nicht eingegangen zu werden. Eine gute Übersicht über die Entwicklung volkskundlicher Studien in Deutschland gab im selben Jahre ROBERT PETSCH[10]). Gelegentlich von Beurteilungen der Schrift Hoffmann-Krayers ist wiederholt die Frage erörtert worden, ob man von Naturgesetzen im Volksleben reden dürfe. Die Anregung dazu ging übrigens nicht von Hoffmann-Krayer, sondern von ALBERT HERMANN POST[11]) aus. Während Dieterich a. a. O. S. 190 Anm. den Streit für zwecklos hält, weil man erst im Laufe der Forschung werde erkennen lernen, wie die Gesetze des Volkslebens beschaffen sind, wendet sich Hoffmann-Krayer gegen Stracks Kritik[12]) und hebt im Gegensatze zu Post, wie schon in seiner Schrift, ausdrücklich hervor, es sei unerlaubt, von einem naturgesetzlichen Geschehen im Volksleben zu sprechen. Dabei wird betont, dass die Erzeugnisse der Volksseele immer individuell entstanden sind und dass die Volksseele nicht produziert, sondern reproduziert. Weiter erklärt er, bei seinem Ausdruck „vulgus" bleiben zu müssen, und es zeigt sich, dass er ihn etwa so verstanden wissen will, wie wir oben bei Gelegenheit von Dieterichs Vortrag vermuteten. Endlich sucht er vermeintliche Missverständnisse Stracks in bezug auf den Begriff „stammheitliche Volkskunde" zu beseitigen. Strack antwortet sogleich[13]). Auch er ist der Meinung, dass die Frage nach den Naturgesetzen nicht wesentlich sei, lehnt es wenigstens hier wie auch später noch[14]) ab, auf sie einzugehen, grundsätzliche Verschiedenheit herrsche dagegen zwischen seiner und Hoffmann-Krayers Ansicht über den Ursprung der seelischen Erzeugnisse des Volkes. Er hält sie nicht für individuell, sondern für Massenprodukte. Wenn die Volksseele nicht produziere, nur reproduziere, so sei der Begriff Volksseele überflüssig. „Gerade die Unmöglichkeit, die Entstehung gewisser Geisteserzeugnisse auf die Initiative Einzelner zurückzuführen, hat zur Bildung jenes Be-

deutsche Philologie. (Verhandlungen der 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Hamburg 1905. Leipzig, Teubner 1905, S. 100 01.) 10) In dem Buche: Ergebnisse und Fortschritte der germanistischen Wissenschaft im letzten Vierteljahrhundert. Im Auftrage der Gesellschaft für deutsche Philologie herausgegeben von Richard Bethge, Leipzig, Reisland, 1902. 11) Ethnologische Gedanken. Globus 59, 289 ff. 12) Naturgesetz im Volksleben? Hess. Bl. II (1903), 57—64. 13) Der Einzelne und das Volk, ebda. 64—76. 14) Hess. Bl. III (1904) 72. Hier und auf der folgenden Seite auch Erläuterungen des Begriffs Volksseele.



griffes geführt und kann seine Verwendung meines Erachtens rechtfertigen" (S. 66). Schon hier sei eine abweichende Meinung ausgesprochen. Die Reproduktivität bildet recht eigentlich das Wesen der Einzelseele, und wer mit R. von Schubert-Soldern (Grundlagen einer Erkenntnislehre S. 21 u. 340) unter Seele „den ununterbrochenen Zusammenhang von Daten der Reproduktion und des Gefühles", „die ganz abstrakte Reproduktionsmöglichkeit" versteht, wird von der Volksseele auch nichts weiter als Reproduktion verlangen können. Was nützt es, über Begriffe streiten, wenn man sich nicht zuvor klar geworden ist, was der Gegner damit sagen will? Sonst enthält der Aufsatz sehr beachtenswerte Erörterungen über den Vorgang der sozialen Differenzierung. Nachdrücklich betont wird am Schlusse, „dass das Volksleben sich triebartig, unbewusst entfaltet". Dagegen wird auch Hoffmann-Krayer von seinem Standpunkte aus nichts einzuwenden haben. Denn individueller Ursprung eines durch das Volk übernommenen Geisteserzeugnisses braucht noch nicht zu bedeuten, dass es mit vollem Bewusstsein geschaffen sei. Erinnert doch Strack selbst an einer anderen Stelle [15]) an die künstlerische Konzeption des Genies, das sich zunächst willenlos verhält, und da ein Genie gerade den Endpunkt einer menschlichen Entwicklungsreihe ausmacht, so hat man volles Recht, für die Anfänge solche Art des Schaffens noch weniger zu leugnen. Jedenfalls ist diese Polemik für die Erkenntnis volkskundlicher Dinge sehr fruchtbar gewesen.

Anschaulich bespricht Oskar Brenner „Aufgaben der Volkskunde" und weist auf ihre nächsten Ziele hin [16]).

Einen breiten Raum gewährt der Methodologie das im nämlichen Jahre erschienene Werk von Raimund Friedrich Kaindl [17]). Der Verfasser bekennt sich (S. VI) als Historiker und gibt seiner Überzeugung Ausdruck, dass die Volkskunde eine wichtige Hilfswissenschaft der Geschichte ist oder werden kann. Er nennt sie (S. 1) einen Zweig der Völkerwissenschaft = Ethnologie (im Sinne Bastians), stellt fest, dass sich bestimmte Grenzen gegen andere Wissenschaften nicht ziehen lassen (S. 9) und verweist im übrigen auf den lichtvollen Aufsatz von M. Winternitz über „Völkerkunde, Volkskunde und Philologie" [18]). Zur Erledigung ihrer schweren und hohen Aufgaben bedarf die Ethnologie der Mitwirkung von Anthropologie (Völkerkunde), Völkerpsychologie und Volkskunde. Anthropologie = Völkerkunde ist für ihn die Wissenschaft, die, gestützt auf Anatomie und Geographie, die physische Beschaffenheit des Menschen und seine Beziehung zur Erde betrachtet (S. 9). Die Völkerpsychologie (S. 15) „bietet [der Ethnologie] gewissermassen die leitenden Gedanken. Ja, die Völkerpsychologie kann in gewissem Sinne geradezu mit der Ethnologie gleichbedeutend sein, wenn man eben nur die psychische Seite der letzteren ins Auge fasst". Die Volkskunde endlich liefert das Bau-

---

15) Hess. Bl. II (1903) 176. 16) Beilage zur (Münchner) Allgemeinen Zeitung Nr. 238 vom 16. Oktober 1902. 17) Die Volkskunde. Ihre Bedeutung, ihre Ziele und ihre Methode. Mit besonderer Berücksichtigung ihres Verhältnisses zu den historischen Wissenschaften. Ein Leitfaden zur Einführung in die Volksforschung. Mit 59 Abbildungen. Leipzig und Wien, Franz Deuticke 1903 (= Die Erdkunde . . . hsg. von Maximilian Klar, XVII. Teil). XI u. 149 S. Lexikon 8°. 18) Globus Bd. 78, Nr. 22 f. (1900).

material für die Ethnologie (18). In einem zweiten Kapitel sucht Kaindl nun doch, obgleich er die Abgrenzung der verwandten Wissenschaften früher abgelehnt hat, das Gebiet der Volkskunde (Folklore) zu umschreiben. Wiederum wird (S. 19f.) ihr nur die Aufgabe des Sammelns von Überlieferungen zugewiesen. Die Volkskunde behandelt nur ein Volk. Den Begriff einer vergleichenden Volkskunde hat er nicht. Die Ausführungen dieses Teils des Buches fördern recht wenig und zeigen die mangelhafte Anordnung gerade der grundsätzlichen Erörterungen. Besser geraten ist ein längerer Abschnitt über die Geschichte des Faches, der aber an erheblichen Lücken leidet. Berthold von Regensburg, Grimmelshausen, Abraham a Santa Clara hätten einen Platz wohl verdient. Ungenau heisst es S. 26, Jakob Grimm habe im Anhang zur ersten Ausgabe seiner Mythologie die „Gestriegelte Rockenphilosophie" mitgeteilt. Das dritte Kapitel zeigt „die Bedeutung der Volkskunde für die Entwicklung unserer gesellschaftlichen Verhältnisse und für die Wissenschaft". Es finden sich darin u. a. sehr lehrreiche Beispiele für den Nutzen, den die Volkskunde im praktischen Leben gewährt. Besonderen Wert haben im nächsten Kapitel die Anweisungen zum Betrieb des Sammelns. Ein ausführlicher Fragebogen enthält viele Anregungen, nur ist er nicht gleichmässig auf Ergründung aller Überlieferungen bedacht. Beispielsweise kommt das dichterische Schaffen des Volkes entschieden zu kurz. Weiter gibt K. (5. Kapitel) eine Anleitung, wie volkskundliche Stoffe zu bearbeiten sind. Im letzten (6.) Kapitel spricht er über die Volkskunde in der Schule, leider, ohne die Literatur zu beherrschen. Es haften dem Buche manche Unvollkommenheiten an, und namentlich die theoretischen Fragen werden nicht mit der wünschenswerten Klarheit behandelt, doch kann es nutzbringend wirken, weil die reichen Erfahrungen einer langjährigen Sammelarbeit dem Leser mitgeteilt werden. Auch besteht ein grosser Vorzug darin, dass man Gelegenheit erhält, sich bequem über die allgemeine Volkskunde zu unterrichten.

Des Berichterstatters eigenes Buch[19]) muss in diesem Zusammenhange erwähnt werden, weil es in seinen einleitenden Kapiteln den Begriff, die Geschichte und das Wesen der Volkskunde skizziert und den Versuch unternimmt, an einer Behandlung des deutschen Volksliedes zu zeigen, wie derartigen Erzeugnissen der Volksdichtung wissenschaftlicher Anteil zu schenken ist, ausserdem auch, weil es in drei knappen Abschnitten über Sage, Entstehung und Verbreitung der Volksmärchen und Aberglauben die Ergebnisse der Forschung in grösstmöglicher Kürze zusammenfassen möchte. Als eine Ergänzung zu Kaindls Arbeit dürften ein paar der in der Schrift vereinigten Vorträge wohl etwas Wert haben. Der Zweck solcher Bücher ist erreicht, wenn sie für die Sache Anhänger gewinnen.

Wenn sowohl Kaindl wie Reuschel die Bedeutung der Volkskunde zu würdigen strebten, so sind sie doch nicht mit solcher Liebe auf diesen

---

19) Volkskundliche Streifzüge. Zwölf Vorträge über Fragen der deutschen Volkskunde. Dresden und Leipzig, C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung 1903, VI u. 266 S. 8°.

Gegenstand eingegangen wie EUGEN MOGK[20]) in einem Vortrag über „die Volkskunde im Rahmen der Kulturentwicklung der Gegenwart“. Es ist in der Tat eine Rede über die Volkskunde an die Gebildeten unter ihren Verächtern, obgleich sie ursprünglich vor einem Kreise von Männern gehalten wurde, die man schwerlich als gegen diese Wissenschaft voreingenommen wird bezeichnen können. Mit dem Urteil soll nur gesagt sein, dass man denen, die noch immer die Wichtigkeit volkskundlicher Studien nicht begreifen, den Vortrag zum Lesen dringend empfehlen sollte[21]).

Mit C. VORETZSCHs[22]) Ansicht, dass das Materielle aus der Volkskunde ganz auszuschalten sei, stimme ich durchaus nicht überein, so sehr ich im übrigen den trefflichen Ausführungen zu folgen geneigt bin. Dass es die Volkskunde mit den Überlieferungen der sogen. Kulturvölker zu tun hat, betont auch S. GÜNTHER[23]).

Nachdem sich im Jahre 1901 eine besondere, der Volkskunde gewidmete fünfte Abteilung auf den Tagungen des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine gebildet hatte, wäre der wünschenswerte Zusammenschluss der volkskundlichen Vereine auf deutschem Sprachgebiet möglich gewesen, hätte man nicht auf verschiedenen Seiten, namentlich an der Universität Giessen, eine selbständige Organisation dieser Vereine zweckmässiger gefunden. Es wurde darum am 6. April 1904 in Leipzig ein Verband deutscher Vereine für Volkskunde begründet. Dessen „Mitteilungen“ (seit Januar 1905) bieten in Nr. 3 (Januar 1906) einen Vortrag von RICHARD WOSSIDLO „Die Technik des Sammelns“, der auf der ersten Tagung des Verbandes (Oktober 1905 in Hamburg) allgemein gefesselt hatte. In ausführlicherer Form erschien er ungefähr gleichzeitig[24]). Reichste Belehrung verdanken wir diesen auf der Erfahrung zweier Jahrzehnte und der glücklichsten Verarbeitung eines riesigen Stoffes beruhenden Darlegungen. Auf der gleichen Tagung wurden von CROME und G. THILENIUS Vorträge über „Historische Volks-

---

20) Hess. Bl. III (1904), 1—15. 21) Über die angewandte Volkskunde gibt es schon eine ziemlich umfassende Literatur. Auf die Wichtigkeit genauen Einblicks in das Volksleben für den Seelsorger hat PAUL DREWS in seinem Aufsatze „Religiöse Volkskunde“ (Monatsschrift für die kirchl. Praxis I [Hess. Bl. I, 27 ff.] hingewiesen, und diese Anregung ist, wie Arbeiten in der eben erwähnten Monatsschrift zeigen, auf fruchtbarsten Boden gefallen. Die Verwendung der Volkskunde im Unterricht behandeln zahlreiche Arbeiten, z. B. K. MUTHESIUS, Kindheit und Volkstum (Gotha 1899), OSKAR DÄHNHARDT, V. und Schule ZDU. XIII (1899), FRIEDRICH BEYSCHLAG, Die V. im Gymnasialunterricht ebda. XIV (1900), PAUL ZINCK, V. und Volksschule (Der prakt. Schulmann LI, Heft 5/6), ders. V. und Geschichtsunterricht (Pädagog. Studien, Heft 189). Über den Nutzen volkskundlicher Kenntnisse für den Juristen kann man sich bequem aus ALBERT HELLWIG, Verbrechen und Aberglaube (in Teubners Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“) unterrichten. Die Notwendigkeit volkskundlichen Betriebs für das Studium der Religionswissenschaft wird neuerdings immer häufiger betont. Eine ideenreiche Rektoratsrede von AUGUST SAUER „Literaturgeschichte und V.“ (Prag 1907) zeigt, wie die V. der Literaturgeschichte zu fruchtbarster Entwicklung verhelfen kann. 22) „Philologie und Volkskunde“ in den Verhandlungen der 47. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Halle a. S. 1903, Leipzig, Teubner 1903, S. 129—131. 23) Ziele, Richtpunkte und Methoden der modernen Völkerkunde, Stuttgart, Ferdinand Enke 1904, 52 S. 8°, S. 44. 24) ZVV. XVI (1906), 1 ff.

kunde“ und „Volkskunde und Völkerkunde“ gehalten (eingehende Berichte in den „Mitteilungen“ Nr. 3). Beide Redner förderten unsere Kenntnis entschieden. Mit stärkstem Anteil aber wird jeder Mitarbeiter auf dem Gebiete der volkskundlichen Wissenschaft den lichtvollen Darlegungen gefolgt sein, die EUGEN MOGK, nach Stracks Tode der Vorsitzende des Verbandes über „Wesen und Aufgaben der Volkskunde“ („Mitteilungen“ Nr. 6, Dezember 1907) drucken liess. Mogk knüpft an den Meinungsaustausch zwischen Strack und Hoffmann-Krayer an, über den wir oben erfuhren. Er zeigt, dass Stracks Definition der Volkskunde (siehe oben) nicht völlig annehmbar ist, weil auch z. B. Rittertum, Gildenwesen aus dem natürlichen Zusammenhange des Volkes hervorgegangen seien. Ob freilich, worauf doch Strack besonders aufmerksam macht, auch unbewusst? Das nachdrückliche Betonen der Wichtigkeit des Bauernstandes für die volkskundliche Forschung will Mogk nur für die Gegenwart gelten lassen. „Je weiter wir in der Zeit zurückgehen, um so mehr schwindet dann auch der Bauernstand als Repräsentant des Teiles im Volke, der den Kollektivgeist vertritt“ . . . „Warum schliessen wir also z. B. das Zunftwesen von der Volkskunde aus, während doch die Jünglings- und Männerbünde, die Nachbarschaften unumstritten dahin gehören? Die Psychologie gibt uns die Antwort: das eine ist der assoziativen Denkform der Volksseele entsprossen und lebt durch sie fort, das andere dem reflektierenden Verstande. Nur mit den Erzeugnissen der ersteren hat es die Volkskunde zu tun.“ Im Verlaufe des Meinungsaustausches zwischen Adolf Strack und Hoffmann-Krayer war erwähnt worden, dass sich bis in die Kreise der Höchstgebildeten hinein solche volkstümliche, dem sogenannten „vulgus“ eigene Vorstellungen und Bräuche finden. Mogk erinnert nun daran, wie jeder Mensch gleichsam ein Doppelwesen ist, ein Kulturmensch und ein Naturmensch. Der eine denkt logisch (mehr oder minder, möchten wir hinzufügen), der andere steht unter dem Zwange der psychischen Assoziation, d. h. er reagiert auf Eindrücke der Aussenwelt in derselben Weise wie seine Vorfahren. „Wenn wir die psychische Assoziation“, heisst es weiter, „in den Mittelpunkt des Begriffes 'Volkskunde' stellen, so erklärt sich vielerlei, was man bisher als Tatsache angenommen, aber noch nicht zu deuten versucht hat. Zunächst folgt hieraus, dass heute der Bauernstand, oder sagen wir richtiger die Stände, die ihre Beschäftigung in der freien Natur haben, den meisten Stoff zu volkskundlicher Forschung bieten. Denn bei ihnen überwiegt infolge ihrer Bildung und ihrer Beschäftigung in der Natur die assoziative Denkform. Ganz dasselbe ist bei den Kindern der Fall, die namentlich für Lied und Spiel einen reichen volkskundlichen Stoff gewähren. Von den beiden Geschlechtern hat das weibliche entschieden mehr Neigung zur assoziativen Denkweise als das männliche; hieraus erklärt sich, dass wir bei ihm gewisse Äusserungen des Volkstums (Aberglaube, Volkslied u. a.) mehr gepflegt finden, als beim männlichen Geschlechte. — Die zunehmende Bildung, d. h. die logische Schulung des Verstandes, drängt die psychische Assoziation immer mehr zurück.“ Und vollkommen richtig wird hervorgehoben, dass der kollektivistische Charakter der seelischen Erzeugnisse des Volkes sich mit individueller Entstehung wohl vertrage. Das Individuum, das sie schafft, besitzt keine ausgeprägte Individualität.

Solche Individualität haftet aber, möchten wir ergänzend bemerken, dem Geschlechts- und Stammesverband an, darum unterscheiden sich beispielsweise die französischen von den deutschen Volksliedern, darum ist eine geistige Anthropogeographie möglich. Werden individualistische Geisteserzeugnisse aus der Kulturschicht Eigentum der Masse, so vollzieht sich jener Vorgang der Typisierung, wie wir ihn bei den Kunstliedern im Volksmunde beobachten können. Mogks Darlegungen haben endlich erreicht, worum sich die Volkskunde so lange bemüht hat: eine wirklich zutreffende Bestimmung des Begriffes unserer Wissenschaft zu liefern. Man wird dieses Ergebnis unbedingt als den Beginn einer neuen Ära volkskundlicher Forschung bezeichnen dürfen. Es sei hier an einigen Fällen gezeigt, wie sich durch die Einführung der psychischen Assoziation als des Grundprinzips volkskundlicher Überlieferung manche andere bisher noch nicht genügend erläuterte Tatsache aufhellen lässt. Aus dem Munde der ältesten Mütterchen will Goethe im Elsass seine Volkslieder aufgezeichnet haben. Warum sind gerade die alten Leute als Quellen volkskundlichen Wortes und Brauches so wichtig? Weil der Greis sich von der reflektierenden Verstandestätigkeit des Mannesalters wieder abzuwenden anfängt, weil er wieder, ohne es zu merken, stärker im Bann des Herkommens steht, wieder zum Kinde wird. In der Maxime über die Philosophie der verschiedenen Lebensstufen drückt das Goethe schön mit Bezug auf die Religion aus (Goethe, Maximen und Reflexionen, hsg. von Max Hecker = Schriften der Goethe-Gesellschaft 21. Band, Weimar 1907, Nr. 806). Aus dem naiven Grundzug des Olympiers erklärt sich auch, dass er volkskundlichen Dingen einen viel kräftigeren Anteil entgegenbrachte als Schiller, dessen Wesen Ricarda Huch einmal (Blütezeit der Romantik S. 209) ziemlich gut, freilich dem gereiften Dichter nicht ganz gerecht werdend, schildert: „Bei aller Verehrung, die man für Schiller haben kann und soll, ist nicht zu leugnen, dass er an übertriebener Männlichkeit litt, was neben anderem sich dadurch beweisen liesse, dass er in der Liebe als Ergänzung die überladene Weiblichkeit suchte.“ Das Weibliche in Goethes Natur hat die assoziative Denkweise oder wenigstens das Verständnis dafür nie in dem Masse verloren, wie der sentimentale, reflektierende Charakter Schillers. — Das Verdienst Mogks beruht darin, dass er die assoziative Denkform, die man bis dahin nur zur Erläuterung des Begriffs der Volkspoesie herangezogen hatte[25]), zur Definition der Volkskunde verwendet.

Aber mit diesen Feststellungen begnügt er sich nicht. Er unternimmt auch den Versuch, das Gebiet der volkskundlichen Wissenschaft neu und wirklich sachgemäss einzuteilen. Dabei bekennt er sich unumwunden als Anhänger der Auffassung, dass die physische Erscheinung des Volkes der Anthropologie zugewiesen werden muss, ebenso die wie Beschreibung des Landes, Geschichte, Statistik nicht der Volkskunde zugehören soll. Er hat damit recht, wenn er auch in schroffer Bestimmtheit scheinbar zu weit geht. Denn es fällt ihm selbstverständlich nicht

25) Franz Krejči, Das charakteristische Merkmal der Volkspoesie. Z. f. Völkerpsychologie XIX, 115—141; Robert Petsch, Volksdichtung und volkstümliche Denkweise, Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine April-Mai 1904, vollständiger Hess. Bl. II (1903), 192 ff.

ein zu leugnen, dass die seelischen Reflexe des Körperlichen von der Volkskunde behandelt werden müssen. Bevölkerungszahl und Bevölkerungs- und Berufsgliederung können als psychisch wirkende Faktoren wohl Geltung beanspruchen, Statistik des Verbrechens und Selbstmordes wie der Krankheitsfälle nicht minder. Nur das war verkehrt, dass man in Robert Wuttkes „Sächsischer Volkskunde“ 2. Auflage, Dresden 1901, nicht diese Einwirkungen auf das Volksdenken und Volksempfinden aufzeigte, wie sie sich in Sprichwörtern, Redensarten, Dichtung und Brauch ermitteln lassen, sondern sich an den tatsächlichen, rein volkswirtschaftlichen Ergebnissen genügen liess. Die Äusserungen der Volkspsyche sind nach Mogk im Wort, im Glauben, in Handlungen und in Werken zu finden. Demnach hat sich die Volkskunde diesen vier Gebieten zuzuwenden. Der von MOGK entworfene neue Arbeitsplan des Vereins für sächsische Volkskunde[26]) zeigt die gleiche Anordnung; er zerfällt in die folgenden Abschnitte: I. Sprache, II. Volksdichtung, III. Volksglaube, IV. Sitte und Brauch, V. Werke des Volkes. Offenbar aus praktischen Gründen ist hier der Abschnitt über das Wort in zwei den anderen Teilen nebengeordnete Teile zerlegt worden. Dass der Plan noch mancher Erweiterung bedarf, steht fest. Sitte und Brauch an Festtagen wird z. B. nur nach Festen des Kirchenjahres und aussergewöhnlichen Festtagen gegliedert. Doch gibt es auch festliche Tage, die regelmässig wiederkehren und im Kirchenjahre keinen Platz finden können. Die Volksmusik und der Volkstanz sind nur bei Sitte und Brauch behandelt, während die Volksdichtung an dieser Stelle und, wie wir sahen, auch selbständig auftritt. Mogk will übrigens durchaus nicht sagen, dass mit dem Arbeitsplan das ganze Gebiet der Wissenschaft erschöpft sei. Er weiss sehr wohl, dass die Deutung der volkskundlichen Geisteserzeugnisse und namentlich die praktische Seite der Volkskunde nicht vernachlässigt werden dürfen. Seine fesselnden und lehrreichen Betrachtungen schliesst er mit einigen beherzigenswerten Winken. Er wünscht, dass die Verbreitungsgebiete gewisser Erscheinungen sorgfältiger ermittelt werden, dass man, wie auch schon Ulrich Jahn in Alfred Kirchhoffs „Anleitung zur deutschen Landes- und Volksforschung (Stuttgart 1889, S. 445) vorschlug, Karten anlege. Es entgeht ihm ferner nicht, dass man sich zu oft mit den Zeugnissen aus der Gegenwart begnügt, statt die Herkunft von Sitten, Sagen u. s. w. geschichtlich zu erforschen. „Erst wenn die Zeugnisse früherer Zeiten zusammengetragen und mit denen der Gegenwart verknüpft sind, lässt sich in streng historischer Methode eine Darstellung der deutschen Volksseele in Sprache, Glauben, Sitte und Brauch und Werken geben und fremder Einfluss von heimischem Gut scharf scheiden. Hier berührt sich also Mogk mit den Forderungen Dieterichs, Cromes, Otto Lauffers[27]). Notwendig ist dabei, dass die wissenschaftliche Verarbeitung des Materials nicht zu früh einsetzt. Ein Fehler, der in Sagenbüchern, aber auch in Darstellungen von Glauben, Sitte und Brauch häufig begangen wird, mag

26) Im XI. Jahresbericht des Vereins auf das Vereinsjahr 1908, Dresden 1909, S. 40. 27) „Die deutsche Volkskunde ist für mich nichts anderes als ein Teil der deutschen Altertumswissenschaft.“ „Immer und immer wieder ist es also der Standpunkt der historischen Volkskunde, auf den wir uns zu stellen haben.“ ZVV. XIII (1903), 330.

im Anschluss an diese dankenswerten Erörterungen erwähnt sein. Es wird lange nicht oft genug angegeben, ob eine volkstümliche Überlieferung noch lebt oder nicht. Scharf müsste geschieden werden zwischen Verschwundenem, Verblasstem und noch Lebendigem; für einen echt wissenschaftlichen Betrieb der Volkskunde wäre das eigentlich selbstverständlich. Umfragen, wie sie mit schönem Erfolg etwa Paul Sébillot in der Revue des Traditions Populaires und Krauss in seinen Zeitschriften erlassen hat, würden sowohl die Frage nach dem Verbreitungsbezirk, wie die nach Alter und Dauer der Überlieferungen der Lösung näher bringen können.

Mit Mogks lichtvollem Aufsatze scheinen die allgemeinen theoretischen Erwägungen über die Volkskunde ein vorläufiges Ende gefunden zu haben, in Deutschland wenigstens. Die Methoden für die Sondergebiete werden später zu würdigen sein.

Wie weit Henri Gaidoz „De l'étude des traditions populaires ou Folklore en France et à l'étranger“[28]) die Methoden erwähnt, vermag ich nicht zu sagen, da mir seine Arbeit nicht zu Gesicht gekommen ist.

II. Bibliographien, Zeitschriften und Sammelwerke. Seit dem Anfang der neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts gewinnt die volkskundliche Bewegung nicht bloss in Deutschland entschieden an Umfang und Stärke. Es wäre keine unnütze Aufgabe, den Zusammenhängen zwischen der Heimatkunst und der neubelebten volkskundlichen Forschung nachzuspüren. Je mehr sich das Bedürfnis geltend macht, die Volkskunde aus dem dilettantischen zu einem streng wissenschaftlichen Betrieb zu erheben, um so dringender fühlt man die Notwendigkeit, das bis dahin Geleistete zusammenzufassen und dem Weiterarbeitenden die Möglichkeit zu geben, sich über die vorhandene Literatur und die raschen Fortschritte volkskundlicher Erkenntnis zu unterrichten. So entstehen Übersichten, entweder einfache Literaturverzeichnisse oder kritische Berichte. Von ihnen soll hier in Kürze die Rede sein. Vorausgeschickt sei ein Hinweis auf die nützliche, leider nicht gerade leicht benutzbare Arbeit von Lincke[29]). Als sehr brauchbar haben sich die Referate von Bolte und Schullerus in dem JBGPh. erwiesen. Ihr Wert besteht nicht bloss in der Sorgfalt, mit der alles irgendwie in Betracht Kommende angeführt wird, sondern auch in der Schnelligkeit des Erscheinens. Im Rahmen der JBL. hat die Volkskunde seit dem 4. Bande einen Platz gefunden. Friedrich Vogt, der an dieser Stelle die Literatur des Jahres 1893 eingehend besprach, gab das Referat schon für den folgenden Band an Adolf Hauffen ab, der mit grosser Gewissenhaftigkeit die Berichte bis zum 10. Bande besorgte. Es finden sich von ihm kritische Referate über 1894 im 5. Bande (Berlin 1897), über 1895 im 6. Bande (ebenda 1899), über 1896 und 1897 im 8. Bande (ebenda 1901), über 1898 im 9. Bande (ebenda 1902) und über 1899 im 10. Bande (ebenda 1903). Krankheit zwang ihn, die

28) Explorations Pyrénéennes, bulletin de la société Ramond 3e série 1, 174—193. Bagnères-de-Bigorre 1907, s. ZVV. XVII (1907), 357. Ausdrücklich sei festgestellt, dass die Schrift von Lazare Sainéan: L'état actuel des études de folklore (Paris, Léopold Cerf 1902) sich nur mit der Märchenforschung befasst.
29) Arthur Lincke, Über den gegenwärtigen Stand der Volkskunde im Allgemeinen und der Sachsens im Besonderen. Dresden [im Selbstverlage] 1897.



mühevolle Arbeit aufzugeben. An seiner Stelle berichtete dann im 11. Bande (1904) und im 13. Bande (1906) ADOLF STRACK über Neuerscheinungen der Jahre 1900/1 und 1902. Die Umgestaltung der Jahresberichte seit dem 13. Band brachte es mit sich, dass die vollständige Bibliographie (von OSCAR ARNSTEIN) vorausgeschickt und von den andern Mitarbeitern immer nur über die wichtigeren Schriften aus der Berichtszeit gehandelt wurde. In Band 14 (Berlin 1907) findet sich nur noch Arnsteins Bibliographie für 1903, das kritische Referat fehlt infolge von Stracks Tode, und seitdem ist es, um das gewaltige Anwachsen der Bände zu verhindern, ganz aufgegeben worden. Auch der Eu. bringt dankenswerte Übersichten. Im 4. Bande des JBRPh. steht der Bericht über allgemeine Methodik von L. SCHERMANN und FRIEDRICH S. KRAUSS, die Jahre 1890—1897 umfassend, und die Fortsetzung von Friedrich S. Krauss (bis 1902) ist in den RF. (XVI, 1), auch selbständig (Die V. in den Jahren 1897—1902. Erlangen, Fr. Junge, 1903) erschienen. Zusammenfassende Aufsätze über die Volkskunde Deutschlands und anderer Länder, sowie über einzelne wichtige Gegenstände der V., wie Märchen, Volkslied bietet die ZVV. unter BOLTE^s^ Leitung (Beiträge des Herausgebers, A. Brückners, G. Polívkas, von Otto Lauffer und Ad. Schullerus). Die Bibliographie des LBlGRPh. lässt sich nicht genug empfehlen. Nützlich ist auch das Novitätenverzeichnis der ZFSL. Am gleichen Orte hat CARL FRIESLAND (Bd. 22) [1898] einen Bericht über französische Volkskunde geschrieben. Die verheissenen periodischen Übersichten über neue Schriften auf diesem Gebiet sind aber bis jetzt nicht veröffentlicht worden. ARTUR L. JELLINEK^s^ Bibliographie der vergleichenden Literaturgeschichte, zuerst im Anhang zu den Heften des zweiten Bandes (1902) von Max Kochs „Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte“, dann selbständig als Beiblatt zu dieser Zeitschrift (Bibliographie der vergleichenden Literaturgeschichte, hsg. von Artur L. Jellinek [Wien] 1. Bd., Berlin 1903), behandelt I. Allgemeines und Theoretisches, II. Stoffe und Motive, nach Schlagwörtern geordnet, III. Literarische Beziehungen und Wechselwirkungen a) im allgemeinen, b) als Einfluss und Fortleben einzelner Autoren. Der Verfasser bemerkt im Vorwort selbst, dass er die volkskundliche Literatur in weitem Umfang herangezogen hat. Ein Autorenregister und ein Sachregister erhöhen die Brauchbarkeit. Leider hat es bei diesem Anfange des sehr zweckmässigen Unternehmens bleiben müssen. Krankheit und Tod des Bearbeiters haben sowohl die Fortsetzung dieser Bibliographie gehindert, als auch der Wissenschaft das lange geplante Lexikon der Stoffgeschichte vorenthalten. Die Bibliographie reicht nur bis Mitte 1903; es wäre dringend zu wünschen, dass sich ein geeigneter Mann fände, um das Werk weiterzuführen. ADOLF STRACK^s^ grosse Verdienste um die Volkskunde zeigen sich auch in der Begründung der Volkskundlichen Zeitschriftenschau. Eine erste Übersicht brachten Bd. 1 u. 2 der Hess. Bl. f. V. (1902 u. 1903) über die Erscheinungen des Jahres 1902; es gelang dem seltenen Geschick Stracks, einen Stab von trefflichen Mitarbeitern um sich zu vereinigen, und so wurden die Bände der volkskundlichen Zeitschriftenschau ein bequemes, fast unentbehrliches Hilfsmittel, das mit jedem Bande an Reichhaltigkeit und damit an Brauch-

barkeit gewann. Nach Adolf Stracks Tode gab LUDWIG DIETRICH die volkskundliche Zeitschriftenschau zweimal (für 1904 Leipzig, B. G. Teubner 1907, für 1905 Leipzig, ebenda 1907) heraus. Leider ist die Arbeit dann stecken geblieben, hoffentlich nicht für immer. Umsichtige Sammelbeurteilungen hat ROBERT PETSCH im ASNS. geschrieben, gelegentliche Überblicke über die Fortschritte auf einigen Gebieten der Volkskunde im Korrespondenzblatte des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine rühren von KARL REUSCHEL her. Endlich ist noch eine Bibliography of Anthropology and Folk-Lore 1905 von N. W. THOMAS (London-W., Royal Anthropological Institute, Hanover Square 3 1906) zu erwähnen, die Fortsetzungen für 1906 (London 1907) und 1907 (London 1908) gefunden hat.

Das SAV. veröffentlicht regelmässige, bequem angeordnete bibliographische Übersichten, ebenso bringt die ZÖV. solche Bibliographien für die einzelnen Teile der Monarchie (für Böhmen sieh auch Hauffens Einführung in die deutsch-böhmische Volkskunde, S. 97 ff.); andere volkskundliche Zeitschriften wie Lud, Česky Lid bieten ebenfalls Bibliographien. Für das Wallonische ist zu erwähnen: OSKAR COLSON, Table générale systématique des Publications de la Société liégeoise de Littérature wallonne (1856—1906), Liège (Imp. H. Vaillant-Carmanne) 1908, wo S. 5—11 Schriften über Volkskunde aufgeführt werden. In der Schweiz wird eine Bibliographie der schweizerischen Landeskunde von einer Zentralkommission herausgegeben. Darin verdient Beachtung ein Werk emsigsten Fleisses, DR. FRANZ HEINEMANNS Kulturgeschichte und Volkskunde (Folklore) der Schweiz (des ganzen Unternehmens Fasc. V, Abteilung 5), Bern, Wyss 1907. Auch in der noch unvollendeten Gestalt (bisher sind nur Aberglaube, geheime Wissenschaften und Wundersucht behandelt) kann die ungeheure Leistung viel Nutzen stiften.

Endlich ist auf JOHN MEIERS Deutsche und niederländische Volkspoesie im II. Bande, 1. Abteilung der zweiten Auflage von Hermann Pauls Grundriss der germanischen Philologie (Strassburg, Trübner 1909) nachdrücklich hinzuweisen. Der Bearbeiter hat sich die Mühe nicht verdriessen lassen, den entsprechenden Abschnitt in der ersten Auflage des Grundrisses einer gründlichen Nachbesserung zu unterziehen. Es wird die Literatur über das Volkslied, über Sagen und Märchen, über das Sprichwort, über das Rätsel und über das Volksschauspiel verzeichnet. Nachträge und Berichtigungen sind leicht zu geben, aber die freudigste Anerkennung für das Geleistete ist entschieden geboten. Besässen wir doch auch für Frankreich eine ähnliche Bibliographie!

In schnellem Überblick gedenke ich der seit 1897 entstandenen volkskundlichen Zeitschriften, behalte mir aber vor, gelegentlich auch noch weiter Zurückliegendes zu erwähnen, wenn es in Krauss' erstem Referat nicht genügend oder überhaupt nicht erwähnt worden ist. Überaus fruchtbar für den Betrieb der Volkskunde war das Jahr 1894, in dem der Verein für bayerische V. und Mundartforschung unter Leitung Oskar Brenners, die schlesische Gesellschaft für V. unter Vorsitz von Friedrich Vogt und der Verein für österreichische V. dank der Anregung M. Haberlandts und W. Heins begründet wurden und in dem die Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst

und Literatur in Böhmen die Volkskunde in ihr Programm aufnahm[30]). Unter der treuen Obhut Adolf Hauffens werden seit 1896 „Beiträge zur deutsch-böhmischen V." veröffentlicht, lauter gediegene Arbeiten aus den verschiedensten Gebieten des deutschen Volkstums unter der Wenzelskrone[31]). Während die „Mitteilungen und Umfragen zur bayerischen V." (seit 1895) immer nur ein Blatt von bescheidenem Umfange geblieben sind (ein Anfang wurde auch 1902 mit selbständigen „Schriften" dieses Vereins gemacht), hat die Haberlandtsche Zeitschrift (ZÖV.) von Anbeginn ein grosses gesamtösterreichisches Organ sein wollen, das der deutschen Volkskunde neben der Erforschung des Volkstums der slawischen und romanischen Bewohner des Reiches dient. Die „Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde" atmeten sogleich wissenschaftlichen Geist; seitdem Theodor Siebs die Redaktion übernommen hat, sind sie wesentlich erweitert worden. „Beihefte" (seit 1901) und drei wertvolle Bände „Schlesiens volkstümliche Überlieferungen (seit 1901), sowie die Sammlung „Wort und Brauch" (1908 ff.) legen ausserdem gewichtige Zeugnisse ab von dem Eifer und der Wissenschaftlichkeit, mit der in dieser Provinz den volkstümlichen Regungen nachgegangen wird. Über den wichtigsten Inhalt der ersten zwölf Bände des 1896 begründeten „Schweizerischen Archivs für V." unterrichtet E. HOFFMANN-KRAYER in einem Vortrage[32]). Die ersten fünf Jahrgänge hat Hoffmann-Krayer allein redigiert, vom 6.—9. Bande erfuhr er für den romanischen Teil die Unterstützung von Jules Jeanjaquet, und seitdem steht ihm für das Romanische Maxime Reymond als Mitredaktor zur Seite. In einem Lande, das sich ein so kräftiges Volkstum bewahrt hat wie die Schweiz, mag es nicht allzu schwer sein, volkstümliche Überlieferungen zu sammeln und zu erklären. Aber es muss doch gesagt werden, dass ohne eine geschickte Anleitung auch das Nächstliegende oft nicht beachtet wird. Eduard Hoffmann-Krayer ist ein kundiger und zuverlässiger Führer. Wenn so reiche Ernte schon jetzt in die Scheuern gebracht worden ist, so gebührt ihm nicht der geringste Teil des Dankes. Einige der besten unter den grösseren Beiträgen stammen aus seiner Feder, z. B. im 7. Jahrgang die „Neujahrsfeier im alten Basel und Verwandtes", im 8. Jahrgang die sehr wertvolle Abhandlung über „Knabenschaften und Volksjustiz in der Schweiz", deren Wirkung sich in dem Archiv selbst verfolgen lässt, und die oben erwähnte Abhandlung in Form eines Vortrags „Wege und Ziele schweizerischer V." Daneben hat Hoffmann-Krayer weitaus die meisten Besprechungen von Büchern geliefert, die Bibliographie bearbeitet und viele Anregungen gegeben. Unter den deutschen Beiträgen mögen S. Meiers sich durch einige Bände hinziehende, sehr ergiebige Mitteilungen über „Volkstümliches aus dem Frei- und Kelleramt", Otto Ebners „Volkstümliche Monatsnamen alter und neuer Zeit im Alemannischen" (XI) und E. A. Stückelbergs „Translationen in der Schweiz" (III) genannt sein. Für die schweizerische Volksliedforschung, die ein besonderer Ausschuss betreibt, sind gediegene Vor-

30) Vgl. zu diesen und den folgenden Ausführungen KARL REUSCHEL, Volkskunde und volkskundliche Vereine in: Deutsche Geschichtsblätter, hsg. von Armin Tille, IX (1907), 63—83. 31) Vgl. Hauffen, Die deutsche V. in Böhmen. Deutsche Arbeit. Jahrg. 8 (1907/8), 225—237. 32) SAV. XII (1908), 241—260.

arbeiten geliefert. worden, z. B. im XI. Bande. Auch die sachliche Volkskunde kommt durchaus zu ihrem Recht. Von den bis Sommer 1908 erschienenen 450 Artikeln des „Archivs“ entfallen 362 auf die deutsche Sprache, 70 auf die französische, 18 auf die italienische; in Prozenten ausgedrückt ist das Verhältnis ungefähr 80 : 15 : 4. Diese Zahlen sprechen deutlich, wenn wir bedenken, dass das Verhältnis der drei Sprachen in der Schweiz, in Promillen ausgedrückt, ungefähr das von 698 : 220 : 62 ist (XII, 259). Man muss indes zugeben, dass die nichtdeutschen Beiträge doch recht viel des Fesselnden und Lehrreichen bieten und besonders wertvoll sind, weil sie gestatten, den Zusammenhang mit fremdem Volkstum zu erkennen. Die Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde hat sich weiter verdient gemacht durch die Herausgabe besonderer „Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde“ (Publications de la Société Suisse des Traditions populaires) [seit 1901], grösserer Untersuchungen und Sammlungen, die für die Vereinszeitschrift teilweise zu umfangreich geworden wären. — In den Jahren 1897 und 1898 liess Friedrich S. Krauss eine Fortsetzung seines Organs „Am Urquell“ unter dem Titel „Der Urquell“ erscheinen, leider nicht über den zweiten Band hinausgekommen. Es finden sich manche gute Beiträge darin, die es bedauern lassen, dass die Zeitschrift so bald hat eingehen müssen. Krauss will der Volkskunde im weitesten Sinne, ausserhalb der Schranken nationaler Gebundenheit, die Pforten öffnen. Wenn er nur seine persönlichen Empfindungen bisweilen etwas mehr im Zaume halten könnte! Durch Umfragen hat er viel Stoff herbeigeschafft und infolge internationaler Beziehungen einen grossen Kreis von Mitstrebenden gewonnen. Die Blätter für Egerländer Volkskunde „Unser Egerland“, von Alois John seit 1897 redigiert, sind eine vortreffliche volkskundliche Zeitschrift, die Wissenschaftlichkeit mit Allgemeinverständlichkeit aufs glücklichste verbindet. Von den „Mitteilungen der Gesellschaft für jüdische Volkskunde“, hsg. von M. Grunwald, sind seit 1898 Hefte veröffentlicht worden; ich kann sie nicht beurteilen, weil ich sie nie gesehen habe. Seit 1897 erscheinen die im Auftrag des 1897 begründeten „Vereins für sächsische V.“, von E. Mogk und H. Stumme herausgegebenen „Mitteilungen des Vereins für sächsische Volkskunde“, eine gute provinzielle Zeitschrift ohne allzu hohe wissenschaftliche Absichten. 1899 wurde die Hessische Vereinigung für Volkskunde begründet, die anfangs „Blätter für hessische Volkskunde“, dann — seit 1902 — die „Hessischen Blätter für Volkskunde“ veröffentlichte, neben der ZVV. unstreitig das bedeutendste Fachorgan im deutschen Reiche, in den ersten Bänden durch die früher berührten grundsätzlichen Erörterungen ungemein fruchtbringend. Im gleichen Jahre begannen die serbische Zeitschrift Karadžić und die portugiesische A Tradição (Revista mensal d'ethnographia portugueza) zu erscheinen, letztere ist ziemlich reichhaltig und bietet Erzählungen, Volkslieder, Sprichwörter, Beiträge über Glauben und Brauch, dabei Volksmedizin u. s. w., auch Bilder. Während „Ons Volksleven“ 1900 aufhörte (ein gleiches Geschick ereilte zwei Jahre darauf die „Blätter für pommersche V.“, 1903 die „Dania“) und Gaidoz' „Mélusine“ 1901 vorläufig abbrach, wurde 1901 von Edmund Langer eine „Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen“ allein be-

gründet und bearbeitet, und kamen zum ersten Male die „Finnisch-ugrischen Forschungen“ mit einem „Anzeiger“ heraus (die Redaktion liegt in den Händen von E. N. Setälä und Kaarle Krohn). Seit 1902 erscheint eine ostholländische Zeitschrift: „Driemaandelijksche Bladen uitgegeven door de vereeniging tot onderzoek van taal en volksleven in het osten van Nederland“ und eine norwegische „Norvegia. Tidskrift for det norske folks maal og minder, udgivet av Samfundet for norske maal og traditioner“, seit 1903 die prächtig ausgestattete und besonders der sachlichen und angewandten Volkskunde dienende bayerische Zeitschrift „Volkskunst und Volkskunde“, seit 1904 die „Zeitschrift für rheinische und westfälische Volkskunde“, die trotz guter Beiträge zuweilen ein dilettantisches Gepräge nicht verbergen kann, namentlich weil sich bedenkliche mythologische Deutungsversuche einiger Mitarbeiter darin finden. Im selben Jahre wurden auch zum ersten Male die „Danske Studier“ und „Mitteilungen über volkstümliche Überlieferungen in Württemberg“ von der württembergischen Sammelstelle für Volkskunde (begründet 1899) veröffentlicht. Bisher sind drei dünne Hefte erschienen (ausser der eben erwähnten Nr. 1 (Bohnenberger „Glaube und Sage“ noch Nr. 2 „Festgebräuche“ von R. Kapf und Nr. 3 „Sitte und Brauch in der Landwirtschaft“ von A. Eberhardt). Da sich mit grosser Knappheit wissenschaftliche Sorgfalt vereinigt, wird man dieser Art der Materialbearbeitung vor den weitläufigen und dabei nicht immer so gediegenen Darlegungen an mancher anderen Stelle den Vorzug geben müssen. Den *Κρυπτάδια* hat sich seit 1904 eine Sammlung Anthropophyteia, Jahrbücher für folkloristische Erhebungen und Forschungen zur Entwicklungsgeschichte der geschlechtlichen Moral, herausgegeben von Dr. Friedrich S. Krauss, Leipzig, Deutsche Verlagsaktiengesellschaft, angereiht. Das Untersuchungsgebiet ist zweifellos von grösster Wichtigkeit, wenn sich auch nicht jedermann damit befassen möchte. Ebenso enthalten die von dem nämlichen unermüdlichen Herausgeber veranstaltete Bändefolge „Romanische Meistererzähler“ (Leipzig, im gleichen Verlag seit 1905) wie auch gelegentlich die schon früher begonnene „Bibliothek ausgewählter serbischer Meisterwerke“ (Leipzig, Adolph Schumann 1903 ff.) volkskundlichen Stoff, und die „Historischen Quellenschriften zum Studium der Anthropophyteia“ (Leipzig, Deutsche Verlagsaktiengesellschaft (seit 1907) sind in diesem Zusammenhange zu erwähnen. Die Notwendigkeit, in guten Ausgaben Vorliegendes nochmals darzubieten, wie die Zimmrische Chronik, aus der die bedenklichen Stellen herausgehoben werden, kann ich allerdings nicht verstehen. Besser begründet will mir ein anderes Unternehmen von Krauss erscheinen, „Der Volksmund“ (Leipzig, Deutsche Verlagsaktiengesellschaft 1906 ff.), da es beispielsweise einen Neudruck der österreichischen Volkslieder von Tschischka und Schottky und aus der mündlichen Überlieferung geschöpfte Schnaderhüpfl bietet. Aber auch hierfür gilt, dass Auszüge wie aus Montanus' Wegkürzer und Freys Gartengesellschaft angesichts der vorhandenen trefflichen Gesamtausgaben überflüssig sind. Bescheidenen Umfangs und doch reichhaltig und gediegen sind die seit 1905 bestehenden, von Dr. Fridrich Pfaff geleiteten „Blätter des [1904 ins Leben gerufenen] Badischen Vereins für Volkskunde“. Seit 1905 bestehen die „Mitteilungen

zur Volkskunde des Schönhengster Landes". Sie werden von Alois Czerny und Dr. F. Spira im Auftrag der Abteilung für Volkskunde des Vereins für Fortbildung des Handels- und Gewerbestandes in Mährisch-Trübau redigiert (vgl. ZÖV. XI [1905] 134). Ein „Archiv für rätoromanische Sprachforschung und Volkskunde" (Innsbruck 1905) hat es leider nur zu einem kurzen Dasein gebracht. Dagegen werden die kleinen „Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde" (s. o., seit 1905) durch den Anschluss neuer Körperschaften an den Verband und den Fortgang der von diesem ins Werk gesetzten umfassenden Unternehmungen (Volksliederarchiv, Zusammenstellung von Zauberformeln u. s. w.) immer mehr an Bedeutung gewinnen. Das Bedürfnis, eine Zersplitterung volkskundlicher Arbeit in Deutschland zu verhüten, hat 1904 zur Gründung des Verbandes geführt. Aber man empfand auch das weitere Bedürfnis eines engeren Zusammenschlusses der Volksforscher aller Kulturländer. So ist auf Anregung der Herren Axel Olrik (Kopenhagen), von Sydow (Ronneby in Schweden) und Kaarle Krohn (Helsingfors) im Jahre 1907 der „Folkloristische Forscherbund" (FF.) begründet worden (vgl. E. Mogk, Mitteil. des Vereins f. sächs. V. IV [1908] 321 f.), dessen erste Mitteilungen 1908 ausgegangen sind. Eine neueste unser Gebiet bearbeitende Zeitschrift nennt sich „Mitteilungen des Vereins für kaschubische Volkskunde" (Leipzig, Harrassowitz, seit 1908).

Die wachsende Bedeutung der Volkskunde zeigt sich auch in dem Aufkommen von Sammelwerken, deren wir einige bereits genannt haben. Die „Mecklenburgischen Volksüberlieferungen", die Richard Wossidlo im Auftrage des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde gesammelt und herausgegeben hat, enthalten in den bisher veröffentlichten drei Bänden I. Rätsel (Wismar, Hinstorff 1897), II. Die Tiere im Munde des Volkes (ebenda 1899) und III. Kinderwartung und Kinderzucht (ebenda 1906). Eine Würdigung dieser Leistungen, wie auch der weiter unten erwähnten Beiträge zu Sammelschriften soll in einem späteren Bericht an den betreffenden Stellen erfolgen. Von den „Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde" bis jetzt fünf Bände, und den grösseren Arbeiten auf dem Gebiet der schlesischen Volkskunde, sowie den bayerischen „Sammlungen" war schon oben die Rede. Veröffentlichungen des Vereins für Sächsische Volkskunde sind das Sagenbuch des Königreichs Sachsen von Dr. Alfred Meiche (Leipzig, G. Schönfeld 1903), Oskar Seyfferts „Von der Wiege bis zum Grabe") Wien, Gerlach & Wiedling o. J. [1905] und das zugleich mit Unterstützung des Sächsischen Ingenieur- und Architektenvereins herausgegebene Werk „Die Dorfkirche im Königreich Sachsen" von O. Gruner (Leipzig-R., Arwed Strauch 1904).

Bei Alfred Nutt, London, erscheinen seit 1899 Popular Studies in Mythology, Romance and Folklore. Vgl. Krauss, Die Volkskunde in den Jahren 1897—1902, S. 79.

Bis zum Jahre 1905 aber fehlte es an einer Sammlung von umfangreicheren allgemein volkskundlichen Arbeiten, „die zu gross für Zeitschriften, zu klein für selbständige Bücher sind." Seitdem gibt Eugen Mogk „Beiträge zur Volkskunde" heraus und will damit die Lücke

ausfüllen (Leipzig, G. Schönfeld). Dem gleichen Zwecke dienen die von E. K. Blümml geleiteten „Quellen und Forschungen zur deutschen Volkskunde" (Wien, Verlag Dr. Rud. Ludwig 1908 f.) und die von Siebs und Hippe hsg. Sammlung „Wort und Brauch" (Breslau, Marcus). Endlich hat der Leipziger Verleger Wilhelm Heims eine Reihe von „Handbüchern zur Volkskunde" veröffentlicht (1908 f.). Die schöne Sammlung des Pariser Verlegers J. Maisonneuve „Les Littératures Populaires de Toutes les Nations" ist rüstig vorwärtsgeschritten.

III. Gesamtdarstellungen. A. Deutsche Volkskunde. Unter diesem Titel sollen hier eine Anzahl Bücher besprochen werden, die möglichst alle volkskundlichen Überlieferungen eines Landes, einer Provinz, eines Stammes oder einer sonstigen Lebensgemeinschaft behandeln.

Das erste derartige Werk von ELARD HUGO MEYER[33]) war ein kühnes Unternehmen. Denn noch fehlte es an vielen unbedingt nötigen Vorarbeiten. Aber die Wissenschaft hat dem Verfasser der „Deutschen Volkskunde" aufrichtig zu danken, denn gerade die Lücken unserer Kenntnis sind manchem Jünger dadurch erst bemerkbar geworden. Die überaus anschauliche, auf gründlichster Vertrautheit mit dem Gegenstande beruhende Arbeit regt überall an und bietet eine Fülle des Tatsächlichen wie auch bedeutungsvolle Schlüsse im einzelnen, wenn schon Meyer es vermeidet, ein mit summarischen Urteilen ausgestattetes Schlusskapitel beizufügen. Die Psyche vor allem des Landvolkes in den deutschen Gauen tritt deutlich hervor, und wir dürfen dem verdienten Forscher besonders verbunden sein dafür, dass er sich nicht auf die Grenzen des Reiches beschränkt. Bedauerlicherweise fehlen Literaturangaben, so dass eine Nachprüfung erschwert und der volle Nutzen einer Einführung nicht erreicht wird. Der Stoff ist in sieben Kapitel gegliedert: Dorf und Flur; Haus; Körperbeschaffenheit und Tracht; Sitte und Brauch; Volkssprache und Mundarten; Volksdichtung; Sage und Märchen, Abschnitte von sehr ungleicher Länge. Gegenüber dem mit grösster Sorgfalt behandelten vierten Kapitel über Sitte und Brauch zeigen andere zu knappe Form. So hätte sich eine breitere Erörterung über Volksdichtung (zu Unrecht werden Sage und Märchen davon abgetrennt) sehr empfohlen. Im Kapitel über die Volkssprache kommen wichtige Dinge wie die Standessprachen überhaupt nicht vor. Andererseits sind wieder, wahrscheinlich unter dem Einfluss von Weinholds Arbeitsplan, rein anthropologische Elemente in die Darstellung hineingetragen worden. Aber der reiche Inhalt des Werkes bietet Anregungen in Fülle; und deshalb würde es sich dringend empfehlen, wenn etwa alle Jahrzehnte eine dem Stande der Forschung entsprechende Neuausgabe erfolgte. Vorläufig wirkt es mit unverminderter Kraft weiter, und man kann nur hoffen, dass es der volkskundlichen Wissenschaft noch viele Anhänger zuführt.

Sehr dankenswerte Beiträge zur Psychologie der im ganzen noch viel zu wenig erforschten Industriebevölkerung gibt eine kleine Schrift von MARTIN RADE[34]).

---

33) Deutsche Volkskunde. Mit 17 Abbild. u. 1 Karte. Strassburg, Trübner 1898, VIII u. 362 S. 8°. 34) Die religiös-sittliche Gedankenwelt unserer Industriearbeiter. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1898, 70 S. 8°.



„Das deutsche Volkstum“, von Dr. HANS MEYER unter Mitwirkung zahlreicher Gelehrten zuerst 1898, zum zweiten Male erweitert und verbessert 1903 veröffentlicht[35]), gehört wegen einiger Beiträge in unserem Bericht. Vor allem zu erwähnen sind ausser der Abhandlung des Herausgebers und den Arbeiten von Kirchhoff, Helmolt und Oskar Weise die vortrefflichen Abschnitte über Sitten und Bräuche, sowie über die altdeutsche heidnische Religion. Sie haben Eugen Mogk zum Verfasser.

Nicht eigentlich unter dem Gesichtspunkte der Volkskunde, aber gewissenhaft und auf breiter Grundlage schildert A. HAGELSTANGE[36]) das süddeutsche Bauernleben des Mittelalters. Besonders kommt der lehrreiche Abschnitt „Feste und Vergnügungen“ für uns in Betracht.

Aus Vorträgen in der Dresdner Gehestiftung hervorgegangen ist die Sächsische Volkskunde[37]), ein freudig aufgenommenes stattliches Buch, das bereits nach Jahresfrist neu aufgelegt werden konnte. Das Werk gliedert sich in vier Abschnitte: I. Die Grundlagen des Volkslebens. II. Die Bevölkerung. III. Aus dem geistigen Leben des Volkes. IV. Das künstlerische Wollen des Volkes, und entspricht in seiner Anlage dem ersten Arbeitsplan des Vereins für sächsische Volkskunde, dem man ein Zuviel der Aufgaben nicht ohne Grund zum Vorwurfe gemacht hat. Wir haben damit ungefähr eine sächsische Landeskunde erhalten, deren Wert nicht gering anzuschlagen ist. Volkskunde im engeren Sinne behandeln die Teile III und IV. Gewisse Ungleichheiten der Auffassung und Darstellung hätten sich vielleicht beseitigen lassen. Aber erfreulich bleibt die Leistung jedenfalls. Zu dem Aufblühen des sächsischen Volkskundevereins, der ihrem Herausgeber zu grossem Danke verpflichtet ist, hat sie unzweifelhaft ganz wesentlich beigetragen. Die meisten der Vorträge sind von dauerndem Wert. Dass die Literatur nicht vergessen ist, macht das Buch noch schätzbarer.

Ein schönes Vorbild für zusammenfassende Schilderungen deutscher Volksart eines Gaues hat ELARD HUGO MEYER gegeben[38]). Die „Badische Volkskunde“ wird den Mitarbeitern, die mit Eifer und Verständnis die von Prof. Dr. Kluge, Dr. Pfaff und Meyer veröffentlichten Fragebogen beantworteten und so einen ungeheueren Stoff zusammentrugen, dankbarst gewidmet. Aus 550 Ortschaften konnten Mitteilungen verwendet werden. Und wie hat Meyer sie mit eigenen Beobachtungen, sowie mit Erträgnissen der volkskundlichen und heimatkundlichen Literatur zusammengearbeitet! Es ist eine Freude und ein ungetrübter Genuss, in dem Werke zu lesen und daraus immer aufs neue seine Kenntnis zu bereichern. Wie nimmt sich der Verfasser der arg verleumdeten Spinn-

35) Leipzig, Bibliogr. Institut, 2 Tle., 402 u. 438 S., Lexikon-8°. 36) Süddeutsches Bauernleben im Mittelalter. Leipzig, Dunker und Humblot 1898, 238 S. 8°. 37) Sächsische Volkskunde. Unter Mitarbeit von Prof. Dr. J. Deichmüller, Konrektor Prof. Dr. H. Dunger, Regierungsrat Dr. H. Ermisch, Dr. K. Franke, Oberbaukommissar O. Gruner, Hofrat Prof. Dr. Cornelius Gurlitt, Direktionsassistent Dr. A. Kurzwelly, Prof. Dr. E. Mogk, Pfarrer Dr. M. Rentsch, Prof. Dr. S. Ruge, [Bibliothekar Dr. Ludw. Schmidt], [Landbaumeister Karl Schmidt], Prof. Dr. E. O. Schultze, Maler Prof. O. Seyffert, Pfarrer Joh. Walther hsg. von Dr. Robert Wuttke. Dresden, G. Schönfeld 1900. Zweite umgearb. und wesentlich verm. Aufl., Dresden 1901. Die Beiträge der eingeklammerten Mitarbeiter sind in der zweiten Ausgabe erstmalig enthalten. 38) Badisches Volksleben im 19. Jahrhundert. Strassburg, Trübner 1900, IX u. 628 S. 8°.

stube als einer treuen Bewahrerin volkskundlicher Überlieferungen an, wie besonnen urteilt er über das Leibgedinge, wie fein weiss er in seiner Rückschau die Bewohner des Badener Landes, seiner zweiten Heimat, zu charakterisieren! Wer mitten im Betriebe unserer Wissenschaft innesteht, kann dieses in seiner Art klassische Buch nicht entbehren, und bei der Fülle der Anregungen beachtet er kaum, dass zu einer gleichmässigen Behandlung aller Gebiete des badischen Volkslebens recht viel fehlt.

Der berühmte Ethnolog RICHARD ANDRÉE, der seit langem im 'Globus' der Volkskunde eine Heimstätte bereitet[38a]), hat im Jahre 1901 seine „Braunschweiger Volkskunde" wesentlich bereichert und verbessert in zweiter Auflage erscheinen lassen, ein Werk, das seit seiner ersten Ausgabe (1896) allgemein geschätzt war[39]). Wie umfassend die Neubearbeitung ist, zeigt sich aus der Vermehrung der Seitenzahl (von 385 auf 531) und der bildlichen Darbietungen (fast genau um das Doppelte). Es ist mehr eine Landeskunde, und die Erzeugnisse der Volksdichtung werden nicht so eingehend behandelt, wie man wünschen könnte. Dagegen besitzt das Buch vor anderen derartigen Schriften den Vorzug, dass es auch die Ortsnamen sehr ausführlich bespricht und dabei die Flurnamen und Forstorte schon zu einer Zeit in Betracht gezogen hat, wo anderwärts kaum Anfänge zur Flurnamensammlung vorhanden waren. Sitte und Brauch sind wie auch Sprache und Siedelungsverhältnisse gründlich dargestellt. Wir stimmen dem Urteil Adolf Stracks (Hess. Bl. I, 160) bedingungslos zu: „Möchten recht viele zu dem Buche greifen; es orientiert nicht bloss über das Braunschweiger Volksleben, sondern ist auch gut dazu geeignet, in die Volkskunde überhaupt einzuführen."

Mit dem Jahre 1902 fand ein gross angelegtes Unternehmen seinen Abschluss, das bereits acht Jahre vorher in die Öffentlichkeit zu treten begonnen hatte, Dr. KARL REISERS „Volkskunde des Allgäus"[40]). Mit Absicht ist vom Berichterstatter diese Bezeichnung gewählt worden, denn das Werk verdient einen Platz unter den besten zusammenfassenden Arbeiten über die Volkskunde deutscher Landschaften. Der ganze erste Band wird den Sagen gewidmet, die in überraschender Fülle mitgeteilt sind, der zweite enthält zwei weitere Hauptteile (Sitten und Gebräuche, Volksmeinungen und Aberglauben a) im Anschlusse an die Kalenderfeste, b) im Anschlusse an Geburt, Hochzeit und Tod, c) bei sonstigen Anlässen; Volksmundart, Sprichwörter, Redensarten, Volksreime und Wortschatz des Allgäus). Eine ausführlichere Schilderung des Volksliedes hätte sich empfohlen. Die Behandlung des Wortschatzes ist vortrefflich; so findet sich ein sehr lehrreiches Kapitel über die volkstümlichen Vergleiche und Hyperbeln und eine wirklich gediegene Vorarbeit zu einem Allgäuer Idiotikon. So wird beispielsweise der Einfluss des Italienischen auf die Mundart beachtet. Freilich, den strengsten wissenschaftlichen Ansprüchen genügt die Transskription nicht. Noch mehr Interesse als der erste Band (Legenden sind zahlreich, Märchen fehlen) erregt über-

38a) Z. B. ADOLF HEILBORN, Zur V. von Hiddensee, 78 (1900) 381 ff. 39) Braunschweiger Volkskunde. 2. verm. Aufl. Mit 12 Taf. u. 174 Abbild., Plänen und Karten. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn 1901, XVIII u. 531 S. 40) Sagen, Gebräuche u. Sprichwörter des Allgäus. Aus dem Munde des Volkes gesammelt. J. Kösels Verlag, Kempten o. J., 2 Bde., 567 u. 764 S. 8°.



haupt zweifellos der andere. Hier werden Volksfeste anschaulich beschrieben, auch Tänze, Umzüge, kleine dramatische Spiele mitgeteilt, so das Sommer- und Winterspiel in Fassungen aus der Immenstadter Gegend und aus dem Unterthingau (II, 79 ff.), Nachrichten über ehemalige Passionsaufführungen (II, 118 ff.) sind nicht minder dankenswert. Immer bemüht sich der Verfasser, seine genaue Kenntnis der Vergangenheit des Allgäus auszunutzen; seine gewissenhaften Quellenangaben erwecken Vertrauen, und sorgfältig bemerkt er stets, ob Sitten und Bräuche noch leben oder wann sie zuletzt nachgewiesen werden können. Es zeigt sich, wie viel Altes z. B. in den Heimgärten oder Kameradschaften, in den Nachbarschaften, in den Grüssen sich bis in die Neuzeit gerettet hat. Die bildlichen Darstellungen sind sehr zahlreich, aber nicht immer gelungen. Wissenschaftlichkeit und Volkstümlichkeit reichen sich in dem Werke die Hände, das Zeugnis ablegt von liebevollster Beschäftigung mit diesem Stück deutschen Volkstums. Vortreffliche Register erleichtern die Benutzung. Die in diesem Bericht dringend notwendige Kürze nötigt, weitere Bemerkungen über das herrliche Zeugnis des Gelehrtenfleisses zu unterlassen. Nur eines sei noch erwähnt: wir rechnen es dem verdienstvollen Verfasser hoch an, dass er sich jeder mythologischen Ausdeutung der Sagen enthalten hat.

Alois John, dem rüstigen Egerländer Volksforscher, verdanken wir ein methodisch vorzügliches Buch über seinen Heimatsort[41]).

Martin Rades oben angeführte Darstellung wird bestens ergänzt durch zwei Schriften von Traugott Kühn (Pseudonym)[42]). Der Verfasser ist von echt christlicher Milde erfüllt und verurteilt nicht blindlings, sondern zeigt, dass man zwischen Kirchlichkeit und Religiosität unterscheiden muss.

Eine zusammenfassende Übersicht über die Slaven in Deutschland auf Grund gedruckter Literatur und langjähriger eigener Beobachtungen will Franz Tetzner mit seinem gewaltigen Buche geben[43]). Der Berichterstatter hat zu einem Urteil über das Werk keine Befähigung, da es ihm an Kenntnis des weitschichtigen Gegenstandes fehlt. Doch möchte er ein paar Bemerkungen nicht unterlassen. Es ist nicht recht verständlich, weshalb die polnische Bevölkerung Deutschlands nur nach den Ergebnissen der Volkszählung von 1890 angeführt wird. Bei der Literatur über die Kaschuben finde ich nicht erwähnt: J. A. Baudouin de Courtenay, Die kaschubische Sprache, das kaschubische Volk und die kaschubische Frage (S.A. aus dem Journal des russischen Ministeriums für Volksaufklärung), Referat im Archiv f. Anthropologie Bd. 28, 420. Die Volkskunde der einzelnen slawischen Völker und Stämme kommt gegenüber

---

41) Oberlohma. Geschichte und Volkskunde eines Egerländer Dorfes. Prag 1903, J. G. Calve (= Beiträge zur deutsch-böhmischen Völkerkunde, hsg. von Adolf Hauffen IV, 2) II, 196 S. 8°. 42) Skizzen aus dem sittlichen und kirchlichen Leben einer Vorstadt. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1902, 104 S. 8°. Skizzen aus dem kirchlichen und sittlichen Leben einer Vorstadt. Neue Folge, ebda. 1904. 43) Die Slawen in Deutschland. Beiträge zur Volkskunde der Preussen, Litauer und Letten, der Masuren und Philipponen, der Tschechen, Mährer und Sorben, Polaben und Slowinzen, Kaschuben und Polen. Von Dr. Franz Tetzner. Mit 215 Abbild., Karten u. Plänen, Sprachproben u. 15 Melodien. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn 1902, XX u. 520 S. 8°.

landeskundlichen Erörterungen häufig etwas zu kurz. So hat bald darauf O. Knoop in den Hess. Bl. f. Volkskunde III (1904) ausführlich über die Himmels- und Naturerscheinungen in der Anschauung des kujawischen Volkes und in Bd. IV u. V über polnische Dämonen gehandelt und damit Gebiete berührt, die Tetzner kaum genannt hat. Es ist schade, dass man vielfach Einzelbelege für das Erwähnte vermisst. Im allgegemeinen sind die geschichtlichen Verhältnisse mit aller wünschenswerten Sorgfalt dargestellt. Nicht genügend scheint mir das ursprünglich Slawische und das Lehngut geschieden worden zu sein; ebensowenig hat der Verfasser auf Vergleiche mit den Lebensäusserungen anderer slawischer Völker Rücksicht genommen. Interessant ist eine masurische Übersetzung von Goethes „Ich ging im Walde" (190); man wünschte den Verfasser zu wissen und erführe gern, ob das Lied wirklich volkläufig ist. Aber auch rein deutsches Liedergut kommt vor, z. B. 168ff., 261, 373f., 427, 466. Man wird das Werk als eine bequeme Stoffsammlung, nicht zum mindesten für die Sachenkunde, kaum entbehren können, obgleich es nicht irgendwie erschöpfend sein dürfte. Die vielen Abbildungen und die zahlreichen Karten erhöhen den Wert des stattlichen Buches, das für die Slawenforschung in Deutschland eine gute Grundlage bildet, weil es zu weiterem Nachspüren anregt.

Das Jahr 1902 hat noch eine erweiterte Neuauflage von Gustav Laubes Buch über Teplitz gebracht, die sehr willkommen geheissen werden muss, weil gerade die Psyche städtischer Bevölkerung noch lange nicht genügend erforscht ist[44]).

Echt volkstümlich und ohne einen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit, aber durch die frische Unmittelbarkeit der recht im Volksleben stehenden Verfasserin beachtenswert ist ein schon 1903, in zweiter Auflage drei Jahre später erschienenes Buch von Rosa Fischer[45]). Dass Peter Rosegger, dem wir ein prächtiges „Volksleben in Steiermark" verdanken, diese Schrift mit herzlichen Worten einführt, ist Empfehlung genug. Der Versuch, alles Volkskundliche in den Jahresverlauf einzufügen, ist leidlich gelungen, und die Darstellung, anschaulich und natürlich, macht den Eindruck des Zuverlässigen. Einiges allgemein Interessante sei herausgehoben. Die alten Hausnamen, die beim Wechsel der Besitzer bleiben, sind nur noch im Gebirg üblich (7). Die ganze Familie wird durch vorangesetztes „s" bezeichnet (sWeissenbacher) oder durch ein nachgesetztes „schen" (die Lurgerschen). In einsameren Gegenden finden sich noch sogen. Rauchstuben. Einige Haussprüche (19f.), zahlreiche Kinderspiele (85ff.), darunter eine merkwürdige Umformung des bekannten „Es kommt ein Mann von Ninive" als: „Es kommt die Frau von Hohenberg", Volkslieder (163ff.), zumeist Umgestaltungen von Kunstgesängen, allerhand Aberglaube (115ff.), Ansichten über Vergeltung und Jenseits (219ff.), Spiele, Rätsel und Sprüche der Erwachsenen, scherzhafte Antworten (233ff.) zeigen, wie die Sammlerin dieser Dinge kundig ist. Berührungen mit dem weiter unten besprochenen Buche von L. von Hörmann kommen

---

44) Volkstümliche Überlieferungen aus Teplitz und Umgegend. 2. Aufl. Mit 4 Photographien. Prag, J. G. Calve. (= Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde, hsg. von Adolf Hauffen I, 2) 136 S. 8°. 45) Oststeirisches Bauernleben. Mit e. Vorrede von Peter Rosegger. 2. verm. u. verb. Aufl. Graz, Leykam

wegen der Stammesähnlichkeit der Steirer und Tiroler häufig vor. Einwirkungen des slavischen Volkstums habe ich dagegen nicht bemerkt.

Nicht eigentlich wissenschaftlichen Zwecken dient auch die Hessische Volkskunde von HESSLER[46]. Es ist darin reicher Stoff aus dem alten Kurhessen von Lehrern ziemlich unmethodisch gesammelt und vom Herausgeber nicht methodischer verarbeitet worden. Der Fehler mythologischer Auslegung zweifelhaftester Art macht das Buch bisweilen zu einer recht dilettantischen Leistung. Aber der geschulte Volksforscher wird die Spreu vom Weizen zu sondern wissen und dann immerhin viel Tatsächliches aus der Arbeit gewinnen können.

Ein vielgelobtes, auf langjährigen Studien beruhendes, tiefschürfendes Buch über einen Teil des Salzkammergutes hat FERDINAND VON ANDRIAN geschrieben[47].

Dem Werke von JOSEF BACHER über die deutsche Sprachinsel Lusern[48] kann keine grössere Anerkennung ausgesprochen werden als dadurch, dass man es als würdiges Seitenstück zu Adolf Hauffens Buch über Gottschee bezeichnet. Es ist eine umfassende, mit liebevollstem Verständnis geschriebene Volkskunde dieses vorgeschobenen deutschen Postens.

In der ersten Unterredung mit dem Egerer Polizeirat Grüner am 26. April 1820 bemerkte Goethe: „wenn man in Ihrem Wirkungskreise auf seine Untergebenen erfolgreich und wohltätig wirken will, so ist es zweckmässig, sie näher kennen zu lernen. Dem gleichen Bemühen dankte Paul Drews seine Forderung einer religiösen Volkskunde. Seinen und Sohnreys Anregungen folgend sucht ein evangelischer Pfarrer — A. L'HOUET nennt er sich — die Psyche des deutschen Bauerntums zu ergründen[49]. Da der Bauernstand als Träger volkstümlicher Überlieferungen vor allem in Betracht kommt, muss ein solcher Versuch besonderen Anteils wert sein. Übrigens hat der Verfasser scheinbar einen Vorgänger gehabt in dem Pfarrer Dr. BORÉE[50], oder vielmehr verbirgt sich unter dem Pseudonym A. l'Houet eben der erwähnte Pfarrer von Heiligenroda (Grafschaft Hoya). Eingehendste Vertrautheit mit dem Gegenstande befähigt Borée nach fünfzehnjährigem Zusammenleben zu einer ungemein scharfen Zeichnung. Alle Schwierigkeiten des Themas werden spielend bewältigt, und man hüte sich sehr, der leichten Form wegen das bedeutende Buch als wissen-

---

1906, 2 Bl. ohne Zahlen u. 292 S. kl. 8°. **46**) Carl Hessler, Hessische Landes- und Volkskunde. Bd. II. Hessische Volkskunde. Mit mehreren Karten und zahlreichen Abbild. Marburg, Elwert 1904, XVI u. 262 S. gr. 8°. Vgl. Adolf Stracks Kritik Hess. Bl. III (1904) 192ff. **47**) Die Altausseer. Ein Beitrag zur Volkskunde des Salzkammergutes. Wien 1905, Alfred Hölder V, 194 S. Lexikon-8°. **48**) Die deutsche Sprachinsel Lusern. Geschichte, Lebensverhältnisse, Sitten, Gebräuche, Märchen, Volkserzählungen und Schwänke, Mundart und Wortbestand (= QFÖ. X). Innsbruck 1905, XV u. 437 S. 8°. **49**) Zur Psychologie des Bauerntums. Ein Beitrag. Im Anschluss an synodale Verhandlungen, sowie in Verbindung mit dem Ausschuss für Wohlfahrtspflege auf dem Lande zusammengestellt. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1905, VIII u. 306 S. 8°. **50**) Preuss. Jahrbücher Juli 1903 (Bd. 113, Heft 1): Mittelalterliche Menschen. An zwei Kapiteln aus Vierkandts „Natur- und Kulturvölkern": „Spielende und organische Energie" und „Trieb und Wille" wird dargelegt, dass die Bauern als mittelalterliche Menschen zu betrachten sind, und ihre Neigung zum Typischen, zum Symbol an treffenden Beispielen erwiesen.

schaftlich nicht in Betracht zu ziehen geringschätzig abzutun. Aber eins muss beachtet werden: es handelt sich vorwiegend um den niederdeutschen Bauern, und nicht jede Verallgemeinerung würde das Richtige treffen. Die urwüchsige gesunde Kraft, die im Bauerntum steckt, wird ansprechend geschildert. Der konservative Sinn äussert sich in Beharrung (passiv) und in Nachhaltigkeit (aktiv) (S. 16). Die Tradition herrscht überall, ebenso eine unlösliche Gebundenheit. „Die bekannte Solidarität jeder Bauerngemeinschaft" ist „negativ ausgedrückt, die starke Abneigung, in irgend welcher Beziehung sich von der Gesamtmeinung jener Gemeinschaft zu entfernen" (S. 47). „Bei allem Bauerntum bildet sich ein gesunder realistischer Mitteltypus heraus, und den repräsentiert jeder" (S. 49). Innerhalb des Gaues und Stammes ist Gleichheit vorhanden (S. 51). Ein weiteres Kennzeichen des Bauerntums ist Gediegenheit, ein anderes Naivität (nach dem Verfasser [S. 73] das unbefangene Offenbaren eines Seeleninhaltes nach seiner guten wie seiner schlechten Seite hin), wieder eins spielende Energie. Die Übersinnlichkeit des Bauern wird an der Sage, dem Aberglauben, der Volksmedizin und besonders an der Religion dargetan. Nur Dreiviertelkraft verwendet der Bauer (104 ff.); „jedes vierte Viertel gehört der Ruhe". Masshalten ist eine der hervorstechendsten Tugenden (113 ff.). Wie erklärt sie sich? Aus dem Gefühl der Freiheit. Diese Eigenschaften werden geschichtlich erläutert (143 ff.). „Vorderhand sind in ihm (dem Bauer) die Instinkte einer jahrhundertlangen gleichförmigen und eigenartigen Vergangenheit noch mächtig. Sein heutiges Geschlecht steht augenblicklich uns gegenüber noch in grossen Zügen als eine Welt von einst, seine Eigenart und Besonderheit geworden in den langen Jahrhunderten seiner Geschichte." Dem Seelsorger lag es nahe, breiter auf das Verhältnis des Bauern zur Religion einzugehen (169 ff.). Nimmt man Glaube gleich Gottvertrauen, Hingebung an Gott, so gibt es keine religiösere Schicht als das Bauerntum (S. 177). Es ist durchaus die Dogmatik des Mittelalters, die der bäuerlichen Bevölkerung zusagt. Ausführlich wird (übrigens auch schon vorher, denn ein streng systematisches Werk stellt das Buch nicht dar) von der Moral gehandelt (198 ff.). Die Gleichgültigkeit, das Misstrauen, das zu Verschlossenheit und Trotz wird, die Streitbarkeit, dabei aber doch die Gutmütigkeit, die Schätzung der Frau als einer unentbehrlichen Mitarbeiterin, das Gewissen sind durch gute Beispiele erläutert, und am Ende dieses Abschnittes ordnet der Verfasser die Bauernmoral in das Herbartsche ethische System ein, wobei er zeigt, dass alle die Hauptideen mit Ausnahme des Wohlwollens sich beim Bauern finden. An der Darstellung der Schlierseer legt er noch dar, wie die Bauernmerkmale sich selbst auf dieser Bühne erhalten haben. Übrigens wird dabei an dem Dramatiker Anzengruber eine nur zu berechtigte Kritik geübt. Anzengruber war ein Städter, der für sein städtisches Publikum arbeitete. Im einzelnen werden in einem weiteren Abschnitt Vergleiche angestellt zwischen Bauerntum und Mittelalter, Bauerntum und Kinderwelt, Bauerntum und Altem Testament, Bauerntum und älterer Kunstübung, immer geistvoll und selten zum Widerspruch reizend. Mit beherzigenswerten Worten schliesst der Verfasser (306): „Es dürfte nicht mehr und nicht weniger sein, als eine Art Selbstmord, den ein Volk an sich begeht, wenn es mit dem, was es an Hochkultur in seinen Kultur-

zentren erzeugt, rücksichtlos auch seine Provinzen überflutet. Das Heil ist niemals den Provinzen aus Rom, stets aber Rom aus den Provinzen gekommen . . . Das Bauerntum kommt in Betracht wesentlich als der grosse Vorrat physischer, geistiger, moralischer und religiöser Jugend und Gesundheit eines Volkes, den dasselbe nicht entbehren kann und den man nicht in der Weise behandeln darf, dass man ihn mit Kultur überzieht.“ Man sieht, es sind moralische Absichten, freilich mit Rousseauschem Geiste gedrängt, die den wackeren Prediger leiten! Von Parteilichkeit ist er nicht frei, aber im ganzen wird man ihm beipflichten müssen. Eine bessere Anordnung, die vor Wiederholungen geschützt hätte, wäre wohl zu schaffen gewesen. Doch lehrt das Buch, das aus guter Beobachtung hervorgegangen ist, auch andere beobachten. Einige Mitteilungen über Volksdichtung und Volkskunst, besonders im Kapitel Tradition und S. 93ff., S. 103 seien noch erwähnt.

Auch mit Sohnreys Unternehmungen zusammenhängend stellt sich ein sehr ergiebiges und von bester Schulung zeugendes Werk von Eduard Kück[51]) dar. Es behandelt das Volksleben des nordwestlichen Teiles der Lüneburger Heide vor etwa 50—60 Jahren mit grösster Sachkenntnis. Der Verfasser hat dort seine Heimat und ist mit den Bewohnern seines Kirchspiels in dauernder Verbindung geblieben. Man merkt es dem Buche, das besonders liebevoll die Stellung der Frau in der bäurischen Welt schildert, deutlich an, dass Kücks Mutter fleissig mitgesammelt hat. Ohne sie wären die prächtigen Ausführungen über die Tracht und das Nahrungswesen gewiss nicht so reichlich ausgefallen. Von der Wiege bis zum Grabe begleitet Kück den Heidebauer, und es gelingt ihm, innerhalb dieses Rahmens den ganzen Inhalt des Volkstums seiner Heide zu umschreiben. Niemals trocken und langweilig, oft in geradezu spannender Art, bietet die Arbeit einen sehr wichtigen Beitrag zur deutschen Volkskunde, und sie ist methodisch vorzüglich angelegt. Philologisch zuverlässig sind die Worterklärungen, und dazu gesellt sich eine überraschende Reichhaltigkeit der sachlichen Mitteilungen; Hausbau, Gerät und Tracht werden ebenso genau besprochen wie alles, was dem Philologen geläufiger ist. Wohlgelungene, zumeist künstlerische Abbildungen (schade, dass für einige Bilder kein Dreifarbendruck gewählt wurde), Notenbeispiele und eine kleine Karte des Heidegebiets machen das Werk zu einer Musterleistung. Dazu kommt noch ein ausgezeichnetes kräftiges Papier und schöner Druck, so dass dieses „Alte Bauernleben der Lüneburger Heide“ auch rein als Bucherzeugnis vorbildlich wirkt. Zu den Kinderliedern wären jetzt Parallelen bei Wossidlo, Kinderwartung und Kinderzucht (Wismar 1906) zu vergleichen; so steht die Fassung des ersten S. 12 abgedruckten Reimes, die Kück sonst nicht belegt fand, in den Varianten zu Nr. 7 bei Wossidlo und ein dem zweiten der Wiegenlieder sehr ähnliches bringt Wossidlo unter Nr. 50^b. Bei den ins Volk gedrungenen Kunstliedern (S. 104ff.) hätten die ursprünglichen Verfasser

51) Das alte Bauernleben der Lüneburger Heide. Studien zur niedersächsischen Volkskunde, in Verbindung mit dem Deutschen Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatspflege hsg. von Dr. Eduard Kück, Oberlehrer am Gymnasium zu Friedenau-Berlin. Mit 41 Abbild., 24 Singweisen und einer Karte. Leipzig, Theodor Thomas 1906, XIII, 276 S. 8°.

genannt werden können. Warum gibt Kück S. 48 ff. nur eine Auswahl der von ihm gesammelten Volksrätsel? „We hebbt 'n lütten Heiden mit na Kark nommen un bringt jo 'n lütten Christen weller", sagt man bei der Heimkehr von der Taufhandlung. Es würde kein unnützes Unternehmen sein, der Verbreitung dieser Redensart nachzuspüren. (In Sardinien heisst es z. B. *fachere unu moru a cristianu* [Francesco Poggi, Usi natalizi, nuziali, funebri della Sardegna, Mortara-Vigevano 1897, S. 27. 32]. Beim Bestellen der Taufe wurde in Schlesien die Formel gebraucht: „Mein Weib hat mir einen jungen Heiden geboren. Ihr sollt aber denselben taufen und zu einem Christen machen" [Paul Drechsler, Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien I, Leipzig 1903, S. 189]. Vgl. auch Karl Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Meklenburg II, 50 und Karl Helm Hess. Bl. V [1906] 55). Bedauerlich ist es, dass der Verfasser zu wenig das gerade den Heidebewohnern Eigentümliche von dem allgemein Deutschen oder Niederdeutschen geschieden hat.

Die „Ostfriesische Volkskunde" von W. LÜPKES[52]) erinnert äusserlich an die Sammlung „Monographien zur Erdkunde", in der übrigens ein schöner Band über die Lüneburger Heide von R. Linde 1904 erschienen ist. Ein streng wissenschaftliches Gepräge trägt Lüpkes Buch nicht, aber es zeugt von guter Beobachtung und Darstellungsgeschick. Ein Superintendent hat reichlich Gelegenheit, das Volksleben kennen zu lernen, und der Verfasser hat sie gut benutzt. Wenn dem Werke eine Karte beigegeben wäre, würde es für den Leser, der nicht genau in ostfriesische Geographie eingeweiht ist, an Brauchbarkeit gewinnen. Dem Übelstande, dass Bilder und Text selten an annähernd demselben Platze stehen, wird durch ein ausführliches Verzeichnis der Illustrationen mit den nötigen Verweisen abgeholfen. Eine streng systematische Ausbeutung des Stoffes vermisst man, auch sind die Literaturangaben selten, deshalb lässt sich nur schwer nachprüfen. Die „Volkskunde," sagt Lüpkes S. 1, „beschäftigt sich mit allem, was das Volk nach allen Seiten seines inneren Wesens (das Volkstum) und seiner äusseren Darstellung (Volkskunst, Volksdichtung u. s. w.) kennzeichnet." Das „u. s. w." ist recht vieldeutig. Über sein Buch denkt der Verfasser bescheiden (S. 4). „Es deckt dieser Titel mehr oder weniger ausgeführte Skizzen der verschiedenen Gebiete des Volkslebens." In der Tat geht man irre, wenn man eine philologische Gründlichkeit sucht wie in Theodor Siebs' Abhandlung über das Saterland (ZVV. III [1893]). Aber den Zweck, ein Volksbuch zu werden, kann diese ostfriesische Volkskunde wohl erfüllen, und einen andern will sie nicht erfüllen. In dem Abschnitt „Bilder ostfriesischen Landes und Lebens" bespricht Lüpkes Dorf und Flur, Haus und Garten, Tracht und Schmuck. Das friesische Haus gehört zum sogenannten Middelhûs-Typus. Inschriften werden beachtet (S. 40), die Trachten, wie sie bis vor etwa 50—60 Jahren noch üblich waren, sind kurz behandelt, allerdings nicht mit der neuerdings gewünschten Genauigkeit, aber dafür wird man die Gewährsmänner verantwortlich machen müssen. Züge ostfriesischen Volkstums schildert ein weiterer Abschnitt. Anschaulich wird etwa der Unter-

52) Ostfriesische Volkskunde von W. Lüpkes. Mit über 100 Originalbildern. Verlag von W. Schwalbe in Emden, o. J. [Ende 1907] VIII, 260 S. Lexikon 8.

schied zwischen dem Marsch- und dem Geestbewohner dargestellt. Den breitesten Raum nimmt das Kapitel über Sitten und Gebräuche ein. Die Festlegung der Familiennamen erfolgte erst 1828. Wenn es S. 132 heisst: „Der Tannenbaum als Lichterbaum ist erst in neuerer Zeit — ein Zubehör der ostfriesischen Weihnachtsfeier geworden“, so müssen wir bedauern, keine genaueren Angaben zu erhalten. Auf Gebildbrote zu den verschiedenen Jahreszeiten wird gebührend Rücksicht genommen. Lieder und Sprüche, auch Sprichwörter werden an passender Stelle mitgeteilt. Vielerlei Interessantes bietet das Kapitel über Spiel und Rätsel, und ein anderes über Sang und Sage (letztere entschieden mehr vertreten) folgt. Man könnte an dem Buche viel aussetzen, wenn man es als wissenschaftliche Leistung betrachtete, aber dann täte man dem Verfasser unrecht. Eine wissenschaftliche Volkskunde Ostfrieslands bleibt noch eine schöne Aufgabe.

Nach der Insel Helgoland führt ein hübsches Buch von Theodor Siebs[52a]). Der Verfasser hat dem anziehenden Gegenstande mehrjährige Studien gewidmet und behandelt alle Äusserungen des Volkstums — sie sind nicht eben zahlreich — mit grosser Sorgfalt. Am wichtigsten sind seine Ermittlungen über die Sprache, die ein Hauptstück dieses nicht gerade zähen Volkstums ausmacht, doch wird auch Geschichte, Landeskunde und Eigenart der Bewohner geschildert. Das glückliche Eiland weist kaum Standesverschiedenheiten seiner Insassen auf; von der eingesessenen Bevölkerung, ungefähr 2200 Personen, sind die meisten verwandt. Ein kräftiges Rechtsgefühl verhindert Streitereien und Gesetzesübertretungen. Offenen Blicks schauen sie in die Welt, sie sind verständig, aufs Geldverdienen bedacht, nicht ohne Frömmigkeit, aber ganz phantasiearm. So begreift es sich, dass man wenig Aberglauben und keine auf heimischem Boden erwachsene eigentliche Volksdichtung findet. Auch die alte Tracht kennt der Helgoländer nur vom Hörensagen. Alle Überlieferungen teilt Siebs in der Sprache der Insel mit und gibt eine getreue Übersetzung bei. Von Sitte und Brauch weiss er nicht viel zu berichten. Den Kindern wird erzählt, dass sie aus der Sápskûhle gekommen sind (94). Bei Taufe, Hocheit und Begräbnis, am Nikolaustage, um die Weihnachts- und Neujahrszeit, zu Fastnacht und an den Ostertagen sind einige Bräuche üblich (95ff.). Über den „Vorspuk“, über den Heringsreichtum früherer Jahrhunderte werden ein paar Mitteilungen gemacht, auch einige Kinderreime und mundartliche Gedichte sind verzeichnet, namentlich aber Redensarten und Sprichwörter. Interessant sind die Angaben über die Namen (Vornamen, Familiennamen, Ortsnamen, Namen von Vögeln, Seetieren und Pflanzen). Den dritten, an Umfang stärksten und wichtigsten Abschnitt des Buches bildet eine Darstellung der Grammatik und ein Glossar. Aus den Gesprächen und aus diesem letzten Abschnitt lässt sich viel lernen; der Leser erhält Einblicke in die geistige Beschaffenheit des zufriedenen Helgoländers, und die germanische Wissenschaft muss diesem kundigen Forscher sehr dankbar sein.

Da in diesem Teile des Berichts nur von Gesamtdarstellungen deutscher

52a) Helgoland und seine Sprache. Beiträge zur Volks- und Sprachkunde. Mit 1 Karte. Cuxhaven. Helgoland, Aug. Rauschenplat 1909. 319 S. 8°. — Vgl. auch Hans Leuss, Zur V. der Inselfriesen. Globus 84 (1905), 202ff.

Volkskunde die Rede sein soll, scheiden die Schriften, die für bestimmte Gegenden einzelnen Äusserungen des Volkstums gewidmet worden sind, vorläufig aus, und es bleibt von den über deutsches Sprachgebiet erschienenen Werken nur eines übrig: LUDWIG VON HÖRMANNs „Tiroler Volksleben“[53]). Der Verfasser ist als trefflicher Kenner tirolischer Verhältnisse lange bekannt und hat namentlich durch sein Buch „Das Tiroler Bauernjahr“ (Innsbruck 1889) auf weitere Kreise eingewirkt. Mit diesem Werke steht das neue insofern in Verbindung, als sie sich gegenseitig ergänzen, wenn auch das „Tiroler Volksleben“ einen weiteren Kreis zieht, „Das Tiroler Bauernjahr“ wird übrigens nach der Vorrede in einer dritten, wesentlich vermehrten Auflage erscheinen. Ganz entspricht dem Titel auch der dritte Teil (Gestalten und Bilder aus dem Dorfleben) nicht, indem er manche nicht unwesentliche Fragen nicht berührt. Trotzdem verdient von Hörmann reichen Dank. Über seine Grundsätze für die Bearbeitung spricht er sich folgendermassen aus: „Das vorliegende Werk soll — das Volksleben von ganz Tirol zum Ausdruck bringen, wobei natürlich in erster Linie Deutschtirol mit seinen verschiedenen Tälern berücksichtigt wurde. Über die Grenzen habe ich nur bei wenigen Abschnitten gegriffen, wo ein Heranziehen der Nachbarländer zum Vergleiche es erforderte. Was nun die Behandlung des Stoffes betrifft, so war mein Hauptstreben auf die wahrheitsgetreue Schilderung gerichtet. ... Das meiste beruht auf eigener Besichtigung; anderweitige Mitteilungen wurden genau überprüft . . . Alles gelehrte Beiwerk wurde absichtlich weggelassen.“ Wie lebhaft werden Sitten und Bräuche dargestellt! Man lernt spielend, und lernen lässt sich aus dem Buche viel. Eine Fülle von Volksbelustigungen, darunter das berühmte Sterzinger „Ins Moos fahren“ mit dem allerwärts auf tirolischem Boden bekannten Lied (S. 21f.), das nicht mehr geübte Pflugziehen der Zillertaler Burschen am Aschermittwoch (S. 26) und das ihm ähnliche Langas-(Lenz-)Wecken an Petri Stuhlfeier im Vinschgau (ebda.), das Scheibenschlagen (S. 30ff.), die Sennenspiele und Almfeste (132ff.), werden berührt; doch auch die Vorgänge bei der ländlichen Arbeit kommen zur Besprechung (Flachsbau und -Verwendung, Maisbau u. s. w.). Wo es irgend angeht, fügt von Hörmann volkstümliche dichterische Erzeugnisse ein, so Verschen auf Ostereiern (68ff.), Bastlösereime (79ff.), Worte, die man dem Drescherrhythmus unterlegt (155ff.), Nikolauslieder und -Spiele (209ff.), Adventslieder (206ff.), Klöckellieder (220ff.), Armeseelreime (192ff.), Dreikönigslieder (247ff.), auch Sagen wie S. 113, wo die Entstehung des Antlassrittes im Brixentale, der vielleicht aus den Tagen des dreissigjährigen Krieges stammt, erklärt werden soll, oder 217f. zwei Nikolaussagen. Der erste Teil wird absichtlich mit Mariä Lichtmess begonnen, weil da das Arbeitsjahr seinen Anfang nimmt und der Verfasser sich zu zeigen bemüht, wie „saure Arbeit“ und „frohe Feste“ im Leben des Tirolers abwechseln. Im zweiten Teil (Das Familienleben) gibt es zuerst eine ansprechende Schilderung von Haus und Hof, wobei auch des Hausgartens (S. 296) gedacht ist, dann werden Eheleute und Ehehalten geschildert (S. 309ff. die sogen. Bauernfeiertage). Bei der Dar-

53) Tiroler Volksleben. Ein Beitrag zur deutschen Volks- und Sittenkunde Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. o. J. [1909].



stellung des Kinderlebens fehlen leider die Wiegen-, überhaupt die Kinderlieder. Breit und seiner Wichtigkeit entsprechend wird das Fensterln und Gass'lgehen behandelt. Auf die Liebschaft folgt die Hochzeit. Darüber kennen wir jetzt viel Eingehenderes (F. F. Kohl, Die Tiroler Bauernhochzeit, Wien 1908). Hausordnung, Heimgarten, häusliche Ereignisse, darunter Geburt und Kindtaufe, Stör, Kirchfahrt, Übergabe des „Heimatls", Tod und Begräbnis werden anziehend und mit vielen interessanten Einzelheiten, wie z. B. S. 401 über die Namengebung (erster Sohn heisst gewöhnlich nach dem Vater, zweiter nach dem Grossvater), S. 423 über die Beichte des Sterbenden an den Grünschnabel, wenn kein Priester zugegen ist, geschildert. Der letzte Teil behandelt den Schermausfänger d. h. Maulwurffänger und den Geisser, den Brauch des Fahnenschwingens, bäuerliche Kampfspiele, Vogelnarren und Vogelbälle (d. h. Feste der Vogelliebhaber), winterliche Belustigungen und in einem sehr lehrreichen Kapitel das Bauerntheater, in dem mit Humor eine Aufführung des grossen romantischen Ritterschauspiels Adolf von Rosenstein und eine „Erschaffung der Welt" zu Vulpmes im Stubaitale geschildert werden. Eine Skizze über das Schützenleben beschliesst das hübsche Buch, dessen Wert weniger in systematischer Bearbeitung des Stoffes als in reizvollen Einzelheiten und in anmutiger Darstellung liegt. Eine Menge von sachlichen und gute sprachliche Erörterungen (z. B. Povel = dritter Graswuchs S. 148; Gochal = Gauchheil S. 115 Anm., die zutreffende Ableitung des Namens krumme Mittwoch S. 53, die Redensart: die alten Eisen herabreissen = sein Besitztum übergeben, verschreiben S. 413) machen die Schrift auch dem Wortforscher wertvoll.

B) Französische Volkskunde. Der Umfang des Begriffes „Folklore" erscheint in PAUL SÉBILLOTS „Le Folk-Lore de France"[54]) noch mehr eingeschränkt als gewöhnlich. Zwar wird das Wort, wie wir oben sahen, in der Einleitung zum ersten Bande in der Bedeutung gebraucht, die es in den ausserdeutschen Ländern zumeist hat, aber die praktische Anwendung erstreckt sich in dem Werke auf ein viel engeres Gebiet. Sébillot liefert eine ungeheuer stoffreiche und sorgfältigst geordnete Sammlung der Zeugnisse französischen Volksglaubens und Brauches, die zwei Beurteiler als eine Art Seitenstück zu Adolf Wuttkes Buche über den deutschen Volksaberglauben haben bezeichnen können, um so eher, als Wuttke den deutschen Volksaberglauben der Gegenwart behandelt und auch Sébillot „un inventaire du Folk-Lore de la France et des pays de langue française à l'aurore du vingtième siècle" gegeben haben möchte. Der Aufbau des gewaltigen Unternehmens ist so kunstvoll und dabei so einfach, wie nur ein Gelehrter, der jedes Winkelchen der Forschung durchsucht hat und durch Induktionsschlüsse zu allgemeineren Ergebnissen gelangt ist, ihn erreicht. Der Leser fühlt immer, dass er sich auf dem festen Boden der Tatsachen bewegt, und stimmt den zusammenfassenden Erörterungen gern zu, weil keine Hypothesen, sondern nur bündige Beweise auftreten. Genaue Quellenangaben ermöglichen es, jede Mitteilung nachzuprüfen. Nie-

54) Tome premier: Le Ciel et la Terre. Paris, E. Guilmoto 1904. 490 S. Lexikon-8°. T. II: La Mer et les Eaux Douces, ebenda 1905. 478 S., T. III: La Faune et la Flore, 1906, 541 S., T. IV: Le Peuple et l'Histoire. Avec une table analytique et alphabétique. 1907, 499 S.

mals unterlässt es Sébillot, auf Lücken des Wissens aufmerksam zu machen, so dass der fleissige Benutzer der vier stattlichen Bände neben einer bis ins kleinste gehenden Kenntnis des Gegenstandes auch den Gewinn davonträgt, zur Mitforschung angeregt zu werden. Es ist dringend zu wünschen, dass jeder Sammler von französischen Volksüberlieferungen das Werk fleissig benutze. Ein breit angelegtes Schlagwortregister erhöht die Brauchbarkeit dieser musterhaften Stoffsammlung. Die vergleichende Volkskunde kann dem Verfasser für seine Leistung nicht dankbar genug sein. Bei jedem einzelnen Gegenstande wird etwa in folgender Weise verfahren. Zuerst behandelt Sébillot die Origines et Particularités, dann Influence et Pouvoir, drittens Présages und viertens Culte, Ordalies et Conjurations. Zuweilen dürfte die Methode etwas zu schematisch sein, und Wiederholungen werden nicht ganz vermieden.

In aller Kürze wollen wir den Hauptinhalt der vier Bände darstellen, sind uns aber dabei völlig bewusst, ihn nicht entfernt zu erschöpfen.

Die dualistische Schöpfungsidee, nach der alles Erfreuliche, Nützliche, Vollendete von Gott, dagegen alles Unangenehme, Schädliche, Unvollkommene vom Teufel herrührt, zeigt sich fast durchgehends. Auf die Entstehung der Vorstellung vom Mann im Monde (der hübsche zusammenfassende Aufsatz Ce qu'on voit dans la lune. Wallonia I, 161 ff. sei besonders empfohlen) dürfte 4. Mose 15, 32—36 von Einfluss gewesen sein. Unter den Sternbildern wird namentlich der grosse Bär mit reicher Überlieferung bedacht. Die drei Sterne des Jakobsstabes sollen nach dem Volksglauben in Bas-Maine und in der Provence die heiligen drei Könige bedeuten (I, 32). Wenn ein Komet erscheint, sagt man in Limousin: le diable allume sa pipe et laisse tomber l'allumette (41). Nach bretonischer Vorstellung sind Kometen alle sieben Jahre zu sehen (ebda.). Besonders dem Monde schreibt man Einwirkung auf das Schicksal zu (ebda.). Es finden sich noch Reste des Sonnenkults (64 f.). Die Namen des Regenbogens werden besprochen (67). Winde, Regen, Schnee, Hagel, Nebel sind mit allerhand Volksanschauungen verknüpft (75 ff.). Die Cirruswolken heissen in Burgund und in den Ardennen Poirier des Macchabées (128).

Eine grosse Rolle im Volksglauben spielt die Nacht, ihr Ursprung scheint aber in Frankreich nicht sagenhaft erklärt zu werden (135). Der Totenwagen, das Auftreten des Ankou, die wilde Jagd werden ausführlich besprochen (152 ff.). Nach dem Himmel mit seinen Erscheinungen kommt die Erde an die Reihe. Sehr gründlich behandelt der Verfasser die Vorstellungen, die sich an die Berge und Gebirge anknüpfen (212 ff.), ebenso die über die Wälder, wobei z. B. Sagen in der Art unserer Legende vom Heisterbacher Mönch Beachtung finden (256 ff.). Reich sind die Überlieferungen über die Felsbildungen, dabei kommen Fruchtbarkeitsriten vor (335 ff.). Die Steinaufhäufungen (349) erregen das Interesse des feinbeobachtenden Verfassers nicht minder als die durchlochten Steine (356) und als die Ausdeutung von Eindrücken in Felsen (361 ff.), die ebenfalls für Fruchtbarkeitsriten verwendet werden (404 ff.). Der letzte grosse Abschnitt des ersten Bandes gilt der unterirdischen Welt. Die Geschichten von tanzenden Feen erzählt man sich namentlich im Osten

Frankreichs (445). Wenig lässt sich von Heiligen berichten, die Höhlen bewohnten.

Im zweiten Bande, dem Meer und den andern Gewässern gewidmet, wird zunächst die merkwürdige Tatsache festgestellt, dass sogenannte légendes explicatives, auf das Meer bezügliche ätiologische Sagen, im Innern des Landes viel häufiger vorkommen als an den Küsten. Am sorgfältigsten sind solche Überlieferungen bisher in der Bretagne gesammelt worden, und dabei bilden diese, zwei Drittel der an der Meeresküste zusammengebrachten, doch nur ein Fünftel der aus dem innern Frankreich bekannten. Dieses Ergebnis gibt zu denken. Man wird, glaube ich, viel vorsichtiger sein müssen, Schiffersagen am Meere zu lokalisieren, denn gerade das reizt, was man nicht kennt. Auch bei der Meeresschöpfung tritt wieder die dualistische Schöpfungsidee auf (II, 5). Namen des Meeres sind la grande eau, l'eau, la grande rue, le grand pré, bei den Basken le champ de lin. Die leicht bewegte See heisst in der Haute-Bretagne la mer fleurie, um Tréguier ar marc'h glas (le cheval bleu), auf der Insel Batz ar gazek c'hlaz (la jument bleue), die tobende ar gazek gwen (la jument blanche) oder ar gazek klanv (la jument enragée) in der Bretagne bretonnante. Für das Brausen des Meeres gibt es eine ganze Reihe von Bezeichnungen. Über die Ursachen von Ebbe und Flut machen sich nur die Bretonen Gedanken. Geburten und Todesfälle werden dagegen mit den Gezeiten auch anderswo in Verbindung gebracht (17 ff.). Weiter berührt der Verfasser die Sagen von Personen, die auf dem Meere wandeln, die Vorstellungen von der Entstehung des Meeresleuchtens und ausführlich die Anschauungen über die Meergeister, wie die Sirenen, die zumeist als bösartig und grausam gelten, doch gelegentlich, so in der unteren Bretagne, als freundliche, hilfreiche Wesen erscheinen (31 ff.). Der Meeresgrund heisst l'abîme oder spasshaft le fond de la grande marmite oder de la grande tasse (38). Übrigens ist er nach weit verbreitetem Glauben nicht salzig; man meint sogar, dass man auf hoher See Süsswasser schöpfen kann, wenn man einen mit einem Stein beschwerten Eimer hinablässt (38). Unter den zahlreichen Sagen von Orten, die vom Meere verschlungen sein sollen, nimmt begreiflicherweise die von der bretonischen Stadt Is einen breiten Raum ein. Der Umfang solcher Überlieferungen wird übrigens geographisch genau festgestellt (41). Souvestre (1844), Brizeux und Renan haben der Sage von der untergegangenen Stadt Is die literarische Form gegeben, und der erstere hat offenbar vielfach frei erfunden. Ausserhalb der armorikanischen Halbinsel treten solche Überlieferungen nur spärlich auf und beschränken sie sich gewöhnlich auf einfache Feststellung von Tatsachen. Wie in der deutschen Vinetasage spielen die Glocken der verschwundenen Städte oft eine Rolle (67). Auch Inseln (70) und Sandbänke (75) werden sagengeschichtlich erklärt, während es keinerlei sagenmässige Überlieferung gibt, die sich auf die Entstehung der Vorsprünge des Festlandes bezieht (84), und man nur wenig über den Ursprung von Buchten und Häfen erfährt (97). Dagegen kennt man Berichte von Städten, die durch Dünen begraben worden sein sollen (103 f.). Wo sich Höhlen an der Küste finden, fliesst die Tradition reichlich (106 ff.). Bei Gelegenheit der Behandlung des in bezug auf den Meeresstrand Überlieferten wird eingehend des Strandrechts ge-

dacht, das bereits seit 1681 offiziell abgeschafft ist, aber noch immer geübt wird (142). Sehr verbreitet und offenbar sehr alt sind die Sagen von Geisterschiffen (148 ff.), der Glaube an Totenfahrzeuge findet sich aber fast nur auf der bretonischen Halbinsel. Der Verfasser gedenkt auch der Verwendung des Meerwassers zu Kultzwecken (160 ff.). Von Kindern, die der See geopfert worden sein sollen, berichten nur noch Sagen (170 f.). Gleich gewissenhaft schildert Sébillot Anschauungen, Sitten und Bräuche, die mit dem Süsswasser in Verbindung stehen. Da sind zunächst die Quellen (175 ff.) zu nennen. Im Südwesten und in der Mitte Frankreichs werden sie mit Werwölfen in Verbindung gebracht (205). Das Volk betrachtet die Quellen als Orakel, daher kommt vielfach Quellenkult vor, den wir indes nur unvollkommen verfolgen können (217), schon deshalb, weil der Glaube herrscht, dass er unwirksam wird, wenn man ihn vor Zeugen verrichtet (223). Die Regenprozessionen an Quellen gehören dahin (223 ff.), aber auch Liebes- und Fruchtbarkeitsriten, Benutzung des Quellwassers zu Heilzwecken, Opfergaben. Bei dem ardennischen Brauch, die Quellen am 1. Mai oder am Pfingstheiligabend zu reinigen, ist wohl deutscher Einfluss vorhanden? (302 f.). Viel weniger umfangreich sind die Überlieferungen über die Brunnen (304 ff.). Auf Liebe und Hochzeit scheint das Brunnenwasser keinen Einfluss auszuüben (316), aber Heilkraft schreibt man ihm ebenfalls zu (319). Bei der Entstehung der Flüsse spielen die sog. compisseries eine Rolle (327). An Überschwemmungen knüpfen sich selten Überlieferungen (336). Sirenen haben nur bisweilen in Flüssen ihren Wohnsitz (340). Dörfer, Mühlen, Klöster sollen sich auf dem Grunde fliessender Gewässer finden, darum glaubt man auch Glockentöne aus der Tiefe zu hören (358 f.). Die Spuren alten Kultes sind nicht sehr häufig (373), und heilkräftige Wirkungen sollen weit weniger häufig mit den Flüssen verbunden sein als mit den Quellen (379), ebenso die Liebesorakel (383). Dagegen knüpft sich an Flüsse der Brauch, Ertrunkene durch Kerzen auf Brot, Holzschuhen, Brettern, Mulden oder Korkstücken aufzusuchen (384 f.). In Franche-Comté wurde noch vor 40 Jahren ein Glas mit einer Jerichorose ins Wasser gelegt; „au moment ou elle fut ouverte, elle s'arrêta, et à l'endroit même on repêcha le noyé“ (385). An den stehenden Gewässern haften Sagen, bei denen zwei Typen vorkommen, der von Philemon und Baucis und der von Sodom und Gomorrha (389 ff.). Auch von Ungeheuern, Riesen, Feen, Zauberern wird ihr Ursprung hergeleitet. An den Ufern der Teiche und Sümpfe weilen allerhand gespenstige Wesen (409 ff.). Die durch göttliche Strafe entstandenen Seen sollen bisweilen unergründlich tief sein (454). Zu Heilzwecken werden die Teiche und Seen nur gelegentlich verwendet (460), doch gibt es auch Opfergaben an sie, unter denen essbare Gegenstände wie Brot, Käse, Kuchen eine Rolle spielen (462 f.). Die Zauberer ziehen zur Vollbringung ihrer Handlungen Sümpfe vor (465). Auf Herzenssachen scheinen diese ruhenden Gewässer wenig Einfluss zu haben (465), aber eine alte Rechtsgewohnheit ist zu erwähnen (466): „C'est peut-être en raison du respect accordé aux eaux que l'on observait avant la Révolution, la singulière coutume juridique qui suit: Le lac de Grand-lieu (Loire-Inf.) avait haute, basse et moyenne justice: le tribunal siégeait dans un bateau à deux

cents pas du rivage, et lorsque le juge prononçait sa sentence, il devait, de son pied droit, toucher l'eau."

Für den dritten Band über die Tier- und Pflanzenwelt hatte Sébillot ausgezeichnete Vorarbeiten von Eugène Rolland. Aber seine Behandlung weicht von der bis dahin üblichen insofern ab, als er nicht jedes Tier für sich samt den daran angeknüpften Anschauungen beschreibt, sondern nach grossen Gruppen anordnet, ausserdem Sprachwissenschaft und Parömiologie nur nach Bedarf heranzieht. Die dualistische Schöpfungsidee hat sich bei diesem Gebiete ganz besonders fruchtbar gezeigt. Eine Menge ätiologischer Sagen sind in dem Bande zu finden. Guten Angang stellen die grossen Säugetiere dar, die kleinen einen ungünstigen (23) Selten werden die Schreie wilder Tiere als Sprache gedeutet (26). Neben dem Glauben an das Tabu gewisser Tiere steht die noch in Resten vorhandene Sitte der Tierprozesse (26 ff.). Mittel, um Haustiere zu schützen, Zaubersprüche, Rufe, Gebete, die dem gleichen Zwecke dienen, werden genannt (30 ff.). Körperteile der wilden Tiere benutzt man zu abergläubischen Verrichtungen (44 ff.). Natürlich sind die Überlieferungen über die Wassersäugetiere viel seltener; Verwandlungen von Menschen in solche scheinen der französischen Tradition zu fehlen (70). Um so reicher fliessen die Quellen über die Haussäugetiere. Unerschöpflich sind die Mitteilungen des Verfassers in diesem Teile seines Werkes. Es gibt wohl keine nur irgendwie mit dem Gegenstande verbundene Frage, die er nicht aufs sorgfältigste beantwortete. In gleicher Weise werden die wilden Vögel und namentlich die Hausvögel behandelt. Bei diesen spielen natürlich die Eier eine grosse Rolle (227), die auch bei Liebesorakeln Verwendung finden (234). In Märchen und Sagen kommen mehr Wildvögel vor. Weitere Kapitel beschäftigen sich mit den Reptilien (255 ff.), den Insekten, den Weichtieren, den Fischen, den Krusten- und Muscheltieren, ja selbst auf die Tierpflanzen erstreckt sich die Aufmerksamkeit des Forschers. In dem zweiten Hauptabschnitt (über die Flora) wimmelt es von beachtenswerten Einzelheiten. So sind die Gebräuche beim Pflanzen der Bäume (371 ff.), die Kinderspielzeuge zu erwähnen (407 ff.); die Benutzung der Bäume zu Heilzwecken (413 ff.) und alles, was zum Baumkult gehört (425 ff.), dazu die Rolle der Bäume in der Sagenwelt (z. B. der wiedergrünende Stab 437 f.) sind nur einzelne Seiten des Themas. Dann folgen die kleineren Pflanzen. Aussaat und Ernte werden mit den zugehörigen Bräuchen geschildert (451 ff.). Unter den Gemüsen ist die Petersilie volkskundlich am wichtigsten (457). Nach weit verbreitetem Glauben lässt der Genuss bestimmter Kräuter die Vogelsprache verstehen (469). Fasst überall in ganz Frankreich, heisst es S. 474, erzählt man den Kindern, dass man sie im Kohl gefunden hat. Zur Hexerei (474 ff.) und zur Heilung von Krankheiten (489 ff.), auch zum Orakel (502) dienen die Pflanzen.

Der vierte und letzte Band des grossen Werkes endlich wird dem Verhältnis des Volkes zur Geschichte so eingehend gewidmet, dass der Sagenforscher aus dem Studium dieses Buches nicht bloss Tatsachen, sondern auch volkspsychologische Beobachtungen entnehmen kann. Der erste Hauptabschnitt gibt eine vortreffliche Darstellung der prähistorischen Denkmäler in ihrem Einfluss auf die Volksphantasie, also der Menhirs,

Dolmens, sonstiger merkwürdiger Gesteinsbildungen und der Tumuli samt ihrem Inhalt. Von unschätzbarem Wert ist namentlich das fünfte Kapitel über Cultes et Observations Mégalithiques, aus dem hier nur die gründliche Erörterung über die vermeintlichen Menschenopfer auf den sogenannten Druidensteinen erwähnt werden mag (78 ff.). Es wird festgestellt, dass erst um 1800 La Tour d'Auvergne den Gedanken, auf ihnen seien blutige Opfer vollzogen worden, mit Nachdruck vertreten hat, dass aber bereits 1840 durch Mérimée, mit voller Sicherheit 1853 durch Fouqué die Haltlosigkeit dieser Theorie erwiesen worden ist. So kommt Sébillot zu dem Schlusse (85): „Il me paraît que l'on peut conclure de tout ceci, que jusquà ce qu'un document antérieur au siècle dernier, et présentant des garanties de sincérité, nous ait donné des légendes parlant de sacrifices humains sur les dolmens, il est à supposer qu'elles se sont formées à une époque récente sous l'influence des touristes ou des savants qui, en les visitant avec les gens du pays, répétaient les théories en faveur pendant la première moitié du XIXe siècle.“ Im zweiten Abschnitt kommen die Baudenkmäler zu systematischer Behandlung (89 ff.). Da ist zunächst das Kapitel über Hausbaugebräuche bemerkenswert. Der Verfasser bespricht darin die Bauopfer und erklärt, dass geschichtlich auch nicht ein einziger Fall belegt ist, wo ein lebender Mensch als solches Opfer diente. Sehr fein wird dargelegt, wie die alte Sitte sich immer mehr abschwächte, wie an Stelle der vermutlich vorhistorischen Menschenopfer Tieropfer traten, wie dann ein Besprengen des Grundsteins mit Blut genügte und weiter an Stelle des Blutes ein roter Wein verwendet wurde. Die einzelnen Entwicklungsphasen des Baues werden mit Gebräuchen begleitet, und es finden sich genaue Bestimmungen über das erste Wesen, das in ein neu errichtetes Gebäude hineingeht. Bei den zahlreichen Überresten antiker Baukunst in Frankreich ist es leicht erklärlich, dass sich auch über ihre Entstehung allerhand Vorstellungen finden, doch sind sie nur selten zur Sage verdichtet. Die Erbauung dieser Denkmäler schreibt man fast immer übernatürlichen Wesen zu, doch auch Römern, und unter ihnen besonders Cäsar und Marius. Selbst an die alten Strassen aus der Römerzeit rankt sich die Tradition. Unendlich viel umfangreicher sind aber die Überlieferungen, die mit den Kirchen zusammenhängen (111 ff.). Die Platzfrage, der Bau, die Türme, die Glocken, die Standbilder werden nach allen volkskundlich wichtigen Richtungen hin gewürdigt. Nicht ganz so inhaltsvoll ist das Kapitel über die Schlösser (179 ff.), und es bietet doch eine Fülle von Stoff. Endlich behandelt das letzte Kapitel dieses Teils die Städte. Die Krönung des ganzen Werkes aber dürfte das dritte Buch des letzten Bandes darstellen: Das Volk und die Geschichte. Die Wichtigkeit der prächtigen Arbeit gibt der Verfasser selbst dadurch zu erkennen, dass er den Untertitel auch zum Haupttitel des ganzen Bandes macht. Zunächst beschäftigt er sich mit der Rolle der Geistlichen aller Abstufungen in der Volksüberlieferung, dann mit Adel und Bürgertum. Im dritten Kapitel werden die recht spärlichen Erinnerungen an Kriege festgestellt, das vierte, bedeutendste aber behandelt die französische Geschichte in der Volksüberlieferung (319 ff.) mit den interessantesten Einzelheiten. Die Revolution bildet die Grenze zwischen alter und neuer Geschichte Frankreichs (379). Aber sonderbar: die Hauptpersonen des

blutigen Schauspiels sind fast ganz in Vergessenheit geraten (381). Die weitausgesponnene Napoleonslegende enthält viel Halbvolkstümliches, das Sébillot mit Recht ausscheidet. Spitznamen des Korsen sind z. B. l'Ancien, l'Autre (aus der Zeit der Restauration), Nicolas (Beiname des Satans bei den Provenzalen), Castagnié (aus royalistischen Kreisen von 1814/5 wegen der Kastanien Korsikas) und das gern gebrauchte Bon à prendre, erfunden von A. Vitré (394). Seine Geburt wird mit legendarischem Zuge umgeben; als Begleiter, als eine Art Genius erhält er in der Volksüberlieferung le Petit Homme rouge (396f.). Seinen Untergang schreibt man dem Verrat zu (398). Es wäre wirklich nicht ohne Interesse nachzuweisen, wie in Frankreich für verhängnisvolle Ereignisse immer Verräter die Verantwortung tragen müssen. Dass der erste Bonaparte in den Augen seiner Soldaten für unverwundbar galt und dass man an seinen Tod nicht glauben wollte (398), ist bekannt genug. Spärlich fliesst die Überlieferung über die jüngste französische Vergangenheit seit 1814. „A partir de 1814 on ne rencontre plus guère que des miettes traditionnistes, et encore bon nombre d'entre elles, notées par les contemporains, sont aujourd'hui complètement oubliées“ (399). So werden ein paar Spitznamen erwähnt, die von der Volksmeinung Zeugnis ablegen, wie Polignac um 1830 als Bezeichnung eines schwer zu ziehenden, unverbesserlichen Kindes, auch Pferdename. Im Jahre 1889 erzählte man, General Boulanger habe sich in der Grotte de la Balme (Isère) mit Don Carlos und dem Räuber Mandrin getroffen; eine wunderbare Zusammenstellung! Die letzte sagenhaft gefärbte Überlieferung knüpft an die Verordnungen über die geistlichen Niederlassungen an (403). Dankenswert ist noch das reiche Literaturverzeichnis.

Wenn oben der Vergleich des grossen Werkes mit Ad. Wuttkes deutschem Volksaberglauben der Gegenwart versucht wurde, so ist doch andererseits die entschiedene Eigenart der Sébillotschen Veröffentlichung zu betonen. Sie zeigt jene scharfe Beobachtung, jene umfassende Kenntnis und jenes besondere Geschick klarer Anordnung, endlich jene Gabe einer bei aller Gelehrsamkeit leichtflüssigen Darstellung, als deren Meister unsere Nachbarn jenseits des Rheins sich längst erwiesen haben. Auch die deutschen Volksforscher sollten sich in die vier Bände vertiefen, und sie würden um neue Gesichtspunkte bereichert an ihre eigentlichen Aufgaben herantreten.

Zusammenfassende Bücher über die Volkskunde einzelner französischer Bezirke und Landschaften sind während der letzten zwölf Jahre nicht eben häufig herausgekommen. Vor allem wären die bequem zugänglichen Bändchen aus „Les Littératures populaires de toutes les nations“ zu erwähnen. Es kommen in Betracht Schriften von Adolphe Orain[55]), Paul Sébillot[56]), Laisnel de la Salle[57]) und Félix Chapiseau[58]).

55) Folk-Lore de l'Ille-et-Vilaine. De la Vie à la Mort. 2 Bände. Paris, J. Maisonneuve, 1897 (= Les littérat. pop. t. XXXIII u. XXXIV.) — Contes de l'Ille-et-Vilaine. Paris, ebda. 1901 (= Les littérat. pop. t. XLII). 56) Littérature Orale de l'Auvergne. Paris, J. Maisonneuve 1898 (= Les littérat. pop. t. XXXV). Le Folk-Lore des Pêcheurs. Paris ebda. 1901 (= t. XLIII). 57) Souvenirs du Vieux Temps. Le Berry, Croyances et Légendes par L. de la S. Paris ebda. 1900 (= t. XL). — Le Berry. Mœurs et Coutumes p. L. d. la S. Paris ebda. 1902 (t. XLIV). 58) Le Folk-Lore de la Beauce et du Perche. 2 Bände. Paris ebda. 1902 (t. XLV u. XLVI).

Die ältesten unter ihnen sind die beiden nachgelassenen Werke des 1870 verstorbenen LAISNEL DE LA SALLE, zwei Bücher, die von genauester, liebevollster Beobachtung des Volkslebens in Berry Zeugnis ablegen und durch Heranziehung von Überlieferungen aus anderen Ländern der vergleichenden Volksforschung entschiedene Dienste erweisen. Man ist überrascht, im Innern Frankreichs so viele merkwürdige Überreste alten Glaubens und Brauches zu finden, und folgt gern dem kundigen Führer. Das erste der Bücher trägt den Untertitel: Croyances et Légendes. Es enthält einen Abschnitt über Volksfeste und behandelt im übrigen die verschiedensten Formen des Aberglaubens. Das zweite heisst noch Mœurs et Coutumes. Es schildert das Leben der Berrichons von der Geburt bis zum Tode, gibt einen Überblick über die Mundart und dialektische Wendungen, ausserdem auch einige Lieder und Tänze mit Notenbeilagen. Die fortwährenden Hindeutungen auf verwandte Erscheinungen im Altertum, in Indien und auf nichtromanischem neuzeitlichen Boden machen die glänzend geschriebenen Bücher zu einer ebenso lehrreichen wie unterhaltenden Lektüre. Dem Verleger gebührt aufrichtiger Dank, dass er nach einem Menschenalter diese Arbeiten den Forschern bequem zugänglich gemacht hat. Bedauerlich ist nur das Fehlen von Schlagwortregistern, die erst den ganzen Reichtum dieser Bände erschliessen könnten.

Die zwei Werke von ADOLPHE ORAIN ergänzen sich. Als Beiträge zur Kenntnis der vieldurchwanderten und vielbeschriebenen, aber, wie es scheint, schier unerschöpflichen Bretagne sind sie mit Freuden zu begrüssen. Ein alter Freund solcher Überlieferungen aus Ille-et-Vilaine, kann der Verfasser im Vorworte schreiben: „En effet, les chansons, les légendes et les contes sont aussi nombreux dans les chaumières que les feuilles dans les bois.“ Wie Orain den Stoff einteilt, zeigt der Titel „De la Vie à la Mort“. Es gelingt ihm, eine Fülle von Material geschickt zu verarbeiten. Von Parallelen hält er sich fern; er beschreibt schlicht, aber offenbar durchaus wahrheitsgetreu. Zahlreiche Kinderlieder und -Spiele, auch Volkslieder werden neben Sprichwörtern und Äusserungen des Volksglaubens mitgeteilt. Das Buch über die „Contes“ bietet zuerst Tradition mythologischen Gepräges, dann Legenden, weiter Schwänke und endlich Erzählungen, die sich mit dem Teufel, Zauberern, Kobolden und Gespenstern befassen. PAUL SÉBILLOT steuert eine Littérature Orale de l'Auvergne zu Maisonneuves Sammlung bei, ein in Paris zusammengetragenes Bündel interessanter Berichte. Die Sprichwörter sind zugunsten der Ortsneckereien leider weggelassen worden. Das Ganze will nicht mehr sein als eine Anregung, sich mit den Überlieferungen dieser Provinz, die gute Ausbeute verspricht, eingehender zu befassen. Die Erzählungsliteratur, von der manche Probe gegeben wird, dürfte sehr umfangreich sein. Erfreulicherweise dient eine Table analytique bequemer Benutzung zum Zwecke der vergleichenden Volkskunde. Auch ist auf Parallelen und Varianten aus anderen Teilen Frankreichs aufmerksam gemacht worden. Die Geschichte des I. Abschnitts Nr. IV vom verlorenen Paradies findet sich ganz ähnlich bei Langbein, Die neue Eva (Sämtliche Schriften I, 94) behandelt. Zu Barbe-Bleue (Nr. 5) sei auf Reinhold Köhler, Kleinere Schriften I, 128 f. hingewiesen[59]. In einem andern Bande stellt der

59) Eine anspruchslose Sammlung von Äusserungen des Aberglaubens und

treffliche Sammler Sitten, Gebräuche und Glaubensformen der Schifferbevölkerung zusammen. Er bedauert, dass die Abgeschlossenheit dieser Leute vorbei ist, und dass sie zuviel vermeintliche Kultur angenommen haben. So beziehen sich seine Angaben oft auf bereits entschwundene Zeiten und Verhältnisse. Für die Leser von Lotis bretonischen Romanen sind diese Mitteilungen sehr wertvoll, doch wundert man sich, dass dieser Schriftsteller nicht im Quellenverzeichnis auftritt, auch findet sich das in Pêcheur d'Islande angeführte Lied Jean-François de Nantes nicht erwähnt. Der weitschichtige Stoff, der sich auf die verschiedensten Länder erstreckt, wird in drei Hauptteile zerlegt: La vie du pêcheur, La pêche et les bateaux und Littérature orale des pêcheurs. Die Flussfischerei ist gleichfalls berücksichtigt. Aus der Menge der Angaben seien nur wenige recht bezeichnende herausgehoben. Das Kniereitespiel der kleinen Kinder wird auf der Insel Sein durch eine Art Ruderspiel ersetzt, weil man dort keine Pferde kennt (S. 8). Nur einen Fall von Berufsweihe (aus Audierne) hat man bis jetzt verzeichnet. Bereits mit neun Jahren werden die Jungen mit auf die Fischerkähne genommen, und bevor man sie zu richtigen Seeleuten erklärt, findet die sogenannte Schiffsjungentaufe statt, verbunden mit Namenserteilung (45 ff.). Es scheint, als ob ein Begraben des angehenden Seemannes im Sande, wie es jetzt noch als Kinderspiel vorkommt, eine ähnliche Berufsweihe darstelle (47). In der Bretagne erfolgen fast nur Heiraten von Gliedern der Schifferbevölkerung untereinander (49). Ausführlich sind Sébillots Mitteilungen über die Hochzeitsgebräuche. Dass in Chioggia der heiratslustige junge Mann sich eine passende Lebensgefährtin durch seine Mutter wählen liess, mag als merkwürdig hier erwähnt sein (50). In Pierre Lotis „Pêcheur d'Islande“ heisst es: „Cette année, c'est la Léopoldine ou la Marie-Jeanne qui ramasseront les balais du retour“. Das wäre etwa mit „auskehren“ zu übersetzen. Doch dürfte ein Brauch zugrunde liegen. Denn Sébillot belehrt uns (S. 59), dass, wenn in Schottland die Männer zum erstenmal auf Häringsfang ausgehen, eine der Frauen ihnen einen Besen nachwirft. Dasselbe geschieht, wenn ein neues Netz erprobt werden soll. Bedeutung hat wohl auch der Bericht (S. 60), wonach an der normannischen Küste die Fischerfrauen einen noch ungebrauchten Besen verbrennen, wenn der Eheherr nicht rechtzeitig zurückkehrt. Zu den jetzt nicht mehr üblichen Bräuchen in der Bretagne gehört das Ins-Wasser-Springen (gewöhnlich am Pfingstmontag) und das Fischerstechen (quintaine), letzte Reste von alten Lehensabgaben (S. 131 f.) an den König oder irgendeinen andern Herrn für das Recht auf Fischfang. Man konnte sich von diesen Verpflichtungen indes mit Geld loskaufen. Mit grösster Sorgfalt werden von dem Verfasser die Zeremonien bei der Schiffstaufe beschrieben und die für den Fischfang günstigen oder ungünstigen Tage und Zeiten festgestellt. Sehr

---

volkstümlichen Sagen aus der Auvergne, teilweise in anziehender poetischer Form, hat F. Chadeyras in Draguignan (Imprim. Olivier-Joulian) 1900 unter dem Titel „Superstitions et Légendes d'Auvergne“ veröffentlicht. Er versucht auch die Herkunft der abergläubischen Vorstellungen zu ergründen. Den Reichtum an solchen Überlieferungen, den die Auvergne birgt, lässt das Heft nicht ahnen; verdienstlich ist es, dass bei den einzelnen Mitteilungen angegeben wird, ob sie sich auf die Gegenwart oder bereits auf die Vergangenheit beziehen.

viel ist von gutem und schlechtem Angang die Rede (bes. 176 ff.), ebenso von Tieren und Gegenständen, die man mit aufs Schiff nimmt oder ihm fernhält, um gute Ernte zu haben (193 ff.), von gewissen Namen, die man nicht aussprechen darf, wenn man sich um den Ertrag nicht betrogen sehen will (227 ff.). Es ist schade, dass deutsche Verhältnisse überhaupt nicht berücksichtigt worden sind. Die fesselnden Mitteilungen von Arthur Petak über die Fischerhütten in der österreichischen Laguna (ZÖV. VIII [1902] 99—104) konnte Sébillot noch nicht kennen. Seit Veröffentlichung des Buches hat übrigens auch Sébillots Revue des Traditions Populaires mancherlei neuen Stoff beigebracht.

Félix Chapiseau widmet zwei Bände der Sammlung „Les Littératures Populaires" den volkstümlichen Überlieferungen eines Gebietes, das ausser dem heutigen Departement Eure-et-Loir den angrenzenden Teilen der Departements Orne, Sarthe, Loiret, Loir-et Cher und Seine-et-Oise entspricht, d. h. den alten Landschaften Beauce und Perche. Er hat die Erfahrung gemacht, dass selbst in diesen Gegenden dem Sammler eine reiche Ernte beschert ist. Als schlichter Berichterstatter gibt er sich (II, IV). Seit Jahrhunderten würde das, was wir Spinnstube nennen, in den Ställen abgehalten (V f.), namentlich an den Sonnabenden (VII), wo auch junge Leute Zutritt fanden, und die Zeit dieser Zusammenkünfte dauerte von Allerheiligen bis gegen Ostern (VIII). Leider muss auch der Verfasser bekennen, dass die Tage dieser Abendunterhaltungen gezählt sind, dass sie beinahe schon der Vergangenheit angehören. Ausser mündlichen Angaben benutzt Chapiseau auch schriftliche, archivalische Quellen dieses Landes, seiner Heimat, und gelehrte Arbeiten. In einem ersten Teile bespricht er die Verschiedenheiten der behandelten Landstriche jetzt und in früherer Zeit. Interessante Streiflichter wirft er dabei auf die Lage der Bauern bis etwa zur Revolution. Ein Abgeordneter des Bezirks verlangte von den États-Généraux, dass die Tauben, die Kaninchen und die Mönche abgeschafft würden: „Les premiers nous mangent en grain, les seconds en herbe, et les troisièmes en gerbe" (24). Mit Spaten und Mistgabel wurde die Erde bearbeitet, und erst seit 1800 erkühnte man sich, den Bestimmungen zum Trotz die Sense statt der Sichel beim Mähen zu gebrauchen (24). Die alten Grenzen der Beauce im 18. Jahrhundert werden genau beschrieben (25). Das heutige Departement Eure-et-Loir ist nur der Kern des ehemaligen Carnutenlandes (26). Man kann noch immer einige geistige Verschiedenheit der Beaucerons und Percherons feststellen (26). Scharf geht der Verfasser mit Zolas La Terre ins Gericht; wie hätte man auch in drei Tagen — und länger dauerte der Aufenthalt des Romanschriftstellers in der Gegend nicht — einen richtigen Eindruck von den Bewohnern zu gewinnen vermocht! (27). «Son exagération habituelle et son naturalisme outré ont fait le reste» (ebda.). Übrigens hat Zola nicht den Bauer aus der Beauce, sondern den französischen Bauer überhaupt schildern wollen; aus der Beauce stammt nur der Rahmen für sein Werk (28). Die Übertreibungen sucht Chapiseau auf das richtige Mass zurückzuführen (28 f.). Vieles erklärt sich aus der Tatsache, dass die Beauce das Land der bäuerlichen Kleinbetriebe ist (30). Aus dem Charakter des Bodens begreift man den seiner Bewohner, und der Sohn des Landes versteht es meisterhaft, diesen Charakter wiederzugeben (30 ff.).

Durch die Vorliebe für den Tanz hebt sich der Percheron vom Beauceron ab (32). Kleider- und Barttracht in früheren Tagen — jetzt ist die Volkstracht geschwunden — sind genau beschrieben. Während die Beauce immer ärmer wird, nimmt die Wohlhabenheit im Perche zu. Die Einwohner dieses Landes waren sonst ländliche Wanderarbeiter unter einem Capitaine, die sich in der Beauce einstellten, bevor sie selbst ihre Ernte verrichteten (36). Der Percheron teilt als Nachbar des Beauceron und des Normannen einige Tugenden und Fehler mit beiden Volksstämmen. Auch sein Charakterbild zeichnet der Verfasser mit deutlichen Farben (38ff.). Freude an der Geselligkeit ist dem Percheron ebenso eigen wie dem Beauceron (41), eine eigentliche Volkstracht kennt er ebensowenig wie dieser. Einige Bemerkungen über die Sprache beschliessen diesen lehrreichen Abschnitt des Werkes. Im zweiten Hauptteil (A travers la vie beauceronne et percheronne) wird zunächst vom Aberglauben überhaupt gehandelt, dann von dessen einzelnen Ausstrahlungen, dem Quellenkult, den Kultübungen, die sich an die Steindenkmäler anknüpfen, dem Baumkult, den Überlieferungen über alte Wohnstätten und Römerstrassen, weiter von der Verehrung der Heiligen, der Volksmedizin, der Zauberei und der Verbindung mit dem Teufel, von der phantastischen Welt der Feen, Kobolde, Irrlichter, von allerhand Bräuchen, wie dem weissen Vaterunser, und volkstümlichen Anschauungen über den Menschen, die Tiere, die Pflanzen, die Himmelserscheinungen u. s. w. Spitznamen, Ansichten über Weissagungen und Träume, endlich Mitteilungen über das festliche Jahr (darunter Hahnenkämpfe S. 324ff., Hirtenprozession in der Christnacht S. 337ff.) finden sich noch im ersten Bande. Der zweite gibt eine durch viele reizende Einzelheiten anziehende Schilderung des Lebens der Bewohner von der Wiege bis zum Grabe. Reichhaltig sind die Mitteilungen aus der Kinderwelt, die allerhand Kindergebete, Spiele, Auszählreime, Lautausdeutungen enthalten. Das Anwerben der Dienstboten erfolgt zu Johanni und zu Allerheiligen, an dem erstgenannten Termin gewöhnlich nur auf vier Monate d. h. für die Ernte, sonst auf ein Jahr (98). Ausführlich schildert der Verfasser die «assemblées» der ländlichen Jugend und die Rekrutenaushebungen. Dann kommt das wichtige Kapitel von Verlobung, Hochzeit und Ehe. Der Bursche nennt das Mädchen, mit dem er „geht", „sa blonde" (115). Besondere Werbegebräuche scheint es nicht zu geben. Die gute Hälfte des Bandes wird durch Geschichten aller Art, Lieder, Sprichwörter, Bauernregeln und andere der „Tradition" angehörende Dinge ausgefüllt. Durch den Umfang des Werkes waren dem Verfasser leider ziemlich enge Schranken gezogen. Nützlich für den vergleichenden Volksforscher ist eine gute Zusammenstellung der Erzählungstypen 226ff. Die schöne Arbeit kann nach Anlage wie Ausführung als vorbildlich gelten.

Ein grosses Werk über die Volkskunde der Kanalinsel Guernsey von dem einstigen Bailiff Sir EDGAR MAC CULLOCH hat EDITH F. CAREY der Öffentlichkeit übergeben[60]. Es galt, die ohne Plan zusammen-

60) Guernsey Folk Lore. A collection of popular superstitions, legendary tales, peculiar customs, proverbs, weather sayings etc. of the people of that island. From mss. by the late Sir Edgar Mac Culloch, Knt. F. S. A., & Bailiff of Guernsey. Edited by Edith F. Carey. Illustrated by numerous photo-

geschriebenen Aufzeichnungen zu ordnen und womöglich durch eigene Nachforschungen zu ergänzen. Diese schwierige Aufgabe ist mit Umsicht und Takt gelöst worden. Auch die Überlieferungen der anderen Kanalinseln werden mit herangezogen. Das Buch zerfällt in drei Teile, von denen der letzte der Herausgeberin allein angehört und die Mitteilungen Mac Cullochs, die aus den sechziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts stammen (wenigstens ist seine Vorrede vom Februar 1864 datiert), bis auf die unmittelbare Gegenwart fortsetzen. Im ersten Hauptabschnitt sind die Feste aller Art besprochen, im zweiten abergläubische Meinungen und Bräuche. Obwohl die reformierte Kirche schottischen Gepräges alle Heiligentage abzuschaffen versuchte, sind einige Feiertage doch erhalten geblieben. Die Stelle anderweitiger Spinnstuben nahmen auf Guernsey die Strickabende ein, und am 23. Dezember, dem letzten Tag vor dem Christabend, wenn die Erzeugnisse des Hausfleisses zum Verkaufe eingepackt waren, pflegte man „la longue veille“ zu begehen, ein frohes Fest, das auch jetzt noch im Schwange ist (30ff.). Die Zeit vom Thomastage, der für Liebesorakel benutzt wird, bis zu Sylvester gilt als eine Periode, wo die Mächte der Finsternis gern ihr Wesen treiben. Man hütet sich darum, nach eintretender Dunkelheit allein auszugehen, da man Beispiele kennt, wo Menschen vom „faeu Bellengier“ irre geleitet worden sind (34); andere sollen von schwarzen Hunden oder weissen Kaninchen verfolgt worden sein. Die Anschauungen über wunderbare Vorgänge in der Christnacht decken sich mit den überall bekannten, höchstens wäre zu erwähnen, dass man auf der Insel Sark behauptet, Wasser verwandle sich in der Geburtsstunde des Heilandes in Blut (Anm. S. 35). Normannische und englische Bräuche scheinen auf Guernsey zusammenzutreffen. In Alderney kleiden die Knaben eine groteske Figur, le „vieux bout de l'an“ wunderlich an und begraben oder verbrennen sie nach einem Umzuge (36). Daher heisst übrigens die den berühmten Guy Fawkes, den Pulververschwörer, darstellende Figur am 5. November auch „le vieux bout de l'an“. Auf Gebildbrote wird sorgfältig geachtet (39). Andere Feste sind la grand' querrue (der grosse Pflug), bei Gelegenheit einer Bittarbeit (40ff.). Zu Fastnacht gibt es Pfannkuchen, aber keine Vermummungen, am ersten Sonntag in der Fastenzeit war Springen durchs Feuer Sitte (44). Am Karfreitag sammeln die jungen Leute Napfschnecken, und das bietet Gelegenheit zu fröhlichem Treiben. Ostern hat keine Bräuche mehr; sonst bettelten die Kinder um Eier (46). Der 1. April wird zu einem Kinderscherz verwendet; man hängt den Leuten Papierschnitzel an und ruft: La Coûe! La Coûe oder „La Folle Agnès!“ (47). An den Maisonntagen sammeln die jungen Leute frühmorgens Blumen, auf Alderney werden Blumengewinde über die Strassen gezogen und Tänze darunter abgehalten (47f.). Pfingsten ist ein militärisches Fest (48). Mit dem Johannestag scheint sich ein Überrest alter Maispiele verknüpft zu haben (50ff.). Auf Sark ist er der grösste Feiertag, an dem, wie auch auf Jersey, Festreiten stattfindet. Das Fest des hl. Sampson spielt noch eine gewisse Rolle (55). Andere Gebräuche, wie das Einsammeln des

---

graphs of old prints, etc. London: Elliot Stock 62, Paternoster Row. E. C. Guernsey: F. Clarke, States Arcade 1903, 616 S. Lexikon-8°.

Seegrases (78) werden geschildert. Dann wendet sich das Buch den Sitten beim Abendmahl (89), bei Geburt und Taufe, Verlobung und Hochzeit, Tod und Begräbnis zu. Unter der Überschrift „Superstitious Beliefs and Practice" teilt der zweite Abschnitt eine reiche Fülle von Überlieferungen mit, Aberglauben, der sich an die prähistorischen Denkmäler, an Naturdenkmäler, an Kapellen und Brunnen anschliesst, Anschauungen über Feen und Sirenen, über Dämonen und Kobolde (der fast ganz vergessene „varou" entspricht dem deutschen Werwolf [231]), Herodias gilt als Anführerin der Hexen [232]), über den Teufel, über Gespenster und Vorzeichen, über das Zauberwesen und die Zauberbücher, über Zauberformeln, Liebesorakel und die Anwendung der Wünschelrute, endlich über Volksmedizin. In einem Kapitel (427 ff.) folgen allerhand z. T. komische Erzählungen, z. B. wie die Bewohner von Alderney Nadeln säten, weil sie sie für Samen hielten (428 f.), wie die Einwohner von Jersey versuchten, Guernsey fortzuschleppen (430 f.), oder wie dort der Procureur de la reine empfahl, an Stelle des hölzernen, unbrauchbar gewordenen Galgens einen neuen aus Stein zu errichten, denn: „It will last for ever, and serve for us and our children (430—432). Andere Geschichten werden unter der Überschrift Proverbial Stories (432 ff.) zusammengefasst: „La Délaissance", die Reue des Mannes, der seinen Kindern bei Lebzeiten sein Gut vermacht hat, „Le Raté" (von dem jungen Mann, der, in England ausgebildet, behauptet, er habe die Namen der einfachsten Wirtschaftsgegenstände vergessen, sich aber, als er sich mit einem Rechen geschlagen hat, wieder des Wortes erinnert (436 f.), „Le Cotillon de Raché Catel" (437, eine weibliche Person schneidet sich einen Unterrock erst zu lang, dann zu knapp zu, daher ein Sprichwort), die bekannte Fabel von der Katze und dem Fuchs auf der Wanderschaft (437), ausserdem (438) „The farm servant and the weeds" (ein Knecht lässt Unkraut stehen und begründet seine Nachlässigkeit mit den Worten „Weeds are bread". Darauf setzt ihm sein Herr eine Schüssel mit Unkraut zum Essen vor: Since weeds are bread, eat that, for you get no more to-day). Ein weiteres Kapitel stellt geschichtliche Erinnerungen zusammen, ein nächstes Kinderreime und Spiele (neuere sind auch halb französisch, halb englisch, z. B. S. 488). Bemerkungen über Aberglauben folgen 501 ff. Man meint, dass das Rotkehlchen das Feuer nach Guernsey gebracht hat (501). Spitznamen (Bewohner von Alderney = Vâques (Kühe), von Sark = Corbins, von Jersey = Craupauds, von Guernsey = Anes) und Ortsneckereien fehlen nicht. In mehreren Kapiteln sind die Sprichwörter, sprichwörtlichen Wendungen und Wetterregeln behandelt. Die Anhänge der Herausgeberin verdienen unsern besonderen Dank, der sich auch auf ihre Anmerkungen beziehen soll. Ihre Mitteilungen über Balladen und andere Gesänge könnten noch umfassender sein, wenn auch Varianten allgemein bekannter Lieder mitgeteilt worden wären. Es wird u. a. eine kürzere Fassung des Liedes „En revenant de noces" (Doncieux, Le Romancéro populaire 467 ff. J. Ulrich, Französische Volkslieder 156) abgedruckt, eine Fassung der Taucherballade „Marguerite s'est assise" (vgl. Doncieux a. a. O. 312 ff., Ulrich Nr. 15 u. 16); auch die Trois jeunes tambours, revenant de la guerre (Doncieux 428 ff., Ulrich Nr. 62) kommen auf Guernsey vor. Unter den neueren Balladen ist eine zu nennen, die

den Stoff von den Mordeltern behandelt (573f.): „Venez, peuples fidèles, pour entendre chanter.“ Dieser sehr lehrreiche Abschnitt endet mit „Jean, gros Jean, marie sa fille“, einem Liede, dessen Melodie zur Guernseyer Nationalweise geworden ist. Eine ausführlichere Bemerkung gilt noch dem Brauche des Haro-Rufens, um Recht zu erlangen, schliesslich folgen Nachträge über Gespenster und Zauberei. Durch ein Register gewinnt das schön ausgestattete Buch sehr an Brauchbarkeit. Dass einige überflüssige Wiederholungen (z. B. 408 u. 608, 514/5, 519 u. 544) zu vermeiden gewesen wären, soll nur beiläufig angedeutet sein. Die an sich dankenswerten Bilder sind nicht immer scharf genug. Worin, dürfen wir uns am Schlusse fragen, liegt der eigenartige Reiz, den wir bei der Beschäftigung mit dieser Volkskunde von Guernsey empfinden? Keineswegs in der Darstellungsgabe des Verfassers, die den guten Durchschnitt nicht überragt, sondern in dem Widerspruchsvollen des Volkscharakters. Englische Einflüsse und alte normannische treffen zusammen, und es ist ein Gemisch entstanden, das jeden Erforscher der Volksseele vielfach zum Nachdenken anregt. Freilich heisst es vorläufig: „Das Dunkel, das Rätsel, die Frage bleibt.“ Aber wer, mit gründlicher Kenntnis der Verhältnisse ausgerüstet, den psychologischen Kern oder vielmehr den Doppelkern der geschilderten Sitten und Bräuche herausschälen wollte, könnte der Wissenschaft einen grossen Dienst leisten.

Auf ein kleines Gebiet beschränkt sich auch ein Büchlein von C. Fraysse[61]). Es teilt volkstümliche Überlieferungen aus dem Bezirke von Baugé (Maine-et-Loire) mit, zuerst ein paar Erzählungen, nämlich 1. Comment le chat, le jars, le coq, le bélier et l'âne mangèrent ensemble les rilleaux des voleurs. (Diese Tiere sollen von einem Bauer zur Fastnacht geschlachtet werden und machen sich gemeinsam aus dem Staube. Aus einer Hütte vertreiben sie Diebe und essen deren Mahlzeit, gebratenes Schweinefleisch, vgl. die Bremer Stadtmusikanten), 2. La fée et les bonnes gens (drei Wünsche, die einmal gut und zum andern böse ausschlagen), 3. Le marché du diable (beim Brückenbau geprellter Teufel), 4. Saint Pierre et les deux maris (einer, der Witwer geblieben, wird von St. Peter ins Paradies eingelassen, ein Mann dagegen, der sich wieder verheiratet hat, kommt in die Hölle), 5. La bossue et les fées (Eine Bucklige wird von den Feen geheilt, eine andere erhält noch den Höcker der ersten), 6. Pourquoi les lièvres mâles engendrent; weiter gibt Fraysse Sagen, die sich z. T. an Menhirs und Dolmens anknüpfen, andere, die Erinnerungen an den hundertjährigen Krieg mit England zeigen, zahlreiche Schatzsagen und vielerlei über die Werwölfe (die wilde Jagd heisst auch Chasse Galerie [49]), Vorstellungen über Gespenster, Kobolde und Irrwische. (Wenn man das Irrlicht Robinson nennt, wird es wütend, dagegen lässt es sich den Namen Jean Robert gefallen [56]). Dürftig sind die Mitteilungen von Volks- und Kinderliedern, Noten werden nicht beigegeben. Die Melodien der Landbevölkerung tragen ein ruhiges, friedliches Gepräge, meist in Moll (58). Nachdem der Verfasser noch mancherlei schätzenswerte Angaben über Volkswitz und Ortsneckereien gemacht hat, geht er zum zweiten Teile

61) Le Folk-Lore du Baugeois. Recueil de Légendes, Traditions, Croyances et Superstitions Populaires. Imprimerie Baugeoise R. Dangin, Baugé (M.-et-L.) 1906, 196 S. kl. 8°.



seines Buches über, zur Ethnographie traditionnelle. Bräuche bei Geburt, Hochzeit und Tod werden geschildert. Aus diesem Abschnitte seien wenigstens ein paar Bemerkungen erwähnt. Maikinder gelten als dumm (76). Ein Kleines, das während der Taufe weint, wird ein guter Sänger (76). Kinder, die nicht laufen lernen wollen, müssen am Fronleichnamstag dreimal vor dem Allerheiligsten vorbeigeführt werden (77). Die Milchzähne sollen verbrannt werden (77). In der Nacht vom letzten Februar zum 1. März kann man sich über den Zukünftigen unterrichten (78 f.). Andere Liebesorakel sind 80 ff. verzeichnet. Heiraten soll man bei zunehmendem Monde (83), aber nicht im Mai (84). Unter den Krankheitspatronen führt Sainte Barbe auch den Namen saint Languissant (102). Allerhand medizinischer Aberglaube wird mitgeteilt (108 ff.), Beschwörungsformeln, die sich aus dem kirchlichen Exorzismus herleiten. Die devins sind den sorciers noch überlegen (143), man traut ihnen die Macht zu, den Zauber zu bannen. Wetterregeln und Bauernregeln (z. B. der grossblätterige Klee muss am Valentinstag gesät werden (149), Zichorie am Tage des hl. Eutrop vor Sonnenaufgang) und andere, übrigens z. T. schon früher in dem Buche verzeichnete abergläubische Anschauungen werden berührt. Der Rest eines Bauopfers und des jus primae noctis (183 ff.) bilden neben den Ausführungen über die Sekte der Kleinkirche mit den Forderungen der Ehelosigkeit und des allgemeinen Priestertums (wohl von den unvereideten Priestern der Revolutionszeit stammend) die interessantesten Seiten der Schrift. Endlich wird ein Fall von Zusammenhang zwischen Literaturgeschichte und Volkskunde (Labiches La Cagnotte) erörtert.

Eine lesenswerte Studie landeskundlichen Inhalts über das Departement Basses-Alpes mit trefflichen Vorschlägen, wie dieser Gegend aufzuhelfen ist, liefert Antoine de Saporta[62]).

Über Richard Pappritz' „Wanderungen durch Frankreich"[63]) vgl. man die Ausführungen von Alwin Schultz JBRPh. V, III S. 54 und die von R. Mahrenholtz JBRPh. VI, II S. 179.

Aus der grossen Zahl von Büchern, die nicht zur Besprechung eingeschickt wurden und dem Berichterstatter auch sonst unzugänglich blieben, sei an erster Stelle ein Werk genannt, das die Bevölkerung des Wallis aus der Bodengestalt, den Arbeitsbedingungen, der Verteilung des Eigentums und anderen mehr oder minder natürlichen Verhältnissen heraus in ihrer Eigenart zu schildern unternimmt, die Arbeit von Louis Courthion[64]), dem man schon früher (SAV. VI [1901] 47 ff.) als Kenner des Tales von Bagnes begegnet ist.

Zum Schlusse des gegenwärtigen Berichts sind einige dem Beurteiler nur bibliographisch bekannt gewordene Schriften zu nennen, die hier in alphabetischer Reihenfolge angeführt seien:

Charles Biermann, La Vallée de Conches en Valais. Lausanne 1907 (Hoffmann-Krayer SAV. XII, 234 f.).

---

62) RDM. 1er juillet 1909 (tome 52e, 1re livraison), p. 198—228. 63) Beobachtungen und Schilderungen von Land und Leuten in Mittel- und Südfrankreich, sowie den Pyrenäen. Berlin, Fussinger 1898, VIII, 335 S. 64) Le Peuple du Valais. Préface de M. Edmond Demolins. Paris, Bureaux de la „Science sociale". Genève, A. Jullien 1903, II, 242 S. 8°. Vgl. die günstige Beurteilung von J. Jeanjaquet SAV. VIII, 226 f.

H. Bourgeignat, Folk-Lore ardennais ... Aus Revue d'Ardennes et d'Argonne IV, 3.

L. Brochet, La Vendée à travers les âges. 2 Bde. Paris, Honoré Champion (1903).

A. Dagnet, A travers les Coévrons. Descriptions, légendes, coutumes, croyances populaires, folklore etc. recueillis aux pays d'Evron et de Sainte-Suzanne. Laval, imp. mayennaise 1907.

P. Duffard, L'Armagnac noir ou le Bas-Armagnac. Auch, imprimerie centrale, 1902.

P. Fink, Volkstümliches aus Südburgund mit besonderer Berücksichtigung der Trinklieder. Genève, imp. du Journal de Genève 1905.

G. Flayeu, Légendes et souvenirs des Hautes-Vosges. St. Dié, C. Cuny (1902?).

Dr. J. Jegerlehner, Das Val d'Anniviers (Eivischtal). Bern, A. Francke 1904 (Hoffmann-Krayer SAV. VIII, 318f.).

H. Labourasse, Anciens Us, Coutumes, Légendes, Superstitions, Préjugés etc. du département de la Meuse. Bar-le-Duc, imp. Constant-Laguerre 1903. (Vgl. darüber Abt. I S. 149).

A. Madelaine, Au bon vieux temps. Récits, contes et légendes de l'ancien Bocage Normand. Jeux, Vieilles Chansons. T. 1er. Caen, imp. et libr. Delesques (1907).

J. Rougé, Traditions populaires, région de Loches (Indre-et-Loire). Paris, E. Lechevalier (1907?).

La Tradition en Poitou et Charente. Art populaire. Ethnographie, Folk-Lore. Hagiographie. Histoire ... Paris, Librairie de la Tradition nationale. Niort 1897, XXI, 415 S.

Die Übersicht über die wichtigeren volkskundlichen Veröffentlichungen der anderen Länder Europas soll im X. Bande erscheinen. Dort werden ausserdem einige Sammelschriften Beurteilung finden. Weiter gedenkt der Berichterstatter die volkskundliche Einzelliteratur nach Sachgruppen geordnet zu behandeln.

Dresden-A., den 29. Oktober 1909. Karl Reuschel.

Folklore in Italia. 1906 von G. Pitrè s. Bd. VIII III 1ff.

Rätoromanische Volkskunde. 1906 von G. Hartmann s. Bd. IX III 1ff.

Historische Geographie und Ethnographie.

Tirolische Ethnographie und Ortsnamenforschung. 1902—1907. Da in den in den Bänden 2, 4, 6 veröffentlichten Berichten über die auf tirolische Ethnographie und Ethnologie bezüglichen Arbeiten nicht unerhebliche Lücken gelassen sind, so bin ich genötigt in diesem Berichte über das Jahr 1902 zurückzugreifen und das Fehlende ergänzend nachzutragen. Diese Ergänzung stellt sich auch deswegen als dringend not-



wendig heraus, weil die namhaft zu machenden literarischen Erscheinungen, die in den Bereich des ersten Teiles dieses Berichtes gehören, auch in wesentlichem und engem Zusammenhange mit dem zweiten Teile, der tirolischen Ortsnamenforschung, stehen.

Einen sachkundigen und allseitigen Überblick über die geschichtliche Entwicklung der Anschauungen über die Herkunft und ethnographische Zugehörigkeit der Bevölkerung Tirols seit den ältesten Zeiten hat der bekannte tirolische Geschichtsforscher JOSEF EGGER gegeben[1]). Die 21 S. starke Einleitung beschäftigt sich mit unserem Gegenstande mit besonderer Beziehung zur Ortsnamenkunde, die sich nun einmal von ihm nicht nur nicht trennen lässt, sondern zu seiner Aufhellung geradezu unentbehrlich ist. Besonders sei auf das S. 14ff. (des Sonderabdruckes) entworfene „Bild von den bis in die Gegenwart hereinreichenden Spuren des Romanismus im Lande Tirol" hingewiesen. Seit nahezu einem Vierteljahrhundert hat sich der VERFASSER dieses Berichtes mit dem Gegenstande eingehend beschäftigt[2]) und in weiten Kreisen Zustimmung zu den von ihm zutage geförderten Ergebnissen gefunden. Als sichere Ergebnisse meiner Arbeiten darf ich bezeichnen die Einschränkung der Steubschen Etruskerhypothese auf das südliche Tirol und den Nachweis, dass über das Pustertal eine starke Einwanderung veneto-illyrischen Stammes erfolgt ist, welche den Hauptstock der Bevölkerung des deutschen Südtirols, Mittel- und Nordtirols ausmachte. Der Name „Räter" ist sicher, wie schon Mommsen vor mehr als einem halben Jahrhundert behauptet hatte, nichts anderes als ein ethnographischer Sammelname, wenn sich auch namentlich italienische Forscher auch heute noch viele Mühe geben die „rätische Nationalität" zu retten[3]), wobei sie zum guten Teil von nationalem Chauvinismus sich leiten lassen. Die oben erwähnte Beschränkung einer Bevölkerung etruskischer Herkunft auf das südliche Tirol erklärt sich daraus, dass die Etrusker, wie jetzt von den massgebenden Forschern wohl fast übereinstimmend zugegeben wird, von der italischen Poebene in die Alpentäler vorgedrungen, nicht aber von Norden her über die Alpen in die italische Halbinsel herabgestiegen sind. Dabei darf an dieser Stelle wohl ausdrücklich hervorgehoben werden, dass die neueren und neuesten Forschungen den engeren Zusammenhang der Etrusker mit den kleinasiatischen Autochthonen, die vor dem Einzuge der nachmaligen Hellenen in die später von diesen eingenommenen Sitze auch auf der

---

1) Die Barbareneinfälle in die Provinz Rätien und deren Besetzung durch Barbaren in Arch. f. österr. Gesch. Bd. XC, S. 77ff. u. 321ff. (auch im Sonderabdruck Wien 1901 erschienen). 2) Die Urbevölkerung Tirols. Ein Beitrag zur Paläoethnologie von Tirol. 2. umgearb. Aufl. [eines in Nr. 105—108 des Boten für Tirol und Vorarlberg 1886 erschienenen Vortrages], Innsbruck 1892. „Linguistisch-historische Beiträge zur Paläoethnologie von Tirol" in „Beiträge zur Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte von Tirol. Festschrift zur Feier des 25jährigen Jubiläums der deutschen anthropologischen Gesellschaft, Innsbruck 1894, S. 39—57". „Zur alttirolischen Ethnologie 1894—1904" in ZF. III/48, S. 141—169. „Raetica" in ZF. III/50, S. 455—473. 3) Vgl. V. INAMA RIL. Serie II, Vol. XXXII (1899) „La provincia della Rezia e i Reti" und „La guerra Retica", sowie „Storia delle valli di Non e di Sole nel Trentino dalle origini fino al secolo XVI." Trento 1905, S. 25ff. P. G. GOIDÁNICH, L'origine e le forme della dittongazione romanza, ZRPh. Beiheft 5 (Halle 1907), S. 129. Über F. OBERZINER, Le guerre di Augusto contro i popoli alpini (Roma 1900), vgl.

Balkanhalbinsel ausgebreitet gewesen waren, mit fast zweifelloser Bestimmtheit ergeben haben. Die endgültige Lösung dieser Frage wird nur durch sprachliche Untersuchungen erzielt werden können, wozu in einer Arbeit von A. KANNENGIESSER ein sehr beachtenswerter Anfang vorliegt[4]). Ein schwer zu fassendes Element der prähistorischen Bevölkerung des Tiroler Alpenlandes sind die Ligurer, bezüglich welcher die durch neuere Forschungen festgestellte sprachliche Tatsache beachtenswert ist, dass der Name *Bormio* der Sprache dieses einst in Mitteleuropa weitverbreiteten Volkes angehört haben kann[5]). Endlich sei noch festgestellt, dass keltische Scharen erst nach der Besetzung der ehemals etruskischen Teile des Polandes in die südlichen Alpentäler vorgedrungen sind. Für Nordtirol ist keltische Besiedlung nicht nachweisbar. Das deutsche Element, welches in dem grösseren Teile des Landes der Bevölkerung die endgültige Signatur aufgedrückt hat, ist durch das Volk der Baiern seit dem ersten Drittel des 6. Jahrhunderts ins Land gekommen und hat trotz der Kämpfe und Schlachten, von denen der bairische Geschichtschreiber Turmair, genannt Aventinus, zu berichten weiss, in friedlicher Landnahme sich zwischen und neben den romanisierten Nachkommen der Urbevölkerung festgesetzt und diesen seine Sprache, im Unterinntal bis zum Ziller den ostbairischen, in den übrigen Teilen Tirols den südbairischen Dialekt vermittelt[6]).

Die eben in Kürze dargelegten ethnographischen Verhältnisse muss sich vor Augen halten, wer sich mit tirolischer Ortsnamenforschung zu schaffen macht. Hierbei hat man nun in erster Linie zu berücksichtigen, dass methodische Forschung die im Munde des Volkes lebende Form, mit anderen Worten die im Volksmunde übliche Aussprache einer Namensform, zum Ausgangspunkt der sprachlichen Analyse des Namens zu nehmen hat, woneben das schriftlich fixierte Wortbild nicht selten die Erklärung auf ganz verkehrte Wege zu führen geeignet ist[7]). Aber falsch wäre es mit R. F. KAINDL[8]) einen Gegensatz zwischen „volkskundlicher" und „historisch-sprachwissenschaftlicher" Ortsnamenkunde aufstellen zu wollen, da es einen solchen für gesunde und methodische Forschung nicht gibt, sondern die sprachwissenschaftliche Erklärung der Ortsnamen auf Grundlage der volkstümlichen Namensform aufgebaut sein muss. So dürfte

---

meine Besprechung in MIÖG. XXII (1901) 129 und eine Bemerkung von M. MAYR in ZDÖAV. XXVIII (1907) 67². 4) Ist das Etruskische eine hettitische Sprache? I. Über das *νϑ*-Suffix im Etruskischen und im Griechischen. Progr. des Gymn. zu Gelsenkirchen 1908. 5) KRETSCHMER in ZVglS. 38, 97 ff. Indes walten Zweifel ob, worüber meine lateinische Laut- und Formenlehre in J. von Müllers Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft 4. Aufl., S. 21 Anm. 2 orientiert. 6) Es ist dringend notwendig zu betonen, dass SCHATZ in ZF. III/47, S. 1—94 die tirolische Mundart „als eine selbständige Entwicklung aus einer einheitlichen bayerischen Grundlage" erwiesen hat und „nirgends ein Anhaltspunkt dafür" vorliegt, „dass etwa alemannische oder schwäbische Eigenart zugrunde läge oder eine Mischmundart sich gebildet hätte". Vgl. über diese grundlegende Arbeit Lessiak in ADA. XXX (1903), S. 41 ff. 7) J. SCHATZ, ZF. III/40 (1896), 101 ff. „Über die Schreibung tirolischer Ortsnamen"; LESSIAK, ASPh. XXVII 420; STOLZ ZF. III 47, 293 ff., wo an dem Beispiele des Namens „Hohe Salve" nachgewiesen ist, dass die von verschiedenen Forschern versuchte Anknüpfung an lat. *silva* an der im Volksmunde herrschenden Aussprache des *a* (dunkler, gutturaler Vokal) scheitern muss; ZÖG. 56, 196. 8) Vgl. dessen Schrift „Die Volkskunde" (XVII. Teil des von M. Klar herausgegebenen Sammelwerkes „Die Erdkunde", Wien u. Leipzig 1903). Dazu meine Ausführungen in ZÖG. 56, 193 ff.

kaum jemand aus der heute üblichen Schreibweise *Oberlohma* (Name eines Dorfes im Egerlande) darauf kommen, das Wort „Lehm“ in unserem Namen zu suchen, während ihn die übliche Aussprache *Loa(n)ma* sofort auf die richtige Fährte bringt[9]). Es muss ferner, weil gerade die Ortsnamenkunde auch in unserem Gebiete der Tummelplatz der wildesten Phantasie und unglaublichsten Einfälle ist, immer und immer wieder betont werden, dass die Entwicklung der lautlichen Gestalt der Ortsnamen nach denselben Gesetzen erfolgt, wie die der übrigen Wörter[10]), woraus sich die unabweisliche Folgerung ergibt, dass der Ortsnamenerklärer ein zunftmässiger Sprachforscher sein muss. Freilich müssen mit der sprachwissenschaftlichen Ausbildung genaue historische und ortskundliche Kenntnisse gepaart sein, wenn unanfechtbare Ergebnisse zutage gefördert werden sollen. Und wie schwierig auch bei der sachkundigsten Forschung sich die Verhältnisse auf dem Gebiete der Ortsnamenforschung gestalten, ersieht man aus der beispielsweise angeführten Tatsache, dass einer der Mitarbeiter am 'Glossaire des patois romands' aus einer Gegend 800 Flurnamen sammelte, von denen etwa die Hälfte isolierte, der Deutung sich entziehende Wörter sind[11]). Entsagungsvolle Selbstzucht ist des Namenforschers erste, nächste Pflicht!

Wenn ich nach diesen allgemeinen Bemerkungen zu einer kurzen Aufzählung und Charakteristik der für tirolische Verhältnisse im besonderen in Betracht kommenden Arbeiten übergehen soll, so nenne ich zunächst als allgemein belehrend den Aufsatz von OSWALD REDLICH „Über Ortsnamen der östlichen Alpenländer und ihre Bedeutung“[12]). Dass Steubs etruskische Hypothese einer sehr wesentlichen Einschränkung bedarf, habe ich bereits früher ausgesprochen, während dieser Gesichtspunkt nicht berücksichtigt ist in dem grossartigen Werke von W. SCHULZE, Zur Geschichte lateinischer Eigennamen[13]). Aus dem eben angeführten Grunde sind die Zusammenstellungen von K. SCHMIDT[14]), welche auf dem Werke von W. Schulze fussen, mit Vorsicht aufzunehmen, zumal auch Namen, die sicherlich veneto-illyrischen Ursprungs sind, wie *Venostes*, für das Etruskische in Anspruch genommen werden. Angeregt durch meine Arbeiten hat sich A. WALDE mit dem Gegenstande beschäftigt[15]) und mit grosser Wahrscheinlichkeit *Scharnitz*, *Karwendel* (vgl. *Karawanken*), *Imst*, vielleicht auch *Schwaz* und *Patsch* als Ortsnamen illyrischer Herkunft zu erweisen gesucht. Genaueren Aufschluss über unseren Gegenstand gibt ein von demselben Gelehrten am 30. März 1900 in der Aula der Universität gehaltener Vortrag, dessen Inhalt aus dem unten angeführten Titel ersichtlich ist[16]).

Wenn auch nach den gegebenen Andeutungen nicht geleugnet werden kann, dass ernste Forschung in den tirolischen Ortsnamen noch die Spuren der ältesten Besiedler nachzuweisen vermag, so unterliegt es doch

9) JOHN in „Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde IV 2, 22f.“ 10) W. Meyer-Lübke, Einführung in das Studium der romanischen Sprachwissenschaft [Sammlung romanischer Elementarbücher I 1], Heidelberg 1901, S. 186ff. 11) SCHWYZER in JBKA. CXX 61¹. 12) ZDÖAV. XXVIII (1899), S. 72—87. 13) GAphhKl. Neue Folge V, 2. Darauf habe ich hingewiesen ZF. III 49 (1905), S. 433f. 14) BPhWS. 1906, 1581ff. und Nachträge ebendort 1907, 157ff. 15) „Zur Besiedelung Tirols durch illyrische Stämme“ in Mitteilungen der k. k. geograph. Ges. in Wien 1898, 477—491. 16) Über die Grundsätze und den

andererseits keinem Zweifel, dass die Hauptmasse derselben der romanischen und deutschen Sprache angehört. Wie romanische und deutsche Ortsnamen auf einem beschränkten Gebiet durcheinander gewürfelt sind, zeigt am besten IGNAZ MADER in seiner sehr dankenswerten Arbeit „Die Besiedlung von Afers bei Brixen“[17]). Zugleich wird auch durch die Namensformen der Zeitpunkt des Germanisierungsvorganges bestimmt (Erhaltung des romanischen *ī* gegenüber dem *ei* des Haupttales).

Während CHR. SCHNELLER und andere früher insbesondere den Nachweis romanischer Herkunft eines grossen Teiles der tirolischen Ortsnamen zu erbringen bestrebt waren, hat der eben genannte Forscher später, wenn auch nicht mit besonderem Glück, die Herleitung einzelner Ortsnamen aus dem Deutschen versucht[18]). Ja, V. HINTNER[19]) hat sogar hinsichtlich aller Ortsnamen des Stubaier Tales, von denen gar manche sicher romanischer Herkunft sind, deutsche Herkunft auf wissenschaftlich freilich nicht gangbaren Wegen zu erweisen gesucht, wie dies von demselben Verfasser hinsichtlich einiger tirolischer Talnamen bereits früher geschehen war[20]). Zum Teil auch auf recht unsicherer sprachwissenschaftlicher Basis bewegt sich A. UNTERFORCHER[21]), desgleichen J. ZÖSMAIR[22]). Keineswegs verlässlich ist ACHLEITNERs „Tirolisches Namenbuch. Handbuch zur Namendeutung (Innsbruck 1901)“, der beispielsweise ebenso, wie STEINITZER[23]), noch Steubs rekonstruierte uretruskische Formen an manchen Stellen unbedenklich aufgenommen hat und überhaupt keine selbständigen Kenntnisse auf diesem schwierigen Gebiete besitzt. Ausgesprochen nationalchauvinistische Tendenz verfolgt E. TOLOMEI[24]) in seinen Veröffentlichungen. Äusserst dankenswert sind die vier Programmarbeiten des

---

heutigen Stand der nordtirolischen Ortsnamenforschung, Innsbruck 1901. 17) ZF. III/50 (1906). S. 157—190. 18) ZF. III/50, S. 157 ff.: „Ein onomatologischer Spaziergang durch Nord- und Mitteltirol“; vgl. den älteren Aufsatz desselben Verfassers „Onomatologisches aus Tirol“ in „Beiträge zur Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte von Tirol“ (Innsbruck 1894, vgl. Anm. 2), S. 227—239. 19) „Die Stubaier Ortsnamen mit Einschluss der Flur- und Gemarkungsnamen. Eine sprachliche Untersuchung. Wien 1902.“ Vgl. darüber J. Schatz in ZF. III/48, S. 382 ff. Eine Ergänzung zu dieser Schrift bildet die im Programm des k. k. akad. Gymn. in Wien v. J. 1903 veröffentlichte Abhandlung „Die Stubaier Personen- und Güternamen nach dem Stand vom Jahre 1775“ und die ebenda 1904 erschienene Abhandlung. „Nachträgliches zu den Stubaier Namen.“ Vgl. dazu die Bemerkung von J. Schatz a. a. O. S 386 f. HINTNERs „Beiträge zur Tiroler Namenforschung“ (Jahrbücher der k. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. Neue Folge, Heft 30, S. 601—630, 1904) habe ich nicht zu Gesicht bekommen. 20) „Über einige Talnamen Deutschtirols“ in ZF. III/44, S. 57—84. Dass der Versuch misslungen ist, zeigt J. Schatz in Indog. Forsch. Anz. 13, 61 f. 21) „Zur tirolischen Namenforschung“ in ZF. III/50, S. 193—240. 22) „Zur ältesten vergleichenden Geschichts- und Landeskunde Tirols und Vorarlbergs.“ 54. Progr. des k. k. Staatsgymnasiums in Innsbruck 1902/03. 23) „Geschichtliche und kulturgeschichtliche Wanderungen durch Tirol und Vorarlberg (Innsbruck 1905).“ Vgl. meine Bemerkungen in ZF. III/50, S. 462 ff. 24) Vgl. den Aufsatz „La toponomastica dell' Alto Adige“ im Archivio per l'Alto Adige con Ampezzo e Livinallongo I (1906), S. 137—159. Für Fernerstehende sei bemerkt, dass nach Tolomei „das ganze Etschtal mit Ampezzo und Buchenstein bis hinauf zum Reschenscheideck, Brenner und zu den Tauern geschichtlich, ethnographisch und der natürlichen Lage nach die Grenzmark L'Alto Adige des Königreichs Italien bildet.“ Ferner „Vestigia e stato dell'Italianità nell'Alto Adige“ II 70 ff.

k. k. Obergymnasiums in Meran von den Jahren 1892, 1893, 1894 und 1897 von J. TARNELLER, welche „Die Hofnamen des Burggrafenamtes in Tirol“ historisch und linguistisch behandeln. Dagegen gänzlich wertlos ist C. TÄUBER, Neue Gebirgsnamenforschungen, Zürich (ohne Jahreszahl)[25].

Die Deutung der seltsam klingenden Namen übt auch auf den Alltagsmenschen nicht selten bestrickenden Zauber aus und verleitet ihn zu wagemutigen Erklärungsversuchen, denen nur zu oft die sichere sprachwissenschaftliche Grundlage fehlt. Von dieser Art sind die meisten derartigen Namendeutungen, wie sie von Zeit zu Zeit immer wieder in verschiedenen Tagesblättern auftauchen. Dass durch diese zumeist von Dilettanten herrührenden Arbeiten zum Teil schätzbares Material und manchmal auch eine richtige Deutung geboten wird, soll nicht in Abrede gestellt werden, aber im ganzen können sie ohne merklichen Schaden für die wissenschaftliche Forschung unberücksichtigt bleiben.

Innsbruck. Fr. Stolz.

Romanische Kulturgeschichte. 1907.

Die Auffassung der Liebesverhältnisse ist bekanntlich bei den Dichtern der Minnesingerzeit eine sehr eigentümliche. Schon Fr. Wechssler hat nachgewiesen, dass die provenzalischen Dichter mit Vorliebe ihre Auseinandersetzungen an das zu ihrer Zeit und in ihrem Lande übliche Lehnrecht anknüpfen. MARTIN MÜLLER versucht nun in seiner Dissertation „Minne und Dienst in der altfranzösischen Lyrik“ (Marburg 1907) nachzuweisen, dass auch in Nordfrankreich, wenn auch nicht so ausgesprochen, diese Sitte von den Dichtern befolgt wurde. Er bespricht die Bitte um Aufnahme in den Dienst (der Herrin), den Dank für die erfolgte Aufnahme, schildert die Art dieses Dienstes, die Bitte um Lohn. Der Dichter hat sich durch seine Dienstbarkeit Ansprüche erworben und erinnert die Herrin an die Erfüllung ihrer Verpflichtungen. Er dankt für den empfangenen Lohn, erhebt aber Klage bei dessen Verweigerung und kündigt den Dienst auf, oder die Herrin tut das selbst. Dann kann er ein anderes Dienstverhältnis eingehen. Zum Schlusse werden einige Bemerkungen über die Dauer des Dienstes hinzugefügt. — Der Liebende kann sich aber auch in den Dienst der Vrouwe Minne begeben und dann treten dieselben Rechtsverhältnisse ein. Frau Minne hat aber auch Gewalt über die Geliebte. — Der Verfasser beschliesst seine dankenswerte Arbeit mit einer Vergleichung des französischen und des provenzalischen Frauendienstes.

„Das Kind in der altfranzösischen Literatur“ schildert FERD. FELLINGER (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 1908. X, 258 S.). Er beginnt nach einigen einleitenden Bemerkungen die Geschichte des Kindes von der Schwangerschaft, Geburt, Taufe und frühester Jugend bis zur Erziehung der Kinder, der Knaben und Mädchen zu erzählen und fügt dann noch einige Kapitel über das Wesen des Kindes, über Waisen,

25) Vgl. meine Anzeige in NPhR. 1908, 275.

Findlinge, Bastarde, sowie über Erbschaftsverhältnisse hinzu, bildet somit einen sehr willkommenen Beitrag zur Sittengeschichte des Mittelalters.

Leandro Biadene (in Pisa) hat zwei Kapitel aus dem bisher ungedruckten Gedichte des bekannten Johannes de Garlandia „Morale Scholarium" in den MChab. (RF. Bd. XXIII) abdrucken lassen. In diesen Abschnitten behandelt der Dichter die Cortesie da tavola, gibt also eine Art Tischzucht. Für die Sittengeschichte ist weder aus dem Kapitel de curialitatibus in mensa conservandii noch aus den Versen de ministratione decenti besonders viel Neues zu entnehmen, trotzdem wird man sich der Mühe nicht entziehen können, dies ungelenke und schwer verständliche Gedicht durchzuarbeiten.

„Li livres Bakot" manuscrit contenant des parties d'échecs, de tables es de mérelles par Ferdinand Castets à Montpellier. In der Bibliothek der medizinischen Fakultät in Montpellier befindet sich ein Pergament-Manuskript des 14. Jahrhunderts, in welchem eine Anzahl Schachpartien, Damen- und Triktrakspiele aufgezeichnet sind. Für die Geschichte der Brettspiele dürften diese Verse wohl manches interessante enthalten.

Sehr willkommen sind Clemens Klöppers „Beiträge zur französischen Sprachdichtung" (Neusprachliche Abh. a. d. Gebiete der Phraseologie etc. etc. — Rostock XIV. Heft. — Dresden u. Leipzig 1905), in denen der Verfasser eine grosse Zahl von Sinnsprüchen, Wappendevisen und was zu dieser Art von Dichtung gehört, zusammenstellt, damit ein brauchbares Nachschlagebuch liefert.

Leo Jordan hat in der S. Marcus-Bibliothek zu Venedig eine „ancienne traduction italienne du Confessionale de St. Antonin de Florence (1389—1459)" gefunden, aus denen er ein Kapitel „Ai doctori e scolari" mitteilte (MChab. 637—644 S.). Dieser Abschnitt ist für die Geschichte der Universitäten, der Professoren und der Studenten nicht ohne Interesse.

In seiner Dissertation „Über Gerichtsbeamte und Gerichtsverhältnisse in der Literatur des alten Frankreichs" (124 S., Göttingen 1906) liefert Adolf Junge einen sehr interessanten Beitrag zur Sittengeschichte des Mittelalters, bespricht die Entstehung des Parlaments, der Prévôtalgerichte, die Stellung der Baillis und Sénéchaux und führt uns dann die Rechtsbeistände, die Conseils, Avocats, Procureurs sowie die Unterbeamten des Gerichtes vor. Ein kurzes Kapitel über die Strafen beschliesst die dankenswerte Untersuchung.

Die Abhandlung von Th. Steinwender „Die Marschordnung des römischen Heeres zur Zeit der Manipularstellung" (Danzig 1907) ist auch für die Kriegsgeschichte des Mittelalters von Bedeutung, da man sicher eine Menge von Regeln den Römern entlehnt hat. Es wäre recht wünschenswert, einmal zu untersuchen, in welchen Fällen dies in der Tat nachweisbar ist. — Auch Peter Goesslers Buch „Das römische Rottweil, hauptsächlich auf Grund der Ausgrabungen im Herbst 1906" (mit 3 Grundr., 1 Fundtafel und 6 Textbildern. Stuttg. 1907, 71 S.), hat nur ein geringes Interesse für den Studienkreis, dem diese Blätter gewidmet sind. Dasselbe gilt von H. Simroths „Natur- und Kulturgeschichtliches aus Oberitalien und Sardinien" (Beilage zum Jahresbericht der I. Real-

schule zu Leipzig, Ostern 1907). Von Kulturgeschichte ist wenig die Rede, und die Bemerkung über die sardischen Nurhagen, die er für Rinderkraale erklärt, dürfte auch für unsere Zwecke nicht von Bedeutung sein.

Eine zehnte Auflage hat das klassische Werk JAKOB BURCKHARDTs „Die Kultur der Renaissance“ (Leipzig 1908) erlebt. Wiederum, wie so oft, hat LUDWIG GEIGER die Herausgabe geleitet und sein Name genügt uns die Gewissheit zu geben, dass alles nachgetragen ist, das berühmte Buch den Ansprüchen der Gegenwart wertvoll zu erhalten.

„Die Herkunft der Rumänen“ untersucht EMIL FISCHER, Bukarest (Bamberg 1904), dem Werte dieses Buches jedoch kann nur der gerecht werden, der die erforderlichen, vorzüglich linguistischen Kenntnisse besitzt. — Dagegen bietet die Abhandlung von LEONIDAS BODNARESCUL „Einige Ostergebräuche der Romänen“ (mit 4 einfarbigen und 1 Chromodrucktafel, Czernowitz 1906), einige interessante Ausführung über Ostereier und deren oft wirklich geschmackvolle Bemalung.

München. † Alwin Schultz.

Romanische Kunstgeschichte. 1907.

In Vienne ist der Überrest eines Privathauses aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts erhalten, den uns JULES RONJAT in einem kleinen Schriftchen „La plus belle maison de Vienne“ (7 S., Vienne 1906) beschreibt. Der beigegebene Photographiedruck ist ziemlich wertlos, der Text liebenswürdig geschrieben, wissenschaftlich ohne Bedeutung.

ERNST BORKOWSKY hat in seiner kleinen Schrift über Antoine Watteau ein Meisterwerk geschaffen (Führer zur Kunst, 13. Esslingen 1908, 46 S.). Das Wesen und die Eigenart des Künstlers ist ebenso fesselnd als anmutig geschildert; die leichte und geistreiche Darstellung ist dem Stoffe vortrefflich angemessen und besonders geeignet, dem vielgenannten Meister Freunde zu erwerben und das Verständnis seiner Kunst in weiten Kreisen zu verbreiten.

In der von E. A. Seemann herausgegebenen Sammlung „Berühmte Kunststätten“, Nr. 37 (Leipzig 1907) hat SELWYN-BRINTON die Stadt Mantua und ihre Kunstdenkmäler behandelt, die Geschichte der Stadt und ihrer Gebieter erzählt, zumal die Kunsttätigkeit von Andrea Mantegna und Giulio Romano geschildert. Die Abbildungen sind zum Teil recht gut, einige jedoch (z. B. Nr. 15, 16, 17, 28) könnten besser sein.

Über den Michelangelo von FREY (Berlin, C. Curtius) und über MAYERs Jusepe de Ribera (Leipzig, Hiersemann) zu berichten, ist unmöglich, da der Redaktion keine Rezensionsexemplare zur Verfügung gestellt wurden.

Unter dem Titel „Augusta Perusia, Rivista di Topografia, Arte e Costume dell' Umoria“, diretta da CIRO TRABALZA erscheint in Perugia eine Zeitschrift, deren zweiter Jahrgang (1907) I.—XII. vorliegt. Es sei hier nur auf die wertvollen Untersuchungen über die Kunstwerke und die Kunsttätigkeit der alten umbrischen Meister hingewiesen. Die Abbildungen, Hochätzungen, sind meist recht gut.

München. † Alwin Schultz.

IV.

Vierter Teil.

Unterricht in den Romanischen Sprachen und Literaturen.

Redigiert von Karl Vollmöller.

A. An den deutschen Universitäten.

1. Preussen.

Berlin. Von den Anfängen bis 1910[1]. Als innerhalb der ersten beiden Jahrzehnte des verflossenen Jahrhunderts der etwa seit dem Frühjahr 1800 auftauchende Gedanke der Gründung einer „allgemeinen Lehranstalt" in Berlin[2]) allmählich seiner Verwirklichung entgegenreifte und schliesslich durch die der kraftvollen Initiative des Geheimen Staatsrats und Direktors der Sektion des öffentlichen Unterrichts, Wilhelm v. Humboldt, zu dankende Kabinettsordre vom 16. August 1809, sowie durch die Überreichung des Statuts zu Ostern 1817 feste Form annahm, da mochte es einer oberflächlichen, ohne tiefergehende Vertrautheit mit der eigentlichen Sachlage verfahrenden Beurteilung scheinen, als sei nun für alle Zeit genug getan, wenn in dem vorzugsweise natürlich von der

---

1) Es ist mir eine angenehme Pflicht, den Herren Geheimen Regierungsräten, ord. Professoren Dr. Stumpf und Dr. Brandl für die freundliche Bereitwilligkeit, mit der sie mir in ihrer Eigenschaft als Rektor der Berliner Universität, bezw. als Dekan der philosophischen Fakultät (1907/08) das Studium der Universitätsakten gestattet haben, ferner Herrn Wirklichen Geheimen Oberregierungsrat und Generaldirektor der kgl. Bibliothek zu Berlin, ord. Prof. D. Dr. Harnack und dem Prediger der französischen Gemeinde daselbst, Herrn de Bourdeaux, durch deren Güte einige Aktenstücke der ihnen unterstellten Behörden zu meiner Kenntnis gelangten, an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank auszusprechen. Besonderen Dank schulde ich Herrn Geheimen Regierungsrat, ord. Prof. Dr. Lenz, der die Liebenswürdigkeit hatte, mir einige für meine Zwecke höchst wertvolle Dokumente aus dem Geheimen Staatsarchiv zur Verfügung zu stellen. Mit freudiger Anerkennung gedenke ich auch der mannigfachen Förderung, die mir bei meiner Prüfung der Universitätsakten die erstaunliche Sachkenntnis des Herrn Rechnungsrates Scopnik in nie ermüdender Dienstfertigkeit zuteil werden liess. 2) Vgl. Rudolf Köpke, die Gründung der kgl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, Gustav Schade, 1860, S. 18ff.

neuhumanistischen Altertumswissenschaft beherrschten Lehrplane der Anstalt dem Betriebe der neulateinischen Sprachen nur insoweit Spielraum gegönnt werde, als diese, in Beschränkung auf ihre moderne Entwicklungsstufe, der Forderung rein praktischer, höchstens ästhetischer Zwecke zu genügen berufen waren. Andererseits aber hätte ein das geistige Leben jener Tage mit liebevoll eindringendem Ernst belauschender Beobachter gewahr werden müssen, dass die hohe Bedeutung, die auch der geschichtlich-wissenschaftlichen Erforschung dieses Sprachzweiges in linguistischer und literarischer Hinsicht innewohnt, schon damals an hervorragender Stelle voll gewürdigt wurde. Freilich muss man bekennen, dass von der einer Minderheit von Personen aufdämmernden Erkenntnis von dem Vorhandensein einer Wissenschaft, zumal wenn es sich zunächst nur um ihre Rudimente handelt, bis zu ihrer Zulassung als Unterrichtsfach ein weiter Schritt ist; zwischen Ausblick und Ziel drängen sich leicht eine Reihe von Faktoren, deren hemmende Gewalt erst durch nach und nach sich vertiefende Einsicht oder durch die Stosskraft unabweisbarer kultureller Bedürfnisse gebrochen werden kann. Welcher Art in dieser Hinsicht die Schicksale der romanischen Sprachwissenschaft an der Berliner Universität gewesen sind, wird sich im Laufe unserer Betrachtungen zeigen.

Wie dem nun auch sei, in Wirklichkeit vollzog sich die Entwicklung der Dinge in der zuerst angedeuteten Richtung; die historische Gerechtigkeit erheischt demnach, dass von der Art, wie auf der neuen Universität für die praktische Unterweisung in den romanischen Sprachen gesorgt wurde, hier an erster Stelle die Rede sei. Der aus so gestalteter Belehrung fliessende materielle Nutzen, der allen denen als erstrebenswertes Ziel vorschweben musste, die für die durch gesellige Gepflogenheiten, belletristische Neigungen, dann aber auch durch den Völkerverkehr und die allgemeine Weltlage bedingten ephemeren Bedürfnisse Verständnis hatten oder Sprachkenntnisse als wirksame Hilfe bei dem Betriebe anderer Wissenschaften zu schätzen wussten, brauchte nicht erst nachgewiesen zu werden [3]); dafür hatte, wo der gesunde Menschenverstand allein nicht ausreichte, eine weit genug zurückzuverfolgende Tradition genugsam gesorgt. Was insbesondere den Wert des Französischen für das öffentliche Leben betrifft, so durfte man sich noch immer auf Ansichten berufen, wie sie in der von der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften i. J. 1784 mit dem Preise gekrönten, sehr lesenswerten Schrift „Von den Ursachen der Allgemeinheit der französischen Sprache und der wahrscheinlichen Dauer ihrer Herrschaft von JOHANN CHRISTOPH SCHWAB [4]) zutage getreten waren, und gewiss

3) Dieser leicht begreiflichen Tatsache konnte man sich natürlich auch ausserhalb der deutschen Grenzen nicht verschliessen; dass der Naturforscher Cuvier und der Orientalist de Sacy das Deutsche beherrschten, erfährt man aus Friedrich Schlegels Europa I 124 (1803). 4) Professor der Philosophie an der Herzoglichen Hohen Karlsschule zu Stuttgart. Das Buch, das mir in der Ausgabe Tübingen, Jakob Friederich Heerbrandt, 1785 vorliegt, ist heute in Frankreich nicht vergessen; s. JOSEPH TEXTE, Études de littérature européenne 1898; aus ihnen hat M. FUCHS, Ausgewählte Essais hervorragender franz. Schriftsteller des 19. Jahrhs., Bielefeld u. Leipzig, Velh. u. Klasing 1902, S. 88f. die hierhergehörigen Äusserungen abgedruckt. Zu vergleichen ist auch J. B. MERIAN, Sur l'universalité de la langue françoise. Précis de la dissertation allemande de M. Schwab, qui

hätte auch AUGUST WILHELM V. SCHLEGEL, der, wie z. B. seine Comparaison entre la Phèdre de Racine et celle d'Euripide (Paris 1807) zeigt, von den Heroen der französischen klassischen Literatur nicht allzu hoch dachte, über die Sprache der Franzosen, die er ja täglich in schönster Reinkultur aus dem Munde seiner Freundin, der Madame de Staël, zu hören bekam, gewiss schon damals ebenso günstig geurteilt, wie er es 1832 in seinen Réflexions sur l'étude des langues asiatiques[5]) bei der Behandlung der Frage, welche von den europäischen Schriftsprachen sich am ehesten für die Übersetzung orientalischer Stoffe eigne, wirklich getan hat; es heisst daselbst S. 6: *mais il en est tout autrement de la langue française justement admirée pour sa haute perfection sociale. La prose y est cultivée avec un soin extrême: elle se recommande par la clarté, la concision et l'élégance. D'ailleurs cette langue est fort répandue chez ceux qui ont reçu une éducation distinguée, et l'on peut dire que, lorsque un ouvrage asiatique a été bien traduit en français, il est par là-même communiqué à l'Europe entière.* Das unter dem Druck der politischen Lage erwachende Nationalgefühl, wie es 1804 zunächst in ERNST MORITZ ARNDTs Flugschrift „Ideen über die höchste historische Ansicht der Sprache" schon ziemlich kräftig hervortrat, blieb ohne Einfluss auf die Entschliessungen der bei der Gestaltung des Lehrplanes der neu zu eröffnenden Universität massgebenden Gewalten, die einsichtig genug waren, um sich durch andere Rücksichten als von dem durch das Herkommen verbürgten praktischen Wert des Unterrichts in den neueren Sprachen bestimmen zu lassen. Unter den sich mit der Einrichtung der neu zu gründenden Universität beschäftigenden Denkschriften, mit deren Abfassung der Geheime Kabinettsrat BEYME einige ihm nahestehende urteilsfähige Männer betraute, spricht diejenige JOHANN JAKOB ENGELs, des bekannten Verfassers des Philosophen für die Welt, die vom 13. März 1802 datiert ist, ganz kurz und ohne weitere Erläuterung von der Einführung von Lektionen in den alten und neuen Sprachen; mit grösserer Ausführlichkeit aber behandelt FRIEDRICH AUGUST WOLF die Frage nach der Organisation des modernen Sprachunterrichts in dem zweiten an Beyme eingesandten Entwurf, der das Datum des 19. September 1807 trägt, also in die Zeit fällt, da infolge der nach dem Tilsiter Frieden verfügten Aufhebung der Universität Halle die Gründung einer Berliner Hochschule in greifbare Nähe gerückt zu sein schien[6]). Es heisst daselbst unter der Rubrik „Sprachlehrer": „Im Englischen ein vorzüglich auswärts zu suchender. Ebenso im Itali-

---

a partagé le Prix de 1784 (mit dem bei Texte genannten RIVAROL), Mémoires de l'Académie royale de Berlin, Classe de belles-lettres 1785, S. 371—399. Mit Schwabs Ausführungen S. 120ff. über die Wortfügung im Deutschen, deren Schwierigkeiten diese Sprache im Vergleich mit dem Französischen für den internationalen Verkehr ungeeignet machen sollen, halte man übrigens zusammen, was J. E. BIESTER (s. u. Anm. 45) in seiner Berlinischen Monatsschrift XXI 417—432 (1793), A. W. v. SCHLEGEL 1798 im Athenaeum I 68; W. S. 1818 in Ludens Nemesis XII 445; JAKOB GRIMM 1847; s. Auswahl aus den Kl. Schr., Berlin 1874, S. 287 und jetzt L. BERTRAND in Rev. hebd. 1909 über denselben Gegenstand gesagt haben. [Schwab ist ein spezieller Landsmann von mir, aus Ilsfeld. Sein Sohn ist der Dichter Gustav Schwab. K. Vollmöller]. 5) Bonn, Ed. Weber et Paris, N. Maze 1832. 6) Man lese dazu die ausführlichen Nachrichten bei Köpke a. a. O. S. 34 ff.

enischen. Im Französischen — Span. Portug." Auch der solche Lehrer angehenden Titelfrage ist Wolf näher getreten; er sagt: „Als Proff. möchten diese nicht einmal dem Titel nach anzustellen seyn; höchstens müssten sie sich mit dem Dr. Titel befriedigen. So hat man's noch bisher durchaus auf den Universitäten gehalten. Dergl(eichen) Sachen scheinen Armseligkeiten und sind es auch für uns — aber nicht für Andere"[7]). Nach diesem Wolfschen Rezept ist denn auch später wirklich verfahren worden, nur dass man in Berlin nicht nötig hatte, bei der Berufung der geeigneten Persönlichkeiten dem auf die Verhältnisse kleinerer Städte berechneten Vorschlage Wolfs folgend im Auslande Nachfrage zu halten. Derartige Männer gab es in der Landeshauptstadt in genügender Zahl. Wie mir Herr Geheimrat Lenz mitteilt, war schon im Spätsommer 1807, ich weiss nicht ob vor oder nach der Einsendung des Wolfschen Entwurfes, Beyme mit dem früheren Prediger der französischen Kolonie Guillaume Mila wegen Übernahme eines französischen Lektorates in Verbindung getreten. Man versteht es, dass der über den Antrag sehr erfreute Mila nicht Lehrer der französischen Sprache, sondern der französischen Sprache und Literatur heissen wollte, mit seiner Bitte aber um Verleihung des Titels eines ordentlichen oder ausserordentlichen Professors setzte er sich in Widerspruch mit den bei den massgebenden Männern herrschenden Anschauungen, und es scheint fast, als seien die wie ein Protest gegen unerhörte Zumutungen klingenden Äusserungen Wolfs zur Titelfrage erst durch das Verlangen Milas hervorgerufen worden[8]).

Mit solchen Massnahmen hatte die Regierung, auch soweit es sich insonderheit um Berliner Verhältnisse handelt, nur an althergebrachten Brauch angeknüpft. An dem Collegium-medico-chirurgicum in Berlin[9]), einer frühen unter Friedrich Wilhelm I. 1724 ins Leben getretenen medizinischen Fakultät, an der ausser den Fachwissenschaften nur noch Latein getrieben worden war[10]), wurde seit der Erweiterung des Institutes im Jahre 1798 durch den Prediger Saulnier auch das Französische gelehrt[11]), und unter den seit Friedrichs des Grossen Zeit auf

7) Wolf wusste nicht oder hatte vergessen, dass der Oberhütteninspektor Ebers 1796 als ausserord. Professor in Halle Vorlesungen über englische Sprache und Literatur gehalten hat; s. Voretzsch, JB. IX, IV 5. 8) Wie ich aus dem Trau- und dem Sterberegister der französischen Kirche zu Berlin III 316 und IX 270 entnehme, war Guillaume Mila als Spross einer spanischen Familie 1764 in Hameln geboren. Seine Stellung als Pastor der französischen Gemeinde in Köpenick muss er 1807 bereits aufgegeben haben. Er war darauf zunächst Lehrer am französischen Gymnasium in Berlin, dann Geheimer Justizrat im Bureau des Justizministeriums. Er starb 1833. Er ist Verfasser einer Reihe von Lehrbüchern der französischen Sprache, z. B. Morceaux choisis de la littérature françoise, Berlin 1802; Systematischer Kursus der französischen Sprache, 2 Teile, Berlin 1802; Lectures historiques ou Précis de l'histoire de France, Berlin 1804 und einige andere; s. auch Gelehrtes Berlin 1825, S. 174. 9) Das Verzeichnis der an dieser Anstalt gehaltenen Vorlesungen pflegte bei Beginn des Semesters in der Spenerschen Zeitung bekannt gemacht zu werden; s. die Jahrgänge 1806, Stück 119 und 1809, Stück 121. 10) S. J. D. E. Preuss, Das Königlich Preussische medizinisch-chirurgische Friedrich-Wilhelms-Institut (ursprünglich chirurgische Pepinière) zu Berlin. Berlin, Ungersche Buchdruckerei, 1819, S. 38. 11) und zwar neben Polnisch, Deutsch und Geschichte; s. Preuss a. a. O. S. 160. Der genannte Prediger Saulnier ist wahrscheinlich identisch mit dem Pastor in Franz. Buchholz bei Berlin, Henri Saunier, 1745—1820 (vgl. das Tauf- und

Veranlassung der Behörden gehaltenen wissenschaftlichen Vorlesungen, die in ihrer Gesamtheit, wie Köpke a. a. O. S. 25ff. meint, bereits wesentliche Teile einer philosophischen Fakultät darstellten, finde ich auch die folgende: Le Sr. Campos *ouvrira le 30 de ce mois* (scil. October) *le cours de Littérature française qu'il a annoncé. Le Cours aura 16 Séances, le Vendredi de chaque semaine à midi précis, maison anglaise, Mohrenstrasse. Chaque séance commencera par un discours comparatif des meilleurs auteurs dramatiques anciens et modernes; ensuite le Sr. Campos déclamera quelques unes des plus belles scénes* (so) *du théatre français. On souscrit chez Mr. Mettra (?) Unter den Linden Nr. 34, pour un Frédéric d'or*[12]). So las der Engländer Montague über seine Muttersprache, bis er im Oktober 1806 bei seiner Abreise nach Dorpat, wo ihm eine Lehrerstelle der englischen Sprache erteilt worden war, seinen Berliner Unterricht dem Dr. Montucci übertrug[13]), der auch Italienisch lehrte[14]). Mit diesem Montucci ist schon einer der Männer genannt, die wir in dem ersten Vorlesungsverzeichnis der jungen Hochschule vom W.S. 1810 als Vertreter des Unterrichtes in den modernen Sprachen wiederfinden. Wir lesen daselbst: „Herr Montucci[15]) erbietet sich zum Privatunterricht in der Italienischen (und Englischen) Sprache. In der Spanischen Herr de Liaño, in der Französischen die Herren Prediger Reclam[16]) und Théremin[17])". Im lateinischen Katalog desselben Semesters liest man überdies „Italicae linguae et Anglicae scholas offert Dr. Grasshof[18]) et D. Mon-

das Sterberegister der franz. Kirche in Berlin VII 131 und VIII 651). Er war später Mitglied der Berlinischen Schulkommission. 12) S. Spenersche Zeitung 1801, Stück 128. 13) Eb. 1806, Stück 122 und 124. 14) Eb. 1806, Stück 118. 15) Dr. Antonio Montucci, sonst bekannt unter dem Pseudonym Sinologus Berolinensis, war nach Montagues Angabe schon 1785 ·Professor der englischen Sprache an der Universität Siena und hatte sich 17 Jahre lang in London aufgehalten (s. Spenersche Zeitung 1806, Stück 122). Wie Montucci in der Spenerschen Zeitung 1806, Stück 118 bei der Ankündigung seiner Vorlesungen selbst angibt, war er auch zwei Jahre Lehrer in Florenz und wurde von der Universität Siena graduiert. Ebenda rühmt er sich in marktschreierischer Weise seiner Beziehungen zu hervorragenden Männern, unter denen auch der Graf Vittorio Alfieri. Aus der von ihm beigefügten Liste seiner 16 Werke zum Chinesischen, Französischen, Englischen und Italienischen nenne ich hier nur die folgenden: A critical treatise on the pronunciation of the Italian language; The Key to the Italian Classics; The Italian and English Pocket-Dictionary; Nuovo volgarizzamento delle lettere d'una Peruviana; An essay on Tuscan literature; Twenty-four lectures on the Tuscan language; A Selection from the best Italian classics with the arguments in English; Biographical and critical essays on the Character and the Writings of Count Alfieri prefixed to his works; sie sind z. T. in englischen Zeitschriften wie The Gentleman's Magazine Oct. Nov. 1801, dem Literary Journal und den Monthly Magazines, Febr. 1804 gedruckt worden. 16) François Guillaume Henri Reclam, ministre catéchiste an der Berliner französischen Gemeinde und Oberlehrer am königl. franz. Gymnasium zu Berlin, geb. 1778. 17) Louis Frédéric François Théremin (auch Termin), pasteur de la cour du Dôme, geb. 1780 in Gramzow, später Prediger der französischen Gemeinde an der Werderschen Kirche zu Berlin, wird 1824 vortragender Rat im Kultusministerium, und 1839 Honorarprofessor an der Universität. Ausser einigen Werken rhetorischen und theologischen Inhaltes verfasste er eine kleine Schrift, betitelt: „Über die deutschen Universitäten". Ein Gespräch. Berlin, Dunker und Humblot 1836, in der er die dialogische Form des Universitätsunterrichtes empfiehlt. Er stirbt 1846. 18) 1770 bis 1851. Nach Hitzig, Berl. Univ. Kal. 1812, S. 4 Vorsteher d. Taubstummenan-

TUCCI, Hispanicas et Gallicas DE LIAÑO[19])“. Von diesen Männern kehren im S.S. 1811 nur noch die Herren Dr. Grasshoff, Reclam und Théremin wieder, aber hinfort scheiden auch die beiden letztgenannten aus, so dass nur noch Dr. Grasshoff verbleibt, der aber mit Abschluss des S.S. 1812 ebenfalls zurücktritt. Damit hört der Unterricht in den romanischen Sprachen für die Dauer der nächsten beiden Semester einfach auf, ohne dass die Ursachen dieses allmählichen Versiegens klar zutage lägen. Der allgemeine Rückgang in dem Besuch der Vorlesungen während der kriege-

---

stalt; näheres bei ED. WALTHER, Die kgl. Taubst.-Anst. zu Berlin, Berlin, Staude, 1888, 32, 166, 190. 19) ALVAR AUGUSTIN DE LIAGNO (Liaño), geb. in Velez-Malaga als Sohn des Ignau de Liagno Lase de Vega (laut Trauregister der französischen Kirche zu Berlin IV 66). Er scheint von hervorragender spanischer Abkunft zu sein, wenigstens rühmt er sich gern und oftmals in grossprecherischer Weise seiner glänzenden Ahnen und seiner hohen Geburt (s. z. B. Acta der Königl. Bibl. I, 4 fo. 18v. und dazu die bezeichnende Antwort Hardenbergs fo. 19r). Er kam, man weiss nicht wann, nach Berlin, trat 1809 zum Protestantismus über und wurde Mitglied der französischen Kirche (aus Überzeugung! wird aber 1832 wieder katholisch; s. u. Boll), die ihn schon 1813 zum *ancien* d. h. zum Kirchenältesten ernannte (vgl. Akten des französischen Konsistoriums, Protokolle S. 1809, S. 64, 1813, S. 221 und Protokolle des Mittwoch-Konsist. 1809, S. 3). Er erfreute sich der höchsten Verbindungen; dem König Friedrich Wilhelm III., dem er „nach seinen gelehrten Kenntnissen und seinem Charakter vorteilhaft bekannt“ geworden ist (fo. 2), verdankt er seine Anstellung bei der Universität (s. die Kabinettsordre, Charlottenburg, d. 25. Juny 1810 in den Acta der K. Bibl. Berlin I 4 fo. 1), der er nun bis zu seiner ebenfalls durch den König veranlassten Berufung als Bibliothekar an die kgl. Bibliothek zu Berlin (s. die Kabinettsordre, Berlin, 1. März 1811 eb. fo. 2), also bis zum Schlusse des Wintersemesters 1810/11 angehörte. Wenn WILKEN, Geschichte der Königl. Bibl. zu Berlin 1828, S. 181 von ihm sagt: „. . . wurde durch eine Königliche Kabinettsordre vom 25. Junius 1810 als Bibliothekar angestellt und im August 1822 aus seinen Verhältnissen zur Königlichen Bibliothek entlassen“, so ist dieser chronologische Irrtum in seinem ersten Teil nach meinen obigen Angaben zu berichtigen, und das ist insofern von Gewicht, als sich damit eine Handhabe ergibt, sein schnelles Ausscheiden aus seiner Lehrtätigkeit an der Universität einigermassen zu erklären (doch s. u.). Welcher Art sein Verhältnis zur zeitgenössischen spanischen Politik gewesen, ist nicht recht durchsichtig; doch ist klar, dass er als Feind der katholischen Kirche nach Ferdinands VII. Regierungsantritt die Rückkehr nach Spanien verwirkt hatte. In einem weiter zu konstruierendem Zusammenhange würden zu Rate zu ziehen sein einer seiner bei den Akten der kgl. Bibl. liegenden Briefe (I 4, fo. 11v—12r), sowie manche seine persönlichen Anschauungen und Schicksale berührende, stets mit derselben hochtönenden Phrasenhaftigkeit und Selbstberäucherung vorgetragenen Äusserungen in seinem Werke Répertoire portatif de l'histoire et de la littérature des nations espagnole et portugaise par le CHEVALIER ALVAR AUGUSTIN DE LIÄGNO (Liaño), Espagnol, aujourd'hui bibliothécaire de S. M. le roi de Prusse et de S. A. R. monseigneur le Prince Henri, frère du roi, tome I Berlin, chez Noack [1818] (s. z. B. cahier II, S. VI; S. 464 Anm. 1 u. öfter). Ein weiteres Werk von ihm, dessen Einleitung die Unterschrift *Neuwied 10 de Diciembre 1828* trägt, hat den Titel Noticias literarias è historicas; anuncios criticos utiles para completar y corregir los mejores libros sobre la historia de la literatura castellana y sobre la biografia de los escridores que la han créado, conservado, enriquecido o corrompido, por Don ALVARO-AUGUSTIN de Liaño, Ex-bibliothecario etc., Aquisgran y Leipsique en casa de J. A. Mayer 1829; die von einem andern verfasste Übersetzung ins Deutsche ist beigefügt. Es enthält Erläuterungen zu den einzelnen Ausgaben einer Sammlung spanischer Schriftsteller, wie *Cervantes*, *Garcilaso de la Vega*, *Gaspar Gil Polo* und anderer mehr, die DON JOAQUIM MARIA DE FERRER, der als Mitglied der Kortes ebenfalls aus Spanien verbannt war, damals erscheinen liess.

rischen Ereignisse — im S.S. 1813 wurden z. B. nur 4 Studenten, und zwar Ausländer, bei der phil. Fakultät immatrikuliert (Köpke 297) — gewährt keine ausreichende Erklärung für dieses Nachlassen, zumal auch anderweitige Vorlesungen ausgesetzt werden mussten. Aber diese letzteren waren wenigstens offiziell vorhanden, denn nach wie vor erfolgte ihre Ankündigung ordnungsmässig in den Vorlesungsverzeichnissen, was bei den neusprachlichen Lektionen nicht der Fall war — also müssen andere Gründe wirksam gewesen sein. Der oben erwähnte Chevalier de Liagno freilich erhielt schon nach Ablauf des ersten Semesters eine gewiss einträglichere Anstellung an der kgl. Bibliothek; aber auch dadurch wird sein Scheiden aus der Universität nicht genügend erklärt; doch mochte für ihn, den Mann mit den stolzen Ahnen und den hohen Verbindungen, deren er sich so gern in überschwänglicher Weise rühmte, ebenso wie für Thérémin und Reclam ein weiterer Anlass zum Rücktritt sich ergeben haben. Es ist wohl möglich, dass die innerhalb der französischen Gemeinde hochangesehenen drei Männer sich die Stellung, die sie an der Universität einnehmen sollten, doch etwas anders gedacht hatten, als sie sich in der Tat für sie gestalten mochte. Den ihnen sicher ausserordentlich am Herzen liegenden Unterricht in der Sprache ihrer Väter[20]) im lat. Lektionsverzeichnis unter der Rubrik *Recentiorum linguarum doctrina artiumque gymnasticarum exercitatio* angekündigt zu sehen[21]), mochte nicht gerade erhebend auf sie wirken[22]). In der Tat hören wir durch Fr. Boll[22a]), dass das Ministerium, dem Drängen des entrüsteten de Liagno nachgebend[22b]), am schwarzen Brett verkünden liess „er wolle nicht Sprachlehrer bei der hiesigen Universität sein", und noch 1814 ist der Ingrimm des heissblütigen Spaniers nicht verraucht; er sagt nämlich bei der Erörterung der Art von Stellung, die dem französischen Lehrer an den Schulen seiner Gemeinde nach seiner Ansicht gebühre und zwar in der ihm eigenen hochfahrenden Tonart: *il devrait être d'autant plus honoré et payé que les préjugés déjà trop établis par la vanité des professeurs des sciences supérieures sont trop dangereux pour que nous ne tâchions pas de les détruire. Cette réflexion est applicable aussi à l'emploi du maître d'écriture et d'arithmétique. Quant aux maîtres de dessein* (so), *de musique et de danse, cette classe d'êtres est accoutumée à se passer de la vraie considération et à vendre ses services sans pudeur*[23]).

---

20) Der Spanier de Liagno drückt sich Actes du Consistoire de Berlin concernant les Ecoles vol. II fo. 47r II so aus, als wenn er auch seiner Abstammung nach zur französischen Kolonie gehörte (*j'aspire à renouveller* [so] *dans notre jeunesse les lumières et les vertus de nos pères*, s. auch fo. 48r Mitte). 21) Das war eben nicht anders; wird doch in dem ersten vorhandenen Bonner Lektionsverzeichnis von 1833/34 sogar Fr. Diez nicht nur unter den ordentlichen Professoren, sondern auch unter den Sprach- und Exerzitienmeistern aufgeführt, s. Stengel, Erinnerungsworte an Diez S. 47. 22) Man sehe überdies die sehr drastische Charakteristik derartiger technischer Lehrer durch Fr. Aug. Wolf (Köpke 171). 22a) Blätter f. d. Gymn.-Schulw. XXXI 2; die z. T. irrigen Angaben Bolls sind nach obigem aktenmässigen Material zu berichtigen. 22b) Dahin gehört wohl auch Liagnos Beschwerdeschrift (16. Okt. 1810) bei Lenz, Gesch. d. Univ. Berlin I 272 (Korrekturb.). 23) Vgl. fo. 50 seiner ausführlichen am 7. Mai 1814 der Schulkommission der französischen Gemeinde überreichten Denkschrift (Actes du Consistoire français de Berlin concernant les Ecoles vol. II

Soweit es sich allein um das Französische handelt, liesse sich die Vernachlässigung dieses Faches auch durch den in der Zeit der nationalen Erhebung begreiflichen Gegensatz gegen das Wälschtum erklären. Flugschriften, wie die von ERNST MORITZ ARNDT 1813 erschienene, Über Volkshass und über den Gebrauch einer fremden Sprache, in der alle die am Französischen bisher gerühmten Vorzüge, denen es seine angesehene Stellung im Unterricht und in der grossen Welt zu danken gehabt hatte, einer bitterbösen Kritik unterzogen und entweder rundweg geleugnet, oder nach der üblen Seite hin gedeutet wurden (s. besonders S. 24 ff. u. 45 ff.)[23a]), oder FR. LUDW. JAHNS[8], zuerst in Lübeck 1810 erschienene Streitschrift „Deutsches Volkstum“[24]), die, wenn auch in zahmerer Form verfasst, doch in ähnlichen Ideengängen schwelgt, mochten nicht ohne Einfluss auf die leicht bewegliche öffentliche Meinung geblieben sein. Dieser negative Zustand erreicht in Wirklichkeit sein Ende mit den im S.S. 1820 beginnenden Vorlesungen FRANCESONS[8], des ersten ausdrücklich so genannten Lektors (lat. Kat.), dem Gedanken nach, wenigstens an behördlicher Stelle, freilich schon etwas früher. Das Schreiben Altensteins an Hardenberg vom 19. Juli 1819, in welchem die Berufung Francesons gefordert wird, enthält folgenden höchst bemerkenswerten Passus: *„Es erscheint mir durchaus erforderlich, dass für das Studium der französischen Sprache hier etwas Ausgezeichnetes geschehe. Ein missverstandenes Deutschtum hat die Achtung dafür über die Gebühr unterdrückt“*[24a]). Auf dieses denkwürdige Schriftstück wird später zurückzukommen sein.

Ehe nun der romanische Sprachunterricht in die Hände eigentlicher Fachmänner gelegt werden konnte, wird die eingetretene Pause im W.S. 1813 unterbrochen durch des Akademikers UHDEN[25]) Erklärung der Divina Commedia (Hölle), und zwar werden diese Vorlesungen, die, sich hinfort auch über das „Fegefeuer“ erstreckend, im W.S. 1816 ihren vorläufigen Abschluss finden, um dann im W.S. 1825 und im S.S. 1826 wieder aufgenommen zu werden, in den Katalogen unter den übrigen philosophischen Disziplinen aufgeführt. Was die Frequenz dieser Uhdenschen Vorträge betrifft, so sind, ein sonst sehr seltener Glücksfall, in den Universitätsakten z. T. genaue Zahlen überliefert; er hatte im W.S. 1813 funfzehn und im S.S. 1815 vier Zuhörer. Man darf dabei nicht

fo. 46—54). 23a) Zu Arndt gesellte sich der, wie es scheint, nicht minder heftige RADLOF, dessen Schrift „Frankreichs Sprach- und Geistestyrannei über Europa seit dem Rastadter Frieden des Jahres 1714“, in H. Ludens Nemesis II 123 f. (1814) angezeigt wurde, und als Dritter im Bunde der gemässigtere Münchener Germanist B. J. DOCEN, mit seinem sachlich sehr lehrreichen Aufsatz „Über die Selbständigkeit und Reinerhaltung unserer Literatur und Sprache“, ebd. II 273—302; 401—421. Man vergleiche ferner den Nemesis II 125 angezeigten Neudruck (1814) einer zuerst 1793 erschienenen Schrift von F. J. BERTUCH und eb. II 464 ff. das von ALBRECHT von HALLER 1758 über Franzosen und Teutsche abgegebene Urteil (s. u. Anm. 157 ff.). 24) Ed. Reclam 213 ff. 220. 24a) S. u. Anm. 146. 25) WILHELM UHDEN, Archäologe; 1763—1835; ausserord. Mitglied der kgl. preuss. Akademie seit dem 15. August 1808; ord. Mitglied seit dem 7. April 1810, Staatsrat und provisorischer Leiter der Abteilung für den öffentlichen Unterricht im Ministerium des Innern. Seine archäologischen Schriften verzeichnet ADOLF HARNACK, Geschichte der kgl. preuss. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 1900, III 270. Zu Uhdens Beteiligung bei der Gründung der Universität s. KÖPKE a. a. O. S. 40, 76, 87, 216, 220; er stirbt 1835.



vergessen, dass diese Zuhörer natürlich nicht Neusprachler im heutigen Sinne waren, sondern sich wahrscheinlich, wie bei den Lektoren, aus allen Fakultäten rekrutierten. (Univ.-Akten Liter. T. 2). Ferner erbot sich im S.S. 1815 Dr. TOELKEN[26]), der sich im November 1814 bei der philosophischen Fakultät für Kunstgeschichte und Ästhetik habilitiert hatte, zu Privatissimis in den alten Sprachen und in der englischen[27]) und italienischen Sprache, ebenso im W.S. 1815 und 1818, liest aber im S.S. 1817 (viermal) auch über die „Geschichte der Poesie der romanisch redenden Völker, Provenzalen, Italiener, Portugiesen und Franzosen, sowie auch der Engländer.

Mit diesen beiden ephemeren Erscheinungen ist die einen wissenschaftlichen Anstrich zeigende Behandlung unseres Gegenstandes innerhalb der ersten zehn Lebensjahre der Universität erschöpft, und es wird sich fürs erste nur noch darum handeln können, in eine gedrängte Erörterung der seit der Jahrhundertwende siegreich vordringenden allgemeinen, wissenschaftlich-literarischen Strömungen einzutreten, oder den Bestrebungen einzelner führender Geister Aufmerksamkeit zuzuwenden, um so zu der Frage Stellung nehmen zu können, ob und inwieweit sich die Förderung einer aus dem Wesen des Gegenstandes fliessenden exakten Erforschung der romanischen Sprachengruppe nach Form und Inhalt in mehr oder weniger latenten Spuren in jener Frühzeit nachweisen lässt, und an der Hand der gewonnenen Einsicht zu ermessen, in welchem Grade die Möglichkeit ihrer Erhebung zu einem selbständigen Lehrfach innerhalb der Universitas litterarum schon damals gegeben, oder doch für die Folgezeit vorbereitet war.

Eine Art romanischer Sprachwissenschaft war an der Berliner Akademie der Wissensch. längst heimisch geworden. Schon 1740 behandelte JOH. LEONH. FRISCH französische Etymologien in seinem Aufsatz Origines vocum quarundam linguae gallicae et simul observationes et supplementa ad Dn. Menagii origines linguae gallicae[28]); ihm

---

26) ERNST HEINRICH TOELKEN, wie er selber in seiner in den Akten der Berliner Universität Litter. H. Nr. 1, vol. I, fo. 72 f. zu findenden lateinischen Vita angibt, war am 1. November 1785 zu Bremen geboren; er geht 1804 nach Göttingen, wo er zuerst Theologie dann *humaniora* studiert; kommt 1807 nach Berlin, wo er besonders FICHTE hört, studiert dann die Malkunst in Dresden, wandert zu Fuss nach Italien, treibt zwei Jahre hindurch namentlich in Florenz und Rom archäologische und kulturhistorische Studien; wandert durch Frankreich und kommt endlich nach siebenjähriger Abwesenheit, wieder nach Bremen. Mit Rücksicht auf seine Sprachkenntnisse wird er zweimal im diplomatischen Dienste seiner Vaterstadt verwendet. Er promoviert in Göttingen, wird ebenda Privatdozent und lehrt Kunst- und Religionsgeschichte, erklärt die Theogonie Hesiods und Dantes Divina Commedia, habilitiert sich 1814 in Berlin, ist zugleich Lehrer am Werderschen Gymnasium daselbst (s. Univ.-Akten Liter. P. nr. 3, vol. I fo. 12); wirkt 1816—1820 als Lehrer des Italienischen am Köllnischen Gymnasium in Berlin (s. Progr. des Kölln. Gymn. 1816, S. 35; 1821, S. 45); unter ausdrücklicher Anerkennung seiner Vertrautheit mit den neueren Sprachen und Literaturen wird er am 4. April 1816 ausserord. Professor (ohne Gehalt) (s. Univ. Akten a. a. O. fo. 29) und 1823 ord. Professor, Direktor des Antiquariums zu Berlin. Gestorben am 16. März 1864. Von ihm sind nur Schriften zur antiken und modernen Kunst erhalten. Man vergleiche über T. auch Allg. d. Biographie 38, 415. 27) Zugleich erklärte er die historischen Stücke des Shakespeare. 28) Miscellanea Berolinensia VI 195—203.

folgte 1755 L. VON BEAUSOBRE[29]) mit seinen Réflexions sur les changemens des langues vivantes par rapport à l'orthographe et à la prononciation[30]); dann die z. T. sehr beachtenswerten Abhandlungen des ABBÉ CARLO DENINA (1731—1813)[31]): Sur le caractère des langues et particulièrement des modernes[32]). Sur l'origine commune des langues allemande, esclavonne, polonaise et latine; et sur l'origine de la langue italienne[33]). De quelle manière la Langue françoise et l'espagnole se sont formées de la latine et de la celtique, gothique et teutonique[34]) und die Fortsetzungen dazu: Comment la Langue espagnole et la portugaise diffèrent de l'italienne et de la françoise[35]) und Comment la Langue angloise s'est formée de la celtique et anglo-saxonne, puis de la langue latine et gauloise[36]). Die sehr kenntnisreichen, kritisch sichtenden Observations sur les dialectes, particulièrement sur ceux d'Italie[37]). Dann die in die Jahre 1796—1804 fallenden Arbeiten von JEAN BAPTISTE BASTIDE[38]). In einzelnen Teilen tragen diese linguistischen Leistungen zweifellos die Keime des Guten in sich, und ungeachtet der nur spärlich zur Verfügung stehenden literarischen Hilfsmittel hätte später ein kritisch veranlagter Kopf an sie anknüpfend sehr wohl einiges zur Klärung der schwebenden Fragen beitragen, die einmal eingeleitete Untersuchung im Ganzen weiterführen und vielleicht sogar zum Gegenstande von Vorlesungen machen können. Aber so sehr man geneigt sein wird, an einigen dieser Arbeiten die umfassende Gelehrsamkeit und den freilich oft genug durch verwegen herumtastende Willkür und irreführende Vorurteile eingeengten und verdunkelten kritischen Sinn ihrer Verfasser und damit das Vorhandensein bisweilen stark entwickelter Ansätze eines sachgemässen Verfahrens anzuerkennen, so bleibt es doch mehr als zweifelhaft, ob sie ausserhalb der gelehrten Gemeinde, in deren Schosse sie entstanden sind, zu ihrer Zeit und darüber hinaus jemals Gehör gefunden haben. Niemand scheint sie zu kennen, sie schauen in das zunächt von ganz anderen Ideen bewegte neue Jahrhundert hinüber wie einsame Monumente eines längst erloschenen geistigen Lebens. Und dabei bleibt doch auch fernerhin in den grossen, weite Kreise ergreifenden literarischen Bewegungen der Folgezeit, neben dem Griechentum und dem Mittelalter überhaupt, insbesondere die romanische Welt Gegenstand lebendigster Teilnahme; — aber diese Teilnahme ist nach einer ganz anderen Richtung hin orientiert — sie äussert sich fast zwei Jahrzehnte lang lediglich in der sehnsuchtsvollen Freude an der mit dem Zauber der Romantik umkleideten Vorzeit, wie sie in den Werken ihrer grossen Dichter verewigt

29) S. den *Eloge de Beausobre* in den Mémoires de l'Acad. roy. de Berlin 1784. S. 52 ff. 30) Histoire del'Académie royale des Sciences et Belles-Lettres (1745—1769) Année 1755, S. 514—529. 31) Von seinen Werken nenne ich noch: Del uso della lingua francese, Berlin 1803 und La Clef des Langues, ou considération sur l'origine et la formation des langues, Berlin 1804. Näheres über ihn bringt die Nouv. Biogr. univ. 32) In den Mémoires de l'Acad. royale de Berlin, Classe de belles-lettres, 1785, S. 483—509. 33) Eb. 1794/95, S. 68—112. 34) Eb. 1796, S. 18—45. 35) Eb. 1796, S. 40—60. 36) Eb. 1796, S. 61—78. 37) Eb. 1797, S. 64 ff.. 38) Dazu den lehrreichen Aufsatz von ALFRED SCHULZE, Arch. f. n. Spr. Bd. 100, S. 311—329.



zu sein schien. Die Spracherlernung galt der deutschen Forschung zunächst nur als ein Mittel, um in diese als seelenverwandt empfundene Geisteswelt einzudringen. So lässt sich Friedrich Bouterwek in seiner 1801 erschienenen Geschichte der französischen Poesie und Beredsamkeit vom 13. Jahrhundert ab[39]) auf eine Würdigung der vor der Zeit Ludwigs XIV. gesprochenen Sprache nur insofern näher ein, als sie seinem Verständnis der von ihm übrigens sehr geschätzten Literaturwerke grössere oder geringere Schwierigkeit bereitet (S. 69)[40]). Er bedauert, dass so viele Werke, „aus denen man den romantischen Geist der altfranzösischen Poesie in seinen freilich nicht so eleganten (nämlich nach der unter Ludwig XIV. geltenden Geschmacksnorm), aber in einem höheren Sinne poetischen Erfindungen und Äusserungen kennen lernen konnte, grösstenteils in Handschriften verborgen geblieben sind ... Möchte doch endlich einmal die poetische Literatur der mittleren Jahrhunderte in ihrem ganzen Umfange einen ihrer würdigen, also auch der provenzalischen und der altfranzösischen Sprache mächtigen und mit den alten Handschriften hinlänglich vertrauten Geschichtschreiber finden" (eb. S. V—VI). Noch im Jahre 1819 hat Friedrich Wilhelm Valentin Schmidt, der Schöpfer der vergleichenden Literaturforschung, der später als erster wirklicher Dozent für romanische Philologie an der Berliner Universität noch näher zu betrachten sein wird, in seiner bei den Universitätsakten[41]) liegenden Vita hinsichtlich seines Studienganges Bekenntnisse niedergelegt, die für den wissenschaftlichen Geist, unter dessen Walten die Entwicklung romanischer Sprachwissenschaft an unserer Universität vor sich ging, ausserordentlich bezeichnend sind. Er sagt: *Per novem annos, quibus in Gymnasio Berolino-Coloniensi docendi munere fungebar, omnes fere horas subsecivas in perlegendis poetis recentioribus collocavi. Atque amor suscepti laboris paullatim crescebat. Veteres scriptores ipsos, praesertim Graecos, hactenus tantum tractabam quatenus inde lucis aliquid in recentioris poeseos originem redundare videretur. Poetas mediae et infimae aetatis, vetustiores Italicos, Francicos, Hispanicos, Anglicos, Germanicos auctores evolvebam, quatenus supellex litteraria et otium suppetebat, non eo, ut inde linguarum originem, progressum, nexum eruerem, sed ut poeseos illius nativae, indoctae quidem at vere popularis, abditos fontes investigarem et aperirem. Quibus studiis post litterarum restaurationem neglectis et fere contemptis, nunc demum per egregios aliquot artium statores sua dignitas reddita esse videtur.* Dass unter diesen *egregios artium statores* die Häupter der romantischen Schule zu verstehen sind, ist natürlich nicht zu be-

39) Göttingen, bei Friedrich Röwer, 1801 = Bd. V seiner Geschichte der Poesie und Beredsamkeit seit dem Ende des 13. Jahrhunderts. 40) Höchst verschroben ist die Ansicht Johann Christoph Schwabs über das Altfranzösische. Gleich den italienischen Dichtern, die sich „die Freiheit nehmen, ihre Wörter durch Wegwerfung der Buchstaben zu verstümmeln, und ihnen oft eine ganz andere Gestalt geben um sie metrischer zu machen"; um so den „Wohlklang ihrer Verse" zu vermehren, nahmen sich auch die alten französischen Dichter „dergleichen Freiheiten; sie sagten *orine* statt *origine*, *il parole* statt *il parle*, um mit *école* zu reimen; *main* statt *matin*, *forment* statt *fortement* etc. Allein die Franzosen haben nach meinem Urteil sehr weislich auf alle diese Freiheiten Verzicht geleistet", was die Italiener zum Nachteil ihrer Sprache nicht getan hätten; vgl. seine oben Anm. 4 genannte akademische Preisschrift S. 211—212. 41) Liter. H. Nr. 1 vol. I, fo. 171f.

zweifeln. Dass wir also innerhalb dieser Schule die Wurzeln der romanischen Philologie zu suchen haben, sagt uns hier einer ihrer ersten und vornehmsten Jünger, der es doch wissen musste, mit wünschenswertester Klarheit, und nicht minder deutlich verrät er uns die der Linguistik abgekehrte, rein literarische Richtung seiner Studien.

Auf die sich wie von selbst aufdrängende Frage nun, ob nicht schon gleich im Anfange, also im Jahre 1810, neben der aus ehrwürdiger Tradition entwickelten, auf tiefgründiger Methode ruhenden, und von erstklassigen Grössen vertretenen Altertumswissenschaft auch eine neulateinische Philologie an der jungen Hochschule ein Heim hätte finden können, wird man nach Lage der Dinge eine bejahende Antwort schwerlich erwarten können. Das durch Valentin Schmidt vertretene junge Gelehrtengeschlecht war damals noch nicht genügend herangereift, und es ist zweifelhaft, ob Aug. Wilh. Schlegel, der allenfalls für eine Berufung hätte in Betracht kommen können, bei der eigentümlichen Beschaffenheit seiner Privatverhältnisse und der Vielseitigkeit seiner wissenschaftlichen Neigungen gewillt gewesen wäre, in der ausschliesslichen Hingabe an die einer fernen Vergangenheit zugewandten Studien es etwa dem ersten Vertreter der germanistischen Schwesterwissenschaft an der neuen Universität, Friedrich Heinrich v. d. Hagen, gleich zu tun. Eingeweihte hätten auch auf den Gedanken kommen können, dass Wilhelm v. Humboldt selbst, der, wie wir noch sehen werden, damals bereits über sehr ausgebreitete und tiefgehende romanistische Kenntnisse verfügt haben muss, für eine Professur dieses Zweiges der Sprachwissenschaft die allein geeignete Persönlichkeit gewesen wäre. Wir wissen aber durch seinen Freund Friedrich August Wolf, dass Humboldt keinerlei Neigung verspürte, an der von ihm ins Leben gerufenen Hochschule auch nur ehrenhalber als Lehrer tätig zu sein[42]), und wer will sagen, ob, wenn der vielseitig in Anspruch genommene Mann sich dennoch dazu herbeigelassen hätte, er sich gerade die Romanistik als Lehrfach erkoren hätte? In der Tat ist der Gedanke an die Gründung einer Professur für das romanische Altertum damals nirgends laut geworden; man darf dieses Schweigen, ganz abgesehen von der recht misslichen Personenfrage, aus dem Vorhandensein derselben feindlichen Strömungen erklären, die die schliesslich freilich doch vollzogene Berufung v. d. Hagens zum ausserord. Professor für deutsche Altertumswissenschaft (doch ohne Gehalt) eine Zeit lang ernstlich zu gefährden schienen. Dem Versuche v. d. Hagens gegenüber, die massgebenden Kreise von der Notwendigkeit einer würdigen Vertretung seiner Wissenschaft an der Universität zu überzeugen, erklärte Schleiermacher im Namen der Sektion für den öffentlichen Unterricht, „dass der Staat in solchen Dingen der öffentlichen Meinung nur folge und ein neues Studium nicht eher als akademischen Lehrgegenstand aufstelle, als bis die allgemeine Stimme sich schon durch die Tat für diese Massregel erklärt habe“[43]). Und in welcher Tonart sich die öffentliche Meinung in dem Falle v. d. Hagen vernehmen liess, erfährt man aus einer „Korrespondenznachricht“ der Nr. 147 des Morgenblattes für gebildete Stände (wohl 1810), die der sich M-r zeichnende Verfasser des Aufsatzes „Einige

---

42) S. Köpke a. a. O. S. 167, 168. 43) S. Köpke a. a. O. S. 81.

Worte über die neuerrichtete Universität in Berlin" in J. W. v. ARCHENHOLZ Minerva I (1811) S. 70f. mitteilt, nicht ohne seiner Entrüstung über diese „an öffentlichen Orten, in Ressourcen, an Wirtstafeln etc. etc. erhorchte" Weisheit „unberufener Neuigkeitsverkündiger" in kräftigen Worten Luft zu machen. Die Korrespondenz lautet: „Ein durch mehrere auswärtige Blätter verbreitetes Gerücht, als werde bei der hier sich bildenden Universität ein Lehramt für altdeutsche Literatur errichtet, wird wahrscheinlich nur höchst gläubigen Seelen einleuchtend gewesen sein. Unser Staat ist nicht in der Lage um verschwenden zu können, und deshalb möchte das Altdeutsche nur eine Abteilung einnehmen, nicht aber ausschliesslich der Zweck eines Vortrages werden." Was hier gegen die doch immerhin der Erforschung der vaterländischen Vergangenheit gewidmeten Studien gesagt wurde, das wäre gegebenen Falles gegen die Zumutung, sogar für die auf die übrigen europäischen Literaturen zu verwendenden Bemühungen ernstliche Opfer bringen zu sollen, gewiss in verstärktem Masse wiederholt worden. Erklärt doch noch 1819 der Königl. Staatskanzler, Fürst von Hardenberg, in Beantwortung der vom Minister Altenstein gestellten dringenden Forderung einer ernsten Fürsorge für den Universitätsunterricht in der romanischen Philologie, dass „bei den erheblichen Bedürfnissen, welche die hiesige Universität noch zu befriedigen habe und wozu namentlich der theoretische und praktische Unterricht in der Chemie, Physik und Astronomie gehöre, zuvörderst diesen Haupterfordernissen zu genügen sein dürfte, um nicht durch zu grosse Ausgaben für Nebenzweige die Mittel zur Erreichung wichtigerer Zwecke im Voraus zu absorbieren"[44]. Um wieviel berechtigter müssen also solche Bedenken, wie sie die Korrespondenz des Morgenblattes in überraschender Übereinstimmung mit Hardenberg äussert, für die zehn Jahre früher waltenden Verhältnisse gewesen sein! Was übrigens insonderheit die linguistische Seite der Frage betrifft, so hätte man unter den Mitgliedern der Akademie nicht vergeblich nach einem Manne gesucht, der, wie es später Uhden für Dante tat, unter freiem Anschluss an die Universität sein Wissen von romanischen Sprachdingen zum Gegenstand von Vorlesungen hätte machen können. Ich denke dabei an den 1816 verstorbenen JOHANN ERICH BIESTER[45], der seit 1798 ordentliches Mitglied der Akademie war und in deren historisch-philologischen Abhandlungen 1812/13 S. 59—73 einen schon in deutscher Sprache geschriebenen lesenswerten Aufsatz „Über *oc* und *oyl*, vorzüglich mit Hinsicht auf das was Dante darüber sagt", veröffentlicht hat[45a].

Bei einer die Zeit von den Anfängen bis zur Berufung ADOLF TOBLER[8] im Herbst 1867 umfassenden Umschau unter den Männern,

---

44) GStArch. Conc. Koreff R. 74, L. V, Vol. II Kurmark Brandenburg.
45) 1749—1816; seit 1784 Bibliothekar an der kgl. Bibliothek; s. WILKEN, Gesch. der kgl. Bibl. zu Berlin S. 104 u. 181; Nouv. Biogr. générale; vgl. auch oben Anm. 4. 45a) Zu dem Verhältnis zwischen Akademie und Universität vergleiche man die Wünsche und Ansichten, die Friedrich August Wolf, Schmalz und W. v. Humboldt im Laufe der Vorverhandlungen zu erkennen gaben; s. KÖPKE a. a. O. S. 155, 160, 205. Wolf rät überdies, man möge bei der Zulassung der Herrn *Confrères*, wie er die Akademiker nennt, mit grösster Vorsicht verfahren, da nur solche „die bei Gelehrsamkeit auch Vortragstalent haben", zu Universitätslehrern geeignet wären, eb. S. 168.

die entweder zu der Berliner Universität als Angehörige der leitenden Behörden in Beziehung standen, oder als Dozenten für gleichgültig welches Fach innerhalb der philosophischen Fakultät tätig waren, fällt der Blick auf nicht wenige Gestalten, die den geistigen Lebensformen der neulateinischen Völkerfamilie aus irgend einem Grunde gespannteste Teilnahme gewidmet haben, sei es, dass ihnen gleich allen denen, die sich dem Einflusse der romantischen Strömungen der Zeit begeisterungsvoll überliessen, die Werke der romanischen Literaturen zu einer Quelle ethisch-ästhetischer Befriedigung geworden waren, oder sei es, dass sie in der vertieften Erkenntnis des fremden Wesens eine fruchtbare Ergänzung und Aufhellung eigener Studien, soweit diese die Erforschung historischer, kulturgeschichtlicher, literarischer oder linguistischer Materien zum Ziele hatten, zu finden hofften. Es scheint mir, als dürften diese den grossen nicht selten freilich versandenden Strom der Entwicklung begleitenden, oftmals recht achtunggebietenden Nebenströmungen hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden, und zwar nicht nur deswegen, weil für Berlin die Geschichte des romanistischen Universitätsunterrichtes mit der Entwicklungsgeschichte der romanischen Philologie auf weite Strecken hin zusammenfällt, sondern vornehmlich deswegen, weil die an der wachsenden Einsicht in das Tatsächliche gereifte Überzeugung von dem ebenbürtigen Werte des Neuen bei den Vertretern alteingesessener Wissenschaften von längst erprobter Bedeutung die Geneigtheit fördern musste, soweit ihre Macht reicht, alles einzusetzen, um den neu sich öffnenden Forschungsgebieten an der Hochschule zu einer Stellung zu verhelfen, die durch keinerlei sekundäre Rücksichten gehemmt oder gefördert, sondern einzig und allein durch die nicht mehr zu erschütternde Würdigung ihres innersten Wesens und ihrer mit diesem in engster Verknüpfung zu denkenden Ziele bestimmt wird. Da haftet der Blick zunächst auf der ehrfurchtgebietenden Gestalt des Mannes, der als einer der vornehmsten Vertreter der Geistesgeschichte des beginnenden 19. Jahrhunderts als Pate an der Wiege unserer jungen Wissenschaft steht und von dem sich hätte erwarten lassen, dass er als eigentlicher Gründer der Berliner Universität bei günstiger liegenden äusseren Verhältnissen im gegebenen Falle von Anfang an ihrer Betätigung in Lehre und Unterricht die Bahn geebnet hätte, auf Wilhelm v. Humboldt. Die erste Spur einer offen von ihm bekannten Stellungnahme zu den romanischen Sprachen und Literaturen geht meines Wissens in das Jahr 1799 zurück, als er nach mehrjährigem Aufenthalt in Paris in Spanien lebte. Unter dem 20. Dezember dieses Jahres schreibt er an seinen Freund Friedrich August Wolf: „. . . Denn Sie müssen wissen, dass ich mit den meisten spanischen Gelehrten Spanisch sprechen muss, was zum Glück nicht schwer ist . . .“ „Was mich am meisten interessiert ist die Spanische Literatur und Sprache, und darüber denke ich auch nach meiner Rückkunft etwas zu schreiben. Da es mein Plan ist, die Theorie der Ästhetik praktisch an Beispielen durchzugehen, so interessiert mich die *Poesie* einer noch unbekannten Nation schon von selbst und in der Tat gibt, wie ich schon jetzt sehe, die Vergleichung derselben mit der Französischen und Italienischen zu interessanten Bemerkungen Veranlassung. Ich habe schon, ehe ich herkam, die ältere französische Literatur studiert und werde ich tiefer in die Literatur-

schichte (sic) des 15. und 16. saec. eingehn, die man sonst nur gewöhnlich von Italien kennt. Noch mehr aber interessiert mich die Sprache, die wirklich grosse Verdienste besitzt. Ich fühle, dass ich mich künftig noch ausschliessender dem Sprachstudium widmen werde und dass eine gründlich und philosophisch angestellte Vergleichung mehrerer Sprachen eine Arbeit ist, der meine Schultern nach einigen Jahren ernstlichen Studiums vielleicht gewachsen sein können. Ich habe von neueren Sprachen seit meiner Abwesenheit aus Deutschland viel zugelernt, für jetzt aber werde ich mich auf die Tochtersprachen der lateinischen und die Geschichte ihrer Entstehung beschränken; zu diesem Behuf habe ich die provenzalische Mundart in ihren verschiedenen Abweichungen sorgfältig studiert“[46]). Wir befinden uns hier also angesichts eines voll ausgebildeten Studienplanes, der, zunächst freilich nur für Humboldt selbst verbindlich, wesentliche später von der romanischen Philologie eingeschlagene Richtungen in sich vereinigt, neben praktischer Spracherlernung, vergleichende ästhetisch-literarische und geschichtlich-linguistische Forschung, und als erste Frucht dieser Studien sein von ihm in demselben Briefe erwähnter Aufsatz „Über die gegenwärtige französische tragische Bühne“[47]). Ich gehe schnell über das, was Humboldt 1812 gelegentlich seiner baskischen Studien ganz allgemein über die etymologische Erforschung des Spanischen sagt[48]), hinweg, verweise hier aber auf das Schlusswort seiner akademischen Vorlesung vom 17. Januar 1822[49]): „Wie nun diese verschiedenen Sprachen sich in den hier betrachteten Rücksichten gegeneinander verhalten, und welche neue Erscheinungen durch das Entstehen unserer neueren Sprachen aus den klassischen hervorgegangen sind, bietet reichlichen Stoff zu weiteren, aber feineren und schwierigeren Untersuchungen dar (S. 101).“ Diese Zeilen sind deshalb von unmittelbarem Gewicht für die neulateinische Sprachwissenschaft geworden, weil Friedrich Diez sich in dem Vorwort zu der ersten Auflage seiner romanischen Grammatik[50]) ausdrücklich auf die von ihnen ausgehende Anregung beruft, und mit welcher Tiefe und Sachkenntnis Humboldt die Wesensgleichheit der romanischen Tochtersprachen mit der lateinischen Muttersprache und andererseits diejenigen Eigenschaften, die sie als unabhängige, selbständige Gebilde erscheinen lassen, erfasst hat, lehrt das „Aus dem Lateinischen hervorgegangene Sprachen“ überschriebene Kapitel seines Werkes „Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die Entwicklung des Menschengeschlechts“[51]). Schon am 29. Junius 1820 hatte Humboldt in seiner akademischen Vorlesung „Über das vergleichende Sprachstudium“ sich in ähnlichem Sinne günstig und anregend über die romanischen Sprachen geäussert: „Bei den Töchter-

---

46) S. W. v. Humboldt, Gesammelte Werke 1841—1852, Bd. V (1846), S. 214. 47) In Goethes Propyläen (1799) Bd. III, St. 2, S. 66—109. 48) In Friedrich Schlegels Zeitschrift Deutsches Museum, Wien 1812, II S. 502. 49) Wieder abgedruckt bei Steinthal, Die sprachphilosophischen Werke Wilhelms von Humboldt, Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Harrwitz und Gossmann 1883, I S. 68—101. 50) Bonn 1836; wieder abgedruckt bei E. Stengel, Diez-Reliquien, Marburg 1894, S. 16. 51) Bei Steinthal a. a. O. S. 588—598.



sprachen des Lateinischen, sagt er, bei der Neugriechischen und bei der Englischen, welche für die Möglichkeit der Zusammensetzung einer Sprache aus sehr heterogenen Teilen eine der lehrreichsten Erscheinungen und der dankbarsten Gegenstände für die Sprachuntersuchung ist, lässt sich die Organisationsperiode sogar geschichtlich verfolgen und der Vollendungspunkt bis auf einen gewissen Grad ausmitteln"[52]. Mit den hier niedergelegten Anschauungen muss man zusammenhalten, was Humboldt 1830 in seinem Aufsatz „Über Goethes zweiten Römischen Aufenthalt" insonderheit von der italienischen Sprache sagt, die ihm „durch ihren Ton, ihre gediegene Kraft, ihren reichen, anmutig poetischen Schwung am sichtbarsten unter allen Töchtersprachen des Lateinischen das in der Kulturgeschichte in dieser Art fast beispiellose Entstehen dieses Sprachzweiges bezeichnet", und weiter: „In keiner dieser Sprachen als in der Italienischen hat dieser neue Geist in vollständiger Unabhänglichkeit und in eigentümlicherem Charakter treuere Anhänglichkeit an das Antike bewahrt[53]. Indem man in Rom noch heute fast altrömischen Klang zu vernehmen meint, schliesst sich in ihm eine eigne anders gestaltete Welt auf u. s. w."[54]. Man darf mit STEINTHAL[55] bedauern, dass Humboldt sich nie entschlossen hat, das was ihm nach tiefschürfender Geistesarbeit auf diesem Gebiete an neuer Erleuchtung aufgegangen war, durch Eingehen auf die Einzelheiten zum Gemeingut der gelehrten Welt zu machen. Ihm war eben mit der Anregung zunächst genug geschehen, gerade wie andere Vertreter der allgemeinen oder der vergleichenden Sprachforschung sich mit Seitenblicken auf das verwandte Forschungsgebiet begnügt haben, so etwa AUGUST FRIEDRICH POTT, der von 1830—1834 in Berlin als Privatdozent tätig war, in seiner Besprechung des ersten Teiles von DIEZ, Grammatik der romanischen Sprachen[56], deren allgemein sprachwissenschaftliche Bedeutung eingehend gewürdigt wird[57], und dass ADALBERT KUHN gelegentlich seine zur Universität abgehenden Schüler auf das romanische Studiengebiet hinwies, weiss ich aus eigner Erfahrung[58]. Von ganz anderer Seite her gelangte

52) Bei Steinthal a. a. O. S. 45. 53) Aus den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik (1830), T. II, S. 353—374, wieder abgedruckt in den Gesammelten Werken II (1841), S. 240. 54) Diesem Gedanken verwandt mutet an des Akademikers P. J. BITAUBÉ (gest. 1808) Essai sur cette question: Pourquoi la langue Italienne a-t-elle eu sur toutes les autres langues et en particulier sur la langue Françoise la prérogative d'arriver presque dès sa naissance à sa perfection, Hist. de l'Acad. roy. des Sciences et B. L. 1769, S. 427—436. 55) A. a. O. S. 582. 56) S. Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, Jahrg. 1837, 1. Band, Juli, S. 70. 57) Ich verweise ferner auf POTTs spätere Aufsätze: „Römisch, Romanisch, Roman, Romantisch" in der Allgemeinen Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur (ed. J. G. Droysen), Jahrg. 1852, S. 937—935; „Plattlateinisch und Romanisch", Ztschr. für vergl. Sprachf. I 309—351; 385—412 (1852); „Latein im Übergange zum Romanischen", Ztschr. für die Altertumswissenschaft, Jahrg. 1853, Nr. 61; „Romanische Elemente in den langobardischen Gesetzen", Ztschr. f. vergl. Sprachf. XII 161—206 (1863); XIII 81—105; 321—364 (1864). Dass Pott in Halle auch Vorlesungen über romanische Sprachen gehalten hat, erfährt man jetzt durch VORETZSCH, Rom. Jahresb. IX, IV 9. 58) Auf das heute obwaltende Verhältnis zwischen der allgemeinen Sprachwissenschaft und der romanischen Philologie wies ich an der Hand einiger Werke hin in diesem Jahresbericht IV, I 203 Anm.; s. ferner KOSCHWITZ, La Pho-

Friedrich Wilken, von 1816—1840 ord. Professor der Geschichte und der iranischen Sprachen an der Berliner Universität, zur Beschäftigung mit dem Romanischen. Der Titel seines Hauptwerkes „Geschichte der Kreuzzüge nach morgenländischen und abendländischen Berichten“[59]) lässt zur Genüge den von ihm zurückgelegten Weg erkennen[60]). Dass er sich bei seiner Durchforschung der romanischen Geschichtsquellen aber auch um linguistische Dinge bekümmerte, zeigt der ihm amtlich übertragene, durch scharfe sachliche Kritik sich auszeichnende Bericht[61]) über die später noch zu berührende Habilitationsschrift Franceson's über das Auftreten von Wörtern germanischen Ursprunges in den neulateinischen Sprachen. Ein tiefes Eindringen in die ältere italienische Literatur und Sprache bezeugt auch Leopold v. Ranke, seit 1825 als ausserord. und ord. Professor der Geschichte in Berlin tätig, mit seinem Aufsatz „Zur Geschichte der italienischen Poesie“[62]), der die erzählende Gattung des 15. und 16. Jahrhunderts beleuchtet und den Versuch darstellt „die innere Entwicklung der neueren Poesie aus dem romantischen Stile in den modern Klassischen an dem Beispiele des Italienischen nachzuweisen“[63]). Eine für die dreissiger Jahre des vorigen Jahrhunderts gewaltige Förderung erfuhren die romanischen Studien durch die 1842 erschienene „Geschichte der altfranzösischen Nationalliteratur von den ersten Anfängen bis auf Franz I. (S. 15—254), nebst zahlreichen Sprachproben (besonders paginiert S. 1—368) als Einleitung zu L. Ideler's und H. Nolte's „Handbücher der französischen Sprache und Literatur“, die den Berliner Privatdozenten für Ägyptologie Julius Ludwig Ideler[64]) zum Verfasser hat, und die wegen des von ihr gebotenen gelehrten Materials und der reichen bibliographischen Nachweise (S. 1—14) noch heute Beachtung verdient. Der Vater des Autors, Ludwig Christian Ideler[65]), der seit dem S.S. 1813 als Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin über Astronomie, physikalische Geographie und Chronologie las und 1821 ord. Professor wurde, hat im Verein mit Nolte[66]) nicht nur die in vielen Neuausgaben auf den höheren Schulen Preussens früher weit verbreiteten Handbücher der englischen[67]), italienischen[68]) und französischen[69]) Sprache und Literatur herausgegeben, von ihm stammt auch, was uns hier näher angeht, ein Abdruck des Don Quixote nach der Ausgabe der spanischen Akademie mit dem Leben des Cervantes von Don Juan Antonio Pellicer und spanisch

---

nétique expérimentale et la philologie franco-provençale, Rev. pat. g.-rom. IV 214—228. 59) Leipzig 1807—1832, 7 Bände. Man vgl. das Verzeichnis der Quellen, Bd. VII, S. 55—74. 60) Dazu seine Rezension des Recueil des Historiens de la Gaule et de la France t. XIV in den Heidelberger Jahrbüchern Bd. I (1808), S. 435—439. 61) S. Akten der Berliner Universität Liter. P Nr. 3, vol. I fo. 72. 62) Gelesen in der Akademie 1837 und als Sonderausgabe Berlin 1837 erschienen (88 S.). 63) S. Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen d. K. Preuss. Akad. d. Wissensch. Erster Jahrg. 1836, S. 7. 64) Geboren 1809; er habilitierte sich im Oktober 1834, gest. 1842. 65) 1766—1846. 66) Joh. Wilh. Heinrich Nolte, geb. 1768, war 1791—1804 Professor am kgl. Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Berlin, dann Oberkonsistorialrat. Näheres über ihn s. Gelehrtes Berlin im Jahre 1825, Berlin, Ferdinand Dümmler, Januar 1826, S. 188f. 67) Berlin 1793, 2 Bände. 68) Prosaischer Teil, Berlin 1800. Poetischer Teil, eb. 1802. 69) Erster Teil, Berlin

geschriebenen Erläuterungen[70]. Unter den Vertretern der klassischen Philologie ist es vor allem IMMANUEL BEKKER[71], der sich mit hingebendem Eifer und hervorragendem Erfolge romanischer Studien beflissen hat. Die ersten Spuren seiner Kenntnis des Spanischen, Italienischen, Französischen und Englischen zeigen sich schon 1809 in freilich spärlichem Masse in seiner Rezension des Wolfschen Homer[72], wenn er z. B. das Verhältnis von griech. *φορβή* zu lat. *herba* mit dem aus dem Spanischen bekannten Wandel von lat. *f* zu *h* (S. 56) vergleicht, oder wenn er die Behandlung des Elision in der Schreibung griechischer Verse mit dem im Lateinischen und Italienischen üblichen Verfahren zusammenhält (S. 45), oder bei dem epitagmatischen Gebrauch von griech. *αὐτός* an franz. *je me connois moi-même* oder span. *yo me conozco á mí mismo* erinnert wird. Wiederholte Reisen führten ihn nach Frankreich, England und Italien, wo er sich eifrig dem Studium altromanischer Handschriften widmete. Der freundschaftliche Verkehr mit LUDWIG UHLAND, den er im Dezember 1811 in Paris kennen lernte und mit dem er die Lusiaden las, mag auf seine Beschäftigung mit der altromanischen Literatur anregend gewirkt haben[73]. Eine Liste der von ihm veröffentlichten provenzalischen, altfranzösischen und altitalienischen Texte findet man bei HARNACK, Geschichte der K. Preuss. Akademie der Wissenschaften III 574, 575. Die Kenntnis der Wallersteinschen Handschrift des provenzalischen Fierabras, die er mit Auszügen aus altfranzösischen Epen ebenfalls in den Abhandlungen der Akademie 1826 herausgab[74], verdankt er ihrem Entdecker, seinem Freunde KARL LACHMANN. Die schon hier hervortretende Neigung Bekkers die altromanischen Realien zu sammeln und mit den griechischen Altertümern zusammenzuhalten, kommt zu voller Entfaltung in den auf sehr ausgedehnter Belesenheit gegründeten Sammlungen von besonders altfranzösischen, seltener provenzalischen oder italienischen Textstellen, deren sachlicher Inhalt sich ihm zum Vergleich mit den Sitten und Anschauungen der homerischen Welt zu eignen schien. Aus den Monatsberichten der Akademie, in denen er sie in den sechziger Jahren erscheinen liess, sind sie wieder abgedruckt in dem wohl von HERCHER 1872 besorgten zweiten Bande der Homerischen Blätter.

Die Reihe derjenigen Berliner Dozenten, denen das zunächst aus der Romantik hervorwachsende Studium der deutschen Literatur und Altertumskunde zwingenden Anlass gab, ihre Quellenforschungen auf das Nachbargebiet auszudehnen, eröffnet der schon genannte Begründer der germanischen Philologie an der Berliner Universität, FRIEDRICH HEINRICH V. D. HAGEN[75], der schon 1807 mit J. G. BÜSCHING eine „Sammlung

---

1796, Zweiter Teil eb. 1798. 70) 6 Bände, Berlin 1804, kl. 8; s. dazu Gelehrtes Berlin im Jahre 1825, S. 125. 71) Geb. Berlin 1785, gest. daselbst 1871; wurde 1810 ausserord., 1811 ord. Prof. in Berlin; 1815 ord. Mitglied der Akad. d. W. Man vergleiche über ihn HERMANN SAUPPE, Zur Erinnerung an MEINEKE und BEKKER in den Abhandlungen der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, hist.-philol. Klasse (1872), Bd. 16. 72) Aus der Jen. Allg. Lit.-Zeitung 1809, Nr. 243—249 wieder abgedruckt in seinen Homerischen Blättern, Bonn 1863, I 28 ff. 73) Nach Uhlands Abschrift des Pariser Ms. N. 6987 gab Bekker 1844 bei G. Reimer in Berlin den altfranz. Roman Flore und Blancheflor heraus. 74) In Sonderausgabe erschien der Fierabras bei G. Reimer. Berlin 1829. Rec. DIEZ, Berl. Jahrb. f. wiss. Krit. 1831, II 153ff. 75) 1780—1856

alter und lebender Volkslieder mit einem Anhange Flamländischer und Französischer, nebst Melodien" herausgegeben und bereits im ersten Bande, also 1808, seines ebenfalls zusammen mit Büsching veranstalteten Werkes, „Deutsche Gedichte des Mittelalters" gelegentlich die gleichgeartete altfranzösische Volksdichtung vergleichend herangezogen hat. Er war sogar im Besitz eines altfranzösischen Manuskriptes, aus dem Bekker grosse Stücke des Agolant und des Aubri abgedruckt hat; s. Fierabras S. LIII—LXVIII. Dem Zuge der Zeit folgend, hatte auch Karl Lachmann[76]) schon in vertrautem Freundeskreise die englische, spanische und italienische Literatur lieben gelernt[77]). Er übersetzte 1820 Shakespeares Sonette[78]), 1829 den Macbeth[79]), und dass er auch in den älteren Perioden der englischen Sprache und Literatur wohl bewandert war, zeigte er 1841 anlässlich eines von ihm und Ideler (?) abgegebenen amtlichen Gutachtens über die von Georg Ludwig Hartwig seinem Habilitationsgesuch beigegebene Schrift „Über die Bedeutung Chaucers als Begründers der englischen Dichtkunst"[80]). Ob Lachmann, abgesehen von gelegentlichen Hinweisen, auch auf dem Gebiete des Italienischen sich je schriftstellerisch betätigt hat, vermag ich nicht zu sagen. Seine Besprechung von K. Rosenkranz' Schrift über den Titurel und Dantes Komödie[81]) fällt in dieser Beziehung kaum ins Gewicht[82]); doch wird seine und L. von Ranke' Vertrautheit mit der italienischen Literatur an amtlicher Stelle ausdrücklich anerkannt[83]), und wie sehr ihm das Studium Dantes am Herzen lag, so dass er sogar der Begründung einer eigenen Danteprofessur an der Berliner Universität das Wort redete, wird später noch eingehender zu erörtern sein. Zum Altfranzösischen gelangte er als Bearbeiter und Herausgeber mittelhochdeutscher Dichtungen wie von selbst, und in welchem Grade er sein weit umfassendes Wissen auf diesem Felde für seine literarischen und textkritischen Zwecke zu verwenden wusste, und wie sehr er andererseits bedauerte, dass seitens der Franzosen damals so wenig für die Veröffentlichung ihrer alten Dichtungen geschehe, das zu würdigen genügt ein Blick in die Vorrede seines Wolfram[84]), der mir gerade vorliegt. Diese Klage über die Lässigkeit der französischen Gelehrten hatte übrigens schon ein Jahr früher Jakob Grimm[85]) angestimmt und zwar in einem eigenen Aufsatze mit der Überschrift: „Die Franzosen und ihre Sprachdenkmale"[86]) und mit Freude stellt Grimm 1849 fest, dass „provenzalische und altfranzösische Gedichte nunmehr sattsam bekannt gemacht" worden seien[87]). Jakob Grimm wurde im S.S. 1841 nebst seinem Bruder Wilhelm in die Berliner Akademie der Wissenschaften

ausserord. Professor in Berlin 1810; 1811 nach Breslau versetzt, wurde 1824 ord. Prof. in Berlin. 76) 1793—1851. 77) S. Martin Hertz, Karl Lachmann, Eine Biographie, Berlin MDCCCLI, Verlag von Wilhelm Hertz etc. S. 11f. 78) Berlin, G. Reimer 1820. 79) Berlin, G. Reimer 1829. 80) S. die Universitätsakten Liter. H. Nr. 1, vol. VI 168, 169, 172. Auch bei der Habilitation von Nikolaus Delius im August 1841 kam Lachmann auf die Überlieferung des Shakespearetextes zu sprechen; s. eb. 140f. 81) Halle u. Leipzig 1829. 82) S. Hallische Allg. Lit.-Zeitung 1829, Nr. 283, Bd. III, 619—624. 83) S. Universitätsakten Liter. P. vol. III 85—86. 84) Berlin 1833. 85) 1785 bis 1863. 86) In der Hannöverschen Zeitung 1832, (s. Jakob Grimm, Kleinere Schriften ed. Müllenhoff und Ippel, Berlin 1864—1884 u. 1890, VII, 533). 87) S. Monatsberichte der Berl. Akad. 25. Okt. 1849, 238f. (Kl. Schr. V, 376f.).

berufen und kündigt nun in dieser seiner neuen Eigenschaft bis zum S.S. 1848 mit Unterbrechungen Vorlesungen über deutsche Grammatik, deutsche Mythologie, deutsche Rechtsaltertümer u. s. w. an. Man darf es gewiss als ein Symptom des von ihm ausgehenden Einflusses ansehen, dass der Lektor FRANCESON, dessen akademische Tätigkeit seit zwei Jahrzehnten sich fast immer nur um praktische Übungen in den neueren Sprachen gedreht hatte, im W.S. 1841, also gleich nach dem Auftreten Grimms, sich bewogen fühlte, eine einstündige Vorlesung über „Vergleichende Grammatik der französischen, italienischen und spanischen Sprache" anzukündigen, während Grimm selber deutsche Grammatik lesen wollte. Dass DIEZ, wie ich hier nebenher bemerken möchte, bei der Abfassung seiner Grammatik der romanischen Sprachen im wesentlichen die von Jakob Grimm in seiner deutschen Grammatik begründete Methode adoptiert hat, ist mit Sicherheit aus der Vorrede der von G. PARIS besorgten französischen Übersetzung des Diezschen Werkes zu entnehmen; s. dazu A. TOBLER, Briefe von Gaston Paris an Friedrich Diez, Arch. f. n. Spr. CXV, S. 11. Dieselbe Bemerkung machte übrigens auch POTT[88]) in seiner Besprechung des 1. Bandes von Diez' Grammatik in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, Jahrg. 1837, Bd. I (Juli), S. 74[a], und in solchem Zusammenhange wird man es auch verstehen können, wenn MAHN 1863 in einem auf der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Meissen gehaltenen Vortrag, Grimm als den Mitbegründer der romanischen Philologie bezeichnet. Aber Grimm hat nicht nur intellektuell die Entwicklung der wissenschaftlichen Erkenntnis des romanischen Sprachtums beeinflusst, er hat auch selber mit zielbewusster Tatkraft in die Förderung dieser und verwandter Studien eingegriffen. Seiner in der Romantik wurzelnden Teilnahme für die romanische Welt ist als erste Frucht die silva de romances viejos, Vienna de Austria 1815[88a]) zu danken[89]), von der FERDINAND WOLF[90]) in seinem Aufsatze über die Romanzenpoesie der Spanier sagt: „Wahl und Zusammenstellung beurkunden den Meister, und sie ist in dieser Hinsicht die erste wahrhaft mustergültige Sammlung", und in der Widmung ihrer Primavera y Flor de romances, Berlin 1856 bezeichnen derselbe FERDINAND WOLF und KONRAD HOFMANN den Don Jacobo Grimm als *el primero que ha sabido escoger y apreciar los romances verdaderamente viejos y populares de los españoles.* Dazu gesellten sich in der Folgezeit eine Anzahl von Rezensionen altfranzösischer Erscheinungen, die er mit grosser Sachkenntnis und einschneidender kritischer Schärfe sachlich und sprachlich zergliederte. So besprach er 1820 und zwar wenig günstig ROQUEFORTS Ausgabe der Poésies de Marie France, Paris 1820[91]) und dessen Supplément au glossaire de la langue romane, Paris 1820[92]). Von besonderem Gewicht ist seine in das Jahr 1825 fallende

88) POTT nennt Diez später geradezu den „Grimm" für die romanische Sprachklasse; s. Allg. Monatsschrift f. Wiss. u. Lit. 1852, S. 944. 88a) Rec. DIEZ Heidelb. Jahrb. 1817, 371 ff. 89) Die in spanischer Sprache geschriebene, Cassel en Hassia mes de Mayo 1812 unterzeichnete Vorrede ist wieder abgedruckt in den Kl. Schriften VIII, S. 7—9. 90) Studien zur Geschichte der spanischen und portugiesischen Nationalliteratur, Berlin, Asher 1859, S. 377. 91) In den Gött. Gel. Anz. 1820, Stück 166, S. 1649—1658 (Kl. Schr. V, 145—150). 92) Gött. Gel. Anz. 1820, Stück 183, S. 1825—1831 (Kl.

Besprechung von Méon's, Nouveau Recueil de Fabliaux[93]) wegen der gelehrten sprachlichen Bemerkungen zu Gautier de Coincy, die er S. 289 mit den Worten beschliesst: „Diese wenigen proben zeigen, wie viel feinheiten und schwierigkeiten der alten sprache von Herrn Méon, dem nicht blos Gautiers vollständige werke, sondern der unermessliche schatz altfranzösischer dichtungen der königlichen bibliothek in Paris offen stehen, erläutert oder doch wenigstens angeregt werden könnten", und nun zum Schluss die Mahnung, dass ein Deutscher hierin den Franzosen vorangehen möge. In seinem Reinart Fuchs[94]) beschäftigt er sich eingehend mit der Überlieferung des Renart und bringt den Renart le bestorné[95]) zum erstenmal zum Abdruck. Noch 1863 beschäftigt er sich ziemlich ausführlich mit W. J. A. Jonckbloets Etudes sur le roman de Renart[96]). Durch Bekkers Ausgabe des Roman d'Aspremont wurden bei ihm, wie er sich ausdrückt, „alte studien wieder angefrischt", und er beleuchtete nun 1849 in seiner akademischen Abhandlung „Über die romanischen Genitive Pluralis"[97]) auf Grund ausgedehnter Belesenheit in der provenzalischen und altfranzösischen Dichtung die bekannten Genitivformen *loro*, *la geste Francor*, *la loi chrestienor* u. dergl. Auch in seiner akademischen Rede „Von vertretung männlicher durch weibliche namensformen"[98]) verbreitet er sich über analoge Erscheinungen im Romanischen. Als Zeugnisse seiner Beziehungen zur italienischen Märchenerzählung und Volksdichtung nenne ich hier seine Vorrede zu Felix Liebrecht's Übersetzung von Giambattista Basiles Pentamerone[99]) und seine Anzeige von Giuseppe Tigris Canti popolari toscani, Firenze 1856[100]). Wer es also unternehmen wollte, die Bedeutung Jakob Grimms als Romanist in einer Monographie ausführlicher zu schildern, würde über Mangel an Stoff nicht zu klagen haben. — Nur gelegentlich haben sich einige von diesen Männern[101]), zu denen man noch etwa den schon genannten Archäologen und Kunsthistoriker Toelken[102]) gesellen kann, beikommen lassen, romanische Materien zum Gegenstande besonderer Vorlesungen zu machen — aber in dem geistigen Verhältnis, das sie alle mit den neuen Erkenntnisobjekten verknüpft, ruht ein Teil der lebendigen Kräfte, unter deren Wirksamkeit das Wachstum und Gedeihen der neuen Wissenschaft und ihrer Lehre an der Berliner Universität vonstatten geht.

Mit der 1817 vollzogenen Lostrennung der Abteilung für den öffentlichen Unterricht vom Ministerium des Innern und der Berufung des Freiherrn von Altenstein[103]) zum ersten selbständigen Kultusminister kommt ein neues triebkräftiges Leben in das gesamte höhere Schulwesen des Preussischen Staates. Soweit die Neugestaltung

Schr. V, 150—153). 93) In Gött. Gel. Anz. 1825, Stück 71, S. 705—712 (Kl. Schr. V, 285—290). 94) Berlin, Reimer 1834, S. CXV—CXLVIII. 95) S. 443 f. (= Rutebeuf) ed. Jubinal (1839) I 196—202. 96) Gött. Gel. Anz. 1863, Stück 35, S. 1361—1378. 97) In den Monatsberichten der Berliner Akad. 25. Okt. 1849, 238—244 (Kl. Schr. V, 376—381, s. auch eb. 387—388). 98) Gelesen in der Berliner Akad. am 3. u. 10. Juni 1858 (Kl. Schr. III 349—413). 99) 2 Bände, Breslau 1846. 100) Germania Jahrg. II, 1857, S. 380—382 (Kl. Schr. VII, 426—428). 101) Vgl. unten bei Ranke und Ideler. 102) Auch er gibt 1843 in dem Falle Valentini (s. u.), einer amtlichen Aufforderung folgend, ein scharfgefasstes fachmännisches Gutachten ab. 103) 1770—1840.

des Gymnasialunterrichtes in Betracht kommt, wird man, wenn man mehr die verhängnisvolle Wirkung der streng durchgeführten Reformen, als den guten Willen ihres Schöpfers ins Auge fasst, nicht umhin können, sich dem abfälligen Urteil, das PAULSEN[104]) über das Ministerium Altenstein gefällt hat, rückhaltslos anzuschliessen. Noch aber hat Niemand die mit feinsinniger Erkenntnis des Angemessenen dauernd auf grosse Ziele eingestellt gebliebene Entwicklung der preussischen Universitäten, wie sie damals in die Wege geleitet wurde, mit einem ähnlichen Masse messen wollen, und insbesondere gebührt dem neuen Ministerium für die weitblickende Fürsorge und zähe Tatkraft, mit der es den Universitätsunterricht in den neueren Sprachen auf eine feste Grundlage zu stellen beflissen war, Dank und Anerkennung. Innerhalb der Frist von etwa 16 Monaten gingen von dem Ministerium eine Anzahl Schriftstücke aus, die mit unverkennbarer Deutlichkeit beweisen, dass die leitenden Staatsmänner sich bewusst geworden waren, dass die neueren Sprachen, abgesehen von ihrem rein praktischen Werte, einer wissenschaftlich philologischen Behandlung fähig seien und dass demnach auch dieser Unterricht sich in den beiden Hauptrichtungen, in denen der Betrieb aller philologischen Wissenschaften verläuft, nämlich in der Pflege der literarischen und der linguistischen Sprachbetrachtung zu betätigen habe. Die beiden Gelehrten, von denen man damals die Verwirklichung der neuen Ideale erwarten zu dürfen glaubte, waren AUGUST WILHELM SCHLEGEL und KARL FRIEDRICH FRANCESON. Das erste der hier gemeinten, jetzt im Geheimen Staatsarchiv aufbewahrten Dokumente ist ein vom 8. März 1818 datiertes Schreiben Altensteins an den König, in welchem die Berufung A. W. SCHLEGELs[105]) als ordentlicher Professor an die Berliner Universität befürwortet wird. Es beginnt folgendermassen: „Auf der hiesigen Universität werden noch Vorträge über die Literatur im Allgemeinen und die des neuern Europa insonderheit, namentlich über die Geschichte der deutschen Sprache ungern vermisst, die zumal an einer Anstalt wie diese nicht fehlen dürfen. Es würde aber gewiss sehr schwierig gewesen sein, für dieses Fach einen tüchtigen Lehrer zu finden, wenn nicht der rühmlich bekannte Gelehrte August Wilhelm Schlegel sich hätte geneigt finden lassen, eine Lehrstelle bei hiesiger Universität anzunehmen[106]) u. s. w." Schlegel hat sein ihm durch Kabinetsordre vom 2. Juli 1818 übertragenes Amt nie angetreten; die seit dem Wintersemester desselben Jahres in den Vorlesungsverzeichnissen dreimal wiederkehrende Notiz „Herr Prof. v. Schlegel wird seine Vorlesungen am schwarzen Brett (zeitig) anzeigen", war und blieb das einzige äusserlich wahrnehmbare Symptom seiner Beziehungen zur Berliner Universität. Der Minister hatte sich inzwischen mit grossem Widerstreben entschlossen, „dem dringenden Wunsche des Professors von Schlegel nicht gleich hier, sondern vorerst in Bonn aufzutreten, nachzugeben", wiewohl er ein in dieser Richtung liegendes Bedürfnis für die eben gegründete Rhein-Universität für jetzt und eine längere Zeit nicht anzuerkennen vermochte[107]). Der ihm für das W.S.

---

104) Geschichte des gelehrten Unterrichts, Leipzig 1885, II, 597. 105) 1767—1845. 106) Acta des Geh. Kabinets betr. Personalien der Berliner Universität R. 89, Bd. VIII, 93, 2 vol. I. 107) An Hardenberg, Berlin den 15. September 1818, s. G. St.-A. R. 74, L. V, vol. II Kurmark Brandenburg



1818 gestattete Aufschub wurde unter dem 11. Juni 1819 um ein Jahr verlängert und Schlegel durfte an der Universität Bonn weiterwirken, ungeachtet seines „auf Berlin lautenden Rufes.“ Die Erwartung des Ministeriums, dass es Schlegel gelingen werde, das ihn in Bonn festhaltende Privatverhältnis zu den Erben der MADAME DE STAËL zu lösen, hat sich nie erfüllt und so kam Schlegel nie nach Berlin, obgleich er im Verlaufe der zunächst durch ALEXANDER VON HUMBOLDT, dann durch KOREFF geführten Verhandlungen deutlich zu erkennen gegeben hatte, dass er eine Berufung in den preussischen Staatsdienst nur dann annehmen würde, wenn dieselbe auf Berlin, den „Mittelpunkt deutscher Geistesbildung“ lauten würde.

Dass es Altenstein ernstlich darum zu tun war, die „bisher sehr merkliche Lücke“, die infolge der ablehnenden Haltung Schlegels sich nicht schliessen wollte, endlich auszufüllen, zeigten seine erfolgreichen Bemühungen, einen Mann wie FRIEDRICH WILHELM VALENTIN SCHMIDT dauernd für die Berliner Universität zu gewinnen. VALENTIN SCHMIDT, wie er seit dem Sommersemester 1830 in den Vorlesungsverzeichnissen zum Unterschied von dem Historiker ERNST AUGUST SCHMIDT genannt wird, wurde am 16. September 1787 in Berlin geboren. Er besuchte das Berlinisch-Köllnische Gymnasium, an dem sein Vater VALENTIN HEINRICH SCHMIDT als Prorektor und Professor tätig war, und ging zu Ostern 1806 mit dem Zeugnis der Reife nach Halle, um Theologie zu studieren. 1809 wurde er Kollaborator und 1818 Professor an demselben Gymnasium. Er habilitierte sich am 9. Januar 1819 auf Grund einer Probevorlesung[108]) „Die Kirchentrennung von England (La Cisma de Ingleterra), Schauspiel Calderons de la Barca, verglichen mit Shakespeares Heinrich dem achten“[109]), die die Richtung, in der sich seine wissenschaftliche Tätigkeit bis dahin vornehmlich bewegt hatte, genugsam erkennen lässt. Dass er dem Studium der vergleichenden Literaturgeschichte schon seit einem Jahrzehnt fast ausschliesslich obgelegen habe, ist aus dem oben S. 11 mitgeteilten Auszuge aus seinem lateinischen Habilitationsgesuche zu entnehmen, dem er ausser einigen anderweitigen gelehrten Arbeiten[110]) die folgenden einschlägigen Schriften beigefügt hat: 1. Märchen Saal. Band I. Die Märchen des Straparola. Mit Anmerkungen (Beiträge zur Geschichte der romantischen Poesie enthaltend)

(Univ. Berlin) Altenstein. 108) Akten der Berl. Univ. Littr. H. Nr. 1, vol. I, fo. 173. 109) Über die Kirchentrennung von England, Schauspiel des Don Pedro Calderon de la Barca. Übersicht des Inhalts mit beurteilenden Andeutungen über Hülfsmittel, Ausgaben, Übersetzungen, Nachahmungen, Literatoren (so), Sprache, Zeitfolge und Quellen der Werke des Calderon, von D. Friedrich Wilhelm Valentin Schmidt, dem Sohn des Professors am Berlinisch-Köllnischen Gymnasium, Privatdozent an der Universität zu Berlin, Mitglied der lateinischen Gesellschaft zu Jena, Berlin 1819. In der Maurerschen Buchhandlung, Poststr. 29, II + 46 S. 110) a) Benedikt von Spinozas Ethik. Aus dem Lateinischen übersetzt. Berlin 1812. b) Tausend griechische Wörter, welche in den Wörterbüchern von Schneider und Riemer fehlen. Mit einem Anhang von Autoritäten und Nachweisungen für Wörter aus dem Buchstaben E, welche als zweifelhaft von Schneider mit zw. bezeichnet sind. Berlin 1817; dazu: Zweiter oder komischer Anhang zu tausend griechischen Wörtern. Berlin 1820. c) Phaedri Fabularum Aesopiarum Libri quinque. E Recensione Richardi Bentleji. Ictus

und einem alphabetischen Register[111]). 2. Sammlung französischer Schriftsteller aus dem 19. in das 13. Jahrhundert zurück. Nebst einem Wörterbuch für die verschollenen alten Wörter, besonders in Beziehung auf den Zusammenhang der neueren Sprachen unter sich und mit der lateinischen, ihrer Muttersprache. Für den gelehrten Unterricht, Berlin, Nicolai 1818[112]) 3. Beiträge zur Geschichte der romantischen Poesie. Mit einem alphabetischen Register, Berlin 1818[113]). 4. Fortunatus und seine Söhne, eine Zaubertragödie von Thomas Decker. Aufgeführt im Jahre 1600 vor der Königin Elisabeth. Aus dem Englischen. Mit einem Anhang ähnlicher Märchen dieses Kreises und einer Abhandlung über die Geschichte des Fortunatus. Berlin 1819. 5. Unter der Presse befand sich: Geist aus zweihundert Schauspielen des Don Pedro Calderon de la Barca. Mit Untersuchungen über den Zusammenhang der Stücke unter sich und mit denen der Vorgänger und Zeitgenossen; über die Zeitfolge; das Geschichtliche darin; über Quellen und Nachahmungen, Anspielungen, Lesearten und Verbesserungen des Textes.

Von seinen später veröffentlichten Schriften zur vergleichenden Literatur seien hier die wesentlichsten beigefügt: 1. Balladen und Romanzen der deutschen Dichter Bürger, Stollberg und Schiller, erläutert und auf ihre Quellen zurückgeführt. Berlin, Nauck 1827[114]). 2. Über die italienischen Heldengedichte aus dem Sagenkreis Karls des Grossen. Ein Beitrag zur Geschichte der romantischen Poesie. Der erste und zweite Teil (eb. 1819 u. 1820) mit dem für das übrige als Nebenbezeichnung geltenden Haupttitel „Rolands Abenteuer in hundert romantischen Bildern nach dem Italienischen" ist eine von Frau NAUBERT[115]) verfasste Bearbeitung des Bojardo, mit deren auf ihr Ansuchen geschehenen Veröffentlichung Schmidt eine Pflicht der Pietät erfüllt zu haben scheint. Der dritte Teil (eb. 1820) rührt von ihm selbst her; er enthält in einer langen Reihe von Kapiteln sehr reichhaltige Erläuterungen aller Art zu den italienischen Karlsdichtungen, in der Weise, dass, wie es z. B. im 1. Kapitel geschieht, die Geschichte der Königin Bertha und des Königs Pepin nach einer altfranzösischen Handschrift in der

---

per accentus acutos expressi sunt discentium commodo. **111)** Berlin, Duncker und Humblot 1817. Das Bändchen enthält die Übersetzung von 18 Märchen des Straparola, denen ausgiebige Bemerkungen zur vergleichenden Volkskunde zur Erläuterung beigegeben sind. Es galt dem Verfasser als der Anfang eines „verjüngten Cabinet des Fées", das er „mit sorgsamer Wahl aus den wahrhaft klassischen Erzeugnissen dieser Art" zu veranstalten gedachte (s. S. X u. XIII). **112)** Näheres s. u. S. 27 ff. **113)** XIII + 192 S.; enthält a) Untersuchungen über das Geschichtliche, die Quellen etc. von Boccaccio's Decamerone, besonders in Beziehung auf Dante, Hans Sachs und das altenglische Theater; auch Altfranzösisches wird herangezogen, b) eine Bearbeitung der den „Sieben weisen Meistern" angehörenden Erzählung vom geizigen Oktavian, nach der Ausgabe von 1488, mit vergleichenden Anmerkungen; c) einen Auszug aus des Paracelsus Abhandlung von den Undinen, nach der Baseler Ausgabe von 1590 (Grundlage von Fouqués Undine, s. S. 145); d) vermischte Bemerkungen mit Bezug auf Cervantes, Los Trabajos de Persiles y Sigismunda, über die Fabel vom Wolf als Arzt u. dergl. **114)** Vgl. ALB. LUDWIG, Schiller u. d. deutsche Nachwelt, Berlin 1908, S. 188. **115)** Nach Schmidt Verfasserin des anonymen Werkes „Neue Volksmärchen der Deutschen nach Volkssagen und Chroniken des Mittelalters"; s. auch SCHERER, Jakob

Königl. Bibliothek zu Berlin ihrem Inhalte nach erzählt wird und dann geschichtliche, kritische, ästhetische und literarische Untersuchungen und Bemerkungen angeknüpft werden. Ebenso werden behandelt der Turpin, die Reali de Franza u. s. w., dann Bojardo, Pulci, Ariosto, Fortiguerra u. s. f. 3. Seine in den Wiener Jahrbüchern der Literatur gedruckten sehr ausführlichen Bemerkungen zu Dunlop, History of Fiction, die sich in ihrem ersten Teil, Bd. XXXI, 1825 auf die Artusromane und den Karlzyklus, in ihrem zweiten Teile, Bd. XXXIII, S. 16ff., auf die Amadisromane beziehen; der erste Teil wurde ins Französische übersetzt von dem Baron Ferdinand de Roisin, unter dem Titel Les romans en prose des cycles de la Table ronde et de Charlemagne und erschien so zuerst in den Mémoires de la Société des Antiquaires de la Morinie und dann wiederum in Buchform zu Bonn 1842. 4. Seine noch heute unübertroffenen Studien zu Calderon[116]) hat sein Sohn Leopold Schmidt, der sie in der Vorrede, als „das Werk seines Lebens bezeichnet, dessen Vollendung sein Vater unablässig mit Liebe und Eifer nachgestrebt hat", unter dem Titel: Die Schauspiele Calderons, dargestellt und erläutert von Friedrich Wilhelm Valentin Schmidt, aus gedruckten und ungedruckten Papieren des Verfassers zusammengesetzt, ergänzt und herausgegeben[117]). (Elberfeld, R. L. Friedrichs, 1857) XXXIV + 543 S.[118]). 5. Ein weites Feld für die Betätigung seiner vergleichend-literarischen Kenntnisse boten ihm die zahlreichen in der sogenannten Disciplina clericalis des Petrus Aphonsus vereinigten Fabeln, Anekdoten und Erzählungen, deren lateinischen Text er 1827 mit wertvollen exegetischen Anmerkungen versehen herausgab. Obgleich ihm bekannt war, dass die Société des bibliophiles français den lateinischen Text nebst den beiden vorhandenen altfranzösischen Bearbeitungen zu veröffentlichen gedachte, wusste er doch im Augenblick des Erscheinens seiner Ausgabe noch nicht, dass die Société ihre Absicht bereits seit drei Jahren verwirklicht hatte[119]).

Um von den Lasten seines Schulamtes befreit ganz seiner akademischen Tätigkeit leben zu können, bewarb sich V. Schmidt bereits in einem unter dem 15. Juni 1819 an die philosophische Fakultät gerichteten Schreiben um eine ausserordentliche Professur[120]). Die Fakultät, die aus den gelegentlich seiner Habilitation eingereichten Schriften, sowie insbesondere aus der Art seiner Probevorlesung den Eindruck gewonnen haben mochte, dass er seiner mit den Forderungen des Universitätsunterrichtes nicht zu vereinigenden Vorliebe für die Erforschung engbegrenzter Sondergebiete allzu willig gehorche, hatte ihm schon gleich zu Anfang nahegelegt[121]) und schärfte ihm nun von neuem ein, seine Vorlesungen über umfassende

---

Grimm S. 106. **116)** S. dazu Max Krenkel, Klassische Bühnendichtungen der Spanier, Calderon I, IV (Leipzig, Barth 1881). **117)** Leopold Schmidt, Professor in Bonn, veröffentlichte bald darauf ein eigenes geschätztes Werk zur spanischen Literatur: Über die vier bedeutendsten Dramatiker der Spanier, Bonn 1858. **118)** Zu V. Schmidts Ansichten über die Kunst des Übersetzens s. seine Besprechung von G. N. Bärmann und C. Richard, Die Schauspiele des berühmten Castilianischen Dichters Don Pedro Calderon de la Barca, Zwickau, Schumann 1824, 4 Bde., in den Wiener Jahrb. XXVIII (1824), S. 268—276. **119)** Rec. Diez, Jahrb. f. wiss. Krit. 1829, 350. **120)** Akten der Berl. Univ., Littr. P, Nr. 3, vol. 1, fo. 74 u. 77. **121)** Eb. Littr. H, Nr. 1,

allgemeine Teile seines Faches auszudehnen und sie so einzurichten, dass „die Studierenden aller Fächer"[122]) „in Ansehung der allgemeinen Literatur- und Bücherkenntnis", „wenigstens diejenige Anleitung" empfangen, „welche nötig ist, damit sie sich auf diesem weiten Felde selbst orientieren und mit Leichtigkeit weiter helfen können".

Die Ernennung Schmidts zum ao. Professor, die ALTENSTEIN dem Fürsten HARDENBERG zur Berücksichtigung sehr dringend empfahl[123]), erlitt durch die Verhandlungen mit SCHLEGEL, sowie durch die eine Zeit lang beabsichtigte Berufung LUDWIG TIECKS[124]) eine unliebsame Verzögerung; sie erfolgte nach fast zweijährigen Verhandlungen durch Ministerialreskript vom 28. April 1821, und zwar, wie es scheint, unter Bewilligung eines Gehalts von 300 ℛ︁ℳ︁ und der Bestimmung, dass er in seinem Schulamt bis auf weiteres noch verbleibe; seit 1822 gehörte er der Universität als Lehrer ausschliesslich an und verwaltete, wenn man der Angabe der Allg. deutsch. Biographie Glauben beimessen darf, im Nebenamt die Stelle eines Kustoden[125]) an der Kgl. Bibliothek, bis er am 12. Oktober 1831 durch die Cholera dahingerafft wurde. Man muss diese eben angedeutete Stellungnahme der Fakultät, die nun in allen in Sachen Schmidt gepflogenen Verhandlungen als leitender Gedanke wiederkehrt[126]), im Auge behalten, um die fast während seiner ganzen akademischen Lehrtätigkeit zu beobachtende Anordnung seiner Vorlesungen verstehen zu können. Er pflegte in jedem Semester deren zwei zu veranstalten, die eine privatim, vier- oder fünfstündig, über weit umfassende Themata von allgemeiner Bedeutung, die andere öffentlich, ein- oder zweistündig, über ein mehr oder weniger begrenztes Spezialgebiet; über einzelne Autoren las er nur publice, doch genoss sein Lieblingsdichter Calderon gelegentlich den Vorzug, den Gegenstand eines Hauptkollegs zu bilden (z. B. S.S. 22). So drehen sich die Vorlesungen Val. Schmidts, von deren Art man sich leicht eine Vorstellung bilden kann, wenn man die zu einigen von ihnen bestehenden gedruckten Parallelwerke vergleichend heranzieht, in der angedeuteten Paarung um folgende Gegenstände: Geschichte der Literatur der mittleren und neueren Zeiten 4mal. Über die Italienischen Gedichte aus dem Sagenkreis Karl des Grossen 1mal S.S. 19[127]), Geschichte der mittleren und neueren Literatur, Erklärung einiger deutschen Gedichte 5mal S.S. 23. — Literaturgeschichte des Mittelalters und der neueren Zeit 4mal. Shakespeares Dramen in chronologischer Ordnung 1mal W.S. 24. — Geschichte der Literatur und Bibliographie des Mittelalters und der neueren Zeit 4mal; Calderons Komödie La Dama Duende, mit Einleitung zu Calderon 2mal W.S. 26. —

vol. I, fo. 173, 174. 122) Eb. Littr. P, Nr. 3, vol. I, fo. 76; dass diese von der Rücksicht auf die „allgemeine Bildung" eingegebene Anordnung einem auch sonst üblichen Verfahren entsprach, also keine Herabwürdigung des von V. Schmidt vertretenen Faches bedeutete, lässt sich aus den bei PAULSEN, Geschichte des gelehrten Unterrichtes II² 446 mitgeteilten Tatsachen entnehmen. 123) Geh. Staatsarchiv (?) Abschrift Nr. 11324 (29. Sept. 1820). 124) Ebd. R. 74, L. V, vol. II, Kurmark Brandenburg. 125) S. Allg. deutsche Biographie XXXII 14—16; bei WILKEN, Gesch. d. Kgl. Bibliothek, 1828 findet sich nichts darüber; auch heute ist an zuständiger Stelle darüber nichts bekannt. 126) Littr. P, Nr. 3, vol. I, 74, 76, 77, 82, 97, 99. 127) S. dazu seine Be-



Geschichte der Literatur des Mittelalters 5mal; einige Stellen des altfranzösischen Gedichtes Le Chastoiement d'un Père à son Fils (s. unten) 1mal W.S. 21. — Literaturgeschichte des Mittelalters; Über die Gedichte des Hans Sachs S.S. 28. — Dasselbe 5mal. Die Verse, in welchen die Scholastiker die Regeln der Logik auszudrücken pflegen nach eigenen Diktaten 2mal S.S. 29. — Dasselbe 5mal; Erklärung von Racines Trauerspiel Athalie 2mal W.S. 31 (doch starb Schmidt schon im Oktober 1831). — Geschichte der neueren Literatur; vornehmlich der neueren Poesie 5mal; Über die Schauspiele des spanischen Dichters Pedro Calderon de la Barca, sowohl über die echten, als über die untergeschobenen 1mal W.S. 19. — Geschichte der neueren Poesie ? mal, Racines Athalie erklärt 2mal W.S. 28. — Dasselbe ? mal, Dantes Purgatorio 2mal W.S. 29[128]). — Geschichte der deutschen Poesie 4mal; Von den Quellen mehrerer Balladen und Romanzen der deutschen Dichter Bürger, Stollberg, Schiller und Goethe[129]) 1mal S.S. 20. — Dasselbe 4mal; Über einige Gegenstände der deutschen Literatur 1mal W.S. 20. — Allgemeine Geschichte der dramatischen Poesie ? mal; Brief des Horaz über die Dichtkunst erklärt 1mal S.S. 21. — Die Geschichte der dram. Poesie ? mal; Mehrere Apologen aus dem altfranz. Gedicht Le Chastoiement etc. 1mal S.S. 26. — Geschichte der älteren und neueren dramatischen Poesie 4mal; Mehrere Stellen aus dem Chastoiement etc. 2mal. S.S. 24.— Geschichte der dramatischen Poesie bei den Spaniern verbunden mit Erklärung eines Dramas von Calderon 2mal W.S. 27. — Geschichte der dramatischen Dichtkunst bei den alten und neueren Völkern 4mal; Divina Commedia Fortsetzung; als Einleitung das Leben des Dichters 2mal S.S. 30. — Deutsche Literaturgeschichte nach Kobersteins Grundriss 4mal; Dantes Paradis 2mal W.S. 30. — Geschichte der deutschen Literatur des 16. Jahrhunderts nach Heinsius, Teut, Th. 4 ? mal; Erklärung von Dantes Paradis Forts. 2mal W.S. 31. — Eine literarisch-kritische Geschichte der Romane, Novellen, Märchen, Sagen und Volksbücher 4mal, Auserlesene Novellen aus dem Dekamerone des Boccaccio etc. (s. unten) 1mal W.S. 22. — Dasselbe 4mal; Das befreyete Jerusalem des Tasso erkl. 1mal S.S. 27. — Calderons Schauspiel el Magico prodigioso (nach der kleinen Zwickauer Ausgabe [nebst Einleitung in die sämtlichen Werke Calderons] erkl.) 4mal; Hans Sachs ? mal S.S. 22; zum Magico prod. s. auch W.S. 25.

Dass Valentin Schmidt der Linguistik der romanischen Sprachen nicht ganz fern stand, ergibt sich freilich in leisem Widerspruch zu der in seiner lateinischen Vita 1819 (s. oben S. 11) abgegebenen Erklärung aus dem unten S. 28 mitgeteilten Abschnitt der Vorrede zu seiner „Samm-

---

merkungen zu Dunlop o. S. 25, Nr. 3. 128) Seine Beschäftigung mit Dante ist schon wesentlich früher nachweisbar; 1821 hielt er gelegentlich der Gedächtnisfeier der Wohltäter des B. Kölln. Gymnasiums die Hauptrede „Über die Bedeutung der Divina Commedia des Dante". 129) Vgl. das oben S. 24 genannte Werk, S. VII.

lung franz. Schriftsteller"; und so hat er denn seit dem W.S. 1821 wiederholt angekündigt, dass er mit der Erklärung eines Autors Bemerkungen über den Ursprung und Zusammenhang der neueren (romanischen) Sprachen, insbesondere der französischen, italienischen und spanischen verbinden werde (s. W.S. 21; W.S. 22; S.S. 24; W.S. 25), doch muss er stillschweigend schon früher so verfahren sein, da Altenstein in seinem oben Anm. 123 berührten Schreiben vom 29. Sept. 1820 anerkennend auf diese Seite seiner Tätigkeit hinweist. Was er als Universitätslehrer in dieser Beziehung seinen Hörern zu sagen hatte, wird sich nicht mehr genügend feststellen lassen, freilich wird man als selbstverständlich voraussetzen dürfen, dass er sich mit den inzwischen erschienenen Schriften Raynouards und August Wilhelm Schlegels bekannt gemacht haben wird. Einigen Anhalt gibt das auf Vermittlung sprachwissenschaftlicher Erkenntnis zugeschnittene Wörterbuch[130]) zu seiner oben S. 24 genannten Sammlung französischer Schriftsteller, bei dessen Zusammenstellung ihm ausser La Combe, Dictionnaire du Vieux Langage François, Paris 1766 (nebst dem Supplement 1767), Kelham, Dictionary of the Norman or old French Langage, London 1779 und das von ihm höher bewertete Glossaire Roqueforts wenigstens zur Hand waren. Mehr entlehnt hat Schmidt aus den Anmerkungen des Salmasius zu den Scriptores Historiae Augustae; aus Octavii Ferrarii, Origines Linguae Italicae, Patavii 1676 und besonders aus Du Cange; mancherlei Aufklärung verdankt er seinem Lehrer Spalding[131]). Man sieht, dass die Linguistik nicht Schmidts starke Seite war, doch gibt die in Nebendingen nicht ganz durchsichtige Vorrede des Buches folgende, nicht nur das wissenschaftliche Wollen seines Verfassers ins Licht setzende, sondern auch für die Geschichte des französischen Unterrichtsbetriebes an höheren Schulen höchst beachtenswerte Aufschlüsse. „Da ich seit 9 Jahren", heisst es daselbst, „in mehreren Klassen des Berl.-Köllnischen Gymnasiums mit dem Unterricht in der französischen Sprache von seiten des Herrn Direktors beauftragt gewesen bin, so habe ich das Bedürfnis eines Lehrbuchs, welches dem mich leitenden Plan angemessen wäre, lebhaft empfunden. Die früherhin eingeführte Chrestomathie von Gedike war für eine Zeit bestimmt, wo der französische Unterricht noch für einen Hauptgegenstand galt; wo die Sprache als selbständig unabhängig von ihrer Mutter, der lateinischen, und ihren Schwestern, den neueren Sprachen, betrachtet wurde; die dermalige starre Gestalt derselben war allein berücksichtigt und besonders in dieser Hinsicht war jene Sammlung schon vor meiner Zeit nicht mehr in Gebrauch." Ich bemerke dazu, dass nach Ausweis der Jahresberichte des Berl.-Köllnischen Gymnasiums das Buch offiziell eingeführt war und von Schmidt in dem Geiste gebraucht wurde, von dem er bei dessen Abfassung geleitet worden war. So heisst es z. B.: „in Grosstertia Französisch übersetzen aus den letzteren (so) Ab-

130) Man vergleiche dazu seine Zusammenstellung „Altfranz. Wörter, von denen die meisten in den jetzigen Wörterbüchern fehlen", Berlin, Stettin 1818. 131) Georg Ludwig Spalding, 1762—1811, Professor am Berl.-Köllnischen Gymnasium, las im W.S. 1810 als Mitglied der Akademie an der Universität. Er ist besonders als Quintilianforscher bekannt.



schnitten der „Sammlung franz. Schriftsteller". Ableitung der französischen Wörter aus dem Lateinischen und Wortbildung, oder anderweitig „Bildung der Worte und Formen"[132]).

Bereits als Schüler scheint Schmidt Spuren einer aussergewöhnlichen Begabung für gelehrte Studien bekundet zu haben. Dafür zeugt weniger die Rede, die er am 20. Dezember 1805 als „Grossprimaner" gelegentlich der „Gedächtnisfeier der Wohltäter" des Berlin-Köllnischen Gymnasiums über „den Handel Italiens und besonders Venedigs im Mittelalter" gehalten hat, als vielmehr die auszeichnenden Worte, in die am Ende seiner Gymnasialzeit seine Lehrer den Eindruck, den sie von seinem Wesen gewonnen hatten, zusammengefasst haben. In dem Jahresbericht der Anstalt Ostern 1806, S. 74f. heisst es von ihm: „Seine Bescheidenheit und Regelmässigkeit und die Reinheit seiner Sitten haben ihn ebenso, wie seine bedeutenden Fortschritte in den Sprachen und Schulwissenschaften allgemein empfohlen und Liebe und Achtung erworben. Er hat alle Anlagen und Vorkenntnisse, um einst ein gründlicher und geschmackvoller Gelehrter zu werden. Übrigens gehört er zu denen, deren Privatfleiss um der körperlichen Gesundheit willen eher gezügelt als angespornt werden muss."

Von Schmidts Verhältnis zur Romantik war schon oben S. 11f. die Rede, über seine damit zusammenhängende Hinneigung zum Katholizismus erfährt man einiges Nähere aus dem Neuen Nekrolog der Deutschen, 9. Jahrgang, 2. Teil, Ilmenau 1838, S. 903f. Aber noch ein anderer Zug verknüpft ihn mit den Romantikern — die Flucht aus der trüben Wirklichkeit und damit die Hingabe an die erträumte Zauberwelt der Vergangenheit. So ruft A. W. Schlegel den alten romanischen Dichtern zu:

Mit Euch zu leben und den deutschen Ahnen
Ist, was mir einzig das Gemüt kann laben.

Und weiterhin:

Das ächte Neue keimt nur aus dem Alten,
Vergangenheit muss unsre Zukunft gründen,
Mich soll die dumpfe Gegenwart nicht halten,
Euch, ew'ge Künstler, will ich mich verbünden.
Kann ich neu, was ihr schuft, und rein entfalten,
So darf auch ich die Morgenröte künden,
Und streun vor ihren Himmelsheiligthumen,
Der Erde Liebkosungen, süsse Blumen"[133]).

132) S. Jahresbericht des Berl. Kölln. Gymn. 1819, S. 57; 1820, S. 46; 1821, S. 54. Die Lektüre bewegte sich also rückwärts etwa von Racine an über du Bartas (zu dessen Aufnahme er sich durch eine bekannte Bemerkung Goethes zu Rameaus Neffen hatte bewegen lassen (vgl. die Cottasche Jubiläumsausgabe XXXIV, 163f.; vgl. dazu auch Darmesteter u. Hatzfeld, Le XVIe siècle en France I 133f., zu sonstigem Einfluss Goethes auf Val. Schmidt s. u. Anm. 135), den Heptameron, Merlin nach der Ausgabe von 1528, Le Grand d'Aussy's Fabliaux, Charles d'Orléans, das Chastoiement d'un Père à son Fils, von dem hier ein umfangreiches Stück abgedruckt ist, bis zu den Strassburger Eiden, die er aus Roqueforts Glossaire kannte. Die vor Racine liegenden Stücke aus Fénelon, Voltaire, dem Comte de Caylus, Diderot, Mad. de Genlis, Mad. de Staël, Eugène Labaume scheinen gar nicht oder kaum berücksichtigt worden zu sein. 133) S. Blumensträusse italie-

Die gleiche weltschmerzliche, und doch von schönem Idealismus getragene Grundstimmung klingt wieder in den ergreifenden Distichen, in denen Valentin Schmidt seine Märchen des Straparola seinem Jugendfreunde Karl von Örtzen auf Brunn gewidmet hat und die uns einen so tiefen Einblick in das Innenleben des hervorragenden Mannes tun lassen:

„. . . wir sahen und fühlten und trugen
Schwer die Schwüle, der bald grässliche Wetter gefolgt.
Frühreif machte die Zeit uns, es machte das eigene Streben;
Jugendlich flüchtiger Sinn war dem Gemüthe so fremd.
Geht denn, Märchen, zu Ihm, zu dem Mann, des Herz sich erhalten
Rein im Getümmel der Welt; gaukelt im farbigen Glanz,
Zaubert im blanken Spiegel herbei anmutige Bilder,
Wo was edel und gross, wo was geduldig und fromm
Innerlich ist, auch äusserlich strahlt und duftet; und Bosheit,
Die in der Welt sich verhüllt listig mit Worten voll Schein,
Widerlich ist, und Ekel erregt; wo der Gute im Kampfe
Und im Unglück glänzt, ohne den leisesten Fleck.
Wie ihr die Kinder entzückt, so verjagt auch die Sorgen des Lebens,
Die den geschäftigen Mann schwirrend und trübe umziehn u. s. w."

Der Absicht, dieser heilsamen Wirkung auf das Gemüt auch seine Schüler teilhaftig werden zu lassen, ist zum Teil die Entstehung seiner mehrfach erwähnten „Sammlung französischer Schriftsteller" zu danken, mit der er nach eigenem Geständnis nicht beabsichtigt hat, gelegentlich geschichtliche, geographische oder dergl. Kenntnisse zu vermitteln, sondern „eine grossartige, edele und gottergebene Gesinnung nach Möglichkeit zu erwecken und zu beleben. Dichtungen aber und Märchen haben in dieser Hinsicht einen unglaublichen Einfluss auf das ganze Leben"[134]). Er wird sich an anderer Stelle voll bewusst, dass die von anderen an ihm gerühmte, von ihm selbst am Freunde erkannte Reinheit des Herzens die unerlässliche Vorbedingung für das Gedeihen aller wissenschaftlichen Arbeit sei; denn an der Bewältigung seiner Aufgabe wird nur der mit glücklichem Erfolg arbeiten, der „reines Herzens" ist[135]). „Nur die völlige Selbstentäusserung, die Aufopferung aller vorgefassten Meinungen, Ansichten und Wünsche eröffnet die Pforten des Heiligtums der Geschichte, schaut die immer frischen Geburten in ihrer Holdseligkeit und ahndet den Erzeuger. Darum wollen wir auf unserer Hut sein, wovor der Deutsche Faust als dem gewöhnlichen Ergebnis solcher Forschungen in verzweifeltem Unmut warnt: Mein Freund, die Zeiten der Vergangenheit etc."[136]). Die hohe Bedeutung, die dem von seinen akademischen Amtsgenossen in seinem Können und Streben vollkommen ge-

---

nischer, spanischer und portugiesischer Poesie, Berlin 1804, S. 226f. 134) S. Sammlung etc. Vorrede S. IV. 135) Die Reinheit des Herzens als Vorbedingung für echtes wissenschaftliches Streben kehrt später bei Goethe wieder: „Es gehört zur Naturbeobachtung eine gewisse ruhige Reinheit des Innern, das (?) von gar nichts gestört und präokkupiert ist", Gespräche mit Eckermann S. 446. Schmidt von Goethe beeinflusst s. oben Anm. 132. Zu Goethe-Diez s. jetzt Tobler, Briefe von Gaston Paris an Friedrich Diez, Arch. f. n. Spr. CXV 11. 136) Beiträge zur Romantischen Dichtung S. VIII und die Besprechung des Buches durch L. P. in der Jen. Allg. Lit.-

würdigten[137]), von seinen Hörern gesuchten[138]) Manne für die Entwicklung der romanischen Philologie zuzuerkennen ist, hat von Aussenstehenden wohl niemand in so treffender Gedrängtheit beleuchtet, wie sein Übersetzer FERDINAND DE ROISIN, der ihm, dem philologue d'élite folgenden schönen Nachruf widmet: „*W. Schmidt* (so) *est avec le poëte Uhland un de ces Allemands dont le zèle scientifique ne voulait pas se restreindre aux limites d'une nationalité, et qui, les premiers, sollicitèrent éloquemment la France de porter ses regards en arrière et de se ressouvenir d'un passé littéraire glorieux. Certes un tel homme était appelé à rendre d'éminens services à la restauration des lettres romanes; mais la providence se hâte en ses dessins, sans qu'il soit permis de lui en demander compte*[139]).

Mit Recht hatte der Minister A. W. Schlegels Berufung „für ein Ereignis, welches Epoche bei uns machen wird" gehalten[140]), und wenn sich Schlegel zunächst auch nur erbot „literarische Vorlesungen" und „Vorträge über die Geschichte der bildenden Künste, über Archäologie und über römische Geschichte und Altertümer zu halten"[141]), so wäre damals doch zu hoffen gewesen, dass er bei gehöriger Ausnützung und Zusammenraffung seines positiven Könnens, sowie seiner unstreitig hoch entwickelten Begabung für philologisch-historische Studien auch in linguistischer Beziehung den Universitätsunterricht in den romanischen Sprachen in bedeutendem Masse hätte fördern können. Wie dem auch sei, es erscheint angemessen, der Verdienste Schlegels hier zu gedenken und wäre es auch nur deshalb, weil sein Einfluss auf Valentin Schmidt kaum bezweifelt werden kann, und weil es gewiss ist, dass die Förderung, die er mit seinen Observations etc. (s. u.) 1818 der linguistischen Erforschung der romanischen Sprachen zu teil werden liess, auch dem Dozenten Karl Friedrich Franceson, von dem gleich die Rede sein wird, wirksam zu statten kam[142]).

Zeitung, Jahrg. XV (1818), Bd. IV, S. 85. **137)** S. das Schreiben Altensteins 29. Sept. 1820. **138)** Dass die Zahl seiner Zuhörer sich im Laufe des Semesters gemehrt habe, sagt Schmidt selbst in seinem Gesuch vom 15. Juni 1819; s. Akten der Berl. Univ. Liter. P Nr. 3, vol. I, fo. 74. **139)** S. die Vorrede zu dem oben S. 25 genannten Werke: Les romans en prose etc. **140)** Brief an Koreff vom 14. März 1818, Geh. Staatsarchiv Abschrift R 92, Altenstein B, Nr. 31; Johannes Schulzes Urteil über ihn s. unten Anm. 152. **141)** Akten des Geh. Kabinets betr. Personalien der Berliner Universität R. 89, B VIII, 93, 2, vol. I. **142)** Aus demselben Grunde sollen hier die wesentlichen Züge seiner wissenschaftlichen Persönlichkeit, soweit sie seine Veranlagung für die romanistischen Studien bezeugen, in gedrängtem Überblick herausgehoben werden. Eine Würdigung seiner frühen Beschäftigung mit Dante findet man bei RUDOLF HAYM, Die Romantische Schule, Berlin 1870, S. 148 (830); seine verschiedenen Berliner Vorlesungen erörtert derselbe S. 829 ff.; sein eigenartiges Urteil über Racine und Molière beleuchtet MINOR, Zs. öst. Gymn. XXXVIII 591, 596 f.; zu Calderon besonders sein Aufsatz „Über das spanische Theater" in Friedrich Schlegels Europa (1803), I 87; die in den ersten beiden Jahrzehnten des 19. Jahrhs. herrschende Calderonbegeisterung inaugurierte er vornehmlich durch seine Übersetzung von fünf Stücken dieses Dichters in seinem „Spanischen Theater" Bd. I, Berlin, im Verlage der Realschulbuchhandlung 1803, Bd. II ebenda bei Julius Eduard Hitzig 1809 (s. dazu die überaus anerkennenden Worte von JOHANNES SCHULZE, Über den standhaften Prinzen des Don Pedro Calderon, Weimar 1811, S. 94; (s. u. S. 34); ebenso wie seine Blumensträusse italienischer, spanischer und portugisischer

Der Schriftwechsel, der im Laufe des Jahres 1819 zwischen Altenstein und Hardenberg einerseits, und wenn man den nur scheinbar aussenstehenden Fall des englischen Lektors Seymour zugleich ins Auge fasst, zwischen dem Ministerium und der philosophischen Fakultät andererseits wegen der Einführung der neueren Sprachen in den Universitätsunterricht gepflogen wurde, ist weniger um der Persönlichkeiten willen, mit deren Berufung er sich beschäftigt, als wegen des Aufschwunges, der so völlig unerwartet in der Bewertung der neueren Sprachen und insbesondere des Französischen an hoher behördlicher Stelle in die Erscheinung tritt, hier von Gewicht. In einem Schreiben an Hardenberg vom 26. April 1819 [143]) klagt Altenstein, dass er im Lektionsverzeichnisse der Berliner Universität den Unterricht in der französischen Sprache vermisst habe, „wozu bei einer solchen Anstalt die Gelegenheit

---

Poesie, Berlin 1804, lässt sie nicht nur die hervorragende dichterische Begabung Schlegels erkennen, sondern bekundet auch seine weit vorgeschrittene Kenntnis der romanischen Sprachen, die, soweit das Spanische in Betracht kommt, er schon in seiner Besprechung von LUDWIG TIECKS, Übertragung des Don Quixote zu erproben Gelegenheit gefunden hatte (s. A. W. v. SCHLEGEL, Charakteristiken und Kritiken, Königsberg 1801, II, 309—333). Vergessen sei hier nicht seine aussergewöhnliche Beherrschung des Französischen, die ihm, was viel heissen will, sogar von französischer Seite uneingeschränktes Lob einbrachte (s. Nouv. Biogr. univ. XL, 532 und Rev. des deux mondes, XIII [1846], S. 416, 435). Mit feinem philologischen Instinkt trat er als erster der bekannten Faurielschen Epentheorie entgegen in seinem Aufsatze De l'origine des Romans de chevalerie, der zuerst im Journal des Débats pol. et litt. 1833, 22 oct., 14 nov., 31 déc. und 1834, 21, 22 janv. erschien und in seinen Essais littéraires et historiques, Bonn, Ed. Weber 1842 (Nr. 6), wieder abgedruckt wurde. Als die politischen Verhältnisse seiner Freundin MAD. DE STAËL und damit auch ihm 1814 einen längeren Aufenthalt in Paris ermöglichten, beschäftigte er sich mit dem Studium provenzalischer Handschriften (s. seine Essais litt. et hist., Bonn 1842, XVI f.). Zugleich sammelte er auch die Materialien zu einem nie erschienenen Essai historique sur la formation de la langue françoise, dessen er in seinen Observations sur la langue et la littérature provençales 1818, S. 22 mit dem Ausdruck des Bedauerns darüber gedenkt, dass Raynouard ihm mit seinem Choix 1816 in vielen Stücken zuvorgekommen sei. Diese Observations, in denen er sich mit den bekannten Raynouardschen Theorien auseinandersetzt, gaben Schlegel Gelegenheit, in der Beurteilung wichtiger Einzelfragen die grossen Vorzüge seiner sprachwissenschaftlichen Veranlagung, wenn auch nicht immer mit glücklichem Erfolge darzutun; von den irreleitenden Doktrinen der sogenannten allgemeinen oder philosophischen Grammatik, für die Schlegel in seiner Anzeige der Sprachlehre von A. F. BERNHARDI I. Teil, Berlin 1801, 2. Teil 1803, früher fast rückhaltlos eingetreten war (s. Europa II [1803] S. 193—204), ist hier nichts zu spüren. Raynouard, der das Buch im Journal des Savants 1818, S. 586—593 besprach, konnte sich dem Eindruck, die die von Schlegel bewiesene kritische Schärfe bei ihm hervorrief, nicht entziehen, wenn er auch im wesentlichen bei seinen eigenen Anschauungen stehen blieb. Bekannt ist die günstige Aufnahme, die die Observations bei Diez fanden, der das Buch nebst dem Choix 1820 in den Heidelb. Jahrb. 13, 675 ff. besprach und 1826 dem „gelehrten und geistvollen Beurteiler der Sprache und Literatur der Provenzalen" „Die Poesie der Troubadours" (s. auch die 2. Aufl., Leipzig 1883, S. XIII) zugeeignet hat. Auf Schlegel beruft sich F. W. REIMNITZ, Über die Bildung der Futura in den rom. Spr. Progr. des Gymn. in Potsdam 1829, 19 S. Einige Zusätze, insbesondere die Etymologie von *sirventes*, die dem Neudruck der Observations in den Essais litt. et hist. 1842 beigefügt sind (s. SS. 285, 287, 328 ff.), zeigen, dass Schlegel den provenzalischen Studien nie ganz untreu geworden ist.

143) GStArch. R. 74, L. V, vol. VII Kurmark Brandenburg.

nicht fehlen darf. Es ist ein wesentlicher Mangel des grössten Teils der Universitäten, dass der Unterricht in den lebenden Sprachen auf solchen, nicht auf eine der Wissenschaft würdige Art erteilt und durch solchen nur die gewöhnlichste Sprachkenntnis bewirkt wird. Ein solcher Mangel ist für das gesamte Sprachstudium nachteilig. Ich habe mich bemüht, die Stellen für neuere Sprachen überall, soviel wie möglich, mit Männern von gründlicher wissenschaftlicher Bildung zu besetzen, um dadurch die Erlernung neuer (so) Sprachen auch für das Studium der ganzen Literatur fruchtbarer zu machen und vorzüglich denen, welche sich zu Lehrern[144]) bilden wollen, gründlichere Kenntnisse zu verschaffen"[145]). Die Antwort Hardenbergs vom 31. Mai lässt es nur da an Deutlichkeit nicht fehlen, wo von den der Durchführung der Altensteinschen Pläne entgegenstehenden finanziellen Schwierigkeiten die Rede ist; sonst lässt sie erkennen, dass man dem Gedankengange des Ministers ein volles Verständnis nicht entgegengebracht hat. Das empfindet auch Altenstein; er sieht sich demnach in einem zweiten Schreiben vom 19. Juli 1819[146]) veranlasst, das, was ihm als erstrebenswertes Ideal vorschwebt, zu folgenden denkwürdigen Sätzen klar und bündig zusammenzufassen: „Meine Absicht ist keineswegs, bloss für einen gewöhnlichen Sprachunterricht durch Sprachmeister mit dem Titel als Lektoren zu sorgen. Dieser Unterricht eignet sich allerdings vorzüglich für die Schule. Auf Universitäten muss nach meiner Überzeugung der Unterricht in lebenden Sprachen auf eine dem Unterricht in den alten Sprachen analoge Art erteilt und dadurch das Studium allgemeiner Sprachkunde unterstützt, zugleich aber auch der Studierende mit der ausländischen Literatur auf eine würdige Art bekannt gemacht und sein Geschmack an solcher richtig geleitet und fest begründet werden. So lange ersteres nicht der Fall ist, hat man keine Hoffnung, für das Lehrfach Männer von umfassender Sprachkenntnis zu bilden, und dieses Studium bleibt immer lückenhaft und einseitig. Ich habe in früheren Verhältnissen, namentlich in Göttingen, Gelegenheit gehabt, den Unterschied zwischen dem Unterricht eines Lektors in der französischen Sprache von ausgezeichneterer Bildung und eines Lektors in der spanischen Sprache, welcher eine ungleich weniger gründlichere (so) Bildung hatte, sehr auffallend zu bemerken. Ein gleicher Unterschied hat hier zwischen dem Unterricht des Professors Beresford in der englischen Sprache und der andern englischen Sprachmeister stattgefunden.

Meine Ansicht ist, die Anforderungen an die Lehrer der lebenden Sprachen immer höher zu stellen, damit sie mit den Lehrern der alten Sprachen in den Sprachforschungen (?) und in der würdigen Verbreitung einer genauen Kenntnis ihrer Literatur und deren Meisterwerke gleichen Schritt halten können. In der Zeit, welche der Studierende auf einen ganz gemeinen Unterricht in diesen Sprachen verwendet, wird solcher bei einem höher stehenden Lehrer auch für dieses höhere Studium gebildet. Er-

144) S. u. S. 34. 145) GStArch. Konzept von Koreff, R. 74, L. V, Vol. II, Kurmark Brandenburg. 146) GStArch. Mundum. — R. 74, L. V, Vol. II Kurmark Brandenburg.

langt der Schüler auch keine ausgezeichnete Fertigkeit in der Sprache, so bleibt ihm doch für sein ganzes Leben ein wichtiger Gewinn durch die ihm bei diesem Unterricht zuteil gewordene wissenschaftlich begründete Kenntnis des Verhältnisses der Sprache zu andern und durch die Bekanntschaft mit ihrer Literatur, die jene gewöhnliche Literaturgeschichte nur höchst unvollkommen gewährt. Ich wünsche daher, dass sich Männer finden möchten, welche als Professoren diesen Unterricht zu erteilen imstande sind. Ew. Durchl. haben in dieser Beziehung die Berufung des Professor Strahl nach Bonn mit einem angemessenen Gehalte zu genehmigen geruht."

Die sich hier kundgebende, von weitem Blick getragene Sachkenntnis, sowie insbesondere die hohe Gesinnung, die in diesen Zeilen weht, und die auch in dem schon oben S. 8 berührten Vorstoss des Ministers gegen die chauvinistische Deutschtümelei jener Tage zum Ausdruck kommt, legt demjenigen, der nach den treibenden Kräften forscht, die Vermutung nahe, dass kein Geringerer als Wilhelm von Humboldt, der, wie er selbst in einem Briefe an G. Hermann vom 30. Juni 1810[147]) ausdrücklich sagt, auch nachdem er den Vorsitz in der Sektion des Unterrichtes niedergelegt hatte, doch „bei der Organisation der Universität noch immer zu Rate gezogen" wurde, und der nun im Jahre 1819 als Minister des Innern seinem Kollegen Altenstein besonders leicht zur Hand war, auch bei der Konzeption der in dem eben mitgeteilten ministeriellen Schriftstück niedergelegten Ideen mit seiner zu kraftvoller Tat drängenden Initiative in der Nähe gewesen sei. Dabei ist aber im Auge zu behalten, dass der damalige Leiter des Unterrichtswesens, Geh. Oberregierungsrat JOHANNES SCHULZE[148]), der bei der Durchführung der Altensteinschen Reformen als des Ministers rechte Hand gelten konnte, wie so viele andere seiner Zeitgenossen, deren Hauptgebiet die klassische Philologie war und blieb, ein begeisterter Verehrer neulateinischer, insonderheit spanischer Dichtkunst geworden war[149]), und somit ein weitgehendes Verständnis für die Bedeutsamkeit der neu eingeschlagenen Richtung in sein einflussreiches Amt mitbrachte. In seinem 1811 im Anschluss an die Aufführung Calderonscher Stücke in Weimar[150]) verfassten Buche „Über den standhaften Prinzen des Don Pedro Calderon"[151]) gibt er sich als ein echter Vertreter der damals herrschenden Calderonschwärmerei zu erkennen[152]). In seinen bei STENGEL, Erinnerungsworte an Diez, S. 39 Anm. 1 wiedergegebenen Briefen an Diez vom 12. April 1836, vom 20. August 1838 und dann vom 22. Oktober 1853, in denen er dem Meister für die Übersendung der

147) S. Rudolf Köpke a. a. O. S. 217. 148) Über ihn und Altenstein s. PAULSEN, Gesch. des gelehrten Unterrichts 597 ff. und jetzt ADOLF HARNACK, Gesch. der k. preuss. Akad. d. Wissensch. I, 1. Hälfte, S. 682 f. 149) Näheres über seine spanischen Studien bei C. VARRENTRAPP, Johannes Schulze und das höhere preussische Unterrichtswesen in seiner Zeit, Leipzig, Teubner 1889, S. 92. 150) S. dazu Varrentrapp a. a. O. und EDMUND DORER, Beiträge zur Calderonliteratur, 1. Heft, Dresden, Lehmannsche Buchdruckerei 1884, S. 7 f. 151) Weimar im Verlage des Landes-Industrie-Komptoirs 1811. Eine Stelle aus dem Buche findet man bei MAX KRENKEL, Klassische Bühnendichtungen der Spanier. Calderon I 171 f. 152) Von seiner Bewunderung für A. W. Schlegel, den „um Kunst und Wissenschaft hochverdienten Mann", und dessen Calderonübersetzung liest



Grammatik und des etymologischen Wörterbuches mit höchst anerkennenden Worten dankt, äussert er sich über diese Werke in einer Weise, als hätte er auch der linguistischen Erforschung der romanischen Sprachen keineswegs ferngestanden. Um so mehr überrascht es freilich, wenn man in der Würdigung des Ministeriums Altenstein, die SCHULZE 1840 unmittelbar nach dem Tode des Ministers niedergeschrieben hat, in der Liste der unter dessen Regime an preussische Universitäten berufenen Gelehrten den Namen des Begründers der romanischen Philologie vergeblich sucht (s. fo. 19, V. 20r)[153]. — Wenn Altenstein seine Forderung, dass für das Französische an der Universität „etwas Ausgezeichnetes" geschehen müsse, am Schlusse seines zweiten Schreibens an Hardenberg mit dem Hinweis darauf bekräftigt, dass „eine Lücke hierin gerade der hiesigen Universität mannigfaltig zum Nachteil gereicht und ungünstige hämische Beurteilungen veranlasst", so ist es möglich, dass der Minister dabei an „die selbst in den höheren Kreisen der Gesellschaft vorherrschenden realistischen Tendenzen der Zeit" gedacht habe, von denen Joh. Schulze in dem eben angeführten Schriftstück zu berichten weiss (fo. 5r)[154]. Sucht man nach bestimmten Äusserungen, in denen die Unzufriedenheit mit den herrschenden Zuständen sich kundgibt, so tut vielleicht, auch was das Merkmal des Hämischen angeht, gute Dienste, was der CHEVALIER DE LIAGNO[155]), auf den der Minister noch 1819 grosse Stücke hielt, in seinem 1818 erschienenen Répertoire portatif etc.[156]) über die Wertschätzung des Französischen in jener Zeit gesagt hat: *J'ai préféré cette langue au latin, parceque malgré les pitoyables répugnances du jour et malgré les manies que certaines sectes tâchent d'inoculer à tout le monde, la langue française est, même en Allemagne, plus connue que la latine: ce qui est peut-être un mal, mais bien plus supportable que tant d'autres maux* (S. XVI). Diese Äusserung scheint in einem unmittelbaren genetischen Zusammenhange mit den Bedenken zu stehen, die HEINRICH LUDEN, dessen Nemesis anfänglich das Sprachrohr deutschtümelnder Tendenzen gewesen war (s. o. Anm. 23[a]), in einem an de Liagno gerichteten Briefe vom 1. Januar 1818 gegen die Verwendung des Französischen in den ihm von diesem eingesandten Aufsätzen erhebt; es heisst da: „Diejenigen unter meinen Lesern, welche die französische Sprache vorziehen, machen die kleinere Zahl aus. Die Meisten verstehen diese Sprache entweder nicht, oder sie affektieren sie zu verachten: Denn es wird Ihnen nicht entgangen sein, dass es unter uns viele gibt, welche mit grösster Heftigkeit sich gegen alles Französische erheben. In der Tat sind mir schon Klagen zugekommen; und um diese Klagen nicht zu vermehren, bin ich genötigt, vorsichtig zu gehen, wenn ich meine Zeitschrift halten will"[157]). In demselben Jahre erschien in Ludens Nemesis ein W. S. unterzeichneter Aufsatz, der für das Gebahren der Deutschtümler

man ebd. S. 94. **153**) Das Schriftstück gehört zum Varnhagenschen Nachlass und befindet sich auf der Handschriftenabteilung der Königl. Bibliothek zu Berlin. **154**) S. dazu auch Paulsen, Gesch. des gelehrten Unterrichts II 545. **155**) S. o. Anm. 19; unten S. 40. **156**) S. o. S. 6[19]. **157**) S. FR. BOLL, Briefe von Friedrich August Wolf, Heinrich Luden und Friedrich Jakobs an Alvar Augustin de Liagno in den Blättern für das Gymnasialschulwesen, hsg. vom Bayer. Gymnasiallehrerverein, München, J. Lindauersche Buchhandlung, Bd. 31 (1895), S. 10.

äusserst bezeichnend ist und zugleich in massvoller, verständiger Weise die Schranken angibt, innerhalb deren unter Wahrung eines berechtigten Nationalbewusstseins gegen den Betrieb des Französischen nichts mehr einzuwenden sei. Die hier von W. S. niedergelegten, kulturgeschichtlich wertvollen Gedankengänge stehen in ihrer Tendenz dem im Ministerium Altenstein herrschenden, ein Jahr später zutage tretenden Geiste zu nahe, als dass sie an dieser Stelle nicht mit einiger Ausführlichkeit mitgeteilt werden dürften. Nach einem wohlmeinenden patriotischen Appell gegen die Vorliebe für das Französische, warnt W. S. vor zu schroffem Gegensatz gegen die Sprache des feindlichen Nachbarn: „denn es ziehen viele mit blinder Wut gegen die französische Sprache zu Felde, als könnten sie nichts Herrlicheres tun, denn diese wo möglich in unserem Vaterlande ganz unbekannt zu machen; solche wollen gar nicht mehr, dass sie von uns solle gelernt werden. Welch ein Unsinn! Man sehe nur das Beispiel der von uns vergötterten Engländer. Diese hassen nicht einmal die Franzosen selbst; denn sie fürchten sie nicht; und während der Pöbel sie verachtet, strömen die Gebildeten um ihres Vergnügens, oder ihrer Belehrung willen zu Tausenden in das benachbarte Land; noch viel weniger hassen sie ihre Sprache, sondern betreiben sie allenthalben sehr fleissig, ja gestehen ihr sogar den Vorzug vor der ihrigen zu, indem sie noch immer, obgleich Sieger, doch in den politischen Verhandlungen seltener die Englische als die Französische gebrauchen. Soweit sollten wir um Gotteswillen nicht gehen. Allein warum fällt man mit Ingrimm über jene Sprache her? Glaubt man sich etwa dadurch an den Feinden zu rächen und schadlos zu machen für das Unheil, das sie uns gebracht, und für die Beute, die sie noch von uns inhaben, oder glaubt man, das sei ein Mittel, um sich in den rechten Verteidigungszustand gegen Frankreich zu setzen? Allerdings darf die Furcht vor demselben bei uns noch nicht erlöschen; aber sie wirke auch, was die Gefahr einer Nation (so) so ganz zu wirken geeignet ist, — sie treibe uns zu rühmlicher Tätigkeit und erhalte die grosse Begeisterung, welche jede schlafende Volkskraft aufregt. Aber ferne sei der kleinliche Hass, der nie das Erhabene fasst und sich immer nur auf das Unwesentliche wirft. — Die französische Sprache gehört einem Nachbarvolke an, mit dem wir in vielseitiger Berührung stehen, auch hat sie, wie überhaupt jede in der Welt, ihre eigentümlichen Vorzüge, sie lebt in so vielen ausgezeichneten Werken der Wissenschaft und Poesie, die nicht bloss in Übersetzungen verdienen gelesen zu werden. Sie werde darum geschätzt nach ihrem wahren Wert, sie werde gelernet und auch gebrauchet, wo es nötig ist, nur hervordrängen soll sie sich nicht vor der unsrigen; sie möge nur nicht Modesache und Konversationssprache werden. Das wird nirgends geschehen, wo wahrer Nationalsinn herrschet[158]) u. s. w."

Die hier laut werdenden Rufe nach einer den Forderungen der realen Wirklichkeit gehorchenden Umbildung des Unterrichtswesens fanden im

158) Nemesis XII (1818), 450ff. W. von Humboldts Ansicht s. unten Anm. 310.

Ministerium Altenstein natürlich taube Ohren, sobald sie sich gegen den damals offiziell angeordneten Betrieb der klassischen Studien zu richten wagten[159]). Doch darf andererseits die wiederholt betonte Fürsorge, die der Minister in seinem obigen Schreiben an Hardenberg für die Heranbildung von Lehrern der neueren Sprachen im Zusammenhange mit seiner Neugestaltung des Universitätsunterrichtes zu erkennen gibt, als ein weiteres Symptom für die Willigkeit angesehen werden, mit der man sich an massgebender Stelle von den Strömungen des Zeitgeistes tragen liess. Auf die gewiss anziehende Aufgabe, die Durchführung und die Wirksamkeit der damit in die Wege geleiteten Neuerungen im schulmässigen Betriebe des Französischen im einzelnen zu verfolgen, kann ich hier nicht eingehen. Einige kurze Hinweise werden genügen, sofern sie eben den ideellen Zusammenhang späterer schulpolitischer Anschauungen und Verfügungen mit der Altensteinschen Reform des entsprechenden Universitätsunterrichtes zu beleuchten geeignet sind. Der Gedanke des Ministers, dass ein tüchtiger Lehrer der neueren Sprachen nur aus der Hand eines sprachwissenschaftlich gebildeten Universitätsdozenten hervorgehen könne (s. o.), findet seinen Widerhall in einem Ministerialreskript vom 19. Februar 1831[160]), wo es heisst „bei dem Unterrichte im Französischen (auf dem Gymnasium) ist unbeschadet der Fürsorge für richtige Aussprache überall besonders Hervorhebung des Grammatischen zu beobachten und daher der Unterricht möglichst in die Hand eines philologisch gebildeten Lehrers zu legen.“ Ich weiss nicht, wann das Französische aus der Reihe der verbindlichen Fächer gestrichen worden ist[160a]), jedenfalls liest man in dem Jahresbericht des Prenzlauer Gymnasiums für 1819, „neuere Sprachen werden nicht gelehrt, doch findet sich Gelegenheit zur Erlernung des Englischen, Italienischen und Französischen“ (folgen Namen von Lehrern). Ähnliche Zustände lassen sich aus dem erschliessen, was Spilleke im Jahresbericht des Kgl. Friedr.-Wilh. Gymnasiums zu Berlin 1825, S. 106—107 mitteilt. Hier Wandel geschaffen zu haben, ist ein Verdienst des Ministeriums Altenstein. Johannes Schulze in seinen oben genannten, immer wieder ergiebigen handschriftlichen Aufzeichnungen, sagt ausdrücklich: „Die französische Sprache, welche von den Gymnasien verbannt worden, ist unter die ordentlichen (undeutlich) Lehrgegenstände wieder aufgenommen und die ersten Schritte (1840!) sind geschehen, um auch in diesem Lehrgegenstand wohlbefähigte Lehrer allmählig zu gewinnen.“ Mit dieser, wie es scheinen muss, nicht gerade eilig betriebenen Reformarbeit glaubte man in jenen Zeitläuften allen billigen Ansprüchen gerecht geworden zu sein; ein innerer Fortschritt in der Erkenntnis des erzieherischen Berufes, der dem Studium neueren Sprachtums, sobald die in ihm ruhenden, dem blöden Blick freilich zu-

159) S. dazu die sehr bezeichnenden Ausführungen Joh. Schulzes in seinem oben genannten Schriftstück fo. 5r. 160) Bei Dr. Joh. Ferdinand Neigebaur, Die preussischen Gymnasien und höheren Bürgerschulen etc. Berlin, Siegfried Müller 1835, S. 143—145. Zu Altensteins Forderung, dass im Betriebe der lebenden Sprachen die Methodik der klassischen Philologie als Grundlage zu dienen habe, vergl. A. W. Schlegels Äusserung, Gröbers Grundriss I 103 und V. Schmidt, Die Märchen des Straparola, S. XIII; Balladen S. VII. 160a) Es geschah, wie Wilh. Münch mich belehrt, durch den Lehrplan von 1816; Paulsen, Gesch. gel. Unt. S. 572.

nächst verborgenen Kräfte zu lebendiger geistiger Tätigkeit geweckt werden, bei der Ausbildung der heranwachsenden Jugend zuzuerkennen ist, war von dem herrschenden Systeme nicht zu erwarten. Und so verblieb denn auch unter dem Ministerium Altenstein, trotz mancher glücklichen Anläufe, insonderheit das Französische neben dem Betriebe der Altertumswissenschaft in der dienenden Stellung, mit der es sich von altersher hatte begnügen müssen. Wenn Spilleke a. a. O. das Französische, das „nicht zu den wesentlichen Unterrichtsgegenständen einer gelehrten Schule" gehöre, im Lehrplan des Gymnasiums nur deshalb duldet, weil es „immer noch mit unseren äusseren Verhältnissen auf eine mannigfache Weise verwachsen ist" und „besonders auf dem Gebiete der Naturwissenschaften und der Mathematik nicht entbehrt werden kann", so bewegt er sich freilich in dem Fahrwasser des zwölf Jahre später erscheinenden Zirkularreskriptes vom 24. Oktober 1837[161]), das der franz. Sprache „innere Vortrefflichkeit und bildende Kraft" rundweg abspricht und ihre „Erhebung zu einem Gegenstande des öffentlichen Unterrichtes" nur mit „Rücksicht auf ihre Nützlichkeit für das weitere praktische Leben" gutheisst. Wenn Spilleke a. a. O. einen weiteren Vorteil des Französischen darin sieht, dass „es das spätere Erlernen der übrigen neueren Sprachen ungemein erleichtert", so wird der hochverdiente Schulmann sich nicht bewusst, dass bei solcher zentralen Stellung, die man übrigens sonst gerade dem Lateinischen vorbehält, das von ihm für Bildungszwecke so gering eingeschätzte Fach zum Ausgangspunkt einer geistigen Tätigkeit erhoben wird, die innerhalb gewisser, pädagogischem Taktgefühl sich von selbst ergebender Schranken die Erreichung der Ziele, die jeder erziehende Unterricht zu erstreben hat, in kaum zu übertreffendem Masse fördern muss[162]).

Man wird leicht gewahr, dass die akademische Lehrtätigkeit Valentin Schmidts sich in manchen Stücken mit den ministeriellen Zukunftsplänen deckte, und es ist schon gesagt worden, dass sie auch, soweit sie die vergleichend linguistische Betrachtung der romanischen Sprachen in ihre Kreise zog, sich der obrigkeitlichen Anerkennung zu erfreuen hatte. Was aber insonderheit die von Altenstein so dringend befürwortete Einführung des Unterrichtes in der französischen Sprache und Literatur in den Lehrplan der Universität betrifft, so erschien damals dem Minister für die Verwirklichung seiner in doppelte Richtung weisenden Ideale — Schöpfung

---

161) WIESE, Verordnungen und Gesetze I 55. 162) Wie anders denken und haben inzwischen urteilsfähige Männer über die Bewertung der neueren Sprachen und besonders des Französischen im höheren Schulunterrichte gedacht. Man lese nur die schönen Worte, die ADOLF TOBLER 1878 seinem Aufsatz über die Bildung neufranzös. Adverbia auf *-ment* vorangeschickt hat, Zs. rom. Phil. II 549 und jetzt seine Vermischten Beiträge zur franz. Grammatik I² 93 Anm. 1 und die Vorrede zu Bd. III². Im Jahre 1878 sagte der Direktor des Berlinischen Gymnasiums zum Grauen Kloster im Preussischen Abgeordnetenhause Dr. HOFMANN: „Ich gestehe zu, dass der Unterricht in den alten Sprachen ein ganz vorzügliches Mittel ist, die Geisteskräfte zu üben; aber ich sage, dasselbe Ziel, soweit man es auf Schulen erreichen kann, kann man ebensogut erreichen mit dem Unterrichte in jeder gebildeten fremden Sprache, wenn sie pädagogisch hinreichend bearbeitet ist"; s. Blätter für höheres Schulwesen 1887, S. 176a. Von einigen mit dieser Materie sich befassenden Schriften habe ich selbst gehandelt im Arch. f. n. Spr. LXXIX 356—361, im Lit. Blatt 1895, 268—270 und in diesem Jahresbericht II, I, 132—134; IV, I, 195—199.

und Ausbau einer dem hochentwickelten Lehrverfahren der Altertumswissenschaft[163]) sowie den Zielen der eben aufblühenden vergleichenden Sprachforschung[164]) wesensgleichen Methode dieses Faches und in engster Verknüpfung damit die Heranbildung wissenschaftlich geschulter neusprachlicher Lehrer — kein anderer Mann in höherem Masse vorbereitet zu sein, als der „französische Sprachlehrer" KARL FRIEDRICH FRANCESON. Er wurde am 23. April 1782 in Brandenburg a. H.[165]) geboren, besuchte das französische Gymnasium in Berlin, studierte Theologie[166]), wandte sich aber später, gerade wie Valentin Schmidt, ausschliesslich philologischen Studien zu, die, wie wir gleich sehen werden, nicht nur die alten, sondern auch die neueren romanischen und germanischen Sprachen zum Gegenstand hatten[167]). Wie aus einem bei den Universitätsakten liegenden Schriftstück vom 28. September 1818[168]) hervorgeht, forderte der Minister die philosophische Fakultät auf, Franceson zu veranlassen, sich um die Stelle eines Lektors der französischen und spanischen Sprache bei der Universität zu bewerben, während er selbst etwa um dieselbe Zeit den Gelehrten mit Hinblick auf eine auch materiell wesentlich günstigere Anstellung bei der Universität (600 ℛ) bewog, sein mit 200 ℛ dotiertes Lehramt am Kadettenkorps aufzugeben[169]). Die Auszeichnung, die damit einem bisher wenig bekannten Manne widerfuhr, suchte der Minister dem Fürsten-Staatskanzler gegenüber nicht nur durch den rühmenden Hinweis auf dessen „sehr vollständige gelehrte Bildung" und den Wert seiner damals vorliegenden Druckschriften zu rechtfertigen — was noch schwerer ins Gewicht fiel, er konnte sich zugunsten seines Schützlings auf die Fürsprache einiger hochangesehener Männer berufen,

---

163) Es sei hier nachgetragen, dass Val. Schmidt nicht zurückhält mit dem Bekenntnis, dass Engländer, Franzosen und Italiener die von der klassischen Philologie begründete Methode der Forschung schon vor ihm angewendet haben. Er gedenkt dabei ausdrücklich der sachlich-sprachlichen Anmerkungen in TYRWHITTs Ausgabe der Canterbury Tales, London 1775—1778, in GIFFORDs Ausgabe der Werke Ben Jonsons, London 1816 und in WALTER SCOTTs Minstrelsy of the Scottish Border, 1802; s. VAL. SCHMIDT, Balladen etc. S. V. **164**) Die Anwendung der vergleichenden Untersuchung auf die romanischen Sprachen hat meines Wissens zuerst W. v. HUMBOLDT empfohlen, und zwar 1799 in einem Briefe an Friedrich August Wolf (s. o. S. 17); und sicher unabhängig von Humboldt kam der scharfblickende A. W. SCHLEGEL einige Jahre später auf denselben Gedanken in seiner Besprechung von A. F. BERNHARDIs Sprachlehre, Europa II (1803) S. 193—204. Es sei übrigens bemerkt, dass Bernhardi als Privatdozent im W.S. 1810 über philosophische Grammatik las und der Mathematiker ABEL BÜRJA (1752—1816) im S.S. 1814 als Mitglied der Akademie einige Wochen über Pasilalie oder eine neue allgemeine und philosophische Sprache vortrug, s. Univ.-Akten Lit. T, Nr. 2. **165**) Es ist nicht unwahrscheinlich, dass seine Familie der kleinen schon seit 1685 in Brandenburg ansässigen französischen Gemeinde angehörte, wenn auch bei ED. MURET, Geschichte der franz. Kolonie in Brandenburg, Preussen etc. Berlin, Büxenstein 1885, S. 200 ff. der unter den Refugiés sonst nicht unerhörte Name Franceson für die Stadt Brandenburg nicht nachgewiesen ist. **166**) S. Gelehrtes Berlin 1825, S. 66. **167**) Nach Ausweis der Akten des französischen Gymnasiums in Berlin, Lit. D Nr. III 6, 21, die mir durch den Direktor der Anstalt, Herrn Geh. Reg.-Rat. Dr. SCHULZE, mit dankenswertester Bereitwilligkeit zur Verfügung gestellt wurden, hielt Franceson 1814 Vorträge über alte und neue Literatur, ähnlich wie sein Freund de Liaño s. unten Anm. 172. **168**) Lit. P, Nr. 3, vol. I, Nr. 65. **169**) S. Altensteins Schreiben vom 26. April 1819 und 19. Juli 1819, GStArch. R 74, L V, vol. II Kurm. Brandenb.

die das von Franceson bisher Geleistete zu schätzen wüssten[170]). Es waren dies „der Geheime Rat Professor WOLFF, der Bibliothekar von LIAGNO und der Geheime Legationsrat ANCILLON". In dem zuerst genannten Manne haben wir ohne Zweifel FRIEDRICH AUGUST WOLF wiederzuerkennen, mit dem Franceson 1818 die bis dahin nicht veröffentlichte Novelle des CERVANTES, La Tia Fingida[171]) nach einem ihm aus Spanien zugegangenen Manuskript herausgegeben hat[172]) und dessen Theorie über Homer er durch seinen Essai sur la question si Homère a connu l'usage de l'Ecriture et si les deux poèmes de l'Iliade et de l'Odyssée sont en entier de lui, Berlin 1818 einem grösseren Leserkreis zugänglich zu machen versucht hatte[173]). Mit dem zweiten Gewährsmanne des Ministers, dem hier schon mehrfach genannten DE LIAGNO[174]), seinem Altersgenossen[175]), stand Franceson in freundschaftlichem Verkehr; in seiner Grammatik der spanischen Sprache S. IV bemerkt er ausdrücklich, dass er bei der Abfassung derselben durch den „Rat seines gelehrten Freundes, des Königlichen Bibliothekars Herrn Ritters von Liaño, unterstützt" worden sei[176]). Es ist nicht ganz leicht, über die wissenschaftlichen Qualitäten und den persönlichen Charakter dieses merkwürdigen, von krankhafter Eitelkeit und Eigenliebe[177]) besessenen Menschen ins Reine zu kommen. Bezeichnend für den vorteilhaften Eindruck, den die unzweifelhaft vorhanden gewesenen, für uns aber verhüllten Lichtseiten seines Wesens nach aussen hin erweckt haben müssen, ist jedenfalls der Umstand, dass er, der sich damals schon die durch sein amtliches Verhalten wohl begründete Unzufriedenheit seines Vorgesetzten, des Oberbibliothekars FRIEDRICH WILKEN zugezogen hatte[178]), an behördlicher Stelle mit den

---

170) Man vergleiche das mehrfach erwähnte Schreiben vom 19. Juli 1819. 171) Abgedruckt in F. WOLFs Lit. Analekten (vgl. Gelehrtes, Berlin 1825, S. 66). Nach TICKNOR, Gesch. der schönen Lit. in Spanien ed. JULIUS, Leipzig, Brockhaus 1852 wurde die Tia Fingida zuerst durch ARRIETA 1814 in Madrid verstümmelt abgedruckt, dass sie dann 1819 durch VON WERTHER vollständig in WOLFs Mus. für Altertumsw. veröffentlicht sei, ist natürlich falsch. 172) Zu Wolfs Verhältnis zum Französischen und Spanischen vergleiche man den kurzen Briefwechsel zwischen ihm und de Liagno, der 1814 einen Zyklus von Vorlesungen über spanische Literatur und französische Sprache eingerichtet hatte (s. oben Anm. 167) und zuerst auch Wolf unter seine Hörer zählen durfte; vgl. Blätter für das (bayer.) Gymnasialschulwesen 1895, S. 4 ff. Dass auch innerhalb der Berliner Gesellschaft f. d. Stud. d. n. Sprachen wiederholt von Wolf die Rede war, geht hervor aus Arch. f. n. Spr. 25, 432; 27, 97. 173) Über den geringen Erfolg dieses Bemühens s. Dr. RICHARD VOLKMANN, Geschichte und Kritik der Wolfschen Prolegomena zu Homer, Leipzig 1874, S. 173. 174) S. oben S. 6, 35. 175) Geb. 17. Februar 1782; s. Blätter für das (bayer.) Gymnasialschulwesen, Bd. 31 (1895) S. 1. 176) S. unten Anm. 184. 177) Dazu vergleiche man oben Anm. 19. Wie ihm jeder Anlass recht war, mit dem Glanz seiner Person und Herkunft zu protzen, bezeugt die lächerliche genealogische Auseinandersetzung in LUDENs Nemesis IX (1817), S. 568 Anm. Man halte daneben den die gleiche Tonart anschlagenden Brief de Liagnos an HARDENBERG (Acta d. Kgl. Bibl. I 4, fo. 18v), der, wie seine Antwort vom 30. Dezember 1816 erkennen lässt, von der Zudringlichkeit des edlen Spaniers sicher nicht erbaut war und ihn, wenn auch in gelinder Form, zurechtwies (eb. f. 19r). Es fällt mir schwer, in die uneingeschränkte lobende Anerkennung einzustimmen, mit der in jüngerer Zeit wieder FR. BOLL der nirgends recht sichtbaren Verdienste de Liagnos gedacht hat (Blätter f. d. [bayer.] Gymnasialschulwesen Bd. 31 [1895] 1—16). 178) Man vergleiche das von dem entrüsteten WILKEN an den Minister eingereichte Sündenregister de Liagnos und die wohlwollende Beurteilung, die sein Verhalten an

Trägern so wohlklingender Namen in einem Atemzuge genannt werden konnte. Welcher Art die Beziehungen Francesons zu ANCILLON gewesen sind, konnte ich nicht ermitteln; doch lässt sich an die gemeinsame französische Abstammung beider Männer denken und es ist nicht ausgeschlossen, dass Ancillon als Staatsrat bei dem Departement für den Kultus und öffentlichen Unterricht im Kgl. Ministerium des Innern (1809—1814)[179]) irgendwie Gelegenheit gehabt hat, sich über die Befähigung Francesons ein günstiges Urteil zu bilden. Möglich ist auch, dass Ancillon als Lehrer des Kronprinzen den auch von diesem sehr geschätzten de Liagno[180]) persönlich kennen gelernt hat und damit für ihn die Brücke zu Franceson geschlagen war. Das Bild, welches der Minister von dem Können Francesons entworfen hatte und dessen Mannigfaltigkeit gerade geeignet schien, ihn als den für die Verwirklichung der hochsinnigen Reformen berufenen Mann erscheinen zu lassen, wusste nun Franceson in seinem Gesuche um Anstellung vom 3. Oktober 1818 durch eine eingehende Schilderung seiner Studien zu vervollständigen. Neben einer seit frühester Jugend erworbenen Beherrschung der französischen Sprache, „in welcher er auch Schriftsteller“ war, betont er seine seit zwanzig Jahren betriebenen Studien der italienischen und spanischen Literatur und Sprache und erbietet sich zur Erklärung „der schwierigsten Schriftsteller ... mit vergleichender Rücksicht und Beziehung sowohl auf die alten, als auf die deutsche Muttersprache und auf die englische Sprache und Literatur“[181]). Besonders eindrucksvoll ist dabei die Bemerkung, dass er in seiner französischen Sprachlehre für Deutsche[182]) „das System der Nichtigkeit einer Deklination in dieser Sprache, vielleicht vollständiger und konsequenter als irgendein anderer Grammatiker in allen seinen Teilen durchgeführt habe“. Seinen dabei kundgegebenen Entschluss, das gleiche Verfahren auch für das Italienische, Spanische und Portugiesische zur Geltung zu bringen, was bisher noch nicht geschehen sei, hat er in seinen Lehrbüchern der italienischen[183]) und spanischen[184]) Grammatik zur Ausführung gebracht[185]), nur dass er nach dem Vorgange A. W. SCHLEGELs[186]) von synthetischen und analytischen Sprachen redet[187]). „Die französischen Grammatiker, sagt er, haben die Deklination schon aus ihrer Sprache

massgebender Stelle erfuhr, Acta der Kgl. Bibl. I 4, fo. 47—59. **179**) S. Gelehrtes, Berlin 1825, S. 4. Über Frédéric Ancillons Lebensgang s. BOUILLET, Dict. univ. d'hist. et de géogr. S. 71. **180**) S. Blätter für d. (bayer.) Gymnasialschulwesen, Bd. 31 (1895), S. 3. **181**) Univ.-Akten Lit. P, Nr. 3, vol. I, Nr. 66. **182**) Deren 1. Aufl. unter dem Titel „Neue franz. Sprachlehre etc. in Berlin 1809 in 2 Teilen“ erschienen war; s. Gelehrtes Berlin 1825, S. 66. Vgl. die 5. Aufl. des Werkes, die 1826 u. 1828 bei G. Reimer in Berlin erschienen ist. **183**) Grammatik der italienischen Sprache nach einem neuen System bearbeitet; Berlin in der Vossischen Buchhandlung 1822, 383 S. **184**) Grammatik der spanischen Sprache nach einem neuen System bearbeitet; 4. Aufl., Leipzig, Friedrich Fleischer 1864 (mit der Vorrede der 1. Aufl. von 1822). **185**) Francesons Neues spanisch-deutsches und deutsch-spanisches Wörterbuch, Leipzig, Friedrich Fleischer, das, wie seine Grammatiken, eine grosse Anzahl von Auflagen erlebt hat, ist noch heute vielfach in Gebrauch. **186**) In den Observations S. 16. Darauf scheint sich auch die in GRÖBERs Grundriss I 104 zu lesende Notiz über den unmittelbaren Einfluss Schlegels auf Franceson zu gründen. **187**) In seiner Grammatik der spanischen Sprache 1822, Vorrede.

entfernt, aber sie haben es noch nicht vermocht, dem so von der Deklination entblössten Sprachgebäude eine diese vollständig ersetzende, in allen ihren Teilen zusammenhängende, neue grammatikalische Form zu geben", wie er es nun beabsichtigt[188]. Wenn Franceson die Würde eines ausserordentlichen Professors beanspruchen zu dürfen meinte, so ist darin nicht Überschätzung eigener Verdienste zu erblicken, er folgte damit nur einem ihm nahe gelegten Wunsche des Ministers, mit dem dieser auch später Hardenberg[189] gegenüber nicht zurückhielt, wiewohl er bis zur Erledigung der Formalitäten der Habilitation Franceson als Lektor anzustellen beabsichtigte. Schon im März 1819 hatte sich Franceson zur Ablegung des Doktorexamens[190] gemeldet[191], doch wurde die von ihm eingereichte Dissertation Specimen Glossarii vocabulorum Germanicorum, quae in linguas a Latina ortas illata sunt auf Antrag des Berichterstatters FRIEDRICH WILKEN[192] als ein nicht ausreichendes specimen eruditionis abgelehnt und dabei dem Kandidaten anheimgegeben, die Schrift umzuarbeiten oder einen anderen Gegenstand zu behandeln. Dieser Beschluss macht es verständlich, dass Franceson auch nach diesem verunglückten Versuche der Habilitation gelegentlich seiner am 18. September 1819 der Universität bekannt gegebenen Berufung als Lektor durch den Minister von neuem aufgefordert wurde, sich zur Erlangung einer ausserordentlichen Professur förmlich zu habilitieren[193]. In Wirklichkeit scheint Franceson weitere Schritte in dieser Richtung nie unternommen zu haben; die oben genannte lateinische Dissertation erschien 13 Jahre später, also 1832, unter leicht verändertem Titel, aber sachlich gewiss nicht wesentlich befriedigender als sie dem scharf urteilenden Wilken vorgelegen hatte, als wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des französischen Gymnasiums, an welchem Franceson von 1826—1839 als Oberlehrer und Professor besonders für die klassischen Sprachen tätig war[194]. Soviel ich sehe, liegen ausser dieser Schrift nur noch zwei Abhandlungen vor, mit deren Inhalt und Ziel sich Franceson über das Niveau seiner auf praktische Unterweisung abzielenden Lehrtätigkeit erhob; so veröffentlichte er 1823 eine gelehrte Quellenuntersuchung Über den Roman von Gil Blas oder Beantwortung der Frage: Ist Le Sage der ursprüngliche Verfasser des Gil Blas?[195] und 13 Jahre darauf seine Mélanges de littérature et de philosophie[196]. Dabei sei denn auch daran erinnert, dass er im W.S. 1841, wahrscheinlich durch die Nähe JAKOB GRIMMS angeregt[197],

---

188) In der Vorrede zu seiner Grammatik d. ital. Sprache 1822. **189)** In dem Schreiben vom 19. Juli 1819. **190)** Dass zur Habilitation die Erwerbung des Doktorgrades nötig sei, bestimmen die Statuten der Berl. Universität 1816, Abschnitt VIII, § 4. **191)** Univ.-Akten Lit. P, Nr. 3, vol. I, Nr. 71. **192)** Eb. Nr. 72, 73. Das sachkundige Urteil Wilkens (s. o. S. 17) ist nach Form und Inhalt für die Geschichte der romanischen Sprachwissenschaft in Berlin beachtenswert. Es macht dem Doktoranden Unkenntnis der Raynouardschen Theorien und der Einwürfe A. W. Schlegels zum Vorwurf, berührt *aller* und *andare* und verweist auf die 33. Dissertation von MURATORI Antiq. ital. med. evi II 1117—1332, aus der Franceson in der Tat viel hätte lernen können. **193)** Akten d. Berl. Univ. Lit. P, Nr. 3, vol. I, Nr. 89. **194)** S. den Jahresber. dieser Anstalt 1827, S. 38. **195)** Berlin, in der Vossischen Buchhandlung 1823, 112 S. **196)** Beil. zum Jahresber. des französischen Gymnasiums in Berlin 1836, 21 S. **197)** S. oben S. 20.

neben seinen praktischen Kursen plötzlich eine einstündige öffentliche Vorlesung über „Vergleichende Grammatik der französischen, italienischen und spanischen Sprache“ ankündigte. Was er seinen Hörern auf diesem Gebiete zu sagen wusste, lässt sich nicht ermitteln — jedenfalls hatte es bei diesem einmaligen Versuche sein Bewenden.

Mit dem S.S. 1820 begann nun Franceson seine Lehrtätigkeit als Lektor und blieb in dieser Stellung bis zu seinem 1859 erfolgten Tode; doch las er nur bis zum W.S. 1858? Sein Unterricht war derart gegliedert, dass er, neben der ein- oder zweimal wöchentlich, meist öffentlich und unentgeltlich gebotenen Erklärung eines französischen, italienischen oder spanischen Autors oder literargeschichtlichen Vorträgen, drei- oder viermal wöchentlich praktische Übungskurse im Französischen, Italienischen und Spanischen einrichtete und überdies fortlaufend Privatissima, auch Privatunterricht genannt[198]), in diesen drei Sprachen zu je zwei Stunden wöchentlich[199]) ankündigte. Seiner Unterweisung in der Grammatik legte er seine oben genannten Lehrbücher zugrunde[200]), dergestalt, dass er zugleich an den denselben beigefügten deutschen oder fremdsprachlichen Aufsätzen Stilübungen vornahm und seine Zuhörer zu selbständiger Erklärung der Texte anleitete[201]); einmal liess er auch Schillers Geschichte des 30jährigen Krieges übersetzen (S.S. 22). Später, seit W.S. 34, zog er zu diesen Übungen seinen soeben herausgekommenen „Französischen Sprachkursus“[202]) als Hilfsmittel heran. Nur soweit seine Vorlesungen Materien der französischen Literatur behandelten, bediente er sich, nach Ausweis der Vorlesungsverzeichnisse, ausnahmslos der französischen Sprache, und zwar gab ihm die Interpretation eines Autors jedesmal Gelegenheit, die Geschichte desjenigen literarischen Stoffgebietes, dem derselbe jeweilig angehörte, in dieser Sprache zu „erzählen“, wie er es zu nennen pflegte[203]). In dieser doppelten Weise hat er folgende Dichter behandelt: CORNEILLE, Trauerspiele mit VOLTAIRE^s Kommentar W.S. 20; S.S. 21; RACINE, Les Plaideurs W.S. 21; S.S. 22; W.S. 34; Iphigénie W.S. 21; MOLIÈRE, Komödien S.S. 20; S.S. 24; S.S. 29; W.S. 53; L'Avare W.S. 56; BOILEAU, Episteln und Satiren S.S. 23; W.S. 23; Art poétique verglichen mit Horatii Epistola ad Pisones und POPE^s Essay on Criticism W.S. 48 und ausserdem Le Lutrin W.S. 52; VOLTAIRE, Tragödien W.S. 22; VICTOR HUGO, Hernani W.S. 30; Ruy Blas S.S. 42; Les Burgraves W.S. 43. Seit dem W.S. 36 entnahm Franceson den Stoff zu seinen Vorlesungen, abgesehen von Victor Hugo, mit Vorliebe aus seiner gerade erschienenen Bibliothèque française, die auf mehr als 1100 Seiten eine sehr umfangreiche Auswahl aus der Prosa und der dramatischen Poesie des 17. und 18. Jahrhunderts brachte[204]).

198) S.S. 25; W.S. 27/28 und öfter. 199) S. W.S. 21/22; W.S. 36/37. 200) Seine französische Grammatik wurde übrigens vielfach an höheren Lehranstalten benutzt; z. B. am Kgl Joachimsthalschen Gymnasium; s. dessen Jahresber. 1832, S. III. 201) S. W.S. 24/25. 202) Französischer Sprachkursus zum Behuf der höheren Ausbildung im Schreiben dieser Sprache und Vervollkommnung des Stils oder Sammlung von Materialien zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische mit einem fortlaufenden Kommentar und beständiger Hinweisung auf des Verfassers französische Sprachlehre. Berlin, G. Reimer 1834, 236 S. 203) Z. B. S.S. 29; W.S. 29 u. ö. 204) Bibliothèque française ou Choix de morceaux étendus des meilleurs ouvrages

Wurde ihm die Erklärung solcher Texte zum Anlass, sich über die Geschichte der französischen Komödie und Tragödie alter und neuer Zeit zu verbreiten, so sei nicht vergessen, dass er diese und ähnliche Literaturgebiete auch zum Gegenstande besonderer, immer in französischer Sprache gehaltener Vorlesungen gemacht hat; er las nämlich, wiederum meist öffentlich, ein- oder zweistündig Geschichte der franz. Literatur mit erläuternden Beispielen aus den besten Schriftstellern W.S. 25; Geschichte des Trauerspieles bei den Franzosen, dazu Erzählung einiger franz. Tragödien W.S. 29; (s. auch W.S. 35); Geschichte der dramatischen Literatur der Franzosen W.S. 32; Geschichte der franz. Literatur W.S. 35: W.S. 44; dasselbe vom Jahrhundert Ludwigs XIV. ab W.S. 45; W.S. 46; W.S. 47; Die französische Tragödie vom Jahrh. Ludwigs XIV. ab W.S. 50; W.S. 51; Über die französische Tragödie, er will dabei „die beiden Systeme, das klassische und das romantische beleuchten und erklären" W.S. 54; W.S. 55.

Die auf das Italienische und Spanische gerichteten, in deutscher Sprache gehaltenen Vorlesungen Francesons beschäftigten sich vorzugsweise mit der Interpretation von Texten, ohne indessen literargeschichtliche Darstellungen auszuschliessen. 1. Italienisch. Dante, Divina Commedia S.S. 20; W.S. 20; S.S. 21; S.S. 28; W.S. 28; S.S. 32; Petrarcas Gedichte S.S. 27; W.S. 27; Ariosto, Orlando Furioso W.S. 21; S.S. 22; als Einleitung: Geschichte der Ritterpoesie bei den Italienern, besonders vor Ariosto S.S. 25; W.S. 25. Luigi da Porta, Novelle vom Tode des Romeo und der Julia[205]) S.S. 23; im ital. Kursus „irgendein Schriftsteller" W.S. 22; 2. Spanisch: Cervantes' Novelle Coloquio (diálogo) que pasó entre dos perros W.S. 23; S.S. 44; S.S. 55; S.S. 56; Don Quijote (4mal) S.S. 24 und kritische Übersicht der verschiedenen Übersetzungen dieses Romanes, besonders der deutschen S.S. 31; S.S. 36; Calderons Dramen S.S. 20; W.S. 21; W.S. 24; S.S. 30: S.S. 33; S.S. 35; S.S. 37; S.S. 38; S.S. 43; S.S. 45; desselben Lustspiel „Hombre pobre etc. S.S. 26; Garcilasso de la Vegas Gedichte nach der Madrider Ausgabe W.S. 20; Quevedo, La Vida del gran Tacaño[206]) S.S. 50. Seit dem S.S. 39 las er neben diesen Autoren gern Stücke aus seinem Tesoro de la lengua y literatura castellana, ferner Moreto, El desden con el desden S.S. 51; S.S. 53; S.S. 57; ders., El valiente justiciero y el rico hombre de Alcalà[207]) S.S. 52; S.S. 54.

Nur gelegentlich entschloss sich Franceson zu einer von der Texterklärung unabhängigen Vorlesung über italienische Poesie; dies tat er im S.S. 34 mit seinen Vorträgen über die Geschichte der italienischen Ritterpoesie mit Erläuterungen aus den Werken der Dichter; und hierher ist denn auch seine gleich im Anfange seiner akademischen Tätigkeit im S.S. 20 gehaltene Vorlesung über die Geschichte

---

et même d'ouvrages entiers des auteurs classiques français des deux derniers siècles. Accompagnée de remarques historiques et critiques, tome I Prose, Berlin chez G. Reimer 1836, 535 S., tome II Poésie, 1837, 612 S. 205) Sie steht in der zu Francesons ital. Grammatik gehörigen Chrestomathie. 206) Abgedruckt in Francesons Tesoro. 207) Beide Stücke sind abgedruckt in Francesons Teatro español escogido, Leipzig, Fleischer 1851.

der italienischen, spanischen und französischen Literatur zu stellen.

Bei der Prüfung der mitgeteilten Übersicht springt einerseits die entschiedene Vorliebe Francesons für Dante und Calderon in die Augen; andererseits aber nimmt man wahr, dass vom S.S. 32 an die Interpretation italienischer Autoren aus seinen Ankündigungen verschwindet. Dieser Ausfall steht offenbar in ursächlichem Zusammenhang mit dem Auftreten des Lektors[208]) FABIO FABRUCCI[209]), der im S.S. 1829 zum ersten Male eine die Einleitung in die italienische Literatur verheissende Vorlesung ankündigte, mit dem Bedeuten, dass er sich dabei in seiner italienischen Muttersprache vernehmen lassen würde. Franceson scheint sich des praktischen Gebrauches des Italienischen (und Spanischen) stets enthalten zu haben, und so trat denn mit dem Erscheinen Fabruccis ein Element in den neusprachlichen Universitätsunterricht ein, das von manchem der jungen akademischen Bürger gewiss um so lebhafter begrüsst wurde, als sich nun die Aussicht auf eine in Rücksicht auf die praktische Handhabung der Sprache ergiebige Fortsetzung seiner schon auf dem Gymnasium begonnenen italienischen Studien zu eröffnen schien! Konnte A. W. SCHLEGEL im Anfange des 19. Jahrhunderts[210]) noch sagen, dass „die Zahl derer, die Spanisch und Italienisch wissen, bei uns nicht sehr gross sei“[211]), so erwachte doch unter dem Einfluss der literarischen Strömungen der Zeit die Teilnahme für diese Studiengebiete mehr und mehr[212]), und wenn auch GOETHE noch 1825 seinen von vielbeschäftigten Leuten gewiss geteilten Standpunkt dahin festlegte, dass wir angesichts der guten Übersetzungen „nicht Ursache haben, auf die mühesame Erlernung des Griechischen, Lateinischen, Italienischen und Spanischen viele Zeit zu verwenden“[213]), so ist doch andererseits sicher, dass das Italienische, natürlich nur als fakultativer Gegenstand, hinfort vielfach in den Lehrplan der höheren Schulen aufgenommen wurde. So hatte schon LUDWIG IDELER mehrere Jahrzehnte vor Fabruccis Auftreten am Berl. Köllnischen Gymnasium Italienisch gelehrt[214]), wo von 1816—1820 ERNST HEINRICH TOELKEN[215]) sein Nachfolger war; am Prenzlauer Gymnasium gehörte 1819 das Italienische nebst dem Englischen und

---

208) Ohne Gehalt im Gegensatz zu Franceson und dem englischen Lektor SEYMOUR, mit denen er später gleichgestellt zu werden wünscht; s. Univ.-Akten Lit. P, Nr. 3, vol. 3, Nr. 84; und über die Erledigung des Gesuches eb. Nr. 85—87. 209) Geb. 1796 zu Siena; er stirbt 1877. 210) Zum früheren Betriebe des Italienischen innerhalb der Kgl. Preuss. Akademie d. Wissensch. s. oben S. 9f. Nachzutragen wäre die Abhandlung von MERIAN, Comment les sciences influent la poésie, in den Mémoires de l'Académie royale 1784, 439ff. (La langue de Dante eb. S. 446ff.). 211) S. FRIEDRICH SCHLEGELS Europa I (1803), S. 125. Einige Bedeutung für die Geschichte der romanischen Sprachen, insonderheit des Italienischen, hat der W. (= A. W. Schlegel) unterzeichnete Aufsatz „Die Sprache. Ein Gespräch über Klopstocks grammatische Gespräche“, im Athenaeum Bd. I, St. 1, S. 3ff. 212) Zum italienischen Universitätsunterricht s. oben S. 3, 8, und in anderem Sinne S. 13—20 und dazu JAKOB GRIMMS an Humboldtsche Ideen erinnernde akademische Vorlesung Italienische und skandinavische Eindrücke 1844, wiederabgedruckt in Auswahl aus den kleineren Schriften. Berlin, Ferd. Dümmler 1874, S. 61—88. 213) Eckermann ed. Geiger, S. 101f. 214) S. den Jahresbericht dieser Anstalt 1810, S. 40; 1811, S. 9. 215) S. oben Anm. 26.

Französischen zu den unverbindlichen Disziplinen[216]); Fabrucci selbst war am Joachimsthalschen Gymnasium als italienischer Lehrer tätig[217]); und dass, allerdings wesentlich später, das Italienische als „fakultative Lektion" sogar in dem Lehrplan von Schulen realer Richtung, freilich nur „wo lokale Verhältnisse es wünschenswert" machten, zulässig war, wird ersichtlich aus den erläuternden Bemerkungen zu der Unterrichts- und Prüfungsordnung der Real- und der höheren Bürgerschulen vom 6. Oktober 1859[218]). So fand also Fabrucci für seine akademischen Zwecke nicht ungünstige Verhältnisse vor, zumal, wie schon angedeutet, er, gerade wie Toelken, als Gymnasialprofessor in der Lage war, sich ein seinen Ansprüchen gehorchendes Zuhörermaterial heranzubilden. Wie weit sein italienischer Vortrag, dessen formale Güte von der Fakultät anerkannt wurde[219]), bei seinen vorgeschritteneren Studenten Verständnis fand, ist ungewiss; jedenfalls fällt auf, dass er bisweilen die Interpretation eines Autors in italienischer und französischer Sprache ankündigte[220]). Wenn er nach etwa zwölfjähriger Tätigkeit die Abnahme des Besuches seiner Darbietungen mit dem „überhandnehmenden Studium der englischen Sprache" zu erklären sucht[221]), so sah die Fakultät, die übrigens einen Betrieb der „schönen" italienischen Sprache von wissenschaftlicher Gediegenheit auf der Universität im Anschluss an die durch Privat- oder Schulunterricht erworbenen Kenntnisse für sehr wünschenswert erachtete, die Ursachen dieses bedauerlichen Nachlassens in ganz anders gearteten Tatsachen[222]), auf die hier einzugehen nicht not tut. Der von Fabrucci angebotene Unterricht zerfiel a) in Interpretationen von Autoren wie Dante und Tasso, die er, zunächst unter entschiedener Bevorzugung des letzteren, später von Semester zu Semester abwechselnd behandelte, und zwar bis S.S. 57. Von da ab fällt die Texterklärung aus. Im Anfange (S.S. 30; W.S. 30) traktierte er auch Boccaccio's Novellen; b) in Vorträge über die Geschichte der italienischen Literatur S.S. 29; W.S. 45 (3mal ö.) und so weiter bis zu seinem 1877 erfolgten Tode, einmal im Anschluss an Tasso über die epische Dichtkunst der Italiener besonders vor Tasso (W.S. 48); c) in praktische Sprachkurse z. T. auch für Anfänger. Er bediente sich bei seinem Unterricht einer Anzahl nach und nach von ihm veröffentlichter Schriften, die wohl kaum ausserhalb des Bereiches, für den sie ursprünglich bestimmt waren, bekannt geworden sind. So nennt er selbst sein Handbuch der prosaischen Literatur der Italiener (S.S. 31), seine Ausgabe der Lettere sopra Dante di Brocchi, Berlin 1837 (S.S. 37); seine Introduzione ragionata alla Gerusalemme liberata del Tasso (W.S. 50); seine italienische Grammatik (W.S. 34) und seine Anleitung zur Erlernung der italienischen Sprache. 2. verbesserte Auflage, Berlin bei Springer (W.S. 58).

Neben Franceson und Fabrucci erscheint im S.S. 34 der Lektor

---

216) S. oben S. 37. 217) S. den Jahresbericht dieser Anstalt 1833. 218) S. Wiese, Verordnungen und Gesetze I 94; über das solchen Abiturienten zu erteilende Zeugnis eb. I 79. 219) Univ.-Akten Lit. P, Nr. 3, vol. III Nr. 87. 220) S.S. 34; W.S. 35. Dass er auch Unterricht im Französischen erteilte, zeigt das Verzeichnis der Vorlesungen vom W.S. 37. 221) Univ.-Akten Lit. P, Nr. 3, vol. III Nr. 84. 222) Eb. Nr. 85, 86, 87.



Dr. SCHMITZ, wahrscheinlich mit BERNHARD SCHMITZ[223]) identisch, mit der Absicht, viermal wöchentlich die holländische, englische, französische, italienische und lateinische Sprache zu lehren und „Konversationen“ in diesen Sprachen zu veranstalten. Wie die Kataloge vermuten lassen, setzte er seinen Unterricht nur bis zum W.S. 36 fort, wiewohl sein Austritt aus der Universität erst am 10. März 1843 vom Ministerium bekannt gegeben wurde (hier B. Schmitz genannt)[224]).

Wir werden uns nun wieder der Erörterung derjenigen von amtlicher Seite angebahnten Massregeln zuzuwenden haben, die darauf abzielten, die durch den Tod Valentin Schmidts 1831 plötzlich abgebrochene Entwicklung eines wissenschaftlich-philologischen Betriebes der neulateinischen Sprachen und ihrer Literaturen wieder aufzunehmen, und so diesen Zweig des Wissens zu einem selbständigen, den übrigen Formen des akademischen Unterrichtes ebenbürtigen Universitätsfache auszugestalten. Zum vollen Verständnisse dieser Periode des Werdens und Wachsens muss hier aber zunächst von solchen zeitweilig an der Berliner Hochschule zutage tretenden Lehrbestrebungen die Rede sein, die auf die Förderung der Erkenntnis vereinzelter romanistischer Materien gerichtet waren, dabei aber von Dozenten ausgingen, die ihre Hauptarbeit auf mehr oder weniger weit abliegenden wissenschaftlichen Gebieten zu leisten hatten, sich jedoch mit dem klaren Bewusstsein organischer Zusammenhänge der Verbreitung angrenzender Studien befleissigten, oder ihre gespannten Blicke auf das sich ihnen auftuende benachbarte Gelände hinüberschweifen liessen, weil sie bei der begrifflichen Abrundung ihrer Erkenntnisobjekte eines Eingehens auf die nur scheinbar ausserhalb liegenden Erscheinungen nicht entraten konnten, oder weil sie drüben verwandte Kulturen wahrnahmen, die zu fruchtbaren Vergleichen mit dem Eigenen einzuladen schienen, oder von deren geistiger Aneignung sie gar eine Vertiefung ihrer innerhalb eines engeren Bereiches schon geschulten Einsicht in das Wesen der Dinge erwarten zu dürfen meinten. Es war übrigens durchaus nichts Neues, dass Vertreter anderer Disziplinen ohne besonderen Lehrauftrag romanistische Stoffe behandelten; ich erinnere an das, was die Archäologen UHDEN und TOELKEN[225]) schon früher für das Italienische geleistet hatten. Nur vorübergehend gedenke ich in diesem Zusammenhange anscheinend hierhergehöriger Vorlesungen, wie der des ausserordentlichen Professors der Ästhetik HEINRICH GUSTAV HOTHO[226]) über allgemeine Literaturgeschichte des Altertums, des Mittelalters und der neuesten Zeit (5mal S.S. 29); ähnlich in Verbindung mit Poetik W.S. 30/31; oder LEOPOLD RANKE's einstündigen Vortrages über die Entwicklung der Literatur seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts (W.S. 26)[227]). Mit grösserer Bestimmtheit verraten ihre Zugehörigkeit zu den hier gemeinten Leistungen 1. die Vorlesungen des Privatdozenten THEODOR MUNDT[228]) über Philosophie der Literatur

---

223) Über seine Tätigkeit in Greifswald s. jetzt HEUCKENKAMP, RJ. IX, IV 27—30. 224) S. Akten d. Berl. Univ. Lit. P, Nr. 1, vol. III, Nr. 117. 225) S. o. S. 8f. 226) 1802—1873. 227) Über Rankes Verhältnis zur italienischen Literatur s. oben S. 17. 228) Geb. 1808, gehörte zur Schriftstellergruppe des Jungen Deutschland, seit 1842 Privatdozent in Berlin, geht 1848 als ausserordentl. Professor nach Breslau, wird 1850 als Universitätsbibliothekar nach Berlin berufen und stirbt daselbst 1861. HUBER's Urteil über ihn s. u. S. 72f.



W.S. 43, W.S. 44 und insbesondere über Literatur und Sittengeschichte der Deutschen, Franzosen, Spanier und Italiener 2mal ö. W.S. 45; W.S. 47; W.S. 48 und der dramatischen und szenischen Kunst bei den neueren Völkern W.S. 46[229]), 2. des Privatdozenten der Philosophie KARL FORTLAGE[230]) Vergleichende Darstellung der vornehmsten Ideale der Poesie in allen Völkern S.S. 43; SS. 44; W.S. 44[231]). Auch der Privatdozent JULIUS LUDWIG IDELER[232]) hat nicht nur allgemeine Literaturgeschichte vorgetragen (W.S. 38, W.S. 39, S.S. 42), sondern auch, alten Familientraditionen folgend, verschiedentlich Streifzüge auf das engere Gebiet der französischen Literatur unternommen; das bezeugt entfernt seine Vorlesung über Einhards Leben Karls des Grossen (S.S. 39)[233]), ganz besonders aber seine Vorträge über die Geschichte der altfranzösischen Literatur (4mal W.S. 38) und über dasselbe Thema bis auf Franz I. (2mal ö. S.S. 41), deren Material er dann in seiner 1842 erschienenen Geschichte der altfranzösischen Nationalliteratur[234]) allgemein zugänglich gemacht hat. Auch der Vorlesungen des Privatdozenten Dr. BERNHARD ERDMANNSDÖRFFER[234a]) Über das Zeitalter des Humanismus in Italien und Deutschland (S.S. 63, S.S. 67), Geschichte des italienischen Humanismus im 14. und 15. Jahrhundert (W.S. 64) und Allgemeine Geschichte des 18. Jahrhunderts mit Rücksicht auf Literatur- und Kulturgeschichte muss hier gedacht werden.

Im Juli 1850 habilitierte sich ANTON EDMUND WOLLHEIM DA FONSECA[235]) mit dem in seiner Meldung zu findenden Anerbieten[236]),

---

229) Näheres über Richtung und Inhalt seiner Lehre erfährt man wahrscheinlich aus seiner Geschichte der Literatur der Gegenwart. Vorlesungen von THEODOR MUNDT, Berlin M. Simion 1842 (Friedrich von Schlegels Geschichte der alten und neuen Literatur bis auf die neueste Zeit fortgeführt. Zweiter Teil etc.). Die vierte Vorlesung enthält die französische Literatur der Revolutionsperiode S. 98—149ff. und die französische Romantik S. 250—305, auch die italienische, spanische und englische Literatur wird behandelt. 230) Geb. 1806; 1829 Privatdozent in Heidelberg; 1842 desgl. in Berlin; 1844 ausserordentl. Professor in Jena, wo er 1881 stirbt. 231) FORTLAGE folgte dabei, wie er ausdrücklich bekräftigt, seinem Buche Vorlesungen über die Geschichte der Poesie, gehalten zu Dresden und Berlin im Jahre 1837, Stuttgart und Tübingen, Cotta 1839. Bemerkenswert an seinen vergleichend ästhetisierenden Darlegungen ist der an frühromantische Stimmungen gemahnende Gegensatz gegen Frankreich und daneben die Schwärmerei für Spanien S. 255f. 232) S. oben S. 17. 233) Von ihm herausgegeben Hamburg 1836. 234) S. oben S. 17. 234a) Historiker, geb. 1833; 1858 Privatdozent in Jena, 1862 desgl. in Berlin, 1869 ausserordentl. Professor daselbst, 1871 ordentl. Professor in Greifswald, 1873 nach Breslau, 1874 nach Heidelberg. 235) Nach eigener Angabe (s. Akten der Berl. Univ. Lit. H, Nr. 1. vol. VII, Nr. 76) stammt er aus edlem spanischen Geschlecht; 1811 geb. in Hamburg (s. eb. Nr. 1), besucht die Gymnasien in Hamburg und Breslau; studiert seit 1828 in Berlin besonders orientalische und die neueren okzidentalischen Sprachen (eb. Nr. 1); promoviert 1831 daselbst. Er verlässt 1852 (?) Berlin, geht nach Paris, Wien, Hamburg, wird 1870 Redakteur des Moniteur officiel in Paris und 1871 der kaiserlichen Botschaft daselbst attachiert. Seit 1873 lebte er als Privatmann in Berlin. Da er in den Verzeichnissen der Vorlesungen, freilich mit Unterbrechung, noch bis zum W.S. 54 geführt wird, so scheint ihm hier ein kleiner chronologischer Irrtum unterlaufen zu sein. Er stirbt 1884 in Berlin. 236) S. Akten der Berl. Univ. Lit. H, Nr. 1, vol. VII, Nr. 1.

seinen vielseitigen Studien entsprechend nicht nur über Sanskrit, Hindostanisch, Tamulisch, Persisch, Türkisch, später auch Malayisch, orientalische Literaturgeschichte, Ästhetik, Antiquitäten, Mythologie, skandinavische Antiquitäten und Sprache (Edda etc.) zu lesen, sondern auch Ästhetika über die klassischen Autoren der neueren abendländischen Sprachen vorzutragen. Er beruft sich dabei auf seine z. T. noch nicht vollendeten, gross angelegten Werke zur orientalischen[237]) und später auch zur skandinavischen[238]) Literatur und Sprache, gedenkt aber, was uns hier näher angeht, auch seiner spanischen, portugiesischen und italienischen Grammatik[239]), sowie seines portugiesischen Wörterbuches[240]). Über alle die von ihm genannten Gegenstände hat Wollheim auch wirklich gelesen; was er in seinen einstündigen öffentlichen Vorlesungen seinen Hörern insonderheit über romanistische Materien, wie die Dramen des Calderon (W.S. 50), Camoës Lusiaden (S.S. 51) und den Roman de la Rose (in französischer Sprache) (W.S. 51) zu sagen wusste, lässt sich einigermassen aus dem Wortlaut seiner oben berührten Meldung ermessen; in seinen Privatissimis scheint er auch sprachliche Übungen vorgenommen zu haben.

Mit der gesteigerten Zuversicht, dass das Dargebotene seinen freilich nicht zahlreichen Hörern[241]) wirksamst zustatten gekommen sei, vernimmt man, dass ein Gelehrter von dem Schlage Richard Gosches[242]), an Wirklichkeitssinn, Umfang und Tiefe des wissenschaftlichen Erfahrungsbereiches und Forschergeist einem Valentin Schmidt vergleichbar, mit dessen Art seine Arbeit sich auch dem Stoffe und der Methode nach eng berührt, neben Persisch und Arabisch nicht nur die allgemeine Literaturgeschichte (S.S. 53, S.S. 54, 2mal ö.; W.S. 56; W.S. 58, 4mal priv. S.S. 62); Die alte Literaturgeschichte bis auf das Zeitalter des Theodosius (S.S. 62); Literaturgeschichte des Mittelalters (S.S. 55; W.S. 55, 4mal priv.; S.S. 56; S.S. 61; W.S. 62); Geschichte der jüdischen Dichtung des Mittelalters (S.S. 57, 2mal ö., S.S. 61); Vergleichende Literaturgeschichte (S.S. 57); Neuere Literatur (W.S. 58, 2mal ö.); Goethe und sein Zeitalter

237) Eb. Lit. H, Nr. 1, vol. VII. Nr. 3—4, Nr. 1. 238) Eb. Lit. P, vol. IV, Nr. 309; hier stellt er sich auch als Verfasser einer neugriechischen Grammatik vor. 239) Seine Grammatiken habe ich nicht zu Gesicht bekommen. 240) Diccionario portatil das linguas portugueza e alleman. Tomo 1, 2, Leipzig. T. II Handwörterbuch der deutschen und portugiesischen Sprache, 3. Aufl., Leipzig 1883. 241) Im W.S. 54 hörten seine spanisch-arabische Kulturgeschichte deren vier, und im W.S. 55 und S.S. 56 seine Literaturgeschichte des Mittelalters nur drei nach Ausweis der Universitätsakten Lit. P, VI vol. III, Nr. 172. 242) Geb. 1824 zu Neundorf bei Crossen a. O., studiert in Berlin Sprachwissenschaft und Literatur, 1854 Kustos a. d. königl, Bibliothek in Berlin, habilitiert sich 1853 ebenda für orientalische Philologie und Literatur mit der Probevorlesung De nonnullis traditionum de Alexandro Magno vulgatarum; 1861 zum a.o. Prof. der allg. Literaturgeschichte ernannt; kommt 1859 als Nachfolger des Marburger Orientalisten, ord. Professors Johann Gildemeister in Betracht (vgl. Akten der Berl. Univ. Lit. P, VI, vol. III, Nr. 247), wird 1863 als ord. Professor nach Halle berufen, wo er 1889 stirbt. Näheres über ihn bringt das mit seinem Porträt gezierte Buch Richard Gosche, Erinnerungsblätter für seine Freunde, Biographie und ausgewählte Aufsätze, Halle, Otto Hendel 1890.

(W.S. 53, 2mal ö.), sowie dessen Westöstlichen Divan (W.S. 55, W.S. 62); Lessings Leben[243]) (W.S. 61), sondern, was hier namentlich ins Gewicht fällt, auch die Erklärung des altfranzösischen Rolandsliedes des Turold (S.S. 56, 3mal priv.) in den Kreis seiner Lehrtätigkeit gezogen hat. Einem zu den Universitätsakten gehörigen Dokument[244]) zufolge las er überdies, was wiederum bedeutsam scheint, im W.S. 54 über spanisch-arabische Kulturgeschichte. Die Ergebnisse seiner vielseitigen Studien, über deren Ziele und leitende Gedanken er wenigstens bis zu seiner Habilitierung in seinem durch Vornehmheit des Tones und kräftige Sachlichkeit ausgezeichneten Lebenslaufe[245]) ausführlich berichtet, hat er, auch soweit sie die Romanistik angehen, wiederholt in besonderen Aufsätzen veröffentlicht oder einem weiteren Publikum vorgetragen. Ich nenne hier folgende Abhandlungen: die von Robert Chaulieu und Gosche verfasste Die Bewegung der französischen Literatur in den Jahren 1865—1867 betitelte Übersicht in dem von ihn gegründeten Archiv für Literaturgeschichte[246]) I 119—168, 328—408; Zum französischen Eulenspiegel, ebd. I 282—288; zu Pierre de Blarrue, Canonicus von St. Dié (geb. 1437), dessen lateinisches geschichtliches Epos über Renatus II, Herzog von Lothringen, im Anfange des 17. Jahrhunderts von Nicolas Claude Romain ins Französische übersetzt wurde, ebd. II (1872) 217—219; Über die Benennungen des Arztes und seiner Abarten in verschiedenen Sprachen[247]), auch für die romanische Sprachgeschichte von Wert (*charlatan* von *ciarlare* schwatzen hergeleitet S. 86). Nach den Universitätsakten ist Gosche auch Verfasser einer Arbeit über die Quellen der Disciplina Clericalis, an der die Verbindung der Erforschung morgenländischer Literatur und der Literatur des abendländischen Mittelalters gerühmt wird[248]). Wo Gosche seinen Vortrag über Alfred de Vigny gehalten hat, ist nicht ersichtlich[249]); vor der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen, der er 1857—1862 als ord. Mitglied angehörte, handelte er 1862 über die Geschichte der Entwicklung des Alexandriners, P. Meyers Untersuchungen über Metrik des Eulalialiedes und Geschichte der Philologie der neueren Sprachen[250]). Auch an den von derselben Gesellschaft im Konzertsaal des Kgl. Schauspielhauses in Berlin zugunsten ihres Stipendienfonds veranstalteten Vorträgen[251]) war er beteiligt; am 8. März 1865 kam er aus Halle herüber, um dort über Racine und das historische Drama zu sprechen.

Von der bei Vertretern der allgemeinen Sprachforschung sich sehr früh kundgebenden Teilnahme für die neulateinische Philologie ist bereits gehandelt worden[252]). Hajim Steinthal[253]) aber war es vorbehalten,

243) Zusammen mit Boxberger kommentierte er Lessings Werke, Berlin 1875 u. 1882. **244**) Lit. P, VI, vol. III, Nr. 172. **245**) Lit. P, vol. V, Nr. 267f. **246**) Leipzig, Teubner 1870, als Ersatz für sein Jahrbuch für Literaturgeschichte Berlin 1865 gedacht. Es ist bekannt, dass Gosche selbst nur zwei Bände des Archivs herausgab, und dass vom dritten Band ab Schnorr von Carolsfelds sein Nachfolger wurde; s. u. Anm. 434. **247**) In Richard Gosche, Erinnerungsblätter S. 81—86 **248**) S. Lit. P, VI, vol. III, Nr. 172. **249**) Vgl. Erinnerungsblätter S. XXVII. **250**) Arch. f. n. Spr. Bd. 31, 160; 32, 376. **251**) Darüber findet sich mancherlei in den Akten der Gesellschaft. **252**) S. oben S. 13—16. **253**) Geb. 16. Mai 1823 in Gröbzig bei Dessau; studiert in Berlin Philologie und habilitiert sich 1850 da-



die romanistische Linguistik als ein Teilgebiet der Sprachwissenschaft, und zwar nach den von ihm im Anschluss an die HERBARTsche Philosophie festgelegten Grundsätzen einer historisch-psychologischen Betrachtung in den Berliner Universitätsunterricht einzuführen[254]), und es sei gleich hinzugefügt, dass er bis an das Ende seiner akademischen Laufbahn dahin gehörige Materien mit grosser Vorliebe zum Gegenstande von Vorlesungen gewählt hat. In dem von ihm im Mai 1849 gelegentlich seiner Bewerbung um die Venia legendi bei der Fakultät eingereichten Lebenslaufe[255]) ist zwar noch nicht von etwaigen romanistischen Studien die Rede, doch richtet er gleich im Beginn seines Auftretens als Dozent den Wortlaut seiner Ankündigungen im Vorlesungsverzeichnis (vom S.S. 50) so ein, dass über seine schon vorhandene Vertrautheit mit diesem Gebiete kein Zweifel sein kann, und einige Jahre später beruft er sich bei gegebener Gelegenheit amtlich auf die von ihm über die provenzalische Sprache im Mittelalter und die Poesie der „Trubadur" bis dahin gehaltenen Vorlesungen[256]). Dass Steinthal die romanischen Sprachen als Töchter des Lateinischen in W. v. HUMBOLDTs Sinne[257]) aufgefasst[258]) und damit den wohlbegründeten Widerspruch von FRANZ SCHOLLE[259]) herausgefordert hat, sei hier nur kurz angedeutet. Von der Art seiner romanisch-linguistischen Ideen kann man nach Massgabe seiner allgemeinen sprachphilosophischen Richtung eine im ganzen wohl zutreffende Vorstellung gewinnen; es wäre aber sehr erwünscht, wenn einer seiner Hörer sich über den Umfang und die Tiefe seiner romanistischen Kenntnisse im einzelnen und ihre Verwendung bei der Einordnung in die grossen leitenden Prinzipien einmal vernehmen liesse. Wegen seiner Ansichten über die epische Poesie, soweit sie insonderheit altromanische Verhältnisse berühren, verweise ich auf seinen „Das Epos" überschriebenen Aufsatz in der Zeitschrift für Völkerpsychologie V (1868), namentlich S. 22ff. und 51ff., wo auch, ebenso wie S. 7, von ADOLF TOBLERs schöner Abhandlung Über das altfranzösische Epos[260]) die Rede ist. Die folgende Liste lässt die allgemein sprachwissenschaftlichen Vorlesungen Steinthals beiseite und umfasst nur diejenigen, deren Ankündigung in ihrem Wortlaut ihre Beziehung unzweifelhaft erkennen oder doch vermuten lässt. a) Allgemeine Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Orientalen, Griechen und Römern und den neueren Völkern (S.S. 50, 2mal ö., vgl. W.S. 66; W.S. 67); b) Zusammenhang zwischen Sprache und Nationalgeist nebst systematischer Übersicht der bekannten Sprachen der Erde und Prinzipien der Völkerpsychologie (W.S. 56, W.S. 65, 1mal ö.); Über den Ursprung und den Charakter der roma-

selbst; wird 1863 ausserord. Professor für allgemeine Sprachwissenschaft, stirbt 1899. **254**) Dass POTT ähnlich, wenn auch natürlich auf anderer Basis stehend, verfahren ist, ist schon oben Anm. 54 gesagt worden. **255**) Akten der Berl. Univ. Lit. H, vol. VIII, Nr. 15. **256**) Ebd. Lit. P., VI, vol. III, Nr. 150. **257**) S. die sprachphilosophischen Werke Wilhelms von Humboldt ed. STEINTHAL, Berlin, Dümmler 1883, I 68ff. **258**) Vgl. seine Besprechung von AUGUST FUCHS, Die romanischen Sprachen in ihrem Verhältnis zum Latein. etc. in der Hallischen Literaturzeitung 1849 Nr. 189, 190. **259**) In seinem Buche Über den Begriff Tochtersprache, Berlin 1869 und 1871 in einem Vortrag vor der Berl. Gesellsch. für das Stud. der n. Spr., vgl. Arch. f. n. Spr. XLVII 274; s. auch eb. XXXIX 425ff. u. XLII 113ff. **260**) Zeitschrift für Völkerpsychologie IV 139—210. Zu Steinthal s. noch Anm. 435.

nischen Sprachen (W.S. 62, S.S. 64, S.S. 65, S.S. 66, 4mal priv.); d) Über die Geschichte der Sprache mit besonderer Rücksicht auf das Lateinische und Griechische und namentlich über den Ursprung der romanischen Sprachen (S.S. 68, 4mal priv. und häufig wiederholt bis S.S. 92); zuweilen zog Steinthal dabei auch das Neugriechische[261]) heran (S.S. 73, S.S. 79); e) Lieder der Trubadurs nach einer Einleitung über die provenzalische Sprache und Literatur (S.S. 52, S.S. 64 1 bis 2mal ö.)[262]); f) Provenzalisch lehrte er S.S. 67; g) Über das Wesen und die Geschichte der epischen Poesie (seit S.S. 65, siebenmal bis W.S. 78); h) Erklärung des provenzalischen Epos Girartz de Rossilho nach einer grammatischen und geschichtlichen Einleitung (S.S. 65, 2mal ö.; S.S. 66, 1mal ö.)[263]).

Man hat gewiss allen Grund, für die von den genannten Männern auf einem Nebengebiet ohne besonderen Auftrag geleistete Arbeit dankbar zu sein und wird die befruchtende Wirkung, die von dem Unterricht einzelner ausging und der Förderung der romanistischen Studien dauernd zustatten kam, gehörig einzuschätzen haben. Aber die Lücke in dem Lehrplane der Universität, deren Vorhandensein ALTENSTEIN einst so lebhaft beklagt hatte, war noch immer nicht geschlossen, und in seinem mit soviel Eifer gehegtem Bestreben, den Betrieb der romanischen Philologie in die Berliner Hochschule eingeführt zu sehen, musste er sich angesichts der Tatsachen bitter enttäuscht fühlen. Das schon berührte[264]), während der dreissiger Jahre sehr merklich werdende Nachlassen der ministeriellen Teilnahme für die Romanistik wird sich nicht zum mindesten aus der durch den frühen Tod Valentin Schmidts (1831) geschaffenen Lage erklären lassen. Nach einem würdigen Ersatz für den hervorragenden Universitätslehrer Umschau zu halten, schien kaum zu lohnen. Von den Männern, die Professor Dr. J. ECKENSTEIN[265]) 1835 als in Berlin lebende Vertreter der neueren europäischen Sprachen zu nennen weiss[266]), hatte gewiss mancher seine Verdienste, aber wie stand es um den Nachweis ihrer Befähigung als akademische Lehrer? Konnten die Provinzen geeignete Kräfte entbehren und zur Verfügung stellen? Ich weiss nicht, ob von offizieller Seite Schritte zur Neubesetzung der ausserordentlichen Professur unternommen wurden, sicher scheint mir nur, dass die Beantwortung der eben gestellten Fragen damals eben so schwer gefallen sein wird, wie sie uns heute vorkommt. Jedenfalls verblieb nun der neusprachliche Universitätsunterricht für unabsehbare Zeit ausschliesslich den Lektoren überlassen, und erst ein rein äusserlicher Anlass, der Tod des englischen Lektors SEYMOUR[267]), brachte die Frage nach einer ange-

261) Neugriechisch traktierte vom W.S. 46 an der 1851 verstorbene ord. Professor der klassischen Philologie JOHANNES FRANZ, seit S.S. 54 der Privatdozent FRIED. WILH. AUG. MULLACH und im W.S. 96 Dr. KRETSCHMER. 262) Im S.S. 51 sprach er in dieser Vorlesung vor sechs Zuhörern, während diejenigen von allgemeinerer Bedeutung viel zahlreicher besucht waren; s. Akten der Berl. Univ. Lit. P, VI, vol. IV, Nr. 18. 263) Vgl. seine Bemerkungen zum Girart in d. Ztschr. f. Völkerpsychologie V 53ff. 264) S. oben S. 35, 37f.. 265) In seinem in jeder Hinsicht nützlichen Buche Der akademische Mentor für die Studierenden der Friedr. Wilh.-Univ. zu Berlin, Berlin, Wilh. Schüppel 1835, S. 272. 266) Es sind: FABRUCCI, VALENTINI, FRANCESON, SCHÄFER, SEYMOUR, BURKHARDT, JOST und SCHMITZ. 267) S. unten Anm. 302.

messenen Vertretung dieses Lehrfaches wieder in Fluss, und zwar griff bei dieser Gelegenheit der zweite Faktor, der bei der Neugestaltung des akademischen Lehrkörpers mitzuwirken satzungsgemäss berufen ist, die Universität selbst durch ihre philosophische Fakultät kräftig und zielbewusst in die Entwicklung der Dinge ein, ohne freilich sonderliche Erfolge verzeichnen zu können.

Es wird sich gleich zeigen, dass den beiden Richtungen, in denen die auf lebende Sprachen bezogene akademische Lehrtätigkeit gewohnheitsmässig verläuft, nämlich der auf rein praktische Zwecke eingestellten Übermittlung sprachlicher Kenntnisse und andererseits dem philologisch-wissenschaftlichen Betriebe des Faches seitens der philosophischen Fakultät eine sehr verschiedenartige Bewertung zuteil wurde. Um dieses den Werdegang der Ereignisse nicht selten mitbestimmende Auseinandergehen des Urteils in seinen Ursachen und Wirkungen klar erfassen und gerecht würdigen zu können, ist es geboten, bei der begrifflichen Analyse des wissenschaftlichen Geistes, wie er auf der Berliner Universität von jeher heimisch gewesen war, eins der sich absondernden Merkmale in schärfere Beleuchtung zu rücken, nicht etwa um es aus der Summe der wesentlichen Züge des Gesamtbildes auszuschliessen, sondern vielmehr nur, weil es in der gesteigerten Potenzierung, in der wir es zu gewissen Zeiten in die Erscheinung treten sehen, zum Ausgangspunkt derjenigen Urteilsformen geworden ist, von denen eben hier in Kürze gehandelt werden soll.

Gelegentlich der Jubelfeier im Jahre 1860 als Festredner in die von ihm selbst erlebte Zeit der Gründung der Berliner Universität zurückblickend, verweilte AUGUST BOECKH bewegten Herzens bei der Erinnerung an die Worte, mit denen WILHELM VON HUMBOLDT, der „Staatsmann von Perikleischer Hoheit des Sinnes“, seiner jungen Stiftung die Richtung auf das höchte „Allgemein-menschliche“ gegeben hatte, das in ihr „sich wie in einem Brennpunkte sammeln sollte“, eine starke Wehr gegen die Gefahr, „dass die wissenschaftliche Bildung sich nach äusseren Zwecken und Bedingungen ins einzelne zersplittern“ könnte[268]. Die Quelle dieser Auffassung von dem Wesen des Gelehrten, der in stolzer Verachtung abgekehrt von den Bedürfnissen des täglichen Lebens, nicht rechts noch links blickend, sein ganzes Sein in den Dienst der Idee zu stellen bereit sein muss, erkennt Boeckh in der idealen Weltanschauung SCHILLERs, die der kaum heimgegangene Dichter seinen begeisterten Zeitgenossen als lebendiges Erbe hinterlassen hatte[269]. Man pflichtet dieser Auffassung willig bei auch ohne die Bekräftigung, die sie durch das Glückwunschschreiben erfährt, in welchem gelegentlich der Jubelfeier von 1860 Rektor und Senat der Universität Zürich versichern, dass sie sich in enger Fühlung mit dem unter ihren Berliner Amtsgenossen herrschenden Geiste wissen, der *a sordidis quotidianae utilitatis rationibus ad integrum veritatis virtutisque amorem atque aeterna honesti pulchrique exempla et monumenta* gerichtet sei; und nun über den Materialismus der Zeit bittere

268) S. FERDINAND ASCHERSON, Urkunden zur Geschichte der Jubelfeier der königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin im Oktober 1860, Berlin, J. Guttenberg 1863, S. 79 f. 269) Vgl. dazu die Mitteilung Boeckhs in seiner 1859 gehaltenen Schillerrede bei ALBERT LUDWIG, Schiller und die deutsche Nachwelt, Berlin 1909, S. 15.

Klage führend, hält dasselbe Dokument dem verwerflichen Grundsatz *Nisi utile est quod facimus, stulta est gloria* Schillersche Sinnesart entgegen, wie sie offenbar geworden sei in der Xenie, die von der Wissenschaft sagt *uni quidem eam esse almam caelestemque deam, alteri vero probam quae lac caseumque praebeat vaccam*, oder in dem bekannten Epigramm, das von der scharf zugespitzten Antwort handelt, die Archimedes einem die praktischen Erfolge der göttlichen Kunst preisenden Jüngling zukommen lässt: *Appellas recte, divina sed ante Quam populo servit, jam fuit illa, puer: Fructus qui quaerit, mortalia conserat arva; Ne petat uxorem, cui Dea virgo placet*[270]). Es würde ein Zug in dieser Wesensbestimmung des Gelehrten fehlen, gedächte man hier nicht auch des Begriffes der „Reinheit des Herzens“, wie er damals von GOETHE geformt als lebenweckendes Prinzip auf die Jünger der Wissenschaft[271]) und der bildenden Kunst[272]) Einfluss gewann. Lässt sich der Idealismus kurz als der Wille zu reinem Denken und Handeln begreifen, so ist die Goethesche Reinheit des Herzens die oftmals von der Energie des Willens unabhängige mehr oder weniger fertig gegebene Form der echten Wissenschaftlichkeit oder Kunstübung, die wir heute als die für alles geistige Schaffen zu fordernde Voraussetzungslosigkeit[273]) des Denkens und Empfindens begreifen.

Dieses Urbild eines Gelehrten ist denn auch bei jeder Gelegenheit den Zeitgenossen vor Herz und Sinne gerückt worden. Schon SCHLEIERMACHER hat in seiner Schrift „Gelegentliche Gedanken über Universitäten im deutschen Sinne etc.“[274]) die Aufgabe der Universität dahin festgelegt, dass sie die Idee der Wissenschaft zu wecken und im Gegensatz gegen allerhand nützliche Kenntnisse das Lernen des Lernens zu lehren habe[275]), und die gleiche Forderung bildet eine der wesentlichen Seiten in den von FICHTE zur Sache geäusserten Gedanken[276]). Im Vorübergehen erinnere ich an die schönen Worte, mit denen der Jurist THEODOR SCHMALZ, der zweite Rektor der neuen Universität (1811)[277]), der von den Bedürfnissen des irdischen Lebens und dem zufälligen gemeinen Nutzen abgewandten Wissenschaft[277a]) die Aufgabe zuweist, „das Sehnen zu stillen oder vielmehr zu erwecken nach dem Anschauen

270) S. ASCHERSON, Urkunden S. 194f. 271) Z. B. VALENTIN SCHMIDT, s. oben S. 30. 272) So sagt LUDWIG RICHTER, Lebenserinnerungen (Volksausgabe des Dürerbundes) S. 178: „ich hatte es noch nie so tief empfunden, so augenscheinlich gesehen, dass die Kunst nur der beseelte Widerschein der Natur aus dem Spiegel der Seele sei, und dass deshalb eine gesunde und reine Entwicklung der Sinnes- und Denkweise, die Ausgestaltung des inneren Menschen, auch in Beziehung auf die Kunst von grösster Bedeutung sein müsse. Goethe ruft den jungen Künstlern zu: Denkt gut, so werdet ihr etwas Rechtes schaffen“, vgl. auch ebd. S. 606 oben. 273) Das meint doch GOETHE, wenn er von MOLIÈRE sagt: „reiner Mensch, das ist das eigentliche Wort, was man von ihm sagen kann; es ist an ihm nichts verbogen und verbildet“, Eckermann ed. Geiger S. 134, und noch deutlicher wird der Sinn des Goetheschen Terminus da wo er ihn in bezug auf die Naturbeobachtung braucht, s. oben Anm. 135. 274) Berlin 1808. 275) S. dazu F. A. TRENDELENBURG, Gedächtnisrede, gehalten am 3. August 1846, Berlin, Druckerei der k. Akad. d. Wiss. 1846, S. 17. 276) S. jetzt ALOIS RIEHL, Fichtes Universitätsplan, Rede zur Feier des Geburtstages Seiner Maj. des Kaisers etc. am 27. Januar 1910, Berlin, Gustav Schade, 1910. 277) In seiner Rede am Geburtstage des Königs d. 3. August 1811, Berlin. J. E. Hitzig 1811, S. 9. 277a) S. PAULSEN, Gesch. gel. Unterrichts 573, 577 ff.

des, was ewig wahr, schön und gut ist"[278]). In überraschend neuer Gestalt tritt uns dieser Idealismus entgegen bei dem anonymen Verfasser der 1808 erschienenen Streitschrift Soll in Berlin eine Universität seyn?[279]), der sich also vernehmen lässt: Professoren und Studenten „haben es sonach nur mit der Gelehrsamkeit, mit nichts anderm, nicht mit Ausübung der Wissenschaft zu thun; der Theolog also nicht mit Predigen und den Pastoralarbeiten, der Jurist nicht mit Prozessführen, der Mediziner nicht mit Curiren; sie sollen Gelehrte und Studierende werden oder sein, nicht Praktikanten; sie sollen Wissenschaft treiben als Wissenschaft und um ihrer selbst willen, nicht weil sie im Staatszweck Mittel zu etwas ist . . . Eine solche Bildung ist dem künftigen wissenschaftlichen Praktiker wesentlich notwendig . . . es sind ehrenwerte Männer, die sich ohne Rücksicht auf spezielle Anwendung des Wissens den keuschen Musen ergeben haben. Was bei ihnen, den Studierenden, vorgeht, geht in ihnen vor; und wenn sie an die Grenze gelangt sind, wo ein Handeln nach aussen angehen soll, dann schliessen sich hinter ihnen die Schranken der reinen Wissenschaftlichkeit". In solchen Gedankengängen schwelgend, beantwortet derselbe ANONYMUS die zu seiner Zeit mehrfach erörterte Frage, ob es angemessen sei, gerade in Berlin, das A. W. SCHLEGEL nicht allzu lange nachher „den Mittelpunkt deutscher Geistesbildung" genannt hat[280]), oder nicht vielmehr in einer Mittelstadt eine Universität unterzubringen, in entschieden ablehnendem Sinne, denn, meint er, „es ist gar nicht zu leugnen, dass es ein wesentlicher Bestandtheil des Berlinismus ist, alles, Menschen und Wissenschaften, nur nach ihrer unmittelbaren Brauchbarkeit zu schätzen, nur das und den zu loben und zu heben, was und wer eine handgreifliche Nützlichkeit hat, und mit vornehmem Naserümpfen als Pedantismus und leeres Strohdreschen zu verschreien, wovon nicht ersten Blicks abzusehen ist, wozu es in Berlin zu gebrauchen sey"[281]). Die scheinbar gegen Berlin sprechenden Bedenken des Anonymus suchte ein Praktikus, der Professor am Collegium medico-chirurgicum, AUGUST FRIEDRICH HECKER in seinem Beitrag zur Beantwortung der Frage: Soll in Berlin eine Universität sein z. T. mit recht schlagenden Gründen zu widerlegen[282]).'

Diesem Streben nach Erkennen um des Erkennens willen als dem höchsten Inhalt und Zweck akademischen Lehrens und Lernens, wie es in demselben Geiste später auch VIKTOR AIMÉ HUBER[283]) und JAKOB GRIMM[284]) und gewiss viele andere gefordert haben, steht als verwerfliches Bemühen und unnützer Zeitvertreib das Brotstudium gegenüber, das nicht auf „wahrer Neigung zu den vorgetragenen Sachen" und dadurch gewecktem Privatfleiss fusst und dessen Anhänger FRIEDRICH

278) S. oben S. 53 fast wörtlich: *aeterna honesti pulchrique exempla et monumenta*; s. auch S. 58. 279) Ein Vorspiel zur künftigen Untersuchung dieser Frage, Berlin, Karl Friedr. Amelang 1808, S. 51 ff., vgl. auch S. 83. 280) S. oben S. 23. 281) Bei dem ANONYMUS S. 84 f. 282) Dieser Beitrag ist HECKER's Buche Über die Natur und Heilart der Faulfieber, Berlin, Friedrich Maurer 1809 vorangedruckt (S. 3—59). 283) Einige Zweifel und Bemerkungen gegen einige Ansichten über die teutschen Universitäten, deren Verfall und Reform, Hamburg 1834, S. 114. 284) In seiner am 8. November 1849 in der Akad. d. Wiss. gehaltenen Vorlesung Über Schule, Universität und Akademie, s. Auswahl aus den kl. Schriften, Berlin, Dümmler 1874, S. 206.

August Wolf als „Brot- und Butterstudenten" zu verspotten pflegte[285]). In gleichem Sinne, wenn auch weniger drastisch, betont der Philosoph Friedrich Eduard Beneke in seiner „allen wahren Jüngern der Wissenschaft gewidmeten" Allgemeinen Einleitung in das akademische Studium (1826)[286]) im Gegensatz zum Brotstudium eindringlichst den allein auf Ausbildung der geistigen Kraft abzielenden Fleiss, wie er schon auf der Schule geübt werden müsse, und verlangt, dass der Dozent sich nicht beschränken dürfe, die ihm von anderen übermittelten Kenntnisse durch seine Lehre weiterzugeben, sondern unablässig darauf bedacht sein müsse, durch eigene Studien in das Wesen der Dinge immer tiefer einzudringen, um so in seinen Schülern den idealen Trieb wachrufen zu können, dermaleinst „Mensch im höchsten Sinne des Wortes" zu sein[287]). Wenn dann bei der Jubelfeier 1860 der Heidelberger Professor Geh. Oberjustizrat Dr. Mittermaier als Sprecher der deutschen und schweizerischen Universitäten von der Berliner Hochschule zu rühmen wusste, „dass ihr Wirken nicht auf die blosse Betreibung der Brotstudien, nicht darauf berechnet war, eine Dressur zu guten Beamten, zu guten Ärzten zu veranstalten, sondern auf ausgezeichnete Besetzung der Fächer wirkte, welche die Grundlage aller Wissenschaft sind: Philosophie, Sprachforschung und Geschichte"[288]), so wird hier deutlich ausgesprochen, dass innerhalb keiner anderen als der philosophischen Fakultät — und zwar mit Ausscheidung der Naturwissenschaften —[289]) der Begriff „der allgemeinen Bildung" im höchsten Sinne des Wortes materialisiert erscheine[289a]), wobei mir einfällt, das Rudolf Virchow später einmal geäussert hat, dass „der universelle Charakter des akademischen Unterrichtes in der philosophischen Fakultät seinen deutlichsten Ausdruck fand", so dass sie „gewissermassen den Mikrokosmos der Universitas darstelle"[290]).

Infolge einer aus den allgemeinen Strömungen des Zeitgeistes leicht zu erklärenden Assoziation der Vorstellungen sahen die begeisterten Schöpfer dieser innerhalb ihres Bereiches zu so achtunggebietenden Wirkungen geleitenden wissenschaftlichen Energie deren Urform und Vorbild in dem Menschheitsideal des griechischen Altertums[291]), wie es etwa in Perikles oder Phidias vorschwebte[292]), mit deren Denken und Tun dann zunächst das edle Walten Wilhelm v. Humboldt's zum Vergleich herausforderte[293]). Insonderheit aber glaubt man in jener neuhumanistischen Erziehungslehre Gedankengänge zu verspüren, wie sie sich in Platos Theorie vom Staate zu festen Sätzen verdichtet haben, und dieser Ein-

285) Vgl. Wilhelm Körte, Leben und Studien Fried. Aug. Wolfs des Philologen. 2 Bände, Essen, G. D. Bädeker 1833, I 238 und Hanhart, Erinnerungen an Friedr. Aug. Wolf, Basel 1825, S. 5f. 286) Göttingen bei Vanderhoek u. Ruprecht 1826, S.S. 18, 22f., 35ff. 287) Unter Benutzung seiner Schrift las übrigens Beneke im S.S. 28 viermal wöchentlich über denselben Gegenstand. 288) Ascherson, Urkunden S. 42. 289) Über das Verhältnis der Naturwissenschaften zu den Geisteswissenschaften, die, weil auf den Menschen bezogen, das eigentliche Studium des Menschen sind, wie auch Goethe wollte, vgl. Heinrich von Treitschke, Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert V 425. 289a) Ähnlich Jakob Grimm, Rede auf Lachmann, Auswahl a. d. kl. Schr. S. 101. 290) Vgl. seine Rektoratsrede 1893, S. 14. 291) S. Hanhart, Erinnerungen S. 48. 292) Boeckh bei Ascherson, Urkunden S. 79f. 293) Ausser Ascherson a. a. O. vgl. Körte, Leben und Studien F. A. Wolfs, I 181ff.



druck drängt sich angesichts des Universitätsplanes FICHTE[s] in gesteigertem Masse auf[294]). Innerhalb des Zusammenhanges, in dem wir hier von dieser Disposition der Geister zu reden haben, ist aber der Nachweis von besonderem Gewicht, dass man es damals an einer mit unverkennbaren Anklängen an platonische Lehren durchgeführten sozialen Schichtung der Menschheit nach Massgabe ihres verschiedenartigen Verhältnisses zu niederem Erwerbsleben oder idealer Lebensführung keineswegs fehlen liess. Kein Geringerer als der junge BOECKH[295]) bekennt sich zu folgender Praxis: *Igitur ubi quaeritis, ad quemnam homines cultum formandi atque educandi sint, duplicem esse respondeo: alterum singulis peculiarem et proprium, quo quisque ad artem aut opificium, quo victum quaerere studeat, aptus efficiatur; alterum, qui communis omnibus, quos et natura illis, quibus opus est, dotibus instruxerit, et fortuna eo loco collocaverit, iis ut adspirare ad elegantiorem eruditionem per rem familiarem liceat, non quaestus nec vitae sustentandae causa comparatur, sed suum in sese finem repositum habens haud aliud vel efficit vel efficere conatur, nisi ut vires uniuscuiusque universae quam perfectissime explicentur et exerceantur: quem aut liberalem ob id ipsum, quod diximus, aut quod praeter humanitatem nihil spectat, humanum appellare solent*[296]).

Es ist nun an der Zeit, der Frage näher zu treten, wie der durch das Hineinleuchten einer weit entlegenen Gedankensphäre eigenartig geleitete und durch ein unerschütterliches Selbstvertrauen in sich gefestigte moderne wissenschaftliche Geist, wie er nicht nur in akademischen Kreisen, sondern mit ungeschwächter Energie auch auf den humanistischen Lehranstalten heimisch geworden war, sich mit den neu in den Lehrplan der Universität eintretenden beiden Richtungen des neusprachlichen Unterrichts auseinandergesetzt hat. Die untergeordnete Stellung, die insonderheit dem Betriebe des Französischen auf den Gymnasien bei der an der Jugend zu leistenden erzieherischen Arbeit eingeräumt wurde[297]), fand ihre Entsprechung und organische Fortsetzung in der Geringschätzung, mit der man auf der Universität von jeher auf die durch die neusprachlichen Lektoren ausgeübte Lehrtätigkeit herabgeblickt hat. Die seit alten Tagen beliebte und ursprünglich vielleicht nicht unangemessene Gleichsetzung[298])

---

294) Man lese dazu ALOIS RIEHL[s] schon oben genannte Geburtstagsrede. 295) Rede zum Geburtstag Friedrich Wilhelms III., den 3. Aug MDCCCXIX abgedruckt in AUGUST BOECKH[s] Gesammelten kleinen Schriften I 69. 296) In ganz anderer ethischer Beleuchtung erscheinen übrigens die sozialen Theorien der griechischen Philosophie in den folgenden Sätzen des weitblickenden WILHELM VON HUMBOLDT, auf dessen Zeugenschaft man sich doch so gerne berief; er sagt: „Den Irrtum, welcher diesem ganzen Räsonnement zugrunde liegt, zeigen Vernunft und Erfahrung leicht. Jede Beschäftigung vermag den Menschen zu adeln, ihm eine bestimmte seiner würdige Gestalt zu geben. Nur auf die Art, wie sie betrieben wird, kommt es an; und hier lässt sich wohl als allgemeine Regel annehmen, dass sie heilsame Wirkungen äussert, solange sie selbst und die darauf verwandte Energie vorzüglich die Seele füllt, minder wohltätige, oft nachteilige hingegen, wenn man mehr auf das Resultat sieht, zu dem sie führt, und sie selbst nur als Mittel betrachtet. Denn alles, was in sich selbst reizend ist, erweckt Achtung und Liebe, was nur als Mittel Nutzen verspricht, bloss Interesse; und nun wird der Mensch durch Achtung und Liebe ebenso sehr geadelt, als er durch Interesse in Gefahr ist, entehrt zu werden", abgedruckt im Kunstwart, zweites Maiheft 1909, S. 254f. 297) S. oben S. 37f. 298) Wenn nach dem

dieser Gattung von Dozenten mit den damals noch immer wenig geachteten technischen Lehrern[299]) oder unteren Universitätsbeamten war zu sehr Gewohnheit geworden, als dass sie so bald hätte verschwinden können, wenn auch die Unterbringung der auf neuere Sprachen bezüglichen Ankündigungen in den Vorlesungsverzeichnissen unter der Rubrik *Recentiorum linguarum doctrina artiumque gymnasticarum exercitatio* allmählich anderweitigen Anordnungen gewichen war. So schwer es manchem Beurteiler fallen mochte, in der Praxis Person und Sache immer voneinander zu trennen, so kann man doch sicher sein, dass die damit zu der Bedeutung eines kulturhistorischen Faktums aufrückende Abneigung gegen das Neue prinzipiell und ausschliesslich den von den Lektoren gebotenen Leistungen galt, die sich ihrem Gegenstande und dessen methodischer Verarbeitung nach doch so ganz ausserhalb der durch das herkömmliche Bildungsideal gewiesenen Bahnen zu bewegen schienen: an Stelle einer ferner und fernster Vorzeit zugewandten, lange Reihen historischer Entwicklungen durchlaufenden Forscherarbeit Beschränkung auf das zufällig in der Gegenwart oder in der näheren Vergangenheit Gegebene; an Stelle einer aus eigenem wissenschaftlichen Bemühen erwachsenen Aufhellung des Tatsächlichen ein gläubiges Hinnehmen von anderen gesammelter Erfahrungen; an Stelle eines an unerbittliche Kritik gebundenen Wissenschaftsbetriebes allein um der Erkenntnis willen die auf rein praktische Zwecke berechnete Übermittlung fertiger Texte und sprachlichen Könnens. Nun sieht BOECKH[300]) den Begriff des Praktischen dadurch erfüllt, „dass der Gedanke in seiner Idealität ausgeprägt sich Bahn breche durch das Leben, die Idee, die niemals und nirgends im Irdischen vollkommen erreicht wird, in diesem annäherungsweise sich verwirkliche: dadurch wird in das Leben eingegriffen, nicht aber dadurch, dass die Jugend geschult wird, sich in dem gewohnten Gleise der herkömmlichen Geschäftstätigkeit mechanisch fortzubewegen, oder vielmehr forttreiben zu lassen, statt mit aller Kraft und Fülle des Geistes das Triebwerk in Bewegung zu setzen". An dieser Definition erfreut vor allem die Klarheit und Schärfe, mit der die zwischen der unmittelbar auf die Erfordernisse des praktischen Lebens gerichteten Unterrichtsweise und dem neuhumanistischen Erziehungsideal liegende Grenze bestimmt wird. Hat BOECKH dabei die aufstrebende Technik im Auge, so geht es uns hier näher an, wenn MORIZ HAUPT in dem Einladungsschreiben zur Jubelfeier 1860 den Bestand und die Wertschätzung der altklassischen Studien, die allein bewirken könnten *ut iuvenum liberali institutione erudiendorum animi antiqui fiant, id est simplices, fortes, non commodis atque utilitatibus omnia metientes, sed pleraque honestate et pulchritudine,*

Stiftungsbriefe der Universität Erlangen (1743) „ein Lektor der französischen Sprache, ein Bereuter, ein Fechtmeister und ein Tanzmeister bestellt" werden sollten, so ist diese Zusammenstellung kulturhistorisch begründet; s. D. ENGELHARDT, Die Universität Erlangen 1743—1843, Erlangen, Barfus S. 47. Allerlei Erbauliches über Art und Stellung der Lektoren und Sprachlehrer an höheren Schulen in früheren Jahrhunderten berichtet jetzt BECK, Ztsch. f. franz. u. engl. Unterricht IX (1910), S. 1—19 z. T. unter Benutzung von H. VARNHAGEN, Die neusprachl. Lektorate a. d. Univ. Erlangen von 1743—1843, Erlangen 1907; vgl. auch MAGER, Die modernen Humanitätsstudien Heft 2, Zürich, Meyer u. Zeller 1843, S. 107 und über ihre gesellschaftliche Stellung Karl Lachmanns Briefe an Haupt ed. VAHLEN, Berlin, Reimer 1892, S. 9. 299) S. oben S. 3—7. 300) ASCHERSON, Urkunden 80.

durch das Umsichgreifen der Teilnahme für die neueren Sprachen in Gefahr geraten sieht; *nam cum multae artes*, sagt er bei derselben Gelegenheit, *praesertim eae quae ad cotidianae vitae usum pertinent, sine Graecarum Romanarumque rerum cognitione disci et factitari possint eaedemque ex recentiorum non nullarum linguarum scientia et usu haud exigua capiant commoda neque negari queat sermonibus illis plurima scripta esse egregie, non desunt hodie qui recentiores populorum linguas litterasque non tantum in eis scholis quibus adulescentes ad quaestuosa artificia scitius exercenda (!) praeparantur diligenter docendas esse censeant, id quod suo iure faciunt, sed omnino eruditionem ab obsoletis scilicet atque intermortuis litteris et tanquam ex umbra antiquitatis in nostri saeculi lucem magis magisque studeant traducere*[301]).

Den solcher Auffassung huldigenden Gegnern des Unterrichtes durch Lektoren war es übrigens ein leichtes, die Berechtigung ihrer ablehnenden Haltung aus den in den Satzungen der Universität niedergelegten Bestimmungen über das allgemeine Lehrziel nachzuweisen. Sagen die Statuten von 1816 kurz, dass die Erteilung des höheren wissenschaftlichen Unterrichtes Zweck der Universität sei, so hat nach § 2 der Statuten von 1838 der in der philosophischen Fakultät zu erteilende Unterricht das zwiefache Ziel den Studierenden eine allgemeine wissenschaftliche Bildung, „welche die Grundlage aller besondern sein muss", zu erteilen, ferner aber die ihr eigenen Wissenschaften für sich zu fördern und Meister in denselben zu erziehen, doch so, dass damit nicht zwei getrennte Arten von Unterricht entstehen, sondern beide Zwecke durch dieselben Vorlesungen erreicht werden, „damit nicht eine äussere Zweckmässigkeit das reinere wissenschaftliche Interesse verdränge". Wenn demnach der allein Aneignung praktischen Könnens betonende und damit zum handwerksmässigen Brotstudium herabsinkende Sprachunterricht, so ganz aus dem Rahmen des erzieherischen Berufes der Universitätsstudien herauszufallen schien, so war damit innerlich der Bruch mit der als mindestens überflüssig empfundenen Einrichtung, die auch bei den Studierenden allem Anschein nach wenig Anklang fand, schon vollzogen, und es bedurfte nur des Eintretens äusserer Anlässe, um den Versuch zu machen, sie ganz und gar aus dem Betriebe der Universität auszuschliessen. Schon 1819, als Dr. v. SEYMOUR[302]) sich um eine Professur der englischen Sprache und Literatur bewarb, riet die Fakultät im Interesse „der Erhaltung des allgemeinen wissenschaftlichen Geistes auf der Universität" von einer solchen Neuerung[303]) dringend ab, war es aber zufrieden, dass Seymour als Lektor mit dem Gehalt des verstorbenen Dr. BERESFORD[304]) angestellt würde, wenn sie es sich auch nicht versagen konnte, dem lektorfreundlichen Minister ALTENSTEIN, gerade wie es kurz vorher im Falle FRANCESON schon HARDENBERG[305]) getan hatte, die schwer zu bestreitende Tatsache

---

301) ASCHERSON, Urkunden S. 7. **302)** Seit W.S. 1812 als Lehrer des Englischen an der Universität tätig, wird 1819 zum Lektor ernannt; stirbt 1843. **303)** Dass BEYME den Prediger RECLAM schon 1807 nicht bloss zum Lektor, sondern zum ausserord. Professor machen wollte, erfährt man jetzt aus LENZ, Geschichte d. Univ. Berlin I 257 (Korrekturb.). Im übrigen s. Akten der Berl. Univ. Lit. P, Nr. 3, vol. I, Nr. 84 u. vol. I, Nr. 81. **304)** Seit W.S. 1815 Lektor des Englischen in Berlin; stirbt 1819. **305)** GStArch. R. 74, L. V vol. II, Kurm. Brandenb.



entgegenzuhalten, dass, wenn man das Studium der neueren Sprachen nur als ein Hilfsstudium auffasse, sich in der Grosstadt genug anderweitige Gelegenheit für den Lernbegierigen finden lasse[306]), ein Grund, der im Jahre 1843[307]) gegen die Berechtigung der Lektorate von neuem ins Feld geführt wurde. Auf eine Erweiterung der Einrichtung war natürlich erst recht nicht zu rechnen. Im Jahre 1820 bewarb sich der durch den Finanzminister wohl empfohlene pensionierte königliche Legationsrat LAMOTTE-GEFFRART neben Franceson um die Stelle eines Lektors mit dem Anerbieten „den Studierenden, welche hinlänglich vorbereitet sind, Anleitung zum Abfassen von Aufsätzen im höheren Gesellschaftsstil zu geben, gleichsam die diplomatische Kunstsprache zu lehren"; doch wurde insbesondere seitens der Vertreter der Altertumswissenschaft das Bedürfnis geleugnet und demgemäss der Antrag abgelehnt[308]); aus demselben Grunde bleiben 1847 die Gesuche der Sprachlehrer FOURNEL und MELLIER unberücksichtigt[309]).

Es ist an dieser Stelle nicht angebracht, die hier zutage tretenden Auffassungen, die wir als historisch gegeben hinzunehmen haben, kritisch zu zergliedern; doch sei darauf hingewiesen, dass oben[310]) davon die Rede war, wie hoch von aussenstehender Seite schon vor 1820 das Studium der französischen Literatur angeschlagen wurde, und wenn GOETHE 1830 an den „jungen französischen Romantikern der übertriebenen Sorte" tadelt, dass sie „in allen Wünschen, Bedürfnissen, Konflikten und Gärungen des augenblicklichen Tages durchaus befangen" seien, so genügt doch ein MÉRIMÉE durchaus seinen Ansprüchen[311]), und wie ihm die Ewigkeitswerte MOLIÈREscher Geistesarbeit aufgegangen waren, davon legt die vernichtende Zurechtweisung[312]) Zeugnis ab, die er 1827 dem ungehörigen Urteil, das A. W. SCHLEGEL einst über den grossen Franzosen gefällt hatte[313]), zuteil werden lässt. Eine hohe Meinung von dem Wesen des Lektors, wie er sein soll, legte übrigens der weltgewandte Minister ALTENSTEIN, der Freund Wilhelm von Humboldts, an den Tag, wenn er in einem Schreiben an die Universität vom 14. Juli 1819 ausführte: „Eine grosse praktische mit vertrauter Bekanntschaft aller Feinheiten der Sprache[314]) und ihres Gebrauchs verknüpfte Fertigkeit wird als das Erfordernis eines Lektors zu betrachten sein, bei welchem ein Studierender wenigstens Gelegenheit finden soll, eine fremde neuere Sprache

---

306) Akten d. Berl. Univ. Lit. P, Nr. 3, vol. I, Nr. 84. 307) Ebd. Lit. P, Nr. 3, vol. III, Nr. 114. 308) Lit. P, Nr. 3, vol. I, Nr. 113. 309) Lit. P, Nr. 3, vol. V, Nr. 208. 310) S. oben S. 36. WILH. v. HUMBOLDT schreibt übrigens an A. W. Schlegel aus London unter dem 10. Mai 1818: „Gegen das Französisch Schreiben mag es wohl viele Schreier jetzt in Deutschland geben, allein Sie würden sich ebenso darüber wegsetzen, als, und mit grossem Rechte, mein Bruder es tut", s. Briefwechsel zwischen Wilhelm von Humboldt und Aug. Wilh. Schlegel ed. LEITZMANN, Halle, Niemeyer 1908, S. 4. 311) Eckermann ed. GEIGER S. 585 f. 312) Eckermann S. 488 ff. 313) Man vergleiche dazu FICHTEs aus einem wundervollen Zusammenhange so jäh herausfallendes Urteil über den Tartüffe; s. Reden an die deutsche Nation V und jetzt auch MAX J. WOLFF, Molière der Dichter und sein Werk, München, C. H. Beck 1910, S. 310. 314) Dass auch klassische Philologen in jenen alten Tagen es nicht verschmähten, neufranzösischen Ausdruck mit altgriechischem Brauch zusammenzuhalten, zeigt das überreiche Material, das ARLAUD in seiner Abhandlung De Gallici sermonis cum graeco convenientia gesammelt hat; s. Beilage zum Jahresbericht des Franz. Gymn. zu Berlin 1826, 33 S.



mit genauer Kenntnis ihrer Eigentümlichkeiten lesen, mit Beobachtung derselben gewandt schreiben, und, wenn er es verlangt, auch reden zu lernen. Dass Männer, welche dies gründlich zu leisten imstande sind, nicht wie gewöhnliche Sprachmeister, dass deswegen die Lektorstellen als solche, wozu jeder, der in die letztere Kategorie gehört, zuzulassen sei, betrachtet werden dürfen, dass vielmehr auch bei Annahme der Lektoren fremder Sprachen mit bedachtsamer Prüfung zu verfahren ist, und dass vorzüglichere Männer, die sich dazu besonders eignen, ausgezeichneter als gewöhnliche Sprachmeister behandelt und für die Stelle zu gewinnen versucht werden müssen (so!), ergibt sich aus Obigem von selbst"[315]).

Man wird bald inne werden, dass die Vorstellungen, die man sich im Laufe der Zeiten innerhalb der Fakultät von dem Wesen eines guten Lektors gebildet hatte, dem hier von dem Minister schon früh gezeichneten Ideale gar nicht so fern standen, wenn man auch den begrifflichen Inhalt der Einrichtung um ein sehr wesentliches Merkmal vermehrt zu sehen wünschte. Zweimal innerhalb des Zeitraums, der uns vorderhand beschäftigt und mit der Berufung ADOLF TOBLERs im Herbst 1867 seinen Abschluss erreicht, bot sich der philosophischen Fakultät der Anlass, gegen den Begriff des Lektorates in seiner herkömmlichen Verfassung behördlichen Ortes Einspruch zu erheben und Vorschläge zur Beseitigung der herrschenden Misstände laut werden zu lassen, nämlich im Anfange des Jahres 1843, als der englische Lektor Dr. SEYMOUR gestorben war, und dann wieder im Dezember 1859 mit Hinblick auf den im Juni desselben Jahres erfolgten Tod FRANCESONs. Ehe auf den ersteren Fall näher eingegangen werden kann, muss hervorgehoben werden, dass die vorhin berührte Bewerbung SEYMOURs um eine Professur der englischen Sprache schon 24 Jahre vor seinem Ende der Fakultät den Anstoss gegeben hatte, ihre Stellung zu den auf die neueren Sprachen gerichteten Studien festzulegen. Von der Bewertung, der die praktische Spracherlernung anheimfiel, war schon die Rede. Was aber nun insbesondere den philologischen Betrieb solcher Sprachen betrifft, so kann es nicht wundernehmen, wenn die Fakultät, von deren damaligen und späteren Mitgliedern nicht wenige z. T. in hervorragendem Grade mit den literarisch überlieferten Lebensäusserungen der romanischen Völkergruppe in enge und dauernde Berührung gekommen waren[316]), der neu aufblühenden Wissenschaft und ihrer Lehre allezeit verständnisvolle Sympathie entgegengebracht hat. Mochte die herrschende Auffassung vom Wesen eines idealen Universitätsunterrichtes in der Theorie mit den Denkformen einer weit zurückliegenden Kulturperiode zusammenfallen, so beharrte man doch materiell keineswegs in klöstlicher Abgeschiedenheit gegen neu sich erschliessende Gebiete der Forschung, wenn nur eben die allgemein gültigen methodischen Prinzipien voll zur Geltung kamen. Die wenigen Sätze, in denen die philosophische Fakultät am 14. August 1819 ihre innere Stellungnahme zur romanischen Philologie gekennzeichnet hat, und die dem in ihr waltenden vorurteilsfreien „reinen“ Geiste zu Ruhm und Ehre gereichen, stellen sich würdig an die Seite dessen, was wenige Wochen vorher ALTENSTEIN dem Fürsten Staatskanzler so eindringlich

315) Ich verdanke die Kenntnis des Dokumentes der Güte des Herrn Geheimrats LENZ. **316)** S. oben S. 12—20.

nahe gebracht hatte[317]); sie lauten: „Die philosophische Fakultät ist der festen Überzeugung, dass die neueren Sprachen und Literatur in den wissenschaftlichen Lehrplan nur dann aufzunehmen wären, wenn sich ein Lehrer derselben fände, der sie in einem grösseren Umfange und Zusammenhange von einem wissenschaftlichen historisch-philologischen oder ästhetisch-literarischen Standpunkte aus bearbeitete. Das Studium derselben, insofern es zu einem wahrhaft wissenschaftlichen Behufe getrieben wird — und nur in diesem Sinne kann es einer eigenen Professur bedürfen — würde nur durch einen solchen Mann wirklich gefördert werden; dagegen die Kenntnis einer einzelnen dieser Sprachen und ihrer Literatur, wäre sie auch mehr als gewöhnlich begründet und ausgeführt und von einem Sinn für die Schönheit beider begleitet, und ein dadurch bedingter Unterricht unseres Erachtens immer zu einseitig sein und vielleicht eine gar zu beschränkte spielende Beschäftigung mit diesen Gegenständen veranlassen würde, welche für den wesentlichen Zweck der Universitätsstudien eher störend als günstig ausfallen möchte“[318]).

Die dem Institute der Lektoren zu zollende Wertschätzung, auch wenn die dabei erreichte Förderung auf ein rein praktisches Können beschränkt bleibt, erscheint, so sollte man meinen, durch die gewiss nicht zu leugnende Tatsache gesichert, dass ein solcher mit dem allgemeinen Geiste des Universitätsunterrichtes in Fühlung befindlicher Dozent den Studierenden in ganz anderer Weise nützen wird als irgendein nicht eingeweihter Ausländer, der sich in der Grosstadt geschäftlich niederzulassen für erspriesslich erachtet, so dass also bei der Auswahl der Lektoren, ihr Können vorausgesetzt, die Beurteilung der gesamten Persönlichkeit obenan zu stehen hätte. Ähnlich dachte gewiss auch die Fakultät, als sie, nach Seymours Tode, am 23. Februar 1843 es unternahm, dem Minister EICHHORN, dem Nachfolger Altensteins, darzulegen, wie sie über die nunmehr einzuschlagenden Wege gesonnen wäre. Aber dadurch, dass sie den von ihr als vorhanden angenommenen Unterschied zwischen dem reichlich mit Ausländern versorgten Berlin und den weniger gut bedachten kleineren Universitäten in den Vordergrund der Erörterung rückte, stellte sie wiederum die Berechtigung der Sache selbst in Abrede, freilich nicht ohne auf einen Ausweg hinzudeuten, der, wenigstens für einen Augenblick, eine verheissungsvolle Perspektive zu eröffnen und zu einer Einigung über die strittige Materie zu führen schien. Man konstruierte einen Lektor, dessen begriffliche Abgrenzung weniger deshalb unsere Teilnahme fesselt, weil die Möglichkeit seiner Erweckung zu Fleisch und Blut uns des Nachdenkens wert erschiene, als vielmehr darum, weil damit der Fakultät der Anstoss gegeben war, ihre traditionelle Bewertung des rechten Wissens von romanischen Dingen von neuem zu bekräftigen. Die Universität hat „das Interesse“, so heisst es in dem entwicklungsgeschichtlich wichtigen Dokument, „dass sie dem Studium der neueren Sprachen, ohne dass jener Gesichtspunkt des Prak-

317) S. oben S. 32ff. 318) Akten d. Univ. Lit. P, Nr. 3, vol. I, Nr. 84.

tischen aufgegeben würde, wissenschaftliche Tiefe und historische Gründlichkeit verleihe. Wenn daher in dem vorliegenden Falle ein Mann angestellt würde, der nicht bloss das Technische des Sprachunterrichtes zu handhaben fähig wäre, sondern zugleich die englische Sprache und Literatur in ihrer Geschichte kennte und zu dem Ende mit dem Romanischen, Altdeutschen und insbesondere mit dem in England aufblühenden Studium des Angelsächsischen vertraut wäre, so würde ein solcher Lektor eine wissenschaftliche Lücke an der Universität füllen, in die historischen Studien nicht ohne Bedeutung eingreifen und für Berlin die wissenschaftliche Seite ergänzen, die im gewöhnlichen Unterricht der neueren Sprachen verloren geht"[319]). Dass ein mit so reichen Gaben ausgestattetes Doppelwesen, das übrigens gegebenen Falles gegen seine Einreihung in die Kategorie der Lektoren gewiss Einspruch erhoben hätte, sich schwerlich entdecken lassen würde, verkannte die Fakultät keineswegs, aber rein formal angesehen bot die neu gewonnene Definition den Vorteil, dass jeder, den es anging, aus ihr die Art und den Umfang der wenige Wochen später auch von EICHHORN[320]) gebilligten Anforderungen entnehmen konnte, die man hinfort an das Können und die allgemeine geistige Verfassung künftiger Vertreter des neusprachlichen Universitätsunterrichtes zu stellen für unerlässlich hielt. Dabei ist hervorzuheben, dass die auch ausserhalb Berlins[321]) wahrzunehmende, früher aber nicht so scharf betonte Verknüpfung des Romanischen und Englischen zu einem einheitlichen Lehramt für neuere Philologie[322]) auch für die hauptstädtische Universität als verbindlich angenommen und in der Praxis während des nächsten Jahrzehnts aufrechterhalten wurde[323]).

An Bewerbern[324]) um die durch SEYMOURs Tod erledigte Lektorstelle fehlte es keineswegs, aber so wenig man mit der Anerkennung dessen, was sie zu bieten hatten, zurückhielt, immer war man darauf bedacht, aus ihrem positiven oder negativen Verhältnis zur historischen

---

319) Akten der Berl. Univ. Lit. P, Nr. 3, vol. III, Nr. 114. **320**) Lit. P, Nr. 3, vol. III, Nr. 121. **321**) S. Rom. Jahresber. IX, IV 3, 24 ff. **322**) S. unten S. 65 ff. u. Anm. 439. **323**) Nebenher sei erwähnt, dass schon im Jahre 1841 GEORG LUDWIG HARTWIG (geb. 1813) den an sich nicht unwillkommenen Antrag gestellt hatte, zur Habilitation als Privatdozent zugelassen zu werden, mit dem bezeichnenden Erbieten *de historiâ litteraria, necnon de litteratura praecipuarum nationum Europae occidentalis imprimis anglicae et gallicae* zu lesen. Von derselben Mischung beider Gebiete zeugen seine der Bewerbung beigefügten Schriften über *Chaucer* und *Boileau*. Dem Antrage konnte nicht entsprochen werden (s. Lit. H, Nr. 1, vol. VI, Nr. 168, 169, 172, 179). **324**) Es waren ausser einigen oben näher zu betrachtenden Männern die Herren LOWE, ein geborener Engländer von kaufmännischer Bildung, der sich mit Shakespeare und neuerer englischer Literatur befasst hatte; ADOLF HELLER, der fünf Jahre als Legationskanzlist bei der königlichen Gesandtschaft in London gelebt und dort in englischer Sprache eine Skizze der Entwicklung der deutschen Philosophie von Spinoza bis zur Gegenwart herausgegeben hatte (Lit. P, Nr. 3, vol. III, Nr. 114), und schliesslich der Baccalaureus artium EDWARD A. MORIARTY, ein Irländer, der, ein guter Kenner des Deutschen, in Leipzig unter HERMANNs Leitung „mit dem deutschen Betrieb der Philologie bekannt geworden" war und sich auf die Empfehlung des von ihm übersetzten DICKENS, sowie auf das bemerkenswerterweise noch höher bewertete Urteil des Herausgebers der Foreign Quarterly Review berufen konnte (s. Lit. P, Nr. 3, vol. III, Nr. 125 u. 129).

Sprachforschung den Masstab für die Abschätzung ihrer Qualifikation als akademische Lehrer herzuleiten. Als diejenige Persönlichkeit, die die an einem künftigen Lektor zu wünschenden Merkmale in sich zu vereinigen schien, soweit man einen derartigen Grad von Universalität überhaupt annehmen zu dürfen glaubte, konnte damals der Berliner Privatdozent Nikolaus Delius[325]), der später berühmt gewordene Shakespeareforscher, gelten, der sich am 13. Mai 1842 mit der Probevorlesung Über die Herstellung des echten Textes Shakspearescher Dramen für altindische Sprache und Literatur und Englisch habilitiert hatte, sich überdies durch seine seit früher Kindheit erworbene praktische Vertrautheit mit der englischen Sprache empfahl und, wovon in seinem Gesuch um die *venia legendi* noch nicht die Rede ist[326]), inzwischen das Angelsächsische, Altdeutsche, Skandinavische und namentlich das Romanische[327]) zum Gegenstand eifriger Studien gemacht hatte[328]). Dass Delius, der nicht abgeneigt war, das Lektorat zu übernehmen, andere Vorlesungen namentlich über das Romanische in seiner Eigenschaft als Privatdozent anzukündigen ausdrücklich wünschte[329]), lässt erkennen, wie wenig er im Grunde die konstruierte Zwitterstellung mit seinem wissenschaftlichen Berufe für vereinbar hielt, und so war es vielleicht für sein inneres Behagen ein Glück, dass der Minister sich schliesslich für einen zweiten ernstlich in Betracht kommenden Bewerber, den englischen Juristen Thomas Solly[330]) entschied[331]), der zwar für die sprachwissenschaftliche Seite des ihm zu übertragenden Unterrichtes nicht vorbereitet war, aber neben einer ansprechenden gewandten Persönlichkeit über eine feine philosophische Bildung[332]) und ein gewisses Mass von Kenntnissen in der englischen Literatur, auch der älteren, verfügte; dass er 1860 mit dem Professortitel ausgezeichnet wurde[333]), scheint das Ansehen, das er genoss, zu bestätigen.

Sieht man von Valentin Schmidt's sprachwissenschaftlichen Versuchen[334]) ab und lässt man auch die im W.S. 41 von Franceson angekündigte öffentliche Vorlesung über linguistische Materien beiseite[335]), so gebührt Delius der Ruhm, der erste Dozent gewesen zu sein, der privatim über Vergleichende Grammatik der romanischen Sprachen an der

---

325) Nikolaus Delius, geb. 19. Sept. 1813 in Bremen, studiert in Berlin neben Griechisch und Lateinisch bei Bopp Sanskrit; geht 1836 nach Bonn, wo er seine Studien auch auf das Arabische und Persische ausdehnt; promoviert 1838 in Bonn mit der Dissertation Radices pracriticae. Seine schon damals hervortretende Vorliebe für Shakespeare führt zu der kritischen Ausgabe des Macbeth, Bremen 1841. In Paris treibt er vorzugsweise Indisch. Er scheidet Ostern 1846 aus seinem Berliner Lehramt und geht nach Bonn, wo er 1855 ausserord. und 1867 ord. Professor wurde und bis 1880 als solcher amtierte. Er stirbt daselbst am 18. Nov. 1888. 326) Lit. H, Nr. 1, vol. VI, Nr. 140. 327) Seine bedeutsamen Arbeiten auf diesem Gebiete fallen sämtlich, soviel ich sehe, in seine Bonner Zeit; so seine Ausgabe von Maistre Wace's St. Nicolas, Bonn 1850; Altspanische Konjugation, ebd. 1852; die Ungedruckten Provenzalischen Lieder von Peire Vidal, ebd. 1853; Der sardinische Dialekt des 13. Jahrhunderts, ebd. 1868 und seine Beiträge für das Jahrbuch f. rom. u. engl. Literatur. 328) Lit. P, Nr. 3, vol. III, Nr. 114. 329) Lit. P, Nr. 3, vol. III, Nr. 114. 330) Geboren 1816 in Walthamstow bei London. 331) Lit. P, Nr. 3, vol. III, Nr. 124 u. 171. 332) Er ist Verfasser eines Syllabus of logic 1839. 333) Lit. P, vol. V, Nr. 215. 334) S. oben S. 27 ff. 335) S. oben S. 20, 43.

Berliner Universität vorgetragen hat, und zwar im W.S. 42 2 mal, im W.S. 43, S.S. 44, W.S. 45 4 mal, jedenfalls also schon bevor von seiner Anstellung als Lektor offiziell die Rede war. Bezeichnend für die Energie, mit der er damals die Richtung auf das Romanische eingeschlagen hatte, scheint die Tatsache zu sein, dass er über indische Materien zwar privatim las, Shakespeare aber nur öffentlich erklärte und erst in seinem letzten Berliner Semester im Winter 1846 eine vierstündige private Vorlesung über die Geschichte der englischen Literatur ankündigte.

Während die Fakultät sich mit der Erledigung dieser wichtigen Dinge zu befassen hatte, trat für sie die Notwendigkeit ein, in einer zweiten unter den gegebenen Verhältnissen misslichen Frage Klärung zu schaffen und die Entscheidung vorzubereiten. Der wegen seiner didaktischen Geschicklichkeit in seinem Fache damals rühmlich bekannte unter dem Titel eines königlichen Professors der italienischen Sprache in Berlin lebende Privatlehrer Francesco Valentini[336]) war unter dem 29. April 1843 bei dem Minister wegen Errichtung eines Lehrstuhles für italienische Sprache und Literatur vorstellig geworden[337]); mündlichen Äusserungen zufolge hatte er die Absicht, „Vorträge über die Hervorbildung der italienischen Dialekte aus dem Lateinischen zu halten und die Kenntnis der neueren italienischen Literatur, die er in Deutschland vernachlässigt glaubte, zu vermitteln“[337a]). Noch ehe die Fakultät, die erst am 6. Juni 1843 von diesem Antrage erfuhr, zu der Angelegenheit Stellung nehmen konnte, hiess es in einer Tageszeitung[338]), dass der Marburger Professor Huber für englische, italienische und spanische Literatur nach Berlin berufen sei, eine Tatsache, die dann am 18. Juli der Universität durch den Minister offiziell bekannt gegeben wurde[339]). Die Entscheidung über den Fall Valentini wurde durch die infolge Hubers Berufung geschaffene Lage wesentlich erleichtert; wusste man auch noch nichts Näheres über die künftigen Vorlesungen des neuen Ordinarius, so hatte man es doch nun in der Hand, dem Minister mit Hinblick auf das gestillte Bedürfnis nahezulegen, Valentinis Antrag, der sich in schwerwiegenden Einzelheiten mit den Anschauungen der mit der Sache betrauten Kommission nicht zu decken schien, abzulehnen[340]).

Die Geschichte der romanischen Philologie hat sich viel weniger um die Persönlichkeit des in den Grenzen seines Tuns und Treibens hochzuschätzenden, aber im wesentlichen doch nur die Bedürfnisse der Praxis betonenden Valentini[341]) als um die sachlichen Kundgebungen zu kümmern,

---

336) Geb. 1789 in Rom, gest. 1860 (?) in Berlin. 337) Lit. P, vol. III, Nr. 133. 337a) Mitteilung Toelkens Lit. P, vol. III, Nr. 134. 338) Lit. P, Nr. 3, vol. III, Nr. 126. 339) Ebd. Nr. 131—132. 340) Ebd. 137. 341) Folgende Werke zeigen die Art seiner Studien: a) Lettere sulle regole della lingua italiana, Berlin 1818. b) Der italienische Lehrer, oder theoretisch-praktischer Lehrgang des ital. Sprachunterrichts. c) Neue theoretisch-praktische ital. Grammatik für Teutsche, Berlin 1824. d) Ital. und deutsche Gespräche und Unterredungen; gramm.-praktisches Wörterbuch, 2 Bände, Leipzig 1831. 34 und 1832. 36. e) Vollständiges ital.-deutsches und deutsch-ital. Taschenwörterbuch, Teil 1, 2, Berlin 1831, 2. Auflage 1837. f) Raccolta di mille e più vocaboli italiani pretermessi ne' nuovissimi dizionarii, Lipsia 1832. Besonders anziehend ist sein,

zu denen sein Anliegen dem Wortführer der gedachten Kommission, KARL LACHMANN, Anlass gab. Von Lachmanns teils durch persönliche Neigung, teils durch die Eigenart seines engeren Studiengebietes bedingten Beziehungen zum Englischen, Altfranzösischen und Italienischen[342]) ist schon früher gehandelt worden[343]); ich füge dem hinzu, dass er auch wiederholt Gelegenheit hatte, seinem feinen Empfinden für die Sachgemässheit neufranzösischen Ausdruckes Worte zu leihen[344]). Jedenfalls konnte er neben IMMANUEL BEKKER und JAKOB GRIMM als der beste damals in Berlin lebende Kenner altromanischen Schrifttums gelten[345]), und seine Anschauungen über das, was dem Ausbau und dem Wachstum der jungen Wissenschaft am ehesten zu frommen schien, behalten selbst dann noch ihre geschichtliche Bedeutung, wenn man wahrnimmt, dass infolge des Eingreifens anderer Mächte die tatsächliche Entwicklung der Dinge eigene Wege ging. Hätte man ernstlich daran gedacht, nachdem für HUBER ein allgemein umfassendes Lehramt für „neuere Philologie, Literatur und Literaturgeschichte" geschaffen war, der Bewerbung Valentinis Gehör zu geben, so wäre man damit in die Lage gekommen, aus dem doch nun einmal mit einer ordentlichen Professur bedachten Gesamtgebiet einzelne Abschnitte auszusondern, nur um den Antrag eines achtungswerten Mannes nicht ablehnen zu müssen. Eine solche Abtrennung wäre sehr misslich gewesen, da man über die Absichten des neuen Ordinarius nicht unterrichtet war und man fürchten musste, dass der im deutschen Universitätsleben immer in Geltung gewesene Grundsatz „allgemein und umfassend zu bilden und in die Fächer auf eine solche Weise einzuführen, dass der Studierende in den Stand gesetzt wird, wenn er in besondere Teile eingehen will, diese durch eigene Kraft zu erreichen und sich anzueignen"[346]) bei weiterer vielleicht nicht zu vermeidender Zersplitterung des Faches zu Schaden kommen könnte. Lachmann[346a]), dem es zunächst nur auf die Sache ankam, gab in kurzen scharfen Strichen eine Definition des Begriffes der neueren Philologie, der er ausser der Linguistik alles das zuerteilte, „was in der provenzalischen, in der französischen, in der italienischen, vielleicht (!) auch was in der spanischen Sprache geschrieben

wie es scheint, wenig bekannter schön ausgestatteter Trattato su la Commedia dell' arte, ossia improvvisa. Maschere italiane, ed alcune scene del carnevale di Roma. Abhandlung über die Comoedie aus dem Stegreif, 1 vol. mit 20 kolorierten Kupfern. Deutsch u. Ital., Berlin 1826. Dass VALENTINI am 1. Oktober 1836 die Società Italiana a Berlino gegründet hat, erfährt man nebst einigen Einzelheiten aus Dr. EDUARD MUSHACKE' Schulkalender, Berlin, Wilh. Schulze 1870, S. 18. **342**) Zum Italienischen vgl. noch MARTIN HERTZ, KARL LACHMANN, eine Biographie, Berlin, Wilh. Hertz 1851, S. 184. **343**) S. oben S. 19. **344**) So wenn ihm ***un trait très heureux*** oder ***à l'endroit suivant*** „ziemlich Belgisch" vorkommt, oder wenn er in einem Briefe an HAUPT vom 8. März 1845 mit feiner Malice das auffällige Französisch in dem Titel von FRANCESON' 1818 erschienenem ***[Essai] sur la question si Homère a écrit*** . . . (ungenau s. oben S. 40) bei der Entscheidung über die Zulässigkeit eines ähnlich gestalteten lateinischen Satzgefüges vergleichend heranzieht; s. Karl Lachmanns Briefe an Haupt, hsg. von J. VAHLEN, Berlin, Georg Reimer 1892, S. 144. **345**) Der ebenda als Privatmann lebende Sprachforscher C. A. F. MAHN (geb. 1802), sowie auch EDUARD MÄTZNER waren zu jener Zeit mit romanistischen Arbeiten noch nicht hervorgetreten. **346**) Lit. P, vol. III, Nr. 137. **346a**) Ebd. Nr. 134.

ist und einen europäischen Einfluss gehabt hat; ferner den in europäischem Zusammenhange stehenden Teil der englischen Literatur; endlich die in ihrer Leichtigkeit immer mehr hervortretenden alten Schriftwerke des kretischen Sprachstammes". Es versteht sich, dass für Lachmann die akademische Vertretung dieses weitumfassenden Arbeitsfeldes durch einen einzigen Dozenten ein Unding sein musste; bestreitet er doch sogar, an den Sonderfall VALENTINI den unerbittlich strengen Masstab seiner eigenen Forschungsmethode anlegend, dass es möglich sein würde, „die italienische Sprache und Literatur in einer Person zu vereinigen". So ist denn Lachmann der erste, der die heute bei den Fachmännern allgemein betonte Notwendigkeit einer Vermehrung der romanistischen Professuren erkannt hat. Er bezweifelt, dass bei den deutschen Studierenden ein Erfassen der italienischen Sprache „mit all den kleinsten Feinheiten, wie sie die Grammatiker des 16. Jahrhunderts beobachtet haben", zu erreichen sei[347]); handle es sich aber um das sehr nützliche Studium aller romanischen Sprachen, „so dürfte die italienische nicht vor den andern hervorragen"[348]). Was die literarische Seite der Frage angeht, so scheint es, als habe Lachmann, der sich übrigens in allen Stücken der Zustimmung IMMANUEL BEKKER's und FRIEDRICH V. RAUMER's zu erfreuen hat, hier mit Hintansetzung der Rücksicht auf die tatsächliche Lage der Dinge allein seinen hochfliegenden Wünschen die Zügel gelassen. Denn obgleich er wissen konnte, dass der eben berufene HUBER in Marburg als Ordinarius bereits über DANTE und zwar mit gutem Erfolge gelesen hatte[349]), hielt er doch die Errichtung einer besonderen Danteprofessur (und einer Shakspeareprofessur) neben dem neuphilologischen Ordinariat für möglich. Wenn er von dem „alten Amt einer Professur des Dante" spricht, so wird er dabei kaum an etwas anderes gedacht haben als an den 1373 in Florenz für die Erklärung des Dante gegründeten Lehrstuhl, dessen Erneuerung schon vierzig Jahre früher AUG. WILH. SCHLEGEL als Ziel sehnsüchtigen Strebens vorgeschwebt zu haben scheint[350]). Es fehlt an jeder Grundlage für die Annahme, dass LACHMANN etwa mit den chronologisch übrigens wenig klaren Verhandlungen vertraut gewesen ist, die, in ihren ersten Spuren in das Frühjahr 1825 zurückgehend, zwischen NIEBUHR und ALTENSTEIN und andererseits wahrscheinlich über zehn

---

347) Über sein Verhältnis zu diesen Grammatikern, insbesondere zu LIONARDO SALVIATI, einem der Gründer der Crusca, vgl. MARTIN HERTZ, KARL LACHMANN, Eine Biographie, Berlin, Wilh. Hertz 1851, S. 184. 348) Anders JAKOB GRIMM, der, wie er selbst in seiner Italienische und skandinavische Eindrücke betitelten akademischen Vorlesung vom 5. Dez. 1844 hervorhebt, ursprünglich das Spanische bevorzugt hatte, nun aber überzeugt war, dass der italienischen Sprache, auch in linguistischer Hinsicht, der Vorrang gebühre; s. JAKOB GRIMM, Auswahl aus den kl. Schriften, Berlin, Dümmler 1874, S. 68. Dass er darin anderen Beurteilern, besonders Wilh. v. Humboldt, nahe steht, wurde schon oben S. 16 sichtbar. RICHARD GOSCHE wiederum glaubt, dass die italienische Literatur am wenigsten vom römischen Geist an sich habe und dass „vielmehr in Spanien die alte Gravität weit treuer erscheint", s. sein Jahrbuch für Literaturgeschichte 1865, I 259. 349) S. RUDOLF ELVERS, Victor Aimé Huber, Sein Werden und Wirken, 2 Bände, Bremen, C. Ed. Müller, 1872 u. 1874, I 46, 49. 350) S. Europa II (1803), S. 81.

Jahre später zwischen dem preussischen Geschäftsträger in Rom Freiherrn von Bunsen und der preussischen Regierung wegen der Gründung einer Professur des Dante[351]) an der Berliner Universität für den grossen italienischen Lyriker Giacomo Leopardi (geb. 1798) gepflogen wurden, und die, wie es scheint, wirklich zu einer Anfrage bei dem darüber sehr erfreuten Dichter führten, bei dessen leidendem Zustande aber ohne Ergebnis blieben und durch seinen 1837 eingetretenen Tod ihren Abschluss fanden[352]). Mag Lachmanns Vorschlag isoliert für sich dastehen oder nicht, dem Gedanken nach bewegte er sich, wie man sieht, innerhalb einer grösseren geistigen Strömung, hätte also bei anders liegenden äusseren Verhältnissen sich sehr wohl zu einem greifbaren Ereignis verdichten können.

So schien denn das seit Jahrzehnten, nach dem Tode Valentin Schmidts nur scheinbar verstummte Verlangen nach einer dem wissenschaftlichen Geiste der Universität wesensgleichen Vertretung der modernen, insonderheit der romanischen Philologie durch die Ernennung Viktor Aimé Hubers[352a]) gestillt zu sein, denn die Tatsache, dass der neue Ordinarius über eine tiefer reichende Vertrautheit mit der romanischen Sprachwissenschaft keineswegs verfügte[353]), durfte man füglich nicht als Zeugnis gegen seine Qualifikation verwenden, nachdem soeben noch an hervorragender Stelle einer Teilung des Gesamtgebietes das Wort geredet worden war; überdies boten zunächst Delius' Vorlesungen zur romanischen Grammatik eine willkommene Ergänzung. Wer sich über Hubers[354]) Persönlichkeit näher unterrichten will, findet abgesehen von den gedrängten Notizen Zenkers[355]) ergiebigere Auskunft bei R. Elvers in der Allg. Deutschen Biographie 13, 249—258, wird aber, wenn er zu einer gerechten Würdigung des in seinem Wollen und Handeln nicht selten arg verkannten Mannes gelangen will, sich das Studium seiner von demselben Verfasser herrührenden Biographie[356]) angelegen sein lassen müssen. In ansprechender Form hat Elvers hier unter sorgfältiger Ausbeutung eines überreichen brieflichen und anderweitigen authentischen Materiales ein Lebensbild Hubers geschaffen, das nicht nur einen allseitig erschöpfenden Einblick in die äussere und innere Entwicklung dieses bedeutenden Menschen vermittelt, sondern auch jeden Zweifel an dem Ernst seines Strebens und an der Reinheit seiner Motive beseitigt. Die unge-

351) Mit einem Gehalt von 1500 Reichstalern oder 1000 Scudi. 352) Näheres dazu bei A. Tobler, Ungedruckte Briefe des Grafen Leopardi an Christian Karl Josias Freiherrn von Bunsen im Jahrbuch f. rom. u. engl. Spr. u. Lit. N. F. I 264 f. 352a) Durch Kabinetsordre vom 28. Juni 1843. 353) R. Zenker teilt mit, dass Huber in Rostock neben seinen literarischen Vorlesungen regelmässig Unterricht in der englischen, französischen, spanischen, portugiesischen und italienischen Sprache ankündigte; s. Rom. Jahresber. VIII IV 24; auch in Marburg hatte er Privatissima im Englischen, Italienischen und Spanischen abgehalten, s. Elvers, II 44. 354) Geb. 10. März 1800 als Sohn der Therese Huber, Tochter des berühmten Göttinger Professors Christian Gottlob Heyne, die in erster Ehe mit Georg Forster verheiratet war und nach dessen Tode (1794) sich mit Ludwig Ferdinand Huber, dem Sohn des aus Goethes Dichtung und Wahrheit II 8 bekannten Michael Huber, vermählte. Beider Sohn ist unser Victor Aimé Huber. Er stirbt am 19. Juli 1869 in Nöscherode (bei Wernigerode), wo ihm auch ein Denkmal errichtet ist. Einzelnes wird noch im Verlaufe unserer Darstellung zu berühren sein. Zu Hubers Mutter s. jetzt Geiger, Therese Huber, Stuttgart, Cotta 1901. 355) S. Anm. 353. 356) S. Anm. 349.

wöhnlichen Umstände, unter denen Hubers Berufung nach Berlin vor sich ging, waren freilich dazu angetan, Aufsehen zu erregen. Seine staatsrechtlichen Maximen[357]), die sich kurz in die Formel bringen lassen: Autorität über Majorität, absolutes Regiment über konstitutionelles System[358]), waren auch dem preussischen Kronprinzen, dem späteren König FRIEDRICH WILHELM IV., nicht unbekannt geblieben und ein in das Jahr 1838 fallender erster Aufenthalt Hubers in Berlin hatte auf Betreiben mächtiger Freunde zu einer Begegnung mit dem Prinzen geführt, nachdem schon vorher ausserhalb des Hofes von einer eventuellen Anstellung des Gelehrten an der Berliner Universität für den Fall eines Thronwechsels die Rede gewesen war. Aus den Ministerialakten, die seinem Biographen RUDOLF ELVERS vorgelegen haben[359]), wird ersichtlich, dass im Frühjahr 1843 der Minister EICHHORN mit Huber in diesem Sinne in Verbindung trat und dabei betonte, dass „der König Wert darauf lege, ihn sowohl wegen seiner wissenschaftlichen Leistungen als wegen seiner Gesinnung für Berlin zu gewinnen“[360]). Wenige Wochen später erging an ihn auf unmittelbaren Befehl des Königs mit der Mitteilung, dass seine Berufung eingeleitet sei, der Antrag, eine literarische Zeitschrift zu gründen und zu leiten; über die Richtung, in der sich das neue Organ und mit ihm sein Leiter bewegen sollte, lässt das bei ELVERS II 119 veröffentlichte ministerielle Aktenstück vom 12. Mai 1843 keinen Zweifel. Es heisst in diesem an den preussischen Ministerresidenten in Frankfurt a. M. VON SYDOW gerichteten Erlass: „Ew. Hochwohlgeboren darf ich jedoch bei dieser Gelegenheit nicht vorenthalten, dass es nicht allein das Interesse an der neueren Philologie bei der hiesigen Universität ist, welches uns die Berufung des Professor Huber wünschen lässt, sondern vorzüglich auch sein Talent für Auffassung und Darstellung verschiedener Richtungen auf dem Gebiet der Verfassungs- und Staatenpolitik. Die von ihm gelieferten publizistischen Aufsätze beweisen, dass er den Charakter unserer Zeit im Allgemeinen richtig aufgefasst hat und namentlich zu der Einsicht gekommen ist, dass der gegenwärtige Gesellschaftszustand hauptsächlich an einem bedenklichen

357) Dazu besonders die bei ELVERS II 28—31 wiedergegebenen Abschnitte aus einer Schrift HUBERs aus dem Jahre 1834, die also lange vor Berührung mit der preussischen Regierung niedergeschrieben wurden. 358) Es wäre ein Missgriff, wenn man diese Gegensätze, sofern sie Hubers politische Stellung bestimmten, in der ganzen ihnen anderswo eigenen Starrheit nehmen wollte; dass er auch an der überlieferten absoluten Staatsform Kritik zu üben und, freilich nicht ohne Vorbehalt, für eine „freie volkstümliche Entwicklung des öffentlichen Lebens“ einzutreten wusste, zeigen zwei seiner in den Jahren 1841 und 1842 erschienenen politischen Schriften (s. ELVERS II 106, 111), von denen die eine, die unter der Aufschrift Die Opposition in der Elberfelder Zeitung gedruckt wurde, sich übrigens in der Bewertung der beiden einander gegenüberstehenden Regierungssysteme aufs engste mit den Anschauungen berührt, die der Huber persönlich nahestehende JAKOB GRIMM in seiner 1838 bei Schweighauser in Basel erschienenen Rechtfertigungsschrift „Über meine Entlassung“ in so ergreifende sprachliche Form gekleidet hat; s. JAKOB GRIMM, Auswahl aus den kl. Schriften, Berlin 1874, S. 32f. 359) Man lese dazu und zu dem weiteren Gange der Ereignisse die sehr lehrreiche mit längeren Auszügen aus den Akten begründete Darstellung bei ELVERS II 112—123ff. 360) S. ELVERS II 116.

Missverhältnisse der sittlichen Grundlagen zu den materiellen Interessen und rationellen Bewegungen leidet": seine Schriften lassen zwar noch eine gewisse Unklarheit über die wirkliche Lage der Dinge erkennen, „seine Gesinnungen, sein lebhaftes Interesse für die Zukunft der deutschen Nation und seine Liebe zu Preussen[361]) liegen aber eben so deutlich ausser Zweifel, als seine publizistischen Talente. Daran lässt sich mit Grund die Hoffnung knüpfen, dass er, durch Umgang mit praktischen und wissenschaftlichen Staatsmännern höheren Standpunktes geläutert, vielleicht einen grösseren Wert auf eine tüchtige und unmittelbar in das Leben der deutschen Nation eingreifende politisch-literarische Wirksamkeit legen wird, als auf die Förderung der neueren Philologie. Für diesen Fall wird er seiner akademischen Tätigkeit ein beliebiges Mass setzen können, und ich würde nichts dagegen einzuwenden haben, vielmehr es gern sehen, wenn er, um seine Zeit und Kräfte der grösseren Aufgabe zu widmen, seine Vorlesungen bei der Universität auf ein Publikum beschränken wollte. Ew. Hochwohlgeboren bewährtem Takte kann ich es ganz anheimstellen, in welcher Form dieses Hauptmotiv der Berufung des p. Huber, da es nicht ganz übergangen werden darf, gegen denselben zu erwähnen sein dürfte." Für HUBER hatte bei den vorhergehenden Verhandlungen die Berliner Professur stets im Vordergrunde gestanden. „Ich vertrete hier viel weniger meine eigenen Interessen", schreibt er unter dem 24. März 1843 an v. Sydow, „mögen sie auch noch so wohlberechtigt sein, als vielmehr das Fach, die Wissenschaft, der ich angehöre und diene. Ich muss wünschen und darf es voraussetzen, dass die erste Veranlassung, der Hauptgrund, der diese ganze Erörterung herbeigeführt hat, darin liegt, dass man auch für die preussischen Universitäten und zunächst Berlin die hohe Bedeutung der neueren Philologie, Literatur und Literaturgeschichte in der höheren Bildung der Zeit mehr, als leider bisher geschehen ist, anerkennt"[362]), und in demselben Briefe betont er, dass er bei seinem Entschlusse durch die Hoffnung bestimmt werde, in Berlin dem oft und bitter beklagten Mangel an literarischen Hilfsmitteln zugunsten eines fruchtbareren Betriebes seiner Wissenschaft abgeholfen zu sehen. Trotz der ihm durch v. SYDOW gewordenen Aufklärung über die Zwecke der Regierung bleibt er in dem Schreiben, in welchem er dem Minister seine Bereitwilligkeit zur Annahme des Rufes an die Universität mitteilt, also etwa Ende Mai, dabei, dass für ihn die Professur der erste Punkt sei[363]); er dankt dafür, dass er auch auf einem anderem als dem akademischen Gebiete der guten Sache dienen darf, und fährt dann fort: „um so mehr wird es mein Bestreben sein, dass meine akademische Tätigkeit nicht zu sehr und wesentlich unter jener andern leide, und abgesehen von der unvermeidlichen Häufung der Schwierigkeiten im Anfang (nach beiden Seiten) hoffe ich billigen und sachverständigen Anforderungen und meinem eigenen Wunsche,

361) Die Ansicht, dass Preussen in Deutschland die Führerrolle gebühre, gehört mit zum eisernen Bestande seiner politischen Überzeugung; s. ELVERS II 111 f., II 231 f. 362) ELVERS II 117. 363) So hatte er sich schon unter dem 23. März in einem Familienbriefe ausgedrückt; s. ELVERS II 117.



sowie meiner Pflicht gegen meine Wissenschaft mehr und mehr genügen zu können“[364]). Ein Blick auf die von ihm angekündigten Vorlesungen beweist denn auch zur Genüge[365]), dass HUBER sich durch das Ansinnen, seinen akademischen Unterricht auf ein geringstes Mass einzuschränken, in keiner Weise beeinflussen liess; wenn im Verlaufe der acht Jahre ein Nachlassen bemerkbar wird, so können andere Ursachen eingewirkt haben. Gleich im ersten Semester las er zwei Privata und zwar MORETOS Drama *El desden con el desden* für die des Spanischen nicht ganz Unkundigen W.S. 43 2mal (im W.S. 1mal) öffentlich, und die Literaturgeschichte der romanischen Völker bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts 4mal. Ferner: Auserlesene Stücke aus Chaucers Canterbury Tales S.S. 44; W.S. 46 2mal ö.; CALDERONs Drama *A secreto agravio secreta venganza* S.S. 44, 3mal priv.; DANTE, Divina Commedia nach Vorausschickung einer literarhistorischen Einleitung S.S. 45; Über das Leben, das Zeitalter [den Charakter] und die Schriften DANTEs S.S. 47 2mal ö., später 2mal priv., nämlich S.S. 48, S.S. 49, S.S. 50; SHAKSPEARES Hamlet S.S. 45 2mal priv.; Geschichte der europäischen Literatur vom Ende des 15. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts W.S. 45, 3mal priv.; Geschichte der schönen Literatur in Europa vom Ende des 18. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit S.S. 46, 3mal ö. aber im W.S. 49 4mal priv.; Europäische Literaturgeschichte vom Ende des römischen Reiches bis auf die neueste Zeit (unter der Rubrik „Geschichte und Geographie“ aufgeführt) W.S. 46 (wahrscheinlich priv.); Ausgewählte Gesänge aus BYRONs Don Juan und als Einleitung eine Übersicht der Geschichte der neueren englischen Literatur W.S. 45, 2mal ö.; Geschichte der englischen Poesie seit dem Ende des 18. Jahrhunderts S.S. 51, 2mal priv.; Geschichte des spanischen Dramas W.S. 48 (priv.?); Vergleichende Geschichte des englischen und des spanischen Dramas W.S. 50, 3mal priv.; Über die Geschichte des mittelalterlichen Dramas W.S. 47 (priv.?); Interpretation ausgewählter Stücke aus den ältesten spanischen Dichtungen der Sammlung von SANCHEZ[366]) mit einer literarhistorischen Einleitung S.S. 46 (wahrscheinlich priv.); Ausgewählte Gesänge der Lusiaden des CAMOENS. Einleitung: Darstellung der älteren portugiesischen Literatur S.S. 47, 2mal priv. (?). Die öffentlichen Vorlesungen über [die Verfassung] und den gegenwärtigen Zustand von Grossbritannien W.S. 47, 2mal; W.S. 48, 4mal ö.[367]) und desgl. von Frankreich S.S. 48, 2mal bewegen sich auf politischem Gebiet und lehnen sich an die publizistische Tätigkeit HUBERs für den „Janus“ an, wie er die von ihm im Auftrage der Regierung gegründete Zeitschrift genannt hatte[368]). Wie ich aus ELVERS II 289 erfahre, kündigte er seit

---

364) Ebenda II 121. 365) Unter dem 18. November schreibt er: „Was meine hiesige Aufgabe betrifft, so nehmen mich jetzt meine Vorlesungen fast unbedingt in Anspruch. Das ist mein *hic Rhodus, hic salta* — alles Andere, König und Kaiser und Papst hilft und scheert mich daneben gar nichts“, s. Elvers II 125. 366) Coleccion de poesias castellanas anteriores al siglo XV ed. OCHOA, Paris 1842. 367) S. ELVERS II 219 f. 368) Janus,

Sommer 49 in jedem Semester eine öffentliche Vorlesung an „über die sozialen Fragen, insbesondere über Proletariat und Pauperismus und dessen Heilmittel“. Ein Eingehen auf die politische Seite seines Wirkens, sowie auf seine hervorragenden Leistungen auf dem Gebiete der sozialen Reform verbietet sich hier von selber; ich verweise dazu auf die packenden Schilderungen bei seinem Biographen ELVERS[369]).

Es war zu erwarten, dass die Anstellung HUBERs an der Universität bei einem grossen Teile der Zeitgenossen böses Blut machen würde, da es ihnen, soweit nicht schon ihre politische Gegnerschaft sie zu scharfer Kritik geneigt machte[370]), an der zu gerechter Beurteilung der Sachlage erforderlichen Distanz fehlte. Huber verhehlte sich die Misslichkeit seiner zukünftigen Doppelstellung keineswegs[371]), aber er hat gewiss nicht geahnt, dass die feindselige Gesinnung sogar innerhalb der Universitätskreise in so massloser Weise gegen ihn zutage treten würde, wie es in der Tat geschah. Wie ELVERS II 124 berichtet, sollen bei dem Habilitationsakte[372]) sämtliche Mitglieder der Fakultät ausser dem ihm befreundeten TRENDELENBURG gefehlt haben, und ebenda II 191 wird erzählt, dass von einem Teil der Professoren die Mitarbeiterschaft am Janus als ein genügender Grund für die Verweigerung der *Venia legendi* angesehen wurde. In verschiedenen Briefen an den Vater seiner Gattin, sowie an seinen Wiener Freund FERDINAND WOLF[373]) machte sich die völlig mutlose, deprimierte Stimmung, die gleich im Beginn seiner akademischen Tätigkeit in Berlin über ihn gekommen war, in ergreifenden Klagen Luft. Er spricht von „Hetzereien und Feindseligkeiten der gemeinsten Art“[374]) und ist insbesondere empört über „die Nichtswürdigkeiten eines TH. MUNDT[375]) und dieser ganzen

---

Jahrbücher deutscher Gesinnung, Bildung und Tat, herausgegeben von V. A. HUBER, Berlin, Wilhelm Besser, Jahrgänge 1845—1848. Jeder Jahrgang enthält zwei Bände von je 800 Seiten. Von allgemeinerem Werte sind Aufsätze wie Flamland und die Fläminge (zu Französisch als Nationalsprache in Belgien) von J. W. WOLF, 1845, I 247—259; Aus dem Tagebuche einer Reise durch Frankreich und England in den Jahren 1766—68 (von GEORG HEINRICH VON BERENHORST) mitgeteilt von dessen Neffen EDUARD VON BÜLOW, 1845, II 513 ff.; Über preussisches Gymnasialwesen in den letzten 30 Jahren von HUBER selbst (?). 1845, I 633—672; II 603 ff. u. s. w. Einen Teil der Mitarbeiter, unter denen auch Emanuel Geibel, nennt ELVERS II 181, dessen sorgfältige Darstellung der Verhältnisse nicht dringend genug der Beachtung empfohlen werden kann. **369)** Das bei ZENKER, Rom. Jahresb. VIII, IV 24 genannte Buch von JÄGER, Victor Aimé Huber, ein Vorkämpfer der sozialen Reform, Berlin 1879 ist mir nicht bekannt; beachtenswert scheint mir, dass noch 1894 MUNDING Ausgewählte Schriften Hubers über Sozialreform und Genossenschaftswesen in Berlin herausgegeben hat. **370)** So VARNHAGEN und PRUTZ s. Elvers II 190. **371)** Vgl. seinen bei ELVERS II 121 mitgeteilten Brief. **372)** Wie es jetzt noch für die Privatdozenten der Fall ist, hatten sich bis 1870 auch die neuberufenen ordentlichen Professoren der Förmlichkeit der Habilitation zu unterziehen. **373)** Mit F. WOLF (1796—1866), dem berühmten Wiener Romanisten, war Huber seit 1834 bis zu dessen Tode in brieflichem Verkehr; er lernte ihn 1849 auch persönlich kennen; s. ELVERS II 51. **374)** Mehrere Dozenten lehnten die Mitarbeit am Janus ab, aus Furcht keine Zuhörer zu bekommen, ELVERS II 171 f. **375)** Über den Wert von TH. MUNDTs akademischer Tätigkeit, von der oben S. 47 die Rede war, liegt ein wegen des darin wiederklingenden Ingrimms über schlimme persön-

Rotte", die, auch bei den Studierenden Eingang findend, ihm seine „Stellung und Wirksamkeit erschweren"[376]. Es kam hinzu, dass er durch frühere literarische Tätigkeit zu einem führenden Geiste wie FRIEDRICH VON RAUMER durch die garnicht zarte Behandlung, die er dessen Buche England im Jahre 1835[377]) in einer sehr ausgedehnten Besprechung hatte angedeihen lassen[378]), in eine schiefe Stellung geraten war und es liegt ein deutliches Anzeichen dafür vor, dass er sich durch die Eigenart des in den gelehrten Kreisen Berlins herrschenden wissenschaftlichen und geselligen Geistes abgestossen fühlte. Zwar liess er sich keineswegs dazu verleiten[379]), in die Jubelhymne einzufallen, mit der FERDINAND WOLF die Tatsache feierte, dass das Emporkommen des volkstümlichen Prinzipes in der Literatur neben dem „Schulzwang und dem Pseudoklassizismus" am eifrigsten von deutschen Gelehrten gefördert worden sei, so von LACHMANN, JAKOB GRIMM und von HUBER selbst, auf dessen Berufung Wolf anspielt, wenn er hinzufügt: „nun darf — *mirabile dictu* — sogar ein *Professor ordinarius* an einer der ersten Universitäten Deutschlands sich erkühnen, als solcher mit einer Abhandlung über *Cantilenas populares* sich einzuführen"[380]). Aber sein Missbehagen über den üblichen Ton hatte Huber schon einige Jahre früher zu äussern Anlass genommen, nachdem er gelegentlich seines Berliner Besuches im Jahre 1838 durch PARTHEY[381]) in die Gesetzlose Gesellschaft[382]) als Gast eingeführt worden war. „Ich war noch einmal in der gesetzlosen Gesellschaft", heisst es in einem Privatbriefe vom 29. April 1838[383]), „mit LACHMANN, REIMER[384]) u. A., PARTHEY hatte

liche Erfahrungen nicht minder treffendes Urteil HUBERs vor; er schreibt unter dem 27. November 1844: „Doch das sind Zeichen der Zeit, zumal wenn man als Gegensatz (zu dem Misserfolg seiner eigenen Dantevorlesung) erwägt, dass das von allen Seiten als frivol und oberflächlich anerkannte Geschwätz eines TH. MUNDT über Dante und über alle anderen Erscheinungen der Literatur, die er nur von zweiter und dritter Hand kennt, Zulauf findet, weil es mit oppositionellen Tendenzphrasen und Persönlichkeiten geschmückt und gespickt ist" (s. ELVERS II 171). Ein sehr abfälliges Urteil über Mundts Tätigkeit fällt auch sein Zeitgenosse MAGER, Die modernen Humanitätsstudien 1845, S. 107.
376) ELVERS II 126ff.; noch 1857 ist die Empörung über „Die Intriguen der Mundt und Konsorten" und das durch sie bestimmte Verhalten der Studenten ihm gegenüber nicht verwunden; s. ebd. II 129. **377**) Leipzig, Brockhaus 1836. **378**) In Beiträge zur Kritik der neuesten Literatur. Erstes Heft, Rostock, Oeberg 1837, 98 S. **379**) Dass er in seiner Besprechung von Deppings *Romancero* von den Universitäten die Pflege der neueuropäischen Literaturen dringend fordert, ist ihm natürlich nicht zu verdenken; s. Blätter für liter. Unterhaltung 1845, Nr. 320—325. **380**) S. WOLFs Aufsatz Über die Romanzenpoesie der Spanier aus den Wiener Jahrbüchern Bd. 114, S. 1—72; Bd. 117, S. 82—168 wieder abgedruckt in seinen Studien zur Geschichte der spanischen und portugiesischen Nationalliteratur, Berlin, A. Asher u. Co. 1859, S. 307. **381**) Dr. GUSTAV PARTHEY, Archäologe, seit 1821 Inhaber der 1721 gegründeten Nikolaischen Buchhandlung in Berlin, seit 1857 Mitglied der k. Preuss. Akademie der Wissenschaften. Hubers Berliner Aufenthalt hatte ursprünglich bibliothekarische Zwecke. **382**) Über diese 1809 von BUTTMANN gegründete Vereinigung findet man ausführliche Nachrichten bei MARTIN HERTZ, Karl Lachmann, Eine Biographie, Berlin 1851, S. 214ff.; von Angehörigen der philosophischen Fakultät gehörten ihr damals an Männer wie BOECKH, BEKKER, BOPP, LACHMANN, FRIEDRICH VON RAUMER. **383**) Bei ELVERS II 82. **384**) Wohl GEORG ANDREAS REIMER, Inhaber des bekannten Berliner Verlags.

mich hingebracht. Es war ziemlich langweilig. Da war so die eigentliche preussische Beamten- und Bürger- oder Gebildetenstimmung, — dürr, scharf — zugleich servil durch Vergötterung des Staats und liberal frondierend gegen Kirche, Adel und Individuen". HUBER, der als Ordinarius in Marburg bereits 1200 Taler an Gehalt bezogen hatte[385]), ahnte gewiss nicht, dass durch die zwischen ihm und der Regierung getroffene Vereinbarung einer für die damaligen Verhältnisse ziemlich hohen Besoldung von 1800 Talern[386]) sich manche seiner an Lebens- und Dienstjahren wesentlich älteren Berliner Amtsgenossen benachteiligt fühlen könnten, und doch scheint es, als wenn ein Teil der gegen ihn angefachten Misstimmung von dieser Seite her stammte oder neue Nahrung erhielt. Denn dass LACHMANN bei einer von ihm etwa 1847 geäusserten Klage über die bei der Neubesetzung gewisser Professuren zutage getretene Nichtberücksichtigung der „gerechten Ansprüche älterer und ausgezeichneter Lehrer"[387]) auch an den Fall HUBER gedacht habe, lässt sich vermuten, wenn man folgende Stelle aus einem Briefe Lachmanns an Haupt vom 11. März 1850[388]) vergleichend heranzieht: „Das neueste ist", schreibt er, „dass gestern die Universität die Verfassung beschworen hat (ich Donnerstag mit der Akademie)[388a]) und dass HUBER zu Protokoll erklärt hat, er habe gegen den Eid protestiert[389]) — mit wohlfeiler Kourage, wie es SCHÖNLEIN[390]) nennt: warum sollte er auch die Professur aufgeben, für die er doch nichts tut, sondern nur von ihr zieht?"[391]).

Wenn HUBER in Rostock, wo er von 1833—1836 ordentlicher Professor gewesen war, eine erspriessliche akademische Wirksamkeit nicht hatte entfalten können, so lag das an den dort waltenden allgemeinen Verhältnissen[392]); doch müssen nach seinen Briefen zu urteilen, in Marburg, wohin er im Herbst 1836 berufen worden war, seine Vorlesungen über italienische, spanische und englische Literatur (Dante, Tasso, Ariosto, Moreto, Shakspeare, Byron) recht gut besucht gewesen sein, wiewohl die von ihm gelehrten Gegenstände für das Examen *de pane lucrando* nicht in Betracht kamen und manche daraus sich ergebende Misslichkeit in Kauf zu nehmen war[393]). Ganz anders in Berlin, wo er seine Lehrtätigkeit im W.S. 1843 begann. Die anfänglich

385) S. ELVERS II 41. 386) ELVERS II 117—119. 387) Vgl. dazu MARTIN HERTZ a. a. S. 97. Dass LACHMANNs ursprüngliches Gehalt von 800 Talern 1834 auf 1000 Taler erhöht wurde und von 1841 bis zu seinem 1851 erfolgten Tode 1300 Taler betrug, wird ebd. S. 69 berichtet. 388) S. Karl Lachmanns Briefe an Haupt, hsg. von J. VAHLEN, Berlin, Reimer 1892, S. 224. Eine bissige Bemerkung Lachmanns über Hubers Latein liest man ebd. S. 133 388a) Zu Lachmanns politischer Stellung s. MARTIN HERTZ a. a. O. S. 248—253. 389) Nach dem auch in den Artikeln des Janus immer wieder betonten politischen Standpunkt Hubers erscheint sein Verhalten bei der Vereidigung durchaus folgerichtig; sogar nach der wenige Tage später erfolgten Eidesleistung des Königs entschloss er sich nicht ohne schwere Bedenken, diesem Beispiele zu folgen; man vergleiche dazu ELVERS II 250. 390) JOHANN LUKAS SCHÖNLEIN (1793—1864) als ord. Professor der Medizin 1839 aus Zürich berufen, vortragender Rat im Ministerium, Leibarzt Friedrich Wilhelms IV. 391) Seit S.S. 49 las HUBER nur ein zwei-, drei- oder vierstündiges neuphilologisches Kolleg, daneben wie oben S. 72 angemerkt wurde, behandelte er öffentlich ein soziales Thema. 392) S. ELVERS II 35—41. 393) ELVERS II 43—49.

trotz einiger unangenehmer Wahrnehmungen genährte Hoffnung, dass es ihm glücken werde, nach und nach ein ihn in seinem besten Wollen richtig verstehendes, lernbegieriges Schülermaterial an sich zu fesseln, sollte sich leider nicht erfüllen. Nur mit schmerzlicher Bewegung liest man die Briefe, in denen er seiner bitteren Klage über den Wandel der Dinge, seiner Enttäuschung und Empörung über die von anderer Seite her auch auf die Hörer übergehende feindselige Stimmung[394]), die Oberflächlichkeit und Indolenz, mit der man seine sorgfältigst vorbereiteten wissenschaftlichen Darbietungen hinnahm, nur um ihn nach kurzer Zeit ganz in Stich zu lassen, wenn seine Vorlesungen überhaupt zustande kamen [394a]), beredten Ausdruck leiht. Gewiss sind Studierende solches Kalibers heute keineswegs ausgestorben; die gleich mitzuteilende Charakteristik, die Huber für seine Zeit entworfen hat, ist aktuell geblieben, nur musste er die peinliche „Berliner Erfahrung" machen, dass unter seinen Zuhörern die besseren Elemente die Ausnahme bildeten: „Die Leute sind hier schon so superklug", schreibt er an Ferdinand Wolf, „dass sie von allen Dingen und vor allen Dingen eine fertige Übersicht verlangen — nur nichts Unfertiges, nur keine kleinlichen Details — nur nirgends merken lassen, dass noch nicht alles ganz klar und fertig ist. Ein guter Freund warnte mich geradezu: es habe einen schlechten Eindruck gemacht, dass ich mich über manche Punkte nicht mit der gehörigen Sicherheit ausgesprochen habe" [395]). Wohl hatte er ein gewisses Recht, einen Teil des Misserfolges der Tatsache zur Last zu legen, dass die von ihm vertretene Disziplin nicht zu den Brotfächern gehörte[395a]), wobei dann der Hinweis auf „die Erfahrungen der tüchtigsten durch keine persönlichen Verhältnisse behinderten Lehrer (ich nenne nur Diez [395b]) in Bonn)", sowie die Behauptung, dass auch die Vertreter der seit langer Zeit heimisch gewordenen Germanistik, wie Lachmann und die Grimm[s], unter dem Mangel an „wirklichen Zuhörern" zu leiden hätten [396]). Aber frei von jeder Überschätzung eigenen Könnens, musste er sich und anderen bekennen, dass, abgesehen von dem bösen Eindruck, den seine publizistische Tätigkeit hervorrief, ein nicht geringer Teil der Schuld an der Lage der Dinge ihn selber traf. Wenn er auch in ernsthafter Selbsterkenntnis an sich arbeitete, um gewisse sehr unangenehm fühlbar werdende Mängel seines Vortrages und der stilistischen Gestaltung seiner Gedanken allmählich zu beseitigen [397]), der Gesamteindruck seiner Persönlichkeit war einmal da und die Zustände blieben die alten, was um so peinlicher wirkte, als ein gelegentlich eintretender Wandel [398]) sich doch immer wieder als trügerisch erwies. Die soeben mitgeteilte briefliche Äusserung Lach-

394) S. oben S. 72f. 394a) Es sei übrigens daran erinnert, dass Lachmann das Spanische nur bedingt als würdig auf der Universität gelehrt zu werden anerkannt hatte, s. oben S. 66, und an eine Bemerkung, von ihm anknüpfend, hatte die Fakultät noch am 14. August 1843 den Zweifel geäussert, dass „streng philologische Vorlesungen über die italienische Sprache und Literatur irgend Teilnehmer finden würden; s. Akten d. Berl. Univ. Lit. P, vol. III, Nr. 137. 395) Elvers II 128, dessen authentische Mitteilungen II 125ff. und 170ff. auch hier wieder ergiebigste Belehrung spenden. 395a) Über die Kommission für die Prüfung der Schulamtskandidaten s. Martin Hertz, a. a. O. S. 200ff. 395b) Das bestätigt Paul Heyse, Jugenderinnerungen und Bekenntnisse, Berlin, Wilh. Hertz 1900, S. 106. 396) Elvers II 171, 173. 397) Ebd. II 125, 108. 398) II 171, 172, 218, 289.

MANNS scheint nahezulegen, dass HUBER nie daran gedacht habe, das für ihn so überaus drückende Verhältnis zur Berliner Universität zu lösen; in Wirklichkeit aber ist er wiederholt und zwar schon seit 1845 bei dem Minister unter klarer von schonungsloser Einsicht in seine eigene Unzulänglichkeit[399]) eingegebener Darlegung der Misstände vorstellig geworden, wurde aber durch EICHHORN jedesmal auf die zu erhoffende Besserung der Verhältnisse vertröstet[400]), bis er dann nach dem Tode des Vaters seiner Gattin, der ihn stets ermutigt hatte im Amte zu bleiben, am 23. Februar 1851 ein formelles Entlassungsgesuch einreichte und nach Genehmigung desselben das für ihn so dornenvoll gewordene Berlin [400a]) ohne Sang und Klang verliess[401]), um in Wernigerode nunmehr ganz seiner sozialpolitischen Tätigkeit zu leben. Von Männern, mit denen er in der Hauptstadt freundschaftlichen Verkehr gepflogen hatte, nenne ich ausser TRENDELENBURG, die beiden GRIMM [402]) und den Pandektisten GEORG FRIEDRICH PUCHTA[403]), der 1842 aus Leipzig berufen worden war. Zu seinen Marburger Schülern gehörte ADOLF EBERT, der Herausgeber des Jahrbuches für romanische und englische Literatur[404]), und es ist sicher, dass auch PAUL HEYSE, dessen Huber übrigens noch auf seinem Totenbette gedachte (s. ELVERS II 419), zu seinen unmittelbaren Zuhörern zu zählen ist und in dankbarer Verehrung zu ihm aufgeblickt hat. Der junge HEYSE ist der erste, der in Berlin das romanistische Doktorexamen abgelegt hat, und zwar 1852, also nach Hubers Scheiden, mit der bekannten Dissertation Studia Romanensia[405]), wobei er von IMMANUEL BEKKER über romanische Grammatik geprüft wurde[406]). Es sei gestattet, was der Dichter über seine romanischen Studien, die nicht nur wegen seiner Beziehungen zu Huber, sondern auch aus allgemeineren Gründen von Bedeutung sind, in seiner der Dissertation angehängten Vita mitgeteilt hat, hier wiederzugeben. Nachdem er in Berlin bei BOECKH klassische Philologie studiert hatte, erzählt er: *Bonnam studiorum sede collata artis potissimum historiae per duo semestria operam dedi. Sed*

---

399) Einmal bezeichnet er sich bei solcher Gelegenheit als „ein *academiae inutile pondus* — und zwar in pekuniärer Hinsicht ein sehr schweres" (ELVERS II 174). **400**) Man vergleiche dazu den bei ELVERS II 173ff. aus den Ministerialakten mitgeteilten Briefwechsel beider Männer. **400a**) Dass HUBER die Erinnerung an diese Zeit nie verwunden hat, scheint ein von ihm in seinen letzten Lebenstagen verfasstes, „Trost" überschriebenes Gedicht zu bezeugen, in dem er klagt: „Wie sehr man mir das edle Bild des Wissens Mit einem Zaun von Dornen rings umwand, Ich schwang mich auf der Leiter des Gewissens So hoch, dass ich den Schatz der Wahrheit fand", s. Jahrbuch der deutschen Dante-Gesellschaft II (1869), S. 394. **401**) ELVERS II 291—298. **402**) Über ihre Naivetät in politischen Dingen klagt H. in einem Briefe vom 26. Februar 1840 bei ELVERS II 100. Von seinem Urteil über die Entlassung der Göttinger Sieben und seinem mannhaften Eintreten für ihre Wiederanstellung, namentlich hinsichtlich der beiden GRIMM, in Wort und Tat ist ebd. II 67f. und besonders 69ff. die Rede. Noch in seinem Todesjahre 1859 veröffentlichte WILHELM GRIMM auf Anregung Hubers Spanische Märchen in Haupts Zeitschr. XI 210—215. **403**) 1798—1846. **404**) Geb. 1820; zuerst ausserord. Professor in Marburg, seit 1862 ord. Professor der romanischen Philologie in Leipzig; er starb 1890. **405**) Particula I. Adversarii erunt OTTO RIBBECK, Dr. phil., H. STEINTHAL, Dr. phil. pr. D., M. LAZARUS, Dr. phil. **406**) Vgl. den sachkundigen, aber gerade was Huber angeht versagenden Lebenslauf HEYSES in der Vossischen Zeitung 15. März 1910 Abendausg., 2. Beilage; s. u. S. 82f.

quod paulatim in pectore quasi pullularet Romanensium literarum inexhaustas copias adeundi consilium iam praeclarissimi DIEZII *exemplo ita invalescebat, ut Berolinum reversus vere anni MDCCCL iterumque a rectore magnifico Buschio inter academicos cives receptus totum me coeperim ad hanc disciplinam convertere. Quam cum per hos duos annos tamquam unitis viribus pertractaverim, et eruditione multiplice et singulari benevolentia mirifice studia mea adiuverunt et confirmarunt, quibus ex intimo corde gratias dico quam maximas, viri clarissimi* HUBERUS *et* MAHNIUS[407]). *Quid autem patris optimi curae amicissimae debeam, hoc „latet arcana non enarrabile fibra.*" Anderswo sagt HEYSE: „Ich studierte die Provenzalen privatissime bei MAHN, dem Einzigen, der in Berlin in ihrer Sprache und Literatur zu Hause war, daneben sogar ein wenig Baskisch, von dem auch er nur die Anfangsgründe sich zu eigen gemacht hatte. Auch hörte ich über spanisches Theater bei V. A. HUBER, dessen geistvolle Vorträge mich mehr anregten als die fleissige aber ziemlich kritiklose Geschichte des spanischen Theaters von ADOLF FRIEDRICH VON SCHACK"[408]). Die Wiedergabe der kurzen treffenden Charakteristik der Huberschen Gesamtpersönlichkeit, die wir HEINRICH VON TREITSCHKE[409]) verdanken, wird hier gewiss willkommen sein. Er sagt: „Noch weniger bewährte sich nachher der Schwabe VIKTOR AIMÉ HUBER, der auf RADOWITZ' Empfehlung berufen wurde, auch eines von den vielen Talenten, welche der König an falscher Stelle verbrauchte. Gedankenreich, ernst tief-fromm, hatte Huber früher, als die meisten Zeitgenossen den sozialen Hintergrund des modernen Parteiwesens, den Zusammenhang der liberalen Doktrin mit den Interessen des beweglichen Kapitals durchschaut. Aber die fruchtbaren sozialpolitischen Ideen, die ihm späterhin verdienten Ruhm schaffen sollten, waren noch nicht zur Reife gelangt, als er nach Berlin kam; er kannte die preussischen Zustände wenig und fühlte sich in der Polemik gegen den Liberalismus schon darum unsicher, weil er selbst die regelmässige Berufung eines ständig gegliederten Reichstages wünschte. Auf dem Berliner Katheder hatte der Unbeholfene ebensowenig Erfolg, wie mit seiner Zeitschrift Janus, die vom Könige, anfangs sogar ohne Vorwissen der Minister, freigebig unterstützt wurde, auch von Leo, Gerlach, Stahl einige Beiträge empfing und gleichwohl nur einen winzigen Leserkreis gewann".

Von der sehr sorgfältigen Jugenderziehung Hubers, seinen akademischen Studien und weitausgedehnten Reisen durch Spanien, Portugal, Frankreich, England und Italien[410]), die ihm überreichlich

---

407) S. oben Anm. 345 u. unten Anm. 492. 408) So erzählt PAUL HEYSE in seinen auch sonst für uns ergiebigen Jugenderinnerungen und Bekenntnissen, Berlin, Wilh. Hertz 1900, S. 107 f. 409) S. dessen Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert V 203, ein Hinweis, für den ich MAX CORNICELIUS, der mich auch auf TREITSCHKE' Buch Zehn Jahre deutscher Kämpfe (2. Aufl.) S. 505, 532 aufmerksam macht, sehr dankbar bin. 410) Einmal sagt er, dass seine Reiseschilderungen teils auf eigener Anschauung, teils auf den Berichten anderer beruhen und er „erlaube sich mit der Zusammensetzung und Versetzung der Elemente, Freiheiten wie jeder Mahler sie für seine Darstellungen in Anspruch nimmt, wenn er sich nicht ausdrücklich darauf beschränkt, als Veduten-, Architektur-, Portrait- oder Kostümemaler zu gelten", Skizzen aus Spanien,

Gelegenheit gaben, den ihm angeborenen Sinn für die lebendige Wirklichkeit der Dinge auszubilden und seinen natürlichen Blick für die Erfassung der vielgestaltigen Lebensformen und Bedürfnisse der unteren Volksschichten zu schärfen, von seinem mit echt künstlerischer Gestaltungskraft gepaarten Erzählertalent, dem wir schon frühe literarische Versuche und vornehmlich seine zahlreichen Reiseskizzen[411]) zu danken haben, von seiner Lehrtätigkeit an der Handelsschule und am Gymnasium zu Bremen hier eingehend zu handeln, darf ich mir um so eher versagen, als ELVERS im ersten Bande seiner Biographie auch diese Gegenstände in sehr anziehenden und ausführlichen Darlegungen erörtert hat. Ebenso muss ich auf eine auch nur annähernd erschöpfende Analyse der eigentlich wissenschaftlichen Werke Hubers verzichten; eine einfache Aufzählung mit Hinfügung zeitgenössischer Werturteile mag genügen. a) Die englischen Universitäten. Eine Vorarbeit zur englischen Literaturgeschichte[412]). Das Werk, vom 12. Jahrhundert ausgehend und bis zur Gegenwart fortschreitend, stellt Hubers Verständnis für den historischen Entwicklungsgedanken ein glänzendes Zeugnis aus; es soll von GLADSTONE als besser bezeichnet worden sein, als alles was über englische Universitäten in England geschrieben worden ist[413]). Schon in seinen Mecklenburgischen Blättern[414]) hatte er sich in dem Aufsatze Blicke auf die englischen Universitäten[415]) mit dem gleichen Thema befasst. b) In der Schrift Einige Zweifel und Bemerkungen gegen einige Ansichten über die deutschen Universitäten, deren Verfall und Reform[416]) erhebt er energisch Einspruch gegen die Möglichkeit einer Einschränkung der akademischen Lehre und Freiheit[417]). c) Die neuromantische Poesie in Frankreich und ihr Verhältnis zu der geistigen Entwicklung des französischen Volkes[418]). d) Spanisches Lesebuch. Auswahl aus der klassischen

---

Vorrede zum 2. Teil, S. VI. **411**) Skizzen aus Spanien, Teil I mit dem Untertitel Madrid, Lisboa und die Refugiados in London. Skizzen aus der Geschichte unserer Zeit; Teil II: JAIME ALFONSO genannt *el Barbudo*, Skizzen aus Valenzia und Murcia, Göttingen, Vanderhoek u. Ruprecht 1828, Teil III, Bremen 1833. b) Skizzen aus Ireland (enthält Sitten, Zustände, Märchen, Sagen, Legenden), Berlin, W. Hertz 1850. c) Skizzen aus der Vendée und Bretagne ebd. 1853, die, als Gegenstücke zu den unter b) genannten Skizzen gedacht, zwei auch heute noch in Deutschland wenig bekannte Schriften SOUVESTREs, nämlich die Scènes de la Chouannerie und Les derniers Paysans zur Grundlage haben und nach dem künstlerischen Prinzip bearbeitet sind, von dem eben in Anm. 410 die Rede war. d) Reisebriefe aus Belgien, Frankreich und England, 2 Bände 1854. **412**) Bd. I, Cassel, J. C. Krieger 1839, XV + 450 S., Bd. II, ebd. 1840, VII + 580 S. Der zweite Band ist dem preussischen Kronprinzen zugeeignet; er enthält in der vom 30. Oktober 1839 datierten Vorrede die oben Anm. 402 berührte auf die Brüder GRIMM bezügliche Stelle; vgl. die ausführliche Anzeige bei HEINRICH WUTTKE, Jahrbuch der deutschen Universitäten, Leipzig, Weidmann 1842, II 143—146. **413**) Nach einer Mitteilung von MAX CORNICELIUS spricht davon Hubers Jugendfreund VON DÖLLINGER in den Akademischen Vorträgen I 262, II 39. Das Werk wurde ins Englische übersetzt unter dem Titel The English Universities from the German of V. A. Huber von FRANCIS W. NEWMAN. London, W. Pickering 1843. **414**) Zeitschrift herausgegeben von Dr. V. A. HUBER, ord. Professor in Rostock. Zum Besten der Armen, 1834. **415**) I Nr. 4, S. 33—78; Nr. 9, S. 113—144. **416**) Hamburg, Hoffmann und Campe 1834. **417**) Vgl. ELVERS II 28 f. **418**) Leipzig, F. A. Brockhaus 1833; vgl. dazu

Literatur der Spanier in Prosa und in Versen nebst kurzen biographischen und literarischen Nachrichten und einem vollständigen Wörterbuch. Zum Gebrauch für Schulen und zum Privatunterricht[419]). Huber benutzte das Buch, das nach Elvers II 52 von FERDINAND WOLF rezensiert wurde, für seine Vorlesungen. e) Handbuch der englischen Poesie, erste Abteilung eines englischen Lehrbuches für höhere Schulklassen[420]). Er bevorzugt die Volkslieder und berücksichtigt wegen des Einblicks in die Etymologie auch die nordenglischen Dialekte[421]). f) De primitiva cantilenarum popularium epicarum (vulgo Romances) apud Hispanos forma[422]). g) Chronica del famoso Caballero Cid Ruydiez Campeador[423]). Was in diesen beiden Werken für die Förderung unserer Kenntnis der spanischen Literatur, insonderheit des Wesens und der Entwicklung der Romanzenpoesie geleistet worden ist, haben in Ausdrücken höchster Anerkennung DIEZ[424]) und FERDINAND WOLF[425]) gewürdigt. h) Sein am 9. Februar 1852 im Evangelischen Verein zu Berlin gehaltener Vortrag Über Spanische Nationaldichtung und Kunst[426]) verrät ein tiefgreifendes Studium des spanischen Volksgeistes. Als Mitglied der Deutschen Dantegesellschaft, als deren Mitgründer er genannt wird[427]), schrieb er den Aufsatz i) Dante, ein Schattenriss[428]). k) Nekrolog auf Josefa von Hoffinger (Danteübersetzerin, s. Augsburger Allgemeinen Zeitung 1865, Nr. 294, 295) geboren 1820 in Wien[429]), deren Bruder Dr. VON HOFFINGER dem 1869 verstorbenen Huber einen schwärmerischen Nachruf[430]) widmete[431]) l) Von wichtigen Rezensionen sind ausser der schon oben Anm. 379 berührten Besprechung von DEPPINGS Romancero etwa zu nennen die von F. J. WOLF y C. HOFMANN, Primavera y Flor de Romances etc., Berlin 1856[432]), die nach WOLF, Studien S. 305 sehr beachtenswert ist; und die zu TH. WRIGHT, The latin poems

---

MUNDING, Ausgewählte Schriften Hubers zur Sozialreform etc., Berlin 1894, S. 1—40. 419) Bremen, Johann Georg Heyse 1832 mit dem Nebentitel Teatro pequeño de Elocuenza y poesia u. s. w. Die Prosastücke beginnen mit Don Diego Hurtado de Mendoza (16. Jahrh.) und reichen bis ins 19. Jahrhundert; Die Poesie umfasst die Zeit von Don Alonzo de Erzilla y Zuñiga, La Araucana bis zu MORETO, El desden con el desden. 420) Bremen, Wilh. Kaiser 1833. 421) S. ELVERS II 16. 422) *Ad professoris ordinarii locum in facultate philosophica universitatis litterariae Berolinensis rite capessendum scripsit* V. A. HUBER, phil. Dr. et professor publ. ord. Berolini, typis academ. 1844, 27 S. 423) Nueva edicion con una Introduccion Historico-Literaria etc. Marburg, Bayrhoffer 1844, CXLVIII + 355 S.; vgl. dazu seine Geschichte des Cid Ruy Diaz Campeador von Bivar, Bremen, Johann Georg Heyse 1829, XXXII + 268 S. 424) In seiner Rezension der Chronica, Jahrb. f. wiss. Kritik, Berlin 1845, Sp. 422—438, wieder abgedruckt bei HERMANN BREYMANN, FRIEDRICH DIEZ' kleinere Arbeiten und Rezensionen, München, R. Oldenbourg 1883, S. 153—167. 425) In seinem Aufsatz Über die Romanzenpoesie der Spanier, aus den Wiener Jahrbüchern Bd. 114, S. 1—72 und 117, S. 82—168 wiederabgedruckt in F. WOLFS Studien zur Geschichte der spanischen und portugiesischen Nationalliteratur, Berlin, A. Asher u. Co. 1859, S. 304—554. 426) Berlin, Wiegandt und Grieben 1852. 427) S. Jahrbuch der deutschen Dantegesellschaft I (1867), S. 409. 488. 428) Ebd. II (1869), S. 47—95. 429) Ebd. II 385—394. 430) Ebd. III (1871), 483—493. 431) Beachtenswert ist die Charakteristik Hubers bei MUNDING a. a. O. Einleitung. 432) Gött. Gel. Anzeigen 1857, Stück 40—47.

commonly attributed to Walter Mapes collected and edited by Th. W., London, printed for the Camden Society 1841[433]).

Die 1851 erfolgte Demission HUBERS bedeutete für den romanistischen Universitätsunterricht in Berlin insofern eine Rückkehr zu der 20 Jahre früher durch den Tod VALENTIN SCHMIDTS geschaffenen Lage, als auch jetzt gerade wie damals die Lektoren FRANCESON und FABRUCCI wenigstens nach aussen zu der Bedeutung der eigentlichen Vertreter des Faches aufrückten, denn wenn auch, wie schon angedeutet, der Privatdozent WOLLHEIM DA FONSECA einschlägige Materien behandelte (s. oben S. 48f.) und Männer wie GOSCHE[434]) und vornehmlich STEINTHAL[435]) den romanischen Sprachen in ihren Vorlesungen und Schriften ein nicht zu unterschätzendes Mass von Teilnahme zuwandten, so geschah dies doch ohne besonderen Lehrauftrag. Bei der Enttäuschung und Mutlosigkeit, die der peinliche Verlauf der Lehrtätigkeit Hubers bei den beteiligten amtlichen Instanzen hinterlassen musste, war an energische, auf Abstellung der misslichen Verhältnisse gerichtete Massnahmen zunächst nicht zu denken, zumal eine Umschau nach geeigneten Personen die üble Lage der Dinge gewiss in noch grellerem Lichte gezeigt hätte. So sank denn die Romanistik aus der selbständigen Stellung, die ihr in den vierziger Jahren zuerkannt worden war, mit Beginn der fünfziger Jahre wieder zu dem Begriff eines Teilgebietes herab, ohne dass sie, trotz der Anerkennung ihrer hohen Bedeutung für allgemeine wissenschaftliche Erleuchtung, eine wesentliche Förderung ihres eigentlichen Inhaltes er-

---

433) Neue Jen. Allg. Lit. Zeitung 1842, S. 959—961; eine weitere Reihe von Besprechungen zu neufranzösischen Werken in den Gött. Gel. Anz. zählt auf ELVERS II 407f. Anm. **434**) S. oben S. 49f. Aus dem einzigen in Berlin bei Ferd. Dümmler 1865 erschienenen Bande seines Jahrbuches für Literaturgeschichte trage ich von hierhergehörigen Beiträgen nach den Aufsatz von KARL ROSENKRANZ, Über Diderots Theater S. 99—137; und GOSCHES eigene Übersicht über die literarhistorischen Arbeiten in den Jahren 1863 u. 1864, deren von den Romanen (Wallachen, Italiener, Spanier, Portugiesen und Franzosen) handelnder, wie alles Übrige überaus reich bedachter Abschnitt (S 258—274) die Stellung des Verfassers zu gewissen Fragen, die die Romanistik angehen, erkennen lässt; so ausser dem, was schon oben Anm. 348 berührt wurde, die kurz angedeutete Ablehnung des Begriffes Tochtersprache im Steinthalschen Sinne, also schon vier Jahre vor SCHOLLE (S. Anm. 259). Der sonst schwer zu befriedigende STEINTHAL selbst hat dem Jahrbuch und insbesondere der GOSCHEschen Leistung uneingeschränktes Lob gespendet, s. Zs. f. Völkerpsychologie IV (1866), S. 246. **435**) S. oben S. 50ff. Dass die romanischen Sprachen nicht die Ergebnisse einer organischen Fortentwicklung des Lateinischen, sondern vielmehr „Kinder einer neuen Zeugung" seien, hat STEINTHAL in seinem am 28. September 1864 vor der germ.-roman. Sektion der Versammlung der Philologen und Schulmänner in Hannover gehaltenen Vortrage, der unter der Aufschrift Das Verhältnis des Romanischen zum Latein in den Bedeutungen der Wörter im Arch. f. n. Spr. 36 (1864), S. 129ff. abgedruckt wurde, von neuem zu erweisen gesucht, und dass ihm noch über dreissig Jahre später bei der Klassifikation dieser Sprachenfamilie völkische Gesichtspunkte vorschwebten, zeigt sein kurzer Aufsatz Dialekt, Sprache, Volk, Staat, Rasse S. 5f., der als Beitrag zur Bastian-Festschrift in Berlin 1896 bei Dietrich Reimer auch als Sonderdruck erschienen ist. Ein Beweis dafür, dass ihm auch fernerliegende Weisen romanischen Ausdruckes bei der Darlegung allgemeinerer Ideen zur Verfügung standen, ist seine in der Begründung mir freilich nicht haltbar erscheinende Äusserung über Fügungen wie *c'est à vous à qui je veux parler*, die er wohl nur aus MÄTZNERS Syntax II 238 kannte; s. STEINTHAL, Gesammelte kleine Schriften, Berlin 1880, I 179.

lebt hätte. Ich möchte von dieser Periode unsicheren Tastens und schwankenden Erfolges nicht scheiden, ohne einer zeitgenössischen Stimme gedacht zu haben, die in klarer Erkenntnis des herrschenden Tiefstandes und seiner Ursachen, durchdrungen von der Gewissheit der Ebenbürtigkeit antiken und modernen Wissens mit scharfer Polemik gegen die Weltfremdheit des Klassizismus es unternahm, die zwischen beiden Kulturgebieten gähnende Kluft zu überbrücken und so, um einen das Wesen seines eigenen Schaffens kennzeichnenden Ausdruck EDUARD MÄTZNER^s zu gebrauchen, „die Versöhnung des Lebens mit der Wissenschaft" anzubahnen[436]. Ich weiss nichts von den Gedanken, die V. A. HUBER in der gelegentlich seiner Habilitation am 15. Februar 1844 über das Thema De studii literarum recentiorum dignitate et necessitudine gehaltenen Rede[437]) entwickelt hat; doch kann als sicher gelten, dass sie ihrer Art und Tendenz nach den mir hier vorschwebenden Kundgebungen, die der schon genannte Dr. MAGER kurz vorher in seinen Die modernen Humanitätsstudien betitelten Buche[438]) hatte laut werden lassen, nicht fern gestanden haben werden. Auf die Einzelheiten dieser einsichtsvollen und an fruchtbaren Ideen so reichen Schrift gehe ich hier nicht ein; ich hebe nur hervor, dass der Verfasser bei der Umgrenzung des Gesamtumfanges der modernen Philologie die Germanistik, die Romanistik und das Englische als drei Sondergebiete auffasst und demnach für jedes einen besonderen Lehrstuhl wünscht[439]). An dem für künftige Jünger der neueren Philologie bestimmten ausführlichen Studienplane erfreut die starke Betonung der historischen Grammatik, doch befremdet die untergeordnete Stellung, die dabei dem Italienischen und Spanischen eingeräumt wird[440]). Wer sich über die pädagogisch-didaktischen Strömungen der vierziger Jahre unterrichten will, dem ist MAGER^s Schrift nicht dringend genug zu empfehlen[440a]).

Der Verlust, den die junge romanische Philologie 1851 durch den Tod KARL LACHMANN^s, eines ihrer eifrigsten und verständnisvollsten Förderer, erlitten hatte, war um so leichter zu verwinden, als der 1853 aus Leipzig nach Berlin berufene klassische Philologe MORIZ HAUPT[441]), gerade wie sein ihm eng befreundeter Amtsvorgänger, durch seine germanistische Tätigkeit den Anschluss an die mittelalterliche Welt gefunden und schon

---

436) S. EDUARD MÄTZNER, Syntax der neufranzösischen Sprache, Ein Beitrag zur geschichtlich-vergleichenden Sprachforschung, Berlin, Ferd. Dümmler I 1843, II 1845 Vorrede. **437**) Als Nebentitel zu seiner Habilitationsschrift, s. oben Anm. 422. **438**) Mit dem Sondertitel Über Wesen, Einrichtung und pädagogische Bedeutung des schulmässigen Studiums der neueren Sprachen und Literaturen, Zürich, Meyer u. Zeller 1843. **439**) S. 110. Zur Einheitlichkeit der Professur für Romanisch und Englisch s. oben S. 63. **440**) S. 112. Er hält es für selbstverständlich, „dass nur die Sprachen und Literaturen derjenigen neueuropäischen Nationen auf Schulen gehören, welche in ihrer Gesamtheit die neueuropäische Kultur und Zivilisation am besten vertreten (also Deutschland, Frankreich und England)" S. 19, eine Anschauung, die leise an Lachmanns Zweifel hinsichtlich des Kulturwertes des Spanischen erinnert; s. oben S. 66—67. **440a**) S. auch JULIUS HEINTZE, Über die Notwendigkeit auf den Universitäten Professuren der neueren Sprachen zu begründen bei WUTTKE, Jahrbuch d. deutschen Universitäten I (1842), S. 339—349. **441**) 1808—1874.

früh dem romanischen Nachbargebiet gespannteste Aufmerksamkeit zugewandt hatte; von ihm hätte also schon oben in dem Abschnitt, der von den zu den neulateinischen Sprachen und Literaturen in Beziehung getretenen Dozenten der Berliner Universität handelt[442]), die Rede sein müssen. Der erste von den durch ADOLF TOBLER[443]) aus Anlass der hundertsten Wiederkehr von Diez' Geburtstage veröffentlichten, zwischen DIEZ und HAUPT gewechselten Briefe, — er ist vom 26. Januar 1840 datiert —, zeigt uns HAUPT bereits als Kenner altfranzösischer Literatur und lehrt insbesondere, dass er schon seit 1832 mit der Sammlung französischer Volkslieder beschäftigt war; sie wurden, wie man weiss, 1877 von A. TOBLER zusammengestellt und aus seinem Nachlass herausgegeben[444]) und fanden z. T. später an dem Berliner Professor MAX ROEDIGER, also wiederum einem Germanisten, einen geschmackvollen Übersetzer[445]). In anderen Briefen wird der Veröffentlichung des Alexius durch WILH. MÜLLER und der Casseler Glossen durch Diez im fünften bezw. siebenten Bande von Haupts Zeitschrift, sowie des lateinischen und des altfranzösischen Leichs gedacht, die HAUPT beide 1846 in der kgl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften vorgelegt hatte[446]). Dass aber DIEZ zuerst durch HAUPT auf die Passion und den Leodegar, die CHAMPOLLION-FIGEAC aus einer in Clermont-Ferrand befindlichen Handschrift des 10. Jahrhunderts im vierten Bande seiner Documents inédits[447]) abgedruckt hatte, hingewiesen worden ist, erfährt man zwar nicht aus der DIEZschen Ausgabe beider Gedichte[448]), wohl aber aus HAUPTs Brief an ihn vom 25. Oktober 1849, auf den erst am 5. April 1850 die Antwort erfolgte[449]). Den Wert der neueren französischen Sprache und Literatur hat Haupt keineswegs verkannt, doch trat er dem schulgemässen Betriebe derselben mit Misstrauen entgegen[450]), weil er in ihm eine die Vormacht der altklassischen Wissenschaften bedrohende Gefahr erblickte[451]), deren Abwendung mit allen Mitteln anzustreben sei. Diese Doppelstellung ermöglicht einen weiteren Vergleich zwischen ihm und den älteren Berliner Vertretern der neuhumanistischen Altertumswissenschaft, von denen der seiner alten Liebe für die romanischen Literaturen treu gebliebene IMMANUEL BEKKER[452]) noch bis zu seinem 1871 erfolgten Tode neben ihm wirkte. BEKKER hat sich nie dazu verstanden, in seinen Vorlesungen andere als der klassischen Philologie angehörige Gegenstände zu behandeln, und so nie versucht, auf die Art und Richtung der romanistischen Universitätsstudien einen bestimmenden Einfluss zu gewinnen. Um so willkommener ist uns daher der Bericht, den der junge PAUL HEYSE von dem Verlaufe seiner Promotion entworfen

442) S. oben S. 13—21. **443)** S. Sitzungsberichte der kgl. Preuss. Akad. der Wissensch. 1894, S. 139—156. **444)** Leipzig, S. Hirzel, 1877. **445)** In der Festschrift zum Neuphilologentage in Berlin 1892, S. 143—167. **446)** S. TOBLER, Sitzungsber. d. Berl. Akad. 1894, S. 147—149. **447)** Paris 1848. **448)** Zwei altromanische Gedichte berichtigt und erklärt von FRIEDRICH DIEZ, Bonn 1852; unveränderter Abdruck Bonn, Eduard Weber, 1876; vgl. HAUPTs Anzeige des Buches im Lit. Zentralblatt 1852, Sp. 677. **449)** S. TOBLER, Sitzungsber. d. Berl. Akad. S. 150f. **450)** S. oben S. 59. **451)** S. sein lateinisches Einladungsprogramm bei ASCHERSON, Urkunden S. 6: *nunc labefactari coepta est eorum* (nämlich der *antiquitatis Graecae et Romanae studia*) *existimatio imminentque eis pericula, quae ut depellantur omni ope atque opera annitendum est.* 452) S. oben S. 18 u. S. 76.

hat, bei der, wie schon gesagt, der die Romanistik angehende Teil der Prüfung von BEKKER vorgenommen wurde. Heyse erzählt, dass Bekker die von ihm eingereichte Dissertation sehr günstig beurteilt, ihn im mündlichen Examen aber nicht, wie erwünscht gewesen wäre, über die Literatur der Provenzalen, Spanier und Altfranzosen, sondern ausschliesslich in romanischer Grammatik geprüft habe, „die ich nur soweit studiert hatte, als zum Verständnis der Werke notwendig war. Noch jetzt, fährt HEYSE fort, wenn manchmal in Angstträumen jene Stunde in meiner Erinnerung auflebt, wenn ich die scharfen, trockenen Augen des kleinen Mannes auf mich gerichtet sehe und gewisse Fragen wieder höre, auf die ich verstummte, fühle ich beim Erwachen, dass mir MÖRIKEs „examinalischer Schweiss" auf die Stirne getreten ist. Ich erfuhr nachher, selbst seine Kollegen hätten dem unerbittlichen Peiniger vorgeworfen, dass er mir keine Gelegenheit gegeben, zu zeigen, was ich wirklich gelernt hatte. Da aber seine Stimme den Ausschlag gab, wurde mir mitgeteilt, dass ich nur *multa*, nicht *summa cum laude* bestanden hatte. Ich nahm mir das nicht sonderlich zu Herzen, da ich keinen Gelehrtenehrgeiz hatte und vor allem glücklich war, von dem langen Druck der letzten Monate aufatmen zu können"[453]). Da es, abgesehen von dem Eindruck, den seine romanischen Stoffen gewidmeten Schriften hinterlassen, an jeder anderen Nachricht über die Energie und Tiefe, mit der BEKKER sich der Bedeutung des Wissens von romanischen Dingen bewusst geworden war, zu fehlen scheint, so wirkt die schlichte Reminiszenz aus HEYSEs Jugendzeit auf uns wahrlich nicht verwöhnte Spätgeborene mit der Wucht eines historischen Dokumentes, weil sie den vielfach verbreiteten Irrtum beseitigt, als sei in jener Frühzeit die Prüfung in der Romanistik ein Kinderspiel gewesen. Wie weit der, wie es scheint, zur Initiative nach aussen hin wenig geneigte BEKKER an der weiteren mit bewusster Tatkraft betriebenen Entwicklung des romanistischen Gedankens beteiligt gewesen sei, entzieht sich der Einsicht; jedenfalls wird HAUPT, falls der Antrag auf Abänderung der seit Jahrzehnten empfundenen Misstände, den die Fakultät am 22. Dezember 1859, also sechs Monate nach Francesons Tode, dem Kultusminister VON BETHMANN HOLLWEG überreichte[454]), auf seine Anregung zurückzuführen ist, bei seinem ihm geistesverwandten Amtsgenossen das vollste Verständnis gefunden haben.

Wie schon früher geschehen, wird auch in diesem Schriftstück erklärt, dass der sprachmeisternde Unterricht der romanischen Lektoren dem auf der Universität herrschenden wissenschaftlichen Geiste durchaus wesensfremd gegenüberstehe, und es demnach, mit gleichzeitigem Hinblick auf die in der Grosstadt sich so ausgiebig darbietende sonstige Gelegenheit zur Erlernung der neueren Fremdsprachen, geraten erscheine, das Lektorat überhaupt abzuschaffen. Aus diesem Grunde wird denn auch der Bewerbung der beiden Sprachlehrer L. THÉBAUD[455]) und DON THOMAS DE SEGARRA[456]) keine Folge gegeben. Neben dieser negierenden Tendenz

453) S. PAUL HEYSE, Jugenderinnerungen und Bekenntnisse, Berlin, Wilhelm Hertz, 1900, S. 108f. 454) S. Akten der Univ. Lit. P, Nr. 3, vol. V, Nr. 208. 455) Lit. P, Nr. 3, vol. V 208, 211; geborener Franzose, der seit 1854 in Berlin seine Muttersprache lehrte. 456) Er versteht Portugiesisch, Französisch, Katalanisch etc.; lehrt als Lektor 1854—1863 in München Spanisch, s. RJ. VI, IV 6 und taucht 1874/75 in der gleichen Eigenschaft in Strassburg wieder auf, s. RJ. VI, IV 43.

war es das eigentliche Ziel des Antrages von 1859, die staatliche Fürsorge von neuem auf die romanische Philologie zu lenken, die „in neuerer Zeit neben der Deutschen an und für sich und für die historischen Studien eine grosse Bedeutung" gewonnen habe. Er gliedert sich also auch mit dieser Forderung an althergebrachte Gedankengänge an, doch war es ein Novum, dass man nicht nur auf die schon gesicherte Stellung der Germanistik ausdrücklich hinwies, sondern sich auch auf die hervorragende Vertretung berief, die der Romanistik in Bonn, der jüngeren Schwesteruniversität Berlins, schon seit drei Jahrzehnten zuteil geworden war. Aber andererseits glaubte man gerade aus der klar zutage liegenden Tatsache, dass an die Höhe der DIEZschen Leistungen augenblicklich kein Zweiter heranreiche, eine Stütze für die Anschauung entnehmen zu dürfen, dass der Bedeutung, die dem Romanischen vorderhand für unsere deutschen Universitäten zuzuerkennen sei, nur eine ausserordentliche Professur entspreche. Diese Bewertung hinderte indessen nicht, dass bei der Festlegung der an den künftigen Berliner Vertreter der neulateinischen Philologie zu stellenden Anforderungen DIEZsche Art und Grösse doch wieder den Masstab lieferte, und zwar folgte man auch insofern wieder dem schon früher beobachteten Verfahren, als man bei der Umschau unter den in Betracht kommenden Männern ihr Verhältnis zur historisch-vergleichenden Linguistik als leitenden Gesichtspunkt wiederum in den Vordergrund stellte. Die kleine, aber gerade deshalb geschichtlich um so bedeutsamere Liste geeignet erscheinender Gelehrter, deren wissenschaftliche Tätigkeit übrigens schon damals umfangreicher und vielseitiger war, als der Wortlaut des Antrages vermuten lässt, umfasste folgende Namen: 1. THEODOR MÜLLER[457]), der in Göttingen 1845 sich habilitiert und seit 1853 die damals neu gegründete ausserord. Professur „für neuere Sprachen und Literatur"[458]) innehatte, 1859 aber mit romanistischen Arbeiten noch nicht hervorgetreten war. 2. ADOLF EBERT[459]), Schüler HUBERS[460]), seit 1856 ausserord. Professor in Marburg; mit der Richtung vorzugsweise auf das literarhistorische Gebiet[461]), war er als Mitherausgeber des Jahrbuches für romanische und englische

457) Geb. 1816; promoviert 1839 in Göttingen, nachdem 1838 seine Arbeit De Thuriorum republica in Göttingen erschienen war. Seine Angelsächsische Grammatik gab H. HILMER ebenda 1883 heraus. Seine Ausgabe des altfranzösischen Rolandsliedes datiert erst aus späterer Zeit. Seit 1867 Ordinarius, stirbt er 1881. 458) S. VORETZSCH, RJb. IX, IV 2. 459) Geb. 1820 zu Cassel, studiert in Marburg, Göttingen, Berlin, habilitiert sich in Göttingen als Privatdozent, geht 1850 nach Marburg, wo er seit 1856 als Extraordinarius die Professur „für abendländische Sprachen und Literaturen" bekleidete, er wird 1862 als Ordinarius nach Leipzig berufen; ausser VORETZSCH a. a. O. IX, IV 2 unterrichtet über seine akademische Laufbahn besonders ausgiebig R. P. WÜLKER, Briefwechsel zwischen Adolf Ebert und Ferdinand Wolf, in den Berichten über die Verhandlungen der k. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig, phil.-hist. Klasse, Bd. 51 (1899), S. 77—87. 460) S. oben S. 76. 461) Vor 1859 hatte er veröffentlicht 1. Handbuch der italienischen Nationalliteratur, Marburg, Elwert 1853 (2. Auflage, Frankfurt 1864); vgl. dazu die Besprechung von Ferdinand Wolf, Lit. Zentralblatt 1853, Sp. 784 f. wiederabgedruckt in Kleinere Schriften von Ferd. Wolf ed. Edmund Stengel, Ausg. u. Abhandlungen LXXXVII (1890), S. 189 f.; 2. Entwicklungsgeschichte der französischen Tragödie vornehmlich im 16. Jahrhundert, Gotha 1856; s. die Rezension von FERD. WOLF aus der Nr. 265 der Allgemeinen Zeitung, Jahrg.

Literatur[462]) besonders geschätzt; doch schien man in Berlin nicht zu wissen, dass er in Marburg von Anfang an in seinen Vorlesungen auch sprachwissenschaftliche Themata behandelt hatte[463]). 3. NIKOLAUS DELIUS[464]) in Bonn, der zwar als ein tüchtiger Linguist bekannt war, aber inzwischen seine Hauptarbeit der englischen Philologie zugewendet hatte. 4. Von den in Berlin lebenden Kennern der neueren Sprachen hatten die Professoren Dr. LUDWIG HERRIG[465]) und Dr. EDUARD MÄTZNER[466]) durch ihre Tätigkeit die Blicke auf sich gelenkt. Die schriftstellerische Arbeit HERRIGs blieb im wesentlichen auf die für pädagogische Zwecke berechnete Wiedergabe moderner französischer und englischer Texte beschränkt[467]), doch hat der rührige Mann durch die Schöpfung des Archivs für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen[468]), sowie durch die Gründung der Berliner Gesellschaft[469]) für das Studium der neueren Sprachen (1857) sich mittelbar dauernde Verdienste um die Förderung der romanischen und der englischen Philologie erworben. Man versteht es, wenn dem Berliner

---

1856 wiederabgedruckt in dessen Kleineren Schriften S. 221—224. Sein dreibändiges Hauptwerk Allgemeine Geschichte der Literatur des Mittelalters erschien erst 1874—1887 in Leipzig (die zweite Auflage des ersten Bandes ebd. 1889) und wurde von Aymeric und Condamin Paris 1883—1889 ins Französische übersetzt. 3. Verschiedene Besprechungen in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen. **462)** Über Entstehung und Schicksale dieses Jahrbuches belehrt WÜLKER a. a. O. S. 84f. und insbesondere der von ihm ebenda veröffentlichte Briefwechsel selbst. **463)** So las er S.S. 50 Spanische Sprache; S.S. 52 Englische Sprache; S.S. 54 Altfranzösische Grammatik mit besonderer Rücksicht auf die Bildung der neufranzösischen Sprache; W.S. 57 Provenzalische Grammatik; S.S. 62 Einleitung in das Studium der romanischen Sprachen und Literaturen; S.S. 55 Ausgewählte ältere französische Gedichte; W.S. 58 Ausgewählte provenzalische Gedichte; S.S. 62 Chrestien von Troies, Roman dou Chevalier au lyon; vgl. WÜLKER, Briefwechsel, S. 79ff. **464)** S. oben S. 64. **465)** HERRIG geb. 1816, gest. 1889, war damals Lehrer am k. Kadettenhause und am Friedrichsgymnasium und der damit verbundenen Realschule. **466)** MÄTZNER, geb. 1805 in Rostock, seit 1838 Direktor der Luisenschule in Berlin, stirbt 1892. **467)** Sonst wäre etwa zu nennen sein Essay on Merlin the Magician, Progr. Realsch., Elberfeld 1845. **468)** Der erste Band erschien 1846; bis zum 22. Bande war VIEHOFF Mitredakteur; bis 1888 ist HERRIG alleiniger Leiter gewesen; von da bis 1895 wurde die Zeitschrift redigiert von STEPHAN WAETZOLDT und JULIUS ZUPITZA; 1895, Bd. 94 u. 95 von ADOLF TOBLER und Julius Zupitza; von 1896—1903 von ALOIS BRANDL und Adolf Tobler und seit 1903 von Alois Brandl und HEINRICH MORF. **469)** Über die Gründung und das Wesen der Gesellschaft (Vorsitzende: bis 1889 HERRIG, von da bis 1895 JULIUS ZUPITZA, 1895—1905 ADOLF TOBLER, von 1906—1908 WILHELM MANGOLD und seit 1909 der REFERENT) findet man einige ausführlichere Nachrichten bei IMMANUEL SCHMIDT, Arch. f. n. Spr. 82 (1889), S. XXI u. BIELING ebd. 112, S. 149 und besonders in dem von ODWART HAHN und WILHELM MANGOLD verfassten Gedenkblatt zum Goldenen Jubiläum der Gesellschaft etc. am 26. Oktober 1907, welches auch eine mit dem Streben nach Vollständigkeit angelegte Liste der Mitglieder und ein sehr dankenswertes Verzeichnis der sämtlichen während der funfzig Jahre gehaltenen Vorträge enthält. Ein Überblick über diese Vorträge sowie sonstige Einrichtungen, wie etwa die früher von der Gesellschaft verliehenen Stipendien, über die man aus den in den sechziger Jahren erschienenen Bänden des Archivs und insbesondere aus EDUARD MUSHACKEs Schulkalender XIX. Jahrg., I. Teil, Berlin, Wilhelm Schultze 1870, S. 26, sowie aus dem von C. A. F. MAHN gelegentlich der Versammlung deutscher Schulmänner 1863 in Meissen gehaltenen Vortrage Näheres erfährt, lassen am besten erkennen, in welchem Masse die Berliner Ge-

Publikum der funfziger Jahre, dem eine Ahnung von dem Vorhandensein einer romanischen Philologie kaum aufgegangen sein konnte, der frisch ins volle Leben hineingreifende HERRIG als der Mittelpunkt und der eigentliche Förderer des den Bedürfnissen des Tages augenscheinlich so wirksam entgegenkommenden neusprachlichen Unterrichtsbetriebes erscheinen musste, während der ihn als Gelehrter weit überragende und dabei doch nicht minder mit der Schule in enger Fühlung stehende MÄTZNER, der aber, wie IMMANUEL SCHMIDT[470]) einst schrieb, „aus dem Schatten des Studierzimmers nicht hervortrat“[471]), für irgend welche Anregungen nach aussen hin viel weniger geschaffen schien. Und so war es denn auch HERRIG, der in der klaren Erkenntnis, dass den dem Unterricht in den neueren Sprachen anhaftenden Mängeln nur durch die systematische Heranbildung eines wissenschaftlich und pädagogisch gleichmässig geschulten Lehrermaterials abgeholfen werden könnte, im Februar 1859 bei der preussischen Regierung wegen der Gründung eines Seminars für Lehrer der neueren Sprachen vorstellig wurde[472]). Da die, wie es scheint, von ihm gewünschte Verbindung einer solchen Anstalt mit der Universität bei der allgemeinen Abneigung, die in der Fakultät gegen rein praktische Sprachunterweisung nun einmal herrschte[473]), aussichtslos war, so gründete Herrig, einer an ihn ergangenen Aufforderung folgend, im Anschluss an das Friedrichs-Gymnasium, an dem er selbst unterrichtete, das erste Berliner Seminar für Lehrer der neueren Sprachen[474]), dessen Leitung dann achtzehn Jahre in seinen Händen lag[474a]).

Es konnte nach Lage der Dinge von Anfang an nicht zweifelhaft sein, dass die Fakultät sich für den an zweiter Stelle genannten EDUARD MÄTZNER entscheiden würde. An dem Studium der klassischen Philologie vorgebildet, war er seit 1843 mit Werken zur romanischen Sprachwissenschaft hervorgetreten, die ihn als einen geschmackvollen Gelehrten von weit umfassender Vertrautheit mit den Sprachen der alten und der neuen Welt und von tiefer wissenschaftlicher Auffassung der im Sinne der historisch-vergleichenden Forschung zu lösenden Aufgaben rühmlichst bekannt gemacht hatten. Man wusste von seinen Altfranzösischen Liedern[475]), seiner Französischen Grammatik[476]), deren Bedeutung

sellschaft die Entwicklung der romanischen und englischen Philologie zu fördern allezeit beflissen gewesen ist. Dass GASTON PARIS in einem Aufsatze der Gesellschaft rühmend gedacht habe, gab GOLDBECK 1864 Anlass zu einem besonderen Vortrage, s. Gold. Jubiläum S. 39. Über den Verlauf des fünfzigjährigen Jubiläums der Gesellschaft unterrichtet der im Arch. f. n. Spr. Bd. 120 (1908), S. 176—180 veröffentlichte Bericht. Von der Entstehung und Entwicklung des Archivs und seiner Rolle als Organ der Gesellschaft liest man bei IMMANUEL SCHMIDT ebd. Bd. 82 (1889), S. XXI und in der schönen Kundgebung, die Schriftleiter und Verleger als Festgruss zum 26. Oktober 1907 im Eingange des 119. Bandes erscheinen liessen. **470**) Arch. f. n. Spr. 82, XXI. **471**) Es ist bemerkenswert, dass MÄTZNER nie ordentliches Mitglied der Gesellschaft, wohl aber später Ehrenmitglied war. **472**) S. Arch. f. n. Spr. 82, XVIII f. **473**) Lit. P, Nr. 3, vol. V, Nr. 208. **474**) Über die zur Sache gehörigen Verhandlungen findet man Näheres bei WIESE, Verordnungen und Gesetze II 119. **474a**) Wie es in der Anstalt zuging, erzählt SCHMIDT a. a. O. S. XIX. **475**) EDUARD MÄTZNER, Altfranzösische Lieder mit Bezugnahme auf die provenzalische, altitalienische und mittelhochdeutsche Liederdichtung mit einem altfranzösischen Glossar, Berlin, Dümmler, 1853; s. dazu die Rezension von FERD. WOLF aus den Blättern für literarische Unterhaltung 1854, II, Nr. 37, S. 680 wieder abgedruckt in Ferd. Wolfs Kleineren Schriften a. a. O. S. 219—221. **476**) Franz.

für den Gymnasialunterricht wegen ihrer Berücksichtigung des Lateinischen man gehörig einschätzte, ferner von dem soeben erschienenen ersten Band seiner Englischen Grammatik[477]), gedachte aber nicht seiner Syntax der neufranzösischen Sprache[478]) und seiner dem altwaldensischen Gedicht La nobla Leiczon gewidmeten Programmschrift[479]). Es ist bekannt, dass der mit Hinblick auf MÄTZNER 1859 von der Fakultät gestellte Antrag, das Lektorat durch eine ausserordentliche Professur zu ersetzen, erfolglos blieb[480]).

Nahezu acht Jahre sollten ins Land gehen, ehe man sich bei den massgebenden Instanzen von neuem darauf besann, dass der durch die Ungunst des Schicksals und Misslichkeiten hinsichtlich der Personalfrage in der Stetigkeit seiner Entwicklung immer wieder gestörte und gehemmte Universitätsunterricht in der romanischen Philologie das unbestrittene Recht hatte, auch in der preussischen Hauptstadt derjenigen Pflege und Fürsorge teilhaftig zu werden, die der seit dem Beginne des Jahrhunderts offenbar gewordenen und gerade hier inzwischen nie verkannten Bedeutsamkeit des Faches für allgemeine wissenschaftliche Erkenntnis entsprach. Wurde schon während der funfziger Jahre Berlin von eigentlichen Romanisten gemieden, so hatte sich im folgenden Jahrzehnt nach FRANCESONS Tode der Notstand eher gesteigert. Die gewiss geistvollen, aber doch einseitig gedachten romanistischen Darbietungen Steinthals konnten ihm kaum abhelfen, sie bewiesen nur den hohen Wert dieser Studien für die Lösung allgemein sprachwissenschaftlicher Probleme. Damit die Romanistik dieser ihrer auf die allgemeine Geistesbildung und Mehrung unserer Einsicht in das Wesen der Erscheinungswelt gerichteten Bestimmung im höchsten Masse gerecht werden konnte, war es eine unabweisliche Forderung, zunächst einmal ohne Seitenblicke auf angrenzende Bereiche des Wissens das engere Forschungsgebiet seinem Umfang und materiellen Inhalt nach festzulegen und zu erschliessen, die so eingeheimsten Erkenntnisobjekte ohne Rücksicht auf anderwärts gesammelte Erfahrungen aus der begrifflichen Zergliederung ihrer in sich selbst abgeschlossenen Wesenheit zu verstehen und so allmählich zu einer von aprioristischen Anschauungsformen unabhängigen, allein aus der Erforschung der Dinge selbst erwachsenen wissenschaftlichen Methode zu gelangen; um so besser, wenn eine nachträgliche Prüfung erwies, dass das Endergebnis solches Verfahrens mit den auf anderen Gebieten der Sprachforschung schon erreichten Erleuchtungen in Einklang stand, und noch besser, wenn es sich fügte, dass von dem auf dem neuangebauten Arbeitsfelde gewonnenen

---

Grammatik mit besonderer Berücksichtigung des Lateinischen, bearbeitet von EDUARD MÄTZNER, Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1856. **477**) Allerlei Auskunft über seine Werke zur englischen Philologie schöpft man aus der kleinen Festschrift, die die Loge zur Verschwiegenheit, der er seit 1854 angehörte, ihrem vorsitzenden Meister Dr. EDUARD ADOLF FERDINAND MÄTZNER zu seinem 25jährigen Maurerjubiläum am 9. Juni 1879 dargebracht hat. Auch die darin enthaltenen ausführlichen biographischen Notizen und Nachrichten über die Entstehung seiner sonstigen Werke sind willkommen. **478**) S. oben Anm. 436. **479**) Mit Einleitung, Übersetzung und Anmerkungen, s. Jahresbericht der ersten städtischen höheren Töchterschule Berlin 1845. **480**) S. VORETZSCH, Die Anfänge der romanischen Philologie, Akademische Antrittsrede (1903), Tübingen 1904, S. 16 und Rom. Jahresb. IX, IV 3.

Bestande an sicherem Wissen eine Festigung aussenstehender, infolge schwieriger äusserer Verhältnisse noch schwankend gebliebener Aufklärung erwartet werden durfte. Es musste sich also darum handeln, auch an der Berliner Universität eine der Würde des Faches angemessene Vertretung der romanischen Philologie zu schaffen, und es war nicht länger zu verkennen, dass man das Vorbild für diese Neuschöpfung allein in der exakten Forschungsmethode zu suchen hatte, wie sie unter FRIEDRICH DIEZENs Ägide an der Bonner Hochschule längst heimisch geworden war. Der Frühling des Jahres 1867 brach an und mit ihm war auch für die Landeshauptstadt die Zeit der Erfüllung gekommen. Ein letzter Rest der alten Unklarheit blieb freilich insofern noch zurück, als man seitens der Universität wiederum die Errichtung einer ausserordentlichen Professur zunächst für ausreichend hielt, wiewohl der Staatshaushaltetat für 1867 die Besoldung für einen ordentlichen Professor der romanischen Philologie flüssig gemacht hatte[481]). Doch scheint die erste Anregung zu der Neuerung wiederum von der philosophischen Fakultät ausgegangen zu sein, und wenn 1859 die Mitwirkung eines MORIZ HAUPT nur vermutet werden durfte, so ist es sicher, dass er 1867 als Dekan der Fakultät mit bewusster, durch seine weitgehende Kennerschaft auf dem romanischen Gebiete[482]) gerechtfertigter Tatkraft in den Gang der Ereignisse eingegriffen hat. Die von ADOLF TOBLER bewirkte Veröffentlichung der zwischen DIEZ und HAUPT gepflogenen Korrespondenz[483]) vermittelt auch einen sehr willkommenen Einblick in die Vorgeschichte der Toblerschen Berufung, und die Worte, mit denen Haupt seinen denkwürdigen, noch näher zu betrachtenden Brief vom 27. Januar 1867 einleitet, lassen die genetische Entwicklung der Dinge ins Licht treten. Es heisst da[484]): „Es ist der hiesigen Fakultät, deren Dekan ich jetzt bin, endlich gelungen, die Regierung zur Errichtung einer Professur der romanischen Philologie an unserer Universität zu bewegen, und wir sind nun zu Vorschlägen aufgefordert“[485]). Wenn nun Haupt im weiteren Verlaufe dieses Briefes bekräftigt, dass die Fakultät sich darin einig sei, nur einen aus der Bonner Schule hervorgegangenen Philologen vorzuschlagen und DIEZ ersucht, einen oder mehrere seiner ihm für das neue Lehramt geeignet erscheinender Schüler namhaft zu machen, so

481) Lit. P, Nr. 3, vol. VI, Nr. 163. 482) Es ist bemerkenswert, dass sich unter seinem Dekanat und wahrscheinlich unter seiner Beteiligung als Berichterstatter die zweite für Berlin zu verzeichnende Promotion eines romanischen Doktors ereignete. Es handelt sich um den 1841 in Crajowa in Rumänien geborenen NIC. CH[IRIACUS] QUINTESCU, der am 23. Februar 1867 auf Grund seiner BOECKH gewidmeten Dissertation *De deminutivis linguae Romanicae vulgo Walachicae nominatae* den philosophischen Doktorgrad erhielt. QUINTESCU war 1861 nach Deutschland gekommen, hatte in Berlin und Bonn klassische Philologie studiert und neben BOECKH und HAUPT auch STEINTHAL und DIEZ gehört. Als Mitglied der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen (1865—1868) hielt er 1865 einen Vortrag über die sogenannten Nebenformen der Partizipien *privo, domo, desto*, der dann unter dem Titel Über eine vermutlich aus dem Partizip abgeleitete Adjektivalform im Italienischen im Arch. f. n. Spr. 37, 197—202 gedruckt wurde. 483) Sitzungsberichte d. kgl. Preuss. Akademie d. Wiss. 1894, S. 154—156 (s. oben S. 82). 484) Ebd. S. 152. 485) Vgl. Lit. P, Nr. 3, vol. VI, Nr. 163.

dachte er selbst doch schon an den jungen ADOLF TOBLER, den er während der Osterferien 1857 zu Bonn im Hause Böckings[486]) kennen gelernt hatte und „der ihm auf dem rechten wissenschaftlichen Wege zu sein scheint“[487]) und, wie er später kundgab, „auf ihn den Eindruck eines jungen Mannes von geistvoller Lebendigkeit und zugleich von anspruchsloser Bescheidenheit gemacht hat“[488]). Infolge der vom 4. Februar 1867 datierten Antwort[489]) des Meisters der romanischen Sprachwissenschaft[490]), die die wissenschaftlichen Verdienste des von Haupt gemeinten „jungen Mannes“ sowie seine persönlichen Vorzüge in schlichten kernigen Worten schildert, wurde nun ADOLF TOBLER, der damals schon in Bern, nicht, wie DIEZENS Brief annimmt, noch in Solothurn tätig war, von der Fakultät dem Minister v. MÜHLER zur Berücksichtigung vorgeschlagen, der denn unter dem 8. Juli 1867 die vollzogene Ernennung des „Professors an der Cantonsschule in Berlin Dr. ADOLF TOBLER zum ausserordentlichen Professor für das Fach der romanischen Philologie“ der Universität zur Kenntnis brachte[491]). Es sei hier angemerkt, dass, von dem inzwischen 62 Jahre alt gewordenen MÄTZNER abgesehen, noch andere deutsche Vertreter des Faches für den Berliner Lehrstuhl hätten in Betracht kommen können. Was DIEZ dazu im weiteren Verlaufe seines Briefes an HAUPT vom 4. Februar äussert, scheint nicht ganz ohne Einfluss auf die Entschliessungen der Fakultät geblieben, zu sein; er schreibt: „Ihrer zweiten Frage zu genügen, habe ich alle unsere deutschen Romanisten überdacht. Weit die meisten derselben befinden sich bereits in Stellungen, die sie schwerlich aufgeben würden. Einige jüngere mir bekannte sind zwar vielversprechend, haben aber noch zu wenig geleistet. Auch an MAHN[492]) habe ich gedacht, der sich durch seine Tätigkeit auf dem betreffenden Gebiete, namentlich durch seine sorgfältigen Abdrucke provenzalischer Manuskripte, seine etymologischen Untersuchungen u. dgl. unleugbare Verdienste erworben hat, über seinen Beruf aber zum akademischen Lehrer habe ich kein Urteil; gewiss haben Sie dies alles selbst schon erwogen“. Adolf Tobler hatte sein neues Amt bereits angetreten, als Diez mit einem weiteren Vorschlage — der Name des Kandidaten bleibt in den Sitzungsberichten der Akademie ungenannt[493]) — an Haupt herantrat.

---

486) EDUARD BÖCKING, geb. 1802; habilitiert sich 1826 für Römisches Recht in Berlin, wird 1829 nach Bonn berufen. Von seiner nahen Freundschaft mit LACHMANN handelt kurz MARTIN HERTZ a. a. S. 242. **487**) Vgl. TOBLERS Anmerkungen zu dem Briefe, Sitzungsber. Berl. Akad. 1894, S. 152. **488**) Lit. P, Nr. 3, vol. VI, Nr. 165. **489**) Sitzungsber. Berl. Akad. 1894, S. 152 f. In meiner am 12. April 1910 vor der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen gehaltenen Gedächtnisrede auf TOBLER habe ich dieses ehrwürdige Schriftstück, soweit es T. angeht, nunmehr vollständig mitgeteilt, s. dazu Archiv f. n. Spr. Bd. 124, S. 243. **490**) Diesen Ehrennamen scheint DIEZ, wenigstens an offizieller Stelle, hier wohl zum erstenmale erhalten zu haben. **491**) Lit. P, Nr. 3, vol. VI, Nr. 167. **492**) S. oben S. 77. Von ihm lagen damals vor Die Biographien der Troubadours in provenzalischer Sprache, Berlin, Ferd. Dümmler 1853; Gedichte der Troubadours etc., ebd. Bd. I, 1856, Bd. II 1862, Bd. III 1864; Die Werke der Troubadours etc., Lyrische Abteilung, ebd. Bd. I 1846, Bd. II 1855—1864. Bd. IV 1853; Epische Abteilung Bd. I Girartz de Rossilho hsg. von Dr. C. HOFMANN 1855—1857; Etymologische Untersuchungen über geographische Namen, Berlin, Dümmler 1849—1873; 1884. **493**) Sitzungs-

ADOLF TOBLER, einer alten Züricher Patrizierfamilie entstammend, wurde am 23. Mai 1835 in dem Dorfe Hirzel, Kanton Zürich geboren, wo sein auch als Dichter zu gutem Rufe gelangter Vater SALOMON TOBLER[494]) damals Pfarrer war. Nach beendigter Gymnasialzeit[495]) geneigt, sich ganz der Musik zu widmen, folgte er dem Rate seines erfahrenen, um acht Jahre älteren Bruders LUDWIG TOBLER[496]) und widmete sich dem Studium der romanischen Philologie, wozu er nach zweijährigem Aufenthalt in Zürich, wo er bei Prof. Dr. BOBRICH[496a]) Spanisch trieb, besonders in Bonn Gelegenheit fand. Nach Ausweis seines Bonner Testirbuches, das im Original einzusehen mir durch die Güte eines dem nun Heimgegangenen sehr Nahestehenden vergönnt war, hörte er im S.S. 56 bei DELIUS[497]), 1. Vergleichende Grammatik der romanischen Sprachen und 2. Altfranzösisch und Provenzalisch; bei DIEZ, Dantes Inferno (öffentlich); bei Prof. Dr. MONNARD[498]) 1. Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert, 2. Ausgewählte Gedichte des Boileau nebst Sprach- und Schreibübungen (priv.); bei Prof. Dr. CORNELIUS[499]), Dante und sein Zeitalter; ausserdem bei JAHN[500]), Erklärung antiker Kunstwerke und Tragödien und bei SPRINGER[501]), Kunstgeschichte der neueren Zeit; im W.S. 56: bei DIEZ 1. Gothisch, 2. Erklärung eines Stückes von Calderon; bei MONNARD, Französische Literaturgeschichte; bei SIMROCK[502]), Erklärung ausgewählter deutscher Gedichte; bei HOPF[503]), Geschichte der Kreuzzüge bei JAHN, Juvenal und bei SCHAARSCHMIDT, Über die Begriffe Gott und Seele. TOBLER hat es keineswegs daran fehlen lassen, die Nachwelt von dem Eindruck zu unterrichten, den die Bonner Dozenten nach ihrer Persönlichkeit, sowie nach der Art und dem Werte dessen, was sie ihm an bleibender Förderung bieten konnten, bei ihm hinterlassen hatten. Wiederholt hat er sich ergebende Gelegenheiten ergriffen, der pietätvollen Dankbarkeit und Hoch-

berichte d. Berl. Akad. 1894, S. 153f. **494**) Über ihn und seine Vorfahren sowie sein dichterisches Hauptwerk vgl. MAX CORNICELIUS, Die Enkel Winkelrieds, Archiv f. n. Spr. Bd. 120, S. 35—42 und jetzt MORF, eb. 124, 248ff. **495**) Er erhielt am 27. April 1854 das Zeugnis der Reife. **496**) Geb. 1827; 1866—1872 Professor der Germanistik in Bern und Zürich; stirbt 1895. **496a**) Vgl. jetzt MORF, a. a. O. 124, 251. **497**) Zu DELIUS (s. oben S. 64f.) als Dozent, Gelehrter und Mensch s. G. PARIS, Romania XVIII 337 und dazu TOBLER, Arch. f. n. Spr. 115, 80. **498**) Über CHARLES MONNARD 1790—1865, Verfasser einer Chrestomathie des prosateurs français In XIVe au XVIe siècle avec une grammaire et un lexique de la langue de cette periode, une histoire abrégée de la langue française depuis son origine jusqu'au commencement du XVIIe siècle et des considérations sur l'étude du vieux français, Genève 1862, die TOBLER im Neuen Schweizerischen Museum, II (1862), S. 287—295 besprochen hat, hat sein Schüler einiges mitgeteilt im Arch. f. n. Spr. 115, 80. **499**) KARL ADOLF CORNELIUS, geb. 1819, Historiker, habilitiert sich 1852 in Breslau. 1854 ausserord. Professor und in demselben Jahre als ordentl. Professor der Geschichte nach Bonn berufen, 1856 als solcher nach München. **500**) OTTO JAHN, geb. 1813 seit Ostern 1855 in Bonn; er stirbt 1869. **501**) ANTON SPRINGER geb. 1825, seit Herbst 1852 in Bonn für neuere Kunstgeschichte habilitiert, wird er 1860 ord. Professor daselbst, stirbt 1891 als Professor in Leipzig. **502**) KARL SIMROCK, geb. 1802 in Bonn, wo er seit 1850 ord. Professor der altdeutschen Literatur war; er stirbt 1876. **503**) KARL HOPF, Historiker, geb. 1832 habilitiert sich 1852 in Bonn, wird 1862 ausserord. Professor in Greifswald, 1865 Professor und Oberbibliothekar in Königsberg, er stirbt 1873.

schätzung, die ihn mit FRIEDRICH DIEZ verband[504]), Worte zu leihen, die Wahrhaftigkeit und mit edler Würde gepaarte Bescheidenheit seines Wesens, sowie die Vielseitigkeit und die Tiefe seines Wissens und die Kraft seiner dichterischen Begabung[505]) zu rühmen, und die von anderen[506]) ausgehenden, ihm verfehlt erscheinenden Urteile über die Wirksamkeit des Meisters als Universitätslehrer auf das gehörige Mass zurückzuführen[507]). Aus dem, was TOBLER in dieser Hinsicht über DIEZ, dessen Werke er schon vor seiner Bonner Zeit „fleissig durchgearbeitet hatte", anlässlich der Herausgabe der Briefe von Gaston Paris an Friedrich Diez[508]) gesagt hat, hebe ich nur die Zeilen heraus, die besser als weitläufige Erörterungen über das innere und äussere Verhältnis der beiden Männer zueinander, sowie über das, was der Jüngere von dem Älteren wirklich gehalten hat, Licht verbreiten. Er schreibt (S. 76); „Jede Woche einmal durfte ich auf eine Stunde allein zu Diez in die Wohnung kommen und nach eigener Wahl dieses oder jenes Stück aus Mahns Werken der Troubadours übersetzen, so gut ich es vermochte, und bin dadurch vielleicht mehr weil ich mich zu sorgsamer Vorbereitung verpflichtet fühlte, als durch unmittelbare Belehrung, ohne Zweifel ebenfalls gefördert worden. Diez war als Lehrer auch im mündlichen Verkehr höher zu schätzen, als man nach Gaston Paris frühesten Briefen denken möchte, und auch er würde jenen in dieser Hinsicht anders beurteilt haben, hätte er ihn völlig verstehen können. Aber was er und ich an Wissen, an Sicherheit im Forschungsverfahren, kurz an Erlernbarem von Diez empfangen haben mögen, das haben wir, denk' ich, mehr aus seinen Büchern als sonstwie gewonnen, und gleiches wird so ziemlich von allen denen gelten, die neben ihm und nach ihm romanische Philologie gepflegt haben und insofern seine Schüler sind"[509]).

Dass TOBLER schon früh gelernt hatte, eigene Wege zu gehen, bewies er mit seiner Darstellung der lateinischen Konjugation und ihrer romanischen Gestaltung nebst einigen Bemerkungen zum provenzalischen Alexanderliede[510]) betitelten Dissertation, deren zweiter[511]) Teil[512]) ihm vielfach Anlass gab, zwei der wesentlichsten Richtungen seines wissenschaftlichen Könnens an den Tag zu legen, seine

504) S. TOBLER, Im Neuen Reich 1876, S. 967—970 und Sitzungsberichte der Berliner Akademie 1894, S. 514. 505) S. TOBLER, Diez-Reliquien, Archiv f. n. Spr. 92 (1894), S. 129—144 und DERSELBE, Friedrich Diez' Gedicht an Karl Ebenau, ebd. 119 (1907), S. 160—168. 506) Neben das von GASTON PARIS in seinen frühesten Briefen gefällte Urteil (Archiv f. n. Spr. 115, 76f.) stellt sich PAUL HEYSEs Äusserung über DIEZENs Dantevorlesung (1848), die er bei aller Hochschätzung für die Person des Lehrers „nicht eben sehr anregend und tiefgründig" fand, s. PAUL HEYSE, Jugenderinnerungen und Bekenntnisse, Berlin, Wilhelm Hertz, 1900, S. 106. 507) Vgl. TOBLERs Vortrag, den er am 13. März 1894 zur Erinnerung an die hundertste Wiederkehr von FR. DIEZ' Geburtstag in der Berliner Gesellschaft f. d. Stud. d. n. Spr. gehalten hat, s. Archiv f. n. Spr. 93, 154f. 508) Archiv f. n. Spr. 115, 74—199. 509) Zu den nun folgenden schönen Schlussworten vgl. MORFs und MEINE Gedächtnisrede auf Tobler im Archiv f. n. Spr. 124, S. 245, 252, 258. 510) Zürich, Druck von Züricher und Furrer 1857, 45 S. 511) Textkritische Fragen brachten ihn in briefliche Verbindung mit dem damals in Florenz lebenden, fünf Jahre älteren PAUL HEYSE, dessen Brief S. 37 zum Teil abgedruckt ist. 512) S. auch TOBLER, Zum romanischen Alexanderlied, PFEIFFERs Germania II 441—444.

hohe Begabung für die Lösung textkritischer Probleme und in engem Zusammenhang damit die Kunst, seine schon damals achtunggebietenden lexikalischen Sammlungen den von ihm verfochtenen Anschauungen dienstbar zu machen. Hier liegt der Beweis, dass sein zeit seines Lebens mit sich immer gleich bleibender Hingabe festgehaltenes, von dem sehr jungen GASTON PARIS damals freilich nicht begriffenes[513]) Bestreben, den insonderheit altfranzösischen Wortschatz in seiner ganzen Fülle und inneren Entwicklung zusammenzubringen, in seinen ersten Anfängen in Toblers Jünglingszeit zurückreicht. Wenn auch der schier unermessliche Schatz des mit wunderbarer Energie und nie erschöpfter Freude an der Sache vereinigten Materials, an das der Meister die ordnende und mehrende Hand anzulegen nicht müde geworden ist, der Wissenschaft schon manche dauernde Erleuchtung gebracht hat, so ergreift uns doch bittere Wehmut bei dem Gedanken, dass es dem Meister nicht vergönnt war, sein Lebenswerk Form annehmen zu sehen oder doch wenigstens an einem kleinen Teile seine Veröffentlichung soweit vorzubereiten, dass es nach seinem Scheiden anderen fraglos gelingen kann, in seinem Geiste daran zu arbeiten und das Ganze zu Stand und Wesen zu bringen. Nicht oft hat sich Tobler herbeigelassen, von seinen lexikalischen Studien und Plänen zu reden; um so willkommener sind die denkwürdigen Sätze, in die er gelegentlich der von ihm bei seiner Aufnahme in die Berliner Akademie der Wissenschaften gehaltenen Antrittsrede (1882) die vielseitigen Aufgaben des Lexikographen zusammenfasst, die Grenzen der von ihm zu leistenden Arbeit fester und schärfer bestimmt und weiter zieht, als es bisher von anderer Seite geschehen war, dabei verratend, dass nach seiner Überzeugung „der grösste Teil dessen, was gemeiniglich der Syntax zugewiesen wird, fürs Französische durchaus dem Wörterbuche und nur ihm anheimfällt“[513a]). Damals lagen die ersten Faszikel von GODEFROY's gross angelegtem und ungemein reichhaltigem, aber sprachwissenschaftlich unzulänglichem altfranzösischen Wörterbuche[513b]) bereits vor, aber noch bekannte Tobler, der sich vor ganz andere Ziele gestellt sah, dass er sich „noch immer nicht habe entmutigen lassen“ und dies jetzt am wenigsten dürfe, „da die Akademie mir die Ehre der Mitgliedschaft angedeihen lässt“. Und dennoch wird MORF[514]) nicht fehlgehen, wenn er sagt, dass GODEFROY durch sein Werk, so nützlich es sei, „der ganzen Forschungsarbeit der letzten dreissig Jahre den Schaden zugefügt habe, dass sie seinetwegen Toblers Wörterbuch entbehren musste“[515]). Sollten nun nach des Meisters Heimgange sich pietätvolle rührige Hände finden, die den nachgelassenen Schatz zu heben Kraft und Ausdauer verspüren, so werden die in Toblers akademischer Antrittsrede niedergelegten Ideen, so gedrängt und dem konkreten Falle gegenüber der Auslegung bedürftig sie erscheinen mögen, als Leitsätze höchst schätzbare unentbehrliche Dienste zu leisten haben.

---

513) Persönliche Mitteilung Toblers wenige Tage vor seinem Tode. 513a) S. Sitzungsberichte d. kgl. Preuss. Akademie d. Wiss. 1882, S. 714f. 513b) Fasc. 1–5 hatte TOBLER besprochen Zeitschr. f. rom. Phil. V (1881), 141ff. 514) Archiv f. n. Spr. 121, 256. 515) Gewiss wurde die von aussen kommende Hemmung durch eine gewisse Toblers Wesen anhaftende allgemeine Zurückhaltung begünstigt; ähnlich fasst MEYER-LÜBKE die Sachlage auf in seinem schönen Nachruf Neue Freie Presse 17. April 1910, Beilage S. 31.



Von einer alle Einzelheiten umfassenden Schilderung der weiteren Lebensschicksale des Meisters bis zu seiner 1867 erfolgten Berufung auf den Berliner Lehrstuhl darf ich hier um so eher Abstand nehmen, als gerade jetzt in zahlreichen Nachrufen[516]) davon gehandelt worden ist und insbesondere sein Amtsnachfolger HEINRICH MORF in seiner am 12. April 1910 vor der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen gehaltenen Gedächtnisrede ein an packenden Einzelzügen reiches Lebensbild des Entschlafenen entworfen hat[517]). Einige kurze Angaben mögen daher genügen. Nach einem Aufenthalt in Rom Ende 1858 wird er Lehrer für Französisch und Englisch an der durch ihren Stifter PHILIPP EMANUEL FELLENBERG (1771—1844), dem Freunde PESTALOZZIS und Lehrer VIKTOR AIMÉ HUBERS[518]), berühmt gewordenen Erziehungsanstalt Hofwyl bei Bern[519]), treibt dann in Florenz handschriftliche Studien und erwirbt eine ungewöhnliche Meisterschaft im mündlichen und schriftlichen Gebrauche des Italienischen[520]). Aus Paris, wohin er im Frühjahr 1861 sich begeben hatte, in die Heimat zurückgekehrt, wird er noch in demselben Jahre Lehrer des Französischen und Italienischen (letzteres fakultativ) an der Kantonsschule zu Solothurn; wird Herbst 1866 in gleicher Eigenschaft nach Bern berufen, habilitiert sich Ostern 1867 an der Hochschule zu Bern und kündigt eine Einleitung in das Studium der provenzalischen Sprache und Literatur (1 mal ö.) und Italienische Grammatik verbunden mit Lektüre (privatim) an[521]), ohne indessen, wie er MORF später mitteilte, auch nur einen Zuhörer zu finden[522]). Als er im Herbst 1867 nach Berlin übersiedelte, lagen von ihm folgende Schriften vor: 1. seine Züricher Dissertation (1857)[523]). 2. Zum romanischen Alexanderlied (1857; datiert Embrach bei Zürich)[524]). 3. C'est li dis de le pasque[525]). 4. Nachtrag zu Mahns Artikel über Cercamon (1859, datiert Rom 1858). 5. Gedichte von Jehan de Condet nach der kasanatensischen Handschrift (1860)[527]). 6. Le dit du Magnificat von Jean de Condé (1860)[528]). 7. Anzeige von Canti popolari

516) S. etwa GAUCHAT, Neue Züricher Zeitung 22. März 1910, Erstes Morgenblatt; TAPPOLET, Baseler Nachrichten 25. März; ZINGARELLI, Giornale d'Italia 24. März; ANONYMUS, Vossische Zeitung 18. März Abendausgabe; MORF, Frankfurter Zeitung, 22. März Erstes Morgenblatt, S. 2f.; MEYER-LÜBKE, Neue Freie Presse 17. April 1910, Beilage S. 31; die Worte, die ich Toblers Bildnis als Geleit beigegeben habe, Illustrierte Zeitung (Leipzig) 31. März 1910, S. 571 und mein Nachruf im Archiv f. n. Spr. 124, 237—246. 517) Archiv f. n. Spr. 124, 246—258. 518) S. ELVERS, Viktor Aimé Huber etc. Bd. I (s. oben Anm. 349) und jetzt die Briefe seiner Mutter bei LUDWIG GEIGER, Therese Huber, Stuttgart, Cotta 1901. 519) S. HAMM, Fellenbergs Leben und Wirken, Bern 1845 und WIGET, Das pädagogische Leben in Hofwyl, Jahrbuch des Vereins für wiss. Pädagogik XI 291, XII 308 und XIV 58. 520) Aus jener Zeit stammt TOBLERS anonym in den Letture di Famiglia, Decade II, tomo IV, Firenze, Tip. Galileiana di M. Cellini e C. erschienene Schrift Zurigo, aus der MORF, Archiv f. n. Spr. 124, 250 jetzt einige für des jungen Toblers Wesen bezeichnende Züge mitteilt. 521) Nach Ausweis des Verzeichnisses der Vorlesungen der Hochschule in Bern S.S. 1867. 522) Arch. f. n. Spr. 124, 254. 523) S. oben S. 91. 524) In PFEIFFERS Germania II 441—444. 525) Arch. f. n. Spr. 26, 285—288. 526) Jahrb. f. rom. u. engl. Lit. I 212—214. 527) Gedruckt auf Kosten des Literarischen Vereins in Stuttgart 1860. 528) Jahrbuch für rom. u. engl. Lit. II 89.

toscani raccolti e annotati da GIUSEPPE TIGRI, Firenze 1860 (1861[529]), datiert San Marcello in Val di Lima). 8. Anzeige von Sul vivente linguaggio della Toscana, lettere di GIAMBATTISTA GIULIANI, 2a edizione, Torino 1860 (1862)[530]). 9. Bruchstück aus dem Chevalier au lyon (1862)[531]). 10. Anzeige von MONNARD, Chrestomathie etc. (1862)[532]). 11. Anzeige von LOUIS DOCHEZ, Nouveau Dictionnaire de la langue française, Paris 1860 (1862)[533]). 12. Ugo Foscolos Aufenthalt in Zürich (1862)[534]). 13. Griseldis (1863)[535]). — 14. Anzeigen von: a) Collection d'auteurs français herausg. von G. VAN MUYDEN und L. RUDOLPH, 1. Folge, 10 Lieferungen, Berlin, Janke. b) GERTH, Dr. A., Aufgaben zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische, Leipzig, Steinacker 1862 (1863)[536]). 16. Anzeige von E. LITTRÉ, Histoire de la langue française, Nouv. edition (1863)[537]). 16. Li dis des VIII blasons von Jehan de Batery (1864)[538]). 17. CASTIGLIONE und sein Hofmann (1864)[539]). 18. Anzeigen von: E. LITTRÉ, Dictionnaire de la langue française, Paris 1863, 6 Lieferungen A—Cri. b) FR. GRUNER, Schulgrammatik der französischen Sprache für Real- und gelehrte Schulen (1864)[540]). 19. E. RAMBERT, Corneille, Racine et Molière (1864)[541]). 20. Ein Minnesänger der Provence (öff. Vorlesung) 1865[542]). 21. Eine handschriftliche Sammlung altfranzösischer Legenden (1866)[543]). 22. Ein zusammenfassendes Werk über die Karlssage; Anzeige von GASTON PARIS, Histoire poétique de Charlemagne, Paris, Librairie, A. Frank etc. (1866)[544]). 23. Ein Sittenroman des dreizehnten Jahrhunderts (1866)[545]). 24. Anzeige von PAUL MEYER, Le Roman de Flamenca etc., Paris, A. Frank 1865 (1866)[546]). 25. Italienisches Lesebuch für Gymnasien und Realschulen (1866)[547]). 26. Über das volkstümliche Epos der Franzosen (1866)[548]). 27. Die neue Anthologie der Wissenschaften, Literatur und Künste in Italien (1867)[549]). 28. Phonographische Bestrebungen in der französischen Schweiz (1867)[550]). 29. Anzeige von ADELBERT VON KELLER, Un miracle de Nostre-Dame d'un enfant qui fu donne au dyable quant il fu engendrez, Tübingen 1865 (1867)[551]).

---

529) Jahrbuch III 121. 530) Ebd. IV 113. 531) Progr. Solothurn 1862. 532) S. oben Anm. 498. 533) Neues Schweizerisches Museum II 154. 534) S.-A. aus der „Schweiz" Zeitschrift für Literatur und Kunst, Bern, Druck der B. F. Hallerschen Buchdruckerei 1862, 32 S. Man vergleiche dazu die beiden Aufsätze TOBLERs Lettere inedite di Ugo Foscolo, Jahrbuch für rom. u. engl. Litt. XII (1871), S. 317—336 und Ungedruckte Briefe von Freunden Ugo Foscolos, Festschrift zur Begrüssung des fünften Allgemeinen deutschen Neuphilologentages, Berlin, Weidmann 1892, S. 121—142. 535) Morgenblatt für gebildete Leser, Jahrgang 57, Nr. 38, S. 885; Nr. 40, S. 942. 536) Neues Schweizerisches Museum III 102. 537) Ebd. III 238. 538) Jahrbuch f. rom. u. engl. Litt. V 211. 539) Neues Schweiz. Museum IV 38, 121. 540) Ebd. IV 172. 541) Ebd. IV 272. 542) Ebd. V 62. 543) Jahrbuch für rom. u. engl. Lit. VII 401—436. 544) Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 128, 164, 13. Juni 1866; Nr. 165, 14. Juni 1866, S. 2714—2715; 2730—2738. 545) Grenzboten 1866, S. 248. 546) Göttingische Gelehrten Anzeigen 1866, St. 45, Sp. 1767—1790. 547) Solothurn und Bern, Jent und Gassmann 1866. 548) Zeitschrift für Völkerpsychologie IV 139—210. 549) Grenzboten I 1867, S. 145—151. 550) Grenzboten II 1867, S. 188—195. 551) Götting. Gel. Anz. 1867, St. 23, S. 912.

30. Dits et Contes de Baudouin de Condé et de son fils Jean de Condé p. p. Aug. Scheler, Bruxelles 1866, 1867 (1867)[552]. 31. Die Rätsel der Leys d'Amors (1867)[553]. 32. Aufsatz über Massimo d'Azeglio's Memoiren (1867)[553a].

Angesichts der fast unübersehbaren Fülle der von Tobler während der Zeit seines Berliner Aufenthaltes, insbesondere in mehr oder weniger ausgedehnten Anzeigen und Besprechungen niedergelegten Beiträge zur Kenntnis der romanischen Sprachen und Literaturen verbietet es sich von selbst, bei der Aufzählung des Vorhandenen die bisher geübte Ausführlichkeit auch weiterhin zu beobachten. Hier kam es zunächst darauf an, eine Einsicht in die Vielseitigkeit der literarischen Leistungen, denen der junge Tobler seine Berufung zu danken hatte, zu vermitteln und demjenigen, der sich von der Rechtmässigkeit der Schätzung, die Diez und Haupt seiner wissenschaftlichen Persönlichkeit angedeihen liessen, aus eigener Kenntnis unterrichten will, die Mühe des Suchens zu erleichtern. Man wird jedenfalls mit seinen Beurteilern der sechziger Jahre darin einig sein, dass die philologische Kleinarbeit, die Tobler 1866 an der MEYERschen Flamenca geleistet hatte, schon allein hinreichte, ihn für die seiner wartende akademische Laufbahn zu legitimieren. Hier sind schon alle die Züge, die wir an seiner Forscherarbeit bewundern und die ihn mit den hervorragendsten Linguisten in eine Reihe bringen, zu achtunggebietender Entfaltung gelangt: die durch umfassende Belesenheit und nie aussetzende Beobachtung des Einzelnen gesicherte Beherrschung der sprachlichen Erscheinungswelt; der mit feinem Instinkt für das historisch Zulässige gepaarte Spürsinn, wo es gilt, das die Überlieferung umhüllende Dunkel zu lichten; der von verständnisvoller Hochachtung für das Gegebene getragene und geschärfte Blick für die Wirklichkeit, kurzum die aller unfruchtbaren, weltfremden Spekulation abgewandte, allein an den Tatsachen der empirischen Erfahrung erwachsende exakte wissenschaftliche Methode[554]. In diesem Können birgt sich das eigentlich geniale Element in Toblers Natur, hier liegt jene durch äussere Übung und Selbstzucht zwar zu steigernde, aber an sich unerlernbare Kraft beschlossen, die all sein Tun beflügelt und seinen Ergebnissen den Adel unvergänglicher Werte gibt. Aus der Anerkennung dieser geistigen Disposition fliesst auch die Erklärung für die viel gefürchtete Unerbittlichkeit seiner wissenschaftlichen Kritik und in engster psychologischer Verknüpfung damit auch für die oft falsch gedeutete, auf der bewussten Forderung bedingungsloser Wahrhaftigkeit ruhende, ernste, vielen abweisend erscheinende Würde seines Auftretens im persönlichen Verkehr und in seiner gesamten Lebensführung[555].

Die nahezu 43 Jahre umfassende Zeit der Tätigkeit Toblers als

---

552) Jahrbuch f. rom. u. engl. Lit. VIII 331—352. 553) Ebd. VIII 353—354. 553a) Preussische Jahrbücher XX 169—181. 554) Ein nicht minder packendes Musterbeispiel für diese früh in ihm entwickelte Begabung ist der kleine oben unter Nr. 2 genannte Zum romanischen Alexanderlied betitelte textkritische Exkurs; und wer Tobler „in literarhistorischen Arbeiten als kenntnisreichen selbst geistvollen Beurteiler“ kennen lernen will (s. DIEZENS Brief an HAUPT, Archiv f. n. Spr. 124, 243), lese seinen Aufsatz Über das volkstümliche Epos der Franzosen (s. oben Anm. 548). 555) S. dazu meine Ausführungen Archiv f. n. Spr. 124, 238f. und MORF, ebd. 124, 257.

Berliner Universitätslehrer zerfällt in drei Abschnitte von sehr ungleicher Dauer; der erste findet seinen Abschluss mit seiner im Januar 1870 erfolgenden Ernennung zum ordentlichen Professor[556]); der zweite reicht bis zu seiner Aufnahme in die Königlich Preussische Akademie der Wissenschaften am 29. Juni 1882[557]), der dritte und letzte bis zu seinem am 18. März 1910 eintretenden Tode. Neben den schon früher geübten und auch fernerhin mit gleichbleibender Hingabe und sich steigerndem Erfolge gepflegten Formen seiner wissenschaftlichen Arbeit, der Textkritik sei es in selbständigen Ausgaben oder in Besprechungen, der Laut- und Formenlehre, der Lexikographie und gelegentlichem Hinüberschweifen auf literär- und kulturgeschichtliche Materien bemächtigt sich Tobler nunmehr ganz neuer Teile seines Forschungsgebietes, etymologische, metrische und vor allem syntaktische Studien treten in den Vordergrund und bestimmen die Richtung seines wissenschaftlichen Denkens. Es ist nicht schwer, die Fäden zu erkennen, die von Toblers Anschauung vom Wesen des sprachlichen Lebens zu der STEINTHALS hinüberführen, und ich kann, was ich anderen Ortes schon bemerkte[558]), hier nur wiederholen, dass er im wesentlichen auf dem Boden der historisch-psychologischen Sprachbetrachtung stand. Dabei muss man aber MEYER-LÜBKE, zu dem Tobler selbst von starker Beeinflussung durch Steinthal gesprochen hatte, beipflichten, wenn er die tatsächlich vorhandene Beziehung so verstanden wissen will, „dass eine schon vorhandene ausgeprägte Veranlagung rascher und deutlicher zum Ausdruck gekommen ist, als es sonst der Fall gewesen wäre“[559]). Es liegt in der Eigenart der syntaktischen Materie, dass bei ihrer wissenschaftlichen Durchdringung diese Urteilsform ihre Rechtmässigkeit besonders handgreiflich zu erweisen Gelegenheit findet, aber es versteht sich von selbst, dass sie Tobler auch bei morphologischen Entwicklungen den Masstab für seine Entscheidungen an die Hand gab.

Da es, wie schon angedeutet, nicht angeht, die ganze ungeheure Fülle der literarischen Hinterlassenschaft TOBLERS hier auch nur dem Titel nach zu verzeichnen, so beschränke ich mich auf den Versuch, seine wesentlichsten Werke und Aufsätze und von den Rezensionen die mir am bedeutsamsten erscheinenden im ganzen in chronologischer Ordnung namhaft zu machen.

Obenan stehen die Vermischten Beiträge zur französischen Grammatik, die in ihrer ersten Fassung in der Zeitschrift für Romanische Philologie, „dem anständigen, wohnlichen Hause, das an Gröber ... einen so tätigen, umsichtigen, ordnungsliebenden und nicht mehr als leider unumgänglich nachsichtigen Wirt hat“[560]), und an verschiedenen anderen Stellen erschienen sind, um dann von Zeit zu Zeit „gesammelt, durchgesehen und vermehrt“ von neuem in Buchform ans Licht zu treten. So liegen denn vier solcher „Reihen“ vor[561]); acht

556) Den üblichen Förmlichkeiten einer besonderen Habilitation brauchte er sich nicht mehr zu unterziehen; sie waren kurz vor seiner Ernennung abgeschafft worden. Dass er im Sommer 1869 eine Berufung nach Marburg abgelehnt hatte, berichtet MORF, Archiv f. n. Spr. 124, 255. 557) S. dazu Sitzungsberichte der kgl. Preuss. Akad. d. Wiss. 1882, S. 713—724. 558) S. Illustrierte Zeitung (Leipzig) 31. März 1910, S. 571. 559) Beilage der Neuen Freien Presse 17. April 1910, S. 31 f. 560) Vermischte Beiträge I, IV. 561) Leipzig, Hirzel, Erste Reihe 1886; die zweite Auflage 1902 wurde unter dem Titel Mélanges de Grammaire française von MAX KUTTNER und LÉOPOLD SUDRE, Paris, Picard et fils 1905 ins Französische übersetzt. Zweite

weitere in jüngster Zeit entstandene Beiträge sind vorhanden, die Tobler „nicht ohne einiges Zagen“ als die ersten Bestandteile einer fünften Reihe gelten lassen wollte[562]). Es folgen seine Ausgaben altromanischer Texte, so seine Mitteilungen aus altfranzösischen Handschriften I[563]), Li dis dou Vrai Aniel[564]), Ex Philippi Mousket Historia regum Francorum[565]), Die altvenezianische Übersetzung der Sprüche des Dionysius Cato[566]), Das Buch des Uguçon da Laodho[567]), Die Berliner Handschrifl de Huon d'Auvergne[568]), Ex Ambrosii carmine de Ricardi I itinere sacro[569]), Proverbia que dicuntur super natura feminarum[570]), Das Spruchgedicht des Girard Pateg[571]), Il Panfilo in antico veneziano col latino a fronte etc.[572]), Zur Legende vom heiligen Julianus[572a]), Der provenzalische Sirventes „*Senher n'enfantz, s'il vos platz*“[573]), Bruchstücke altfranzösischer Dichtung aus den in der Kubbet in Damaskus gefundenen Handschriften[574]). Französische Volkslieder zusammengestellt von MORIZ HAUPT und aus seinem Nachlass herausgegeben[575]). Daran schliessen sich seine z. T. sehr ausführlichen Anzeigen oder Kommentierungen von anderen besorgter Ausgaben; so besprach er den Alexius[576]), den Richars li Biaus[577]), die Enfances Ogier[578]), den Dialogus anime et rationis[579]); Li Chevaliers as deus espees[580]); Aucassin und Nicolete[581]), die Reimpredigt[582]), den Ezechiel[583]), Ille und Galeron[584]), Li Regres Nostre Dame[585]), den Joufrois[586]), Chrestien von Troyes ed. Foerster Bd. I[587]), den Claris[588]), das Poème moral[589]), den Wistasse[590]), den Eneas[591]) u. s. w. Dann seine Etymologien[591a]); seine literarischen und kulturhistorischen Aufsätze wie sein Spielmannsleben im alten Frankreich[592]), Volkstümliches aus Italien[593]), Kaiser

Reihe 1894; zweite Auflage 1906. Dritte Reihe 1899; zweite Auflage 1908. Vierte Reihe 1908. **562)** Sitzungsb. Berl. Akad. 11. Nov. 1909, S. 1137 Anm. **563)** Leipzig, Hirzel 1870. **564)** Leipzig, Hirzel 1871. **565)** Monum. Germ. Script. XXVI 718—821 (1882). **566)** Abhandlungen Berl. Akad. 1883, I, S. 1—87. **567)** Ebd. 1884, S. 1—96. **568)** Sitzungsb. Berl. Akad. 1884, S. 605—620. **569)** Monum. Germ. Script. XXVII, S. 532—546 (1884). **570)** Zeitschrift f. rom. Phil. IX 287—331. **571)** Abhandl. Berl. Akad. 1886, II, S. 1—73. **572)** Arch. glottol. ital. X 177—255 (1887). **572a)** Arch. f. n. Spr. 100, 293—310; 101, 99—110 und 339—364. **573)** Sitzungsb. Berl. Akad. 1900, S. 238—245. **574)** Ebd. 1903, S. 960—976. **575)** Leipzig, Hirzel 1877; s. oben S. 82. **576)** Gött. Gel. Anz. 1872, St. 23, S. 881—903. **577)** Ebd. 1874, Stück 33, S. 1029—1050. **578)** Jahrbuch N.F. III 244—263. **579)** Zeitschr. f. rom. Phil. I (1877) 558f. **580)** Ebd. II (1878) 142—152. **581)** Ebd. II 624—629. **582)** Ebd. IV (1881) 159—163. **583)** Deutsche Lit. Zeitung 1881, Sp. 1963—1965. **584)** Arch. f. n. Spr. 91, 103—118. **585)** Ebd. 120, 217—222. **586)** Deutsche Lit. Zeit. 1881, Sp. 125—127. **587)** Ebd. 1884, Sp. 1094—1096. **588)** Ebd. 1885, Sp. 573—575. **589)** Lit. Blatt. f. germ. u. rom. Phil. 1886, Sp. 364—367. **590)** Ebd. 1891, Sp. 341—347. **591)** Ebd. 1892, Sp. 85—92 u. s. w. **591a)** Romania II 237; Zeitschr. f. vergl. Sprachforschung N.F. III 414—423; Zeitschr. f. rom. Phil. III 98, III 568; VI 121; XI 149; X 573; XIII 546; in den Miscellanea di Filologia dedicata alla memoria dei prof. Caix-Canello, Firenze 1885, S. 71—76; Intermédiaire des chercheurs et curieux 25e année Nr. 582, Sp. 495. Sitzungsb. Berl. Akad. 1889, S. 1085—1097; 1893, S. 13—24; 1896, S. 851—872; 1902, S. 90—101; 1904, S. 1264—1279; 1907. 747—755. **592)** Ein Vortrag, gehalten im Saale der Singakademie in Berlin den 6. Februar 1875, gedruckt Im Neuen Reich 1875, S. 321—341. **593)** Magazin für die Literatur des Aus-

Constantinus als betrogener Ehemann[594]); Die weinende Hündin[595]); sein Aufsatz Vom Verwünschen[596]), dem sich dem Wesen nach die reichhaltigen, fein gegliederten kulturhistorischen Kollektaneen anschliessen, die in seiner kritischen Ausgabe der Proverbe au vilain[597]) oder in der Verblümter Ausdruck und Wortspiel in altfranzösischer Rede[598]) überschriebenen Abhandlung niedergelegt sind[598a]). Mit besonderer Freude widmete sich Tobler der Veröffentlichung des Briefwechsels hervorragender Männer der Kunst und Wissenschaft; die erläuternden Kommentare, mit denen er diese Gaben meist begleitet hat, enthalten wertvolle Beiträge zur Geschichte der romanischen Philologie; so gab er heraus Lettere inedite di Ugo Foscolo und Ungedruckte Briefe von Freunden Ugo Foscolos[599]); Ungedruckte Briefe des Grafen Giacomo Leopardi an Chr. Karl Josias Freiherrn von Bunsen[600]); Briefwechsel zwischen Moriz Haupt und Friedrich Diez[601]); Briefe von Heinrich Voss an Diez[602]); Drei Briefe von Jakob Grimm an Diez[603]); Briefe von Friedrich Diez an Jakob Grimm[604]); Vier Briefe Mätzners an Diez[605]); Briefe von Gaston Paris an Friedrich Diez[606]). Das letzte Schaffen Toblers galt einer Neuausgabe seines Versbaus, wie er mir erzählte, als ich ihn zum letztemale sah. Wem daran gelegen ist, von der überaus fruchtbaren schriftstellerischen Arbeit TOBLER's eine allseitig erschöpfende Vorstellung zu gewinnen, wird gut tun, die schon genannten Zeitschriften und Sitzungsberichte[607]) zu durchsuchen, und vor allem seinen ungewöhnlich zahlreichen mehr oder weniger ausgedehnten Anzeigen und Rezensionen Aufmerksamkeit schenken müssen. Diese letztere Gattung von Niederschriften bezeugt, dass Tobler alle die mannigfaltigen Erscheinungsformen romanischen Lebens jederzeit mit lebhaftester Teilnahme verfolgt hat, nicht nur empfangend, sondern auch an stofflichen Beiträgen wie an Lichtung etwaigen Dunkels beisteuernd, was der unerschöpflich scheinende Schatz eigenen Wissens und Vermögens hergeben wollte. Man findet sie von anderen schon berührten Fundstätten abgesehen, in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen seit 1866,

landes, Jahrgang 47, 1878, S. 104. 594) Jahrbuch N.F. I 104—109. 595) Zeitschr. f. rom. Phil. X 476—480. 596) In den Commentationes philologae in hon. Th. Mommseni, Berolini 1877, S. 180 und jetzt wieder-abgedruckt in Vermischte Beiträge IV 112—197. 597) Leipzig, Hirzel 1896. Hier hatte Tobler Gelegenheit, seine Gewandtheit in der poetischen Übertragung alter Stoffe (s. Zeitschr. f. Völkerpsychologie IV 160ff.; Im Neuen Reich 1875, S. 329ff. und zur Kunst des Übersetzens seine Einwände gegen das Verfahren von BARTSCH, Deutsche Litt. Zeitung 1882, 322f.) von neuem zu erweisen. 598) Aus den Sitzungsberichten der Berl. Akad. 1882 in vermehrter Fassung wieder abgedruckt in den Vermischten Beiträgen II 192—243. 598a) Vgl. auch die Lateinische Beispielsammlung mit Bildern, Zeitschr. f. rom. Phil. XII 57—88. 599) S. oben Anm. 534. 600) S. oben Anm. 352. 601) S. oben S. 82. 602) Preussische Jahrbücher Bd. 51 (1883) S. 15ff. 603) Zeitschr. f. rom. Phil. VI (1883) S 501—505. 604) Ebd. VII (1884) S. 481—493. 605) Ein Vortrag, s. Arch. f. n. Spr. 112, 157. 606) S. oben S. 91. 607) Man beachte auch die Referate über die mehr als siebzig Vorträge, die TOBLER vor der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen, deren Mitglied er seit 1881 gewesen war (Vorsitzender seit 1895, Ehrenvorsitzender seit 1905, s. oben Anm. 469), gehalten hat.

im Literarischen Zentralblatt seit 1868; im Literaturblatt für germanische und romanische Philologie seit 1880 (?) in der Jenaer Literaturzeitung seit 1876, in der Zeitschrift für romanische Philologie seit 1877, in EBERT's Jahrbuch fast von Anfang an, in ganz besonderer Fülle in der Deutschen Literaturzeitung seit 1881 und im Archiv für das Studium der neueren Sprachen[608]) seit 1890, und vereinzelt in der Zeitschrift für Völkerpsychologie[609]), der Zeitschrift für das Gymnasialwesen[610]), im Archiv für Literaturgeschichte[611]), in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde[612]), in Le Moyen-Age[612a]).

Schon die in der Anmerkung 609 genannten Besprechungen beweisen TOBLER's tiefgreifende Teilnahme für eine gedeihliche Ausgestaltung des schulmässigen Betriebes insonderheit des Französischen. Es ist nicht zu verkennen, dass er den von neueren Richtungen angebahnten Bestrebungen volles Verständnis entgegengebracht und die einer Gewandtheit im praktischen Gebrauche der neueren Fremdsprachen innewohnende kulturelle und erzieherische Bedeutung nie unterschätzt hat, wenn ihm auch die engen natürlichen Grenzen, die der Betätigung solches Vermögens zunächst im Schulunterricht gezogen sind, keineswegs verborgen geblieben sind[612b]). Von den Lehrern verlangte er streng wissenschaftliche Schulung und die dem Philologen geziemende Willensstärke, sich mit dem Mut der Selbstverleugnung in fremdes Wesen zu finden, und diesem aus kraftvoller Objektivität geborenen und sich nährenden Wirklichkeitssinn entsprang sein durch keinerlei Rücksichten sekundärer Art zu erschütterndes Verlangen nach Wahrheit und mit ihm untrennbar verknüpft die Forderung einer im Anschluss an die Ergebnisse der Linguistik pädagogisch und didaktisch durchgebildeten Lehrmethode[612c]). Ich muss mich hier auf die kurze Angabe solcher Stellen beschränken, die über Toblers Haltung in der Schulfrage unterrichten. Ausser dem schon oben Anmerkung 162 Angeführten denke ich an seine Anzeigen im Archiv f. n. Spr. 94, 461—463; 95, 328—333; 463f.; 100, 223—226; 101, 458—462; 103, 249f.; 244—249; 468; an seine Äusserungen in dem Aufsatz Romanische Philologie S.501—505[613]), in seiner Rektoratsrede S. 22ff.[614]), in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen XXXVI 48; im Pädagogischen Wochenblatt 1902, 1. Januar; auf der Schulkonferenz im Jahre 1890[615]);

608) Seit 1859 (s. oben Anm. 525) hatte er, wie es scheint, nicht mehr für das Archiv gearbeitet. 609) S. dort Bd. VI 163—172 die wichtigen Besprechungen von OTTO HÖLDER, Gram. d. franz. Sprache, Stuttgart 1865 und BERNHARD SCHMITZ, Franz. Gram. Zweite Auflage, Berlin 1867. 610) Vgl. Bd. XXXIII 399 und vor allem die Besprechung von LÜCKING's Franz. Gram. 1883 ebd. Bd. XXXVII 353—357. 611) S. IV (1874) 260 zu ATTILIO HORTIS, Scritti inediti di Francesco Petrarca, Trieste 1874. 612) 1901 S. 231f. Anzeige von KNISELLA FARSETTI, Quatro bruscelli senesi, Firenze 1899 und Befanate del contado toscano 1900. 612a) S. Anm. 673. 612b) Arch. f. n. Spr. 118, 144. 612c) S. dazu meine Äusserung im Arch. f. n. Spr. 124, 240 und MORF, Frankfurter Zeitung, 22. März 1910, S. 3, Sp. 1—2. 613) S. W. LEXIS, Die deutschen Universitäten (für die Universitätsausstellung in Chicago) 1893, Bd. I. 614) S. unten Anm. 617. 615) S. Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts, Berlin 4. bis 17. Dezember 1890. Berlin, Wilhelm Hertz 1891, S. 602—608.

in dem Gutachten über die Zulassung von Realschulabiturienten zu Fakultätsstudien[616]), seine Antrittsrede in der Academie[616a]), schliesslich seine anerkennenden Worte über KARL PLÖTZ[616b]).

Bei der Übernahme des Rektorates im Oktober 1890 hatte sich TOBLER in feierlicher Sitzung über das geäussert, was nach ihm die drei Formen, unter denen die Forschung die Dokumente eigenen und fremden geistigen Lebens anzuschauen pflegt, die philologische, die sprachwissenschaftliche und die literarhistorische, begrifflich voneinander trennt und doch wieder aneinander bindet, und, zu seinem engeren Gebiete übergehend, die Aufgaben gekennzeichnet, deren Lösung insonderheit der romanischen Philologie vorbehalten ist. In dieser durch Erhabenheit des Gedankenfluges und nicht minder durch kraftvolle Würde der Fassung ausgezeichneten Rede hat TOBLER das Wesen und die Grösse seiner eigenen wissenschaftlichen Persönlichkeit treuer und überzeugender hingestellt, als es je einem anderen gelingen kann[617]). Von den kritischen Mitteln und Wegen, die dem wissenschaftlichen Arbeiter bei seinem Streben nach Aufhellung des Tatsächlichen zu Gebote stehen, hatte Tobler schon einige Jahre vorher in fein gegliederten Darlegungen von ebenbürtiger Schärfe und Überzeugungskraft gehandelt[618]). Dass aber die gewaltige Förderung, die sein Wirken der Entwicklung dieses neuen Zweiges der Philologie angedeihen liess und der damit dessen Anerkennung als vollgültigen Lehrgegenstand innerhalb der Gesamtheit des Universitätsunterrichtes zu danken ist, schon lange vorher von Aussenstehenden erkannt und gewürdigt worden war, bezeugen die geschichtlich denkwürdigen Worte, mit denen ein THEODOR MOMMSEN ihn am Leibniztage 1882 (29. Juni) als den ersten Vertreter der romanischen Philologie in der Berliner Akademie begrüsste. „Wohl dürfen auch wir mit dir, heisst es da, auf IMMANUEL BEKKER's Arbeit hinweisen und es für uns in Anspruch nehmen, dass aus dem Schooss der klassischen Philologie diese neue Blüte innerhalb unserer Akademie gekeimt hat. Aber in Dir begrüssen wir den ersten selbständigen Vertreter dieser jetzt mündig gewordenen Wissenschaft, in Dir nicht bloss einen ihrer Meister, sondern zugleich den entsagenden und mutigen Unternehmer eines jener fundamentalen Werke, die geschaffen zu haben dem Gelehrten das reine Gefühl nützlichen Strebens gewährt, an denen helfend und fördernd mitgewirkt zu haben der Ruhm der Akademien wie der Regierungen bleibt[619]). Es ist das aufrichtige Bestreben unserer Körperschaft, das, was der Mangel an geeigneten Persönlichkeiten uns bisher in Betreff der neueren Philologie zu tun verhindert hat, nach jeder Richtung hin, nicht bloss in Be-

---

616) S. die Frage der Teilung der philosophischen Fakultät, Rede zum Antritte des Rektorates etc. von Dr. AUGUST WILHELM HOFMANN, Zweite Auflage, Berlin, Ferd. Dümmler, 1881, S. 53. 616a) Sitzungsber. Berl. Acad. 1882, S. 715. 616b) Deutsche Lit. Zeitung 1885, Sp. 1622. 617) Romanische Philologie an deutschen Universitäten, Rede bei Übernahme des Rektorats gehalten etc. am 15. Oktober 1890, Berlin, Buchdruckerei der kgl. Akademie d. Wiss. 1890, 30 S.; wiederabgedruckt in den Vermischten Beiträgen III 1, 2 181—204. 618) S. Methodik der philologischen Forschung, GRÖBER's Grundriss I[1] 251—280 und im Verein mit Methodik der literaturgeschichtlichen Forschung, eb. I[2] 319—360; 361—368. 619) Anspielung auf TOBLER's lexikographische Studien; s. oben S. 92.

treff der romanischen, nachzuholen. Wir haben der neueren Philologie überhaupt, so weit es an uns liegt, eine hervorragende Stellung in unserem Kreise gesichert, und Dein Eintritt ist das erste Pfand dafür, dass wir der Verpflichtung eingedenk sind, welche uns als Vertreter nicht dieser oder jener Forschung und Richtung, sondern der vollen und ganzen deutschen Wissenschaft obliegt"[620]). TOBLER, der mit zielbewusster Selbstbeschränkung die Summe seiner wissenschaftlichen Arbeit ununterbrochen dem Geistesleben der neulateinischen Völker zugewandt hat und nichts anderes als romanischer Philologe sein wollte, ist nächst DIEZ der Reihenfolge und dem Range nach der erste unter denen, deren Verdienst es ist, „den alten Bann, als gebe es eine Philologie nur für das Griechische und Lateinische, gebrochen und den grossen Gedanken der weltumfassenden und weltenbändigenden Sprachwissenschaft der realen Entwicklung näher geführt"[621]) zu haben. Die Ernennung Toblers zum auswärtigen Mitgliede zahlreicher gelehrter Gemeinschaften Europas — die erste geht bis in das Jahr 1875 zurück — bestätigt die ausgezeichnete Stellung, die dieser Forscher und seine Wissenschaft innerhalb der internationalen Gelehrtenwelt einnahmen.

Die reich besuchten Vorlesungen Toblers sind im Allgemeinen so angeordnet, dass die einzelnen Themata jedesmal nach Verlauf von zwei Jahren wiederkehren; da aber für das Semester ausser den Übungen stets nur zwei Lektionen vorgesehen waren und allmählich neue Gebiete hinzukamen, so liess sich ein derartiger regelmässiger Wechsel nicht mit aller Strenge aufrechterhalten. Am sinnfälligsten wird dieses Prinzip in der Disposition seiner Vorlesungen über provenzalische Sprache und Denkmäler, sowie über französische Laut- und Formenlehre und Syntax spürbar. Dem Stoffe nach behandelte Tobler sämtliche romanischen Sprachen im alten Diezschen Sinne, nur Rumänisch und Portugiesisch[622]) blieben beiseite.

Er lehrte die provenzalische Sprache 3mal priv. W.S. 67, 69, 71 und schloss daran Vorlesungen über Ausgewählte provenzalische Denkmäler (Sprachproben) 3mal priv. S.S. 72, dann 4mal priv. W.S. 75, 78, 80, 82, 84, 86, 88, 90, 92; S.S. 95, 97, 99, 01, 04, 08; Geschichte der provenzalischen Literatur (Dichtung, mit Ausschluss der erzählenden Gattung) 2mal ö. S.S. 68, 69, 70; 4mal priv. S.S. 73, 75, 77, 79, 81, 83, 85, 87, 91; W.S. 94, 97; S.S. 03, 06; Französische Grammatik 4mal priv. W.S. 68, 70 (3mal priv.), 72, 74; Einführung in die historische Grammatik des Französischen W.S. 04, 06, 08; Ausgewählte Denkmäler der altfranzösischen Sprache oder Erklärung altfranzösischer Sprachproben mit Ausschluss der ältesten Denkmäler 3mal priv. S.S. 69; W.S. 70; S.S. 77, 89;

620) S. Sitzungsb. Berl. Akademie 1882, S. 721. 621) Wiederum MOMMSENs Worte, die im Verein mit dem Übrigen in gedrängtester Form die Geschichte der Entwicklung der romanischen Philologie an der Berliner Universität zusammenfassen. 622) Über TOBLERs Verhältnis zum Rumänischen lässt sich aus seiner im Arch. f. n. Spr. 97, 232—234 zu lesenden Besprechung von Dr. H. TIKTIN, Rumänisch-deutsches Wörterbuch etc. Lief. I, Bukarest, Staatsdruckerei 1895 nicht viel entnehmen; aber seine umfassende Belesenheit in portugiesischen Schriftwerken hat ihm bei seinen syntaktischen Studien wiederholt Dienste geleistet, s. Vermischte Beiträge I² 245, 249; II¹ 184 und vielleicht noch sonst.

W.S. 91, 95, 98, 00, 02, 04, 06, 08; Die ältesten Denkmäler der französischen Sprache 2mal priv. W.S. 72; 3mal priv. S.S. 76; Syntax der französischen Sprache (Ausgewählte Abschnitte der historischen Syntax) 3mal priv. W.S. 73, 75; 4mal priv. W.S. 77; und nun in der Anordnung, dass von 1879 an im W.S. der erste Teil 4mal und in dem sich anschliessenden S.S. der zweite Teil 3mal in zweijährigen Fristen zum Vortrag kam, also W.S. 79, S.S. 80; W.S. 81, S.S. 82 u. s. w. bis 1910. Laut- und Formenlehre des Französischen 4mal priv. W.S. 76, 78, 80 u. s. w. in zweijährigem Wechsel bis zum Schluss; Lehre vom französischen Verse 3mal priv. S.S. 78, 83[623]). (Altfranzösische Grammatik mit Erklärung des) Chevalier au lyon 3mal ö. W. 67; 4mal priv. W.S. 69, 71, 73, 75, 79, 81, 83, 85, 87, 89, 93, 96, 99, 01, 05, 07, 09; Italienische Grammatik 3mal priv. S.S. 70, 72, 74, 76, 79; Dante Alighieris Göttliche Komödie (oder Über Dantes Leben und Werke und ausgewählte Stellen der Divina Commedia) 2mal priv. S.S. 68; 3mal priv. S.S. 73, 75; W.S. 77; 4mal priv. S.S. 80, 82, 84, 86, 88, 91, 93, 95, 99, 02, 05, 07, 09; Über philologische Kritik und Hermeneutik mit besonderer Rücksicht auf romanische Literatur 3mal priv. S.S. 89; Über Hermeneutik mit besonderer Rücksicht auf rom. Lit. 3mal priv. S.S. 00; Über Kritik u. s. w. 3mal priv. S.S. 92, 96, 00, 07, 09; Über philologische Interpretation u. s. w. S.S. 97, 98, 01, 05.

Es ist TOBLER nie beigekommen, seinen Studenten etwa Vorlesungen über ästhetisch-literarhistorische oder kulturgeschichtliche Stoffe zu bieten; er durfte sich dieser Sorge um so leichter entschlagen, als er gewahr wurde, dass der Privatdozent LUDWIG GEIGER[624]), der sich 1873 für die Geschichte der neueren Zeit habilitiert hatte, sich seit 1874 neben der Behandlung von Gegenständen der deutschen Literatur dieser Seite der romanischen Philologie in gediegenen Vorträgen annahm. Während seiner bis auf den heutigen Tag dauernden akademischen Tätigkeit behandelte er von hierhergehörigen Themen Französische Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts W.S. 74; Französische Literaturgeschichte im 18. Jahrhundert 4mal priv. W.S. 80, 81, 82; S.S. 84; W.S. 88; S.S. 97; W.S. 03, 05; S.S. 09; Französische Aufklärungsliteratur im 18. Jahrhundert (Voltaire Diderot, Rousseau) 2mal priv. S.S. 95, 01; Über Jean Jacques Rousseau's Leben und Werke 1mal ö. S.S. 91, 00, 02, 04, 06, 10; Französische Literaturgeschichte im 17. Jahrhundert 2mal priv. S.S. 88; Geschichte der französischen Tragödie im 17. Jahrhundert W.S. 90; Französische Literaturgeschichte im Zeitalter Ludwigs XIV. 2mal priv. S.S. 93; Erklärung ausgewählter

623) Die spärliche Wiederkehr dieser Vorlesung wird man, ungeachtet der von TOBLER selbst in der ersten Auflage seines Buches Vom französischen Versbau alter und neuer Zeit, Leipzig, Hirzel 1894, S. III geäusserten verheissungsvollen Vorsätze, eben aus dem Vorhandensein dieses trefflichen Hilfsmittels zu erklären haben. 624) Geb. 1848 in Breslau; studiert 1865 in Heidelberg Philosophie, orientalische Sprachen und Geschichte, dann nach Göttingen, zeigt besondere Teilnahme für die Geschichte der Humanisten; hört in Bonn DIEZ und SIMROCK; setzt seine Studien in PARIS fort und veröffentlicht nach seiner Rückkehr die Biographien verschiedener Humanisten. Er ist Mitherausgeber der Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte.

Lustspiele Molière's 2mal ö. W.S. 82, 83; Molière's Leben und Werke mit Erklärung ausgewählter Komödien 2mal priv. W.S. 87, 89; S.S. 92, 94, 06; 3mal priv. W.S. 96, 98, 00, 02, 04, 07, 09[625]); Erklärung ausgewählter Tragödien Racine's 2mal priv. W.S. 84; Corneille und Racine mit Erklärung ausgewählter Szenen 2mal priv. W.S. 96, S.S. 98, 10; 3mal priv. S.S. 05, 07; Französische Literatur im 16. und 17. Jahrhundert 2mal priv. S.S. 82; 4mal priv. S.S. 83; Französische Literaturgeschichte im 16. Jahrhundert 1mal ö. S.S. 79; 4mal priv. S.S. 80; 2mal priv. W.S. 84; S.S. 87, 89, 90; W.S. 92, 94; S.S. 96; W.S. 97, 01; Geschichte des französischen Dramas 4mal priv. W.S. 86; Allgemeine Literaturgeschichte der neueren Zeit 1. Teil W.S. 83; Allgemeine Literaturgeschichte im Zeitalter der Renaissance (14. bis 16. Jahrhundert) W.S. 77, 79; Französische Literaturgeschichte in der neueren Zeit 3mal priv. W.S. 79; Über Francesco Petrarca[626]) und seine Zeit W.S. 74; S.S. 75; Übersicht der italienischen Literaturgeschichte 1mal ö. S.S. 78; Italienische Literaturgeschichte im XVI. Jahrhundert 1mal ö. W.S. 78, 81; S.S. 88; Italienische Literaturgeschichte von Dante bis zum Ende des 16. Jahrhunderts 3mal priv. S.S. 79; Literaturgeschichte der Renaissance in Italien S.S. 81, 82; 1mal ö. W.S. 87, 95; S.S. 86, 93, 99; Literaturgeschichte der Renaissance und des Humanismus in Italien und Deutschland S.S. 83; 2mal priv. S.S. 92[627]); Literatur und Kultur zur Zeit und unter der Herrschaft der Medici 1mal ö. W.S. 80.

Seit dem Sommersemester 1868 kündigte Tobler die zuerst einspäter zweistündigen Übungen seiner romanischen Gesellschaft an und zwar dergestalt, dass er sie gelegentlich als italienische W.S. 69, altfranzösische S.S. 71, grammatische W.S. 71, romanische S.S. 72 oder französische bezeichnete. Am 1. April 1877[628]) erhielt diese Einrichtung eine geschlossene Organisation dadurch, dass die Zahl der Teilnehmer beschränkt und die Zulassung zur ordentlichen Mitgliedschaft an eine vorher bestimmte wissenschaftliche Leistung gebunden wurde. Die nunmehr romanisch-(englisches)[629]) Seminar[630]) genannte, der Leitung der beiden ordentlichen Fachprofessoren anvertraute Anstalt hat den Zweck, die Studierenden in unmittelbarem persönlichem Verkehr mit den akademischen Lehrern zum wissenschaftlichen Studium der romanischen Sprachen anzuleiten, ihnen aber auch

625) Vgl. seinen Aufsatz Molière und die Frauen in Dichter und Frauen, Vorträge und Abhandlungen, Berlin 1896, S. 38—68; ebenda Isotta von Rimini S. 1—22 und Guy de Maupassant S. 341—373. 626) S. sein Buch Petrarca, Leipzig 1874. 627) S. sein Buch Renaissance und Humanismus in Italien und Deutschland, Berlin, Grote, 1882 und seine Neuausgabe von Jakob Burckhardt[s] Kultur der Renaissance in Italien, 2 Bde., Leipzig, Seemann, letzte Auflage 1904. 628) Das Todesjahr Fabrucci[s] des letzten Lektors alten Stiles. 629) Über den Betrieb des Englischen berichtet Alois Brandl bei W. Lexis, Die deutschen Universitäten (s. oben Anm. 613.) I 482—494. 630) Ein derartiges Seminar, dessen Schöpfung einer längst vorhandenen Einrichtung innerhalb des Universitätsunterrichtes in der klassischen Philologie entsprach, forderte 1843 schon Mager, Die modernen Humanitätsstudien S. 110.

zugleich Gelegenheit zur Übung im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der modernen Sprache zu bieten und sie über ihre didaktische Behandlung im höheren Schulunterricht zu belehren. Diesem doppelten Ziele entsprechend liegt der Seminarunterricht in den Händen des ordentlichen Professors und eines unter dessen Aufsicht stehenden Lektors. Bei der als dringend anerkannten Berücksichtigung des späteren praktischen Lehrberufes der Studierenden ist es selbstverständlich, dass man von dem Lektor in erster Linie die Behandlung neufranzösischer Gegenstände erwartet, doch wurden von Anfang an italienische und spanische Studien prinzipiell keineswegs ausgeschlossen. Es bleibt den Lektoren überdies unbenommen, in ihrem Fache Vorlesungen grammatischen oder literarischen Inhalts privatim oder öffentlich, d. h. gegen Honorar oder unentgeltlich, zu veranstalten, wenn nur die auf praktische Unterweisung abzielende Eigenart solcher Darbietungen gewahrt bleibt. So ist denn seit 1877 das Lektorat, das, wie wir gesehen haben, bis dahin nur in ziemlich lockerer Beziehung zur Universität gestanden hatte, als ein in seinen Grenzen wesentlicher Zweig innerhalb des Gesamtorganismus des akademischen Unterrichtes in den fremden Sprachen anerkannt. Der Lektor, der als solcher früher für seine Arbeit von dem Studierenden sein Honorar bezog, ist nach Neugestaltung der Verhältnisse, an der neben Zupitza ADOLF TOBLER hervorragend beteiligt war, zu der Stellung eines staatlich besoldeten[631]) Beamten aufgerückt, wenn auch die Bestimmung, dass er in zweijährigen Fristen neu bestätigt werden muss, zur Hebung seines Selbstgefühles nicht gerade beitragen wird. Der ebenfalls aus staatlichen Geldern angeschaffte Vorrat an literarischen Hilfsmitteln hat sich durch Toblers Fürsorge im Laufe der Jahrzehnte zu einer reich und zweckdienlich ausgestatteten romanischen Seminarbibliothek erweitert. Aus TOBLER's Seminar, dem er auch noch nach MORF's Berufung treu zu bleiben gedachte als der Tod ihn plötzlich abrief[632]), sind eine Reihe von Romanisten hervorgegangen, die inzwischen als Universitätslehrer, Privatgelehrte oder in anderen Lebensstellungen zu hervorragender wissenschaftlicher Bedeutung gelangt sind; ich nenne nur EMIL LEVY, KARL APPEL, WILHELM CLOETTA, BERTHOLD WIESE, OSKAR SCHULTZ-GORA, MAX CORNICELIUS, ALFRED SCHULZE, GEORG COHN, GEORG EBELING, OSKAR HECKER, KARL BREUL, ADOLF KOLSEN, MAX GOLDSTAUB[633]). Die Mehrzahl von ihnen hat im Verein mit anderen Toblers Schule mehr oder weniger nahestehenden Romanisten durch Beiträge an der Schöpfung des Jubelbandes teilgenommen, durch dessen Widmung sie dem Meister ihre Liebe und Verehrung bekunden wollten[634]).

Die vor 1877 veranstalteten Übungen Toblers werden sich ihrem

631) S. Arch. f. n. Spr. 88, 389. Später hat TOBLER in aller Kürze von der Tätigkeit der Lektoren innerhalb und ausserhalb des Seminars gehandelt bei W. LEXIS, Die deutschen Universitäten 1893, I 498. 632) S. Arch. f. n. Spr. 124, 246. 633) Eine Anzahl seiner ältesten Berliner Schüler macht TOBLER namhaft im Arch. f. n. Spr. 88, 386f. 634) Abhandlungen Herrn Prof. Dr. Adolf Tobler zur Feier seiner fünfundzwanzigjährigen Tätigkeit als ordentlicher Professor an der Universität Berlin von dankbaren Schülern in Ehrerbietung dargebracht, Halle a. S., Max Niemeyer 1895, 509 S. und dazu TOBLER's Dank im Arch. f. n. Spr. 95, 198—207.

Wesen nach[635]) von dem später im Seminar geübten Verfahren kaum unterschieden haben. In den Vorlesungsverzeichnissen werden auch die letzteren ihrem Inhalte nach nicht selten näher bezeichnet, und zwar als provenzalische, altfranzösische, (neu)französische, italienische S.S. 81, 83; W.S. 94, 96, 00, 02, 04 und spanische W.S. 79. Lässt sich auch ein sicherer Einblick in ihren Betrieb und ihre vielfach nach dem Grundsatz zweijähriger Wiederkehr getroffene stoffliche Anordnung an der Hand dieser Quelle nicht gewinnen, so ist doch zweifellos, dass das Studium der galloromanischen Idiome von Anfang an bevorzugt wurde. Seit dem Ende der achtziger Jahre belehren alljährliche ausführliche Berichte der Direktoren über den Gesamtbetrieb der ihnen unterstellten Abteilungen des Seminars, und es ist durchaus gestattet, aus diesen Niederschriften auf vordem innegehaltene Gepflogenheiten Schlüsse zu ziehen[636]).

Ein französischer Vertreter des Lektorates war nicht sofort zu finden, und so kam es, dass einer der hervorragendsten Schüler Toblers, der früh verstorbene ADOLF GASPARY[637]), seit dem Frühjahr 1878 als erster Lektor des Italienischen auftrat, und zwar zunächst „ohne alle Aussicht auf Entgelt, bloss um der guten Sache willen und aus Freundschaft für mich“[638]), ein Zustand, der sich dann allerdings 1879 zu seinen Gunsten änderte. Im Februar 1879 habilitierte er sich als Privatdozent. Neben seinen praktischen italienischen Übungen (ich entsinne mich, dass wir im W.S. 78 HAUFFs Märchen ins Italienische übersetzten) las er Italienische Literaturgeschichte 2mal priv. W.S. 78; S.S. 79; Italienische Literaturgeschichte von Petrarca bis Lorenzo de' Medici 2mal ö. W.S. 79; Italienische Literaturgeschichte des 16. Jahrhunderts 2mal priv. S.S. 80; Grammatik der provenzalischen Sprache 4mal priv. W.S. 79; Erklärung der Lieder des provenzalischen Dichters Peire Vidal 3mal priv. S.S. 80; Altfranzösisch S.S. 79 (nach TOBLER, Arch. f. n. Spr. 88, 390). Die für das W.S. 80 angekündigten Vorlesungen über Geschichte der französischen Literatur im 17. Jahrhundert 2mal priv. und Geschichte der italienischen Literatur von den Anfängen bis Petrarca 2mal priv. kamen nicht mehr zustande, da er als ausserordentlicher Professor und Nachfolger GRÖBERs nach Breslau ging, wo er 1883 Ordinarius wurde.

Mit dem Sommersemester 1881 begann der Schweizer FELLER als erster französischer Lektor seine Tätigkeit. Ausser seinen

635) Dass sie sich im S.S. 76 und W.S. 76 auf Guillaume d'Orange und die Gerusalemme liberata bezogen, erzählt TOBLER, Arch. f. n. Spr. 88, 389. 636) Diese Berichte werden veröffentlicht in der Chronik der königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, jetzt Halle a. S. Buchdruckerei des Waisenhauses. 637) Geb. zu Berlin 1848; gest. ebenda 1892. Es tut nicht not, den Lebensgang dieses bedeutenden Mannes hier im einzelnen zu schildern, nachdem TOBLER an sehr leicht zugänglicher Stelle über seine wissenschaftliche Entwicklung, seine Examina, seine Habilitation, seine Schriften, seine fruchtbare Lehrtätigkeit in Berlin und Breslau, Namen und wachsende Zahl seiner Zuhörer und den Gesamteindruck seiner Persönlichkeit ausführlich Nachricht gegeben hat; s. Arch. f. n. Spr. 88, 386—393. Nachzutragen wäre, dass GASPARYs Geschichte der italienischen Literatur (1885, 1888) durch TOBLER in der Deutsch. Lit. Zeitung 1889, Sp. 1462—1464 angezeigt wurde. 638) S. TOBLER, Arch. f. n. Spr. 88, 389.

regelmässigen französischen Übungen im Seminar las er in französischer Sprache über Viktor Hugos Leben und Schriften 2mal ö. S.S. 81; 3mal priv. S.S. 83; Die tragische Dichtung unter Ludwig XIV. W.S. 81; J. J. Rousseaus Leben und Schriften 1mal ö. S.S. 82; Die „chanson" in Frankreich 2mal priv. W.S. 82; Voltaire's Leben und Schriften W.S. 83; den Romantismus in Frankreich 2mal priv. S.S. 84; Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert 4mal priv. W.S. 84; 2mal priv. S.S. 86; ferner bot er an Grammatische und stilistische Übungen im Französischen 2mal priv. W.S. 81; 3mal priv. S.S. 82; W.S. 83 oder Übungen im Gebrauche des Französischen 3mal priv. S.S. 83, W.S. 83; S.S. 84; 2mal 2 St. priv. S.S. 86 und behandelte auch einmal Französische Syntax 2mal priv. S.S. 86. Mit dem Wintersemester 1886 wurde er abgelöst durch den Lektor ERNST MURET[639]), der nur zwei Halbjahre im Seminar tätig war und ausserdem 2mal Übungen im Sprechen und Schreiben des Französischen abhielt. Eine ähnliche Wirksamkeit entfaltete vom S.S. 88 bis S.S. 89 der in Berlin noch im besten Andenken stehende BERNARD BOUVIER[640]), der aber einmal auch Französische Literaturgeschichte im 19. Jahrhundert: Die romantische Schule 2mal priv. W. 88 gelesen hat, und in denselben Bahnen bewegten sich auch die Leistungen des in der Eigenschaft eines ausserordentlichen Professors seit S.S. 90 an dem Seminarunterricht beteiligten Direktors der königlichen Elisabethschule in Berlin STEPHAN WAETZOLDT, der bis zu seinem Übertritt in einen anderen ausserhalb der Hauptstadt liegenden Wirkungskreis in dieser Stellung verblieb[641]). Man rühmte an ihm eine nicht gewöhnliche Gewandtheit im mündlichen Gebrauche des Französischen. Den Grad seiner Vertrautheit mit der neueren und neuesten Literatur liessen seine Vorträge erkennen, die er von 1887—1894 in der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen gehalten hat[642]). Soviel mir bekannt, liegt nur ein Aufsatz zur neufranzösischen Literatur von ihm gedruckt vor, und zwar über Paul Verlaine, ein Dichter der Décadence[643]). Sein auf dem fünften allgemeinen deutschen Neuphilologentage gehaltener Vortrag Über die Aufgabe des neusprachlichen Unterrichts und die Vorbildung der Lehrer der neueren Sprachen[644]) ist auch im Druck erschienen[645]). Neben den beiden im Unterricht der Lektoren üblich gewordenen Arten praktischer Übungen im Gebrauch der Sprache, mit denen er freilich einmal im Seminar die Erklärung ausgewählter Dichtungen von Fr. Coppée W.S. 91 und ein andermal einen Blick auf Pierre Corneille W.S. 92 verband, las WAETZOLDT

639) Jetzt Professor in Genf. 640) Jetzt Professor in Genf. 641) Geb. 1848; gest. 1904. Er wurde 1894 Regierungs- und Schulrat in Magdeburg, 1897 in Breslau, kehrte 1899 als Geheimer Regierungs- und Vortragender Rat im Kultusministerium nach Berlin zurück und wurde 1902 Oberregierungsrat. Über seinen Lebensgang berichtet ausführlich HANS LÖSCHHORN im Arch. f. n. Spr. 113, 1—12. 642) Sie sind vollständig verzeichnet im Gedenkblatt zum Goldenen Jubiläum der Berl. Gesellschaft etc. 1907, S. 56. 643) S. Festschrift zur Begrüssung des fünften allgem. deutschen Neuphilologentages in Berlin 1892, Berlin, Weidmann, 1892, S. 168—202. 644) S. das Referat in den Verhandlungen desselben Tages, Hannover, Karl Meyer, 1893, S. 25—36. 645) Berlin, Gaertner, 1892.

über Victor Hugo und seine Zeit 1mal ö. W.S. 90; Die drei grossen Komödien Molières (Les Femmes savantes, Le Misanthrope, Le Tartuffe) 1mal ö. S.S. 91; Geschichte des Romans im 19. Jahrhundert 2mal ö. W.S. 91; Methodik des französischen Unterrichts (mit Bezug auf die Lehrpläne von 1892) 1mal ö. S.S. 92; Das französische Volkslied 1mal ö. W.S. 92[645a]); Französische Dichter der Gegenwart 1mal ö. S.S. 93, 94; Emile Augier und die französische Komödie im XIX. Jahrhundert 1mal ö. W.S. 94.

Sein Nachfolger wurde der noch heute als Lektor tätige Professor Eugène Pariselle[646]), der abgesehen von den ständigen zwiefachen praktischen Übungen, denen er gelegentlich neufranzösische Sprechübungen privatissime z. B. W.S. 03, 04, 05, S.S. 06; W.S. 06, S.S. 07, W.S. 07 oder Neufranzösische Übungen für Vorgeschrittene 2mal ö. S.S. 98; W.S. 98, 99, 05 hinzufügt, folgende literarische oder grammatische Stoffe behandelte: Emile Augier und seine Lustspiele 1mal ö. S.S. 95; Die französische Komödie seit 1850 1mal ö. S.S. 96; dasselbe 2. Teil S.S. 97; Racine's Leben und Werke 2mal priv. S.S. 99; Über den französischen Roman im 19. Jahrhundert (Vortrag französisch) 2mal priv. S.S. 00; W.S. 00; Das französische Theater im 19. Jahrhundert (Vortrag franz.) 2mal priv. S.S. 01; W.S. 01; S.S. 02; W.S. 02; S.S. 03; Hauptschwierigkeiten der neufranzösischen Syntax 2mal priv. W.S. 03; dasselbe 2. Teil W.S. 04; S.S. 06; W.S. 06; S.S. 08, 10; Einführung in die Phonetik des Neufranzösischen 2mal priv. W.S. 05; S.S. 07; W.S. 08; Französischer Konversationskursus 1mal privatissime S.S. 08; W.S. 08, 09; S.S. 10.

In der italienischen Abteilung des Seminars trieb der Lektor Giuseppe de Rossi seit W.S. 81 italienische Übungen, kündigte daneben aber Unterricht in der italienischen Sprache an 2mal priv. W.S. 81; Italienische Grammatik und Übungen (für Anfänger) 4mal priv. S.S. 82; W.S. 82, 83; S.S. 84; W.S. 84; Italienische Syntax und praktische Übungen 3mal priv. S.S. 82, 83; 1mal 2stündig priv. W.S. 83; S.S. 84; W.S. 84; 2mal priv. S.S. 88; W.S. 88; S.S. 89; W.S. 93, 94; S.S. 95; W.S. 95; Übersetzung von W. Hauffs Novelle „die Bettlerin“ 2mal priv. S.S. 86; Übersetzung einiger Kapitel von Immermanns Erzählung „der Oberhof“ ins Italienische und Sprechübungen S.S. 87; W.S. 87; Übungen im mündlichen und schriftlichen Gebrauch des Italienischen 4mal priv. W.S. 89. Nicht selten verknüpfte Rossi seine praktischen Übungen mit der Interpretation eines italienischen Autors;

645a) Dazu Waetzoldts Besprechung von W. Scheffler, Die franz. Volksdichtung, Lit. Blatt germ. rom. Phil. 1884, 322—327. 646) Geb. 1856 zu Altenburg von französischen Eltern; lebt bis zu seinem 16. Jahr in Frankreich. Auf dem Grauen Kloster in Berlin zur Universität vorbereitet, studiert er romanische Philologie in Berlin, Paris, Rom, Neapel. Er promoviert 1883 in Halle mit einer Dissertation über Die Sprache der ältesten sizilianischen Chroniken und legt ebenda das Examen pro facultate docendi ab. Nach längeren Studien in Frankreich und England wird er 1886 ord. Lehrer am Wilhelms-Gymnasium in Hamburg, 1888 Oberlehrer am kgl. Lehrerinnen-Seminar in Berlin. Seit 1897 ist er Lehrer an der Kriegsakademie, Professor seit 1895.

so kündete er an Erklärung von Vincenzo Monti's Tragödie „Aristodemo" und Übersetzung von Schillers Wilhelm Tell ins Ital. W.S. 82 und desselben Dichters Tragödie „Cajo Gracco" nebst Übersetzung des Tell S.S. 83; Erklärung von Ugo Foscolos „Ultime lettere di Jacopo Ortis" und Übersetzung des Oberhofs etc. 4mal priv. W.S. 86, oder Ugo Foscolos etc. und Übungen im Schreiben und Sprechen des Italienischen 4mal priv. S.S. 90; W.S. 93; S,S. 94; Erklärung von Giuseppe Giusti's Lettere scelte mit Übungen etc. 4mal priv. W.S. 90; S.S. 91; W.S. 92; S.S. 93; Erklärung von Giorgio Vasari's Vite di Artefici und Übungen etc. 4mal priv. W.S. 91; S.S. 92. Damit nicht genug, gab er eine Erklärung von Alessandro Manzoni's Tragödie „Adelchi" 1mal ö. S.S. 82; und las über Giuseppe Giusti's Leben und Schriften (Vortrag italienisch) W.S. 82; S.S. 83; G. Parini's, V. Alfieri's, V. Monti's, U. Foscolo's und J. Pindemonte's (G. Leopardi's) Leben und Schriften 1mal ö. W.S. 83; S.S. 87 und erklärte zugleich Parini's Satire „Il Giorno" 2mal priv. W.S. 83; S.S. 84; Ludovico Ariosto's Leben und Werke (Vortrag ital.) nebst Erklärung seiner Satieren W.S. 84; Erklärung von Tasso's Gerusalemme liberta 2mal priv. S.S. 86, 88, 89; W.S. 89; Erklärung von Dante's Inferno W.S. 86; Purgatorio W.S. 87; Erklärung ausgewählter Stellen aus Ariosto's Orlando furioso 2mal priv. W.S. 88; Geschichte der italienischen Literatur im 19. Jahrhundert (Vortrag ital.) 4mal priv. W.S. 90; 1mal priv. SS. 91: Geschichte des Dramas in Italien im 19. Jahrhundert (Vortrag ital.) 1mal priv. W.S. 91; Erklärung von Benvenuto Cellini's Autobiographie 2mal priv. W.S. 94; S.S. 95; Erklärung von Tasso's Dialoghi scelti 2mal priv. W.S. 95.

Wie aus den Verzeichnissen der Vorlesungen hervorgeht, beschränkte Rossi's Nachfolger, der treffliche Kenner des Italienischen Oskar Hecker[647]) seine bis jetzt dauernde akademische Lehrtätigkeit durchaus auf das Studium der modernen Sprache und kündigte demgemäss seit S.S. 96 neben seinen Seminarübungen im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der italienischen Sprache an Italienische Grammatik für Anfänger 4mal priv. und Italienische Übungen für Vorgeschrittenere 2mal priv. (für Vorgerücktere Interpretation und Konversation S.S. 02; W.S. 05, 08; S.S. 08 oder noch näher Ausgewählte Stücke aus den Hauptwerken Manzoni's W.S. 03; Interpretation der Sepolcri des Ugo Foscolo und Übersetzung von Wildenbruchs Edles Blut W.S. 04 oder Interpretation mehrerer Stücke aus G. d'Annunzio's Prose scelte (Milano, Treves 1906) und Übersetzung von Freytags Journalisten etc. 2mal priv. S.S. 07; Interpretation ausgewählter Stücke aus Pellico, Le mie Prigioni 2mal priv. W.S. 06; Kursorische Interpretation von d'Azeglio's Ettore Fieramosca 1mal priv. W.S. 08); Italienische Übungen für Anfänger im Anschluss an de Amicis' Cuore 2mal priv. S.S. 06; W.S. 06, 08; oder dasselbe mit Interpretation eines Abschnittes aus de Amicis Vita militare

647) Geb. 1867.

(Buchners Sammlung, Stuttgart) S.S. 07; Italienische Sprechübungen 2 mal priv. S.S. 06. Von seinen Schriften seien genannt seine Dissertation Die Berliner Dekameronhandschrift und ihr Verhältnis zum Codice Mannelli 1892[648]); Die Schicksale der Bibliothek Boccaccios[649]); Boccaccio-Funde[650]); seine praktischen Zwecken dienenden Bücher Die italienische Umgangssprache[651]); Il piccolo Italiano[652]); Neues deutsch-italienisches Wörterbuch[653]). Ich verweise ferner auf seine inhaltreichen Rezensionen in der Deutschen Lit. Zeitung 1896, 589—595 und im Arch. f. n. Spr. 100, 465; 103, 463; 105, 218—229; 106, 228—230, 460 u. s. w.

Mit dem Bedauern über die unzureichende Zahl der romanistischen Professuren hat Tobler nie zurückgehalten, wenn er sich auch mit der wirklich vorgeschlagenen Anstellung von Universitätslehrern „bloss für neuere französische Literatur und Sprache, denen die alte Literatur und Sprache fremd wäre, und die nicht auch die literarischen Beziehungen Frankreichs zu Italien und Spanien zu verfolgen vermöchten"[654]), nicht befreunden konnte. Was dem romanistischen Universitätsunterrichte not tat, lag für ihn an ganz anderer Stelle. Dem ihm als Professor der romanischen Philologie gewordenen Lehrauftrage gehorchend, hielt sich Tobler für gebunden, auch das Italienische und Spanische in den Bereich seiner Lehrtätigkeit zu ziehen, selbst auf die Gefahr hin, dass die Rücksicht auf die Bedürfnisse derjenigen seiner Schüler zu Schaden kommen könnte, die den Besuch akademischer Vorlesungen lediglich als eine Vorbereitung auf ihren späteren Beruf als Lehrer des Französischen ansahen und deshalb wenig Lust verspürten, sich um Dinge zu kümmern, die ausserhalb aufs engste gezogener Kreise lagen. Die Einsicht, dass ein Professor für sich allein den an ihn gestellten Ansprüchen nicht genügen könnte, legte ihm den Wunsch nach einer Vermehrung der romanistischen Professuren[654a]) nahe, und so ist es zu verstehen, wenn ihm erstrebenswert scheint, „dass zwei Lehrer ähnlicher Bildung nebeneinander im Wechsel tätig wären, womit ohne Zweifel eine Mehrung der zu behandelnden Gegenstände sich leicht verbinden liesse"[655]). Da bei den herrschenden Verhältnissen an eine Vermehrung der Ordinariate nach dem Muster der für die klassische Philologie bestehenden Einrichtungen, auf die Tobler einmal ausdrücklich hinweist[655a]), nicht zu denken war, so begrüsste er es stets mit Freude, wenn sich Universitätslehrer fanden, die als Privatdozenten

---

648) S. Rom. Jahresb. III 388. 649) Fedor von Zobeltitz, Zeitschr. für Bücherfreunde, Bielefeld u. Leipzig, Velhagen I (1897/98) 33—41; s. dazu das Referat seines Vortrages Arch. f. n. Spr. 98, 412 f. 650) Stücke aus der bislang verschollenen Bibliothek des Dichters etc. Mit zweiundzwanzig Tafeln, Braunschweig, George Westermann 1902 (s. Arch. f. n. Spr. 109, 231 ff.). 651) In systematischer Anordnung mit Aussprachehilfen, Braunschweig, Westermann, 1897. 652) Ein Handbuch zur Fortbildung in der italienischen Umgangssprache etc., Karlsruhe, Bielefeld, 1900. 653) Aus der lebenden Sprache mit besonderer Berücksichtigung des täglichen Verkehrs u. s. w. Teil I, Ital.-deutsch, Braunschweig, Westermann, 1900; Teil II Deutsch-Ital, ebd. 1905 zugleich mit der 2. Aufl. von Teil I (s. Toblers sehr günstige Besprechungen, Arch. f. n. Spr. 99, 228—230; 105, 216—218). 654) Bei Lexis, Die deutschen Universitäten 1893, S. 504 f. 654a) S. Vermischte Beiträge III² S. VI. 655) Bei Lexis a. a. O. S. 504 f. 655a) Vermischte Beiträge III², VI.

sich einzelner Teile des Gesamtgebietes annahmen, und besonders dankbar war er, wenn sie ihre Tätigkeit den beiden in Frankreich erklingenden Sprachen zuwandten, so dass er selber damit Zeit und Raum für Anderes gewann. Der erste romanistische Privatdozent nach Gaspary war Eduard Schwan[656]), von dem, als er sich im August 1884 habilitierte, an schriftlichen Leistungen vorlagen: seine Strassburger Dissertation Philippe de Remi, Sire de Beaumanoir und seine Werke[657]), La Vie des anciens pères[658]), im Manuskript sein später gedrucktes Buch Die altfranzösischen Liederhandschriften, ihr Verhältnis, ihre Entstehung und ihre Bestimmung[659]) und an Besprechungen die Schriften von Fath, Der Kastellan von Coucy und seine Lieder[660]) und Fr. Landmann, Shakspeare und der Euphuism[661]). Im Laufe seiner bis zum S.S. 91 währenden Berliner Zeit erschienen seine Grammatik des Altfranzösischen[662]), seine Aufsätze Zu den ältesten französischen Denkmälern[663]); Zur Flexion der Feminina der lateinischen III. Deklination im Altfranzösischen[663a]); Zur Lehre von den französischen Satzdoppelformen[664]); Der französische Akzent[665]). Als akademischer Lehrer behandelte er folgende Gegenstände: Altfranzösische Übungen über die ältesten Denkmäler 1mal 2 St. privatissime und unentgeltlich S.S. 86; Übungen zur altfranzösischen Grammatik für Anfänger 1mal 2 St. pr. W.S. 86; 2mal priv. W.S. 89; Übungen zur historischen Grammatik des Französischen 1mal 2 St. priv. S.S. 87; Übungen zur Syntax des Altfranzösischen 1mal 2 St. priv. W.S. 87; Textkritische Übungen über ausgewählte altfranzösische Dichtungen 2mal priv. S.S. 88; Neufranzösische Übungen 2mal priv. W.S. 88; Italienische Übungen unter Zugrundelegung von Ariosto Orl. fur. 2mal priv. S.S. 89; Neuprovenzalische Übungen unter Zugrundelegung von Mistrals Mireio 1mal privatissime W.S. 89, 90; S.S. 91; Übungen in der Aussprache und im Gebrauch des Neufranzösischen 2mal priv. S.S. 90; Textkritische Übungen für Anfänger an ausgewählten altfranzösischen Dichtungen 2mal priv. S.S. 90; Übungen zur Geschichte des Dramas, über die Komödien Molières 2mal priv. S.S. 91; Einführung in die provenzalische Grammatik und Interpretation ausgewählter Texte 2mal 1½ St. priv. S.S. 86;

656) Geb. 1858 in Giessen, studiert in Strassburg Romanistik, Anglistik und Germanistik und 1879 in Breslau klassische Sprachen, geht nach Paris, wo er sich auf der Bibliothèque nationale mit den altfranzösischen lyrischen Dichtern beschäftigt und Vorlesungen bei Gaston Paris hört. Nach Strassburg zurückgekehrt, legte er daselbst das Examen *pro facultate docendi* ab. Für das W.S. 90 wird er mit Koschwitz Vertretung in Greifswald betraut und im Frühjahr 1891 als ausserord. Professor nach Jena berufen; er wird im April 1893 Ordinarius, stirbt aber schon im Juli desselben Jahres (s. Rom. Jahresb. VI, IV 41). **657**) Bonn 1880. **658**) Romania 13 (1884), 233—263. **659**) Berlin 1886. **660**) Lit. Blatt germ. u. rom. Phil. 1884, Sp. 228—222. **661**) Englische Studien VI 94—111. **662**) Leipzig, Reisland, 1888. Der zweiten Auflage, die Schwan 1892 noch selbst besorgte, folgten eine Reihe von Neubearbeitungen durch Dietrich Behrens (s. Rom. Jahresb. I 307; II 135). **663**) Ztschr. f. rom. Phil. XI 462—473. **663a**) Ztschr. f. rom. Phil. XI (1888) 551—553. **664**) Ebd. XII 192—219. **665**) Zusammen mit E. Pringsheim, s. Arch. f. n. Spr. 85 (1890), S. 203—268; dazu die sehr verschiedenartigen Bewertungen der Schrift durch E. Seelmann, Rom. Jahresb. I 15ff. und durch Koschwitz, ebd. I 330f.

4 mal priv. S.S. 88, 90; Geschichte der altfranzösischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zum 16. Jahrhundert 4mal priv. W.S. 86, 88, 90; Geschichte des französischen Dramas 4mal priv. S.S. 87; Grammatik des Altfranzösischen und seiner Dialekte 4mal priv. W.S. 87; Geschichte der französischen Literatur im 16., 17. und 18. Jahrhundert 4mal priv. S.S. 89; Historische Grammatik des Neufranzösischen 4mal priv. W.S. 89; Prinzipien der französischen Sprachgeschichte 3mal priv. S.S. 91.

In wesentlich höherem Grade als Schwan dehnt sein im S.S. 92 auftretender Nachfolger WILHELM CLOETTA[666]) seine Lehrtätigkeit auch auf das Italienische und das Gemeinromanische aus. Er las: Abriss der altfranzösischen Laut- und Formenlehre und im Anschluss daran Erklärung eines älteren Textes 2mal priv. S.S. 92; Laut- und Formenlehre des Französischen 4mal priv. W.S. 93; Geschichte des französischen Dramas 4mal priv. S.S. 92; Einführung in die romanische Sprachwissenschaft, das Volkslatein und die romanischen Sprachen 2mal priv. W.S. 92; Die dramatischen Theorien Emile Zolas nebst neufranzösischen Übungen unter Zugrundelegung seines Dramas Thérèse Raquin 2mal priv. W.S. 92; Einführung in das Italienische nebst Übungen 2mal priv. S.S. 93; Erklärung der ältesten französischen Denkmäler 3mal priv. S.S. 93; Neufranzösische Übungen 2mal priv. S.S. 93. Als CLOETTA im Herbst 1893 Berlin verliess, lagen ausser mehr oder weniger ausführlichen Besprechungen von ihm folgende Schriften vor: seine Ausgabe des Poème moral[667]); seine Beiträge zur Literaturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance I. Komödie und Tragödie im Mittelalter[668]); II. Die Anfänge der Renaissancetragödie; Le Mystère de l'Epoux[669]); Zu Jean Bodel[669a]).

Enger in den Grenzen des nord- und südfranzösischen Sprachgebietes bewegte sich OSKAR SCHULTZ (seit W.S. 96 SCHULTZ-GORA genannt)[670]), dessen Anfänge in das W.S. 93 fallen. Er las: Einführung in das Provenzalische mit Erklärung ausgewählter Texte 3mal priv. W.S. 93, 95; 2mal priv. W.S. 97, 99, 01; Erklärung altfranzösischer Texte namentlich der Extraits de la Chanson de Roland p. p. G. Paris (für Anfänger) 3mal priv. S.S. 94, 95, 96, 97, 98, 99, 00, 01, 02, 03; Über provenzalische und nordfranzösische Personennamen 2mal ö. S.S. 94; privatissime S.S. 00; Geschichte der romantischen Dichtung in Frankreich 3mal priv. W.S. 95; Die französischen Romantiker, ihr Leben und Dichten 2mal priv.

---

666) Geb. 1856 in Zürich; im Herbst 1893 als ausserord. Professor nach Jena berufen, wird er daselbst Ende 1895 Ordinarius. 1909 wird er zum Nachfolger GUSTAV GRÖBERs in Strassburg ernannt. **667**) In Rom. Forsch. III, Erlangen 1886 (s. die Besprechung TOBLERs, Lit. Blatt f. germ. rom. Phil. 1886, 364—367). **668**) Halle, Niemeyer 1890 (s. Rom. Jahresb. I 89f.), ebd. 1892 (s. Rom. Jahresb. III 200). **669**) Romania XXII (1893) 177—229. **669a**) Arch. f. n. Spr. 91, 29—54. **670**) Geb. 1860; studiert neuere Sprache in Heidelberg, Genf, Leipzig, Berlin und lebt schon als Student fünf Monate in Rom. Er promoviert 1883 in Berlin und legt ebenda das Examen *pro facultate docendi* ab; von 1885—1892 ist er Gymnasiallehrer in Altenburg. Er habilitiert sich 1893 in Berlin und wird 1897 zum ausserord. Professor ernannt; seit 1904 ist er Ordinarius in Königsberg.

W.S. 01, 03; Voltaire und Rousseau 2mal priv. S.S. 95, 97, 98, 01, 03; Geschichte der französischen Literatur im 16. und 17. Jahrhundert 3mal priv. W.S. 95, 97; S.S. 99; W.S. 00, 02; Geschichte der französischen Literatur im 16. Jahrhundert 3mal priv. W.S. 04; Erklärung der ältesten französischen Sprachdenkmäler 2mal priv. W.S. 96, 98, 00; 3mal priv. W.S. 02, 04; Geschichte der französischen Literatur vom Tode Rousseau's bis zum Anfange des zweiten Kaiserreiches 3mal priv. W.S. 96, 98; Laut- und Flexionslehre des Französischen 4mal priv. W.S. 99, 01, 03; Phonetik des Neufranzösischen 2mal priv. S.S. 01; dasselbe mit Demonstrationen und Artikulationsübungen 3mal priv. S.S. 02, 04; Einführung ins Altfranzösische nach ausgewählten Texten 3mal priv. S.S. 04; Übungen im Interpretieren von Dichtungen André Chéniers 2mal priv. W.S. 95, 97, 04; S.S. 01; Übersetzungsübungen an Guizots Washington 2mal priv. S.S. 96; Französische Sprechübungen 1mal privatissime S.S. 02, 03; W.S. 02, 03; Altfranzösische Übungen für Vorgerücktere 2mal priv. W.S. 02, 03. Von seinen grösseren bis zu seinem Scheiden aus Berlin erschienenen Schriften, neben denen er eine grosse Zahl von Rezensionen und vor allem von kürzeren Miszellen linguistischen, textkritischen, literar- und kulturhistorischen Inhaltes[671]) veröffentlicht hat, nenne ich hier die folgenden: Die Lebensverhältnisse der italienischen Trobadors[672]); Die provenzalischen Dichterinnen[673]); Pseudo-Turpuin provenzalisch[674]); Die Briefe des Trobadors Raimbaut de Vaqueiras an Bonifaz I., Markgrafen von Monferrat[675]); André Chénier, Auswahl für die Prima der höheren Lehranstalten und zum Gebrauch in Universitätsseminaren[676]); Beiträge zu André Chénier[677]); Über den Liederstreit zwischen Sordel und Peire Bremon[678]); Über die älteste sardische Urkunde und ihre Bedeutung[679]); Über einige französische Frauennamen[680]); Un Testament littéraire de Jean Jacques Rousseau[681]); Einige nur bruchstückweise bekannte Briefe nebst zwei ungedruckten von J. J. Rousseau an Herrn von Malesherbes[682]); Zwei altfranzösische Dichtungen: La Chastelaine de Saint Gille; Du Chevalier au Barisel[683]); Ein ungedruckter Salud d'amor[684]); Der Kurzvers in Folcon de Candie der Boulogner-Handschrift Nr. 192[685]) (s. dazu jetzt SCHULTZ-GORA^s Ausgabe des Folque de Candie von Herbert le Duc de Danmartin[686]).

---

671) Besonders in der Zeitschr. f. rom. Phil. und im Archiv f. n. Spr. 672) Berliner Dissertation, Berlin 1883. 673) Biographie und Texte nebst Anmerkungen und einer Einleitung, Leipzig, Fock 1888 (s. die Besprechung von TOBLER, Le Moyen âge 1888, S. 97f.). 674) Zeitschr. f. rom. Phil. 14 (1890), 467—520. 675) Halle, Niemeyer, 1893. 676) Halle, Niemeyer, 1891. 677) Arch. f. n. Spr. 95 (1895), 407—430. 678) Arch. f. n. Spr. 93 (1894), 123—140. 679) Zeitschr. f. rom. Phil. 18 (1895), 138—158. 680) In den Abhandlungen Herrn Prof. Dr. Adolf Tobler etc. gewidmet, Halle, Niemeyer, 1895, S. 180—209. 681) Publié avec une introduction et des notes, Halle, Niemeyer, 1897. 682) Arch. f. n. Spr. 100 (1898), 335—351. 683) Neu herausgegeben mit Einleitungen, Anmerkungen und Glossar. Halle, Niemeyer, 1899. 684) Zeitschr. f. rom. Phil. 24 (1900), 358—369. 685) Zeitschr. f. rom. Phil. 24 (1900), 370—387. 686) Nach den festländischen Hss. zum ersten

Georg Ebeling[687]), der sich im August 1903 an der Universität habilitiert hatte und noch jetzt als Privatdozent daselbst wirkt, veranstaltete folgende Vorlesungen: Molière's Leben und Werke und Erklärung des Tartuffe 4mal priv. S.S. 04; W.S. 05; Einführung in das Provenzalische nach Appel, Prov. Chrestomathie 3mal priv. W.S. 04, 06; Erklärung provenzalischer Sprachproben 4mal priv. W.S. 08; Einführung in das Altfranzösische 4mal priv. S.S. 06, 07, 08, 09, 10; Erklärung ausgewählter Proben aus mittelfranzösischen Denkmälern (Darmesteter-Hatzfeld, Le seizième siècle) 3mal priv. W.S. 04, 07; Erklärung der ältesten französischen Denkmäler 4mal priv. S.S. 05, 07; W.S. 08; Historische Laut- und Formenlehre des Französischen 4mal priv. W.S. 05, 07; Historische Formenlehre des Französischen S.S. 06, 08; Historische Formenlehre des französischen Substantivs, Adjektivs; Zahlworts mit besonderer Berücksichtigung der heutigen Sprache 4mal priv. S.S. 09; Historische Grammatik des Französischen I. Teil 4mal priv. W.S. 09; II. Teil S.S. 10; Geschichte der altfranzösischen Literatur 4mal priv. W.S. 06; Ausgewählte Kapitel der neufranzösischen Syntax historisch betrachtet 4mal priv. S.S. 09; Syntaktisch-sprachpsychologische Erklärung eines modernen Lustspieles 2mal priv. W.S. 09; Das Rolandslied in literarischer Hinsicht und die Entstehung des altfranzösischen Volksepos 2mal priv. W.S. 09. Ausserdem hielt er ab: Altfranzösische Übungen 2mal priv. S.S. 04; W.S 04, 05, 06, 07, 08, 09; Provenzalische Übungen mit Berücksichtigung des Altfranzösischen 2mal priv. S.S. 05, 09; 2mal ö. S.S. 07; Mittelfranzösische Übungen (15. Jahrhundert) 2mal priv. S.S. 06, 08; Neufranzösische Übungen (zur Syntax der heutigen Sprache) 2mal priv. S.S. 05, 07, 10. Von seinen Schriften seien hier die folgenden aufgeführt: Auberee, Altfranzösisches Fablel[688]); Zur Berliner Fableauxhandschrift[689]); Zur Asymmetrie im Ausdruck im Altfranzösischen[690]). Einen beträchtlichen Teil seiner linguistischen und textkritischen Studien bergen Ebeling's sehr ausgedehnte Rezensionen: so seine beiden Beiträge zum Romanischen Jahresbericht über Historische französische Syntax 1895[691]) und 1896[692]); seine Besprechungen von: E. Etienne, Essai de grammaire[693]); Franz Meder, Erläuterungen zur französischen Syntax[694]); Schultz-Gora, Zwei altfranzösische Dichtungen[695]); Körting, Formenbau des französischen Nomens[696]); Friedwagner, Meraugis[697]); Herzog, Materialien zu einer neuprovenzalischen Syntax[698]); Meyer-

---

Male vollständig herausgegeben in Gesellschaft für Romanische Literatur Bd. 21, I 1910. 687) Geb. 1867, Schüler Toblers. 688) Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben, Halle, Niemeyer, 1895. 689) Abhandlungen Herrn Prof. Dr. Adolf Tobler etc. gewidmet, Halle, Niemeyer, 1895, S. 321—341. 690) Ebd. S. 342—354. 691) Vollmöller, Kritischer Jahresbericht IV I 228—247. 692) Ebd. V I 164—238 (auch als S.-A. erschienen). 693) Deutsche Lit. Zeitung 1896, Sp. 1072—1075. 694) Zeitschr. f. franz. Sprache u. Lit. 23², 100—118. 695) Ebd. 25², 1—46. 696) Arch. f. n. Spr. 105, 429—445 und 106, 195—204. 697) Arch. f. n. Spr. 103, 403—430; Zeitschr. f. rom. Phil. 24, 508—544. 698) Deutsche Lit. Zeitung 1901, Sp. 867—869.

LÜBKE, Romanische Syntax[699]). Ich nenne noch Ebelings Aufsätze Zu Verm. Beitr. III 14ff., *nous chantions avec lui = nous chantions, moi et lui*[700]) und über Tant soit peu[701]) sowie seine Probleme der romanischen Syntax[702]).

Von den beiden innerhalb des letzten Jahrzehntes berufenen ausserord. Professoren für neuere Sprachen beschränkt sich EMILE HAGUENIN (seit S.S. 02) auf die Unterweisung in der französischen Literatur der Neuzeit, während ADOLF RAMBEAU (seit W.S. 06) Themata aus der italienischen, spanischen und portugiesischen Literaturgeschichte behandelt und dabei, ebenso wie gelegentlich bei seinen linguistischen Übungen, sich mit Vorliebe der älteren Zeit zuwendet. 1. HAGUENIN[703]) las: Interpretation französischer Komödien des 17. Jahrhundert (Molière und seine Nachfolger) 2mal priv. S.S. 02; dasselbe des 18. Jahrhundert 2mal priv. W.S. 02; Geschichte der französischen Komödie im 18. Jahrhundert 2mal priv. S.S. 08; dasselbe im 19. Jahrhundert 2mal priv. S.S. 09; Corneille's und Racines Leben und Werke 2mal priv. W.S. 04; Molière's Leben und Werke 2mal priv. W.S. 05; Voltaire's Leben und Werke 1mal ö. W.S. 09; Geschichte des romantischen Dramas in Frankreich 1mal ö. S.S. 09; Die dramatische Dichtung in Frankreich von 1850 bis zur Gegenwart 1mal ö. W.S. 02; S.S. 07; Die romantische Lyrik in Frankreich 1mal ö. S.S. 08; Geschichte der französischen Lyrik 1840—1880 1mal ö. W.S. 08; Die französische Lyrik von der Mitte des 19. Jahrhunderts 2mal priv. S.S. 05; Die lyrische Poesie in Frankreich von 1850 bis zur Gegenwart 1mal ö. S.S. 02; Erklärung ausgewählter Texte aus der neueren französischen Lyrik 1mal priv. S.S. 05; Der französische Roman im 17. Jahrhundert 1mal ö. W.S. 04; dasselbe im 18. Jahrhundert 1mal ö. S.S. 05; Geschichte des französischen Romans von J. J. Rousseau bis zu Honoré de Balzac (1760—1850) 1mal ö. S.S. 07; Honoré de Balzac und die Anfänge des realistischen Romans in Frankreich 1mal ö. S.S. 03; Der realistische Roman in Frankreich von 1850—1900 1mal ö. S.S. 04 (auch W.S. 07); Geschichte des französischen Romans seit 1870 1mal ö. S.S. 10; Geschichte der französischen Literatur im Zeitalter Ludwigs XIV. (1655—1715) 2mal priv. S.S. 03; W.S. 07; Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert (1715—1800) 2mal priv. W.S. 03; 4mal priv. W.S. 08; Die französische Literatur im 17. Jahrhundert 2mal priv. W.S. 06; Geschichte der französischen Literatur von 1780—1840 2mal priv. W.S. 09; dasselbe von 1800—1848 2mal priv. S.S. 04; dasselbe von 1830—1900 2mal priv. S.S. 10 oder von 1870 bis zur Gegenwart 2mal priv. S.S. 06; Die Hauptströmungen der französischen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart 1mal ö. W.S. 05; Die religiöse Strömung

699) Lit. Blatt f. germ. u. rom. Phil. 1902, Sp. 126—141. 700) Arch. f. n. Spr. 104, 129—133. 701) Festschrift Adolf Tobler zum siebzigsten Geburtstage dargebracht etc., Braunschweig, Westermann, 1905. S. 459 bis 477. 702) Erster Teil, Halle, Niemeyer 1905. 703) Geb. 1872; franz. Herkunft.

im französischen Geistesleben des 19. Jahrhunderts 1mal ö. W.S. 03; Entstehung der französischen Romantik 1mal ö. W.S. 06; Die französischen Humoristen des 19. Jahrhunderts 1mal ö. S.S. 06. Ausserdem veranstaltete HAGUENIN fast in jedem Semester privatissime und unentgeltlich Übungen über literar- und kulturgeschichtliche Themata, z. B. über V. Hugo's Légende des Siècles S.S. 06 oder Das Pariser Argot im 19. Jahrhundert mit Interpretationsübungen W.S. 06.

2. RAMBEAU[704]) las über: Alessandro Manzoni, seine Zeit, sein Leben und seine Werke mit Übungen 2mal priv. W.S. 06; Geschichte des romantischen Epos in Italien bis Ariosto 2mal priv. W.S. 07; Die „novella" in Italien. Boccaccio und seine Vorgänger 1mal pr. S.S. 08; dasselbe Boccaccio und seine Nachfolger 2mal priv. W.S. 08; Torquato Tasso und die Geschichte des romantischen Epos in Italien 2mal priv. S.S. 10; Erklärung von Tasso's Ger. Lib. mit Übungen 3mal priv. S.S. 07; Französische und italienische Phonetik. Erklärung und Lesen phonetischer Texte S.S. 08, 09; Altitalienische Übungen 1mal S.S. 09; Italienische Übungen: Dante W.S. 09; Italienisch für Anfänger 2mal S.S. 08; Französische und spanische Phonetik etc. 1mal ö. W.S. 06; S.S. 07; W.S. 07; S.S. 07, 08, 09; Erklärung moderner spanischer Novellen mit grammatischen Übungen 3mal pr. S.S. 07; Einführung in das Studium der Dramen Lope de Vega's 2mal priv. W.S. 07; Spanisch für Anfänger 2mal priv. W.S. 07; S.S. 08; W.S. 08; S.S. 09, 10; W.S. 09; Don Quijote de la Mancha 2mal priv. W.S. 08; Tirso de Molina und andere Dramatiker des Siglo de oro 3mal priv. S.S. 09; Einführung in das Studium der spanischen „novela" mit Übungen 2mal priv. W.S. 06; Novelas ejemplares 3mal priv. W.S. 09; Os Lusiadas von Luiz de Camões mit einer grammatisch-phonetischen Einleitung 2mal priv. S.S. 10.

An Vorlesungen, die von Dozenten anderer wissenschaftlicher Richtung vorübergehend angekündigt wurden, deren Gegenstand aber offenbar in das romanistische Gebiet fällt, nenne ich hier die des Dr. REICH, Geschichte der antiken Romane und Novellen und ihres literarischen Einflusses bis auf Shakespeare und Cervantes S.S. 04; des Professors v. WINTERFELD, Der metrisch-rhythmische Satzschluss von Cicero bis Petrarca 2mal priv. W.S. 04 und besonders die des Dr. WERMINGHOFF, Dantes Leben und Werke 1mal ö. W.S. 07.

Praktische Übungen in den neueren romanischen Sprachen bieten dem Studierenden auch die Kurse des 1887 eröffneten Orientalischen Seminars[705]), das mit der Universität in Verbindung steht, und zwar im

704) Geb. 1852, Verfasser von: Die als echt nachweisbaren Assonanzen des Oxforder Textes der Chanson de Roland, Halle 1878; Der französische und englische Unterricht in der deutschen Schule etc. Programm des Wilhelmsgymnasiums in Hamburg; Über den Auszug aus seinem Vortrag über Maître Adam and the Beginnings of French Comedy (1896) s. Rom. Jahresb. IV, II 561; Chrestomathie française avec prononciation figurée à l'usage des Etrangers, Baltimore 1897 (zusammen mit Jean Passy; s. dazu Rom. Jahresb. V, I 7 u. 162). 705) Vgl. die Vor-

Französischen (Francillon, Haguenin), im Spanischen (Pedro de Mugica) und als sehr willkommene Neuerung seit 1906 auch im Rumänischen bei H. Tiktin, der auch von rumänischer Lautlehre, sowie von Land und Leuten handelt.

Unter der Aufsicht des Ordinarius für romanische Philologie[706]) sind seit einer Reihe von Jahren an der Universität auf Kosten des Staates Kurse eingerichtet worden, in denen eine jedesmal beschränkte Zahl von Studierenden gegen ein geringes Honorar durch gebildete Franzosen zum praktischen Gebrauch des Französischen angeleitet wird.

Über die mit Hilfe der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen durch Herrig gegründete Akademie für moderne Philologie, die vom Oktober 1872 bis dahin 1880 bestand, findet man Näheres bei Hahn und Mangold, Gedenkblatt zum goldenen Jubiläum der Berliner Gesellschaft etc. am 26. Oktober 1907 (s. Arch. f. n. Spr. 119, 225 f.) und in den Jahrgängen des Archivs f. n. Spr. 1872 ff. An ihr unterrichteten in den romanischen Sprachen Männer wie Mahn, Lücking, Scholle, Goldbeck, Ulbrich, P. Förster u. a.

Berlin. A. Risop.

***Bonn.* Von den Anfängen an** von H. Schneegans folgt im nächsten Band.

Breslau. Bis 1908. Von C. Appel s. Bd. IX iv 23 ff.

Geschichte des Unterrichts in den romanischen Sprachen an der Universität zu Göttingen. Von den Anfängen bis 1908. An der Georgia Augusta haben im Gegensatz zu mancher anderen Universität die neueren Sprachen von Anfang an und die ganze Zeit ihres Bestehens hindurch reiche Berücksichtigung gefunden. In den Vorlesungsverzeichnissen finden sich ohne Unterbrechung Lehrer des Französischen und des Englischen, meist auch solche des Italienischen und Spanischen, daneben, obwohl erheblich seltener, solche des Holländischen, des Schwedischen, des Dänischen, zeitweise sogar des Ungarischen; ebenso sind meist deutsche Kurse für Ausländer abgehalten worden. Ich beschränke mich hier auf den Unterricht in den romanischen Sprachen[1]).

A. Professoren des Französischen, bezw. der romanischen Sprachen.

Schon unter den ersten Berufungen, welche bereits einige Jahre vor der offiziellen Gründung (1737) begannen, befindet sich die eines ausserordentlichen Professors für die französische Sprache. Dies war Antoine Rougemont, welcher, 1699 in Paris geboren, Theologie studiert und Geistlicher gewesen, dann aber nach Deutschland ausgewandert, zur reformierten Kirche übergetreten und zuletzt Adjunkt bei dem Prediger der französisch-reformierten Gemeinde in Hannover gewesen war. Im Winter 1734/35 trat er sein neues Amt mit einer französischen Einführungs-

---

lesungsverzeichnisse der Universität. 706) Über Toblers Nachfolger, Heinrich Morf, wird im nächsten Bericht eingehender gehandelt werden.

1) Als Quellen sind benutzt: a) Die lateinischen Lektionskataloge seit S.S. 1736, die deutschen in den Gött. Gel. Anzeigen seit dem S.S. 1754, gesondert gedruckt seit dem S.S. 1780. b) Die Akten der Göttinger Philosophischen Fakultät und des dortigen Romanisch-englischen Seminars. c) Versuch einer akademischen Gelehrtengeschichte von der Georg-Augustus-Universität zu Göttingen, I 1765;

rede[2]) an, in der er die Ziele darlegte, die ihm bei seinem Unterrichte vorschwebten, und mitteilte, er werde mit der Erklärung der „Aventures de Télémaque" beginnen. Derselbe gründete daselbst gleichzeitig eine eigene höhere Schule mit Internat und französischer Umgangssprache, in welcher „junge Edelleute und andere Söhne von guten Familien" in Religion, im Lateinischen, Griechischen, Deutschen und besonders im Französischen, sowie in der Mathematik, der Geschichte und der Geographie u. a. unterrichtet wurden und welche, wie der Leiter in einem Bericht aus dem Jahre 1742[3]) hervorhebt, von einigen Professoren als „Seminar der Georg-August-Universität" bezeichnet wurde. Zugleich verwaltete er gewissermassen das Amt eines Universitätspredigers, indem er monatlich einmal im theologischen Hörsale predigte. Auch hielt er bei Gelegenheit sowohl der Einweihungsfeier 1737, als auch bei dem Besuche des Königs 1748 eine französische Festrede[4]). Seine akademische Tätigkeit erstreckte sich ausser auf den praktischen Unterricht im Französischen vornehmlich auf die Erklärung verschiedener französischer Autoren, besonders von Werken Fénelons, Boileaus, Fontenelles, Ménages und Vaugelas'. Er starb am 28. Dezember 1751.

Sein Nachfolger wurde Isaac von Colom du Clos. Dieser wurde am 20. Januar 1708 zu Müncheberg, einer französischen reformierten Kolonie in der Mittelmark geboren, besuchte das Joachimthalsche Gymnasium zu Berlin, studierte Theologie, bestand in Berlin vor dem Oberkonsistorium die Prüfung als candidatus ministerii, setzte seine Studien in Jena und Leiden fort, worauf er 1729 nach Bremen ging. Im folgenden Jahre berief ihn der Fürst Georg Albrecht von Ostfriesland zum Erzieher seines ältesten Sohnes, des Erbprinzen Karl Eduard. Als letzterer 1734 seinem Vater in der Regierung gefolgt war, machte er 1735 Colom zum Geheimen Kabinettssekretär und bald darauf zum Bibliothekar. Der Fürst starb jedoch schon im November 1744, und Colom, welcher zunächst Lehrer des Französischen in Ilfeld geworden war, wurde im Juli 1747 zum Lector publicus linguae gallicae in Göttingen ernannt. Dort erwarb er am 1. August 1748 die Magisterwürde auf Grund der „Disquisitio

II 1788, beide von Pütter; III 1820 von Saalfeld; IV 1838 von Saalfeld und Oesterley. d) Chronik der Georg-Augusts-Universität zu Göttingen seit Ostern 1886 (die für 1889 mit Rückblicken auf frühere Jahrzehnte 1837—1890). e) Für die biographischen Angaben über einzelne Gelehrte (Bialloblotzky, Tittmann u. a.): die Allgemeine Deutsche Biographie, Leipzig seit 1875. f) Einzelne andere Schriften, die unter dem Texte angeführt sind. 2) Antoine Rougemont, Pasteur nommé en survivance de l'église françoise reformée d'Hannover, et professeur en éloquence françoise en la nouvelle université de Göttingen, annonce aux très illustres et très généreux citoiens de cette academie, quels seront ses exercices publics et particuliers pendant cet hiver de la présente année 1734. 3) Nouvel arrangement de la maison de pension établie à Göttingen . . . pour de jeunes cavaliers et autres enfans de bonnes familles chez M. Antoine Rougemont. Göttingen 1742. Eine eingehende und wohlwollende Besprechung des Institutes findet sich in „Göttingische Zeitungen von gelehrten Sachen" 1740, 238—40. 4) Discours de l'utilité des sciences et des beaux arts dans un état, prononcé à la cérémonie de l'inauguration par Antoine Rougemont, professeur de la langue françoise (Abgedruckt bei Joh. Matth. Gesner, De Academia Georgia Augusta, Gottingae 1737, III, 17—22); Harangue et vers à la louange du roi sur la paix d'Aix la Chapelle par le sieur Antoine Rougemont, ancien prédicateur de l'église françoise réformée de Hannovre et professeur de l'Université royale de Gottingue, le 1. août 1748.

quaestionis, num plus utilitatis queat humano generi monarchia universalis an terrae divisio in diversa imperia et regna", wurde im August 1751 Professor extraordinarius und erhielt im Januar 1764 den Rang eines ordentlichen Professors. Schon in Ilfeld war er Mitglied der nürnbergischen kosmographischen Gesellschaft geworden, 1747 trat er in die Göttinger, 1749 in die Helmstädtische, 1752 in die Bremer „Teutsche Gesellschaft" ein und bekleidete in Göttingen von 1748 bis 1758 die Stelle eines Sekretärs der Gesellschaft. Er starb nach langjähriger akademischer Tätigkeit am 25. Januar 1795.

Von seinen Schriften beziehen sich folgende auf die französische Sprache: 1. Principes de la langue françoise, Nordhausen 1745; von der 2. Auflage 1749 an in Göttingen erschienen; 2. Teutsch- und Französisches Titularbuch mit zwey nützlichen Wörterbüchern und einem vollständigen Register versehen, 4. Aufl., Nordhausen 1747; 3. Réflexions et remarques sur la manière d'écrire des lettres, sur les règles particulières du stile et sur la versification françoise, Göttingen 1749; 4. Le génie, la politesse, l'esprit et la delicatesse de la langue françoise 1755; 5. Modelles de lettres sur toutes sortes de sujets, 2 Teile, 1760—61; 6. Übungen zur Anwendung der Grundsätze, der Wortfügung und der Schreibart der französischen Sprache mit einer Einleitung in die Grundsätze der französischen Sprache, Göttingen 1761. Mehrere dieser Schriften erlebten zahlreiche Auflagen.

An der Universität veranstaltete er während seiner ganzen Dienstzeit praktische Übungen des Französischen und zwar nicht nur im mündlichen und schriftlichen Ausdruck, sondern er behandelte auch speziell Fragen der Orthographie, der Syntax, der Lehre vom Stil u. dgl. und gründete zu diesem Zweck eine „assemblée françoise". Seine Vorlesungen bestanden meist in der Erklärung französischer Schriftsteller, unter denen er besonders Boileaus Art poétique, sowie dessen Satiren und Episteln behandelte. Daneben bevorzugte er Voltaire, dessen Henriade sehr oft in den Vorlesungsverzeichnissen erscheint, daneben dessen Olimpie, Lafontaines und La Mothes Fabeln, Voltaires und Rousseaus Oden, ausgewählte Dichtungen aus Pohlmanns Recueil de Poésies, endlich auch Fontenelles De la pluralité des mondes. Seltener behandelte er andere Gegenstände. So las er wiederholt über französische Poesie und Verskunst und eigentümlicherweise auch mehrfach über Heraldik und Fragen der Geographie, letzteres sogar hin und wieder in deutscher Sprache, während er sich sonst regelmässig der französischen bediente.

Nach Coloms Tode dauerte es 10 Jahre, bis einer der Lehrer des Französischen wieder zu dem Range eines Professors aufstieg. Es war dies der bisherige Lektor François Soulange Artaud, welcher sich bis zum Jahre 1806 Dartaud nannte. Geboren zu Paris am 4. Juni 1769, war er 1791 aus Frankreich ausgewandert und hatte den Feldzug 1792 gegen sein Vaterland in dem hannoverschen Heere mitgemacht. Nach der Rückkehr war er gegen Ende des Jahres 1794 nach Göttingen gekommen, hatte hier 4 Jahre studiert, worauf er 1799 zum zweiten Lektor der französischen Sprache ernannt worden war. Nachdem er dann 1803 Assessor bei der Societät der Wissenschaften geworden, wurde ihm durch ein Schreiben vom 21. Oktober 1805 aus Hannover (in welchem er noch

Dartaud genannt wird) „in Rücksicht der bewiesenen Geschicklichkeit und erworbener Verdienste um die Universität der Charakter und Rang eines ausserordentlichen Professors in der philosophischen Fakultät“ erteilt. Aber damit war seine Laufbahn noch nicht zu Ende. Im Jahre 1819 wurde er zum ordentlichen Professor der französischen Sprache und Literatur ernannt und erhielt zwei Jahre später, 1821, das Ritterkreuz der französischen Ehrenlegion. Er starb im Alter von 68 Jahren am 20. April 1837. Unter seinen literarischen Arbeiten sind die meisten Übertragungen deutscher wissenschaftlicher Werke ins Französische. Dahin gehören 1. L'histoire naturelle de Mr. Blumenbach, traduite de l'allemand, 2 vol., Metz 1803; 2. L'histoire de la révolution de Danemarc, traduite de l'allemand de Mr. Spittler, Metz 1805; 3. Observations générales sur les universités protestantes en Allemagne et particulièrement sur celle de Goettingue, traduites de l'allemand de Mr. Meiners, Goettingue 1808. Ausserdem lieferte er mehrere Abhandlungen und Aufsätze für Millins „Magazin encyclopédique“, dessen Mitarbeiter er war. Seine Lehrtätigkeit teilte sich in den praktischen Unterricht im Französischen und in Vorlesungen über die verschiedenen Gebiete der französischen Literaturgeschichte.

Wenn Artaud in seiner literarischen Wirksamkeit vornehmlich den Zweck verfolgte, die Franzosen mit den Erzeugnissen deutscher Kultur und Wissenschaft bekannt zu machen, so war ihm hierin Charles de Villers bereits vorangegangen und beiden folgte darin Frau von Staël, die sogar unter dem unmittelbaren Einfluss Villers', mit dem sie enge Beziehungen gehabt hat, stand. Villers ist in der Tat eine der bemerkenswertesten Persönlichkeiten seiner Zeit[5]). Geboren am 4. November 1765 (nicht 1764, wie mehrfach angegeben wird) in Boulay (Bolchen) in Lothringen, nahe der deutschen Grenze als ältester Sohn eines königlichen Rates, wurde er 1782 Artillerieoffizier und stand in verschiedenen Garnisonen, z. B. in Toul und Strassburg, zuletzt als Hauptmann in Besançon. Zugleich betätigte er sich literarisch, indem er unter anderen 1787 zwei Theaterstücke erscheinen liess. Aber bald zog ihn die Revolution in ihre Strudel, und er verfasste zwischen 1789 und 1791 mehrere politische Streitschriften, deren bedeutendste „De la liberté“ für die Monarchie eintrat. Durch diese Veröffentlichungen machte er sich verdächtig und er entzog sich seiner Gefangensetzung nur durch eilige Flucht über die Grenze, am 27. November 1792. Nach kürzerem oder längerem Aufenthalt in Belgien, Holland und mehreren Orten Deutschlands kam er 1796 nach Göttingen und studierte hier mit grossem Eifer, besonders bei Heyne, Heeren, Schlözer, Spittler u. a., d. h. Philosophie, Philologie und Geschichte; besonders nahe trat er Schlözer und dessen Familie. Im Jahre 1797 veröffentlichte er seine „Lettres Westphaliennes“, in welchen er eine Beschreibung Westphalens mit geschichtlichen und philosophischen Exkursen gab. In demselben Jahre ging er nach Lübeck, um sich von dort nach Petersburg einzuschiffen, liess sich aber durch Dorothea Schlözer, die sich inzwischen mit dem dortigen Senator Rodde verheiratet hatte, bestimmen, dort zu bleiben. In dem damals in Hamburg erscheinenden „Spectateur

5) Louis Wittmer, Charles de Villers. Genève 1908; frühere Literatur über ihn ib. S. IV; N. Sevenig, Charles de Villers, ein verkannter Vorläufer der Frau von Staël, Programm, Diekirch 1909.



du Nord", der für die ausgewanderten Franzosen bestimmt war, veröffentlichte er mehrere Artikel, welche bezweckten, die Leser mit der deutschen Literatur, Geschichte und Philosophie bekannt zu machen. Dasselbe Ziel verfolgte er mit einem starken Werke über Kant (Philosophie de Kant), das im August 1801 in Metz erschien und dem „Institut national de France" gewidmet war. Das Buch wurde in Deutschland sehr günstig beurteilt, in Frankreich allgemein verurteilt, weil Villers durch sein Lob Deutschlands die Eigenliebe seiner Landsleute tief verletzt hatte. Er liess sich aber nicht abschrecken, sondern veröffentlichte im folgenden Jahre ein Werk über Galls Theorien des Gehirns[6]). Um dieselbe Zeit begann Frau v. Staël, durch seine Schriften auf die deutsche Literatur und Philosophie aufmerksam gemacht, einen lebhaften Briefwechsel mit ihm, der mit einigen Unterbrechungen bis zu Villers' Tode fortgesetzt wurde.

Inzwischen hatte Napoléon aus Feindschaft gegen England 1802 ein Heer in Hannover einrücken lassen, und Villers forderte in einem „Appel aux officiers de l'armée de Hannovre" (gedruckt Lübeck 1803, auch übersetzt) seine Landsleute auf, den Aufenthalt in Deutschland zu benutzen, um sich mit der Kultur und der Sprache des Landes bekannt zu machen. Auf einer Reise nach Paris traf er mit Frau v. Staël, die aus Frankreich verbannt worden war, im Oktober 1802 14 Tage in Metz zusammen und bereitete sie für ihre Reise nach Deutschland vor. In demselben Jahre wurde ihm für die Beantwortung der vom Pariser Institut gestellten Frage „Quelle a été l'influence de la Réformation de Luther sur la situation politique de l'Europe et sur le progrès des lumières?" der Preis zuerkannt. Das Buch „Essai sur l'esprit et l'influence de la réformation de Luther", Paris 1804, fand überall, auch in Frankreich, eine sehr freundliche Aufnahme, erlebte drei Auflagen und wurde in vier Sprachen übersetzt.

Im folgenden Jahre verlieh ihm die Göttinger Philosophische Fakultät die Doktorwürde honoris causa. Der damalige Dekan hatte in dieser Sache unter dem 24. September 1805 an den „amplissimus philosophorum ordo" folgendes Schreiben gerichtet: „Herr Villers hat seine literarische Reputation im Inn- und Auslande auf eine so eclatante Art begründet, und dabey mehrmalen eine solche enthusiastische Verehrung und Vorliebe für unsere Academie nicht ohne wohlthätigen Einfluss auf uns öffentlich an den Tag gelegt, dass meine Höchsverehrten Herrn Collegen gewiss meinen Antrag, diesem würdigen Mann bey seinem Hierseyn durch eine öffentliche Urkunde — das Doctordiplom — unsere Achtung und dankbare Gesinnung zu bezeugen, Ihrer Aufmerksamkeit würdigen, und ihm beystimmen werden. Dass ihm diese honoraria delatio doctoratus von einer Academie, für welche er so sehr eingenommen ist, gewiss sehr angenehm und schmeichelhaft seyn werde, lässt sich, wenn auch andere würklich existirende Data fehlten, schon ohnehin abnehmen." Das Votum der Honorenfakultät lautete: „Dem vorstehenden Vorschlag Spectabilis Decani trete ich ohne Bedenken bey und danke ihm für seine Vorsorge für eine so schickliche und anständige Darlegung von Hochachtung gegen Hr. Villers" Heyne, Schlözer, Beckmann, Meiners, Eichhorn, Tychsen, Mayer. In dem Diplom heisst es, die Würde werde verliehen dem „amico

6) Lettre . . . sur une nouvelle théorie du cerveau par Dr. Gall, Metz 1802.

societati regiae scientiarum gottingensi litterarum commercio coniuncto et instituto nationis francicae correspondentis nomine adscripto, ingenii elegantia et doctrinae variae copia instructissimo, incorrupta iudicii veritate de Lutheri meritis clarissimo, musis Georgiae Augustae carissimo."

Im folgenden Jahre 1806 erschien seine Abhandlung „Sur la manière essentiellement différente dont les poètes français et allemands traitent l'amour", die in feinsinniger Weise den Unterschied französischer und deutscher Lyrik darlegt und dabei namentlich die Dichtungen Schillers und Goethes hervorhebt. Goethe dankte ihm dafür in einem Briefe vom 11. November 1806, indem er ihm mitteilt: „Ihren Aufsatz habe ich mit Vergnügen und Beschämung gelesen, wobei es mir ein nicht geringer Trost war zu sehen, dass dasjenige, was man geleistet hat, für etwas gehalten wird."

Inzwischen war durch die Folgen der Schlacht bei Jena und die damit zusammenhängende Einnahme von Lübeck eine furchtbare Zeit für letztere Stadt angebrochen, und Villers tat alles was in seinen Kräften stand, um durch persönliche Einwirkung auf die französischen Höchstkommandierenden das Schlimmste von der unglücklichen Stadt und besonders von den ihm befreundeten Familien abzuwenden. Damit nicht zufrieden, verfasste er ausserdem im Winter 1806/07 eine „Lettre à Mme. la comtesse Fanny de Beauharnais", die also an eine Verwandte der Kaiserin gerichtet war, in welcher er einen ungeschminkten Bericht über die Handlungsweise der französischen Truppen bei der Erstürmung der Stadt gab. Selbstverständlich waren die Sieger, einschliesslich Napoléon, sehr ungehalten über diese Kritik, die Exemplare der Schrift wurden mit Beschlag belegt und in Lübeck völlig verboten.

Kaum hatten die Kriegsstürme sich etwas gelegt, als Villers sich wieder seinen Lieblingsstudien zuwandte, als deren Frucht 1809 sein „Coup d'oeil sur l'état actuel de la littérature ancienne et de l'histoire en Allemagne" erschien, dem in dem gleichen Jahre der „Coup d'oeil sur les universités et le mode d'instruction publique en Allemagne" folgte. Nach diesen Werken, die von seiner Vorliebe für deutsche Kultur ein beredtes Zeugnis ablegten, war Villers allgemein, unter andern auch von Goethe, als Vermittler zwischen deutschem und französischem Wesen anerkannt.

Im Oktober 1809 nahm er an den politischen Verhandlungen in Hamburg teil, in denen es sich um das Schicksal der hanseatischen Städte handelte, und in Anerkennung der grossen Verdienste, die er sich hierbei um diese Städte erwarb, wurde er durch ein Diplom vom 22. Dezember 1809 zum Ehrenbürger von Bremen ernannt. Dauernd konnte er aber auch nicht helfen, und am 13. Dezember 1810 wurden die drei Republiken dem Kaiserreiche einverleibt. Unerschrocken äusserte Villers seine Misbilligung in einer deutschen Schrift „Lübecks Aussichten bei der neuen Ordnung der Dinge", die ihm den Zorn des mächtigen Davoust zuzog. Dieser liess am 19. Februar 1811 bei ihm Haussuchung halten, seine Papiere beschlagnahmen und befahl ihm, das Kaiserreich zu verlassen. Es hätte dieses Befehles nicht bedurft, er wäre doch nicht länger in Lübeck geblieben, denn bereits am 6. Januar 1811 hatte er einen ehrenvollen Ruf als ordentlicher Professor aus Göttingen erhalten, und am 7. März brach er nach der neuen Heimat auf. Zwar verfolgte Davoust ihn auch hierhin, aber da er an dem Könige Jérôme von Westphalen,

seinem neuen Landesherrn, einen wohlwollenden Gönner und Beschützer fand, so konnte jener ihm nichts anhaben.

Inzwischen war Frau von Staëls Buch „De l'Allemagne" erschienen, das bei Villers' langjährigen Beziehungen zu der Verfasserin für ihn natürlich das grösste Interesse hatte. In der Tat verfasste er eine ausführliche Besprechung des Buches, die Anfang 1814 in den Gött. Gel. Anz. erschien und in der er darauf hinwies, dass er selbst der Verfasserin auf ihrem Wege vorangegangen sei. In der Tat hat eine sorgfältige Untersuchung ergeben, dass Frau von Staël sehr viele ihrer Bemerkungen und Beobachtungen diesem ihrem Vorläufer verdankt.

In Göttingen entfaltete er bald eine äusserst fruchtbare Tätigkeit. Sein Verhältnis zu seinen Kollegen war das herzlichste, ebenso zu Jakob Grimm, damals noch in Cassel, dem er mehrfach Dienste erweisen konnte. Seine Erfolge als Dozent waren bei seiner grossen Lehrgabe sehr erfreulich. Unter seinen Schülern befanden sich Brandis, der Philologe Lachmann, der Theologe Lücke, der Dichter Ernst Schultze und viele andere. Im Jahre 1812 war auch der ihm befreundete Schriftsteller Benjamin Constant in Göttingen, um Stoff für ein von ihm unternommenes Werk über die Religion zu sammeln. Wie schon angedeutet, stand Villers in nahen Beziehungen zum König Jérôme und zu der Regierung in Cassel, aber eine ihm dort angebotene glänzende Stellung lehnte er ab, um der von ihm über alles geliebten Universität treu zu bleiben. Nach der Schlacht bei Leipzig wurde er mit einem andern Professor nach Heiligenstadt Bernadotte entgegengesandt, um diesen Namens der Universität zu begrüssen. Der General blieb in der Tat einige Zeit in Göttingen und zeichnete Villers bei diesem Besuche aus. Als nun aber nach der Aufhebung des Königreichs Westphalen Göttingen wieder zu Hannover kam, wurde, wie es scheint, der Regent, der Herzog von Cambridge, durch Intriguen gegen Villers eingenommen, und die Folge war, dass er im Frühling 1814 nicht mit unter die neu angestellten Professoren aufgenommen, sondern mit 3000 Franken Pension entlassen wurde mit der Aufforderung, in sein Vaterland zurückzukehren. Er bat inständig, ihm die Gründe seiner Absetzung mitzuteilen, Graf Münster in Hannover und Freiherr von Stein traten warm für ihn ein, und letzterer interessierte auch den König von Preussen, sowie den Kaiser von Russland für ihn. Zwar wurde die Verbannung aufgehoben und die Pension erhöht, aber die Wiedereinsetzung erlangte er vorläufig nicht. Diese Erregungen und Kränkungen griffen seine längst geschwächte Gesundheit sehr an. Seine Lebenskraft war gebrochen, und er lehnte daher auch die Versuche des Kanzlers Niemeyer von Halle, ihn dorthin zu ziehen, ab. Zwar gelang es ihm noch bis Anfang 1815 seine Arbeit über die Augsburger Konfession zum Abschluss zu bringen [7]), aber gleich darauf erkrankte er schwer und starb am 26. Februar 1815, nachdem er kurz zuvor einen Ruf nach Heidelberg erhalten hatte. Am 2. März wurde er auf dem Albani-Kirchhof begraben, von vielen seiner früheren Zuhörer geleitet. Den Sarg schmückte sein Offizierhut, seine zahlreichen Dekorationen und

---

7) Précis historique sur la présentation de la confession d'Augsbourg à l'empereur Charles-Quint. Strassbourg 1817.

drei Kränze von Lorbeer, Myrthe und Eiche, den Göttinger Jungfrauen ihm gewunden. Der Theologe Lücke sprach am Grabe warm empfundene Worte.

Seine Vorlesungen behandelten folgende Gegenstände: Vergleichende Übersicht über die Geschichte der französischen und deutschen Literatur, historischer und kritischer Abriss der Geschichte der französischen Literatur, endlich die wissenschaftliche Kultur der Deutschen; auch hat er diplomatische Übungen veranstaltet.

Der eigentliche Vertreter des Französischen war zu Villers' Zeit, wie wir gesehen haben, Prof. Artaud, der jenen auch erheblich überlebt hat. Dessen Nachfolger wurde Jean François César. Dieser wurde am 20. April 1795 in Strassburg geboren, seine Eltern waren französischer Herkunft. Nachdem er auf einer Strassburger Erziehungsanstalt, sowie dem Lyzeum in Metz seine Vorbildung erhalten, studierte er in Strassburg und erwarb dort die Würde eines bachelier-ès-lettres. Den Feldzug 1813—15 machte er als Freiwilliger, zuletzt als Offizier mit, studierte dann aber 1815—17 wieder in Strassburg Jura und war nach Abschluss seiner Studien bis 1819 Sekretär des bayrischen Gesandten in Karlsruhe, darauf bis 1821 Sekretär im württembergischen Ministerium des Äusseren. Im Jahre 1821 ging er nach Oldenburg als Lehrer der Prinzen Alexander und Peter, später auch des Erbgrossherzogs und unterrichtete zugleich an dem Gymnasium und der Militärschule; seit 1830 war er auch mit der Abfassung der diplomatischen Schriftstücke des Ministeriums betraut. Am 14. August 1837 folgte er einem Ruf als ausserordentlicher Professor der Philosophischen Fakultät, sowie als Lehrer der neueren Sprachen, besonders der französischen Literatur an der Universität in Göttingen und hat dies Amt bis zu seinem Tode, den 6. September 1855 verwaltet. Verfasst hat er u. a. ein Elementarbuch der französischen Sprache, I Grammatik, Bremen und Leipzig 1827; auch hat er mehrere deutsche Werke ins Französische übersetzt und hat an Mozins grossem Wörterbuche mitgearbeitet.

Seine akademische Tätigkeit war recht vielseitig. Einmal veranstaltete er mit seinen Zuhörern in jedem Semester Übungen im mündlichen und schriftlichen Gebrauch des Französischen, darunter auch besonders im „diplomatischen Stil". Daneben hielt er ebenso regelmässig Vorlesungen über französische Literaturgeschichte, nicht nur zusammenfassende, sondern auch solche über einzelne Gebiete, z. B. über tragische sowie über die komische Dichtkunst, über das französische Drama u. a. Als Ergänzung dazu erklärte er zahlreiche Werke klassischer Autoren, so von Molière den Avare, den Tartuffe und den Misanthrope, von Corneille den Cid, Cinna und Horace; von Racine den Britannicus und Mithridate; von Voltaire den Mahomet und Zaïre, endlich Victor Hugos Ernani, Crébillons Elektra, Ponsards Lucrèce und L'honneur et l'argent, sowie Montaignes Essais. Einmal (1840) hat er auch eine grammatische Vorlesung „Theorie der französischen Pronomina" gehalten.

Hiermit schliesst die Reihe der Professoren für Französisch, es beginnt die derjenigen für romanische Sprachen, von denen die beiden ersten allerdings auch das Fach der englischen Philologie mit vertreten mussten. Der erste ist Theodor Müller. Er war geboren am 9. März 1816

in Clausthal, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und verliess dasselbe auf den Wunsch seines Vaters, um, wie dieser, Kaufmann zu werden. Da er jedoch diesen Beruf unerträglich fand, so ging er mit Erlaubnis seiner Eltern auf das Gymnasium zurück, wo Dr. Wiese, der spätere vortragende Rat im preussischen Kultusministerium und Dezernent für die höheren Schulen, ihn unterrichtete und für das Studium der Philologie interessierte. Nach drei Jahren, Ostern 1835, machte er das Abiturientenexamen und studierte in Göttingen, hauptsächlich klassische Philologie nebst Geschichte, und wurde am 25. März 1839 auf Grund einer im vorhergehenden Jahre von der philosophischen Fakultät mit dem Preise gekrönten Arbeit „Commentatio de rebus Thuriorum" zum Doktor promoviert. Nachdem er auch die Prüfung für das Gymnasiallehramt mit gutem Erfolg bestanden hatte, ging er 1839 zu wissenschaftlichen Arbeiten nach Paris, dann, nachdem er kurze Zeit eine Lehrerstelle am Gymnasium in Celle bekleidet hatte, zu gleichem Zwecke nach London, wo er auch an einem Institute als Lehrer wirkte. Im Jahre 1845 kehrte er nach Göttingen zurück und bewarb sich unter Einreichung einiger Abschnitte einer grösseren Arbeit über die unechten Dramen Shakespeares um die venia legendi. In der darauf bezüglichen Missive des damaligen Dekans Hermann erklärt dieser: „Das Beste ist, dass das günstige Vorurtheil, das dem Bewerber vorausgeht, uns einer ernstlichen Prüfung im Detail zu überheben scheint." Als Themata zur Probevorlesung schlug Müller vor: 1. Darstellung der Umgestaltung der französischen Poesie in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts; 2. Charakteristik Ben Jonsons und seiner Schule; 3. Charakteristik des nordfranzösischen Epos im 12. und 13. Jahrhundert. Die Vorlesung, für welche die Fakultät das erste Thema gewählt hatte, wurde am 12. Februar 1845 gehalten, das Colloquium schloss sich unmittelbar daran, worauf dem Bewerber durch Kuratorialschreiben vom 20. Februar 1845 die „venia legendi für das Fach der neueren Sprachen und ihrer Literatur", zunächst auf ein Jahr, auf Grund erneuter Empfehlung der Fakultät unter dem 13. Februar 1846 endgültig erteilt wurde. Nach zwei Jahren, 1846, rückte er zum Assessor der philosophischen Fakultät auf und wurde durch ein Schreiben vom 7. September 1852 zum ausserordentlichen Professor für das Fach der neueren Sprachen und Literaturen ernannt. Als nach dem im Jahre 1864 erfolgtem Tode Adrians in Marburg eine ordentliche Professur für neuere, besonders romanische Philologie errichtet werden sollte, stellte die Fakultät folgende Kandidatenliste auf: 1. Th. Müller, 2. L. Lemcke, 3. A. Tobler, 4. August Mahn, Privatlehrer in Berlin, die beiden ersten als Ordinarien, die anderen als Extraordinarien. Der Senat brachte in seinem Schreiben vom 25. Februar 1865 Lemcke an die erste, Müller an die zweite Stelle, so dass, allerdings erst nach $2^1/_2$ Jahren, 1867 Lemcke den Ruf erhielt[8]). Aber auch Th. Müller bekam die wohlverdiente Anerkennung, indem er durch königliche Bestallung vom 12. August 1867 zum ordentlichen Professor in Göttingen ernannt wurde. Nach einer langen und erfolgreichen akademischen Lehr-

8) D. Behrens, Zur Geschichte des neusprachlichen Unterrichts an der Universität Giessen, Giessen 1907, S. 27.

tätigkeit starb er am 14. April 1881. Dankbare frühere Schüler sammelten einen grösseren Geldbetrag, der anfänglich für ein Denkmal bestimmt gewesen war, dann aber teilweise auf ein Ölgemälde des Lehrers verwandt wurde, welches jetzt den Hauptraum des neusprachlichen Seminars ziert, während die Hauptsumme in einer Theodor Müller-Stiftung angelegt wurde, deren Zinsen zur Förderung des Studienbetriebes in dem Seminar für neuere Sprachen dienen. Die Statuten der Stiftung sind durch Ministerialerlass vom 9. Mai 1899 endgültig genehmigt worden.

Th. Müllers literarischer Nachlass besteht aus folgenden Werken. Seine bekannteste und tüchtigste Leistung ist die Ausgabe des altfranzösischen Rolandsliedes, von dem allerdings nur der erste Teil (Text und Varianten) abgeschlossen worden ist, und zwar in erster Auflage, Göttingen 1851, in zweiter 1863, in dritter 1878. Nach seinem Tode erschien dann noch: Angelsächsische Grammatik. Aus dem handschriftlichen Nachlass des Verfs. hsg. von H. Hilmer, Göttingen 1883.

Als akademischer Lehrer hat er, wie schon erwähnt, auch die englische Philologie mit vertreten, doch beschränke ich mich hier auf die romanischen Sprachen. Auf diesem Gebiete hat er nicht nur die philologische, sondern auch die praktische Seite berücksichtigt; während der ganzen Zeit seiner Tätigkeit hat er Übungen im mündlichen und schriftlichen Gebrauch des Französischen veranstaltet, ausserdem von 1845 bis Winter 1867/68 sowohl im Italienischen wie im Spanischen Unterricht erteilt. Seine philologischen Vorlesungen begann er mit einer solchen über „Geschichte und Grammatik der romanischen Sprachen“, die er für Winter 1845/46 anzeigte, die aber nicht zustande kam. Er legte daher von nun an aus praktischen Gründen den Schwerpunkt auf das Französische und las: Geschichte und Grammatik der französischen Sprache mit Vergleichung der übrigen romanischen Sprachen (1847/48, 1848); Geschichte der französischen Sprache (seit 1858/59 neunmal); dasselbe nebst Rolandslied (1851); altfranzösische Grammatik (1869 und 1872); altfranzösische Grammatik und Rolandslied (fünfmal seit 1859/60); Erläuterung des altfranzösischen Rolandsliedes (1857/58, 1864, 1869, 1872); desgleichen der ältesten französischen Sprachdenkmäler (1868 und 1870/71); Molières „Tartuffe“ (in sechs Semestern seit 1856/57), Corneilles „Cid“ (achtmal seit 1858, darunter zweimal mit Vergleichung des spanischen Originals); Racines „Phaedra“ (1857). An literarhistorischen Vorlesungen hat er gehalten: Geschichte der französischen Literatur (1848/49 und 1849/50) und Geschichte des französischen Dramas (1857, 1861, 1874/75). Das Provenzalische hat er nur einmal als Gegenstand einer Vorlesung gewählt, indem er 1870/71 ausgewählte Abschnitte aus Bartschs provenzalischer Chrestomathie erklärte. Eine wichtige Ergänzung seiner Vorlesungen bildete aber die im Winter 1871/72 ins Leben gerufene „romanische Societät“, in welcher er unter andern folgende Gegenstände behandelt hat: Anfangsgründe der spanischen Grammatik (1872/73; 1875/76; 1878); Provenzalisch (1873; 1876; 1879/80); Erklärung provenzalischer Dichtungen (1873/74; 1876/77; 1880); Anfangsgründe der italienischen Sprache (1874; 1878/79); Tassos „Befreites Jerusalem“ (1872; 1875; 1879); Erklärung ausgewählter altfranzösischer Dichtungen (1874/75; 1877; 1877/78; 1880/81; 1881).

Nach dem Heimgange Th. Müllers teilte der Herr Minister durch ein Schreiben vom 26. April 1881 der Fakultät folgendes mit: „Von dem mir unter dem 14. d. M. gemeldeten Ableben des Prof. Dr. Th. Müller habe ich mit Bedauern Kenntnis genommen . . . Ich würde mich dazu entschliessen, an der dortigen Universität für die bezeichnete Fachgruppe eine ordentliche und eine ausserordentliche Professur zu bestimmen, von welchen je nach den sich für die Besetzung darbietenden Persönlichkeiten die eine oder die andere für die romanischen, bezw. für die englische Sprache zu verwenden wäre.“ Darauf wurde Dr. Karl Vollmöller (geb. am 16. Oktober 1848 in Ilsfeld, absolvierte 1870 das humanistische Gymnasium Stuttgart; Weiteres s. JBRPh. VI, IV, 9f. 42), ausserordentlicher Professor in Erlangen, für die romanischen Sprachen vorgeschlagen, der dann auch durch Bestallung vom 20. Juni 1881 zum ordentlichen Professor ernannt wurde. Er erhielt aber nicht nur die Professur für romanische Philologie, sondern auch die Verpflichtung, bis auf weiteres ebenso die Vertretung der englischen Philologie zu übernehmen. In der Tat hat er auch im Winter 1881/82 über Encyklopädie der englischen Philologie gelesen, doch wurde dann Dr. Napier Extraordinarius für Englisch. Vollmöller hat den ihm übertragenen Lehrstuhl 10 Jahre bekleidet. Im Sommer 1888 war er seiner Gesundheit wegen beurlaubt und durch Schreiben vom 23. Mai 1891 wurde ihm die erbetene Enthebung von seinem Amte vom 1. Oktober 1891 an in Gnaden erteilt. Seitdem lebt er, mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, in Dresden; er gibt die „Romanischen Forschungen“ sowie den „Kritischen Jahresbericht über die Fortschritte der Romanischen Philologie“ heraus und leitet die „Gesellschaft für Romanische Literatur“. Seine Werke sind: Kürenberg und die Nibelungen, Stuttgart 1874; Der Münchener Brut (zusammen mit Konrad Hofmann), Halle 1877; Poema del Cid, Halle 1879; Ein spanisches Steinbuch, Heilbronn 1880; Sammlung französischer Neudrucke, Heilbronn 1881—88, darin: Armand de Bourbon, Traité de la comédie et des spectacles 1881 und J. de Mairet, Sophonisbe 1888; Octavian, Heilbronn 1883; Spanische Funde 1—3, Erlangen 1890; Laberinto amoroso 1891 u. s. w.; s. Kürschner.

Seine Vorlesungen erstreckten sich auf folgende Gebiete: Historische Grammatik der französischen Sprache I (1881/82; 1884/85; 1889), II (1882; 1885; 1890); Erklärung des Chevalier au lyon (1882; 1886); desgleichen von Mairets „Sophonisbe“ (1886 und im Seminar 1887/88); französische Wortbildung (1886/87); Geschichte der französischen Literatur im Mittelalter, I (1882/83; 1884/85; 1888; 1888/89); II (1883; 1889; 1890/91); Geschichte der französischen und provenzalischen Literatur bis zum 12. Jahrhundert (1885); Geschichte der französischen Literatur im 13., 14., 15. Jahrhundert (1885/86; 1891); desgl. im 16. Jahrhundert (1887); desgl. im 16. und 17. Jahrhundert (1884); desgl. im 17. Jahrhundert (1886); desgl. im 18. Jahrhundert (1886/87); Einführung in das Studium der italienischen Sprache und italienische Grammatik (1883); italienische Grammatik mit praktischen Übungen (1886; 1889); Einführung in das Studium der romanischen Sprachen (1887/88).

Ausserdem leitete er Michaelis 1881 bis ebendann 1882 eine romanisch-

englische Gesellschaft, die seit 1882/83 in ein neusprachliches Seminar verwandelt wurde, über das am Schlusse dieses Abschnittes berichtet werden wird.

Als Vollmöllers Nachfolger wurde am 16. Juli 1891 Dr. A. Gaspary, ordentlicher Professor in Breslau, ernannt, der jedoch eines schweren Nervenleidens wegen beurlaubt war und am 17. März 1892 aus dem Leben schied, ohne sein neues Amt angetreten zu haben. An seiner Stelle wurde Dr. Albert Stimming, bis dahin Ordinarius „für neuere fremde Sprachen" in Kiel, berufen, der den Lehrstuhl Ostern 1892 übernahm und seitdem bekleidet. Geboren zu Prenzlau am 17. Dezember 1846, besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt und studierte seit Ostern 1866 in Berlin, Bonn und Lüttich, promovierte am 21. Juli 1869 in Göttingen und bestand am 1. Februar 1870 in Berlin die Prüfung pro facultate docendi. In demselben Jahre nahm er eine Stelle an der neugegründeten Realschule in Kiel an und rückte dort innerhalb der nächsten sechs Jahre bis zum zweiten Oberlehrer auf, legte seine Stelle jedoch im Jahre 1876 nieder. Schon vorher, am 5. August 1873, hatte er sich an der Kieler Universität habilitiert und wurde dort am 15. März 1876 zum ausserordentlichen, am 27. Januar 1879 zum ordentlichen Professor ernannt. Seine Versetzung nach Göttingen erfolgte am 3. März 1892. Seine wissenschaftlichen Arbeiten sind die folgenden: François Villon, Berlin 1879 (Diss.); Jaufre Rudel, Halle 1873; Bertran de Born, Halle 1879 (grosse Ausgabe) und Halle 1892, Roman. Bibl. VIII (kleine Ausgabe); Über den provenzalischen Girart von Rossillon, ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Volksepen, Halle 1888; Der anglonormannische Boeve de Haumtone, Halle 1899; Die altfranzösischen Motette der Bamberger Handschrift, Dresden 1906. Ausserdem bearbeitete er die Geschichte der provenzalischen Literatur in Gröbers Grundriss der roman. Phil. II, 2, Strassburg 1897.

Seine Vorlesungen behandeln in einem Turnus von acht Semestern folgende Gegenstände: Geschichte der französischen Sprache; historische Lautlehre; historische Flexionslehre; historische Syntax des französischen Verbs (einfacher Satz, mehrfacher Satz); ausgewählte Kapitel aus der historischen Syntax des Französischen; historische Metrik des Französischen; das altfranzösische Rolandslied; „Erec" des Chrestien von Troyes; Altfranzösische Literaturgeschichte I und II; Geschichte der französischen Literatur im 16. Jahrhundert; Molières Leben und Werke; Provenzalische Grammatik und Interpretation ausgewählter provenzalischer Texte; provenzalische Literaturgeschichte; historische Grammatik des Italienischen nebst Interpretation ausgewählter Stücke aus Dante, Petrarca und Boccaccio; Manzonis Leben und Wirken.

In der romanischen Abteilung des Seminars hat er folgende Stoffe behandelt: Den Münchener Brut; Chardris Josaphaz; Chrestien von Troyes, Cligés und Erec; François Villon; Saint Alexis; das Rolandslied; Joufrois; Hue de Rotelande, Ipomedon; Boeve von Haumtone; Autoren des 16. Jahrhunderts; Phonetik des Französischen; Provenzalische Dichtungen nach den Chrestomathien von Bartsch und Appel, Girart von Rossillon; Bertran de Born; Dantes Divina Commedia; Manzonis „Promessi Sposi"; Gabriele d'Annunzio, Gioconda.

Das mehrfach erwähnte Seminar ist mit Beginn des Winters 1882/83 ins Leben getreten und stand die ersten fünf Jahre hindurch unter der Oberleitung des Prof. Vollmöller, der auch dessen Bibliothek gründete. Es zerfiel in eine romanische und eine englische Abteilung, von denen letztere den beiden ausserordentlichen Professoren für Englisch, Dr. Napier und Dr. Albrecht Wagner, unterstand. Als zu Ostern 1888 die englische Professur in ein Ordinariat verwandelt wurde, wurden beide Seminare voneinander unabhängig, blieben aber in gemeinsamen Räumen. Durch reichliche Zuwendungen konnte eine stattliche Büchersammlung angelegt werden, welche durch wertvolle Spenden erheblich vermehrt worden ist. Unter diesen Spenden nimmt den hervorragendsten Rang die der Regierung vom Jahre 1887 ein, wo ein grosser Teil der Bibliothek des in Frankfurt a. M. verstorbenen Dr. L. Braunfels dem romanischen Seminar überwiesen wurde. Ein Teil der Bibliothek ist die Präsenzbibliothek, die nur im Seminarlokal benutzt werden darf, ein anderer die Ausleihebibliothek, deren Bücher in die Wohnung entliehen werden können.

Die Aufnahme in das Romanische Seminar kann nach den jetzt geltenden Satzungen nur auf Grund einer wissenschaftlichen Übungsarbeit erfolgen. Der Seminarunterricht findet in zwei getrennten Abteilungen, einer romanischen und einer neufranzösischen, statt. Letztere wird unter Oberaufsicht des Seminardirektors von dem Lektor geleitet, dem seit dem Wintersemester 1902/03 ein, ebenfalls nationaler, Assistent zur Seite steht. Sie zerfällt in einen Oberkurs, in welchen man nur durch eine von dem Direktor abgehaltene Prüfung gelangen kann und einen Unterkurs für Anfänger. Sowohl der Ober- wie der Unterkurs ist, je nach der Zahl der Teilnehmer, in 3—4 Sektionen geteilt, in welchen durch den Lektor, bezw. den Assistenten, schriftliche und mündliche Übungen im Französischen veranstaltet werden.

B. Privatdozenten des Französischen, bezw. der romanischen Sprachen.

In hannoverscher Zeit wurde die venia legendi auf Empfehlung der Fakultät statutenmässig von dem Universitätskuratorium erteilt, in preussischer selbständig von der Fakultät.

Der erste, der diese Erlaubnis für das Fach der romanischen Sprachen erhielt, war Bernhard Heinrich Freudenfeld aus Mecklenburg, der zunächst Sprachlehrer in Göttingen geworden war. In einem Schreiben des Dekans Mitscherlich an die Fakultät vom 20. Juli 1809 heisst es: „Hr. Freudenfeld, ein talentvoller, junger Mann, der anfänglich hier studiert, dann in Jena promoviert und endlich zur weiteren Ausbildung sich zwei Jahre in Frankreich und Italien aufgehalten hat, wünscht . . . inter magistros nostros aufgenommen zu werden, um durch öffentlichen Anschlag in den neueren Sprachen, namentlich der italienischen, spanischen und portugiesischen, Unterricht ertheilen zu können.“ Nachdem dies Gesuch genehmigt, bewarb sich Freudenfeld auch um die venia legendi, und derselbe Dekan richtete in dieser Angelegenheit folgendes Schreiben an das Direktorium des öffentlichen Unterrichts in Cassel: „Dr. Freudenfeld kam nach einem längeren Aufenthalt in Italien als Promotus von der Jenaer Universität hierher, und da er sich entschloss,

hier zu bleiben, um Italienische und Spanische Sprache und Literatur zu lehren, so erwarb er sich bey der philosophischen Fakultät die Nostrification unter dem Versprechen, die Habilitationsdisputation in einigen Monaten zu halten. Die Facultät gewährte ihm sein Gesuch um so lieber, je mehr es bisher an zweckmässigem Unterrichte im Italienischen und Spanischen gefehlt hatte und je mehr man von ihm erwarten konnte, dass er diese Lücke auf die genügendste Art ausfüllen werde. Dass er dieser Erwartung entsprochen, ist die allgemeine Stimme.“ Auf Empfehlung der Fakultät wurde er auch von der Habilitationsdisputation entbunden und erhielt die venia legendi. Er lehrte darauf von 1809 bis 1811, und zwar las er, neben dem praktischen Unterricht im Italienischen, Spanischen und Portugiesischen, über Geschichte der italienischen Literatur mit einer Einleitung in die Geschichte der Sprachen des südlichen Europa und erklärte zwei Semester hindurch in 5 und 6 Stunden Dantes Divina Commedia. Im Jahre 1818 wurde er als Professor nach Bonn berufen, trat aber 1821 in das Kollegium der Propaganda zu Rom ein und wurde 1827 Vorsteher des Jesuitennoviziats zu Estawayer im Kanton Freiburg.

Nach längerer Pause folgte zunächst der unter den Professoren aufgeführte Theodor Müller und dann Adolf Ebert[9]). Er wurde am 1. Juli 1820 zu Cassel geboren und studierte nach dem Besuch des dortigen Lyceum Fridericianum seit Ostern 1840 in Marburg, seit Ostern 1841 ein Semester in Leipzig, dann in Göttingen und Berlin, worauf er im Sommer 1844 in Göttingen promovierte und im Sommer 1845 ebendort die venia legendi erlangte. Die von ihm angekündigten Vorlesungen betrafen zum Teil historische Stoffe, wie Abschnitte der Geschichte Spaniens, Frankreichs, Deutschlands, Geschichte des römischen Volksstammes, zum Teil literarhistorische Gegenstände, wie die Geschichte der italienischen und der spanischen Literatur, sowie Dantes Göttliche Comödie. Auch erklärte er sich bereit, eine „literaturgeschichtliche Societät“ zu gründen. Aber er hatte wenig Erfolg, ohne dass die Gründe dafür sich feststellen lassen. Im Sommersemester 1846 und 1849 war er von Göttingen abwesend, und bei den meisten sonstigen Vorlesungen findet sich in den Fakultätsakten der Vermerk „nicht zu Stande gekommen“. Wie dem auch sei, Ebert zeigte dem Dekan durch ein Schreiben aus Marburg, den 7. Dezember 1849 an, dass er durch Privatverhältnisse genötigt sei, die Stellung an der Universität Göttingen aufzugeben, da er sich vor wenigen Tagen an der Universität seiner Heimat, Marburg, habilitiert habe.

Hugo Andresen, am 4. Oktober 1844 zu Altona geboren, auf der Realschule zu Mülheim a. d. Ruhr und später auf dem Gymnasium zu Cleve vorgebildet, studierte seit Herbst 1864 in Bonn und Berlin, promovierte am 16. Mai 1874 in Bonn mit der Dissertation „Über den Einfluss von Metrum, Assonanz und Reim auf die Sprache der altfranzösischen Dichter“. Die Jahre 1874—75 hindurch war er in Paris und London mit der Vorbereitung seiner Ausgabe von Maistre Waces Roman de Rou beschäftigt, die in zwei Bänden in Heilbronn 1877—79 erschien

9) Ludwig Fränkel, Adolf Ebert, der Literarhistoriker. Progr. der Ludwigs-Kreisrealschule zu München I 1906, II 1908. Da hier alle auf Ebert bezüglichen Aktenstücke der Göttinger Philosophischen Fakultät und das Verzeichnis seiner Vorlesungen genau abgedruckt sind, so kann ich mich kurz fassen.



und die er als Habilitationsschrift einreichte. Auf Grund des von Th. Müller abgegebenen Urteils wurde Andresen zum Colloquium (23. Juli 1880) und zur Probevorlesung über August Wilhelm von Schlegels Schriften aus dem Gebiete der französischen und provenzalischen Sprachen und Literaturen (31. Juli 1880) zugelassen, worauf ihm die venia legendi erteilt wurde. Am 18. März 1892 wurde er zum ausserordentlichen Professor ernannt und durch Erlass vom 19. April d. J. mit der Vertretung des Prof. Körting in Münster betraut, einen Monat darauf, am 8. Mai, wurde er ebendort Ordinarius.

In seinen Vorlesungen behandelte er die altfranzösische Formenlehre, die französische Metrik, Geschichte der französischen Fabeldichtung nebst Erklärung des Lyoner Yzopet, Molières Leben und Werke nebst Erklärung des Misanthrope; provenzalische Grammatik, Erklärung provenzalischer Sprachdenkmäler, Gedichte Bertrans de Born nebst Einleitung über dessen Leben; endlich Dantes „Divina Commedia". Ausserdem veranstaltete er französische und provenzalische Seminarübungen.

Wilhelm Cloëtta wurde am 16. November 1857 zu Triest als Sohn schweizerischer Eltern geboren, absolvierte bis Michaelis 1876 das Gymnasium in Zürich, studierte in Zürich, Paris und Berlin, promovierte am 4. Dezember 1883 in Göttingen mit der Dissertation „Abfassungszeit und Überlieferung des Poème moral". Von Januar 1884 an studierte er weiter in Paris, London, Oxford und Florenz, worauf er nach Göttingen zurückkehrte und im Januar 1886 Assistent[10]) am dortigen romanischen Seminar wurde, als welcher er unter Prof. Vollmöller italienische und französische Übungen abhielt. Als Habilitationsschrift reichte er seine Ausgabe des „Poème moral" ein, hielt seine Probevorlesung „Über das Verhältnis der romanischen Sprachen untereinander und zum Lateinischen" und erhielt die venia legendi durch Schreiben vom 13. Mai 1889. Am 20. April 1891 wurde er für das Sommersemester mit der Vertretung des beurlaubten Prof. Koschwitz in Greifswald beauftragt und trat am 16. November desselben Jahres als Privatdozent in die philosophische Fakultät zu Berlin ein, übernahm jedoch noch während des Winters die kommissarische Vertretung der Professur für romanische Philologie und die Direktion des romanischen Seminars in Göttingen. Ausser dem Poème moral (Erlangen 1886) hat er herausgegeben: Les deux rédactions en vers du Moniage Guillaume I, Paris 1906 und verfasst: Komödie und Tragödie im Mittelalter, Halle 1890; Die Anfänge der Renaissancetragödie, ib. 1892.

Die von ihm in den Vorlesungen behandelten Gegenstände waren: Erklärung der ältesten französischen Sprachdenkmäler, desgl. verschiedener altfranzösischer Texte, neufranzösische Übungen, auf historischer Grundlage, Einführung in die provenzalische Sprache und Erklärung ausgewählter provenzalischer Denkmäler, sowie verschiedener altprovenzalischer Texte, Provenzalische Laut- und Formenlehre und Erklärung von Dantes Comödie. Über seinen Anteil an den Seminarübungen ist schon gesprochen worden.

---

10) Eine Idee Althoffs: an Stelle der Lektoren sollten Assistenten am Seminar treten.

C. Lektoren und Lehrer der romanischen Sprachen.

Die Lektoren sind stets ohne Einwirkung der Fakultät auf Vorschlag der Fachvertreter vom Kuratorium, bezw. vom Unterrichtsminister angestellt worden. Die Verhältnisse der „Sprachmeister" wurden zuerst durch folgendes Reskript aus Hannover vom 8. Juli 1795 geregelt: „Da bisher mit der Aufnahme der Sprachmeister auf dortiger Universität nicht immer gleichförmig verfahren worden, so finden wir für nöthig, nach eingeholtem Gutachten der Universität und der philosophischen Fakultät darüber folgendes festzusetzen und zu bestimmen:

1) soll inskünftige kein Sprachmeister aufgenommen werden, bevor nicht seine Herkunft, sein bisher geführtes Leben und seine Entbehrlichkeit oder Nützlichkeit für die Universität von dem zeitigen Prorector und Senate untersucht worden.

2) ist hinfüro kein Sprachmeister anzunehmen, den nicht die philosophische Facultät durch eins ihrer Mitglieder hat prüfen lassen und der von derselben tüchtig befunden ist.

3) sind diese beyden Bedingungen nicht bloss von Sprachmeistern, die von andern Orten dorthin kommen, sondern auch von solchen Mitbürgern der Universität zu verstehen, die nach vollendeten Studien als Sprachmeister dort zu bleiben gedenken, und sind diejenigen, die in Göttingen promoviert haben, von einem anderweitigen Examine zu dispensiren.

4) darf kein Sprachmeister in Zukunft Unterricht in anderen Sprachen, als solchen, wofür er angenommen worden, noch weniger in Wissenschaften am schwarzen Brette ankündigen.

5) haben alle, die Sprachen lehren wollen, ihre Anschlagzettel von dem Decan der philosophischen Facultät oder dem dazu von der Facultät ernannten Mitgliede derselben unterschreiben zu lassen."

Diese Bestimmungen sind dann 1838 in § 75 der Statuten wiederholt worden [11]).

Die Zahl der Sprachlehrer ist zu allen Zeiten recht erheblich gewesen [12]), doch ist es nicht leicht, deren Namen immer genau festzustellen, da dieselben nur zeit- und teilweise in die Vorlesungsverzeichnisse aufgenommen worden sind. So heisst es in dem lateinischen vom Sommer 1756 am Schluss: „Habemus praeterea lectores linguarum longe exercitatissimos, volentium desideriis expositissimos paratissimosque, qui suas operas loco solito indicabunt." Ausserdem wurde durch einen Beschluss der Fakultät vom 11. März 1798 bestimmt, „dass künftig bloss Lectores oder von der königl. Regierung bestellte und besoldete Lehrer neuerer Sprachen in dem deutschen Verzeichnis der Vorlesungen namentlich angeführt werden sollen, nicht aber Sprachmeister und solche, die bloss die Erlaubniss haben, in einer neueren Sprache zu unterrichten. Unbeschadet jedoch dem Rechte derjenigen, die als Magistri Praestanda praestirt und

11) s. Pütter, 4, 178—179. 12) So gab es im Jahre 1797 für die romanischen Sprachen folgende: De Châteaubourg, Lektor des Französischen; Calvi, Lektor des Italienischen und Spanischen; De Rossi, Sprachmeister für Italienisch; Langstedt, Dr. Snetlage, Le Blanc, Dubois, Christiani und Günther desgleichen für Französisch; endlich Emigrés, die im Französischen unterrichten: Bevier, Lamy, Crével, Marlier, Gebrüder La Boulaye, Weissel, Thierry, Didier, Ferret,

bey einer Facultät promovirt sind, wenn sie in einer lebenden Sprache Unterricht ertheilen wollen"[13]).

Noch schwieriger als die Namen festzustellen ist es oft, Nachrichten über ihre Herkunft und ihren Lebenslauf in Erfahrung zu bringen, so dass die folgende Liste in dieser Hinsicht recht lückenhaft ist. Die den Namen beigefügten Zahlen beziehen sich auf die Semester, in den die Herren unterrichtet haben.

1. Lektoren und Lehrer des Französischen.

Lektor Louis Considy 1736—1748.

Lektor Pierre de Beaulieu 1752—1755.

Lektor Antoine de Pont 1754/55—1756.

Lektor Buffier 1760/61—1774.

Ressegaire 1760/61—1778/79.

Le Duc 1764/65—1773.

Bernard 1758/59 und 1759.

Lektor Chaplier 1779—1795.

Henrich Würzer 1779—1781. Er war in Hamburg am 28. Januar 1751 geboren, studierte in Göttingen, wurde Erzieher der Söhne des Grafen von Wallmoden zu Wien und Lausanne, erlangte dann die Magisterwürde und unterrichtete in Göttingen im Französischen sowie Italienischen, erklärte auch die vorzüglichsten Stücke von Corneille, Racine, Boileau und Voltaire. Später errichtete er in Altona eine Erziehungsanstalt für Kaufleute, lebte aber zuletzt wieder in Hamburg. Unter anderen Werken verfasste er eine Übersetzung der vier letzten Bände der französischen Geschichte der Königin Elisabeth von England von Mlle Kevalio, 6 Bd., Berlin 1889—93.

Lektor François Martelleur 1767/68—1781/82. Er war am 11. Oktober 1734 geboren und war von 1764—67 Sprachlehrer in Göttingen gewesen.

Berlan 1769—1772/73.

Bertin 1769—1778/79.

Joh. Henrich Emmert 1780/81—1783. Geboren am 28. Oktober 1748 zu Dundorf in Franken, studierte er seit 1769 in Erfurt und Leipzig, von 1772—76 in Göttingen die Rechte, worauf er ebendort als Repetent tätig war. Seine hauptsächlichste Beschäftigung bestand aber in dem Veranstalten von deutschen Kursen für Ausländer; daneben unterrichtete er im Französischen und Italienischen an der Universität. Im Jahre 1792 ging er mit dem Titel als Professor nach Tübingen und starb dort am 9. Dezember 1830. Er gab heraus Aminta, favola pastorale di T. Tasso, Giessen 1813; Auswahl der besten italienischen Dichter, Giessen 1818; Théâtre ou choix de drames aisés, 2 vol., Chemnitz 1823.

Lektor Jacques de Gery 1782/83—1786/87. Er lehrte nicht nur französische Grammatik und Metrik, sondern erklärte auch Boileaus „Art poétique" und „Épîtres", Lafontaines Fabeln, sowie Voltaires „Henriade".

Thibout und Werner. 13) Ich habe nur diejenigen berücksichtigt, die in die Vorlesungsverzeichnisse aufgenommen worden sind. Bei Pütter IV, 504 findet sich ein Verzeichnis von „Lehrern der neueren Sprachen", das aber unvollständig ist, auch nicht angibt, in welchen Sprachen die einzelnen unterrichtet haben.

Lektor René de Chateaubourg 1784—1825. Er war im Orléanais am 2. August 1751 geboren, wurde zunächst Offizier, wanderte 1778 nach Bremen aus, siedelte aber 1783 nach Göttingen über, wo er französischen Unterricht erteilte und im Juni 1785 zum Lektor ernannt wurde. Er starb am 7. September 1825.

D'Orgelet 1784—1786.

Thirat 1784/85—1786.

Weyl 1785.

Jean Pierre Fogel 1787—1790 stammte aus der französischen Schweiz; er war am 9. April 1754 in Vevey geboren, lebte dann seit 1778 in Göttingen.

Jean George Marconnet 1787—1795. Geboren am 9. Juli 1754 zu Montbéliard (Mömpelgard) war er seit 1779 Lehrer des Französischen in Cassel, von wo er 1786 nach Göttingen übersiedelte.

Louis Rossi 1787/88—1788/89. Er wurde 1739 in Venedig geboren, studierte bei den Jesuiten in Padua, widmete sich aber dann dem Gesange und trat an mehreren Hoftheatern als Sänger in komischen Opern auf; später verliess er jedoch die Bühne und widmete sich in Göttingen dem Unterrichte in der italienischen und der französischen Sprache.

Schulenburg 1788/89—1793.

Calvi (auch Lektor des Italienischen, s. Nr. 2) 1789—1800.

Dubois, senior 1790/91—1794/95.

Müller 1793/94.

Dr. Snetlage 1793/94—1803/04. Er gab nicht nur Unterricht im Lesen, Schreiben und Sprechen des Französischen, sondern las auch die ganze Zeit hindurch über französische Literaturgeschichte und erklärte (1793/94) Voltaires „Henriade“.

Magister Langstedt 1794/95—1804.

Magister Mehlburg 1797.

Magister v. Bevy-Bevier 1798/99.

Dr. Stanislaus Dubois, junior 1800/01—1831/32. Er veröffentlichte einen Grundriss der französischen Sprache, Göttingen 1808, und ein Anekdotenbuch etc. zum Übersetzen ins Französische, Tübingen 1822.

Bernhard Schmitz 1816—1822. Er war am 24. Februar 1774 in Münster geboren, wurde Kaplan in Stromberg, 1806 Lehrer der französischen Sprache in Münster, 1815 desgleichen des Deutschen in London, ging 1816 nach Göttingen, wo er im März 1816 die Erlaubnis erhielt, im Italienischen und im Französischen zu unterrichten. Er erklärte auch (1821) Voltaires „Henriade“, wurde aber 1822 als Lektor der holländischen Sprache nach Berlin berufen. Unter anderen Werken, besonders solchen zur englischen Philologie, verfasste er: Die französische Dichtkunst, durch klassische Beispiele erläutert, Kölln 1827.

Dr. Louis Lion 1824—1853. Geboren am 19. Oktober 1787 zu Bamberg, wurde er Lehrer des Französischen an den Lyzeen von Cassel und Bückeburg, promovierte am 23. August 1822 in Marburg und erhielt im Mai 1824 die Erlaubnis, an der Göttinger Universität im Französischen, Italienischen und Spanischen Unterricht zu erteilen, doch wurde sein Gesuch, als Privatdozent zugelassen zu werden, von der Fakultät im

Mai 1826 abgeschlagen. Er starb 1854. Seine Schriften sind u. a. Comm. in qua inquiritur in necessitatem sermonis Franco-gallici discendi, Marburg 1822; Anleitung zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische, Göttingen 1825; Ausgabe von Torquato Tasso, Aminta, Göttingen 1825.

Johann Andreas Ludwig Thospann 1830—1834. Er stammte aus Osterode am Harz, wo er am 5. Juli 1774 geboren war; von 1796 bis 1800 studierte er in Göttingen, erwarb am 6. Juni 1810 in Wittenberg die Doktorwürde, lebte an verschiedenen Orten Norddeutschlands und kam 1815 wieder nach Göttingen als Lehrer des Französischen am Gymnasium; 1824 wurde er bei der philosophischen Fakultät daselbst nostrifiziert und lehrte auch an der Universität; 1836 wurde er als Gymnasiallehrer pensioniert und starb 1852. Ausser dem praktischen Unterricht trug er auch (1833/34) über französische Literaturgeschichte vor und erklärte (1831) Montaignes „Essais“, sowie (1833) Corneilles „Cinna“.

Lektor Dr. Henry Maria Melford 1832/33—1864. Geboren am 22. November 1787 in Breslau, wurde er in Berlin Buchhändler, studierte aber zu gleicher Zeit neuere Sprachen und vervollkommte sich darin bei längerem Aufenthalte in Frankreich und England, lebte als Privatlehrer in Breslau, ging dann aber nach Göttingen, wo er am 12. Juli 1832 die Erlaubnis erhielt, an der Universität im Französischen, Englischen, Italienischen und Spanischen zu unterrichten. Am 8. September 1834 wurde er zum Lektor der neueren Sprachen ernannt und am 3. November 1839 zum Dr. phil. promoviert. Er starb 1864. Seine Veröffentlichungen betreffen mit Ausnahme eines französischen Lesebuchs (Göttingen 1835) die englische Sprache.

Louis Koeune 1883/84—1887/88. Er wurde durch Kuratorialschreiben vom 29. Oktober 1883 aus Hannover als französischer Lektor herberufen und lehrte nicht nur den schriftlichen und mündlichen Gebrauch der Sprache, sondern las auch über Geschichte der französischen Literatur im 18. und im 19. Jahrhundert sowie über Alfred de Mussets Leben und Schriften.

Alcide Ebray 1888—1891/92. Er war Privatlehrer in Stuttgart, als er durch Ministerialreskript vom 23. Februar 1888, zunächst auf 2 Jahre zum Lektor des Französischen ernannt wurde. Ausser praktischen Übungen bezog sich seine Lehrtätigkeit auch auf die französische Literatur im 17. und im 18. Jahrhundert, sodann auf J. J. Rousseaus, Corneilles sowie Molières Leben und Werke. Ostern 1892 kehrte er nach Frankreich zurück und ist seitdem in Paris als Journalist tätig.

Henri Mercier 1892/93—1896/97. Henri François-Alphonse Mercier, geboren am 15. April 1867 zu Genf, wurde auf dem Collège de Calvin seiner Vaterstadt vorgebildet, verliess dasselbe im Juni 1885 mit dem Zeugnis der Reife, studierte zwei Jahre an der Universität zu Genf und, nachdem er 1887 den Grad eines licencié-ès-lettres erworben hatte, ebensolange in Lyon und in Berlin, worauf er durch Ministerialerlass vom 19. August 1892 zum Lektor der französischen Sprache in Göttingen ernannt wurde. Nach $4^1/_2$ Jahren kehrte er in seine Heimat zurück, wo er an dem Calvin-Gymnasium die Stelle eines maître ordinaire

de 1er Classique und Doyen de la section classique, an der Universität die eines Privatdozenten, besonders für Folklore, bekleidet.

Dr. Charles Albert Sechehaye 1897—1901. Er wurde am 4. Juli 1870 zu Genf geboren. Nachdem er auf dem Gymnasium daselbst 1889 die Reifeprüfung bestanden, studierte er ebendort vier Jahre, dann ein Semester in Leipzig. Schon 1891 hatte er den Grad eines licencié-ès-lettres erlangt, 1894 wurde er Lehrer der französischen Sprache an der Höheren Handelsschule zu Aussig in Böhmen und im April 1897 Lektor in Göttingen. Ostern 1899 nahm er auf drei Semester Urlaub, legte Ende des Wintersemesters 1901/02 sein Amt nieder und bestand am 3. März 1902 in Göttingen die Doktorprüfung. Seine Dissertation „Der Konjunktiv Imperfecti und seine Konkurrenten in den normalen hypothetischen Satzgefügen“ erschien in erweiterter Form französisch im 19. Bande der „Romanischen Forschungen“. Er kehrte im Herbst des Jahres 1902 nach Genf zurück, wo er als Privatdozent wirkt. Während seines Urlaubs vertrat ihn Herr Henri Massoul, damals Gymnasiallehrer in Château-Thierry.

Paul Louis Couchoud 1901/02—1902. Geboren am 6. Juli 1879 in Vienne, erwarb er im Juli 1897 die Würde eines licencié-ès-lettres in Paris, studierte seit 1898 drei Jahre lang auf der École normale supérieure und erhielt im Juli 1901 den Grad eines agrégé de philosophie. Seine Ernennung zum Lektor erfolgte unter dem 13. August 1901. Ende des Sommersemesters 1902 kehrte er nach Paris zurück.

Maurice Halbwachs 1902/03—1903. Er war in Paris am 11. März 1877 geboren, besuchte dort die beiden Lyzeen Louis-le-grand und Henri IV, erwarb 1898 den Grad eines Licentiaten und trat in demselben Jahre in die École normale supérieure ein, von wo aus er 1901 die Würde eines „agrégé de philosophie“ erlangte. Nachdem er dann einige Zeit als Lehrer an den Lyzeen zu Constantine (Algier) und zu Montpellier gewirkt hatte, wurde er am 8. Oktober 1902 zum Lektor in Göttingen ernannt, das er jedoch nach einem Jahre verliess, worauf er seinen Wohnsitz nach Paris zurückverlegte.

Jules Guerrey 1903/04—1905/06. Er war am 23. August 1875 in Francoeur (Yonne) geboren, erhielt seine Vorbildung in Paris auf den Lyzeen Michelet und Henri IV. und trat dann in die École normale supérieure ein (1896—99 und 1900—01), von wo aus er den Licentiaten-Grad erwarb. Im Januar 1902 wurde er zum Lektor des Französischen in Greifswald ernannt, von wo aus er im Oktober 1903 in gleicher Stellung nach Göttingen versetzt wurde. Mit dem Schluss des Wintersemesters 1905/06 legte er seine Stelle nieder.

Edmond Joachim Vermeil 1906—1906/07. Er stammte aus Vevey in der französischen Schweiz, wo er am 29. Mai 1878 geboren war. Nach dem Besuch des Gymnasiums zu Nîmes studierte er 1897—1904 in Montpellier, Freiburg i. B., München und Paris. Im Jahre 1898 erwarb er in Montpellier die Würde eines licencié-ès-lettres, 1904 in Paris die eines agrégé d'allemand. Am 1. Oktober desselben Jahres übernahm er die Stelle eines Assistenten an dem Romanischen Seminar in Göttingen und rückte mit dem 1. April 1906 ebendort in die Stelle eines Lektors

auf, vertauschte diese aber schon nach einem Jahre mit der eines Gymnasiallehrers an der École Alsacienne in Paris.

PIERRE COMERT 1907—1908. Geboren am 11. Oktober 1880 zu Montpellier, besuchte er die Gymnasien zu Nîmes, Nizza, Lyon und Paris (Louis le Grand), wurde im Juli 1900 in die École normale supérieure aufgenommen und erwarb im Jahr darauf die licence-ès-lettres. Am 1. Oktober 1902 trat er auf ein Jahr als Assistent bei dem Romanischen Seminar in Göttingen ein, ging dann aber nach Paris zurück, bestand im August 1904 die Prüfung als agrégé des langues vivantes und wurde Oberlehrer am Lyzeum in Bourges. Aber schon im Oktober 1905 gab er diese Stelle auf, da er von der Universität in Paris ein Stipendium zu einer Reise um die Welt erhalten hatte, die ihn nach Amerika, Japan, China und Indochina führte. Nachdem er im Dezember 1906 heimgekehrt war, wurde er am 1. April 1906 Lektor in Göttingen, folgte jedoch schon am 1. Oktober 1908 einem Rufe nach Wien als Vertreter des „Temps".

Sein Nachfolger wurde JOSEPH CLAVERIE, welcher am 23. Oktober 1881 in Bordeaux geboren ist. Da sein Vater nach Paris versetzt wurde, so besuchte er das dortige Gymnasium Condorcet, studierte in Bonn, Paris und Berlin, bekleidete vom Oktober 1903—1904 den Posten eines Assistenten am Göttinger Romanischen Seminar, studierte wieder in Paris und bestand im Juli 1907 die agrégation d'allemand. Nachdem er darauf bis August 1908 Oberlehrer in Brest gewesen, kehrte er am 1. Oktober 1908 als Lektor nach Göttingen zurück.

2. Lektoren und Lehrer des Italienischen und Spanischen.

Von diesen Dozenten haben die meisten nur in einer der beiden Sprachen unterrichtet, mehrere aber in beiden, einzelne sogar ausserdem noch im Französischen, bei letzteren befindet sich hinter dem Namen der Vermerk (auch in Nr. 1).

Lektor NICOLÒ CIANGULO: Italienisch 1736—1738.

Lektor LUDWIG KARL OBRANOWICK: Italienisch 1742/43—1745.

Lektor JOH. MATTHIAS KRAMER: Italienisch 1746/47—1753.

Lektor DE SALES: Italienisch 1753/54—1791.

Magister EBERHARD: Spanisch 1755/56—1791, Italienisch 1759/60 bis 1779/80. Johann Paul Eberhard wurde am 23. Januar 1723 in Altona geboren, studierte in Giessen, Helmstädt, Halle, besonders in Göttingen und wurde von dem Grafen von Stollberg-Wernigerode zum Architekten ernannt. Aus Neigung zum Lehrberuf begann er jedoch, und zwar zunächst in Helmstädt, dann in Halle, seit 1755 in Göttingen, Unterricht in der Baukunst sowie im Italienischen und Spanischen zu geben und erwarb in Göttingen 1762 die Magisterwürde. Er starb 1795.

D'ARATA: Italienisch 1758/59—1769/70.

LE DUC (auch in Nr. 1): Italienisch 1764/65—1773.

SANSEVERINO DI SANMARTINO 1764/65—1765. Julius Robertus Sanseverino di Sanmartino stammte aus Toscana, wo er am 30. Dezember 1722 geboren wurde; er studierte in Bologna und Modena, wurde 1754 Lehrer am Carolinum in Braunschweig und unterrichtete zugleich mehrere Prinzen; 1756 wurde er nach Schweden zum Unterricht des Kronprinzen berufen, kehrte jedoch nach einem Jahr in sein Vaterland zurück, ging

1760 nach Paris, 1764 zur Wahl des römischen Königs nach Frankfurt. Dort wurde er durch fürstliches Dekret vom 7. Mai 1764 mit dem Professortitel als Lehrer des Italienischen nach Marburg berufen, wo man eine hohe Meinung von seiner Tüchtigkeit hatte [13]). Aber noch in demselben Sommer siedelte er in gleicher Eigenschaft nach Göttingen über. Über die Gründe, weshalb er seine Tätigkeit auch dort nach so kurzer Zeit abbrach, sowie über seine weiteren Schicksale hat sich nichts feststellen lassen. Ein Verzeichnis seiner Schriften findet sich bei Pütter I, 205—206.

Adolph Hirsch: Italienisch 1766.

Martiningo: Italienisch 1768/69—1771/72.

Lektor Calvi (auch in Nr. 1): Italienisch 1774—1806/07; Spanisch 1774—1804/05. Giovanni Battista Calvi wurde in San Remo am 19. Januar 1721 geboren, war zuerst Sprachmeister in Göttingen und wurde dort am 13. November 1778 zum Lektor der italienischen und der spanischen Sprache ernannt. Zu der hundertjährigen Jubelfeier der Universität am 17. September 1787 hat er mehrere italienische Gedichte verfasst.

Braun: Italienisch 1776—77.

Henrich Würzer (auch in Nr. 1): Erklärung des Tasso und Ariost 1780/81.

Joh. Henrich Emmert (auch in Nr. 1): Italienisch 1780—1780/81.

Louis Rossi (auch in Nr. 1): Italienisch 1787/88—1813/14.

Ziegler: Italienisch 1788.

Müller (auch in Nr. 1): erklärt den Tasso 1792/93.

Dr. Snetlage (auch in Nr. 1): Italienisch 1795—1803/04.

Wallis: Italienisch 1794/95.

Dr. Christian Bodenburg: Italienisch 1816/17—1826/27. Er war 1789 zu Braunschweig geboren und studierte 1810—12 in Göttingen, unterrichtete seit 1816 an der dortigen Universität im Italienischen und Englischen, 1821/22 und 1822/23 auch ausnahmsweise im Französischen; am 5. September 1823 erlangte er ebendort die Doktorwürde und verliess Göttingen Michaelis 1827. Er verfasste: Historia poeseos equestris medii aevi praesertim Anglorum, Göttingen 1833. Sein Unterricht umfasste ausser der praktischen Seite auch die Erklärung italienischer Autoren, nämlich Dantes (Inferno), Petrarcas, Alfieris (Orestes), Mafeis (Merope) und Filicajas (Oden).

Dr. Louis Lion (auch in Nr. 1): Italienisch 1828—1853/54; Spanisch 1838—1853/54. Im Italienischen erklärte er auch Boccaccio, ausgewählte Novellen (1829/30), Tassos Gerusalemme liberata (1830) und Aminta (1831), endlich Guarinis „Pastor fido" (1828).

Lektor Dr. Henry Maria Melford (auch in Nr. 1): Italienisch 1832/33—1863/64; Spanisch 1832/33—1863/64. Ausser dem praktischen Unterricht hielt er regelmässig Vorlesungen über die Geschichte der italienischen, sowie der spanischen Tragödie und erklärte abwechselnd Alfieris „Saul" oder „Mirra" oder Cervantes' Trauerspiel „La Numancia".

---

13) D. Behrens, Zur Geschichte des neusprachlichen Unterrichts an der Universität Giessen, Giessen 1907, S. 18—19.

Seit dem 22. März 1904 ist BENEDETTO ALBANO Lektor des Italienischen. Er wurde am 24. Januar 1876 in Neapel geboren, besuchte das Lyzeum in Salerno und die Universität Neapel, wo er im November 1892 den Grad eines Licenziato erwarb. Von 1900—1902 besuchte er das orientalische Institut in Neapel und legte die Prüfung als Lehrer des Neugriechischen ab. Im November 1902 liess er sich als Sprachlehrer und Journalist in Cassel nieder, bis er nach Göttingen übersiedelte. Durch Schreiben vom 6. April 1909 ist ihm gestattet worden, auch die spanische Sprache in den Bereich seiner Lehrtätigkeit zu ziehen.

D. Dozenten anderer Fächer, welche auch in romanischen Sprachen unterrichtet haben.

Ausser den berufsmässigen Lehrern der romanischen Sprachen haben sich oft, besonders in der älteren Zeit, Dozenten anderer Fächer gefunden, welche nebenbei aus dem Gebiete einer oder der andern romanischen Sprache Vorlesungen oder Übungen gehalten haben. Es sind folgende:

Dr. GAUDIO, welcher von 1751 bis 1758 Privatdozent in der juristischen Fakultät war, hat 1756/57—1758/59 auch Unterricht im Italienischen erteilt.

Dasselbe gilt von CHRISTIAN LUDWIG RICHARD, welcher, am 26. April 1728 zu Neuwied geboren, seit 1747 in Göttingen die Rechte studierte und im Oktober 1756 die Würde eines Dr. juris erlangte. Er hielt dann juristische Vorlesungen, unterrichtete aber zugleich auch im Französischen und Italienischen. Im Februar 1763 wurde er Senator der Stadt Göttingen und starb am 14. Mai 1803.

JOHANN ANDREAS DIEZE wurde 1729 in Leipzig geboren, studierte dort seit 1749 Rechte und neuere Sprachen, erlangte die Magisterwürde und hielt Vorlesungen, besonders über alte Geschichte. Ende 1756 siedelte er nach Göttingen über, wo er 1763 Kustos an der Bibliothek, im Jahre darauf ausserordentlicher, 1770 ordentlicher Professor wurde. Er starb 1785. Neben Gegenständen aus der klassischen Philologie las er alljährlich über neuere Literaturgeschichte (vom 15. Jahrhundert an), wobei er natürlich auch die romanischen Sprachen berücksichtigte.

ECKARD war 1776—1781 Privatdozent in der philosophischen Fakultät, wo er über Gegenstände der klassischen Philologie Vorlesungen hielt. Im Wintersemester 1779/80 unterrichtete er aber auch im Französischen und erklärte „die vorzüglichsten französischen Prosaïsten und Dichter".

Auch der Kandidat WIRTZ, welcher in der philosophischen Fakultät eine Vorlesung „Anweisung zu einem guten schriftlichen und mündlichen Vortrage" angezeigt hat, hat in dem gleichen Wintersemester 1779/80 sich zum Unterricht im Französischen und zu der Erklärung von Voltaires „Henriade" und „der besten Trauerspiele Corneilles und Racines" erboten.

Der Kandidat WAGNER, Privatdozent der klassischen Philologie, hat im Sommer 1794 auch im Italienischen unterrichtet.

FRIEDRICH LUDWIG WILHELM MEYER, geboren zu Harburg am 28. Januar 1759, studierte von Michaelis 1775 bis ebendann 1779 in Kiel und Göttingen. Im Jahr 1785 wurde er ausserordentlicher Professor und zugleich Bibliotheksbeamter in Göttingen. Seine Vorlesungen betrafen meist die Gelehrtengeschichte, doch las er 1785 über „Die Literatär-

geschichte des westlichen und südlichen Europas von dem Anfange des Zeitalters Ludwigs XIV. bis auf unsere Zeit“ und 1787/88 über „die wichtigsten Kapitel der Literaturgeschichte der neueren Völker Europas“.

Dasselbe tat der bekannte Historiker Arnold Hermann Ludwig Heeren, geboren den 27. Oktober 1760 zu Bremen, der seit 1779 zu Göttingen studiert, dann von Juli 1785 während zweier Jahre Italien, Frankreich, Belgien und Holland bereist hatte und August 1787 ausserordentlicher, 1794 ordentlicher Professor wurde. Neben seinen rein geschichtlichen Vorlesungen erscheint 1789 die Geschichte des Dramas unter den Neueren, 1789 und 1797 die Geschichte der schönen Wissenschaften der Italiener, Franzosen, Spanier, Engländer und Deutschen, endlich 1792, 1797/98 und 1798 die Geschichte der schönen Literatur unter den älteren und neueren Völkern des kultivierten Europas. Auch eine seiner zahlreichen Schriften „Über den Einfluss der Normannen auf die französische Sprache und Literatur, Göttingen 1789“ gehört mit in unser Gebiet.

Friedrich Gottlieb Canzler, der am 25. Dezember 1764 zu Wolgast in Pommern geboren wurde und von 1783 in Göttingen studierte, erhielt bei der Jubelfeier der Universität, am 17. September 1787 die Magisterwürde und wurde Privatdozent für Staatswissenschaften, erklärte aber im Sommer 1792 auch Tassos Gerusalemme liberata und verfasste eine englische Sprachlehre, Göttingen 1787. Im Jahre 1800 wurde er als ordentlicher Professor der Statistik und der Kameralwissenschaften nach Greifswald berufen und starb dort am 27. Januar 1811.

Friedrich Rühs, geboren 1779 in Greifswald, studierte in Göttingen, wurde dort 1801 Magister der Philosophie, sowie Privatdozent und erklärte als solcher im Winter 1801/02 ausgewählte Stellen aus Ariost und Tasso. Er ging 1802 als Kustos der Bibliothek und Privatdozent nach Greifswald, wurde dort Professor, 1811 wurde er als ordentlicher Professor der Geschichte nach Berlin berufen und 1814 zum preussischen Historiographen ernannt. Er starb am 1. Februar 1820. Unter seinen zahlreichen Werken gehört hierher seine „Historische Entwicklung des Einflusses Frankreichs und der Franzosen auf Deutschland und die Deutschen, Berlin 1815“.

Auch der berühmte Friedrich Bouterwek hat unser Fach berücksichtigt, besonders im Sommer 1805 durch seine „Anleitung zur Kenntnis der spanischen und portugiesischen Sprache und Literatur nebst Erklärung ausgewählter Stücke“. Er wurde am 15. April 1766 zu Oker bei Goslar geboren, studierte 1784—87 in Göttingen die Rechte und löste dabei die juristische Preisaufgabe. Bald darauf aber wandte er sich dem Studium der Philosophie und Ästhetik zu und wurde 1793 in Helmstädt Magister der Philosophie; 1794—97 befand er sich teils auf Reisen, teils als Privatdozent in Göttingen, wo er 1897 ausserordentlicher, 1802 ordentlicher Professor wurde. Er starb am 9. August 1828. Unter seinen zahlreichen Schriften hat seine „Geschichte der Poesie und Beredsamkeit, seit dem Ende des 13. Jahrhunderts, 12 Bde., Göttingen 1801—19“ für uns besondere Bedeutung. Davon ist die Geschichte der spanischen Poesie und Beredsamkeit ins Spanische übersetzt worden (Madrid 1828).

Christian Bunsen wurde zu Frankfurt a. M. am 1. April 1770 geboren, studierte 1787—91 in Göttingen Theologie und Philologie, wurde 1791 Akzessist, 1795 Sekretär, 1797 Kustos an der dortigen Universitätsbibliothek und hielt, nachdem er 1798 zum Doktor promoviert worden war, als Privatdozent Vorlesungen über Ästhetik und Kulturgeschichte, aber auch, besonders später, über italienische und spanische Sprache; 1805 wurde er ausserordentlicher, 1814 ordentlicher Professor und starb am 24. März 1837. Seine neuphilologische Lehrtätigkeit erstreckte sich auf den Unterricht im Italienischen (1812—1836/37), im Spanischen (1812/13—1836/37) und im Portugiesischen (1829—1836/37), auf Erläuterung der vorzüglichsten italienischen Dichter (1809—1820/21) und auf kursorische Lektüre italienischer Dichter (1810—1812); einmal (Sommer 1799) hat er über Geschichte und Kritik der schönen Literatur unter den gebildeten Völkern Europas gelesen; verfasst hat er mehrere Übersetzungen aus neueren Sprachen.

Ernst Heinrich Toelken stammte aus Bremen, wo er am 1. November 1785 das Licht der Welt erblickte. Er studierte seit 1804 in Göttingen, erlangte dort 1811 die Doktorwürde, wurde durch ein Schreiben der Generaldirektion des öffentlichen Unterrichts in Cassel vom 31. Januar 1812 als Privatdozent in Göttingen zugelassen und lehrte dort von 1812—1814, dabei erteilte er die ganze Zeit hindurch Unterricht im Italienischen und erklärte im Sommer 1812 italienische Dichter. Im Jahre 1814 siedelte er nach Berlin über, zunächst als Lehrer am Friedrich Werder- und am Kölnischen Gymnasium, wurde aber unter dem 4. April 1816 als ausserordentlicher Professor an die dortige Universität berufen, rückte 1823 zum ordentlichen Professor der Kunstgeschichte und Mythologie auf, 1827 Sekretär der Akademie der Künste und 1836 Direktor des Antiquariums am kgl. Museum und Mitglied der artistischen Kommission. Er starb am 16. März 1869.

Heinrich Albert Lion, Zeitgenosse seines unter C Nr. 1 aufgeführten Namensvetters, war am 11. August 1796 zu Bamberg geboren; er studierte 1814—18 in Göttingen und Leipzig, promovierte an letzterer Universität am 25. Februar 1818, liess sich 1819 in Göttingen als Privatdozent nieder und lehrte hier bis zu seinem Tode am 28. Dezember 1867. Seine Schriften beziehen sich sämtlich auf die klassische Philologie, und dasselbe gilt von einem grossen Teil seiner Vorlesungen, doch hat er während der ganzen Zeit seiner Tätigkeit (1819—1864) Unterricht in der französischen Sprache erteilt, auch einmal (Sommer 1830) Boileaus Satiren erklärt.

Auch Georg Heinrich Bode hat sich neben anderen Studien mit neueren Sprachen beschäftigt. Geboren am 18. Oktober 1802 zu Northeim, studierte er seit 1820 in Göttingen, errang 1823 den Preis der dortigen philosophischen Fakultät, erlangte am 3. April 1824 die Doktorwürde sowie die venia legendi und unterrichtete Winter 1824—25 auch im Französischen, ging aber dann auf drei Jahre nach Amerika als Lehrer der klassischen Sprachen an der Akademie zu Northampton in Massachusetts, bereiste England, Frankreich und Holland, kehrte nach Göttingen zurück, wo er 1828 Assessor bei der philosophischen Fakultät und Akzessist bei der Bibliothek wurde. Er starb am 26. Juni 1846. Unter seinen

Werken interessieren uns: The university of Goettingen in the beginning of the year 1835, London 1836, und Recherches sur l'origine et l'histoire du livre de Sindbâd et de l'Hitopadésas, ou des sept sages de Rome et des fables de Bidpai. Paris et Leipsic 1838.

Dr. JULIUS TITTMANN, geboren am 20. August 1814 zu Northeim, studierte seit 1834 in Göttingen Theologie und bestand 1839 das erste theologische Examen, wandte sich dann aber dem Studium der Literatur zu und erwarb 1842 in Jena in absentia den Doktorgrad. Vier Jahre später wurde er durch Reskript vom 18. Dezember 1846 zum Privatdozenten der philosophischen Fakultät für die Fächer der deutschen Literaturgeschichte und der Ästhetik, zunächst auf ein Jahr, dann am 24. Januar 1849 endgültig zugelassen. Er starb am 17. Januar 1883. Seine neusprachlichen Vorlesungen beziehen sich sämtlich auf die italienische Literaturgeschichte, und zwar las er Geschichte der italienischen Nationalliteratur (1854) und die der italienischen Poesie (1856, 1860/61, 1861, 1864 und 1866/67), Dantes und Petrarcas Leben und Werke (1853/54), Dantes Leben und Werke (1855/56—1858/59, 1862, 1864/65; 1865/66; 1867/68) endlich Petrarcas Leben und Werke (1857/58; 1859/60; 1868).

FRIEDRICH BIALLOBLOTZKY studierte Theologie und wurde Pastor in Göttingen, reiste dann im Dienste der Mission in Asien und Afrika, versuchte auch die Quellen des Nil zu entdecken, leitete darauf eine Schule in England und wurde schliesslich Privatdozent in Göttingen, wo er seine Tätigkeit Michaelis 1854 begann. Von 1865—1866/67 unterrichtete er im Französischen, Italienischen und Spanischen. Er starb am 23. März 1869.

A. Stimming.

Greifswald 1821—1908. Von F. Heuckenkamp s. Bd. IX IV 26ff.

Halle. 1906—1908. ***A. Nachtrag zum geschichtlichen Teil des vorigen Berichts.*** Zu der im vorigen Bericht verzeichneten Literatur über E. W. Wachsmuth und L. G. Blanc sind zwei Artikel nachzutragen, auf welche Referent in dankenswerter Weise von Herrn Studienrat Alfred Masius in Döbeln hingewiesen wurde. Über Blanc handelt kurz Adolph Zahn in seinen „Mitteilungen über die Geistlichen der evangelisch-reformierten Domgemeinde zu Halle a. d. Saale"[1]), mit besonderer Betonung seiner geistlichen Laufbahn: Blanc wurde 1805 in der Werderschen Kirche zu Berlin ordiniert und zum Hilfsprediger ernannt; 1806 zweiter Prediger bei der französisch-reformierten Gemeinde in Halle, 1809, nach der Vereinigung der französischen Gemeinde mit der deutsch-reformierten, dritter Domprediger; 1838 zweiter Domprediger und auf seinen Wunsch auch später, als Gelegenheit zum Aufrücken war, wegen seiner vielen anderweitigen Verpflichtungen auf

1) Mitteilungen etc., zur 300jährigen Gedächtnisfeier des Heidelberger Katechismus, dargereicht von Adolph Zahn, Domprediger in Halle a. d. Saale. Halle 1863, S. 42. — Worte freundlicher Erinnerung an Blanc auch bei Otto Roquette, Siebzig Jahre. Geschichte meines Lebens I (1894) S. 261 f.



diesem Posten belassen; 1855 aus Anlass seines fünfzigjährigen Amtsjubiläums von der Halleschen Fakultät zum Doktor der Theologie ernannt und von Konsistorium, Lehranstalten, Körperschaften vielseitig geehrt; am Erntedankfest 1860, nach 54jährigem Predigerdienst, auf seinen Wunsch emeritiert.

Wachsmuth hat selbst, als 78jähriger Greis, eine ausführliche, in frischem, persönlichem Ton geschriebene Biographie von sich verfasst, die als Vorwort zu seinen „Niedersächsischen Geschichten" gedruckt ist[2]). Darnach ist zunächst als sein Geburtsjahr endgültig 1784 (nicht 1787), als Geburtsort Hildesheim festzustellen, wo er am 28. Dez. 1784, als Sohn eines Wundarztes, geboren wurde und teils durch emsige Lektüre, teils durch die in Hildesheim umgehenden Sagen, sowie durch das Leben der Kleinstadt dauernde Eindrücke empfing (sehr anschaulich ist u. a. die Art und Weise des damaligen Gymnasialunterrichts geschildert). Seit Michaelis 1803, nach einem in Halle abgelegten Maturitätsexamen, an der Universität Halle immatrikuliert studierte W. Theologie, vorzugsweise bei Nösselt, und Philologie bei Fr. Aug. Wolf. Der Philosoph Eberhard, der ihn zum Fiskal (Famulus) annahm, ermahnte ihn sich den neueren Sprachen zuzuwenden. Sprachen als Autodiktat zu lernen fiel ihm nicht schwer. Aufgefordert einer jungen Dame italienischen Unterricht zu geben, erlernte er zu diesem Behuf das Italienische. Die französische Besitznahme von Magdeburg, wo er eine Lehrerstelle am Pädagogium angenommen hatte, gab ihm die Richtung auf das Französische. Als alter Theologe hat er gelegentlich auch gepredigt, ja 1809 in Hildesheim noch das theologische „Kandidaten-Examen" bestanden. 1811 von der philosophischen Fakultät zu Halle zum Doktor promoviert, ging er im selben Jahre als Lehrer an das Gymnasium in Zerbst, wo seine Privatstudien unter anderem Englisch und Italienisch umfassten. „Doch bei den romanischen Sprachen blieb ich; das Provenzalische sollte die Grundlage abgeben, einige Aufsätze in der „Zeitung für die elegante Welt" gaben Kunde von meiner damaligen literarischen Beschäftigung (a. a. O., S. XVI).

Ostern 1815 als Oberlehrer an die Frankeschen Stiftungen berufen, trat er, einer Aufforderung von Professor Ersch folgend, gleichzeitig in den Lehrkörper der Universität als Lektor des Italienischen und als Privatdozent ein. „Das Sprachliche war noch mein Lieblingsfach. Daher dann meine Inaugural-Disputation *de accusativo cum infinitivo*. Bald zum ausserordentlichen Professor ernannt, behielt ich die neueren Sprachen im Auge, mit der Hoffnung, einst eine ordentliche Professur in jenem Fache zu bekommen, womit ich aber auch Griechisch und Lateinisch zur Sprachvergleichung in Verbindung zu bringen gedachte" (S. XVIII). Statt dessen kommt sehr rasch die Wendung zur Geschichte, zuerst in den Vorlesungen, dann auch in den wissenschaftlichen Publikationen. Schon die Berufung nach Kiel, als ordentlicher Professor der alten Literatur und Direktor des Philologischen Seminars (1820), zog ihn von

2) W. Wachsmuth, Niedersächsische Geschichten, Berlin 1863 (Deutsche National-Bibliothek, hsg. von Ferd. Schmidt, 10. Band). S. V—XXXII enthält die Autobiographie; neben dem Titelblatt das Porträt des Verfassers.

den modernen Sprachen ab, und durch seine 1825 erfolgte Berufung nach Leipzig wurde er völlig zum Historiker.

B. Vorlesungen und Übungen 1906—1908. Im Lehrkörper traten, abgesehen vom franz. Lektorat, keine weiteren Veränderungen ein: ordentlicher Vertreter des Faches war, wie seither, HERMANN SUCHIER, als Privatdozent lehrte BERNHARD SCHÄDEL, als Lektor des Italienischen BERTHOLD WIESE. Der französische Lektor ALBERT COUNSON (seit Ostern 1902) folgte Herbst 1908 einem ehrenvollen Ruf als Professor der französischen Sprache an die Universität Gent und wurde durch Lektor J.-M. CARRÉ (Herbst 1908—Ostern 1909) ersetzt. — Dr. Schädel wurde 1908 zum korrespondierenden Mitgliede der Kgl. Akademie der Wissenschaften zu Barcelona ernannt.

Professor Dr. Suchier las S.S. 1906: Molièrekunde nebst Erklärung des Misanthrope (5 St.); im Proseminar wurde Aliscans interpretiert, im Seminar wurden kritische Übungen über den Text der Chanson de Guillaume vorgenommen, dazu Vorträge der Mitglieder. — W.S. 1906/7: Geschichte der franz. Literatur seit der Revolution (2 St.); die franz. Aussprache der Gegenwart (3 St.); im Proseminar Aliscans, im Seminar Chanson de Guillaume, nebst Vorträgen. — SS. 1907: Franz. Verslehre (4 St.); Einführung in das Provenzalische (2 St.); im Proseminar Aliscans, im Seminar Arbeiten der Mitglieder. — W.S. 1907/8: Historische Grammatik der franz. Sprache, I. Teil: Grammatik des Vulgärlatein, besonders des gallischen (5 St.); im Proseminar 1 St. Altfranzösisch, 1 St. Provenzalisch, im Seminar Arbeiten der Mitglieder. — S.S. 1908: Historische Grammatik der franz. Sprache, II. Teil: Laut- und Formenlehre des Altfranzösischen (4 St.); im Proseminar Aliscans, im Seminar Monaci, Poesie provenzali allegate da Dante. — W.S. 1908/9: Geschichte der franz. Literatur bis zur Revolution (6 St.); im Proseminar Vie de Saint Alexis, im Seminar Monaci, Poesie provenzali allegate da Dante.

Dr. Schädel las S.S. 1906: Romanische Phonetik, mit praktischen Übungen zur Erlernung besonders der franz. und ital. Aussprache (zusammen mit Dr. Counson, 2 St.); Interpretation der Mocedades del Cid des Guillem de Castro, mit Einleitung in das spanische Drama (1 St.); Altfranz. Kurs für Anfänger (1 St.): Repetitorium der franz. Sprachgeschichte an der Hand eines altfranz. Textes (1 St.). — W.S. 1906/7: Altfranz. Kurs für Anfänger (Einführung in Laut- und Formenlehre, 2 St.); Erklärung altfranz. Texte (2 St.); Einführung ins Spanische (2 St.). — S.S. 1907: Historische Erklärung der neufranz. Grammatik (2 St.); Altfranz. Kurs für Anfänger (2 St.); Aucassin und Nicolete (2 St.); Erklärung der Göttlichen Komödie (1 St.); Übungen über provenzalische und katalanische Sprachkunde mit einer Einführung in die Methode der Dialektforschung (1 St.). — W.S. 1907/8: Altfranz. Kursus für Anfänger (2 St.); Interpretation altfranz. Texte mit grammatischer Einleitung (2 St.); Phonetischer Kursus zur Einübung der franz. Aussprache (zusammen mit Dr. Counson, 1 St.); Erklärung moderner italienischer Autoren für Anfänger (1 St.); Lektüre des Don Quijote zur Einführung ins Spanische (1 St.). — S.S. 1908: Einführung in das Altfranzösische (2 St.); Interpretation altfranz. Texte (2 St.); Einführung in die altspanische Sprache und Literatur mit Erklärung des Poema del Cid (1 St.);

Sprachgeographische Übungen am Dialektatlas (1—2 St.). — W.S. 1908/9: Historische Grammatik der franz. Sprache: Syntax (2 St.); Interpretation altfranz. Texte (2 St.); Franz. Phonetik (2 St.); Katalanisch (täglich).

Die für W.S. 1908/9 angekündigten sechsstündigen Übungen über katalanische Phonetik und Sprachgeschichte hatten noch den besonderen Zweck, die aus Barcelona nach Halle entsandten Stipendiaten vorzubilden. Zu Beginn Winters 1908/9 wurden von der Real Diputación Provincial zu Barcelona drei Stipendiatenstellen für Katalanen zum Besuch der Universität Halle geschaffen. Durch diese Gründung soll eine Anzahl romanistisch geschulter, einheimischer Philologen unter Leitung des Privatdozenten Dr. Schädel zur Mitarbeit an den in Katalonien begonnenen Arbeiten über mundartliche Lexikologie, über Sprachgeographie, Sprachgeschichte und Textkritik herangebildet werden. Auch für dialektologische Studienreisen während des dreijährigen Lehrgangs wurden von derselben Behörde Mittel bewilligt. Ein gemeinsamer Arbeitsraum und eine Handbibliothek konnten vom Leiter aus privaten Mitteln beschafft werden, so dass für die Anleitung zu selbständigen Arbeiten auch die notwendigen äusseren Voraussetzungen gegeben sind. Zu Arbeitsraum und Bibliothek haben ausser den katalanischen Stipendiaten auch sonstige Studierende der romanischen Philologie Zutritt. Durch diese — unabhängig von der Universität bestehende — Einrichtung wurde ihrem Leiter ein Zyklus von Spezialvorlesungen ermöglicht, der eine wesentliche Erweiterung des an Universitäten üblichen romanistischen Lehrbetriebs bedeutet und vor allem eine Einführung in die linguistische und dialektologische Praxis, unter besonderer Berücksichtigung des katalanischen Sprachgebiets, bezweckt. (Im S.S. 1909 wurde der Vorlesungszyklus fortgeführt mit sprachgeographischen Übungen am franz. Dialektatlas, 2 St., und — ausserhalb des Lehrplans der Universität — mit einer Einführung in die romanische Philologie, 2 St., und Übungen über allgemeine Phonetik, 2 St.).

Dr. Wiese las regelmässig jedes Semester Einführung in das Italienische (2 St.), ausserdem S.S. 1906: Erklärung ausgewählter Novellen aus Boccaccios Decamerone (im Seminar, 1 St.). — W.S. 1906/7: Einführung in die altitalienische Sprach- und Literaturgeschichte (2 St.); Petrarkas Triumphe (im Seminar, 2 St.). — S.S. 1907: Tassos Aminta (im Seminar, 2 St.). — W.S. 1907/8: Dantes Leben und Werke, nebst Erklärung ausgewählter Stücke (2 St.); Textkritische Übungen zum Ninfale Fiesolano Boccaccios (im Seminar, 1 St.). — S.S. 1908: Ariosts Orlando furioso (im Seminar, 1 St.). — W.S. 1908/9: Einführung in die altitalienische Sprache und Literatur (2 St.); Erklärung italienischer Dichter des 14. Jahrhunderts, nach Volpi, Rime di trecentisti minori (im Seminar, 1 St.).

Dr. Counson hielt in den Semestern 1906, 1906/7, 1907 die im vorigen Bericht bezeichneten regelmässigen Seminarübungen ab, ausserdem Konversations- und Lektüreübungen, sowie Repetitorien über französische Grammatik. Er las ferner über französische Grammatik (1906/7 2 St.), französische Syntax (1906 1 St., 1906/7 1 St.), Grundzüge der neueren französischen Literaturgeschichte (1907 2 St.), Le classicisme français

1906/7 2 St.), La littérature française dans la seconde moitié du 19e siècle (1906 2 St.). Die für W.S. 1907/8 angekündigten Vorlesungen hat er infolge seiner Übersiedlung nach Gent nicht mehr gehalten.

Sein Nachfolger J.-M. Carré las, ausser den vorgeschriebenen Seminarübungen, W.S. 1907/8: La littérature française au 19e siècle dans ses rapports avec les littératures étrangères (2 St.); S.S. 1908: L'histoire du roman français au 19e siècle (2 St.); W.S. 1908/9: Histoire du théâtre français au 19e siècle (2 St.).

C. Doktorpromotionen. In den drei Berichtsjahren fanden insgesamt 17 Doktorpromotionen (4 + 7 + 6) statt. Die Namen der Promovierten nebst den Titeln ihrer Dissertationen sind die folgenden:

1906: Alfred Friemel, Laut- und Formenlehre zu Longnons Documents relatifs au comté de Champagne et de Brie, tome I. — Woldemar Gassmann, Die Vokalquantität im 16. Jahrhundert. — Karl Kümmell, Drei italienische Prosalegenden: Euphrosyne, Eremit Johannes, König im Bade. — Albert Metcke, Die Lieder des altfranz. Lyrikers Gille le Vinier.

1907: Karl Büchsenschütz, Die Setzung des Personalpronomens als Subjekt in der altfranz. Übersetzung des Wilhelm von Tyrus. — Hans Ferchlandt, Molières Misanthrope und seine englischen Nachahmungen. — Emil Hillmann, Die Geschichte der Akzentsetzung im Französischen seit der Erfindung des Buchdrucks. — Arthur Klapötke, Das Verhältnis von Aliscans zur Chanson de Guillaume. — Paul Lorenz, Das Handschriftenverhältnis der Chanson de geste „Aliscans" (vollständig in der ZRPh. 31, 385—431). — Johannes Loesche, Die Abfassung der Faits des Romains. — Rudolf Peters, Über die Geographie im Guerino Meschino des Andrea de' Magnabotti.

1908: Johannes Gutbier, Bruchstück einer lateinischen, mit französischen Sätzen gemischten Predigtsammlung aus dem Ende des XIII. oder Anfang des XIV. Jahrhunderts. — Heinrich Richter, Die Verbalformen bei Benoit de Sainte-More. — Oskar Schneider, Die Verbalformen bei Wace. — Willy Schulz, Das Handschriftenverhältnis des Covenant Vivien. — Paul Sydow, Die französische Originalkomödie des XVI. Jahrhunderts. — Fritz Werner, Die Latinität der Getica des Jordanes.

Tübingen. Carl Voretzsch.

Kiel. Von C. Voretzsch folgt im nächsten Band.

Königsberg. 1806/07—1908/09. Von O. Schultz-Gora s. Bd. IX IV 36ff.

Marburg. Von E. Wechssler folgt im nächsten Band.

Münster von den Anfängen bis 1908/09. An der alten, unter dem Fürstbischofe Maximilian Friedrich durch Franz von Fürstenberg im Jahre 1773 gegründeten Universität scheinen die neueren Sprachen nicht vertreten gewesen zu sein; wenigstens lässt sich aus dem von Bahl-

mann[1]) aufgestellten Verzeichnisse der an ihr tätig gewesenen Professoren nichts darauf schliessen. Der Unterricht in denselben blieb wohl ganz dem Gymnasium überlassen. Seit 1818 blieb von der Fürstenbergischen Universität nur noch die theologische und philosophische Fakultät — seit 1827 Akademie genannt (bis 1902) — bestehen. Hier findet sich zuerst im Vorlesungsverzeichnis für das Sommersemester 1841 — von Sommer 1839 bis Sommer 1841 fehlen die Verzeichnisse — Dr. LEOPOLD SCHIPPER als Lehrer des Französischen und des Englischen; er befand sich in dieser Stellung seit 1839. Dr. Schipper war Lehrer am Gymnasium Paulinum und bekannt als Verfasser einer Anzahl Lehrbücher für den Schulgebrauch. In den Verzeichnissen der Akademie begegnen wir ihm ohne Unterbrechung bis zum S.S. 1863, danach nicht mehr. Sehr häufig kündigt er die Übersetzung eines Textes und Erklärung desselben in französischer Sprache an [so Bossuet, Trauerrede auf Condé; Boileau, Art Poétique; Rousseau, Emile (dreimal); Racine, Iphigénie (dreimal), Athalie; Corneille, Cid (dreimal), Horace; Molière, Avare (zweimal)]. Daneben treibt er französische Grammatik, jedoch verhältnismässig selten, wogegen er der englischen den Vorzug zu geben scheint; dreimal kündigt er französische oder englische Grammatik an. Häufig finden wir französische und englische Übungen angezeigt, aber viel häufiger französische oder englische; so auch Erklärung französischer Reden oder eines englischen Textes. Einmal (S.S. 1846) zeigt Schipper Geschichte der französischen Beredsamkeit und Erklärung (in französischer Sprache) von französischen Reden an, zweimal auch französische Literaturgeschichte, ebenso oft französische oder englische Literaturgeschichte. Ausserdem widmete er seine Tätigkeit dem Italienischen, dessen Grammatik er fünfmal behandelt. Eine Reihe italienischer Texte werden übersetzt und auf italienisch erklärt, so Tasso, La Gerusalemme liberata; Metastasio, Demetrio; Goldoni, L'Avventuriere onorato, Il Malcontento, Silvio Pellico, Le mie prigioni (siebenmal).

In den letzten Jahren von Schippers Tätigkeit beschäftigte sich auch der besonders durch seine Forschungen auf dem Gebiete der portugiesischen Literatur und durch seine formvollendeten Übersetzungen germanischer und romanischer Dichtungen rühmlichst bekannte Germanist W. STORCK (seit 1859 ausserordentlicher Professor) in einer Anzahl von Vorlesungen mit romanischen Sprachen. Zum ersten Male im S.S. 1861 zeigt er als zweistündige Vorlesung „Erklärung ausgewählter Dichtungen der Troubadours“ an, ebenso „Erklärung ausgewählter Gesänge aus Dantes Divina Commedia“ (S. 1862 und 1874); neben italienischen Übungen (W. 1865/66 zweistündig; W. 1873/74 dreistündig) und spanischen Übungen (S. 1876 dreistündig). Die meisten Vorlesungen auf romanischem Gebiete widmete Storck indes dem Portugiesischen, in erster Linie seinem Lieblingsdichter Camoens, nämlich „Luis de Camoens' Leben und Dichten“ (S. 1875; W. 1877/78; S. 1880; S. 1882; S. 1884; W. 1886/87; W. 1889/90; S. 1892; die ersten drei Male einstündig, später zweistündig); ferner „Erklärung der Lusiaden des Luis de Camoens und portugiesische Grammatik“

---

1) Im Anhange an Pieper, Die alte Universität Münster 1773—1818, Münster 1902.

(W. 1875/76; S. 1878; W. 1880/81; S. 1883; W. 1884; dreistündig, das letzte Mal zweistündig); einmal las er auch „Geschichte der portugiesischen Literatur“ (S. 1885, zweistündig). Nach dem S.S. 1892 hat Storck keine romanistischen Vorlesungen mehr gehalten. Er starb am 16. Juli 1905.

Nachdem Schipper zum letzten Mal im Vorlesungsverzeichnis des S.S. 1863 angezeigt hat, sind in den folgenden drei Semestern die neueren Sprachen nicht vertreten; auch Storck zeigt nichts Romanistisches an. Im S.S. 1863 begegnet uns dann der Privatdozent WILH. TREITZ (geb. zu Köln 1838; promoviert Freiburg, Privatdozent für neuere Sprachen in Münster 1863—1866, von 1866—1868 in Bonn, dann ordentlicher Professor in Marburg, wo er bereits 1869 starb). Während der kurzen Dauer seiner Tätigkeit in Münster las Treitz einmal dreistündig über Geschichte und Grammatik der französischen Sprache (W. 1865/66), einmal erklärte er ausgewählte provenzalische Gedichte (S. 1865), einmal las er vierstündig über Michelangelo als Bildhauer, Maler, Architekt und Dichter (W. 1865/66) und zweimal dreistündig über Dantes Göttliche Comödie (S. 1865 und W. 1865/66).

Im S. 1866 und W. 1866/67 fehlt wieder ein Vertreter für die neueren Sprachen; erst mit dem S. 1867 tritt BERN. TEN BRINK als Privatdozent auf (geb. zu Amsterdam 12. Jan. 1841, studierte 1861—1865 zu Münster und Bonn, promovierte zu Bonn 1865; habilitiert zu Münster 1866; Ostern 1870 ordentlicher Professor der neueren Sprachen und abendländischen Literatur in Marburg, Ostern 1873 Professor der englischen Philologie in Strassburg; starb am 29. Jan. 1892). Während seiner dreijährigen Wirksamkeit an der Akademie Münster entfaltete ten Brink eine reiche Tätigkeit auch auf dem Gebiete der romanischen Philologie. Zweimal hielt er eine vierstündige Vorlesung über die Geschichte der französischen Literatur vom Jahre 842 bis 1830 (S. 1867 und W. 1868/69; das letzte Mal ohne Angabe der zeitlichen Begrenzung). Von grammatischen Vorlesungen zeigte er zweimal allgemein „Französische Grammatik“ (S. 1869 vierstündig, W. 1869/70 dreistündig) an, ferner zweistündig Altfranzösische Grammatik und Erklärung des Rolandsliedes (S. 1867). Von neufranzösischen Texten erklärte er zweistündig Molières Misanthrope (W. 1867/68), Corneilles Cid (S. 1868), Boileaus Satiren (W. 1868/69), Corneilles Horace (S. 1869) und Malherbes Gedichte (W. 1869/70). Auch dem Provenzalischen, Italienischen und Spanischen widmete er je eine Vorlesung, nämlich zweistündig Provenzalische Grammatik und Erklärung ausgewählter Gedichte der Troubadours (S. 1868) und Italienische Grammatik als Vorbereitung auf die Erklärung von Petrarcas Gedichten (W. 1867/68); endlich dreistündig Anfangsgründe der spanischen Sprache (S. 1869).

Nach ten Brinks Weggang tritt wieder eine Pause von vier Semestern ein, bis sich 1872 CARL HORSTMANN als Privatdozent habilitiert (geb. zu Münster 1847; studierte und promovierte daselbst 1870, habilitiert Münster 1872; wurde 1873 Lehrer an der Provinzialgewerbeschule zu Liegnitz; Herbst 1874 Lehrer an der Realschule in Magdeburg). In den zwei Semestern, die er in Münster als Privatdozent zubrachte, las er zweistündig Altfranzösische Grammatik (W. 1872/73), vierstündig Französische

Literaturgeschichte (W. 1872/73) und erklärte Molières Tartuffe (S. 1872, dreistündig).

Nachdem im S.S. 1873 abermals eine Pause eingetreten war, im W. 1873/74 W. Storck dreistündige italienische Übungen abgehalten, und der Historiker Dr. TOURTUAL die Erklärung von Voltaires Charles XII mit französischen Übungen verbunden hatte, wurde zu Ostern 1874 die inzwischen begründete ausserordentliche Professur für neuere Sprachen EDUARD MALL übertragen (geb. zu Halle, 1871 Privatdozent für romanische und englische Philologie in Breslau, nahm zu Ostern 1875 eine Berufung als ordentlicher Professor nach Würzburg an, starb 1892 zu Heidelberg). Während des einzigen Jahres seiner Tätigkeit an der Akademie zu Münster hielt Mall eine einstündige Vorlesung über französische Metrik (W. 1874/75), eine dreistündige über Corneilles Leben und Werke mit Erklärung des Cid (S. 1874), erklärte in zweistündiger Vorlesung ausgewählte Denkmäler der altfranzösischen Sprache (S. 1874) und hielt zweistündige Romanische Übungen ab (W. 1874/75).

Als Nachfolger Malls wurde Ostern 1875 HERMANN SUCHIER nach Münster berufen und zum ordentlichen Professor ernannt (s. JBRPh. IX IV 13). Während der drei Semester, welche er in Münster tätig war, behandelte Suchier auf dem Gebiete der romanischen Philologie zweistündig Provenzalische Grammatik (S. 1875); Historische Grammatik der französischen Sprache, dreistündig (S. 1876); er erklärte Provenzalische Gedichte (zweistündig W. 1875/76; einstündig S. 1876) und las dreistündig Über Molières Leben und Werke und Erklärung des Tartuffe (W. 1875/76). Endlich hielt er zweistündige Übungen der Romanisch-englischen Gesellschaft ab (S. 1875).

An Suchiers Stelle trat Herbst 1876 GUSTAV KÖRTING (geb. 26. Juni 1845 zu Dresden, studierte 1863 bis 1867 in Leipzig, promovierte daselbst 2. Jan. 1867, war dann Lehrer an der Kreuzschule zu Dresden, wurde Herbst 1876 zum ordentlichen Professor der romanischen und englischen Philologie ernannt; Ostern 1892 nach Kiel berufen). Fünfzehn Jahre bekleidete Körting die Professur in Münster und entfaltete eine überaus umfassende Tätigkeit. Da, wie fast überall, in seiner Professur das Romanische und Englische verbunden waren, sehen wir ihn oft Vorlesungen halten, welche die beiden Wissenschaften miteinander vereinigen. So las er zweistündig „Über den Unterricht in den neueren Sprachen an den höheren Schulen“ (W. 1881/82), Enzyklopädie und Methodologie der romanischen und englischen Philologie, vierstündig (W. 1876/77 und 1879/80; S. 1883). Mit dem Romanischen allein beschäftigte er sich in dem zweistündigen Kolleg „Einleitung in das Studium der romanischen Philologie“ (S. 1886). — Aus dem Gebiete der Literaturgeschichte hielt Körting eine Reihe von Vorlesungen, welche wieder das Französische und Englische zugleich betreffen, so Französische und Englische Literaturgeschichte der neuesten Zeit (von 1789), vierstündig (S. 1880); Französische und Englische Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts, vierstündig (W. 1883/84; 1886/87); Geschichte der englischen und französischen Literatur vom Beginn des 17. bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts, vierstündig (W. 1885/86; W. 1888/89); Geschichte der englischen und französischen Literatur des 18. Jahr-

hunderts (dreistündig W. 1878/79; vierstündig W. 1882/83; W. 1891/92); Geschichte des französischen und englischen Dramas im Mittelalter, zweistündig (S. 1879; S. 1883). Daneben behandelte er auch die französische Literatur für sich in mehreren Vorlesungen, einmal kündigte er allgemein „Geschichte der französischen Literatur" an, vierstündig (S. 1888); meistens behandelt er bestimmt begrenzte Abschnitte desselben: Geschichte der altfranzösischen Literatur (dreistündig S. 1878; vierstündig S. 1890); Geschichte der französischen Literatur von den Anfängen bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts, vierstündig (S. 1882; S. 1885); Französische Literaturgeschichte der neueren Zeit (Anfang des 16. Jahrhunderts bis Ende des 18. Jahrhunderts), vierstündig (S 1891); Geschichte der französischen Literatur im Zeitalter Ludwig XIV., vierstündig (S. 1881); Geschichte der französischen Literatur des 19. Jahrhunderts, vierstündig (S. 1889). Ein dreistündiges Kolleg hat allein die Geschichte der französischen Dichtung im 17. Jahrhundert zum Gegenstande (S. 1877); eine weitere zweistündige Spezialvorlesung behandelt Molières Leben und Werke (W. 1879/80; W. 1883/84), erweitert durch die Erklärung des Don Juan (W. 1890/91). Eine besondere zweistündige Vorlesung widmete Körting der Geschichte der Trojasage (W. 1882/83; W. 1886/87) von ihren Anfängen bis auf die neuere Zeit. — Das Gebiet der französischen Grammatik behandelt Körting in mehreren stetig wiederkehrenden Vorlesungen: Französische Lautlehre, vierstündig (W. 1876/77; W. 1878/79; W. 1881/82; W. 1884/85; W. 1887/88; W. 1889/90); Französische Formenlehre, vierstündig (W. 1879/80; W. 1882/83; W. 1885/86; S. 1888; W. 1890/91); Französische Synonymik und Wortbildungslehre, vierstündig (S. 1880); Französische Wortlehre mit besonderer Berücksichtigung der Synonymik (S. 1886); Französische Syntax (zweistündig, W. 1877/78; dreistündig W. 1880/81); Ausgewählte Kapitel aus der französischen Syntax (vierstündig W. 1883/84; zweistündig W. 1891/92). Die Geschichte der französischen Sprache trug Körting einmal zweistündig vor (W. 1878/79; ein zweites Mal vierstündig mit einer Einleitung über das Volkslatein (S. 1887). Einmal las er ein besonderes Kolleg über Gallicismen (W. 1880/81). — Die gewöhnlich vierstündige, einmal (S. 1887) zweistündige, Vorlesung über Verslehre erstreckte sich meistens auf das französische und englische Gebiet zugleich: Elemente der englischen und französischen Metrik (S. 1882); Französische und englische Metrik (S. 1885; S. 1887); Lehre vom französischen und englischen Versbau (S. 1890); einmal hielt Körting ein dreistündiges Spezialkolleg über französische Metrik (S. 1879). — Die Interpretation altfranzösischer Literaturwerke erscheint in den Vorlesungsverzeichnissen unter verschiedener Bezeichnung, mehrere Male gemeinsam mit englischen Denkmälern: Übersetzung und Erklärung ausgewählter Denkmäler der altfranzösischen und altenglischen Sprache (zweistündig S. 1877; einstündig W. 1878/79); Übersetzung und Erklärung älterer englischer und französischer Gedichte, einstündig (S. 1879; W. 1878/79). Besonders angekündigt wird die Erklärung des altfranzösischen Rolandsliedes (dreistündig, W. 1877/78; zweistündig, W. 1880/81), der ältesten französischen Sprachdenkmäler, einstündig (S. 1878), der Karlsreise, einstündig (S. 1880). — Von neueren Autoren wurden erklärt: Boileau, Art Poëtique, zweistündig

(W. 1885/86) und Molière, Les Femmes savantes, einstündig (S. 1880), Don Juan (s. o. im Zusammenhang mit dem Molière-Kolleg). — Bei Ankündigung der meist zweistündigen Übungen wird oft der ihnen zugrunde zu legende Text nicht namhaft gemacht; es heisst „Alt- und Neufranzösische Übungen" (S. 1881) oder einfach „Französische Übungen" (S. 1882; S. 1884; W. 1885/86); besonders angegeben als Gegenstand der Übungen werden folgende Texte: Amis und Amiles und Jourdain de Blaivies (S. 1883); Rolandslied (W. 1883/84), Älteste französische Sprachdenkmäler (S. 1885). Zweimal werden Lateinisch-romanische Übungen zweistündig abgehalten (W. 1888/89; S. 1889). — Mehrere Male gab Körting auch besondere Anleitung zum schriftlichen Gebrauch der französischen Sprache (S. 1884, vierstündig; S. 1891, zweistündig) oder veranstaltete Übungen in demselben (S. 1887, zweistündig).

Neben dem Französischen wendete Körting auch andern romanischen Sprachen seine Aufmerksamkeit zu. So las er zweimal zweistündig „Provenzalische Grammatik und Erklärung ausgewählter provenzalischer Texte im Anschluss an Bartschs Chrestomathie" (S. 1878; S. 1882); einmal „Provenzalische Grammatik und Übungen" (S. 1885).

Mehrere Vorlesungen widmete Körting dem Italienischen. Zweimal kündigte er Geschichte der italienischen Literatur an (dreistündig S. 1881; zweistündig W. 1889/90). In zweistündigen Spezialvorlesungen behandelte er Petrarcas (S. 1877) und Dantes Leben und Werke (S. 1884), des letztern Divina Commedia erklärte er in einstündiger Vorlesung (S. 1888). Auch Italienische Grammatik oder Anfangsgründe derselben lehrte er mehrere Male (dreistündig S. 1877; zweistündig S. 1880), einmal mit Übungen verbunden (W. 1887/88); einmal hielt er auch allein einstündige italienische Übungen ab (W. 1877/78).

Endlich gab er ausser einer zweistündigen Vorlesung über die Geschichte der spanischen Literatur (S. 1887), einmal eine Anleitung zum Studium des Spanischen, verbunden mit der Lektüre von Calderons „El principe constante" (zweistündig W. 1884/85); einmal zweistündig die Erklärung desselben Werkes von Calderon allein (W. 1890/91).

Einmal kündigte Körting sogar eine zweistündige Vorlesung über russische Sprache und Literatur an (W. 1891/92).

Neben der romanischen Philologie vertrat Körting, was hier nicht zu berücksichtigen ist, natürlich auch die englische Philologie in besonderen Vorlesungen und Übungen, auch nachdem sich 1884 E. Einenkel als Privatdozent für Englisch habilitiert hatte und vom S.S. 1884 an Vorlesungen darüber hielt.

Im Vorlesungsverzeichnisse des S.S. 1881 sind auch romanische Vorlesungen des Privatdozenten Ed. Koschwitz aus Strassburg angezeigt, doch wurden dieselben nicht gehalten, da Koschwitz schon im S. 1881 nach Greifswald berufen wurde.

Während Körtings Tätigkeit an der Akademie wurde auch das Seminar als solches begründet. Schon früher waren, wie sich aus dem Vorhergehenden ersehen lässt, regelmässig Übungen abgehalten worden, und Suchier hatte einmal, im S.S. 1875, Übungen der „Romanischen Gesellschaft" angekündigt; aber in den folgenden Semestern ist von der „Romanischen Gesellschaft" nicht mehr die Rede. Erst im S.S. 1886

finden wir zum ersten Male Übungen des Seminars angezeigt. Es wird „Romanisch-englisches“, später „Romanisches und englisches“ genannt (seit 1892/93), und diese Vereinigung dauerte bis 1905. Die Übungen sind zweistündig und dienen hauptsächlich der Interpretation von Texten. In der ebenfalls seit 1886 erscheinenden Chronik der Akademie wird über den Gegenstand der Übungen des Seminars regelmässig durch den Leiter Bericht erstattet. Von altfranzösischen Texten wurden gelesen und erklärt das Rolandslied (S. 1886), Robin und Marion (S. 1890), Gormont und Isembart (S. 1891), Die ältesten französischen Sprachdenkmäler (W. 1891/92); Handschriftliche Texte nach photographischer Wiedergabe (S. 1889). Neben Übersetzung und Erklärung diente zu textkritischen Übungen ausser den verschiedenen Redaktionen des Rolandsliedes (W. 1890/91), das Gedicht vom Ritter Horn (W. 1889/90). Altfranzösische und provenzalische Texte wurden 1887/88 erklärt; 1886/87 war auch der Girart de Roussillon interpretiert worden. Von neufranzösischen Texten wird Mérimées Novelle „Colomba“ genannt. — Daneben werden rätoromanische Texte erklärt (W. 1886/87; W. 1890/91), und Teile aus Cervantes' Don Quijote gelesen (W. 1889/90; S. 1890). — Das Italienische ist vertreten mit der Übersetzung und Erklärung des Contrasto des Ciullo d'Alcamo (W. 1891/92), von Tassos Gerusalemme liberata und de Amicis' „Cuore“ (S. 1891)

Zahlreich waren die Dissertationen, welche unter Körtings Leitung entstanden. Es erschien 1879: Bockhoff, Tempora im Rolandsliede. — Th. H. Heine, Corneilles Médée in ihrem Verhältnis zu den Medea-Tragödien des Euripides mit Berücksichtigung der Medea-Dichtungen Glovers, Klingers, Grillparzers und Legouvés. — 1880: Vildhaut: Quellen zur „Histoire de mon temps“. — 1882: J. Schlickum, Wortstellung in Aucassin und Nicolette. — B. Voelcker, Wortstellung in den ältesten französischen Sprachdenkmälern. — Joh. Uthoff, Nivelle de la Chaussée. — Kaulen, Boileaus Poetik. — 1883: H. O. Junker, P. Scarrons „Virgile travesti“. — H. Goossens, Über Sage, Quelle und Komposition des Chevalier au lyon des Chrétien de Troyes. — H. Drees, Der Gebrauch der Epitheta ornantia im altfranzösischen Rolandsliede. — Fr. Mauss, Die Charakteristik der in der altfranzösischen Chanson de geste „Gui de Bourgogne“ auftretenden Personen nebst Bemerkungen über Abfassung und Quellen des Gedichtes. — Hündgen, Kritische Ausgabe des altprovenzalischen Boethiusliedes unter Beifügung eines Kommentars. — W. Dickhuth, Form und Gebrauch der Präpositionen in den ältesten französischen Sprachdenkmälern. — Cl. Fischer, Der altfranzösische Roman de Troie des Benoit de Sainte Maure als Vorbild für die mittelhochdeutsche Trojadichtung des Herbert v. Fritzlar und des Konrad v. Würzburg. — 1884: O. Riecke, Die Konstruktion der Nebensätze im Oxforder Texte des altfranzösischen Rolandsliedes. — E. Wehrmann, Metrik und Poetik der Dichtungen Alfred de Mussets. — C. Huellen, Der poetische Sprachgebrauch in der altfranzösischen Chanson de geste Amis et Amiles und Jourdain de Blaivies. — K. Lausberg, Die verbalen Synonyma in den Chansons de geste Amis und Amiles und Jourdain de Blaivies. — Printzen, Marivaux, sein Leben, seine Werke und seine literarische Bedeutung. —

Fr. Heithecker, Jean Bodels Jeu de Saint Nicolas, ein Beitrag zur Geschichte des altfranzösischen Dramas. — H. Jürging, Voltaires dramatische Theorien. — Schulze-Veltrup, Der syntaktische Gebrauch des Konjunktivs in „Li chevalier as deus espees". — 1886: Eb. Vogel, Neukatalanische Studien (Formenlehre). — H. Modersohn, Die Realien in den altfranzösischen Chansons de geste Amis und Amiles und Jourdain de Blaivies. — 1888: L. Grawe, Edme Boursaults Leben und Werke. — 1889: A. Wichmann, Das Abhängigkeitsverhältnis des altenglischen Rolandsliedes zur altfranzösischen Dichtung. —

Zu Ostern 1892 folgte Körting einem Rufe nach Kiel. An seine Stelle wurde, zunächst zur Vertretung, Hugo Andresen nach Münster berufen (geb. 4. Oktober 1844 zu Altona, studierte 1864 bis 1868 in Bonn und Berlin neuere Sprachen, promovierte 16. Mai 1877 in Bonn, habilitiert 1880 in Göttingen für romanische und englische Philologie, März 1892 ausserordentlicher Professor, Mai 1892 ordentlicher Professor). Da 1892 ein Extraordinariat für englische Sprache und Literatur in Münster neu begründet und dem zum ausserordentlichen Professor ernannten bisherigen Privatdozenten E. Einenkel übertragen war, hatte Andresen nur noch die romanische Philologie zu vertreten, für welche ihm die ordentliche Professur vom Beginn des Wintersemesters 1892/93 übertragen wurde. Wie das praktische Bedürfnis der Studierenden es mit sich bringt, legt Andresen das Hautgewicht seines akademischen Unterrichtes auf das Französische. Die Geschichte der französischen Literatur von 1789—1830 behandelt er in einem dreistündigen Kolleg (S. 1895; S. 1898; S. 1901; S. 1904; S. 1907); die Literatur des 15. und 16. Jahrhunderts wird in zwei je dreistündigen Vorlesungen behandelt, von denen die eine der Geschichte der Poesie (S. 1893; S. 1896; S. 1899; S. 1902; S. 1905; S. 1908), die andere der Geschichte der Prosa (W. 1893/94; W. 1896/97; W. 1899/1900; W. 1902/03; W. 1905/06; W. 1908/09) gewidmet ist. In ebenfalls dreistündigem Spezialkolleg trägt Andresen die Geschichte der französischen Fabeldichtung vor, einmal verbunden mit der Erklärung von La Fontaines Fabeln (S. 1894), später mit derjenigen des Lyoner Ysopet (S. 1897; S. 1900; S. 1904). Von einzelnen Autoren bildet Molière, sein Leben und seine Werke den Gegenstand einer besonderen dreistündigen Vorlesung, verbunden mit Erklärung des Misanthrope (S. 1903; S. 1906). — Die historische Grammatik ist mit einer dreistündigen Vorlesung über Formenlehre vertreten (W. 1892/93; W. 1895/96; W. 1898/99; W. 1901/02; W. 1904/05; W. 1907/08). Französische Metrik wird in zweistündiger Vorlesung vorgetragen (S. 1892; W. 1894/95; W. 1897/98; W. 1900/01; W. 1903/04; W. 1906/07). Verschiedene altfranzösische Texte werden in zweistündiger Vorlesung erklärt, das Gedicht von Auberi dem Burgunder in zwei Teilen (S. 1895; W. 1895/96; S. 1898; W. 1898/99; S. 1901; W. 1901/02; S. 1906); Jourdain de Blaivies (S. 1902; W. 1902/03; S. 1905; W. 1905/06; der Münchener Brut (W. 1904/05); Altfranzösische Texte nach der Chrestomathie von Bartsch (W. 1908/09).

Neben dem Französischen widmet Andresen dem Provenzalischen mehrere Vorlesungen, Erklärung von Texten, verbunden mit Darstellung der Grammatik oder literarhistorischer Einleitung: Provenzalische Grammatik

und Erklärung der Gedichte des Bertran de Born, vierstündig (W. 1894/95; W. 1897/98; W. 1900/01); dasselbe, nebst Erklärung eines provenzalischen Textes (W. 1903/04); Erklärung der Gedichte des Bertran de Born nebst einer Einleitung über dessen Leben, einstündig (W. 1892/93); Bertran de Born und seine Gedichte, zweistündig (S. 1903; S. 1907); Provenzalische Formenlehre nebst Erklärung provenzalischer Texte, dreistündig (W. 1906/07). Häufig kündigt Andresen einfach zweistündig „Erklärung provenzalischer Sprachdenkmäler" an (S. 1892; S. 1893; W. 1893/94; S. 1894; S. 1896; S. 1897; S. 1899; W. 1899/1900; S. 1900; W. 1907/08; S. 1908). — Endlich kündigte er auch zweimal die Erklärung der Divina Commedia zweistündig an (W. 1892/93; W. 1896/97).

Im Seminar liess Andresen freie Vorträge über ein bestimmtes Gebiet der französischen Formenlehre halten (S. 1892; S. 1894). Ferner behandelte er altfranzösische Texte in der Weise, dass sie übersetzt und erklärt, und verschiedene Male mit Bezug auf den Text Besprechungen und Vorträge, zum Teil in französischer Sprache, gehalten wurden über grammatische und metrische Verhältnisse, sowie über Lexikalisches (den Wortschatz im Verhältnis zum Neufranzösischen betreffend). Von alten Texten werden genannt Amis und Amiles (W. 1892/93; S. 1893; W. 1903/04); Jourdain de Blaivies (W. 1893/94: S. 1894); Wace, Rou (W. 1894/95; S. 1895; W. 1895/96); Auberi (S. 1896; W. 1896/97; S. 1897; S. 1899; W. 1899/1900; S. 1900; W. 1900/01; S. 1901). Von dem letztgenannten Texte wird der in Kellers „Romvart" abgedruckte Teil erklärt und kritisch hergestellt (W. 1897/98; W. 1899/1900; S. 1900; W. 1904/05; S. 1905; W. 1908/09). Ausserdem bildeten noch Gegenstand der Interpretation die Chantefable von Aucassin und Nicolette (W. 1901/02; S. 1907), der Münchener Brut (S. 1905) und Erec und Enide von Chrétien de Troyes (W. 1907/08). Endlich wurden handschriftliche, durch Lichtdruck vervielfältigte altfranzösische Texte kritisch hergestellt und in sprachlicher und literarischer Hinsicht untersucht. — Unter Zugrundelegung von Caesars Bellum gallicum und der französischen Übersetzung von Louandre wurden etymologische und lexikalische Übungen veranstaltet (S. 1898; W. 1898/99). — Von neueren Literaturwerken wurde Molières Misanthrope erklärt (S. 1892; W. 1892/93) und La Fontaines Fabeln (W. 1902/03; S. 1903; W. 1906/07).

Provenzalische Übungen wurden daneben abgehalten nach Bartschs Chrestomathie (W. 1895/96; S. 1896; W. 1896/97), nach Appel, Provenzalische Inedita (W. 1901/02; S. 1902; W. 1902/03; S. 1903; W. 1904/05), nach Appels Chrestomathie (S. 1905; W. 1905/06; S. 1906). Einmal wurden auch Gedichte Bertrans de Born erklärt (S. 1901), einmal die Gedichte des Bertolome Zorzi nach der Ausgabe von E. Levy (S. 1904). — Durch Ministerialerlass vom 3. Juni 1905 wurden die beiden Abteilungen des bis dahin bestehenden romanisch-englischen Seminars getrennt und in zwei selbständige Seminare für romanische, bezw. englische Philologie umgewandelt.

An Dissertationen erschienen: 1896: Joh. Möllmann, Der homonyme Reim im Französischen. — 1897: Wilh. Koch, Beiträge zur Textkritik der „Auzels Cassadors" von Daude de Pradas. — Jos. Brand,

Studien zur Geschichte von inlautendem qu in Nordfrankreich, im besondern zur Lautgeschichte von neufr. suivre und eau. — 1899: K. Kröner, Die Longinuslegende, ihre Entwicklung und Ausbreitung in der französischen Literatur. — 1900: Max Wersdorff, Beiträge zur Geschichte der Inklination im Französischen. — 1904: Cl. Brix, Richard I., Herzog von der Normandie. — 1905: Ad. Schmidt, La vie Saint Franchois, nach manuscrit français 19351 der National-Bibliothek in Paris. — Jos. Schätzer, Herkunft und Gestaltung der französischen Heiligennamen. — 1908: Al. Dieckmann, Ein Beitrag zur Geschichte der französischen Eigennamen. — Jos. Buckeley, Beiträge zur französischen Ortsnamenforschung. — Fr. Wittenberg, Die Hohenstaufen im Munde der Troubadours.

Zu Ostern 1903 habilitierte sich der unterzeichnete REFERENT und las seitdem aus dem Gebiete der historischen Grammatik: Historische Lautlehre des Französischen mit besonderer Berücksichtigung der provenzalischen und italienischen Lautentwicklung (zweistündig S. 1904; dreistündig S. 1907); Historische Syntax des Französischen, zweistündig, I. Teil (S. 1903; W. 1907/08); II. Teil (S. 1905); Erläuterungen zur französischen Schulgrammatik, zweistündig (W. 1908/09). Von altfranzösischen Literaturwerken interpretierte er zweistündig das Rolandslied (W. 1903/04; 1906 07), den Chevalier au lion von Chrétien de Troyes (W. 1905/06), desselben Dichters Cligès (W. 1907/08). In einer zweistündigen Vorlesung behandelte er die Geschichte des französischen Theaters im Mittelalter (W. 1904/05). Endlich lehrte er die Anfangsgründe des Italienischen mit Übersetzungen aus Maddalenas Raccolta (einstündig W. 1907/08; 1908/09). Im S. 1906 und 1908 war er beurlaubt zu einer Studienreise nach Frankreich bezw. nach Spanien.

Das Lektorat. Als Lektor für neuere Sprachen war vom W. 1879/80 an KARL DEITERS tätig. Ausser englischen Übungen, welche hier nicht in Betracht kommen, hielt derselbe regelmässig neufranzösische, mündliche und schriftliche Übungen ab; daneben zeigte er auch sehr häufig solche für Italienisch und Spanisch an, sei es als „Übungen“ sei es als „Einführung in die italienische bezw. spanische Sprache“ (nach den Grammatiken von Mussafia und Fesenmair). In jedem Semester wurden ausserdem Literaturwerke der betreffenden Sprache übersetzt und erklärt; im Französischen: Boileau, Art poétique; — Corneille, Polyeucte (zweimal) und Cinna (zweimal); — Molière, Tartuffe (viermal), Le Bourgeois gentilhomme (zweimal), Le Misanthrope, Les Précieuses ridicules (dreimal), Le Médecin malgré lui, L'Ecole des Femmes (dreimal); — Racine, Britannicus (zweimal), Andromaque (zweimal); — Scribe, Le verre d'eau und Bertrand et Raton.

Von italienischen Werken seien genannt: Ariosto, Orlando furioso; — Tasso, La Gerusalemme liberata (dreimal); — Goldoni. La Locandiera (zweimal); — Alb. Nota, La vedova in solitudine. — Silvio Pellico, Le mie prigioni (dreimal); Grossi, Marco Visconti; — d'Azeglio, Ettore Fieramosca; — von spanischen: Cervantes, Don Quijote (viermal); — Trueba, La obligacion; — Caballero, Justa y Rufina; — Hartzenbusch, Los amantes de Teruel (dreimal). — Vom W.S. 1885/86 an war Deiters längere Zeit durch Krankheit verhindert, seine Tätigkeit als Lektor aus-

zuüben. Während Deiters' Krankheit wurde mit seiner Vertretung der Gymnasialoberlehrer Prof. Dr. METTLICH beauftragt; er blieb auch in seiner Stellung, als Deiters im W.S. 1894/95 seine Tätigkeit wieder aufnahm, und nach Deiters Tode (1904) wurde ihm das französische Lektorat definitiv übertragen. Derselbe leitet regelmässig im romanischen Seminar zweistündige schriftliche Übungen und ebensolche Sprech- und Vortragsübungen, erstere bestehend in Diktaten, Übersetzungen und freien Arbeiten, letztere im Anschluss an die Lektüre eines französischen Literaturwerkes. Es wurden im Laufe der Zeit diesen Übungen zugrunde gelegt: Corneille, Les Menteurs; — Molière, L'Avare (zweimal), Les Femmes savantes; — Piron, Métromanie; — Beaumarchais, Le Barbier de Séville; — Scribe, Le verre d'eau, La Camaraderie (zweimal), Bertrand et Raton, Les Contes de la Reine de Navarre; — V. Hugo, Hernani (viermal), Ruy Blas (dreimal), Cromwell (zweimal); — Augier, Le Gendre de M. Poirier (fünfmal), La Ciguë, Les Effrontés (viermal), Le Fils de Giboyer (zweimal); — Augier et Sandeau, La Pierre de touche; — Pailleron, Le monde où l'on s'ennuie; — A. Daudet, Lettres de mon moulin (zweimal), Tartarin de Tarascon; — E. Rostand, Cyrano de Bergerac (zweimal). Ausserdem wurden einige Male Hölzelsche Bilder der Konversation zugrunde gelegt, und für Anfänger besondere zweistündige mündliche und schriftliche Übungen über ausgewählte Kapitel der französischen Grammatik abgehalten.

Münster, April 1909. L. Wiese.

2. Bayern. Von H. Heiss folgt im nächsten Band.

3. Sachsen. 1906. Einen Verlust erlitt die romanische Wissenschaft durch den Tod des ausseretatmässigen a.o. Professors JOHN SCHMITT. Seit dem 11. März 1898 dem Lehrkörper der Universität angehörend, las er zuerst hauptsächlich über neugriechische Literatur und wandte sich dann immer mehr der italienischen Grammatik zu. Im W.S. 1903/04 trat er zu Studienzwecken einen längeren Urlaub an, auf dem er nun in Rom gestorben ist. — Es scheint, als ob sich dem Italienischen das Interesse wieder mehr zuwenden wolle. Prof. BIRCH-HIRSCHFELD las zum erstenmal „Über Dantes Leben und Werke, nebst Erklärung der Divina commedia“ (1906), und Prof. WEIGAND bot gleich zwei neue Vorlesungen: „Italienische Lektüre und Dialektkunde“ (1906) und „Altitalienische Grammatik mit Übungen“ (1906/07). Erwähnt sei, dass diesem tätigen und vielseitigen Vertreter der romanischen Wissenschaft, der schon seit Jahren dem Institut für rumänische Sprache vorsteht, nun auch die Leitung des mit Unterstützung der bulgarischen Regierung gegründeten Instituts für bulgarische Sprache übertragen worden ist. Damit hat sich seiner Tätigkeit ein neues Feld erschlossen, als dessen erste Früchte die Vorlesung „Praktische Grammatik des Bulgarischen“ (1906/07) und die „etymologischen Übungen auf dem Gebiete der Ortsnamenforschung“ (1906/07) anzusehen sind. — Der Lektor Dr. COHEN setzte seine praktische Tätigkeit fort und gab an Vorlesungen: „Les romanciers français modernes, Idéalistes, Humoristes, Psychologues et Erudits“ (1906) und „Le théâtre français de Dumas à Rostand“ (1906/07).

Leipzig. Erich Michael.

4. Württemberg. 1906—09. 1906. In der Vertretung des Faches hat sich im Berichtsjahr nichts geändert. Doch sei aus freundnachbarlichem Interesse bemerkt, dass das Extraordinariat für englische Philologie (vgl. JB. VIII, IV. Abt. S. 4) in ein Ordinariat umgewandelt wurde, indem die juristische Fakultät ein zurzeit bei ihr vakantes Ordinariat für diesen Zweck zur Verfügung stellte. Die neuere Philologie ist somit — abgesehen von der Germanistik — jetzt durch zwei Ordinarien, den der englischen Philologie (Prof. Dr. Wilhelm Franz) und den der romanischen Philologie, vertreten. Für den Unterricht in den modernen Sprachen ist bisher nur ein franz. Lektor (Prof. Dr. Pfau) vorhanden. Ein englischer Lektor fehlt noch, der Ordinarius hat vorläufig die Obliegenheiten des Lektors mit zu versehen.

Der Kreis der Vorlesungen wurde durch eine „Vergleichende Übersicht über die romanischen Literaturen im Mittelalter" erweitert (3 St., W.S. 1906/7). Die „Geschichte der provenzalischen Literatur" (mit Einschluss der Neuzeit, nebst Erklärung von Mirèio) wurde zum erstenmal als selbständiges Kolleg gehalten (S.S. 1906, 2 St.), die Erklärung von Mirèio als Privatissimum im W.S. fortgesetzt.

Im Seminar wurden im Sommer 1906 Übungen an altprovenzalischen Texten (im Anschluss an Appels Chrestomathie: Guilhem von Poitiers, Bertran de Born, Alexanderfragment), im Winter 1906/7 an Viktor Hugos Hernani vorgenommen. Im Mittelpunkt dieser Übungen steht immer eine möglichst allseitige, gründliche Behandlung der Texte. Im Anschluss an die Lektüre haben die Mitglieder Spezialarbeiten über sprachliche, metrische und literarhistorische Fragen auszuführen. Die Abfassung dieser Arbeiten, ihr Vortrag und die Diskussion darüber im Seminar bezwecken die methodische Ausbildung der Teilnehmer. Genaueres über diese Übungen gedenkt Referent gelegentlich in anderem Zusammenhang mitzuteilen.

Zu Doktoren wurden promoviert (ich bezeichne hier und ebenso in späteren Berichten diejenigen Doktoren, welche nicht in Tübingen studiert haben, durch den Zusatz eines Sternchens[1])): Hugo Wendel aus Brackenheim, Die Entwicklung der Nachtonvokale aus dem Lateinischen ins Altprovenzalische, 122 Seiten (Halle, Karras). — Fritz Wohlgemuth aus Stuttgart, Riesen und Zwerge in der altfranzösischen erzählenden Dichtung, 109 S. (Stuttgart, Bonz' Erben). — *Oskar Wenderoth, Der junge Quinet und seine Übersetzung von Herders „Ideen". Ein Beitrag zur Geschichte der literarischen Wechselbeziehungen zwischen Frankreich und Deutschland (Erlangen 1908, Junge u. Sohn, 88 S., = Romanische Forschungen XXII, 2. H.).

1907. Von neuen Vorlesungen ist zu nennen: Die italienische Literatur des Trecento, mit Interpretation von Dante, Petrarca, Boccaccio (2 St., W.S. 1907/8).

Im Seminar wurden im Sommer Übungen an dem Epos von Isembart und Gormont (nach der Facsimilé-Ausgabe von Bayot), im

1) Hiernach wären in dem früheren Verzeichnis JB. VI, Abt. IV, S. 32 die Namen L. Appel (1900) und W. v. Wurzbach (1902) mit Stern zu versehen.

Winter an den ältesten französischen Sprachdenkmälern (Strassburger Eide, Eulalia, Sponsus, Hohes Lied) abgehalten.

Die Bibliothek wurde durch eine Reihe von Bänden bereichert, die aus einer Schenkung der Witwe von Wilhelm Hertz an die Universitätsbibliothek stammen und dieser als Dubletten entbehrlich waren: einige Ausgaben altfranzösischer Texte (darunter die erste Ausgabe von Hollands Ivain und von Th. Müllers Roland), eine Reihe mittellateinischer Texte (Legenda aurea, Gesta Romanorum, Otia imperialia u. a.), verschiedene Übersetzungen romanischer Literaturwerke, Werke zur vergleichenden Literaturgeschichte und Kulturgeschichte des Mittelalters wie zur Volkskunde. Hierfür sei der Geberin der aufrichtige Dank auch des Romanischen Seminars ausgesprochen.

Das Hauptereignis des Berichtsjahres ist die am 15. Dezember erfolgte und am 17. durch eine Festkneipe gefeierte Übersiedelung des Seminars aus dem Klinikum in die Alte Aula. Obwohl die bisherigen Räume erst 1902 von dem damaligen Seminare für neuere Philologie bezogen worden waren, erwiesen sie sich doch bald als unzureichend: unzureichend für die Unterbringung der Bücher, für die Plazierung der Arbeitenden im Arbeitsraum, sowie für die erheblich gestiegenen Teilnehmerzahlen bei den Übungen im Hörsaal. So wurde ein schon früher aufgestellter Plan, die neuphilologischen Seminare in der sogen. Alten Aula (bei der Stiftskirche) unterzubringen, wieder aufgenommen und mit Genehmigung des Ministeriums verwirklicht. Das Kunsthistorische Institut überliess seine bisherigen Räumlichkeiten im I. Stock den drei neuphilologischen Seminaren und bezog selbst das Untergeschoss. Das darüber liegende Erdgeschoss ist durch einen einzigen Hörsaal, das sogen. Auditorium maximum, ausgefüllt, welches ebenso wie der kleinere Hörsaal im I. Stock allen Dozenten der Philosophischen Fakultät zur Benutzung offen steht; im II. Stock (über den neuphil. Seminaren) befinden sich Altphilologisches und Historisches Seminar. Die beiden nach Westen gelegenen Zimmer des I. Stocks (östlich vom Hörsaal) fielen dem Deutschen und dem Englischen Seminar zu, das nach Osten gelegene (von Norden her an den Hörsaal anstossende Zimmer) dem Romanischen Seminar, während ein vierter Raum als gemeinsames Vorstandszimmer für die drei Seminare eingerichtet wurde.

Die Alte Aula liegt fast nach allen Seiten frei und erhebt sich hoch über dem unterhalb rasch zum Neckar abfallenden Abhang, Das Zimmer des Romanischen Seminars bekommt reichliches Licht von Osten her durch 4 grosse, hohe und breite Fenster. Die Maasse sind: 7,18 m Tiefe, 9,95 m Breite, also über 70 Quadratmeter Flächenraum, 3,45 m Höhe. An den 7 Arbeitstischen befinden sich 58 Sitzplätze, so dass die Übungen auch bei starkem Andrang im Seminarraum selbst abgehalten werden können. Für die Mitglieder, welche im Seminar selbst arbeiten, stehen in den Arbeitstischen 48 Schubladen zur Verfügung, in denen sie ihre Bücher und Schriftlichkeiten unter Verschluss aufheben können.

Die Signaturen der in den Bücherständen aufgestellten Bibliothek rühren noch aus der Zeit des gemeinsamen Neuphilologischen Seminars her: Von A bis G gehen die Abteilungen des Deutschen und Englischen Seminars, mit H beginnen die des Romanischen. Es sind folgende:

H = Romanisch (Latein eingeschlossen), I = Französisch, K = Italienisch, L = Spanisch, M = Portugiesisch, N = Katalanisch, O = Provenzalisch, P = Rätoromanisch, Q = Rumänisch, R = Nichtromanisch. Jede dieser Abteilungen zerfällt in 4 Unterabteilungen: 1 = Allgemeines (Enzyklopädien, Zeitschriften, Sammelwerke, Realien), 2 = Lexika, 3 = Grammatik (eingeschlossen Metrik), 4 = Texte und Literaturgeschichte. Innerhalb dieser Unterabteilungen (H_1, H_2, H_3, H_4, I_1 etc.) ist die Ordnung alphabetisch nach Verfasser oder Stichwort. Ein alphabetischer Zettelkatalog (System Sönnecken) gibt für jeden Fall die Signatur an. Zur Zeit der Übersiedelung zählte die Bibliothek etwa 1500 Bände.

In einem Pult befinden sich Kartenwerke und Reproduktionen grösseren Formats (Monacis Facsimili u. a.). In einem besonderen Bücherstand sind die Lexika, die neuangeschafften Bücher, sowie die für die jeweiligen Übungen gebrauchten Bücher aufgestellt und die Zeitschriftenhefte des laufenden Jahrgangs aufgelegt. Es werden z. Z. folgende Zeitschriften gehalten: Zeitschrift für romanische Philologie (nebst Bibliographie und Beiheften), Romania, Romanischer Jahresbericht; Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte, Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte; Literaturblatt für germanische und romanische Philologie, Zeitschrift für französichen und englischen Unterricht; Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, Revue d'histoire littéraire de la France, Revue de la Renaissance, Annales Romantiques, Annales politiques et littéraires. Dazu kommen von Textserien: Gesellschaft für romanische Literatur, Romanische Bibliothek, Société des anciens textes français, Société des textes français modernes. Einige Zeitschriften, Literarisches Echo u. a., werden vom Vorstand aufgelegt.

Promoviert wurde Moriz Schittenhelm auf Grund der Dissertation: Zur stilistischen Verwendung des Wortes *Cuer* in der altfranzösischen Dichtung, Halle a. S., E. Karras, 80 Seiten. Die Arbeit geht auf eine Anregung von O. Schultz-Gora (damals noch in Berlin) zurück.

Für die Staatsprüfungen wurden von der Kgl. Ministerialabteilung für die höheren Schulen an Stelle der bisherigen provisorischen endgültige „Geschäftsordnungen", eine für die realistische, eine für die humanistische Prüfung, herausgegeben. Zu bemerken ist, dass im humanistischen Examen das dritte Fach, das sogen. Wahlfach (Deutsch oder Französisch oder Geschichte) in seiner Bewertung bei der Berechnung der Gesamtnote den klassischen Sprachen gleichgesetzt wurde, also statt bisher dreifach künftighin vierfach zählt wie Griechisch oder Lateinisch.

1908. Unter den Vorlesungen erscheint neu die einstündige Einleitung in das Studium der französischen Philologie (S.S. 1908), welche als Ersatz für die den regelmässigen Vorlesungsturnus eröffnende Enzyklopädie der romanischen Philologie in der Zwischenzeit dienen soll. Im Seminar wurden S.S. 1908 Übungen an altitalienischen Texten (nach Monacis Crestomazia), W.S. 1908/9 Übungen an Du Bellays Deffence et Illustration de la langue françoyse vorgenommen. Im Anschluss an die altitalienischen Übungen wurde im S.S. für die Teilnehmer noch ein im Vorlesungsverzeichnis nicht angekündigtes einstündiges Privatissimum, neuitalienische Lektüre (F. Martini, Racconti), abgehalten.

Referent wurde durch die — in der Sitzung des Counsistòri Felibren

vom 7. Juni 1908 zu Toulon vollzogene — Ernennung zum Sòci dóu Felibrige geehrt und erfreut.

Zum Doktor wurde promoviert: ROLF SEYFANG, Quellen und Vorbilder des Epos „Gaufrey", gedr. Borna-Leipzig (Noske), 100 S.

Eine ebenso an sich wie durch die freundliche Gesinnung des Stifters sehr erfreuliche Schenkung von 500 Mark wurde dem Romanischen Seminar im Mai von einem ungenannten Geber zuteil, welcher dadurch den Dank seines Sohnes gegenüber denjenigen Seminaren zum Ausdruck bringen wollte, an welchen dieser als Student seine hauptsächliche Ausbildung erhalten hatte. Die Gesamtschenkung betrug 3000 Mark, wovon Englisches und Geographisches Seminar je 1000, Deutsches und Romanisches Seminar je 500 Mark erhielten. Der Dank des Romanischen Seminars sei dem unbekannten Geber auch an dieser Stelle zum Ausdruck gebracht. Es konnte dafür den Atlas linguistique de la France anschaffen (soweit damals erschienen, während die Anschaffung der noch ausstehenden Lieferungen aus laufenden Mitteln bestritten werden kann).

Schliesslich brachte das Jahr dem Seminar auch noch eine — schon seit dem Vorjahr vorbereitete und durch alle Instanzen sorgfältig erwogene — Neuregelung seiner „Bestimmungen". Die bis dahin noch in Geltung befindlichen Bestimmungen des 1867 gegründeten „Seminars für neuere Sprachen" waren durch die neue Entwicklung des Unterrichtsbetriebs längst überholt worden und in ihren Einzelheiten veraltet: neue Kurse waren eingerichtet, die ganze Organisation geändert worden; die Erweiterung der Berechtigungen für die Realabiturienten, die Zulassung geprüfter Lehrerinnen zum Universitätsstudium und zum Staatsexamen machten genauere Bestimmungen über die Aufnahme als ordentliches Mitglied, über den Begriff „Lehramtskandidat" und die damit in Zusammenhang stehende Befreiung von der Honorarzahlung wünschenswert; schliesslich waren auch die Befugnisse der drei Vorstände, welche infolge der Teilung des Neuphilologischen Seminars in Deutsches, Englisches, Romanisches Seminar an die Stelle des einen Vorstands getreten waren, genauer zu umgrenzen. Mancherlei örtliche Verhältnisse machten hier eine möglichst alle Fälle vorsehende Ordnung der einzelnen Fragen nötig. Aus diesen Gesichtspunkten sind die folgenden

„Bestimmungen des Romanischen Seminars"

zu beurteilen, welche ich hier zum Vergleich mit anderen Seminarordnungen mitteile:

§ 1. Das Romanische Seminar ist eine der Aufsicht der Philosophischen Fakultät unterstellte Anstalt zur Förderung des Studiums der romanischen Philologie in wissenschaftlicher wie in praktischer Hinsicht und ist als solche in erster Linie für die Ausbildung künftiger Lehrer und Lehrerinnen an höheren Schulen bestimmt.

§ 2. Die wissenschaftlichen Übungen bezwecken vor allem die methodische Ausbildung der Teilnehmer in den verschiedenen Disziplinen (Textbehandlung, Sprach- und Literaturgeschichte) der romanischen Philologie unter angemessener Berücksichtigung der verschiedenen Perioden des Französischen und anderer romanischer Sprachen. Die praktischen Übungen bezwecken die Vervollkommnung der Teilnehmer im schriftlichen wie mündlichen Gebrauche der französischen Sprache. — Diesen Zwecken

dienen 3 Kurse: 1. der romanische Kurs, mit 2 Wochenstunden, unter Leitung des ordentlichen Professors der romanischen Philologie; 2. der höhere neufranzösische Kurs mit 2, und 3. der niedere neufranzösische Kurs mit 3 Stunden, beide unter Leitung des Lektors des Französischen.

§ 3. Die Lehrerschaft besteht aus dem ordentlichen Professor der romanischen Philologie und dem Lektor des Französischen.

§ 4. Vorstand ist der ordentliche Professor der romanischen Philologie. In seiner Hand liegt die Leitung des Seminars; er ist für die Beobachtung der Bestimmungen verantwortlich. Er hat insbesondere die Mitgliederliste zu führen und die Semesterberichte (§ 5) einzureichen, die Anmeldungen zum Seminar entgegenzunehmen und den Lehramtskandidaten (§ 7) die Honorarbefreiungsscheine (§ 11) auszustellen, sowie für Verwaltung und Vermehrung der Bibliothek aus den etatsmässigen Mitteln zu sorgen.

§ 5. Am Schlusse jedes Semesters werden von den Lehrern Zeugnisse über Beteiligung und Leistungen der einzelnen Teilnehmer gegeben und vom Vorstand nebst einem kurzen Bericht über die abgehaltenen Übungen dem Akademischen Senat zur Vorlegung beim K. Ministerium eingereicht. Das K. Evangelisch-theologische Seminar und das K. Wilhelmsstift erhalten Zeugnisse über ihre Zöglinge.

§ 6. Die Teilnehmer des Seminars zerfallen in ordentliche (aktive) Mitglieder und Zuhörer.

§ 7. Ordentliches Mitglied kann jeder auf der Universität studierende Lehramtskandidat werden. Lehramtskandidaten sind: 1. alle diejenigen immatrikulierten Studierenden, welche sich auf eine höhere realistische oder humanistische Dienstprüfung vorbereiten; 2. solche immatrikulierte Studierende oder Hörer (im Sinne der „Vorschriften für die Studierenden" vom 2. Nov. 1904 § 13), welche sich nach einer bereits abgelegten Staatsprüfung auf eine der genannten höheren Dienstprüfungen oder nach einer solchen auf eine Ergänzungs- oder Erweiterungsprüfung vorbereiten, mit Einschluss der auf Grund eines Lehrerinnenzeugnisses nach § 12 f. der Verordnung vom 28. März 1906 zum Studium zugelassenen Lehrerinnen, welche sich auf eine höhere Dienstprüfung vorbereiten. — Ausserdem hat der Vorstand das Recht, auch solche, welche sich auf eine Doktorprüfung vorbereiten, als ordentliche Mitglieder zuzulassen. — Andere Studierende sowie andere Hörer (Hörerinnen) können nur als Zuhörer zugelassen werden; und zwar Hörer (Hörerinnen) nur mit besonderer Ermächtigung des Vorstands und mit Zustimmung des Kursleiters.

§ 8. Die Aufnahme erfolgt durch den Vorstand. Sämtliche ordentliche Mitglieder und Zuhörer haben sich beim Vorstand und beim Leiter des einzelnen Kurses anzumelden. Beide dürfen die Aufnahme nur dann versagen, wenn ihr Hindernisse nach § 7 oder 9 entgegenstehen.

§ 9. Die Wahl der Kurse ist den Teilnehmern freigestellt. Doch können solche, welche am höheren neufranzösischen Kurs als ordentliche Mitglieder teilnehmen wollen, vom Kursleiter wegen unzureichender Vorkenntnisse in den niederen Kurs verwiesen werden.

§ 10. Die ordentlichen Mitglieder sind verpflichtet, regelmässig zu den Übungen zu erscheinen und sich im Falle der Verhinderung womöglich im voraus bei dem betreffenden Lehrer zu entschuldigen. Sie

haben sich auf die Übungen regelmässig vorzubereiten und aktiv an diesen zu beteiligen. Jedes Mitglied soll in jedem Semester in jedem der besuchten Kurse wenigstens eine schriftliche Arbeit (freien Aufsatz oder Komposition) dem betreffenden Lehrer zur Durchsicht übergeben.

§ 11. Die Teilnahme an den Übungen ist für sämtliche Lehramtskandidaten (im Sinne des § 7) frei. Andere Teilnehmer haben dasselbe Stundenhonorar wie für Vorlesungen der Philosophischen Fakultät zu entrichten.

§ 12. Gegen beharrlich unfleissige ordentliche Mitglieder oder aus andern Gründen untauglich erscheinende Teilnehmer kann nach Erschöpfung anderer Mittel auf Antrag des betreffenden Lehrers Ausschluss aus dem Seminar für das laufende Semester durch den Vorstand, für längere Zeit durch die Philosophische Fakultät verhängt werden. — Gegen die Ausschliessung durch den Vorstand ist die Beschwerde an die Philosophische Fakultät, gegen die Ausschliessung durch die Fakultät die Beschwerde an den Akademischen Senat zulässig.

§ 13. Die Bibliothek des Seminars ist nur an Ort und Stelle zu benutzen. Wegen Missbrauchs in der Benutzung der Bibliothek kann Ausschluss aus dem Seminar nach § 12 verfügt werden.

§ 14. In der Verwaltung der Bibliothek steht dem Vorstande der von diesem für das jeweilige Semester bestimmte Senior des Seminars zur Seite, welcher durch Verfügung des Vorstands für seine Mühewaltung das vom K. Ministerium zur Belohnung für würdige Seminarmitglieder ausgesetzte Stipendium erhalten kann.

§ 15. Für etwa neu einzurichtende Kurse oder neu hinzutretende Lehrer gelten mit sinngemässer Anwendung dieselben Bestimmungen wie hier angegeben.

§ 16. Vorstehende Bestimmungen sind mit Genehmigung des K. Ministeriums vom 11. April 1908 gedruckt. Jeder Teilnehmer erhält bei seiner ersten Anmeldung einen Abdruck derselben.

Ergänzt werden diese Bestimmungen durch eine Bibliothekordnung, welche die Benutzung der Bibliothek im einzelnen regelt und gleichfalls jedem Teilnehmer bei der ersten Anmeldung eingehändigt wird.

1909. Mit dem Sommersemester 1909 ging der im S.S. 1906 begonnene Vorlesungsturnus zu Ende. Er bestand aus folgenden Hauptvorlesungen: Enzyklopädie und Geschichte der romanischen Philologie, 3 St., S. 1906, Vergleichende Übersicht der romanischen Literaturen im Mittelalter, 3 St., W. 1906/7, Historische Grammatik des Französischen I. Teil (Einleitung und Lautlehre), 4 St, S. 1907, II. Teil (Formenlehre und Syntax), 4 St., W. 1907/8, Geschichte der neueren französischen Literatur, I. Teil (16. und 17. Jahrh.), 3 St., S. 1908, II. Teil (18. und 19. Jahrh.), 4 St., W. 1908/9, Historische Erklärung der neufranzösischen Grammatik, 4 St., S. 1909. Dazu kommen an zweistündigen Nebenvorlesungen: Geschichte der provenzalischen Literatur im Mittelalter und Neuzeit, nebst Erklärung ausgewählter Stücke aus Mistrals Mirèio S. 1906, Erklärung ausgewählter altfranz. Texte (nach Bartschs Chrestomathie) W. 1906/7, Konversatorium über Fragen der franz. Sprach- und Literaturgeschichte S. 1907, Die italienische Literatur des Trecento mit Erklärung ausgewählter Stücke aus Dante,

Petrarca, Boccaccio W. 1907/8, Erklärung ausgewählter franz. Texte des 16. Jahrhs. S. 1908, Altfranzösisch für Anfänger (im Anschluss an das Alexiusleben) W. 1908/9, Erklärung des altfranz. Rolandsliedes S. 1909; an einstündigen Vorlesungen: Land und Leute in Frankreich S. 1906, Volkslieder und Märchen S. 1907, Einleitung in das Studium der franz. Philologie S. 1908, Aus der Sagengeschichte des Mittelalters S. 1909; Privatissima: Lektüre von Mistrals Mirèio W. 1906/7, Lektüre neuerer italienischer Dichtungen S. 1908. Im Seminar (zweistündig) wurden nacheinander behandelt: Altprovenzalische Texte S. 1906, V. Hugos Hernani W. 1906/7, Isembart und Gormunt S. 1907, Die ältesten franz. Sprachdenkmäler W. 1907/8, Altitalienische Texte S. 1908, Du Bellays Deffence et Illustration de la langue françoyse W. 1908/9, Corneilles Polyeucte S. 1909.

Zu Doktoren wurden promoviert: EUGEN STRICKER, Entstehung und Entwicklung der Floovant-Sage, 155 S., Komm.-Verlag von J. J. Heckenhauer, Tübingen. — ALFRED KREHL, Der Dichter des Gaydonepos, eine literarisch-ästhetische Untersuchung, 118 S., ebenda. — RICHARD SCHUSTER, Griselidis in der französischen Literatur, 144 S., ebenda.

Die Stellung des Themas für die von der Philosophischen Fakultät auf 1910 zu stellende Preisaufgabe fiel diesmal (zum erstenmal) der romanischen Philologie zu. Das Thema lautet: „Es soll untersucht werden, welche Vorstellungen die Verfasser altfranzösischer Heldenepen und Romane von Deutschland, seinen geographischen, ethnographischen und staatlichen Verhältnissen haben und wieweit diese Vorstellungen auf Kenntnis der wirklichen Verhältnisse, wieweit auf älterer — epischer oder chronistischer — Überlieferung beruhen."

Am 22. Juni erhielt Referent einen Ruf auf die (neben der schon bestehenden) neubegründete Professur für romanische Philologie in Kiel und nahm ihn am 30. Juni an. Für die ihm aus diesem Anlass aus den Kreisen seiner alten Schüler zugekommenen zahlreichen und lieben Glückwünsche möchte er auch an dieser Stelle mit gleicher Herzlichkeit danken. Auch die schöne Abschiedsfeier, welche ihm die derzeitigen Seminarmitglieder am 15. Juli bereitet haben, mit ihren warmherzigen Reden, ihren dichterischen Darbietungen, ihren musikalischen Vorträgen wird er in dankbarer und freundlicher Erinnerung behalten.

So fiel es dem Referenten, nachdem die Berufungen von Schultz-Gora (Königsberg) und Wechssler (Marburg) erfolglos geblieben waren, nicht schwer, auf den Wunsch des württembergischen Kultusministeriums einzugehen und, unter Zustimmung des preussischen Kultusministeriums, noch den Winter 1909/10 in Tübingen zu bleiben: seinem Lehrfach zu liebe, das er siebzehn Jahre lang hier vertreten hatte und das sonst während dieses Semesters völlig unvertreten geblieben wäre, und seinen Kandidaten zu liebe, um sie, wenigstens zum grösseren Teil, noch zum Ziele, zum Staatsexamen oder zum Doktorexamen, führen zu können.

Die für das W.S. 1909/10 (bereits vor der Berufung) angekündigten Vorlesungen erfuhren eine kleine Veränderung und Erweiterung: es kam neu hinzu Französische Metrik, 2 St., dafür wurde die einstündige Erklärung von Mirèio in die zweistündige Einführung in das Studium des Alt- und Neuprovenzalischen mit aufgenommen; Enzyklopädie und

Geschichte der romanischen Philologie, 3 St., und die Seminarübungen an der Chançon de Guillelme (2 St.) blieben.

Zwei mit Beginn des W.S. 1909/10 eingetretene Neuerungen administrativer Art betreffen Studierende der neueren Philologie. Die auf Grund eines Seminarzeugnisses hier studierenden und sich auf die realistische Dienstprüfung vorbereitenden Lehrerinnen, die bisher nur als Hörerinnen mit Hospitantenschein zu den Vorlesungen zugelassen waren, erhielten das Recht sich als „ausserordentliche Studierende" (mit der sog. kleinen Martikel), immatrikulieren zu lassen. — Die althergebrachte Verbindung der neuen Philologie mit dem Evangelischen Seminar (dem sog. „Stift") wurde gelöst. Bisher hatte ein gewisser Prozentsatz der diesem Seminar angehörenden Studierenden die Erlaubnis, statt Theologie alte oder neuere Sprachen oder Mathematik und Naturwissenschaften zu studieren. In früheren Zeiten, als die Zahl der Neuphilologen noch bescheidener war, bildeten die „Stiftler" etwa ein Drittel der neuphilologischen Hörerschaft und in der jetzigen Periode immer noch einen festen Stamm. Mit Rücksicht auf den Theologenmangel ist aber die bisherige Praxis aufgehoben worden: das Stift soll, seiner ursprünglichen Bestimmung gemäss, nur noch Theologen heranbilden.

Rückblick. Mit diesem Bericht legt der Referent die Feder nieder, um, sie seinem Nachfolger zu überlassen und künftig nach dessen Berichten die Pflege der romanischen Philologie an der Universität Tübingen in der Ferne zu verfolgen. Es ist dem Referenten vergönnt gewesen, während der mehr als 17 Jahre (Herbst 1892 bis Ostern 1910), die er hier doziert hat, einen Aufschwung der neuphilologischen und besonders der romanistischen Studien mitzuerleben, den damals niemand ahnen konnte, als die Hörsäle mit nicht viel mehr als einem halben Dutzend Studenten bevölkert waren, als die ohnehin in bescheidenem Umfang vorhandene Seminarbibliothek noch nicht einmal einen eigenen Seminarraum hatte, als die romanische Philologie noch nicht als „ordentliches" Lehrfach anerkannt war.

Die allmähliche Steigerung der Hörerzahlen, die mit dem Ende der neunziger Jahre einsetzte und jetzt zu der Höchstzahl von nahezu 90 Besuchern in Hauptvorlesungen geführt hat, ist nur zum kleinen Teil auf gesteigerten Zuzug von auswärts, zum grössten Teil auf den gesteigerten Bedarf an Neuphilologen in Württemberg selbst zurückzuführen. Dieser wiederum wurde hervorgerufen durch die Erweiterung der Berechtigungen für die Oberrealschulen und die infolgedessen eintretende Vermehrung der Oberrealschulen und Realschulen und damit der neusprachlichen Lehrstellen. Auch jetzt wird der jährliche Bedarf durch die aus den Herbstprüfungen hervorgehenden Kandidaten noch nicht völlig gedeckt, doch lassen die Verhältnisse wohl für absehbare Zeit normale Zustände erwarten.

Die gesteigerte Hörerzahl machte sich bald auch im Seminar fühlbar. Es ging nicht länger an, die Seminarbibliothek ohne Seminarraum zu benutzen und vor allem als Ausleihebibliothek zu verwenden, wovon nur das einzelne Mitglied den Vorteil, die Gesamtheit aber den Nachteil hatte. So wurden 1902 die eben frei gewordenen Räume im Klinikum, Ende 1907 die jetzigen Räume in der Alten Aula bezogen, wie in den früheren Einzelberichten erzählt ist. Gegenwärtig ist die Teilnahme an den romanistischen

Übungen so stark, dass man schon daran denken muss, die Zahl der Teilnehmer, wenigstens die der aktiven, irgendwie zu regeln: eine Teilnahme von 31 Aktiven und 33 Zuhörern wie z. B. in diesem letzten Semester 1909/10 stellt nicht nur an die Arbeitskraft des Dozenten sehr hohe Anforderungen, sondern lässt auch eine eingehendere Beschäftigung mit dem einzelnen Mitglied und eine wirklich erschöpfende und fruchtbringende Behandlung des Gegenstands kaum noch zu.

Gleichzeitig mit dieser äusseren Entwicklung gingen auch die Organisationsveränderungen im „Seminar für neuere Sprachen“ (wie es seit seiner Gründung im Jahre 1867 hiess) vor sich. Diese Veränderungen waren bedingt durch die fortschreitende Spezialisierung der Wissenschaften, durch die selbständige Bedeutung, welche Romanistik und Anglistik endlich auch in Tübingen beanspruchten. Waren bisher alle am Seminar beschäftigten Dozenten, Professoren wie Lektoren, „Lehrer“ am Seminar unter Leitung des Ordinarius der deutschen Philologie gewesen, so wurde 1901 das nunmehr „Seminar für neuere Philologie“ genannte Seminar in eine deutsche. romanische, englische Abteilung — jede unter Leitung des betreffenden Fachprofessors — gegliedert, diese Abteilungen schon vier Jahre darauf in drei völlig selbständige Seminare umgewandelt, so dass seit 1905 ein selbständiges „Romanisches Seminar“ an der Universität Tübingen besteht.

Die anfangs bescheidenen Mittel der drei Seminare — erst seit 1893 erscheint im Etat eine Summe von 200 M. jährlich für Vermehrung der Bibliothek — wurden unter dem wohlwollenden Entgegenkommen des Ministeriums rasch gesteigert: 1897 auf 350, 1901 auf 1000 Mark, wovon 400 für das Romanische Seminar allein bestimmt sind, das ja nicht nur für Französisch, sondern auch noch für verschiedene andere romanische Sprachen zu sorgen hat. Eine wesentliche und bei den jetzigen Bücherpreisen beinahe notwendige Ergänzung zu dieser Summe bilden die Beiträge der Seminarmitglieder selbst, ohne die manche Anschaffung überhaupt nicht möglich gewesen wäre. Dass gelegentlich auch wohlwollende Gönner die Bibliothek durch Schenkungen bereichert haben, ist schon früher erwähnt worden. So umfasst die Bibliothek, welche am Anfang dieser Periode nur wenige hundert Bände zählte, jetzt, am Ende des Berichtsjahres 1909, rund 1800 Bände, wozu noch Broschüren, Reproduktionen wie Monacis Facsimili di antichi manoscritti, Kartenwerke wie der Atlas linguistique de la France hinzukommen.

Dass in dieser Zeit (1903) das bisherige Extraordinariat für romanische Philologie in ein Ordinariat umgewandelt und damit als vollwertig in der Reihe der in der Fakultät vertretenen Fächer anerkannt wurde, ist weniger ein Ergebnis der örtlichen als vielmehr der allgemeinen Entwicklung, welche die romanische Philologie an den deutschen Universitäten genommen hatte. Tübingen stand schliesslich, wie Erlangen und Rostock, vereinzelt unter den deutschen Universitäten, welche allmählich alle, einzelne schon in ziemlich früher Zeit, Ordinariate für romanische Philologie geschaffen hatten. Fällt auch die Frage, ob ein Lehrfach durch einen Ordinarius oder einen Extraordinarius vertreten ist, nach aussen, gegenüber den Studierenden, nicht so sehr ins Gewicht, so ist sie doch um so wichtiger für die Stellung und den Einfluss des Faches in der Fakultät, in dem ganzen Universitätsorganismus. Nur dadurch konnte z. B. die romanische Philo-

logie auch, wie die übrigen Fächer, zu der Ehre gelangen, das Thema einer von der Fakultät ausgeschriebenen Preisaufgabe zu stellen.

Die Auswahl der Vorlesungen in diesem Zeitraum war durch zweierlei bestimmt: einmal durch das Bestreben die romanische Philologie an sich, als ideales Lehrfach, so vielseitig als möglich nach ihren verschiedenen Sprachen und Disziplinen zu lehren; und zweitens durch die dem Romanisten zufallende praktische Aufgabe, die künftigen Lehrer des Französischen an den höheren Schulen vorzubilden. Mitbestimmend kommt hinzu, dass der Fachvertreter hier mit der wissenschaftlichen Vorbildung des Neuphilologen auf sich allein angewiesen ist und dass, bei dem Charakter Tübingens als einziger Landesuniversität, die Zuhörerschaft hier im ganzen sesshafter ist als an den meisten anderen Universitäten. So bildet sich mit der Zeit ganz von selbst ein fester Vorlesungsturnus von 6—7 Semestern heraus, wie er hier in den Berichten zu 1901, 1905, 1909 wiedergegeben worden ist. Durch Einführung neuer Vorlesungen, durch Teilung zu umfangreich gewordener Hauptvorlesungen hat er im einzelnen manche Veränderung und Erweiterung im Laufe der Zeit erfahren, seine Grundlage aber ist geblieben. Die Seminarübungen schliessen in der Regel, vor allem bei Übungen an provenzalischen oder italienischen Texten, an vorbereitende Vorlesungen des vorhergehenden Semesters an. Im einzelnen war der Fachvertreter bemüht, in den Übungen die verschiedenen Disziplinen — Textkritik, Linguistik und Literaturgeschichte — möglichst gleichmässig zur Geltung zu bringen und neben Altfranzösisch, Provenzalisch, Italienisch auch das Neufranzösische nicht zu vernachlässigen. Schon seit längerer Zeit ist die Verteilung innerhalb eines 6 semestrigen Turnus im allgemeinen so, dass auf Altfranzösisch, Neufranzösisch und ausserfranzösische Sprachen je 2 Semester Übungen entfallen.

Im einzelnen wurden in den 34 Semestern von Herbst 1892 bis Ostern 1910 (S.S. 1896 fällt aus, da der Fachvertreter während desselben zu einer wissenschaftlichen Studienreise nach Frankreich und Italien beurlaubt war) folgende Vorlesungen gehalten:

Enzyklopädisches: Einleitung in das Studium der romanischen Philologie, 2stündig, W. 1897/98, W. 1900/01, später unter dem Titel: Enzyklopädie (und Geschichte) der romanischen Philologie, 3 St., S. 1903, S. 1906, W. 1909/10. — Vergleichende Übersicht über die romanischen Literaturen im Mittelalter, 3 St., W. 1906/07 (im Turnus an Stelle der sonst gehaltenen Altfranz. Literaturgeschichte).

Italienisch: Einführung in das Studium des Italienischen, 2 St., S. 1903, Einführung in das Studium der italienischen Literatur, nebst Erklärung ausgewählter Stücke, 2 St., W. 1899/1900, Die italienische Literatur des Trecento, mit Erklärung ausgewählter Stücke aus Dante, Petrarca, Boccaccio, 2 St., W. 1907/8, Erklärung älterer und neuerer italienischer Dichtungen, 2 St., S. 1903. Als Privatissimum: Altitalienische Übungen, 1 St., S. 1902, Lektüre neuerer italienischer Dichtungen, 1 St., S. 1908. Im Seminar (2 St.): Altitalienische Übungen (Monaci) W. 1903/4, S. 1908, Übungen zur älteren italienischen Literaturgeschichte (D'Ancona e Bacci, Manuale I) W. 1905/6, Divina Commedia S. 1895,

Decamerone (mit Übungen zur vergleichenden Lit.-Gesch.) S. 1894, W. 1896/97, W. 1900/01.

Spanisch: Einführung in das Studium des Spanischen 2 St., W. 1903/4. Im Seminar (2 St.): Cervantes' Jitanilla und Calderon's La Vida es sueño W. 1902/3.

Provenzalisch: Interpretation altprovenzalischer Texte (zur Einführung), 2 St. (ebenso die folgenden) W. 1892/93, Einführung in das Studium des Altprov., nebst Erklärung ausgewählter Texte S. 1897, S. 1901, Einführung in das Studium der altprov. Sprache und Literatur S. 1899; Grammatik des Alt- und Neuprovenzalischen W. 1905/6, Einführung in das Studium des Alt- und Neuprovenzalischen, nebst Erklärung altprov. Texte und der Mirèio Mistrals W. 1909/10, Geschichte der prov. Literatur in Mittelalter und Neuzeit, mit Erklärung von Mirèio S. 1906. Erklärung von Mistrals Mirèio, nebst Einleitung in die neuprovenzalische Literatur, 1 St., S. 1902, Erklärung von Mistrals Mirèio als Privatissimum, 1 St., W. 1906/7. Im Seminar (2 St.): Altprovenzalische Texte (anfangs nach Bartschs, dann nach Appels Chrestomathie) W. 1894/95, W. 1897/98, W. 1899/1900, W. 1901/2, S. 1906.

Französisch (Allgemeines): Einleitung in das Studium des Französischen, 1 St., S. 1908. Repetitorium der franz. Sprach- und Literaturgeschichte, 2 St., S. 1900, S. 1904, Konversatorium über Fragen der franz. Sprach- und Literaturgeschichte, 1 (2) St., S. 1907.

Franz. Grammatik und Metrik: Historische Grammatik des Französischen, 3 St., W. 1893/94, Hist. Laut- und Formenlehre des Franz., 4 St., S. 1898, Hist. Gram. des Franz. I (Einleitung und Lautlehre), 3 St., S. 1902, II (Formenlehre und Syntax) W. 1902/3, dasselbe I 4 St., S. 1907, II 4 St., 1907/8. Historische Erklärung der neufranz. Grammatik, 3 St., W. 1905/6, 4 St., S. 1909. — Franz. Metrik, 2 St., S. 1905, W. 1909/10.

Franz. Literaturgeschichte: Geschichte der franz. Literatur im Mittelalter, 4 St., S. 1894, Ausgewählte Kapitel aus der altfranz. Literaturgeschichte, 2 St., W. 1896/97, Übersicht über die Geschichte der altfranz. Literatur, 3 St., W. 1898/99, Einführung in das Studium der altfranz. Lit. nebst Interpretation ausgewählter Stücke, 4 St., W. 1901/2. Die franz. Heldensage, 1 St., S. 1901, Erklärung des Rolandsliedes nebst Einleitung in die franz. Heldensage, 3 St., W. 1903/4, Aus der Sagengeschichte des Mittelalters 1 St. S. 1905, S. 1909. — Geschichte der neueren franz. Literatur in ihren Hauptzügen, 3 St., S. 1893, ebenso W. 1895/96, 4 St. S. 1900, Geschichte der neueren franz. Lit. I (16. und 17. Jahrh.), 3 St., S. 1904, II (18.—19. Jahrh.) 3 St., W. 1904/5, dasselbe I, 3 St. 1908, 4 St., W. 1908/9. Das franz. Drama im 19. Jahrh. 1 St., S. 1897, S. 1899, W. 1902/3.

Altfranzösisch: Einleitung in das Studium der altfranz. Sprache und Literatur (mit Erklärung ausgewählter Texte), 2 St., S. 1895, dasselbe 3 St., 1905; Einführung in das Altfranzösische (nebst Erklärung der Karlsreise), 2 St. W. 1894/95, Altfranzösisch für Anfänger (Karlsreise), 2 St., W. 1899/1900, 2 St., W. 1900/01, 2 St. (Alexius) W. 1908/9.

Franz. Texte: Erklärung des Rolandsliedes W. 1903/4 (s. oben), 2 St. S. 1909, Crestiens Erec, 2 St., W. 1904/5, Erklärung altfranz. Dichtungen

(nach Bartschs Chrestomathie), 2 St., W. 1906/7; Ausgewählte Texte des 16. Jahrhs., 2 St., S. 1908. Vgl. im übrigen auch die beiden vorhergehenden Abschnitte. — Im Seminar (2 St.): Die ältesten franz. Sprachdenkmäler W. 1898/99, S. 1903, W. 1907/8, Altfranz. Texte W. 1896/97, Rolandslied W. 1892/93, W. 1895/96, S. 1901, Karlsreise S. 1898, Isembart und Gormont S. 1902, S. 1907, Chançon de Guillelme (Archanz) S. 1905, W. 1909/10, Crestiens Ivain S. 1893, S. 1897, Aucassin und Nicolete S. 1900, Roman du Chevalier au papegau S. 1899; Texte des 16. Jahrhs. W. 1893/94, S. 1904, Du Bellays Deffence et Ilustration de la langue françoyse W. 1908/9, Boileaus Art poétique W. 1904/5, Corneilles Polyeucte S. 1909, V. Hugos Hernani W. 1906/7.

Volkskunde und Realien: Die Tiersage, 1 St., W. 1892/93, Reineke Fuchs und die Tiersage, nebst Einleitung in die Volkskunde, 1 St., W. 1899/1900, Volkslieder und Märchen, nebst Einleitung in die Volkskunde, 1 St., S. 1903, Volkslieder und Märchen, 1 St. S. 1907. — Sagengeschichte und Heldensage s. oben (franz. Lit.). — Land und Leute in Frankreich, 1 St., S. 1904, S. 1906.

Das Lehrgebiet des Romanisten ist in Tübingen nicht kleiner als an anderen Universitäten, d h. auf die Dauer für den einzelnen überhaupt nicht mehr zu bewältigen. Wie die meisten Schweizer Universitäten, wie Wien, wie mehrere deutsche Universitäten schon jetzt zwei Professuren für romanische Philologie haben, so wird auch Tübingen einmal daran denken müssen, dem ordentlichen Fachvertreter eine Hilfskraft zu geben und ihn dadurch zu entlasten: durch Schaffung eines Extraordinariats für romanische Philologie im allgemeinen oder wenigstens durch Errichtung eines Lektorats für Italienisch, wie es an den meisten süddeutschen Universitäten (München, Freiburg, Heidelberg, Strassburg) und auch an zahlreichen norddeutschen Universitäten (Berlin, Bonn, Halle, Göttingen, Marburg, Giessen) schon vorhanden ist.

Eine Anerkennung für die Bedeutung des wissenschaftlichen Studiums des Französischen und damit einen wesentlichen Fortschritt gegenüber dem früheren Zustand brachte die württembergische Prüfungsordnung von 1898 (vgl. Jahresbericht 1904): hier wurde die Forderung nach den notwendigen Kenntnissen in Sprachgeschichte und älterer Literatur in klarer Form zum Ausdruck gebracht. Da die bisherigen, nicht geringen Anforderungen an die praktische Vertrautheit des Kandidaten mit der modernen Sprache dieselben blieben, wird man in der Neuordnung eine angemessene Abwägung zwischen wissenschaftlichen und praktischen Anforderungen erblicken dürfen, wobei freilich viel auf die praktische Handhabung der Bestimmungen ankommt. Wenn trotzdem eine Reform der damaligen Prüfungsordnung schon jetzt notwendig ist und auch schon von der Behörde ins Auge gefasst wird, handelt es sich nicht so sehr um Änderungen innerhalb der einzelnen Fächer, sondern in erster Linie um eine Herabminderung hinsichtlich der Zahl der Fächer, um eine Vereinfachung des Vielerlei, das jetzt von dem Kandidaten gefordert wird (vgl. Jahresbericht 1904 IV 19ff.).

Diese vielseitigen Anforderungen an die Kandidaten und damit auch schon an den Studenten sind zugleich der Hauptgrund, weshalb das so mächtig aufgeblühte wissenschaftliche Studium der romanischen Sprachen

und Literaturen in Tübingen in den Promotionen nicht so zum Ausdruck kommt wie man erwarten sollte. Hindernd wirkt auch die Einrichtung der Staatsprüfung, welche nur einmal im Jahre (Okt.—Nov.) stattfindet und dadurch manchen, der nicht noch ein ganzes Jahr verlieren möchte, zu einem vorzeitigen Abschluss seiner wissenschaftlichen Studien veranlasst, hindernd auch die in Württemberg — durch Stundenzahl und besonders noch durch das Vielerlei der Unterrichtsfächer — ziemlich starke Belastung des einzelnen im praktischen Schuldienst, welche nach dem Staatsexamen nur noch wenige und nur mit Aufwand besonderer Energie zum Promovieren kommen lässt. Immerhin ist in dem hier betrachteten Zeitraum insofern eine gesunde Entwicklung eingetreten, als die zuerst sehr zahlreichen auswärtigen Bewerber um die Doktorwürde (die nur zum kleinsten Teil in den Promotionslisten erscheinen, weil die meisten abgewiesen werden mussten) an Zahl mehr und mehr zurückgegangen sind und dafür die an der Tübinger Universität vorgebildeten ständig zugenommen haben.

Im ganzen wurden in den Jahren 1894—1909 siebzehn Bewerber zu Doktoren promoviert: von diesen kamen drei von auswärts, ohne in Tübingen studiert zu haben (L. Appel 1900, W. von Wurzbach 1902, O. Wenderoth 1906); zwei brachten Thema und Plan ihrer Arbeit mit, um sie hier auszuarbeiten und ihr Studium hier abzuschliessen (A. Sleumer 1899, B. Schädel 1902), während ein dritter (M. Schittenhelm 1907) sein Studium in Tübingen begann und dann die Anregung zu seiner Arbeit von Schultz-Gora in Berlin erhielt. Die übrigen elf romanistischen Doktoren haben die Anregung und Anleitung zu ihrer Arbeit hier in Tübingen erhalten (G. Pfeiffer 1894, O. Moser 1900, W. Hoch 1902, O. Engelhardt, R. Frick 1903, H. Wendel, F. Wohlgemuth 1906, R. Seyfang 1908, E. Stricker, A. Krehl, R. Schuster 1909). Eine Anzahl weiterer Bewerber werden erst im nächsten Berichtsjahr mit ihrer gedruckten Arbeit erscheinen können[1]).

Aber auch abgesehen von diesen zu Doktorarbeiten gediehenen Untersuchungen ist im Seminar fleissig gearbeitet worden: so manche der abgelieferten Seminararbeiten hätte ohne weiteres als Prüfungsarbeit für das Staatsexamen verwendet werden können. Auch die studierenden Damen halten in ihren Leistungen im Seminar, auch in den Seminararbeiten, tapfer gleichen Schritt mit den männlichen Seminarmitgliedern. Die noch überwiegend humanistische Vorbildung der Teilnehmer, der Fleiss und Wetteifer aller und zumal auch derer, welche noch Lücken ihrer Vorbildung auszufüllen haben, endlich die natürliche Begabung nicht weniger Teilnehmer: alles das macht das Arbeiten im Tübinger Seminar für den Fachvertreter leicht und angenehm, wenn er auch hie und da, mit Rücksicht auf die sonstigen vielseitigen Anforderungen an seine Schüler, sie nicht immer dahin führen und nicht immer so weit mit ihnen kommen kann als er gern möchte. —

1) In Bearbeitung sind die Themen: Auffassung und Darstellung der Tiere im Roman de Renart (H. Class); Die altfranzösischen Dichtungen vom Helden im Kloster (Th. Walker); Die Metapher bei Jean de Mairet, verglichen mit ihrem Gebrauch bei A. Hardy und P. Corneille (A. Bieser); Die Inversion des Subjekts im Französischen des 19. Jahrhunderts (H. Rabe); Die beiden Erstlingsdramen des jüngeren Dumas in ihrem Verhältnis zu den beiden Romanen La Dame aux Camélias und Diane de Lys (R. Hörner).



Die Wege des jetzt scheidenden Fachvertreters in Tübingen sind nicht immer mit Rosen bestreut gewesen, und was sich jetzt im grossen Zusammenhang, wo naturgemäss die bleibenden Errungenschaften am klarsten hervortreten, so natürlich und selbstverständlich ausnimmt, hat z. T. lange Zeit und viele Mühe gekostet. Es galt manches Vorurteil zu widerlegen, manche Widerstände zu besiegen und dabei ist es auch nicht ohne zeitweilige Enttäuschungen für das Fach wie für seinen Vertreter abgegangen. Bis in die letzten Jahre hinein sind ihm Konflikte nicht erspart geblieben, die er nicht gesucht, die er aber im Vertrauen auf seine gute Sache durchgekämpft und zu gutem Ende geführt hat.

Wenn er aber jetzt, nach mehr als siebzehnjähriger Tätigkeit hier, den Süden mit dem Norden, die Kleinstadt mit der Grosstadt vertauscht und in neuem Wirkungskreis neue Aufgaben vor sich sieht, so wird er dort an eines mit ungetrübter Erinnerung zurückdenken: an das Verhältnis zu seinen Schülern. Im Zusammenarbeiten mit ihnen ist auch ihm, der damals selbst als junger Anfänger nach Tübingen berufen wurde, allmählich die Kraft gewachsen. Die Jahre in Tübingen sind für ihn — in dieser wie in mancher anderen Hinsicht — seine Lehrjahre gewesen. Und so mancher von seinen Schülern hat die Verehrung für die ideale Seite seines Studiums in den praktischen Beruf mit hinausgenommen und sich bewahrt, auch wenn ihn des Amtes Last nicht zu wissenschaftlicher Betätigung kommen liess. Mit vielen von ihnen verbinden den Scheidenden noch jetzt über Studium und Examen hinausreichende persönliche Beziehungen. Den schwäbischen Neuphilologen, die bei ihm studiert und gearbeitet haben, wird er auch in der Ferne stets ein freundliches und treues Andenken bewahren.

Tübingen, im Dezember 1909. Carl Voretzsch.

5. Baden. 1906. In Heidelberg und Freiburg waren 1906 (S.S. 1906 und W.S. 1906/07) die gleichen Lehrkräfte tätig, wie im Vorjahre.

In Heidelberg hielt Geh. Hofrat Neumann Vorlesungen über vergleichende Grammatik des Altfranzösischen und Provenzalischen (4 stündig), und über Geschichte der französischen Literatur des Mittelalters (4 stündig). In Kolleg und Seminar behandelte er Cligès, Aucassin und Nicolete und die Passion des 10. Jahrhunderts.

Prof. extraord. Schneegans las über französische Literatur des 15. Jahrhunderts (in französischer Sprache 3 stündig), Molières Leben und Werke (1 stündig), ferner französische Literatur des 16. Jahrhunderts (in französischer Sprache 3 stündig), die dramatische Literatur des 18. Jahrhunderts (1 stündig), ausserdem hielt er jeweils Übungen über ausgewählte Kapitel der französischen Syntax ab. Im Seminar behandelte er in einem Anfängerkurs Novellen von Maupassant und Mérimées Colomba, im Kurs für Vorgerücktere Molières Tartuffe und Misanthrope.

Prof. extraord. Vossler las italienische Literatur in ihren Hauptvertretern I (Dante, Petrarca, Boccaccio) (1 stündig) und Einführung in die romanische Sprachwissenschaft (2 stündig), und interpretierte im Seminar Dantes Göttliche Komödie, Petrarcas Canzoniere und Gius. Prezzolini Il Santo spirituale.

Prof. extraord. Sütterlin hielt 2 stündig eine Vorlesung über Phonetik

(unter besonderer Berücksichtigung des Deutschen, Französischen und Englischen) und 1 stündig eine solche über Frankreich, seine Bewohner und seine öffentlichen Einrichtungen.

In Freiburg wurden von Prof. ord. Baist Vorlesungen gehalten über das Rolandslied (3 stündig) und über historische Lautlehre der französischen Sprache (4 stündig). In Kolleg und Seminar wurden interpretiert Guevaras Diablo cojuelo und altfranzösische Texte (Cligès, die ältesten Sprachdenkmäler, l'Archanz und Texte aus Paul Meyers Recueil).

Prof. extr. Levy las provenzalische Grammatik (2 stündig) und die Aussprache des Neufranzösischen (2 stündig), interpretierte Aucassin und Nicolete und provenzalische Texte und hielt neufranzösische Leseübungen ab.

Lektor Dr. Paufler las Geschichte der französischen Lyrik im 19. Jahrhundert (2 stündig), Molière, Sa Vie et ses Oeuvres (1 stündig), La Fontaine, La Vie et ses Oeuvres (1 stündig) und gab eine Übersicht über die Geschichte der französischen Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts (2 stündig). Im romanischen Seminar hielt er literaturgeschichtliche Übungen an Viktor Hugos lyrischen Gedichten und an Boileaus Art poétique ab, ausserdem grammatische, Konversations- und Stilübungen ab.

Referent hielt eine Vorlesung über den „Romantischen Roman" (2 stündig im W.S. 1906/07), sowie stilistische, syntaktische und Konversationsübungen ab.

Freiburg i. B. J. Haas.

6. Hessen 1905—1907/08. Von E. Heusser s. Bd. IX IV 46.

7. Mecklenburg. 1906—08. Rostock. In dem angegebenen Zeitraum wurden vom Referenten die nachstehenden 4 stündigen Vorlesungen abgehalten: Geschichte der französischen Literatur II (13.—16. Jahrh.); Erklärung mittelfranzösischer Texte nebst Übersicht der Renaissanceliteratur (1905/06); Geschichte der klassischen Literatur Frankreichs; Historische Grammatik der französischen Sprache I (Lautlehre) (1906/07) und II (Flexions- und Wortbildungslehre); Geschichte der französischen Literatur I (bis zum 13. Jahrh.) (1907/08). Daneben liefen her 2 stündige Vorlesungen über Provenzalisch (Historische Grammatik; Einführung in das Studium der provenzalischen Sprache und Literatur) und 2 stündige italienische Kurse für Anfänger oder für Vorgeschrittene, in denen De Amicis, La vita militare, Goldoni, Le smanie per la villeggiatura und Dantes Divina commedia gelesen wurden.

Gegenstand der Seminarübungen bildeten: Molières kleinere Lustspiele, Arbeiten zur französischen Syntax; Chrétiens von Troyes Erec und Enide, Besprechung neuerer romanistischer Publikationen (1905/06); Alfred de Vignys Poésies; die Chanson de Roland (1906/07); Molières Misanthrope; Lafontaines Fabeln (1907/08).

Ende des S.S. 1907 wurde als Lektor der französischen Sprache zugelassen Dr. Clair Lavoipière aus Paris, nachdem die Stelle seit dem Tode des Dr. Robert im Jahre 1905 vakant gewesen war.

An Dissertationen erschienen:

Max Gerhardt, Der Aberglaube in der französischen Novelle des

16. Jahrhs., Schöneberg bei Berlin 1906. — WILHELM KISSENBERTH, Antoine d'Hamilton. Sein Leben und seine Werke, Berlin 1907. — JOHANNES HINZ, Lat. carrus und seine Wortsippe im Französischen, Rostock 1907. — GÜNTHER BOSDORFF, Bernard von Rouvenac, ein provenzalischer Trobador des 13. Jahrhs. Kritische Ausgabe mit Einleitung, Übersetzung, Kommentar und Glossar, Erlangen 1907 (auch in Vollmöllers Romanischen Forschungen Bd. XXII und separat erschienen). — PAUL BUHLE, Alfred de Vignys biblische Gedichte und ihre Quellen. Ein Beitrag zur Geschichte des Romantizismus in Frankreich, Schwerin i. M. 1908.

Rostock. Rudolf Zenker.

8. Elsass-Lothringen. 1906—08. In der Zeit von W.S. 1905/06 bis S.S. 1908 war das Fach der romanischen Philologie an der Universität Strassburg vertreten durch den Ordinarius Prof. GRÖBER, durch REFERENTEN, Privatdozent seit S.S. 1906, den französischen Lektor H. GILLOT und die italienischen Lektoren Dr. BARTOLI (bis S.S. 1907) und Dr. DEBENEDETTI (seit S.S. 1908).

Prof. Gröber las 4stündig über die Geschichte der französischen Literatur im Mittelalter (W.S. 1906/07), zweimal 4stündig über Historische Grammatik der französischen Sprache (W.S. 1905/06 und 1907/08), zweimal über das Rolandslied (4stündig S.S. 1906; 3stündig S.S. 1908) und zweimal über französische Syntax (2stündig S.S. 1906; 3stündig S.S. 1908).

Referent las 2stündig über Geschichte der französischen Literatur im 14. und 15. Jahrhundert (S.S. 1906), 2stündig über Romanische Verslehre und 1stündig über Rabelais und Montaigne (W.S. 1906/07), eine 1stündige Interpretation des Misanthrope (S.S. 1907), 2stündig über Historische Grammatik der französischen Sprache im 14. und 15. Jahrhundert (W.S. 1907/08), 2stündig über Historische Formenlehre des Französischen und 1stündig über François Villons Leben und Werke (S.S. 1908).

Der französische Lektor H. Gillot hielt in jedem Semester eine 2stündige Vorlesung in französischer Sprache über neuere französische Literatur, und zwar über die Geschichte der französischen Literatur im 19. Jahrhundert in vier Abteilungen (davon Abschnitt IV W.S. 1905/06), zweimal über die Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert (S.S. 1906 und S.S. 1908), über den französischen Roman im 19. Jahrhundert und in der Gegenwart (W.S. 1906/07), über die Geschichte der französischen Literatur im 16. und 17. Jahrhundert (S.S. 1907), einen Überblick über die literarische Bewegung in Frankreich im 19. Jahrhundert (W.S. 1907/08).

In italienischer Sprache las Dr. Bartoli in jedem Semester eine 1stündige Vorlesung über italienische Literatur: Geschichte des italienischen Romans (W.S. 1905/06); die italienische Satire (S.S. 1906); Geschichte der italienischen Literatur im 19. Jahrhundert (W.S. 1906/07); der italienische Roman (S.S. 1907). Dr. Debenedetti las 1stündig über Dantes Divina Commedia (S.S. 1908).

Im romanischen Seminar fanden in jedem Semester unter Leitung von Prof. Gröber 2stündige Übungen statt, in welchen behandelt wurden: provenzalische Texte (W.S. 1907/08; S.S. 1906 und 1907), Spanisch (W.S. 1905/06), Italienisch (S.S. 1906; Petrarcas Rime S.S. 1908), Französisch (W.S. 1906/07).

Ref. leitete 1stündige Übungen über die ältesten Denkmäler der französischen Sprache (S.S. 1906), 2stündige kursorische Lektüre altfranzösischer Texte bis zum 13. Jahrhundert (S.S. 1907) und 1stündige kursorische Lektüre französischer Texte des 13. und 14. Jahrhunderts (W.S. 1907/08).

Der französische Lektor H. Gillot veranstaltete in jedem Semester einen 2stündigen praktischen Kursus für Studenten aller Fakultäten mit Konversation, Übersetzung und Aussprache des Französischen, und im romanischen Seminar 2stündige stilistische und literarhistorische Übungen; dabei wurden behandelt: die französische Romantik (W.S. 1905/06), Leconte de Lisle (S.S. 1906), das Theater Alfreds de Musset (W.S. 1906/07), Balzac (S.S. 1907), Georges Sand (W.S. 1907/08), Stendhal (S.S. 1908). Seit S.S. 1907 wurden die Übungen des Seminars geteilt in einen Kursus ausschliesslich für Vorgeschrittenere und eine Wiederholung desselben Kursus für Studenten aller Fakultäten.

Die italienischen Lektoren Dr. Bartoli und Dr. Debenedetti gaben ebenfalls in jedem Semester 2stündig eine Einführung in die italienische Grammatik für Anfänger und dasselbe für Vorgeschrittenere, für letztere verbunden mit literarhistorischen Übungen (italienische Lyrik; Goldoni; Gherardi del Testa; Lektüre italienischer Poesie und Prosa); ferner 2stündige Übungen über Historische Grammatik des Italienischen.

An Dissertationen erschienen seit 1906: Heinrich Dörner, Robert Biquets „Lai du Cor“ mit einer Einleitung über Sprache und Abfassungszeit; Johannes Spanke, Zwei altfranzösische Minnesinger: Die Gedichte Jehans de Renti und Oedes de la Couroierie; J.-B. Beck, Die Melodien der Troubadours; Franz Ewald, Die Schreibweise in der autographischen Handschrift des „Canzoniere“ Petrarcas (Cod. Vat. Lat. 3195); Ludwig Röhrsheim, Die Sprache des Fra Guittone von Arezzo (Lautlehre); Friedrich Gennrich, Le Romans de la Dame a la Lycorne et du Biau Chevalier, eine literarhistorische und sprachliche Untersuchung; Heinrich Gelzer, Einleitung zu einer kritischen Ausgabe des altfranzösischen Yderromans.

Strassburg. E. Hoepffner.

9. Thüringen 1902—1907. Von W. Cloetta s. Bd. IX IV 48.

10. Österreich 1906—1908 von E. Richter folgt im nächsten Band.

B. An den Technischen Hochschulen des Deutschen Reiches.

1906—1909 von W. Scheffler folgt im nächsten Band.

C. An den deutschen Handelshochschulen.

Akademie zu Frankfurt a. M. S.S. 1906 bis S.S. 1908. Wie in der vorhergehenden Berichtsperiode, so war auch für die Jahre 1906/08 die Aufgabe des Unterrichtes auf dem Gebiete der romanischen Sprachen an der Akademie zu Frankfurt a. M. eine dreifache. Einerseits will er in universitätsmässig gehaltenen Vorlesungen und Übungen der philologischen Ausbildung dienen. Andererseits „strebt er überhaupt, das zu bieten, was gebildete Menschen an linguistischer Schulung, an literarischer Unterweisung und an Lebenskenntnis auf dem Gebiete einer fremden Sprache zu erwerben wünschen" (Rektoratsbericht 1908, p. 60). Drittens soll dem Kaufmann durch handelstechnische Vorlesungen und Übungen die an deutschen Handelshochschulen übliche sprachliche Belehrung geboten werden. —

In Erweiterung der der Akademie durch Erlass des Herrn Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten vom 21. Mai 1902 beigelegten Berechtigung, wonach Kandidaten des höheren Lehramtes zwei an der Frankfurter Hochschule zugebrachte Semester im Französischen auf die vorgeschriebene Studiendauer anzurechnen seien, wurde durch Erlass vom 1. Februar 1906 diese Berechtigung auch auf das Englische ausgedehnt. — Durch Erlass vom 30. Dezember 1907 wurde vom Ministerium verfügt, dass der Besuch der Akademie auch den Lehrerinnen als universitätsmässig anzurechnen sei, die sich im Französischen und Englischen auf die Oberlehrerinnenprüfung vorbereiten wollen. — Der romanistische Unterricht erfuhr vom Sommersemester 1908 ab eine Erweiterung, indem Professor Dr. Heraeus nunmehr „Lateinische Lektüre für Studenten der neuern Sprachen" liest, der vulgärlateinisch interessante Texte („Petronii Cena Trimalchionis") zugrunde gelegt werden. —

Sonstige Änderungen sind unter den seitherigen Lehrern der romanischen Sprachen an der Akademie in dieser Berichtsperiode nicht eingetreten. —

S.S. 1906. Prof. Morf: Romanisches Seminar: Sprachwissenschaftliche und literarhistorische Übungen. Abteilung A: Für Lehrer höherer Schulen, 2 St.; Abteilung B: Für Studierende der neueren Sprachen, 2 St. — Dr. Ott: Alfred de Musset, sa vie et ses œuvres, 1 St. — Lektüre eines zeitgenössischen italienischen Dichters, 1 St. — Französische Lektüre und Übungen für Neuphilologen, 4 St. — Leichtere französische Lektüre und Übungen, 2 St. — Französische Lektüre und Übungen für Vorgeschrittene, 2 St. — Italienische Lektüre und Übungen, 2 St. — Oberlehrer Prof. Dr. Gräfenberg: Einführung in die spanische Sprache [II. Teil], 2 St. — Lektüre eines modernen spanischen Schriftstellers, 1 St. — Übungen in der spanischen Handelskorrespond., 1 St. — Dr. Weinberg: Einführung in die französische Handelskorrespondenz, 2 St. — Französische Handels-

korrespondenz für Vorgeschrittene [Geschäftsgänge aus verschiedenen Branchen], 2 St. — Lektüre französischer Publikationen über Handel, Verkehr, Bank- und Börsenwesen, 2 St. — W.S. 1906/07. Morf: Geschichte der französischen Literatur im 19. Jahrhundert [mit besonderer Berücksichtigung der Romantik], 2 St. — Voltaires Leben und Werke, 1 St. — Romanisches Seminar: wie oben, 4 St. — Ott: Le théâtre contemporain en France, 1 St. — La letteratura italiana d'oggi [letture e studi], 1 St. — Französische Lektüre und Übungen: a) für Neuphilologen, 4 St.; b) leichtere, 2 St.; c) für Vorgeschrittene, 2 St. — Einführung in das Studium der italienischen Sprache, 2 St. — Gräfenberg: Spanisch für Anfänger, 2 St. — Spanische Lektüre für Vorgeschrittene, 1 St. — Übungen in der spanischen Handelskorrespondenz und im Lesen spanischer Originalbriefe, 1 St. — Weinberg: Französische Handelskorrespondenz: a) Einführung, 2 St.; b) für Vorgeschrittene, 2 St. — Französische handelstechnische Lektüre. Im Anschluss hieran: La Bourse de Paris, 2 St. — Ausserdem fand im Auftrag und mit Unterstützung der Königl. Unterrichtsverwaltung vom 15.—27. Oktober 1906 ein dritter französischer Fortbildungskurs für Lehrer höherer Schulen statt. — S.S. 1907. Die Vorlesungen und Übungen von Morf fielen wegen Erkrankung ganz aus und wurden im darauf folgenden Wintersemester erst teilweise wieder aufgenommen. — Ott: Montaigne, sa vie et ses œuvres, 1 St. — Lektüre eines zeitgenössischen italienischen Schriftstellers, 1 St. — Französische Lektüre und Übungen: in drei Abteilungen, wie oben, 8 St. — Einführung in das Studium der italienischen Sprache [II. Teil und Schluss], 2 St. — Gräfenberg: Spanisch für Anfänger [Fortsetzung und Schluss], 2 St. — Spanische Lektüre für Vorgeschrittene, 1 St. — Übungen in spanischer Handelskorrespondenz, 1 St. — Weinberg: Französische Handelskorrespondenz: a) Einführung, 2 St.; b) für Vorgeschrittene, mit besonderer Berücksichtigung des Bankwesens, 1 St. — Französische handelstechnische Lektüre, 2 St. — W.S. 1907/08. Morf: Phonetik des Neufranzösischen mit Übungen, 2 St. — Romanisches Seminar: Sprachwissenschaftliche und literarhistorische Übungen, Abt. B. Für Studierende der neueren Sprachen, 2 St. — Ott: Corneille, sa vie et ses œuvres, 1 St. — Capitoli scelti del Rinascimento [studi e letture di letteratura, storia ed arte], 1 St. — Sprachliche und literarische Übungen auf dem Gebiete des Französischen [für Vorgeschrittene], 2 St. — La vita italiana contemporanea [letture e studi], 2 St. — Leichtere französische Lektüre und Übungen, 2 St. — Romanisches Proseminar: Neufranzösische Übungen für Philologen, 4 St. — Gräfenberg: Spanische Handelskorrespondenz: wie im W.S. 1906/07, 1 St. — Einführung in das Studium der spanischen Sprache, 2 St. — Lektüre eines neueren spanischen Schriftstellers, 1 St. — Weinberg: Französische Handelskorrespondenz: a) Einführung, 2 St.; b) für Vorgeschrittene, 1 St. — Französische handeltechnische Lektüre, 2 St. — S.S. 1908. Morf: Rabelais, Ronsard, Montaigne und ihre Zeit, 2 St. — Phonetik des Neufranzösischen mit Übungen, 2 St. — Romanisches Seminar: Abteilung A: Besprechung neuerer Arbeiten zur Sprach- und Literaturgeschichte der romanischen Völker, 2 St. — Abteilung B: Übungen auf dem Gebiete der französischen Sprach- und Literaturgeschichte, 2 St. — Ott: Leichtere französische Lektüre und Übungen, 2 St. — Sprach-

liche und literarische Übungen auf dem Gebiete des Französischen [für Vorgeschrittene], 2 St. — Italienische Lektüre und Übungen, 2 St. — Lektüre eines zeitgenössischen italienischen Schriftstellers, 1 St. — Romanisches Proseminar: Neufranzösische Übungen für Philologen. In zwei getrennten Abteilungen zu je 2 St. — Gräfenberg: Einführung in das Studium der spanischen Sprache [Schluss], 2 St. — Lektüre eines neueren spanischen Schriftstellers [für Vorgeschrittene], 1 St. — Spanische Lektüre für Kaufleute, 1 St. — Weinberg: Französische Handelskorrespondenz: wie oben, 4 St. — Französische handelstechnische Lektüre, 2 St.

Frankfurt a. M. Andreas C. Ott.

D. An höheren Lehranstalten (einschliesslich Selbstunterricht).

I. Unterricht in der französischen Sprache.

1. Allgemeines.

a) **Allgemeine Methodik des neusprachlichen Unterrichts. 1906.** Einen Grundriss der pädagogischen Psychologie mit ihrer Anwendung auf die Erziehung gibt das ziemlich allgemein gehaltene Werk von E. Rayot: Précis de Psychologie appliquée à l'Education[1]). Das Buch wendet sich in erster Linie an die Lehrer und Lehrerinnen der französischen Volksschulen, sowie an die Seminaristen und Seminaristinnen der Écoles normales primaires. Es besteht aus einem theoretischen Teil von 21 Lektionen, in dem wohl das Gesamtgebiet der für die Erziehung in Betracht kommenden psychologischen Grundlagen erörtert wird, und einen zweiten Teil: Applications à l'éducation, in dem die Ergebnisse des ersten Teiles in die Praxis übertragen werden und ihre Verwendbarkeit und die Art der praktischen Anwendung klar gelegt wird. Das am Schlusse jeder Lektion gegebene Résumé erleichtert es, sich ein Bild von dem Inhalt zu machen. Angenehm ist die jedem Kapitel beigefügte Angabe der Ouvrages à consulter. Ein Einzelkapitel aus der allgemeinen Pädagogik behandelt Moïse Cagnac. Sein in dem Institut Catholique zu Paris gehaltener Vortrag „Le Respect de l'Enfant"[2]) führt den Untertitel: „Place de Fénelon dans l'Histoire de la Pédagogie". Der Vortrag, in dem Fénelon übrigens recht sehr überschätzt wird, berührt die Prinzipien und Methoden des Unterrichts, auch des Sprachunterrichts. Die von Fénelon gehandhabte Collaboration entre le maître et l'élève wird mit Recht empfohlen. Gerade in Frankreich ist es ja wichtig darauf hinzuweisen, während in Deutschland der vernünftige Unterricht so wie so gerade in der Zusammenarbeit von Lehrer und Schüler besteht. Ein vielleicht zu grosser Wert wird auf die schriftlichen Arbeiten gelegt, mit der Begründung: „Dans la composition on s'apprend peu à peu à classer les idées, à les coordonner, à en peser la

---

1) Paris, Paul Delaplane, XI, 559 S., geb. Fr. 4. 2) Paris, Poussielgue, 48 S., 1 fr.

valeur, à les rendre avec la precision d'un esprit attentif, à ne dire que ce qu'il faut et à le dire comme il faut. La parole est volontiers négligente ou risquée, et il est tant d'aberrations de la pensée qui n'ont d'autre cause que la déformation du langage! en écrivant on s'observe." Das klingt ja sehr schön und richtig; ob aber in Wirklichkeit bei der Anfertigung der schriftlichen Schularbeiten auch alles so zugeht und das alles erreicht wird? Die Anschauungsmethode Froebels und Pestalozzis, *„dont on a fait tant de bruit"*, führt er auf Fénelon zurück. Und woher hatte sie dieser? Gedächtnis, Ideenassoziation, Ziel der Erziehung, nämlich *la formation des idées générales*, werden besprochen, wobei übrigens die Bezugnahme auf Fénelon der Klarheit des Ganzen nicht gerade förderlich ist.

Das Buch von F. BAUMANN: Sprachpsychologie und Sprachunterricht[3]) ist mir zu spät zugegangen, als dass es noch im vorigen Jahre, 1905, wo es erschienen ist, hätte besprochen werden können. Ich will deshalb jetzt noch kurz darauf hinweisen. Es ist in seiner Gesamtheit eine Kampfschrift gegen von Sallwürk, Ganzmann und Eggert. Baumann stellt fest, dass diese drei, von ganz verschiedenen Gesichtspunkten ausgehend, auf dem Wege psychologischer Erörterung zu einem und demselben Ziele gelangen. Das nimmt er aber nicht als Beweis für die Richtigkeit des Ergebnisses, vielmehr versucht er, Fehler in der philosophischen Entwicklung nachzuweisen und darzutun, dass trotz des auffallend gleichen Resultates dieses falsch ist. Indes zeigt sich auch bei seiner Erörterung, was man bei philosophischen Beweisführungen häufig beobachten kann, dass letztere nicht ganz unbefangen vonstatten gehen. Entweder werden unbewiesene Behauptungen von vornherein als bewiesene Tatsachen angenommen und das ganze Gebäude wird auf diesem schwankenden Grunde errichtet, was übrigens bei B. nicht der Fall ist, oder der Wunsch ist vielfach der Vater des Gedankens: ein bestimmtes, als wünschenswert gedachtes Ziel schwebt vor, und unwillkürlich wird dadurch die ganze Beweisführung beeinflusst. B. kommt denn auch, neben dem seine Gegner betreffenden Urteil, am Schlusse zu der Ansicht, dass die ganze Psychologie für die Spracherlernung keinen grossen Wert hat, sondern dass diese durch viel praktischere Rücksichten bedingt wird. Der Ton ist im ganzen gemässigter, als man bei ihm gewohnt ist, nur zuweilen tritt die erbitterte Feindschaft gegen die böse Reform deutlicher hervor und übt dann auf die Ausdrucksweise gerade keinen günstigen Einfluss.

Speziell österreichische Verhältnisse hat bei seinen Darlegungen im Auge H. KLEINPETER, Mittelschule und Gegenwart[4]). Nach einem historischen Rückblick, der in dem Ausspruche gipfelt, dass zwischen dem Gymnasium von ehedem und der heutigen Realschule die Verhältnisse sehr weit auseinander liegen, bespricht der Verfasser die Ideale der allgemeinen und formalen Bildung. Er hält das Prinzip, auf dem die Mittelschulen beruhen, allgemeine Bildung vor der fachlichen zu vermitteln, nicht für richtig. Die formale Bildung, welche das Gymnasium

---

3) Halle, M. Niemeyer, 142 S. 4) Wien u. Leipzig, C. Fromme, VII, 100 S., Mk. 2,50.

vermittelt, erklärt er für eine wesentlich einseitige, da gegenüber den sprachlichen Fächern und der Mathematik alle anderen Gegenstände viel zu sehr zurücktreten; an Gymnasium und Realschule fehle ferner das wichtigste Element, die Erziehung des Willens zur Arbeit, so gut wie ganz; die Art und Weise, wie man die formale Bildung zu erreichen suche, genüge nicht. Er kommt daher zu dem Schluss, „dass in der Frage der Berufswahl auf unseren Mittelschulen nicht in wünschenswerter Weise vorgesorgt ist und eine andere Organisation erwünscht wäre, welche die Lösung dieser Frage erleichtert“. Er macht demgemäss Vorschläge zu einer neuen Gesamtorganisation des Schulwesens. Aufzuheben wären danach alle Bürgerschulen, Gymnasien und Realschulen, wesentlich zu verkürzen die Lehrerbildungsanstalten. In geringerem Masse könnten sämtliche Fachschulen gewerblicher, kommerzieller, land- und forstwirtschaftlicher, berg- und hüttenmännischer Richtung vereinfacht werden. An den Universitäten würde eine grosse Menge von Massenlaboratorien, grossen Hörsälen und entsprechenden Kräften erspart werden können. Demgegenüber wäre zu errichten: 1. eine fünfklassige, einheitliche Mittelschule; 2. eine Anzahl von höheren Schulen, welche die Vorbereitung zum akademischen Studium zu vermitteln hätten. Der Verfasser führt im weiteren aus, welche Aufwendungen dafür zu machen wären, und spricht über die soziale Bedeutung der Mittelschulreform, über Lehrervorbildung und amtliche Stellung der Lehrer. Da die neueren Sprachen hierbei nur im Rahmen der übrigen Gegenstände zur Besprechung kommen, so mag diese kurze Inhaltsangabe genügen. Eigentümlich berührt das zweimal in derselben Form vorkommende Zitat: „England expects every man *will to* do his duty“.

Die Broschüre von Paul Selge: „Wem gehört die Zukunft?“[5]) besteht aus zwei Aufsätzen zur Reform der höheren Schulen: „Ist die Reform der höheren Schulen zum Abschluss gelangt?“ und „Wert des fremdsprachlichen Unterrichts und Theorie seiner Methoden“. Von dem ersten mag es genügen, die Schlussforderung anzuführen: „Wir brauchen eine Realschule — das Wort im weitesten Sinne genommen — mit umfassendem Sprachunterricht in den unteren und mittleren Klassen und breit angelegtem Physikunterricht in den Oberklassen, eine Realschule, in welcher den übrigen Fächern etwa derjenige Platz eingeräumt wird, welchen sie auf den Gymnasien gegenwärtig einnehmen“. Wichtiger ist für uns der zweite Aufsatz. Bringt er auch keine neuen Gedanken, so ist er doch geeignet, über die Sachlage zu orientieren; auch enthält er manches Anregende, das zu eignem Nachdenken, sowie zur Vergleichung mit eignen Erfolgen oder Misserfolgen in der Praxis auffordert.

Der Titel einer Schrift von Fr. Schwend: „Zum französischen Unterricht an Oberklassen“[6]) ist so allgemein gehalten, dass man alles mögliche erwarten kann; dies bringt denn auch die Abhandlung. In den bisher erschienenen Schriften über Methodik auf der Oberstufe vermisst der Verfasser Konzentration mit anderen Fächern und meint, sie befassten sich allzu ausschliesslich mit dem Stoff, während es auch

---

5) Leipzig, R. Gerhard, 52 S. 6) Stuttgart, Progr. der Friedrich-Eugens-Realschule, 38 S.

auf der obersten Stufe eine Methodenfrage zu lösen gebe. Die Vorträge und Schriften von M. Walter u. a. scheinen ihm danach nicht genauer bekannt zu sein. Als Ziel des französischen Unterrichts stellt er auf, Französisch zu lehren. Als Mittel dazu werden empfohlen Konversation, Lektüre und Übersetzung, wie sie schon auf der vorigen Stufe betrieben sind, wozu Synonymik, Morphologie, Semasiologie (!), Phraseologie, Etymologie in der Form gelegentlicher Bemerkungen hinzutreten dürfen. Die Grundlage bildet die Lektüre. Da nun nach ihm der Gesichtspunkt der Schwierigkeit für das Französische nicht in Betracht kommt (!), so kann man noch andere als rein sprachliche Zwecke verfolgen. So kommt er zur Auswahl der Lektüre. Die dabei ausgesprochenen Grundsätze hören sich recht schön an, z. B. „Die Erziehung zu historischem, ethischem und ästhetischem Urteil muss also dem sprachgeschichtlichen (?) Unterricht an Oberklassen dienen, wenn er den seelischen (?) Bedürfnissen der Schüler genügen will.“ Freilich meint er, nur an den Realschulen könne mehr als sprachliche Schulung erstrebt werden, was ich doch sehr bestreiten möchte. Französische Historiker verwirft er im allgemeinen, nur Taine lässt er gelten; da man aber darauf mindestens ein halbes Jahr verwenden müsste, so wäre das zu viel Aufwand im Verhältnis zum erreichbaren Resultat. Auch da bin ich andrer Ansicht; nur einige Seiten Taine genügen eben nicht. Die „vielgerühmten“ Realien sind nach ihm ebenfalls als „selbständiges Fach“ aus dem französischen Unterricht zu streichen. Wer betreibt sie denn als solches? Er meint aber, die Realien seien teils dem geographischen, teils dem geschichtlichen Unterricht zuzuweisen (wo bleibt da die vielgerühmte Konzentration?), oder sie seien ganz überflüssig. Nur unter zwei Bedingungen lässt er Realien gelten: wenn sie Einrichtungen des fremden Volkes betreffen, die für uns irgendwie vorbildlich sein können, und dann, wenn sie charakteristische Züge zur Erkenntnis der Seele des fremden Volkes bieten. Der erste Punkt ist zu eng gefasst, der zweite zu unbestimmt. Dass sie nicht Selbstzweck des Unterrichts sein sollen und ihre naturgemässe Stellung in der Schriftstellererklärung haben, ist so selbstverständlich, dass es gar nicht gesagt zu werden brauchte. Ebenso rennt er offene Türen ein, wenn er sich gegen die Behandlung der mittelalterlichen französischen Literatur und der des 16. Jahrhunderts wendet. Ich würde nicht einmal, wie er will, von Rabelais und der Pléiade sprechen. Was er unter „historischem Zusammenhang des griechischen und französischen Dramas“ meint, verstehe ich nicht. Die im folgenden befürwortete Konzentration kann entschieden auch zu weit gehen. Mme Bovary, Maeterlinck u. dgl. als Schullektüre ist ein Missgriff. Er will aber auch gar kein „Lesen einzelner Schriften“, sondern Chrestomathien. Die folgenden methodischen Anweisungen übergehe ich, da sie teils nichts Neues enthalten, teils später noch zur Sprache kommen. Ich bemerke nur, dass er doch wieder für Realien eintritt, bei Behandlung von Bildern, Kunstwerken u. dgl. Nun spricht er von den Methoden. Die „Konversationsmethode neuesten Stils“ verwirft er, weil es nicht bloss darauf ankomme, dass, sondern auch was gesprochen werde. Also — ist diese Methode als geistig anfechtbar abzuweisen. Beweis? „Ferner ist eine Übersicht über das Ganze zu gewinnen.“ Das schliesst aber die neue Methode doch nicht aus! Im Gegen-

teil! Von der Behandlung der Literaturwerke redet er, als wenn es gar keinen deutschen Unterricht gäbe. Hauptsache ist ihm: die logischen Eigenschaften des Stils zu erforschen. Wie und in welcher Zeit das zu machen ist, sucht er später darzulegen. Das Ziel soll die Erschaffung eines Kulturbildes sein. In welcher Sprache das alles geschehen soll, wird nicht gesagt. Er meint selbst, dass gegen diese Methode Einwände erhoben werden und sucht solche zurückzuweisen, besonders den, dass diese Art des Lesens die Kräfte von Lehrern und Schülern übersteigt. Indes glaubt er, dass die Lehrer auf der Hochschule nicht genügend dazu vorbereitet würden. Sie beschäftigten sich zuviel mit sprachgeschichtlichen Studien, die für die Schule nahezu wertlos seien. Dass viele einem modernen Text in der Schule nahezu hilflos gegenüberstehen, gilt doch in jedem Fache von jedem, der eben von der Universität kommt. Von Seite 17 an gibt er praktische Beispiele. Staël, Corinne IX, 1. Die Charakterisierung der einzelnen Methoden dabei ist höchst scherzhaft und zeugt von lebhafter Phantasie; so hat er sich die Erklärung von *obélisque*, wie sie ein Reformer geben würde, ungeheuer geschickt zurecht gemacht, aber wo hat er so etwas gehört. Ebenso geistreich ist die Darstellung des Verfahrens des „Realisten“, der sich zur Vorbereitung Klöppers Reallexikon, zwei geographische Werke über Italien, den Bädecker für Mittelitalien und ein aus der königl. Landesbibliothek geholtes Buch über Pferdesport auf den Schreibtisch legt. Dann gibt er das Wort einem „ganz bescheidenen Neuphilologen, der das romanische Seminar mit konstanter Bosheit schwänzte“ (das hätte der Herr lieber nicht tun sollen!). Die Überzeugung, dass erstens Texte einen Sinn haben, und dass zweitens das Sprechen einen Inhalt haben soll, haben ausser dem Verfasser vielleicht auch schon andere bekommen. Auf die methodische Behandlung des Stückes im einzelnen einzugehen, fehlt leider der Raum. Man lese selbst nach, wie sich die beiden Stallknechte zu einander verhalten, ob sich der Platz durch Seitwärtstreten des Volkes entleert u. s. w. Das führt dann dazu, den Stil der Schriftstellerin an dem gesammelten Beobachtungsmaterial festzustellen und die literarische Betrachtung und Würdigung der Frau von Staël anzuknüpfen, die übrigens gar nicht in die Schule gehört. Auch ein zweites Beispiel, fünf verschiedene Fassungen eines zehn Linien langen Abschnittes aus Flauberts Madame Bovary, soll zeigen, wie vergleichende Textuntersuchungen für die Schule nutzbar gemacht werden können. Dass ihm das nicht gelingt, geht aus seiner Darlegung hervor. Coppées Naufrage wird zum Schluss behandelt, so, dass vor der Lekture des Gedichtes ein Aufsatz darüber gemacht wird. Wie das formelle Verständnis der Texte vermittelt werden soll, darüber wird in der ganzen Abhandlung kein Wort gesagt. Und welchen sprachlichen Gewinn der Schüler aus seiner Behandlung ziehen soll, ist unerfindlich. Wie sagt er doch im Anfange? „Der Hauptzweck des französischen Unterrichts auch in den Oberklassen wird bleiben, Französisch zu lehren!“

Viel allgemeiner gehalten ist eine schon früher erschienene umfangreichere Schrift desselben Verfassers: Fr. Schwend, „Gymnasium oder Realschule? Eine Kulturfrage“[7]. Sie will einen Beitrag zur Be-

7) Stuttgart, Frommann, 98 S.

handlung der gegenwärtigen Schulfragen von dem Gesichtspunkte ihres Zusammenhanges mit der Gesamtkultur aus leisten. Das Gymnasium kommt dabei nicht sehr gut weg, wenn auch manches als gut anerkannt wird; aber auch mit der Realschule ist der Verfasser nicht ganz zufrieden. Gerade der allgemeine Teil enthält eine Menge Bemerkungen, die der Sache auf den Grund gehen, während andere wieder als recht anfechtbar bezeichnet werden müssen. Recht geben muss man gewiss dem Verfasser, wenn er von der breiten Behandlung der römischen Geschichte bis zu den punischen Kriegen und dem unvermeidlichen Kapitel der dorischen Wanderung nichts wissen will; ebenso dass die Diadochenzeit nur zu dem Zwecke gelernt wird, um wieder vergessen zu werden. Wenn er aber auch von dem siebenjährigen Kriege meint, ihn könne kein Mensch länger als ein paar Wochen im Gedächtnis behalten, so scheint mir da ein ganz klein bischen antipreussischer Partikularismus mitzuspielen. Wieder recht hat er, wenn er es für widersinnig erklärt, dass jeder Abiturient über die Tätigkeit eines römischen Prätors genau unterrichtet ist, während er keine Ahnung von der Zusammensetzung eines Schwurgerichtes hat. Die Frage: „Sollen wir noch Latein oder Griechisch lehren?" wird beantwortet: „Vom Standpunkt des kulturellen Wertes aus werden wir dem Griechischen vor dem Lateinischen, dem Französischen vor dem Englischen und Italienischen, im ganzen den modernen Sprachen vor den alten den Vorrang einräumen müssen. Auf Seite 40 kommt er dann zum speziellen Gebiet der neueren Sprachen. Was die Methode anbetrifft, so muss nach seiner Ansicht zweifellos zwischen der unteren und der oberen Abteilung geschieden werden. Hart, aber richtig ist die Kritik der „alten" Methode. Er sagt u. a.: „Die alte Methode . . . zwingt die Schüler, alte, wenn auch noch so sinnlosen und lächerlichen Regeln, selbst wenn sie, wie viele Spitzfindigkeiten der offiziellen französischen Grammatik, nur auf dem Papier stehen und dem Ohr, also auch der lebenden Sprache des Volkes ganz fremd sind, möglichst genau und möglichst vollständig zu wissen, und füllt alle Unterrichtsstunden mit Übersetzungsübungen und zwar vorzugsweise aus der Muttersprache in die Fremdsprache." Auch das „unmögliche Deutsch" wird hierbei berührt. Die Verdienste der Reformen werden anerkannt, jedoch wird man „gewisse Verfahrungsweisen der alten Methode mit Vorteil beibehalten". Grammatik und Vokabelbuch, und den Gebrauch der Muttersprache. Damit eine „Grammatikregel gut sitzt", muss sie angewandt werden; dazu reicht, meint er, die Konversation nicht aus, sondern die Übersetzung muss helfend eintreten. Dass ausser den Sprechübungen doch auch Lektüre getrieben wird, übersieht er an dieser Stelle. Im folgenden wendet er sich dann gegen die sogenannten Realien. Dass „die Lehrer der verschiedenen Klassen wenig Rücksicht aufeinander nehmen, sollte der Direktor einfach nicht dulden; es ist doch ein methodischer Plan aufzustellen! „statt auf die Grammatik ist in den Oberklassen in erster Linie auf den Stil zu achten". Hier kommt er also auf sein Lieblingsthema, das in der oben besprochenen Abhandlung im einzelnen ausgeführt wird. Deshalb mögen hier nur die in diesem Buche genauer angegebenen Einzelgesichtspunkte eine Stelle finden. 1. Die logischen Eigenschaften des Stils. 2. Das Element der Phantasie. 3. Reflexions- und Gefühlselemente im Stil. 4. Das Tempo desselben. 5. Eine tiefergehende

Untersuchung der Dichtungsgattungen und ihrer stilistischen Gesetze. 6. Die künstlerische Einheit. 7. Die Dichtung als Ausdruck einer Weltanschauung. Zum Schluss gilt es, die analytische Lektüre der Schriftwerke in den grossen Zusammenhang der Geschichtsbetrachtung einzureihen. „So gelangen wir in der Lekürc des Lesebuchs von den einfachsten stilistischen Beobachtungen durch eine unendliche Stufenfolge der analysierenden Tätigkeit zu den umfassendsten Kulturbetrachtungen.“ Die folgenden Abschnitte des Buches, in denen von Mathematik, Naturwissenschaften u. s. w. gesprochen wird, gehören nicht mehr in den Rahmen unserer Betrachtung.

Das Buch von W. Rattke „Der neusprachliche Unterricht“[8]) ist als ein Teil der von H. Gehrig herausgegebenen Methodik des Volks- und Mittelschulunterrichts erschienen. Die Schrift ist demgemäss in erster Linie für Lehrer und Lehrerinnen der Mittelschulen, der höheren Mädchenschulen, für Präparandenanstalten und Lehrerseminare und für Vorbereitung auf die Prüfung als Mittelschullehrer bestimmt. Die psychologisch-methodische Einführung über den Wert des Erlernens fremder Sprachen konnte füglich wegbleiben, da über dies Thema nachgerade genug geschrieben und gesprochen worden ist und heutzutage doch kaum jemand dessen Wert leugnen wird, sowohl nach der idealen als nach der materiellen Seite. Die Frage, welche der beiden modernen Sprachen als Bildungsmittel wertvoller ist, findet begreiflicherweise keine entschiedene Beantwortung; es werden nur die Gründe für und gegen kurz gegeneinander abgewogen. Der II. Abschnitt: Allgemeine Methodik des neusprachlichen Unterrichts, versucht nach einer Besprechung der Aufgaben, Ziele und Organisation die verschiedenen Methoden historisch-kritisch zu beleuchten. Die Chronologie ist dabei nicht streng genug gewahrt; überhaupt ist dieser Teil wenig erschöpfend und etwas oberflächlich, was in der Bestimmung des Buches eine Entschuldigung finden darf. Wenn der Verfasser von der vermittelnden Methode redet, so ist dazu zu sagen, dass es eine solche nicht gibt, sondern dass alles, was sich nicht zu der grammatischen (alten) und der Reformmethode bekennt, unter diesem Namen zusammengefasst wird und ebensoviel Schattierungen aufweist, wie politische und kirchliche Mittelparteien auch. Der III. Teil, die besondere Methodik, handelt von der Auswahl und Anordnung des Stoffes und der unterrichtlichen Behandlung: Aussprache, Lautierkurse, Übungen im mündlichen Gebrauch, Wortschatz, Grammatik, Übungen im schriftlichen Gebrauch, Lektüre und Auswahl und Behandlung. Der Verfasser steht auf dem Standpunkte der Reform, wenn er dies auch nicht ausdrücklich zugibt; nur verwirft er die Lautschrift. Neben der Angabe der verschiedenen Ansichten über die einzelnen Punkte spricht er in ruhig besonnener Weise und in klarer, ansprechender Darstellung seine eigene Meinung aus, die er durch gute Autoritäten zu stützen weiss: Dass hier und da auch weniger massgebende „Methodiker“ angeführt werden, tut der Sache weiter keinen Eintrag. Bei allem nimmt er Bezug auf die Lehrpläne für höhere Mädchenschulen von 1894, wie das bei dem Zwecke des Buches nur natürlich ist. Beigegeben sind einige ausgeführte Probelektionen für den französischen und den

8) Leipzig, Teubner, 98 S., Mk. 1,20.

englischen Unterricht. Die, welche von der Einübung des englischen *th* handelt, lässt es immerhin zweifelhaft erscheinen, ob der Laut danach richtig hervorgebracht werden wird, während über engl. *r* genauere Angaben fehlen, die über *l* nicht klar genug sind. Besser scheinen mir die französischen Lektionen gelungen zu sein. Die am Schlusse stehende Bibliographie macht auf Vollständigkeit natürlich keinerlei Anspruch, aber auch, wenn nur die hervorragendsten und für den Lernenden zweckdienlichsten Werke hervorgehoben werden sollten, fällt neben dem Auftreten manches Minderwertigen das Fehlen ausgezeichneter Hilfsmittel auf. In einer neuen Auflage müsste dieser Schlussteil auf die Höhe der Zeit gebracht werden. So fehlt vollständig der Name MAX WALTER, dessen „Französischer Klassenunterricht auf der Unterstufe“[9]) in zweiter Auflage vorliegt. Die Absicht einer gänzlichen Neubearbeitung hat der Verfasser nicht ausführen können, deshalb ist die Neuauflage im ganzen nur ein ziemlich unveränderter Abdruck der ersten. Der Anhang — Anmerkungen zu der 2. und 1. Auflage — ist noch nicht erschienen. Da das Buch in seiner bisherigen Gestalt jedem Neuphilologen genau bekannt ist, so hiesse es Eulen nach Athen tragen, wenn ich auf den Inhalt hier näher eingehen wollte. Jedermann muss es kennen, und wer es nicht kennen sollte, liest auch sicherlich diese Anzeige nicht.

Ebenfalls in neuer, 4. Auflage liegt vor K. QUIEHL, Aussprache und Sprachfertigkeit[10]). Diese 4. Auflage des vortrefflichen Buches, das in vielen Beziehungen geradezu bahnbrechend gewirkt hat, ist eine nicht unwesentliche Umarbeitung der früheren Auflagen. Sowohl der phonetische wie der methodische Teil sind neu bearbeitet, und der Verfasser hat recht, wenn er glaubt, hinsichtlich der Phonetik alles für die Schule Wünschenswerte und Notwendige gegeben zu haben. In dem Abschnitte „Mündliche und schriftliche Übungen“ sind diesmal auch die Oberklassen mehr berücksichtigt worden, wie überhaupt der ganze methodische Teil verstärkt ist. Wie oben schon angedeutet, zerfällt das Buch in zwei Teile, von denen der erste die Aussprache behandelt, der zweite, methodische, das Lehrverfahren nach allen Richtungen erörtert. Dass auch im ersten Teile eine Menge methodischer Bemerkungen und Anweisungen vorkommt, versteht sich wohl von selbst. Nach Erörterungen über die Einführung in die französische Aussprache, über Phonetik im Klassenunterricht, über lautlichen Unterricht werden die Einzellaute behandelt, und es schliesst sich daran die Betrachtung der Zusammenfassung der Laute zu Lautganzen und die Aussprache im Satze. Die 13 Unterabteilungen dieses letzteren Abschnittes bringen, wie gesagt, eine vollständige Phonetik des Französischen, wobei es nicht an Ausblicken auf das Englische und besonders das Deutsche fehlt. Leider liegt ja die Kenntnis der deutschen Phonetik bei den deutschen Lehrern und Rednern, bei Pfarrern und Anwälten u. dgl. sehr im Argen. So lange in den Lehrerseminarien die Sache nicht mit ganz anderem Ernste und als wirkliche Lautlehre betrieben wird, kann es nicht anders werden. Das sogenannte Lautieren in der Volksschule ist denn doch der reine Hohn auf Phonetik; einzelne

9) Marburg, Elwert, XI, 75 S., Mk. 1,40. 10) Marburg, Elwert, VIII u. 332 S., Mk. 5.

Laute ausser den Vokalen, werden da überhaupt nicht artikuliert, sondern z. B. statt des Lautes *b* wird *b*[e] gesagt. Das ist nicht viel was anderes als das frühere Buchstabieren, und der Begriff von „Laut“ wird erst recht verkehrt. — Der methodische Teil beschäftigt sich mit dem Anfangsunterricht, der lautlichen Schulung und Rechtschreibung, mündlichen und schriftlichen Übungen, sowie mit der Methode und der Vorbildung des Lehrers. Dieses letztere Kapitel ist etwas kurz, was im Interesse der immer aktueller gewordenen Frage zu bedauern ist. Es ist selbstverständlich unnötig, auf Einzelheiten einzugehen, da das Buch ja doch jedem Fachgenossen in seinen früheren Auflagen bekannt ist. Es ist auch unmöglich, alles Vortreffliche besonders hervorzuheben, da man dann kein Ende finden würde. Dass das Werk immer mehr gerade in den pädagogischen Seminaren benutzt wird, ist mit Freuden zu begrüssen. Mögen auch alle anderen Fachlehrer, jung und alt, sich nicht mit der Kenntnis des Titels begnügen, sondern das Werk, auch wenn sie die ersten Auflagen kennen, doch in seiner neuen Gestalt wiederum durchstudieren; das wird für sie und ihren Unterricht nur erspriesslich sein.

Fr. Metzger und O. Ganzmann haben ihrem Schriftchen: „Unser Lehrverfahren“ den Untertitel „Ein Geleitwort zum Lehrbuch der französischen Sprache“ gegeben [11]). Diese Titelbezeichnung kann irreführen. Es sind nämlich in Wirklichkeit bis ins Einzelne ausgeführte Lehrstunden mit genauen Angaben über das ganze Unterrichtsverfahren. Zum Schlusse wird letzteres kurz zusammengefasst. Die Hauptgesichtspunkte sind folgende: 1. Der Schriftsprache geht die gesprochene Sprache voraus. Jede Lektüre wird deshalb durch einen mündlichen Unterricht vorbereitet, der meist eine Art Anschauungsunterricht sein wird (warum nur „eine Art“?). 2. Auf diese Vorbereitung folgt das Lesen, Erklären und Besprechen des Stückes. 3. Im Anschluss an die Durchnahme des Stückes werden entsprechende Übungen als Aufgabe gegeben. 4. Ist das Stück so durchgearbeitet, so wird es sich empfehlen, um allseitige Klarheit zu schaffen, dasselbe in gutes Deutsch zu übertragen, wobei auch auf grammatische, etymologische und stilistische Fälle eingegangen wird. Scheint durch obige Besprechung schon genügend Klarheit vorhanden, so kann auch hier und da auf das Übersetzen verzichtet werden. (Diesen Paragraphen wünschte ich in umgekehrter Fassung!) 5. Der Schüler reproduziert das erzählende Ganze. 6. Die grammatischen Zusammenfassungen sind entweder am Schlusse oder auch während der Durchnahme des Stückes zu behandeln. Hauptsache hierbei ist nicht die Regel an sich, sondern dass die Schüler Beispiele parat haben, woraus sie die Regel zu entwickeln vermögen. So treten auch hier Übersetzungen auf; sie stellen Umbildungen, Reproduktionen durchgenommener Stoffe dar. 7. Assoziative Weiterbildungen (Erweiterungen, Umbildungen) und Chansons dienen der Belebung und Verknüpfung und sind fakultativ. 8 behandelt die Schriftsprache und die Klassenarbeiten. Zum Schluss sind ein paar Worte über die Anlage des Lehrbuches im allgemeinen, Verteilung des Pensums, Bilder, Milieu beigefügt. Die Schrift wird die Benutzung des Lehrbuches der Verfasser erleichtern.

---

11) I. Stufe. Berlin, Reuther und Reichard. 27 S.

Schläger hat in seiner Abhandlung: „Sprechübungen im neusprachlichen Unterricht“[12]) die Absicht, sowohl den herkömmlichen Unterrichtsgang wie im besonderen die Geltung der Sprechübungen darin als gegeben hinzunehmen und lediglich zu untersuchen, was dabei einer Verbesserung bedürftig oder fähig ist. In den einleitenden Sätzen ist schon manches anfechtbar. So wendet er sich gegen die Bestimmung der Lehrpläne, dass die mündlichen Übungen in keiner Stunde ganz fehlen sollen. Auch ich bin mit dieser Fassung der amtlichen Vorschrift nicht einverstanden, aber in anderer Richtung als Schläger. Dieser bezieht die Forderung nur oder wenigstens vorwiegend auf die Unterhaltungen über Vorkommnisse des täglichen Lebens. Diese enge Fassung liegt aber nicht darin, vielmehr ist das Französischsprechen überhaupt gemeint, und da ist die Bestimmung entschieden unzureichend. Möglichst nur Französisch soll in jeder Stunde gesprochen werden. Auch im weiteren Verlaufe sieht der Verfasser von den an die Lektüre angeknüpften Sprechübungen ab und hält sich an die über Vorkommnisse des gewöhnlichen Lebens. Dabei spricht er von den zu diesem Zwecke verfassten Hilfsbüchern. Er lässt „Darstellungen“ gelten, wenn sie auch nichts anderes als ein weiteres Lesebuch wären; dagegen verwirft er mit Recht die Gesprächbücher und die Wörterbücher. Dass letztere wenig beliebt sind, rührt aber wohl nicht daher, weil es „etwas zeitraubend ist, nach ihnen zu arbeiten“. Wir wollen eben kein mechanisches Auswendiglernen von Vokabeln! Wenn er weiterhin den Stoff auf das tatsächlich Erlebte beschränken will, so fasst er die Aufgabe doch zu einseitig auf. Selbstverständlich muss die Unterhaltung in lebendiger Rede und Gegenrede stattfinden, es darf kein auswendig gelernter Vortrag hergeleiert werden; das ist keine Unterhaltung, kein Gespräch mehr. Die Schwierigkeiten, die sich einem gesunden Betriebe der Sprechübungen entgegenstellen, werden eher gehoben, wenn die Unterrichtssprache überhaupt die französische ist, wenn möglichst nur Französisch gesprochen wird. Wird der Schriftsteller in der fremden Sprache behandelt, so hat man ja fortwährende Sprechübung, und nach der Durcharbeitung des Textabschnittes, der Verwertung, findet sich ja stets reichlich Gelegenheit, durch irgend einen kleinen Exkurs auf den einen oder den anderen Gegenstand des täglichen Lebens einzugehen, wobei letzterer Begriff natürlich nicht zu eng gefasst werden darf. Wie man Handschuhe kauft und sich ein Glas Bier bestellt, ist ganz überflüssig. Reichliches Material bieten die Realien, und das ist doch auch „tägliches Leben“!

In den in Helsingfors erscheinenden NM. gibt M. Wasenius seine „Eindrücke aus deutschen Schulen“ wieder[13]). Gerade aus solchen ohne Voreingenommenheit angestellten Beobachtungen und zwanglos empfangenen Eindrücken können wir sehr viel lernen, und es ist gar nicht angebracht, wenn wir über irgend eine Ausstellung, irgend ein Bedenken, das sachlich geäussert wird, empfindlich sein wollen. W. hat im Sommer und Herbst 1905 an verschiedenen Schulen in Leipzig, Frankfurt a. M. und Berlin anderthalb Monate hindurch etwa vier Stunden täglich hospitiert, er hat also bei dieser respektablen Leistung

12) Progr. der Realschule Oberstein-Idar, 13 S. 13) Jg. 1906, Nr. 5/6.

Zeit und Gelegenheit genug gehabt, sich ein eigenes Urteil zu bilden. Leider hat er M. Walter nicht hören können. Selbstverständlich hat er in dem Lehrverfahren der Lehrer grosse Unterschiede bemerkt, wobei es gar nicht darauf ankommt, ob sie sich Reformer oder Vermittler nannten. Die Resultate waren denn auch recht verschieden. Es hat sich auch für diesen Beobachter wieder herausgestellt, dass alles gar sehr von der Persönlichkeit des Lehrers abhängt. Er warnt davor, die Sprechübungen, besonders im Anfang, zu mechanisch werden zu lassen. Bei dauerndem Nichtverstehen des französisch Gesprochenen empfiehlt er, mit der Muttersprache einzugreifen, um volles Verständnis zu erzielen und nicht auf unsicherem Boden weiter zu bauen. Damit wird sich auch jeder Reformer einverstanden erklären: wir wollen uns doch nicht selbst täuschen! Im weiteren spricht er über Anschauungsunterricht, Chorsprechen, Lektüre und ihre Behandlung durch Übersetzung wie auch durch Erklären in der fremden Sprache; ferner über Grammatik. Von der Zweckmässigkeit, die Formen im Anschluss an den Anschauungsunterricht und die Lektüre, das Konjugieren besonders durch die als Sprechübung dienenden (Gouinschen) Reihen einzuüben, hat der Verfasser sich überzeugt. Von den Schulen, die er während seiner Reise besuchte, haben die Frankfurter den grössten Eindruck auf ihn gemacht und am meisten Anregung geboten. „Sowohl in Bezug auf Lehrkräfte und Methoden als Schulorganisation überhaupt übertrafen sie die Lehranstalten von Leipzig und Berlin. Doch hatte auch Leipzig ganz bedeutende Schulpädagogen aufzuweisen (Prof. Hartmann z. B.). Am wenigsten Interesse boten die beiden Berliner Oberrealschulen. Es herrschte in denselben noch die alte Methode. In Frankfurt und teilweise in Leipzig sprach man auch mit einer gewissen Geringschätzung von dem Sprachunterricht der Schulen der Reichthauptstadt."

E. Ferettini bespricht in Loveras Bollettino[14]) im Hinblick auf eine unter französischen Kollegen stattgefundene Erörterung zwei Richtungen, die sich in der Behandlung der fremdsprachlichen Lektüre geltend machen. Die einen verlangen unbedingt und stets Übersetzung in die Muttersprache. Die anderen lassen sie nur als Notbehelf zu: *La versione può servire come utile ausiliario per l'interpretazione del testo.* Doch möchte er gerade für Italien, wo die Reformmethode noch nicht so verbreitet und vertieft ist, möglichst wenig Gebrauch von der Muttersprache gemacht haben. Jedenfalls müsse man, wenn man seine Zuflucht einmal zur Muttersprache genommen habe, mit um so grösserer Gewissenhaftigkeit und Beharrlichkeit zu den Übungen in der fremden Sprache zurückkehren.

In derselben Zeitschrift handelt Raffaele d'Elia über: L'educazione fonetica dell'orecchio[15]). Er ist der Ansicht, dass die schlechte Aussprache einer fremden Sprache auf mangelhafte Übung des Ohres zurückzuführen sei. Als Mittel zur Besserung empfiehlt er Phonetik und Gesang: die Gewöhnung an den Rhythmus wird das Gefühl für Ordnung wecken, die Harmonie der Töne Geschmack und Gehör verfeinern.

---

14) 1906, Nr. 3. 15) 1906, Nr. 1.

Einen schätzenswerten Beitrag zur Geschichte des französischen Unterrichts in Deutschland, speziell am Niederrhein, im 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts liefert FR. SEITZ: Der Elberfelder Sprachmeister Nicolas de Landase[16]). Dieser noch wenig bekannte Sprachmeister war 1667 geboren und hat ein Lehrbuch verfasst, welches den Unterricht auf ein etwas besseres Niveau zu heben versucht. Nach Anlage und Ausdehnung steht danach der „Sprachmeister" des N. de Landase, den er offenbar nur für den eigenen Unterricht verfasste, zwischen nüchternen Abrissen, wie denen von Potier d'Estain und Preye und den Grammatikern. Während sonst über die äusseren Lebensverhältnisse der Franzosen, die nach Deutschland kamen und in ihrer Muttersprache Unterricht erteilten, wenig bekannt ist, fliessen die Quellen über L. reichlicher; es sind ziemlich genaue Angaben über sein Leben vorhanden. So beschäftigt sich der Verfasser denn auch in ausführlicher Weise mit diesen, während der Darstellung seines Lehrverfahrens, wenn dies auch im ganzen deutlich gemacht wird, doch etwas mehr Platz hätte gewidmet werden können. Nicht zu übersehen ist, dass eine ganze Anzahl meist weniger bekannter Sprachmeister und Verfasser von Lehrbüchern der damaligen Zeit in den Kreis der Betrachtung hineingezogen wird, wodurch sich der Wert der Abhandlung entschieden steigert. Als Baustein für eine Geschichte des französischen Unterrichts in Deutschland und seiner Methodik ist die Arbeit sehr dankenswert.

Ein Standard-Work ist das Buch von KARL BREUL: The Teaching of Modern Foreign Languages and the Training of Teachers[17]), welches in 3., durchgesehener und erweiterter Auflage vorliegt: Es ist in der Tat „up to date" gebracht und hat noch besonders durch die Hinzufügung des erweiterten Abdruckes von des Verfassers Vortrag über die Vorbildung der neusprachlichen Lehrer gewonnen. Die erste Abteilung behandelt in einem allgemeinen Teil den Unterricht der neueren Fremdsprachen in den englischen Secondary Schools überhaupt. Als allgemeine Grundsätze, jeden natürlich mit der erforderlichen Erläuterung und Begründung, stellt er auf: 1. Dem Studium der neueren Sprachen auf der Schule sollte mehr Zeit gewidmet werden. 2. Diese Zeit sollte systematischer ausgenutzt werden, mit besonderer Rücksicht auf die erziehlichen Bedürfnisse der Schüler, nicht bloss im Hinblick auf die Anforderungen gewisser Prüfungen. Die neueren Sprachen sollten nicht wie die klassischen toten Sprachen behandelt werden. 3. Die Klassen, in denen neuere Sprachen gelehrt werden, sollten mässig gross sein und womöglich nicht mehr als 20—25 Schüler enthalten. 4. Vom ersten Anfang an sollten nur vollbefähigte Lehrer mit dem Unterricht betraut werden. 5. Es sollte eine allgemeinere Übereinstimmung in Beziehung auf die Hauptpunkte der Methode und die Schulbücher erzielt werden. Im folgenden spricht er zunächst von den Methoden im allgemeinen, dann im einzelnen von der Aussprache — ein ausserordentlich interessantes Kapitel! — von der Schreibung, der Grammatik, wobei er im Vorübergehen die Frage berührt, ob die Behandlung der Grammatik der fremden Sprache in der Mutter-

16) Sonderabdruck aus: Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins, Bd. 39, 32 S. 17) Cambridge, University Press, 156 S., 2 sh.

sprache stattfinden soll und ob englischen Schülern englisch-fremdsprachliche Grammatiken in die Hand zu geben sind. Auch dieser Abschnitt bietet, wie die folgenden über Idiome und Wortschatz, eine Menge von Anregung. Besonders eingehend wird die Konversation besprochen; dies Kapitel enthält auch ausgeführte Beispiele. Dann folgen das Lesen, das Studium der Klassiker und dessen Methode und die Frage des Betriebes der Literaturgeschichte in der Schule. Im nächsten Teile wird speziell der deutsche Unterricht an den englischen Secondary Schools behandelt, besonders hinsichtlich bestimmter Schwierigkeiten, wie Aussprache, Schreiben, Lesen. Ich verzichte hier darauf, näher auf den Inhalt dieses Abschnittes einzugehen, der nicht nur für den zunächst bestimmten Zweck äusserst förderlich ist, sondern für den fremdsprachlichen Unterricht überhaupt die wertvollsten Winke enthält. Die zweite Abteilung beschäftigt sich mit der Vorbildung der Lehrer, wobei wiederum der Unterricht im Deutschen und die fachliche und allgemeine Vorbereitung dazu in den Vordergrund gestellt wird. Auch dieser Teil bietet eine Fülle des auch für angehende Lehrer und Studierende anderer Sprachen Wertvolles und kann, wie das ganze Buch, dem Studium aller Neuphilologen nur angelegentlichst empfohlen werden. Äusserst schätzenswert ist der bibliographische Anhang.

Weilburg. † A. Gundlach.

b) Stand des Unterrichts im Französischen an den höheren Lehranstalten der grösseren deutschen Staaten und Österreichs.

1. Preussen. 1906. In diesem Jahre sind verschiedene Massregeln zur Förderung des neusprachlichen Unterrichts an den höheren Schulen getroffen worden. Den ersten Schritt bezeichnet eine Ministerialverfügung, die schon im Jahre 1905 erlassen, aber seit 1906 veröffentlicht worden ist. Sie betrifft die Flüssigmachung von 19500 Mk. und 3000 Mk. „betreffs Förderung des neusprachlichen Unterrichts an den höheren Schulen". Der zuerst genannte Betrag soll dazu dienen, Kandidaten und junge Lehrer aus England und Frankreich heranzuziehen, um an den diesseitigen höheren Schulen Konversationsübungen in den neueren Sprachen abzuhalten, während der Betrag von 3000 Mk, zur Gewährung von Stipendien an solche preussische Kandidaten und Lehrer bestimmt ist, welche an ausländischen Schulen deutsche Konversationsübungen abhalten und bei dieser Gelegenheit sich auch in der Sprache ihres Aufenthaltsortes weiterbilden sollen. An diese Verfügung schliesst sich die „Vereinbarung über den Austausch deutscher und französischer Lehramtskandidaten zur Förderung des fremdsprachlichen Unterrichts an den höheren Knabenschulen beider Länder, sowie Anweisung für die Beschäftigung ausländischer Lehramtskandidaten an den deutschen höheren Schulen". Für die Assistentenstellen im Auslande, heisst es da, sind vorzugsweise Kandidaten vorzuschlagen, die in der zweiten Hälfte des Seminarjahres stehen und die nach der bis dahin mit ihren gemachten Erfahrungen zu der Erwartung berechtigen, dass sie das erste Vorbereitungsjahr mit gutem Erfolge vollenden werden. In erster Linie werden neusprachliche Lehramtskandidaten in Aussicht zu nehmen sein; es können

sich aber auch Kandidaten anderer Lehrfächer melden, die mit den Elementen des Französischen oder Englischen vertraut sind und die sich in diesen Sprachen weiter zu bilden beabsichtigen. In der Regel wird den Kandidaten eine Beihilfe zur Ausrüstung und zur Bestreitung der Reisekosten bewilligt. Die Kandidaten sollen verpflichtet werden, über die ausländischen Anstalten nichts ohne Genehmigung des preussischen Ministeriums zu veröffentlichen. Der Eintritt der Kandidaten wird in Frankreich in den meisten Fällen im Herbst, dem Beginn des Schuljahres, gewünscht. Die Meldungen sind also entsprechend frühzeitig einzureichen. Die französische Unterrichtsverwaltung hat eine Instruktion für die ausländischen Assistenten an ihren Schulen ausarbeiten lassen. Als Zeit des Aufenthaltes im Auslande ist in der Regel ein Schuljahr anzunehmen, jedenfalls haben sich die Kandidaten für mindestens ein Semester, in England und Schottland für 2 terms zu verpflichten. Sollten die Kandidaten hinsichtlich der Wohnung und Verpflegung oder ihrer gesamten Stellung Anlass zu Klagen haben, so wird erwartet, dass sie sich zunächst in taktvoller Weise an den Direktor (Proviseur, Principal, Headmaster) wenden. Wenn Schwierigkeiten entstehen, die sich auf diesem Wege nicht beheben lassen, haben die Kandidaten dem Königl. Provinzial-Schulkollegium zu berichten. Dasselbe soll dann den Bericht an den Minister zur unmittelbaren Verhandlung mit den betreffenden ausländischen Unterrichtsbehörden weitergeben. Jedenfalls ist es den Kandidaten nicht erlaubt, den Ort, an dem ihnen ihr Dienst zugewiesen ist, eher zu verlassen, als bis sie vom Ministerium oder vom Provinzial-Schulkollegium dazu ermächtigt worden sind. Am Schlusse ihrer Dienstzeit im Auslande haben die Kandidaten dem Königl. Provinzial-Schulkollegium einen in der Sprache des betreffenden Landes abgefassten Bericht über ihre Tätigkeit, sowie ein vom Direktor (Proviseur etc.) auszustellendes Zeugnis vorzulegen. Die ausländischen Direktoren werden ersucht werden, dies Zeugnis den Kandidaten in amtlich verschlossenem Briefumschlag zu übergeben. Die Zeit des ausländischen Dienstes ist den Kandidaten bei entsprechender Führung auf das Probejahr voll anzurechnen. Die an deutschen Schulen beschäftigten ausländischen Assistenten sollen mindestens monatlich 110 Mk. vorauszuzahlende Remuneration erhalten.

Die „Vereinbarung über den Austausch deutscher und französischer Lehramtskandidaten zur Förderung des fremdsprachlichen Unterrichts an den höheren Knabenschulen beider Länder“ hat folgenden Inhalt. Die preussischen höheren Knabenschulen nehmen eine Anzahl französischer Lehramtskandidaten auf, die den Auftrag haben, französische Konversationsübungen mit den Schülern zu veranstalten. Die Zahl dieser Kandidaten richtet sich nach den für diesen Zweck im Staatshaushalt zur Verfügung gestellten Mitteln und nach den Anträgen der Anstaltsleiter; sie wird für das Jahr 1. Oktober 1905 bis 1. Oktober 1906 mindestens 10 betragen. Ebenso treten preussische Lehramtskandidaten bei den französischen höheren Knabenschulen ein, um deutsche Konversationsübungen nach den Bestimmungen des französischen Ministeriums abzuhalten. Die französischen Kandidaten müssen in der Regel das diplôme de licencié (lettres, histoire, sciences etc.) besitzen und ausser-

dem ein certificat d'études supérieures, sobald dieser für die Meldung zur agrégation in Frankreich verlangt wird. Von den preussischen Kandidaten wird gefordert, dass sie die Prüfung für das höhere Lehramt (Oberlehrerexamen) bedingungslos bestanden haben. Die Kandidaten müssen mit den Elementen der Sprache des anderen Landes vertraut sein. Die preussischen Kandidaten treten ihre Stelle im Monat April oder Oktober an, die französischen in der Regel im Monat Oktober. Die beiderseitigen Kandidaten verpflichten sich von vornherein für ein halbes, dreiviertel oder ein volles Jahr. Eine Verpflichtung für weniger als 6 Monate kann nur ausnahmsweise auf Antrag eines Anstaltsleiters angenommen werden. Die französischen Kandidaten erhalten zur Bestreitung der Aufwendung für Wohnung und Verköstigung eine monatliche Vergütung von 100 Mk., die Ferien eingereichnet, die in die Zeit von ihrem Eintritt bis zu ihrem endgültigen Austritt fallen. Die preussischen Kandidaten erhalten in den französischen Anstalten Wohnung und Verköstigung, d. h. ein gutes Zimmer, die regelmässigen Mahlzeiten nach Wunsch allein oder an der Tafel der Répétiteurs, Heizung, Beleuchtung und Wäsche mit Ausnahme der Leibwäsche. Die Kandidaten stehen unter der unmittelbaren Leitung des Direktors (Proviseur) der Anstalt. Ihr Dienst soll zwei Stunden täglich nicht überschreiten. Sie dürfen unter keinen Umständen mit lehrplanmässigem Unterricht oder mit der Überwachung der Schüler betraut werden. Die Kandidaten sind ermächtigt, in allen Klassen der Anstalt dem Unterrichte beizuwohnen, soweit es für ihre Tätigkeit und Weiterbildung dienlich ist. Die Leiter der Anstalten werden es sich angelegen sein lassen, ihnen nach Möglichkeit die Gelegenheit zu verschaffen, sich in der Sprache des Landes zu vervollkommnen.

Der Geschäftsverkehr bezüglich des Austausches der Lehramtskandidaten geschieht ausschliesslich zwischen dem von dem Minister der geistlichen u. s. w. Angelegenheiten zu diesem Zweck bezeichneten Referenten seines Ministeriums und dem Office d'informations et d'études du Ministère de l'Instruction publique et des Beaux Arts zu Paris (41 rue Gay-Lussac). Die Listen der Kandidaten werden zwischen den beiden Geschäftsstellen zu folgenden Zeitpunkten ausgewechselt: vor dem 1. März für den Eintritt im April; vor dem 1. September für den Eintritt im Monat Oktober. Diese Listen werden enthalten: des Kandidaten Name und Vorname, Ort und Zeit der Geburt, Bekenntnis, Mitteilung über Lehramtszeugnis, Diplom etc., gegenwärtigen Wohnort und Adresse, etwaige Wünsche in betreff der örtlichen Lage der Anstalt. Die beiden Geschäftsstellen teilen einander unmittelbar die Beobachtungen mit, die über die äusseren Bedingungen des Aufenthaltes, über Dienst und Führung ihnen von den Kandidaten selbst, wie von den Direktoren (Proviseurs) zugehen. Jedem Kandidaten wird am Schlusse seines Dienstes vom Leiter der Anstalt ein Zeugnis über die Dauer seines Aufenthalts und seine Führung ausgestellt. Die Kandidaten verpflichten sich, über die Anstalten, an denen sie tätig waren, nichts ohne die Genehmigung der Aufsichtsbehörden ihres Heimatlandes zu veröffentlichen.

Hierzu kommt dann eine ausführliche „Anweisung für die Beschäftigung ausländischer Lehramtskandidaten an den preussischen höheren Schulen", deren wesentlicher Inhalt im folgenden wiedergegeben sei. Die

ausländischen Lehramtskandidaten, die beauftragt sind, Konversationsübungen mit den Schülern abzuhalten, stehen unter der unmittelbaren Leitung des Direktors der Anstalt. Er regelt ihre Tätigkeit unter Berücksichtigung der Wünsche der Fachlehrer und bestimmt, inwieweit sie an den Konferenzen teilzunehmen haben. Dabei sind folgende Richtlinien zugrunde zu legen. Zum lehrplanmässigen Unterricht und zur Aufsichtführung sind die Kandidaten nicht zu verwenden. Unmittelbare Strafgewalt über die Schüler steht ihnen nicht zu. Die Lehrform der Konversationsübungen in kleinen Gruppen wird zwar einen freieren und ungezwungenen Verkehr zwischen Lehrern und Schülern erlauben und begünstigen, als es in dem regelmässigen Unterricht üblich ist; nichtsdestoweniger ist den Schülern einzuschärfen, dass sie den ausländischen Kandidaten mit derselben Ehrerbietung begegnen, wie den übrigen Lehrern der Anstalt. Schüler, die wiederholt zu Beschwerden Anlass geben, sind von der Teilnahme an den Konversationsübungen auszuschliessen. Der Direktor und die Mitglieder des Lehrerkollegiums werden dem ausländischen Kandidaten dazu behilflich sein, einen Hauptzweck ihres Aufenthaltes in unserem Lande, ihre Weiterbildung in der deutschen Sprache, zu erreichen; sie werden ihnen auch nach Möglichkeit Gelegenheit zur Teilnahme an geselligem Verkehr verschaffen. Umgekehrt werden die ausländischen Kandidaten sich bemühen, auch abgesehen von den regelmässigen Konversationsstunden die Zwecke des neusprachlichen Unterrichts an den Anstalten, denen sie zugewiesen sind, zu fördern. Die Kandidaten können mit Erlaubnis des Direktors den Lehrstunden in allen Klassen beiwohnen, und es wird ihnen empfohlen, von dieser Erlaubnis ausgiebigen Gebrauch zu machen, sowohl um die Schüler kennen zu lernen, mit denen sie sich zu beschäftigen haben und um Stoff für ihre Untersuchungen zu gewinnen, als auch um ihre eigenen Kenntnisse im Deutschen zu erweitern. Die Kandidaten haben durchschnittlich täglich zwei Konversationsstunden abzuhalten. Die Teilnahme der Schüler ist freiwillig; der Eintritt erfolgt in der Regel zu Beginn eines Schulhalbjahres, der Rücktritt kann innerhalb des Schulhalbjahrs nur mit Genehmigung des Direktors geschehen. In erster Linie sind Schüler der oberen Klassen zuzulassen; inwieweit auch Schüler der mittleren Klassen teilnehmen dürfen, entscheidet der Direktor im Einvernehmen mit den betreffenden Fachlehrern und den Klassenlehrern. Man wird indessen nicht zu ängstlich mit der Zulassung zu sein brauchen und auch solchen den Zutritt nicht verwehren, die bei eifrigem Interesse, sich in der fremden Sprache weiter zu bilden, erst über ein geringes Sprachvermögen verfügen; sie können schon durch das Zuhören gefördert werden und allmählich auch den Mut zu eigner Betätigung gewinnen. Die Schüler sind unter Berücksichtigung der Klassenstufe und der Befähigung in möglichst gleichartige Gruppen von 5—6 Teilnehmern einzuteilen. Die Übungen können bei günstiger Witterung auch im Freien, auf dem Schulhofe und auf Spaziergängen stattfinden. Es empfiehlt sich, die jedesmalige der Übung der einzelnen Gruppen nicht zu lang auszudehnen, so dass täglich 2—3 Gruppen beschäftigt werden. Bei längeren Spaziergängen an freien Nachmittagen wird man 2—3 Gruppen vereinigen können; der Lehrer wird sich dann abwechselnd der einen und der anderen Gruppe

eingehender widmen, während die anderen zuhören. Die Kandidaten müssen sich zu den Übungen so vorbereiten, dass sie um Stoff für die Unterhaltung nie in Verlegenheit sind. Wenn auch alles systematisieren ferngehalten ist, so wird man doch naturgemäss im Anfang einfache, leichte Gesprächstoffe wählen und nur allmählich und behutsam mit weiter vorgeschrittenen Gruppen zu bedeutenderen Gegenständen übergehen. Am ungezwungensten wird die Unterhaltung an die Umgebung, die Ereignisse des Schullebens und die Lokalgeschichte anknüpfen; jeder Tag bringt auf diesen Gebieten neuen Stoff. Die Sitten und Gewohnheiten des Heimatlandes des Lehrers, die dortigen Schuleinrichtungen, das Leben in der Familie, die geselligen Gebräuche, die Zustäude im öffentlichen Leben werden weiteren reichen Stoff zur Unterhaltung bieten. Die Neugierde der Schüler wird hier wirksam mitarbeiten. Der Lehrer wird alle sich bietenden Gelegenheiten benutzen, um die Schüler anzuleiten, ihm von den entsprechenden heimischen Zuständen zu erzählen. Auch die Gegenstände, die im Unterrichte behandelt werden, können Gesprächstoff bieten: Erzählungen aus Sage und Geschichte, Beobachtungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften und bei älteren Schülern Beurteilung von Werken der Literatur. Bisweilen wird der Lehrer, um eine Unterlage für die Unterhaltung zu gewinnen, geeignete Artikel aus Zeitungen seines Heimatlandes und kleinere Abschnitte aus anderen Schriftwerken vorlesen können. Vielfach werden die Schüler auch selbst Themata zur Besprechung bringen. Der Lehrer wird zwar solche Anregungen begünstigen, sich aber doch stets das Recht vorbehalten müssen, das Eingehen auf dieselben abzulehnen. Er wird in zweckmässiger Abwechslung bald selbst erzählen, damit die Schüler sich gewöhnen, das gesprochene Wort aufzufassen und zu verstehen, bald die Schüler zum Sprechen veranlassen, auch darauf halten, dass in der Unterhaltung, wenn der eine Schüler spricht, die anderen ihm nicht ins Wort fallen, sondern ihn ausreden lassen. Eine Hauptaufgabe des Lehrers ist es, den Schülern Mut zu machen, mit der Sprache aus sich herauszugehen. Er darf sie daher nicht zu häufig in der Rede unterbrechen und nur dann nachhelfend eingreifen, wenn sie nach einem Ausdruck suchen oder in Worten und Formen völlig fehlgreifen. Im übrigen ist dem Lehrer zu empfehlen, sich im Laufe der Unterhaltung nur eine Anzahl wichtiger Verstösse zu merken, sie an geeigneten Einschnitten, womöglich in gemeinsamer Besprechung, zu erörtern und so die Schüler allmählich auf einem beschränkten Gebiete an richtigere Ausdrucksweise zu gewöhnen.

Für diesmal enthalte ich mich jeder Kritik dieser Anweisung; es werden die Erfahrungen abzuwarten sein, die damit gemacht werden und in dem nächsten oder einem der nächsten Berichte wird darüber Rechenschaft abgelegt werden. Jedenfalls werden auf Grund dieser Erfahrungen auch über kurz oder lang Abänderungen der Anweisung verfügt werden.

Von weiteren Verfügungen allgemeineren Charakters, die aber doch unser Fach näher berühren, ist die über die Meldung und Zulassung weiblicher Prüflinge zur Prüfung für das höhere Lehramt in Preussen zu erwähnen. Danach sind die Bedingungen und Anforderungen dieselben, wie die an die übrigen Prüflinge zu stellenden. Bei der Zulassung ist ihnen aber zu erklären, dass sie durch das Bestehen der Prüfung einen

Anspruch auf Zulassung zur Lehrtätigkeit im öffentlichen Schuldienste nicht erwerben; auch ist, falls die Prüfung bestanden wird, in dem auszustellenden Zeugnisse — von anderen selbstverständlichen Änderungen abgesehen — der letzte Absatz: „Bezüglich der Meldung der Ableistung des Seminarjahres u. s. w. — verwiesen" fortzulassen. Also trotz aller gleichen Anforderungen in Beziehung auf Vorbildung und Leistungen doch keine volle Gleichstellung.

Unter dem 1. Februar 1906 verfügt der Minister, in Erweiterung der der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften in Frankfurt a. M. im Jahre 1902 beigelegten Berechtigung, dass fortan den Kandidaten des höheren Lehramts bei der Bewerbung um die Lehrbefähigung sowohl im Französischen als auch im Englischen die Zeit des Besuches der Akademie in Frankfurt a. M. bis zu zwei Halbjahren allgemein anzurechnen ist. Am 17. August 1906 wird die Ordnung der Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen in Preussen folgendermassen abgeändert: Zu § 9, 2: „In der Angabe der Verbindungen, deren eine sich unter dem von dem Kandidaten zu wählenden Prüfungsfächern finden muss, wird hinzugefügt bei der zweiten „oder Lateinisch", so dass diese Verbindung fortan lautet: „Französisch und Englisch oder Lateinisch." Ferner wird der Leiter des Prüfungsausschusses ermächtigt, auf besonderen, bei Abgabe der schriftlichen Hausarbeiten zu stellenden Antrag die allgemeine Prüfung und die Fachprüfung innerhalb eines Sommer- oder Winterhalbjahres in der Weise zu trennen, dass zwischen beiden ein Zeitraum von höchstens drei Monaten liegt. Eine Verfügung vom 1. Februar 1906, betr. die praktische Ausbildung der Kandidaten für das Lehramt an höheren Schulen enthält nur allgemeine Bestimmungen, besonders hinsichtlich der Zahl der Seminarkandidaten. In Posen ist unterm 9. November 1906 eine wissenschaftliche Prüfungskommission eingesetzt, wo Deutsch, Französisch und Englisch in Berücksichtigung gezogen sind.

Weilburg. † A. Gundlach.

2. Bayern. Die Jahre 1905—1908 haben uns in Bayern nicht wenige den französischen Unterricht berührenden Änderungen gebracht, die es verdienen, weiteren Kreisen bekannt gemacht zu werden.

In erster Linie ist hier zu nennen die Errichtung von Oberrealschulen, einer bisher in Bayern noch nicht vertretenen Schulgattung. Durch Allerhöchste Verordnung vom 14. Juni 1907 wurde der Ausbau von 9 bisherigen Realschulen (München, Passau, Bayreuth, Kaiserslautern, Regensburg, Nürnberg, Würzburg, Augsburg und Ludwigshafen) zu neunklassigen Oberrealschulen angeordnet, so dass also jeder Kreis jetzt eine, die Rheinpfalz zwei solche besitzt.

Der gleichzeitig erschienene Lehrplan weist dem Französischen $6 + 6 + 5 + 3 + 3 + 3 + 4 + 4 + 3 = 37$ (dem Englischen $5 + 5 + 3 + 3 + 3 = 19$) Stunden wöchentlich zu. Die Gesamtstundenzahl für die Pflichtfächer (ohne Turnen) ist 250, gegenüber 262 in Preussen. Wie man sieht ist die Minderung ganz auf Kosten der Fremdsprachen erzielt worden, welche ja im preussischen Lehrplan mit 47, resp. 25 Stunden bedacht sind. Die bayerische Eigentümlichkeit, auf das Studium der lebenden Fremdsprachen weniger Wert zu legen als das

gesamte übrige Deutschland, ist also auch bei der neuen Schulgattung gewahrt.

Als Lehrziel für die Fremdsprachen wird bezeichnet: „Verständnis der wichtigeren fremdsprachlichen Schriftwerke der klassischen und der neueren Zeit auf Grund genügender Kenntnis der Grammatik; Übung im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der fremden Sprache in einem für die gewöhnlichen Lebens- und Verkehrsverhältnisse genügenden Umfange. Überblick über die Hauptabschnitte der französischen und englischen Kultur- und Literaturgeschichte". — Speziell für das Französische ist gesagt: „Der grammatische Unterricht ist nicht bloss Mittel zum Zweck, sondern muss auch besonders das System der Grammatik zur Erkenntnis bringen, da an den lateinlosen Schulen das Französische die sonst dem Latein zufallende Aufgabe der sprachlich-formalen Schulung zu übernehmen hat. Dabei ist ein Eingehen auf grammatische Spitzfindigkeiten zu vermeiden. — Auf Aneignung und entsprechende Erweiterung des Wortschatzes ist ernstlich Bedacht zu nehmen. Auch ist an geeigneter Stelle die Wortbildungslehre zu berücksichtigen".

Die Lektüre hat sich auf der Unterstufe (I.—VI. Klasse) zu erstrecken auf „Texte des Lehrbuches, welche gleichzeitig den grammatischen Stoff behandeln. Hierzu in der IV. und V. Klasse Texte des Lehrbuches, die alle Gebiete des täglichen Lebens berühren und dadurch reichhaltigen Stoff zu einfachen Sprechübungen bieten. Von der VI. Klasse an wird eine alle Seiten des Kultur- und Geisteslebens der fremden Nation berücksichtigende, vom Leichteren zum Schwereren fortschreitende, dem Lehrer jedoch freie Auswahl ermöglichende Gruppierung empfohlen (in der VII.—IX. Klasse als Regel zwei Autoren im Jahr)". Für die VI. Klasse wird noch angegeben: „Irgend ein passender Erzähler, wie Boissonnas, Daudet, Erckmann-Chatrian, Laurie, Malot, Mérimée, Souvestre, Tœpffer"; für die VII. Klasse „Französische Werke aus der Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts mit Berücksichtigung der staatlichen und sozialen Einrichtungen, der Geographie und Geschichte Frankreichs. Bei der Erklärung der Schriftsteller ist eine kurze literarhistorische Einleitung zu geben und bei Dichtern das verwendete Versmass zu erklären." [Diese Vorschrift soll wohl auch für die folgenden Klassen gelten. Anm. des Ref.]. Dazu die Vorschläge a) „in der einen Jahreshälfte: Leichtere Historiker, wie z. B. Barante, Duruy, Halévy, d'Hérisson, Lamé-Fleury, Lanfrey, Rousset, Sarcey, Thiers, Vigny, Michaud: auch Lesebuch mit geschichtlichen Stoffen; b) in der anderen Jahreshälfte: Gedichte in Auswahl von Steinmüller oder von Gropp-Hausknecht. Die Chrestomathie kann auch für spätere Klassen beibehalten werden." Für die VIII. Klasse: „Französische Klassiker des 17.—19. Jahrhunderts. a) Ein schwierigerer Prosaiker (Schilderung von Natur und von Land und Leuten), wie z. B. Du Camp, Figuier, Daudet, Lagarde, Leroux, Reclus, Schuré, Taine; auch Lesebuch mit ähnlichen Stoffen; b) leichteres Prosadrama, wie z. B. Augier, Molière, Pailleron, Sandeau, Scribe u. a. m." Für die IX. Klasse: „Französische Klassiker des 17.—19. Jahrhunderts. a) Historiker, Redner, Philosophen, Wirtschaftsgebiet. Ausgewählte Essays hervorragender Schriftsteller des 19. Jahrhunderts, wie z. B. Barrau, Figuier, Guizot, Petit de Julleville, Mirabeau, Maigne, Moralistes français, Orateurs français, Pascal,

Pigeonneau, Rousseau, Taine; b) klassische Komödie und Tragödie, wie z. B. Molière, Corneille, Racine, Victor Hugo."

Besonderes Interesse nehmen die eingehenden Anweisungen für die mündlichen und schriftlichen Übungen in Anspruch, die deshalb hier wörtlich wiedergegeben sein mögen.

„Übungen im mündlichen Gebrauch der Sprache. A. Unterstufe. I. Klasse. Lautschulung. Umformung gegebener Sätze (besonders bei Durchnahme des Hilfszeitwortes und des Verbums) durch Einfügung anderer Subjekte und Objekte etc. Bildung selbständiger Sätze zu gegebenen Verbalformen, Konjugationsübungen in ganzen Sätzen. Durcharbeiten der Lesestücke in Frage und Antwort; aus Beantwortung derartiger Fragen sich ergebende, erweiterte oder verkürzte Nacherzählungen [in der ersten Klasse! Anm. des Ref.]; Memorieren von gut durchgearbeiteten Stoffen (auch Gedichten). Das Singen von Liedern ist gestattet. Leçons de choses zur Aneigung eines aktiven Wortschatzes, wie z. B. Schulzimmer, Körper, Kleidung, Mahlzeiten, Familie. — II. Klasse. Sprechübungen wie in Klasse I, allmählich auch Selbstbeteiligung der Schüler an der Fragestellung; grammatische Umformungen durchgearbeiteter Stücke (Personen-, Tempus- und Genuswechsel); späterhin gelegentlich französisches Herausarbeiten leichterer Stücke in Frage und Antwort mit den daraus entsprungenen Ergebnissen als Diktat. Memorieren (ev. Singen) von Liedern wie in Klasse I. Leçons de choses: Haus, Hausgeräte, Stadt, Verkehrsmittel, Zeit und Feste. — III. Klasse. Sprechübungen wie vorher. Befestigung des Wortschatzes früherer Lesestücke in freier Repetition mit Fragestellung durch die Schüler; Versuche mündlicher Wiedergabe einfachster, wiederholt vorgelesener französischer Stoffe; Aneignung der üblichsten Wendungen der Umgangssprache in Verbindung mit den behandelten Verben; Sprichwörter und Redensarten. Leçons de choses: Erde, Nationen, Länder (spez. Frankreich), Metalle und Stoffe, Stände und Produkte, Pflanzen und Tiere; auch irgend ein Anschauungsbild. — IV. Klasse. Übungen im mündlichen Gebrauch der Sprache wie vorher. Leçons de choses; Zusammenfassung früher durchgenommenen Anschauungs- und Begriffsmaterials an der Hand geeigneter Lektüre oder eines diesem Zwecke dienenden Lese- oder Konversationsbuches; Übungen in Zusammenstellung sachlich und sprachlich verwandter Wörter (Wortfamilien). — V. Klasse. Behandlung der Lehrbuchstücke und Leçons de choses wie in Klasse IV. Zusammenfassung durchgenommener Abschnitte in freier Nacherzählung. Hörübungen an schwierigeren fremden Stoffen mit entsprechender mündlicher Inhaltswiedergabe. — VI. Klasse. Fortsetzung der praktischen Sprechübungen wie in den früheren Klassen. Erprobung und Zusammenfassung des erworbenen Wortschatzes an immer neuen Themen und von neuen Gesichtspunkten aus. Zusammenfassende Übersichten zur freien Lektüre in französischer Sprache. — B. Oberstufe: VII.—IX. Klasse. Sachliche und begriffliche literar- und kulturgeschichtliche, biographische, gegebenenfalls auch grammatische Erläuterungen zur Lektüre, tunlichst in fremder Sprache; Sprechübungen auch mit Zugrundelegung eines nach Sachgruppen geordneten kurzen Vokabulars (z. B. Kron, Le petit Parisien; Stier, Causeries françaises). In Klasse VIII und IX kurzer Überblick über die bedeutendsten, auch durch die Lektüre

berührten Perioden der französischen Kultur- und Literaturgeschichte. — Gelegentliche massvolle Benützung von Anschauungsbildern."

„Schriftliche Arbeiten. A. Unterstufe. I. Klasse. Grammatische Übungen; Konjugationsübungen in Sätzen; Diktate und grammatische Umformungen im Anschluss an Lesestücke, Beantwortung einfacher aus dem Übungsstoff erwachsender Fragen; Her- und Rückübersetzungen; Übersetzung deutscher Texte, die sich aufs engste an Übungsstücke anschliessen müssen. — II. Klasse. Verbalformen und Konjugationsübungen, Beantwortung von Fragen, Her- und Rückübersetzung, Diktate und Hinübersetzungen im Anschluss an den Lesestoff wie in Klasse I. — III. Klasse. Schriftliche Arbeiten wie in Klasse II, Diktate auch als Zusammenfassung zu den Leçons de choses; ferner Diktate einfachster, leicht verständlicher französischer Stoffe; Befestigung des früher erworbenen Wortschatzes durch kurze Ausarbeitungen. — IV. Klasse. Hinübersetzungen im Anschluss an die Lesestücke zur Einübung der hauptsächlichsten syntaktischen Erscheinungen; syntaktische Umformungen (direkte in indirekte Rede, Hauptsätze in Nebensätze u. ä.); freiere Diktate und schriftliche Zusammenstellungen im Anschluss an Lehrbuchstücke und Leçons de choses; schriftliche Wiedergabe vorgelesener französischer Stoffe, die dem Wortschatze des Schülers nahe liegen. — V. und VI. Klasse. Hinübersetzungen, Diktate, Zusammenfassungen, Nacherzählungen von Gehörtem wie in Klasse IV; gelegentliche Anfertigung einer leichteren Umarbeitung wie: Verkürzung, Erweiterung, Dialog, auf Grund des gegebenen Stoffes; zuweilen auch Briefe. — B. Oberstufe. VII. Klasse. Übersetzungen einer Reihe freierer, jedoch dem Gedankenkreise der Lektüre angepasster deutscher Texte ins Französische; Umformung, Inhaltsangaben und Zusammenfassung des gelesenen Stoffes in französischer Sprache; Briefe, Diktate, auch literar- und kulturhistorischen Inhalts, fremdsprachliche Behandlung engbegrenzter Aufgaben, jedoch nur in Anlehnung an Bekanntes. — VIII. und IX. Klasse. Nacherzählungen, Briefe, Übersetzungen zusammenhängender Texte in das Französische und umgekehrt."

Jeder sachverständige Leser wird einräumen, dass diese Vorschriften, welche sich mit den Vorschlägen des Bayer. Neuphilol.-Verbandes in der Hauptsache fast vollständig decken (s. Bericht über die 5. Hauptversammlung des B. N.-V., abgehalten zu Würzburg vom 12.—14. April 1908, S. 29), dazu angetan wären, dem Fache zum grössten Segen zu gereichen, wenn nicht zwischen ihnen und der zu ihrer Erfüllung dem Lehrer gewährten Zeit ein zu krasser Widerspruch bestehen würde. Es gehört keine besondere Prophetengabe dazu, um vorauszusagen, dass aus dem Widerstreit dieser gewiss nicht niedrigen Anforderungen und der ganz ungenügenden Zeit sich sehr bald grosse Unzukömmlichkeiten für die Schule, für Schüler und Lehrer, ergeben werden. Pflichtgemäss hat denn auch der Ausschuss des B. N.-V. alsbald (Juli 1907) dem Kgl. Staatsministerium in einer Eingabe seine diesbezüglichen Bedenken dargelegt und besonders betont, dass es bei dieser Stundenzahl unmöglich ist, dass das Französische „die sonst dem Latein zufallende Aufgabe der sprachlich-formalen Schulung", die ihm doch durch diesen Lehrplan zugewiesen wird, übernehme. Ob allerdings bei der vom B. N.-V. geforderten Zahl von 41 französischen (und 22 englischen) Stunden diese

Anforderungen ohne Rest erfüllbar sein würden, ist eine grosse Frage, die der Ref. verneinen zu müssen glaubt. Von beiden Seiten, von der massgebenden Behörde vor allem, in geringerem Masse aber auch vom B. N.-V., ist der Fehler begangen worden, Stundenzahl und Lehrplan ganz getrennt zu behandeln. Die Feststellung der ersteren hätte derjenigen des letzteren vorangehen müssen, da die Anforderungen der zur Verfügung stehenden Zeit proportional zu sein haben, wenn nicht Überanstrengung der Schüler das Resultat sein soll. — Besonders in die Augen springend ist das Missverhältnis bei Klasse IV. Was hier in drei Wochenstunden erreicht werden soll, muss das Kopfschütteln jedes erfahrenen Lehrers veranlassen. Daher hat denn auch der Würzburger Neuphilologentag die Zulegung einer 4. Stunde in dieser Klasse beantragt. Schade, dass er vergessen hat hinzuzufügen, dass auch nach Gewährung derselben den Anforderungen in dieser Klasse nur dann zu genügen sein wird, wenn der Lehrer des Französischen keinerlei Rücksicht auf die sonstige Arbeitslast seiner Schüler nimmt, wenn er sie also überanstrengt!

Es ist anzuerkennen, dass der Lehrplan einige angefochtenen Bestimmungen des nur kurze Zeit in Geltung gewesenen „Übergangs-Lehrplans" nicht mehr enthält. Nach letzterem war in der VIII. und IX. Klasse „der Unterricht ausschliesslich in französischer Sprache zu erteilen", was in dieser Strenge sich doch niemals hätte durchsetzen lassen. Ferner waren in VIII und IX je fünf freie Aufsätze im Jahre zu geben. Davon ist jetzt keine Rede mehr.

Über die Reifeprüfung sagt die Verordnung nichts. Da an den Realgymnasien die schriftliche Prüfungsleistung im Französischen eine dreifache ist, Dictée, Version, Thème, so ist diese Dreiteilung wohl auch bei den Oberrealschulen vorauszusetzen (und wird auch von Dr. Steinmüller auf der Würzburger Tagung [s. S. 13 des Berichtes] postuliert). — Hier sei erwähnt, dass an den (sechsklassigen) Realschulen die Prüfungsaufgaben (Diktat und Hinübersetzung) in den Jahren 1906—1908 von den einschlägigen Lehrern (dreifach) gestellt, aber von dem Prüfungskommissär ausgewählt wurden [während sie jetzt (1909) dem später zu erwähnenden Fachreferenten im Ministerium unterbreitet werden müssen].

Das Realgymnasium ist wiederholt, auch von massgebender Stelle, als das „neusprachliche Gymnasium" für Bayern bezeichnet worden. Ein schlechter Trost für die Vertreter der lebenden Sprachen, da den 9 oben bezeichneten Oberrealschulen nur 4 Realgymnasien (München, Nürnberg, Augsburg, Würzburg) gegenüberstehen! Wenn aber die Bezeichnung „neusprachliches Gymnasium" eine Berechtigung haben soll, dann möge man auch den lebenden Sprachen die gebührende Zeit einräumen! Daher beantragte die Würzburger Tagung statt der bisherigen 20 Stunden für Französisch deren 24 (und statt 13 Stunden für Englisch deren 16) einzusetzen.

Im Herbst 1906 hat man dem Realgymnasium Nürnberg eine Reformschule, neben der die Abteilungen nach dem alten Plan fortbestehen, angegliedert. In dieser wird als erste Fremdsprache das Französische (mit 6 + 6 + 5 Stunden), dann von der IV. Klasse an das Lateinische, und von der VI. Klasse an das Englische gepflegt. Eine Gabelung

innerhalb der Anstalt selbst ist nicht beabsichtigt, auch in Anbetracht ihrer Grösse und da Nürnberg alle Schulgattungen besitzt, nicht angebracht. Die Würzburger Tagung bezeichnete mit Recht die behördliche Aufstellung eines vollständigen Lehrplanes für alle Fächer des Reformrealgymnasiums, für welches bis dahin von Klasse IV ab noch kein Lehrplan bestand, für dringend notwendig. Ein von Dr. Bock dort vorgelegter Entwurf schlug für Französisch $6 + 6 + 5 + 3 + 3 + 3 + 3 + 3 + 3 = 35$ (für Englisch $4 + 4 + 4 + 4 = 16$) Stunden vor.

An den Gymnasien ist in bezug auf das Französische keine Änderung eingetreten. Wir stehen immer noch auf $3 + 3 + 2 + 2 = 10$ Stunden (in VI.—IX.). Die dritte Stunde in VIII und IX ist uns zwar versprochen, aber noch nicht gewährt worden. Doch muss gesagt werden, dass auch die meisten Rektoren (Altphilologen) die Notwendigkeit dieses Zugeständnisses zugeben, da ohne dasselbe, wenn der Lehrer nur einigermassen den Anforderungen der Praxis entgegenkommen will, gerade das Wichtigste, die Lektüre, kläglich verkümmert wird.

Was die Methode anbelangt, so verhalten sich nach wie vor die meisten Lehrer des Französischen in Bayern der reinen „Reform" gegenüber ablehnend und folgen der „vermittelnden" Methode. Das zeigte sich auch besonders auf der Würzburger Tagung (s. S. 13—16 des Berichtes) gegenüber einem Vortrag, der das „Primat des Ohres", die „auditive" Methode vertrat.

Hinsichtlich der Entwicklung der Standesverhältnisse kann der B. N.-V., der im Jahre 1908: 259 Mitglieder zählte, mit Befriedigung auf seine Tätigkeit zurückblicken. Die Gefahr, dass die Vorbildung der Neuphilologen gegenüber derjenigen der anderen Kategorien des höheren Lehramtes als minderwertig erscheinen könnte, wurde mit der erlangten Genehmigung der Errichtung von drei pädagogisch-didaktischen Seminarien für Neuphilologen (mit einjährigem Kursus) beseitigt. Den Anträgen des B. N.-V. entsprechend wurden diese Seminarien in den drei Universitätsstädten, und zwar je eines an einem Gymnasium (Erlangen), an einem Realgymnasium (Würzburg) und an einer Oberrealschule (München) errichtet. — In der Beförderung sind die Neuphilologen nicht mehr so weit hinter ihren altphilologischen und mathematischen Kollegen zurück wie bisher. An jeder neunklassigen Schulgattung, auch am Gymnasium, sind jetzt einige von uns als Konrektoren (Regierungsräte) angestellt, einer ist als Regierungs- und Schulrat in das Kultusministerium für Kirchen- und Schulangelegenheiten berufen worden. Zwar ist die Zahl der so Beförderten im Vergleich mit anderen Sparten prozentuell vielleicht etwas gering, doch mag das wenigstens teilweise in den persönlichen Verhältnissen seinen Grund haben. Unerreicht ist bis jetzt für einen Neuphilologen die Stufe des Leiters einer neunklassigen Bildungsanstalt.

Besonders wichtig ist die Einrichtung einer Fachvertretung innerhalb des Ministeriums. Durch Allerhöchste Verordnung vom 3. Dezember 1908 wurden „für die Bearbeitung der Angelegenheiten der humanistischen und realistischen Mittelschulen" bei der Ministerialabteilung für diese Schulen zwei Altphilologen (davon einer für Geschichte), ein Mathematiker, ein Neuphilologe und ein Zeichner, die sämtlich aus dem Stande der

Mittelschullehrer hervorgegangen sind, im Hauptamte angestellt. Leider wird unsere Befriedigung darüber einigermassen durch den Umstand gedämpft, dass in dem „zur gutachtlichen Mitwirkung“ berufenen „Obersten Schulrat“, dem die vorgenannten Beamten sämtlich angehören, jetzt 6 (bisher 6) Altphilologen, 3 (bisher 3) Mathematiker, 2 (bisher 1) Realisten, 1 (bisher 1) Neuphilologe, 1 (bisher 1) Chemiker, 1 (bisher 0) Zeichner Sitz und Stimme haben, dass also die Neuphilologen allein von allen Gruppen der Mittelschullehrer im „Obersten Schulrat“ nicht im Verhältnis zu ihrer Anzahl (889 Altphilologen, 335 Mathematiker, 240 Neuphilologen, 230 Realisten, 138 Zeichner, 86 Chemiker) vertreten sind.

Bamberg. Dr. Herlet.

3. Sachsen. 1899—1907 von K. Reuschel s. Bd. IX IV 72 ff.

4. Württemberg folgt im nächsten Band.

5. Baden folgt im nächsten Band.

6. Hessen 1902—1907 von K. Dorfeld s. Bd. IX IV 75 ff.

7. Österreich 1906—1908. Trotz der im letzten Berichte erwähnten gelegentlich auftretenden Gegenströmungen halten die österreichischen Neusprachler an dem Grundsatz der gemässigten Reform fest, dass das Sprechen der Fremdsprache nicht als etwas Nebensächliches betrachtet werden dürfe, sondern als ein den anderen Zielen des Sprachunterrichtes vollständig ebenbürtiger Faktor anzusehen sei. Allerdings standen bisher der praktischen Spracherlernung nebst der geringen Stundenzahl die vielen zu bewältigenden schriftlichen Arbeiten, sowie die Vorschrift, dass jeder Schüler wenigstens viermal im Semester aus jedem Gegenstande geprüft und klassifiziert werden müsse, hinderlich im Wege. Daher begrüssten es die Neusprachler mit grosser Genugtuung, dass auf dem zu Ostern 1906 in Wien abgehaltenen IX. deutsch-österreichischen Mittelschultage die auf die Vereinfachung des Prüfens und Klassifizierens hinzielenden Thesen MARTINAK[8] einstimmig angenommen wurden. Von diesen wollen wir nur die den fremdsprachlichen Unterricht betreffenden herausheben: „2. Dem Prüfen ohne Klassifizieren ist ein weit grösserer Raum zu geben als bisher. 4. Die Korrektur der schriftlichen Hausarbeiten soll entfallen. 7. Die Anzahl der Konferenzen, in denen über den Stand der Schüler während eines Halbjahres beraten wird, wird auf zwei beschränkt. 8. Es ist gestattet, Lehrstunden für die Sprachen und die mathematischen Fächer nach Tunlichkeit zu schriftlichen Übungen unter der Leitung des Lehrers zu verwenden und die gelösten Aufgaben nach Bedarf zur Klassifikation zu benutzen.“

Die Thesen 4 und 8 drücken das Streben der Neusprachler nach Abschaffung der offiziellen Hausarbeiten und Ersatz derselben durch nicht zu klassifizierende Schulübungen aus. Auf ein diesbezügliches Ansuchen erhielt Prof. ANTON STANGL in Wien vom k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht die Ermächtigung, die Sache praktisch an seiner Anstalt zu erproben. Er hielt dann am 19. Okt. 1907 im Verein „Die Realschule“ in Wien einen Vortrag, in dem er das Ergebnis seiner Versuche

mitteilte. Sein Verfahren war folgendes: fremdsprachliche Diktate und Hausarbeiten wurden nicht, wie bisher, von ihm zu Hause verbessert und klassifiziert, sondern er liess die Verbesserung, die er oder ein besserer Schüler an die Tafel schrieb, von allen Schülern neben ihre eigene Arbeit abschreiben, wobei gleichzeitig die Fehler dieser letzteren ausgebessert wurden. Um sich zu überzeugen, ob die gemachten Fehler auch wirklich von den Schülern verbessert wurden, machte er einige Stichproben. Er ging aber noch weiter. Um zu sehen, ob diejenigen recht hätten, welche behaupteten, dass die Schüler nicht imstande seien, ihre Arbeit ohne den Rotstift des Lehrers zu verbessern, überprüfte er sämtliche Hefte aller von ihm geleiteten Klassen und fand, dass der Fehlerrückstand in der ersten — von den Schülern gemachten — Arbeit, für alle Klassen berechnet, 2·7 Fehler, für die in der Schule wiederholte Arbeit 0·6 Fehler betrug. Dieser geringe Rückstand fällt wenig ins Gewicht, wenn man die Vorteile des von Prof. Stangl durchgeführten Verfahrens berücksichtigt; sie sind: 1. Beseitigung äusserlicher Rücksichten, der Noten- und Ehrlichkeitsfrage; 2. Abkehr von allzu äusserlicher Beschäftigung mit dem Fehler und Anwendung (Hören, Sprechen und Schreiben) des Richtigen; 3. Übung der Selbständigkeit und Selbsttätigkeit. Gestützt auf diese Ausführungen schloss der Vortragende mit dem Vorschlag, es möchten die fremdsprachlichen Diktate und Hausarbeiten durch Übungen ersetzt werden.

Diesen Anregungen konnte sich die hohe Behörde auf die Dauer nicht verschliessen und es erfloss am 11. Juni 1908 eine Verordnung des Ministers für Kultus und Unterricht, betreffend das Prüfen und Klassifizieren an den Mittelschulen, in der es unter anderem heisst: 1. Das gemeinsame Arbeiten von Lehrern und Schülern ist in grösserem Ausmasse zu pflegen als bisher, das Prüfen ausschliesslich zur Beurteilung der Schülerleistungen (Prüfen mit Klassifizieren, Klassifikationsprüfung) auf das unbedingt Notwendige zu beschränken und soweit als möglich durch die Erprobung der Schüler bei der gemeinsamen Arbeit (durch Orientierungsprüfungen) zu ersetzen. 3. Von den schriftlichen Arbeiten sind in Hinkunft nur die lehrplanmässig vorgeschriebenen Schularbeiten (Kompositionen und einzelne Diktate) vom Lehrer zu korrigieren und zu klassifizieren. Die schriftlichen Hausarbeiten (Hausübungen), die Aufgaben aus der Unterrichtssprache ausgenommen, sind unter verstärkter Mitarbeit der Schüler wie Schulübungen zu verbessern und im allgemeinen nicht zu klassifizieren."

Mit der Ausgestaltung der analytisch-direkten Methode stand die alte Reifeprüfungsordnung im Widerspruche, die noch immer zur Klausurarbeit die Übersetzung eines französischen Textes ins Deutsche und die Übersetzung eines deutschen Textes in die französische Sprache verlangte. Die „neue Vorschrift für die Abhaltung der Reifeprüfungen an Realschulen der im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder" bestimmt als Thema der schriftlichen Reifeprüfung aus der französischen (bezw. in Tirol und Vorarlberg italienischen) Sprache „je nach Vorbildung der Schüler einen leichten freien Aufsatz in der französischen (bezw. italienischen) Sprache oder eine Übersetzung aus der deutschen Sprache in die französische." Dass der ersteren Arbeit,

nämlich dem freien Aufsatz, vor der Übersetzung ins Französische der Vorrang eingeräumt wird, folgt aus dem Schlusssatz der obigen Verordnung: „Es steht zu erwarten, dass entsprechend der neuen Richtung dieses Sprachunterrichtes nach Tunlichkeit der Form des freien Aufsatzes der Vorzug gegeben wird.“ Für die mündliche Reifeprüfung wurde folgendes angeordnet: „Der Examinand muss sich fähig zeigen, einen in der Schullektüre nicht behandelten und nicht besonders schwierigen Abschnitt nach kurzer Vorbereitung bei Angabe der Bedeutung ihm etwa unbekannter seltener Wörter und Phrasen ohne erhebliche Nachhilfe zu übersetzen und auch die an ihn in französischer (bezw. italienischer) Sprache gestellten, Form und Inhalt des Gelesenen betreffenden Fragen in derselben Sprache mit einiger Gewandtheit zu beantworten. Eine besondere Prüfung aus der Literaturgeschichte (Biographien) und aus den sogenannten Realien findet nicht statt.“

Der „Wiener Neuphilologische Verein“ und „Die Realschule“ setzten ihre Bestrebungen, den modernen Sprachen eine würdigere Stellung an den Gymnasien zu verschaffen und den Absolventen der Realschule den Zutritt zur Universität zu erleichtern, eifrig fort. In einer gemeinsamen Ausschusssitzung der beiden genannten Vereine wurde beschlossen, dem Ministerium für Kultus und Unterricht in Angelegenheit der Mittelschulreform folgende Vorschläge zu unterbreiten:

„In Erwägung, dass die Kenntnis des Französischen und Englischen nicht allein für verschiedene praktische Berufe und die allgemeine Bildung, sondern auch für jeden eingehenderen wissenschaftlichen Betrieb an allen Fakultäten — dies insbesondere auch nach Ansicht der Universitätslehrer — durchaus notwendig ist, schlagen die Ausschüsse der beiden Vereine folgende zwei Hauptpetitionspunkte vor:

„I. Errichtung einer neuen Mittelschultype.

„A. Die Unterrichtsverwaltung möge einen neuen Schultypus nach Art der deutschen Reformschulen einführen, wo der fremdsprachliche Unterricht mit einer modernen Sprache, und zwar der französischen, begonnen wird und der Unterricht in den klassischen Sprachen erst später stufenweise einzusetzen hat.

„B. An diesen Anstalten möge in den oberen Klassen eine Gabelung nach der humanistischen und der realistischen Seite hin eintreten, wobei für den humanistischen Zweig Griechisch, für den realistischen Englisch obligatorisch würde, mit entsprechender Einschränkung des mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichtes für den humanistischen Zweig einerseits, des sprachlich-historischen Unterrichtes für den realistischen Zweig anderseits.

„II. Berechtigungsfrage.

„Den Realschülern möge der Zutritt zur Universität lediglich auf Grund einer Nachprüfung aus Latein gewährt werden; die Kandidaten müssten imstande sein, einen leichteren poetischen oder prosaischen Text ins Deutsche zu übersetzen (etwa Cäsar, Livius, Virgil). Diese Prüfung soll unter dem Vorsitze des Dekans beziehungsweise Prodekans der philosophischen Fakultät an der Universität stattfinden.

„III. Ausserdem schlägt der Ausschuss des ‚Wiener neuphilologischen

Vereines' eine Ergänzung des Lehrplanes der Gymnasien in ihrer jetzigen Organisation vor:

„An den Gymnasien, wie sie jetzt bestehen, ist eine moderne Fremdsprache obligatorisch einzuführen; bezüglich der zweiten modernen Fremdsprache ist die Möglichkeit für deren fakultative Erlernung zu schaffen.

„Von der gemeinsamen Vollversammlung der beiden Vereine wurde ferner beschlossen, dass die in dieser Versammlung von dem Berichterstatter vorgetragene Begründung den obigen an das Ministerium für Kultus und Unterricht zu richtenden Vorschlägen beizulegen sei."

In der am 26. März 1908 stattgefundenen, von Hofrat Professor Dr. Jakob Schipper geleiteten Vollversammlung der beiden Vereine wurden alle drei Punkte, und zwar der erste Punkt mit dem Zusatzantrage Hofrat Schippers: „Die Versammlung bittet die Unterrichtsverwaltung, auch die von Herrn Hofrat Dr. Huemer vorgeschlagenen Typen ins Leben zu rufen" einstimmig angenommen. Die Typen, die von Dr. Johann Huemer, Hofrat im k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht in der kurz zuvor abgehaltenen Mittelschul-Enquête vorgeschlagen wurden, sind a) achtklassige Realgymnasien, in denen von der III. Klasse an Französisch statt Griechisch gelehrt wird, und b) Reformrealgymnasien, worin auf einer vierklassigen Unterrealschule eine vierklassige Oberstufe mit Latein statt Englisch aufgebaut wird. Tatsächlich wurden schon mit Beginn des Schuljahres 1908/9 Anstalten beider Typen ins Leben gerufen und der Lehrplan derselben wurde in der Verordnung des Ministers für Kultus und Unterricht vom 8. August 1908 geregelt. Danach wurden der französischen Sprache in dem neuen achtklassigen Realgymnasium 22 (III—VIII: 5, 4, 4, 3, 3, 3) und in dem gleichfalls achtklassigen Reform-Realgymnasium 31 wöchentliche Stunden (I—VIII: 6, 5, 4, 4, 3, 3, 3, 3) eingeräumt. Man sieht, dass diese neue Anstalt an Zahl der dem Französischen gewidmeten Stunden die siebenklassige Oberrealschule mit ihren 28 französischen Stunden um 3 übertrifft. Interessant sind die Bemerkungen, die im Anschluss an den Lehrplan für die französische Sprache an den neuen Realgymnasien gegeben werden. Da heisst es unter anderem: „Im Verkehr mit den Schülern und im Unterrichte soll sich der Lehrer der französischen Sprache bedienen, soweit als möglich, der Unterrichtssprache, soweit als notwendig. In jedem Falle muss er sorgfältig darauf achten, von allen Schülern verstanden zu werden. — Der Lehrvorgang soll im allgemeinen den induktiven Weg einschlagen, doch nur soweit sich dieser als zweckmässig erweist; wo direkte Darbietung oder Deduktion rascher und sicherer zum Ziele führt, sind diese vorzuziehen. Zweckmässige Mittel zur Veranschaulichung und Belebung des sprachlichen Materials sind nach Tunlichkeit heranzuziehen."

Struden a. d. D., im August 1909. Dr. Joh. Ellinger.

2. Lehrweise.

a) Lehrmittel für den Selbstunterricht im Französischen.

1906. Ausser einer Anzahl wenig oder gar nicht veränderter Neudrucke von bereits früher besprochenen Lehrwerken hat das Jahr 1906, soweit

des Berichterstatters Kenntnis reicht, nur ein neues Selbstunterrichtsbuch des Französischen gebracht und zwar ein für mittlere Eisenbahnbeamte bestimmtes Bändchen [1]) von F. LE BOURGEOIS, Lektor an der Kölner Handelshochschule. Der Verfasser bietet in diesem Werke seinen Lesern eine Fülle von wissenswertem französischen Sprachstoff über die Organisation und Verwaltung des Eisenbahnwesens, über das Personal, das rollende Material, den Personen- und Gütertransport, die Zollbehandlung u. m. a. Den Ausführungen ist das preussische Eisenbahnwesen zugrunde gelegt; nach Bedarf werden, oft am Fuss der Seiten, die Sonderheiten der übrigen deutschen, sowie die der französischen, belgischen und schweizerischen Bahnen erörtert. Ein freilich etwas summarisches technisches Vokabular, Tabellen und schematische Routenkärtchen sind beigefügt. Dass überdies in einem so aktuellen Buche viele Einzelheiten bereits veraltet sind, tut dem sprachlichen Gesamtwert des Werkes keinen Abbruch.

b) Über den auf Abbildungen gegründeten Anschauungsunterricht im Französischen. 1906. Aus dem Berichtsjahre 1906 ist nichts Neues von Belang zu verzeichnen.

c) Über die Bestrebungen, das Französische auf Grund der geistigen (inneren) Anschauung zu lehren (Methode Gouin). 1906. Auch zu dieser Rubrik liegt aus dem Berichtsjahr 1906 nichts vor.

Kiel. R. Kron.

3. Hilfsmittel für den französischen Unterricht.

a) Französische Schulgrammatiken und Übungsbücher. 1906.

A. Allgemeines. Einen praktischen Beitrag zum Studium der neueren Philologie liefert LÉO PIERRE aus Nancy unter dem Titel: „Festsitzende und Zugvögel“ [1]). Er nennt die kleine, deutsch geschriebene Schrift eine Causerie für Studierende und Lehrer der französischen Sprache. P. entwirft von der Beherrschung der französischen Sprache seitens der deutschen Lehrer, die sie an den Schulen unterrichten, gerade kein schmeichelhaftes Bild, aber leider ist es in den Hauptzügen wenigstens vielfach wahr. Wenn er wohl auch hier und da etwas übertreibt, so geschieht dies, wie er selbst zugibt, nur, um den nachfolgenden Darlegungen um so grösseren Nachdruck zu geben. Er teilt die Lehrer des Französischen in Deutschland in Festsitzende und Zugvögel ein. Erstere sind diejenigen, denen es aus irgendeinem Grunde unmöglich ist, ihr Land zu verlassen, um die lebendige Sprache an ihrer Quelle, in Frankreich, zu studieren. Ihnen gibt er treffende Ratschläge, wie sie es anfangen sollen, auch ohne Aufenthalt im Auslande sich tüchtige Kenntnisse zu erwerben. Befolgen sie diese Winke, so werden sie sich sicher ein ganz hübsches Wissen, auch Können, aneignen; aber eins bleibt dabei bedenklich: die Aussprache. Und da gibt es eben kein anderes Mittel für sie, als — Zugvögel zu werden. Diese, die er in drei schwachgetrennte Kategorien: in positive, relative und wilde Zugvögel einteilt,

1) Manuel des chemins de fer. Freiburg (Baden), J. Bielefelds Verlag 1906, XII, 162 S. 8°, geb. Mk. 2,80.

1) Leipzig, J. Klinkhardt, 32 S., Mk. 0,50.

kommen aber nicht sehr gut weg mit Ausnahme der positiven, d. h. derjenigen, welche, der Not gehorchend und auch dem eigenen Triebe, nach Frankreich kommen, um mit Ernst und Gewissenhaftigkeit zu studieren. Sie sind ihm persönlich sehr sympathisch und ernten volles Lob. Anders die übrigen. Da sind nun die Beispiele, die er anführt, z. T. recht ergötzlich, z. T. aber auch recht beschämend; aber aus dem Leben gegriffen sind sie alle. In den Schilderungen könnte gar mancher sein eigenes Bild wiederfinden. Im höchsten Masse beherzigenswert sind die Vorschläge und Ratschläge des Verfassers, die ich hier nicht eingehender behandeln kann; man muss sie selber lesen. Bei allem tiefen Ernst ist das Büchlein von einem köstlichen Humor durchdrungen, der wahrhaft herzerfrischend wirkt und den Leser, selbst wenn er sich getroffen fühlen sollte, gar nicht dazu kommen lässt, dem Verfasser böse zu werden.

Ebenfalls auf den Aufenthalt im Auslande bezieht sich JUL. AUST, Eine Studienreise nach Frankreich[2]). Der Verfasser will keine Ratschläge und Empfehlungen geben, sondern persönliche Eindrücke schildern und erzählen, was er getan hat, um seinen Zweck zu erreichen. Offenbar hat er Zeit und Gelegenheit gut ausgenützt und scharf beobachtet. Am interessantesten sind die Erörterungen und französisches Schulwesen und Unterricht, die mit Recht den grössten Teil der Abhandlung ausmachen. Doch auch die Bemerkungen über Theater und Vorträge bieten manches Anregende. Dabei ist der ruhige Ton und die sachliche Darstellung zu loben.

Einem anderen Gebiete gehört an PAUL PASSY, Petite Phonétique comparée des principales langues européennes[3]). Ein kleines, aber ganz vortreffliches Buch! Nach einführenden Kapiteln, besonders über *Formation du langage, division du langage* nach *groupes de souffle* und *groupes d'intensité*, die wieder in *groupes de force, syllabes, durée* und *intonation* eingeteilt werden, kommt die *étude des sons* mit *classification générale, consonnes, voyelles*. Unter *sons accessoires* werden *sons inverses, claquements, sons chuchés* und *sifflement* behandelt. Er folgt die *Combinaison des sons: sons transitoires* und *assimilation*, worauf Lautschrifttexte in fünfzehn Sprachen, resp. Dialekten gegeben werden. Die gesamte Darstellung ist, wie nicht anders zu erwarten, durchaus lichtvoll und gewinnt an Interesse dadurch, dass nicht bloss Französisch, Englisch und Deutsch behandelt werden, wenn diese Sprachen auch in den Vordergrund treten, sondern dass eine ganze Anzahl anderer, romanische, germanische, slavische u. a., zum Vergleiche herangezogen werden. Ebenso werden auch die Dialekte und Patois nicht vernachlässigt, wo sie zur Beleuchtung einer lautlichen Erscheinung dienen können. Da alle Kapitel des Büchleins gleich lehrreich sind, so ist es unmöglich, Einzelnes daraus hervorzuheben. Wer sich für die Sache interessiert, wird doch von selbst nicht an dem Studium Passys vorübergehen.

Auf demselben Gebiete, aber noch mehr direkt praktischen Zwecken dienend, bewegt sich L. HASBERG, Praktische Phonetik im Klassenunterricht, mit besonderer Berücksichtigung des Französischen[4]). Es

2) Beilage zum Progr. der Oberrealschule zu Breslau, 37 S. 3) Leipzig, Teubner, 132 S., geb. Mk. 2,20. 4) 3. Aufl., Leipzig, Renger, 71 S., Mk. 1,20, geb. Mk. 1,50.

enthält „die notwendigsten, rein praktischen phonetischen Winke und Hilfen für Studierende, Seminaristinnen, Lehrer und Lehrerinnen" und wird vom Verfasser selbst als kurze Anleitung zur Aneignung und Erzielung einer reinen französischen Aussprache bezeichnet. Zu diesem Zwecke ist es auch wohl geeignet. Der Verfasser hat die einschlägige Literatur in der richtigen Weise benutzt. Er macht mit Recht aufmerksam auf das Werk von Quiehl, „dem viele meiner Bemerkungen zugrunde liegen." Hier meint er natürlich das Umgekehrte. Ich kann mich an dieser Stelle wohl damit begnügen, auf das sehr brauchbare Büchlein von neuem hinzuweisen, da es ja ziemlich allgemein bekannt ist und die 3. Auflage von der 2. nur in unwesentlichen Punkten abweicht. Wenn manche gewissermassen mitleidig auf die „Elementar- und Artikulationsphonetiker" herabblicken von ihrem Standpunkte als „Experimentalphonetiker", so sei hier wieder betont, dass die Experimentalphonetik als Zweig der Naturwissenschaften nicht in die Schule, am wenigsten in den Sprachunterricht gehört; wohl aber werden ihre gesicherten Ergebnisse für die Praxis beim Unterricht zu verwerten sein; daher muss der Lehrer auch die theoretische Phonetik kennen, er muss möglichst auch selbst Experimente gemacht oder wenigstens nachgemacht haben. Dann wird er imstande sein, dem Schüler das Erlernen einer lautrichtigen Aussprache zu erleichtern, nachdem ihm selbst erst durch solche Studien manche Feinheit der Aussprache klar geworden ist.

Mit dem letzteren Thema beschäftigt sich auch J. Poirot, Sur l'Enseignement de la Prononciation française dans les écoles[5]), in den Helsingforser NM. Der Verfasser hat als Universitätslektor die Erfahrung gemacht, dass in der französischen Aussprache immer dieselben Fehler wiederkehren. Das führt er auf den Schulunterricht zurück und will deshalb den Lehrern kurze Anweisungen geben, auf welche Punkte sie bei dem Aussprachunterricht ihre besondere Aufmerksamkeit zu richten haben. Auf das Einzelne kann ich hier nicht eingehen, da speziell finnische Verhältnisse in Betracht kommen, doch sind die Bemerkungen auch für Lehrer und Lernende anderer Nationalitäten recht interessant.

Die Lautschrift verficht in einer gleichbetitelten Broschüre mit kräftigen Worten der bekannte Elsässer Pfarrer J. Spieser[6]). Er behandelt ihren Begriff, den Nutzen für die Sprachwissenschaft und Mundartenkunde und die Aussprache der Schriftsprache für den Fremdsprachunterricht, und zwar für Sprachen gewöhnlicher, aber lautwidriger Rechtschreibung und für Sprachen mit fremdem Alphabet, sodann ihren Nutzen für den ersten Lautunterricht in der Muttersprache und für Taubstummen- und Blindenunterricht. Zuletzt bespricht er die Lautschriftsysteme. Mit gründlicher Sachkenntnis tritt er nicht nur für den Nutzen, sondern auch für die Notwendigkeit der Lautschrift ein und stützt sich dabei nicht bloss auf theoretische Gründe, sondern auch auf praktische Erfahrung. Treffend weist er die mancherlei Einwände, die dagegen gemacht werden können und gemacht worden sind, zurück. Den grössten Raum nimmt die Verwendung der Lautschrift im fremdsprach-

5) 1906, Nr. 7/8, S. 143—147. 6) Sonderabdruck aus Reins Handbuch der Pädagogik[2] Bd. 5, Beilage zum Maître Phonétique Nr. 6—7 und zur Reform Nr. 4, Langensalza, H. Beyer 34 S.

lichen Anfangsunterricht ein. Freilich: es geht am Ende auch ohne sie, aber besser geht es mit ihr, ja sie kann ohne Schaden nicht wohl entbehrt werden. Interessant und beweiskräftig sind auch seine Bemerkungen über ihren Gebrauch beim Erlernen von Sprachen mit fremder Schrift, z. B. des Chinesischen, das man nach der eigentlichen Schrift ebensowenig erlernen kann, wie die lateinischen Zahlwörter nach den Zahlzeichen. Des Näheren geht er auch auf Arabisch und Hebräisch ein. Das Büchlein wird von jedem mit Nutzen gelesen werden, und hoffentlich wird mancher, der der Sache noch zweifelnd gegenübersteht, daraufhin einen Versuch mit der Lautschrift machen. Er wird es nicht zu bereuen haben. Die am Schlusse beigegebenen Literaturnachweise sind unvollständig.

Auf das spezielle Gebiet der Grammatik kommen wir mit SPOHN, Der Indikativ und der Konjunktiv in der Behandlung der französischen Syntax auf der Sekunda des Gymnasiums[7]). Auf der ersten Seite sucht der Verfasser sich gewissermassen zu rechtfertigen, dass er systematische Grammatik betreibt. Das bedurfte gar keiner Rechtfertigung, da es sich, gerade auf der hier in Betracht kommenden Klassenstufe, von selbst versteht. Es fragt sich nur, ob der systematische Betrieb das erste ist, oder ob die dafür grundlegenden Kenntnisse auf induktiven Wege erworben sind. Eine systematische Zusammenfassung ist ja auch in letzterem, dem wohl allgemein als richtig anerkannten Falle nötig. Freilich ist es im Ausdruck etwas übertrieben, wenn er behauptet, dass ausreichende Sprachkenntnisse nur durch grammatische Schulung gewonnen werden können. Er meint es auch nicht so schlimm; er will eben damit nur sagen, dass neben allem anderen auch grammatische Schulung unerlässlich ist. Mit Recht weist er darauf hin, dass die Darstellung des gerade hier in Betracht kommenden Abschnittes in der Ploetzschen Schulgrammatik zu der irrigen und für die Schüler der oberen Klassen eines Gymnasiums nicht ausreichenden Auffassung verleiten kann, als ob Verba an sich und Konjunktionen das Wesen der Sprache und die Anwendung der Modi bestimmten, „während sie . . . doch nur zur Anknüpfung für die Äusserung von Vorstellungen und Gedankenreihen dienen“. Da ein Blick auf die historische Entwicklung der Sprache in der alt- und mittelfranzösischen Zeit untunlich ist (wir haben ja aber am Gymnasium das Lateinische; Übergangsformen sind meist zu entbehren oder leicht zu ergänzen!), so muss dem Lernenden Gelegenheit geboten werden, „in der Beobachtung von neuen Spracherscheinungen mit der Muttersprache oder anderen schon erlernten fremden Sprachen Vergleiche anzustellen, aus den Anklängen von anderen Sprachen her die innere Begründung der augenblicklich zu erlernenden Sprachgesetze mit eigenem Gefühl herzuleiten und die letzteren darum besser zu fassen und zu verstehen“. Vor allem kommt es ihm darauf an, bei den Schülern die Anschauung lebendig zu erhalten, dass die syntaktischen Erscheinungen der französischen Sprache nicht durch zufällige Äusserlichkeiten, wie Verba und Konjunktionen, bedingt sind, sondern dass das Gesprochene innerlich mit den Vorstellungen und Empfindungen des Sprechenden zusammenhängt, die in dem Modus Form und Ausdruck

7) Wiss. Beil. zum Programm des G. zu Ostrowo, 28 S.

erhalten; sowie dass die französische Sprache in ihrer Syntax ebenso wie in ihrer Formenlehre ihre Abstammung von der lateinischen, in deren Bann sie noch immer steht, nicht verleugnen kann. Auf solchen Grundsätzen baut nun der Verfasser die Moduslehre auf, wobei er stets auf den inneren Grund der Erscheinungen eingeht und in gründlicher Vertiefung die das Gesetz bedingende innere Vorstellung herauszustellen sucht. Wenn man in Einzelheiten auch wohl abweichender Ansicht sein darf, so wird doch jedermann aus der kleinen Schrift reiche Anregung schöpfen, die auch, wenn die Sache im einzelnen andersartig behandelt wird, gute Früchte tragen muss.

Von Arn. Ohlert ist wieder ein Programm erschienen: Die Lautgesetze als Grundlage des Unterrichts im französischen Verb[8]). Die vorausgeschickten Leitsätze betonen mit Recht, dass „das Verb in untrennbarer Verbindung mit Pronomen und Negation das Rückgrat des sprachlichen Gedankens“ ist, und dass es demgemäss auch in dieser Verbindung gelernt werden muss und zwar in Frage und Antwort und in Form kleiner Sätze, bis die Verbindung von Pronomen und Negation mit der Verbform in unbewusster Anwendung zum festen Besitz der Schüler geworden ist. Sehr zu beherzigen ist auch, dass Übersetzungen aus dem Deutschen nicht dazu benutzt werden sollen, den Sprachstoff einzuüben, sondern dass sie erst dann von Vorteil sind, nachdem der Schüler im sicheren Besitz des Sprachstoffes ist. Dass sie „ihr gutes Recht“ im Unterricht haben, ist damit eigentlich widerlegt. Die Lautgesetze sind: das Betonungsgesetz, das Verstummungsgesetz, das Lautvermittlungsgesetz. Das zwischen l + r, n + r eingeschobene d würde ich statt Scheidelaut lieber Vermittlungslaut nennen. Dem Schüler muss dabei klar gemacht werden, dass der Vorgang kein willkürlicher oder zufälliger, etwa „des Wohllauts wegen“, sondern ein rein lautphysiologischer ist. Ausser den Lautgesetzen kommen aber bei der Formenbildung des Verbs ganz einfache Schreibregeln zur Geltung, z. B. dass am Ende eines echt französischen Wortes zwei gleichartige Konsonanten nicht zusammenstehen dürfen. Gehört das auch nicht eigentlich unter den Titel des Werkchens, so wäre es doch zum Verständnis der Bildung vieler Formen gut gewesen darauf hinzuweisen, z. B. *il vend*. Die Stoffverteilung ist angemessen, die Proben des Verfahrens sind lehrreich. Dass in *tiendrai* und *viendrai* die Diphthongierung eingetreten ist, um die Formen von denen von *tendre* und *vendre* zu unterscheiden, dürfte sich sprachhistorisch nicht rechtfertigen lassen; der Grund liegt in dem Nebenton. Das über die Bildung der einzelnen Formen Gesagte ist richtig, klar dargestellt und übersichtlich; nur gefallen mir die verkürzten Perfektstämme nicht. Beim Imperfekt war das Tempuszeichen von der Personalendung zu trennen. Die Schlussbetrachtung über den französischen und deutschen Sprachstoff als Unterlagen des Unterrichts hat mit dem Thema eigentlich nichts zu tun, enthält aber, wie das ganze Schriftchen, manches Anregende und Beherzigenswerte.

„Über Eigentümlichkeiten der modernen französischen

---

8) Hannover, C. Meyer, 25 S.

Zeitungssprache"[9]) handelt H. WACKER. Er hat aus einer Anzahl Pariser Tageszeitungen die Eigentümlichkeiten, d. h. die vom grammatisch vorgeschriebenen abweichenden Erscheinungen der modernen Sprache zusammengetragen. Wenn auch manches auf Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit der Zeitungsschreiber beruht und die Tageszeitungen keine Norm für den Sprachgebrauch abgeben können, so ist doch bei dem in Frankreich so ungeheuren Einfluss der Presse auch in dieser Beziehung die Einwirkung auf die Volkssprache nicht gering, und aus letzterer findet vieles leicht Eingang in die höhere Schriftsprache. Das zeigt sich vor allem bei der Stellung der attributiven Adjektiva. Nicht nur bei den Journalisten greift auf diesem Gebiete von Tag zu Tag grössere Willkür um sich; auch in den Romanen, selbst der besten Schriftsteller, ja in wissenschaftlichen Abhandlungen, z. B. der Revue des deux mondes, zeigt sich dies. Die Verfasser von Grammatiken tun also gut, sich viele Seiten in den Erörterungen, in denen sie die Stellung der Adjektiva festzustellen, zu erklären und zu begründen suchen, zu sparen. Ähnlich verhält es sich mit den Adverbien. Freilich ist die Stellung doch nicht immer für den Sinn ganz gleichgültig, z. B. in dem Satze: *L'édifice ne leur permet évidemment pas l'installation de salles* könnte die Stellung des Adverbiums ohne Änderung des Sinnes kaum eine andere sein. Die Stellung von *bien* vor den Infinitiv ist nichts Merkwürdiges mehr. Der Gebrauch von *très* bei Partizipien, die ihren verbalen Charakter behalten haben, findet sich auch in neueren Romanen häufig. Ebenso ist *alors que* in den verschiedenen Bedeutungen auch in der höheren Sprache nichts Seltenes. Ist somit auch eines oder das andere als Eigentümlichkeit der Zeitungssprache auszustreichen, so hat doch der Verfasser recht reichlichen Stoff beigebracht, der als Anregung zu weiteren Sammlungen und als Grundlage für eine systematische Arbeit dienen kann.

H. BIHLER hat Gesichtspunkte für das Übersetzen aus dem Französischen[10]) aufgestellt. Die Zusammenstellung gibt manchen brauchbaren Wink, doch geht der Verfasser in der Abweichung vom Original, besonders bei Übersetzung poetischer Stellen, ohne Not vielfach zu weit. Warum sollen wir poetische Bilder nicht beibehalten, warum sollen wir die Metaphern des französischen Textes so ängstlich vermeiden? „*Le fer pèserait à nos débiles mains*" wird durch die Übersetzung: „Das Schwert wäre zu schwer für uns Schwächlinge" statt „für unsere schwachen Hände" ganz matt und farblos. Die Übersetzung der Dichterstelle: „*Là, d'une mère infortunée Vous avez dû plaindre l'amour*" mit „Dort habt ihr wohl meine liebe, unglückliche Mutter bedauert" ist zu prosaisch und verwischt den Eindruck des Originals, ohne besseres Deutsch zu bieten. Dies gilt besonders von den zahlreichen Übertragungen aus Racines Britannicus, die z. T. recht geschickt sind, z. T. aber auch im Ringen nach gutem Deutsch zu prosaisch werden oder zu frei sind und bestimmte Züge nicht zur Anschauung bringen. „*Abaissement*" mit „Verdemütigung" zu übersetzen, ist grausam. Man kann auch in dem besten Streben zu weit gehen. Man beherzige das Wort: „So treu wie möglich, so frei wie nötig".

9) Beil. z Jahresbericht des Gymnasiums zu Patschkau, 22 S. 10) Beil. z. Progr. des Bertholdsgymnasium zu Freiburg i. B., 21 S.

B. Grammatiken. Von G. Weitzenböck's Sprachlehre, dem Teil II B seines Lehrbuches, ist die 5. Auflage erschienen[11]). Wenn ich an dem vortrefflichen Buche einige Ausstellungen mache, so geschieht es, um zu immer grösserer Vervollkommnung desselben beizutragen. Der Verfasser geht richtig von dem Laute, nicht von dem Buchstaben aus. Da finden sich einige kleine Ungenauigkeiten. Die Angabe über die Bildung des Lautes *ñ* ist schief; es heisst: er wird gebildet wie ein *n*, nur legt sich die Zunge breiter an den vorderen Gaumen an, dort, wo das deutsche *j* gebildet wird. Hier ist der Ausdruck „legt sich an" unrichtig; man könnte so meinen, es würde ein Verschluss gebildet, wie es bei *n* wirklich ist, nicht aber bei *ñ*. Das wesentliche der Bildung, die Palatalisierung, wird nicht klar. Der Satz: „Soviel Vokale, soviel Silben" ist anfechtbar, man müsste denn Diphthonge als einen Vokal rechnen, was doch nicht gut geht. Dass der Stimmansatz, d. h. der Kehlkopfverschlusslaut, nur innerhalb einer Tongruppe vermieden würde, stimmt nicht; auf gänzliches Vermeiden des Knackgeräusches ist stets zu achten. Die Regel über den Lautwert des Buchstaben *g* würde ich auch etwas anders fassen: der Laut ʒ wird in der Schrift durch *ge* ausgedrückt, vor *e* und *i* durch *g*. Beim Verbum wäre es wünschenswert, wenn die Personalendung von dem Tempuszeichen getrennt oder durch den Druck unterschieden würde: *av-ai-s*. Dann haben wir die gleichen Personalendungen; das Imperfektzeichen betont *ai*, unbetont zu *i* abgeschwächt. Ebenso ist bei *finis* die Inchoativsilbe nicht mit der Endung zusammenzuschreiben. Ungenau ist hierbei die Anmerkung, dass der Stamm teils durch *-iss*, teils durch *-i* verlängert würde. Im Präsens *finis* ist nicht *is* die Endung, diese würde *s* sein, also *fin-iss-s*; da aber gleichartige Konsonanten am Ende nicht zusammenstehen können, fällt der letzte ab, also bleibt *fin-is*, wo *is* der Rest der Inchoativsilbe ist. Mit dem Ausdruck „Ableitung der Formen" bin ich nicht einverstanden, der Schüler könnte meinen, der Konjunktiv sei wirklich von der 3. pl. Ind. abgeleitet; dadurch würde er etwas wissenschaftlich ganz Falsches lernen. Bei den unregelmässigen Verben werden manche angeführt, die nichts Unregelmässiges haben. Bei der Rektion des Infinitiv sind nur die Verba aufgezählt, ohne dass ein Prinzip ersichtlich wäre. Unklar gefasst ist die Regel unter § 206 über die Übereinstimmung des Prädikats, wenn die Subjekte „verschiedene grammatische Personen" sind. Ebenso ist der Ausdruck nicht klar genug bei der Bildung der Adverbien von den Adjektiven auf *-ant* und *ent*. *Celui* ist nicht Demonstrativ, sondern Determinativ. Die Tolérances sind in zu weitgehender Weise berücksichtigt, z. B. *grand père*! Vortrefflich dagegen sind die bei den unregelmässigen Verben unter dem Texte gegebenen Erklärungen und Erläuterungen. Dass mit dem sogen. Teilungsartikel entgültig gebrochen ist, verdient Anerkennung. Lobend ist auch hervorzuheben, dass der Verfasser sich bemüht hat, alles Überflüssige zu streichen, dass er nach Kürze in Stoff und Ausdruck gestrebt hat. Trotz der Kürze sind die Angaben fast durchweg klar und präzis gefasst. Die Hinzufügung der Lautschrift halte ich ebenfalls für einen Vorzug.

---

11) Leipzig, G. Freytag, 90 S., geb. Mk. 1,50.

Ph. Plattner's Ergänzungen III 12 zu seiner ausführlichen Grammatik der französischen Sprache beschäftigen sich mit dem Verbum in syntaktischer Hinsicht. Sie behandeln die Wortstellung und Inversion, die Übereinstimmung von Subjekt und Verb, den Gebrauch der Zeiten, den Konjunktiv, die Zeitenfolge, den Infinitiv. Auch in diesem Heft bringt der Verfasser eine Fülle von Material, das in gründlicher und klarer Weise verarbeitet worden ist.

Den ganzen grammatischen Stoff in kurzer Fassung enthält R. Kron, Französische Taschengrammatik des Nötigsten[13]). Trotz der Rechtfertigung im Vorwort lag für die Abfassung des Büchleins gerade in dieser Form kein Bedürfnis vor. Das Lob, welches seinen übrigen Büchern mit Recht zuteil geworden ist, kann diesem Heftchen leider nicht gespendet werden. Dazu wandelt es zu sehr in den althergebrachten Gleisen, die auch durch den häufigen Gebrauch nur ausgefahrener, nicht besser geworden sind. Unklar ausgedrückt ist S. 8 über die Kasusbildung: Nom. und Akk. haben dieselbe Form, Gen. und Dat. werden durch ein dem letzteren vorgesetztes *de*, resp. *à* umschrieben. Was ist das letztere? Dass *de* Artikel (Teilartikel) sein soll, ist auch nicht neu, es bleibt aber doch Präposition. Auf derselben Seite spricht er richtiger vom partitiven *de*. Einen Superlativ gibt es im Französischen nicht; *élégantissime* ist doch nicht als solcher anzusehen. Die Adverbialbildung der Adjektiva auf *-ant* und *ent* ist immer wieder dieselbe, statt dass vom Laut ausgegangen wird. Dass von *lent* das Adverb *lentement* heisst, liegt nicht daran, dass es einsilbig ist. Bei der Stellung der Pronomina ist nicht gesagt, welche überhaupt zusammenstehen können. *Celui* ist wieder Demonstrativ. *J'ai eu* soll eine „zusammengesetzte Form" sein, also wohl ein Kompositum von *avoir*? Die Bildungsweise fälschlich sogenannter abgeleiteter Verbalformen ist die alte, unwissenschaftliche. Beim Imperativ der *-er*-Verben soll „das *s* der *tu*-Form" abgefallen sein; das ist nicht gut möglich, weil nie eins da war. Man sieht, es ist — Ploetz, und dazu lag in der Tat kein Bedürfnis vor.

Hugo Hultenberg, Fransk Skolgrammatik[14]) wird in der von E. Rodhe herausgegebenen Schwedischen Monatsrevue für den Unterricht in den drei Hauptsprachen „Moderne Språk" vom Oktober 1906 besprochen und als vorzügliches Buch bezeichnet. Danach sind die wichtigsten Punkte der Grammatik in klarster Weise auseinandergesetzt, es finden sich ausserdem kurze Angaben über die feinen Unterschiede der modernen Sprache und über Tatsachen der historischen Grammatik. Die Einleitung über die Geschichte der Sprache und die folgenden Seiten über das Leben der Sprache werden für ausgezeichnet erklärt. Desgleichen werden die Phonetik und die Bemerkungen über die Pariser Aussprache, sowie ebenfalls die auf das Notwendige beschränkte Formenlehre und die klare und gedrängte Syntax gerühmt. Dieselbe Nummer enthält ausser einer Etude littéraire sur Châteaubriand, Dickensian Archaisms eine Besprechung des Engelsk Lärebok för Realskolen av Otto Jespersen und Översättningsövningar, d. h. einen schwedischen Text mit Übersetzung ins Deutsche,

---

12) II. Teil, 3. Heft, Karlsruhe, J. Bielefeld, 155 S., Mk. 2,60. 13) Ebd. 64 S., Mk. 1. 14) Stockholm, Norstedt & Töner, 164 S., 2 kr. 25 öre.

Englische und Französische nebst grammatischen, synonymischen und anderen Bemerkungen.

Die kurzgefasste französische Wiederholungsgrammatik von MEURER[15]) bespreche ich unter dieser Rubrik, weil alles übrige auf dem Titel Angegebene in gar keinem organischen Zusammenhange mit der Grammatik steht. Das Büchlein soll nicht nur zu grammatischen Wiederholungen, sondern auch zur Vorbereitung auf schriftliche und mündliche Prüfungen dienen, daher die angehängten Übungsstücke zum Übersetzen aus dem Deutschen und aus dem Französischen. Beide, besonders die letzteren, sind viel zu spärlich, als dass damit irgendein Resultat erzielt werden könnte. Die Hauptregeln der Grammatik behandeln, von der Rechtschreibung ausgehend, in herkömmlicher Weise den Stoff nach den Wortarten, beim Nomen auch die Formenlehre, beim Verbum nur die syntaktische Seite. Die eingestreuten Verschen muten doch gar zu altväterisch an. Auf eine Begründung der sprachlichen Erscheinungen ist verzichtet worden; trotzdem durfte die Bildung der Adverbien von den Adjektiven auf *-ant* und *-ent* nicht in der mechanischen Weise gegeben werden, wie sie sich freilich leider noch so häufig findet: „die Adj. auf *-ant* und *-ent* verwandeln in *-amment* und *-emment*“. Was verwandeln sie denn? Das kommt eben davon, wenn man sklavisch vom Buchstaben ausgeht, während die Sache vom Laute aus behandelt doch so einfach ist. Die ursprünglichen Part. praes. waren eben Adjektiva einer Endung, demnach trat die Silbe *-ment* an die für mask. und fem. gemeinsame Form: kōstā — kōstāmā, der Nasal der Partizipialendung schwindet: kōstamā. Beim Zahlwort sind leider hinsichtlich des Bindestriches und mille die Tolérances berücksichtigt worden. Das heisst die Schüler geradezu zu Fehlern anleiten. Vom Teilungsartikel hat sich der Verfasser auch noch nicht losmachen können, ebenso ist *celui* noch Demonstrativum. Die Inversion nach *à peine — que* etc. steht fälschlich unter dem Indikativ, statt unter der Wortstellung. Bei der Anordnung des Konjunktivs ist kein rechtes Prinzip ersichtlich, daher treten auch wieder die unpersönlichen Ausdrücke auf; die den Konjunktiv regierenden Konjunktionen stehen bunt durcheinander. „Hauptsätze mit *que*“ sind keine Hauptsätze; ausserdem heisst *que* nicht „möge“. § 125 wird erklärt, die Verba des Wollens regierten den Infinitiv ohne Präposition, § 126 werden die des Befehlens etc. mit *de* angegeben. Das sind doch gerade Verba des Wollens. Dass das Part. prés. mit *en* Gérondif heisst, ist man schon gewohnt, aber dass es meist „indem“ bezeichnet, durfte nicht gesagt werden; „indem“ ist in den allermeisten Fällen falsch. Bei der Wortstellung fehlt das Prinzip. Die Zusammenstellung der Regeln ist also nicht besser und nicht schlechter als in den landläufigen Grammatiken. Zu loben ist die Liste der gebräuchlichsten Synonyma. Wenn *lieue* als $^3/_5$ Meile bezeichnet wurde, so war dabei anzugeben, welche Meile gemeint ist, also die geographische. Es folgt eine kurzgefasste Verslehre, bei der der romantische Alexandriner nicht berücksichtigt ist; sonst ist nichts dagegen einzuwenden. Den Nutzen des Abrisses der französischen Literaturgeschichte kann ich nicht einsehen; es werden nur Namen angeführt,

15) 3. Aufl., Leipzig, H. Bredt, 106 S., Mk. 1.

wobei die Auswahl nicht sehr kritisch ist; gerade im XIX. Jahrhundert waren statt manches Minderwertigen viel Bedeutendere zu nennen.

Die kurzgefasste französische Synonymik von H. BRETSCHNEIDER[16]), die vom deutschen Worte ausgeht, soll bei der gelegentlich der Lektüre vorkommenden Erläuterung der Synonyma zum Vergleich herangezogen, sowie zu allgemeinen Wiederholungen gebraucht werden. Besondere Veränderungen gegen die früheren Auflagen sind nicht vorgenommen worden. Die Definitionen sind kurz und klar, die Beispiele angemessen, so dass das Büchlein zu empfehlen ist.

Die französische Stilistik für Deutsche von CL. KLÖPPER und H. SCHMIDT[17]) ist ein fleissig gearbeitetes Buch, dessen Erscheinen man mit Freuden begrüssen darf, gibt es doch ausser Frankes Stilistik kein derartiges, das ganze Gebiet umfassendes Werk, während Vorarbeiten über einzelne Punkte wohl vorhanden sind. Es ist ausdrücklich für Deutsche bestimmt; das verlangt die Vergleichung beider Sprachen in stilistischer Hinsicht . . . „Die organische Entwicklung, durch die der Inhalt und die logische Form des Gedankens in die Erscheinung treten, hat sich nicht gleichartig ausgebildet und erhalten, und verschiedenen Sprachen sind darum auch verschiedene Formen des Ausdrucks und ein verschiedener Stil eigen.“ Ich möchte das lieber so ausdrücken, dass die einzelnen Völker eine verschiedene sprachliche Anschauung haben. Das ist gerade bei dem Übersetzen aus der einen Sprache in die andere zu bedenken, denn durch Nichtbeachtung dieser andersweitigen sprachlichen Anschauung entstehen die sogen. Gallizismen, Germanismen u. s. w. Schon im Wortschatze zeigt sich, bei der Benennung der Gegenstände, der mannigfaltige Gesichtspunkt, von dem aus bei den einzelnen Völkern die Benennung erfolgt. Ebenso verhält es sich mit den Bildern, den Metaphern. Wenn nun auch dieser Unterschied am meisten beim Übersetzen fühlbar macht und in Betracht kommt, so dürfen wir doch nicht lediglich letzteres im Auge haben; z. B. in der Bemerkung, dass der Zusammenhang darüber entscheidet, ob ein Wort mit seiner subjektiven oder objektiven Bedeutung übersetzt werden soll, möchte ich letzteres Wort lieber durch „wiedergegeben“ ersetzen. Der Unterschied ist wohl gering, aber man fühlt ihn doch. Andererseits wird ein solcher erst durch die Art der Übersetzung konstruiert; z. B. bei *je me flatte d'obtenir cette place* soll der Wegfall eines deutschen Substantivs vorkommen. Ja, wenn man übersetzt „ich schmeichle mir“, wird man der Klarheit wegen „mit der Hoffnung“ hinzufügen müssen; gibt man aber *je me flatte*, wie wohl das Natürlichste ist, mit „ich hoffe“ wieder, so entfällt jede Schwierigkeit. Doch gerade in der Stilistik spielt ja das subjektive Empfinden eine grosse Rolle, so dass man über Auffassungen im einzelnen schwer streiten kann. Im allgemeinen sind in vorliegendem Buche die Unterschiede der beiden Sprachen gerade hinsichtlich der verschiedenen sprachlichen Anschauung scharf erkannt und ins rechte Licht gesetzt, und das Buch zeugt von guter Beobachtung und genauer Kenntnis des beiderseitigen Sprachgebrauchs. Ein ausführliches Register erleichtert die Benutzung.

16) 4. Aufl., Leipzig, Renger, 31 S., Mk. 0,50. 17) Dresden und Leipzig, C. A. Koch, 382 S., Mk. 8.

Die Ergänzungsregeln zur französischen Sprachlehre von Ploetz und Kares von L. F. KIRSCHSTEIN[18]) wurden auf dem Titel als Entwurf zu einer neuen französischen Schulgrammatik bezeichnet. Der vorliegende I. Teil, das Verb, erweckt den Eindruck, dass das versprochene Buch besser ungedruckt bliebe. Zwar stellt der Verfasser ganz vernünftige Anforderungen und erklärt von seinem Standpunkte aus die französische Sprachlehre von Ploetz-Kares für eine der schlechtesten Schulgrammatiken, welche in den letzten 30 Jahren erschienen sind. Wenn es mir auch durchaus fern liegt, für Pl.-K. einzutreten, ich mich vielmehr dem Ausspruch des Verfassers im ganzen anschliessen kann, so sehe ich doch nicht, in welcher Beziehung die „Ergänzungen" besser wären. Zuerst kommen *avoir* und *être*, in allen Formen, auch den umschriebenen, durchkonjugiert, dann die vier Konjugationen ebenso. Damit sind wir auf S. 19 angekommen. Dann folgen Bemerkungen zur Konjugation oder zu den „vier" Konjugationen. Interessant ist dabei die Behandlung der sogen. III. Konjugation: Stamm und Endung; *reç-ois*; also *ois* ist Personalendung, da bleibt vom Stamm nur *ç* übrig. „Dieser Stamm bleibt unverändert und lautet *reç*." Wirklich? Nein, er heisst *recev*. Der Verfasser freilich betrachtet das *ev* als „Bindeendung" (ein sehr unglücklich erfundener Ausdruck!), wie *iss* in *pun-iss-e*, *oiv* in *reçoive*, *evr* in *rec-evr-ai!* Das ist freilich meines Wissens noch nicht dagewesen. Bei den unregelmässigen Verben der II. und III. Konjugation „fehlen im Plur. prés. die Bindeendungen *iss* und *ev*." Natürlich wird der Konj. Prés. von der 3. Plur. des Ind. „abgeleitet", die 1. und 2. Plur. Konj. Präs. aber nicht, sondern von der 1. Plur., „wenn, wie in der III. Konjugation, diese beiden Stammformen verschiedene Stämme, einschliesslich der Bindeendung, haben." Ich meine, der Stamm bliebe unverändert? Von stammbetonten Formen ist natürlich in dem ganzen Büchlein gar nicht die Rede. Dieselbe Klarheit und Folgerichtigkeit zeigt sich auch bei der Bildung der übrigen Formen; der Konj. Impf. wird von dem p. d. abgeleitet. Die Endung *se* wird an die 1. Pers. des Sing. (des p. d.) angehängt; in der 1. Konjugation wird die Endung *se* an die 2. Sing. p. d. angehängt. Eine einfache Zeit ist nach dem Verfasser das Futur, während Plusqpf. etc. als „zusammengesetzte" bezeichnet werden. Die „Bedeutung der Tempora" ist ganz unzureichend behandelt; noch weniger genügt die „Bedeutung der Modi". Nirgends findet sich auch nur der Versuch, etwas tiefer einzudringen und die grammatischen Erscheinungen zu begründen. Die sogen. unregelmässigen Verba werden kritiklos alphabetisch und nach den Infinitivendungen aufgeführt; die daran sich anschliessende Gruppierung bringt u. a. *résoudre* und *coudre* unter einer Gruppe. Auf S. 44 bricht die Schrift ab; danach steht: Fortsetzung folgt. Wenn der Verfasser in der Einleitung die Hoffnung ausspricht, die vorliegende Arbeit möge dazu dienen, den grammatischen Ausbau der französischen Schulgrammatiken zu fördern, so ist er in einem grausamen Irrtum befangen, dann auch diese Schrift ist nicht über die ersten Anfänge hinausgekommen.

C. Grammatiken mit Übungsbüchern. Ihrem englischen Unterrichtswerke lassen G. DUBISLAV und P. BOEK ein französisches

---

18) Beil. z. Jahresber. der Realschule zu Wehlau, 44 S.

unter dem Gesamttitel „Methodischer Lehrgang der französischen Sprache für höhere Lehranstalten“ folgen[19]. Die Grundsätze sind im wesentlichen dieselben. Überall wird von der Anschauung ausgegangen, aus ihr werden die Formen der Formenlehre sowohl wie die Regeln der Syntax abgeleitet. Das fremdsprachliche Anschauungsmaterial wird grundsätzlich in der Form von zusammenhängenden Stücken gegeben; Einzelsätze treten nur in seltenen Fällen ein, wo der Lesestoff nicht zur Veranschaulichung einer grammatischen Erscheinung ausreichte. Diese Einzelsätze enthalten aber nur bereits geübtes, dem Schüler geläufiges Sprachmaterial. Mit Recht bemerken die Verfasser, dass Vokabeln, welche dem Schüler in Einzelsätzen geboten werden, viel schneller der Vergessenheit anheimfallen, als solche, welche er zuerst in einem Lesestück kennen gelernt hat. Ebenso richtig ist, dass der Umgangssprache auf der unteren Stufe der allerbreiteste Raum zu gewähren ist. Andererseits halten die Verfasser deutsche Übungssätze zur Befestigung der Grammatik für unerlässlich; glücklicherweise fügen sie hinzu, dass Sprachstoff durch das Hinübersetzen nur in geringem Masse erworben werden soll. Diese Übungssätze waren überflüssig bei dem grossen Werte, der auf die Exercices gelegt worden ist, in denen die gelernten Regeln der Grammatik durch Umgestaltung oder Vervollständigung französischer Sätze geübt werden. „Wenn dem Schüler aufgegeben wird, den schon vorgekommenen Satz: *Les Anglais brûlèrent Jeanne Darc* ins Passiv zu verwandeln, wird er die zur Übung stehenden grammatischen Kategorien ungleich klarer erfassen und sicherer festhalten, als wenn man ihn aus dem Deutschen übersetzen lässt: „Jeanne Darc wurde von den Engländern verbrannt.“ Selbstverständlich handeln die zusammenhängenden Stücke nicht von griechischer und römischer, sondern von französischer Geschichte und Geographie und machen mit französischer, nicht mit englischer oder italienischer Volkskunde bekannt. Die Übungen beginnen mit der direkten Anschauung: *La classe.* In jeder Lektion folgen auf das Lesestück — ich setze voraus, dass es nicht von vornherein als Lesestück behandelt, sondern erst nach mündlicher Verarbeitung gelesen wird Exercices oraux, bestehend in Fragen über das Stück, Grammaire und Exercices; z. B.: *Formez le pluriel des mots suivants* (Lekt. 2). Eine schiefe Fassung zeigt dabei die Regel: „Der Genetiv wird durch Vorsetzung von *de* vor den Nom. gebildet. Inhaltlich anfechtbar ist in L. 4 der Satz: *Es-tu en quatrième? Non, m., je suis déjà en troisième,* in dem Quartanerkursus. Eine Verteilung des Stoffes auf die drei Klassen ist in den Ausgaben für Gymnasien und Realgymnasien nicht vorgenommen, während für die Real- und Reformschulen ein besonderes Buch für das erste, ein zweites für das zweite und dritte Jahr vorhanden sind. Die Ausgabe B unterscheidet sich von A nur ganz unwesentlich. Für die unregelmässigen Verben ist teils in A, teils in B hier und da eine

19) Schulgrammatik. Berlin, Weidmann, 125 S., Mk. 1,40. — Elementarbuch: Ausgabe A, für Gymnasien und Progymnasien; Quarta, Untertertia und Obertertia, ebd. 267 S., Mk. 2,60. — Ausgabe B, für Realgymnasien und Realprogymnasien, 268 S., Mk. 2,60. — Ausgabe C, für Realschulen, Oberrealschulen und Reformschulen. I. Teil, Sexta, 107 S., Mk. 1,20. — II. Teil, Quinta und Quarta, 254 S., Mk. 2,60.

Lektüre eingeschoben, die aber keinen neuen Stoff bringt, so dass für beide Arten von Anstalten ganz gut dasselbe Buch hätte zugrunde gelegt werden können. In der angehängten Grammatik wäre es wünschenswert gewesen, bei dem Verb die Personalendungen durch den Druck von dem Stamm zu scheiden; das hätte zur Klarheit und Übersichtlichkeit sehr beigetragen. Einteilung und Anordnung der unregelmässigen Verben ist im ganzen zu loben, nur zuweilen wird Ungleichartiges lediglich der gleichen Endung wegen zusammengestellt. Ungeeignet ist der Ausdruck, dass die transitiven Verben mit *avoir* „zusammengesetzt" werden, zumal da in demselben Satz das Wort Komposita vorkommt. Der Teilungsartikel gefällt mir immer noch nicht, auch wenn er für das Deutsche („des perlenden Weins") in Anspruch genommen wird. Auch bei diesem Buche muss ich mich wieder gegen die Heranziehung der Tolérances aussprechen; zu schreiben: *en mille huit cents trente six* ist eben falsch. Den beigegebenen Liedern sind leider bis auf eins lauter deutsche Melodien zugrunde gelegt. Ich ziehe französische Originalmelodien vor. Abgesehen von diesen geringfügigen Ausstellungen gebührt dem Lehrbuch das grösste Lob. Man merkt auf Schritt und Tritt, dass es aus dem Unterricht, aus der Praxis erfahrener Lehrer hervorgegangen ist, die mit den Fortschritten und den jetzigen Anforderungen der Methodik wohl bekannt sind. In allen Arten der höheren Schulen werden die Bücher mit gutem Erfolg gebraucht werden. Nun noch ein paar Worte über das dazugehörige Übungsbuch. Dies ist zur Einübung der in der Grammatik gelernten Regeln bestimmt. Die einzelnen Lektionen zerfallen in fünf Teile: A enthält gewöhnlich ein französisches Lesestück zur Anschauung, B französische Übungen zur Umformung, Vervollständigung und weiteren Verarbeitung, C deutsche Einzelsätze, D ein zusammenhängendes deutsches Stück, E bringt eine kurze Wiederholung aus dem Pensum der vorhergehenden Klassen. Die französischen Stücke sind teils geschichtlicher Art, teils Briefe, Dialoge, Stoffe aus dem gewöhnlichen Leben. Eine Anzahl Gedichte ist angehängt, darunter die Marseillaisse mit Melodie. Sprechübungen lassen sich mit Leichtigkeit an die Texte anknüpfen, zumal da ein besonderer Abschnitt ausdrücklich dazu bestimmt ist. Anfangs werden zu diesem Zweck geschichtliche und geographische Stoffe, dann eine Reise nach Paris gegeben, später folgt eine Inhaltsangabe von J. Vernes „Le tour du mond en 80 jours". Aus allen diesen Abschnitten kann nicht nur Sprach-, sondern auch Realienkenntnis geschöpft werden.

Ein neues Lehrbuch ist auch RICH. FRICKE, Le Langage de nos Enfants. Französisch für Anfänger. I. Cours élémentaire. Erster Teil: für Sexta[20]). In einem Begleitwort rechtfertigt der Verfasser die Herausgabe eines neuen Lehrbuches und setzt gleichzeitig die Grundsätze auseinander, die ihn bei der Abfassung geleitet haben. Bestimmend für die Herausgabe war „die Meinung, dass nach gewissen Richtungen hin noch viel geschehen kann, um dem Französischen da, wo es als erste fremde Sprache auftritt, die richtige Stellung im gesamten Lehrplane zu geben." Leider, meint er, könne dem fremdsprachlichen Unterricht in

20) Wien, Tempsky und Leipzig, Freytag, 202 S., geb. Mk. 2.

den unteren Klassen kein besonders günstiges Zeugnis ausgestellt werden. Man mute dem Sextaner die Erlernung von Lesestücken zu, die entweder zu wenig Sprachmaterial bieten, oder durch ihre schwierige Satzform, gelegentlich auch durch schwierige Vokabeln unüberwindlich scheinen. Bei der von anderer Seite bevorzugten reinen Anschauungsmethode und dem überwiegend mündlichen Verfahren komme man wohl gelegentlich zu einem gewissen Vorrat konkreter Wörter und Wendungen, aber das Verständnis der Texte werde nicht gleichmässig entwickelt. In dritter Linie erwähnt er den rein grammatischen Betrieb. An all diesen Einseitigkeiten sind nach seiner Ansicht die bisherigen Lehrbücher schuld. Es war also ein neues nötig, und „ein völliger Umsturz bis ins einzelne war das Ergebnis". Nachdem er die Misserfolge des bisherigen Unterrichts und ihre Ursachen erörtert hat, kommt er zu den Grundsätzen für den Aufbau des neuen Buches. Es soll sich die allgemein gewürdigten Fortschritte der neuen Unterrichtsweise zu eigen machen (also doch!), und der Lesestoff soll bei aller Einfachheit doch ein möglichst geschlossenes Ganzes bilden, sowohl nach dem gesamten Sprachvorrate wie nach der allmählich sich erweiternden Form. Als Lehrverfahren gibt er der Induktion den Vorzug. Die beherrschende Stellung gebührt dem lebendigen Worte, dem sprachlichen Musterbeispiele des Lehrers, wobei aber auf „die kräftige Hilfe, welche der Gesichtssinn bei der Spracherlernung uns bietet", nicht verzichtet werden soll. Es wird also gleich in der ersten Stunde nach dem ersten Hören der Vokabeln und Nachsprechen mit Lesen und Schreiben begonnen. Nach einigen Winken über Erwerbung und Befestigung des Wortschatzes behandelt er die Unterrichtsweise. Hier werden recht beherzigenswerte Einzelmahnungen und Ratschläge gegeben. Vor allem verschone man, heisst es u. a., die Kleinen mit unnützen Grammatisieren ohne Zusammenhang mit dem Übungsstoff. Er verlangt ferner ein möglichst rasches Tempo: der Unterrichtsgang sei flott, so flott, dass Langeweile nie einreissen kann. Als besonders wichtig bezeichnet er selbst die Mahnung, „den zunächst erworbenen Sprachschatz zwar sicher aufzuspeichern, aber nicht schon als verfügbaren Besitz für umgekehrte (synthetische) Übungen aufzufassen. Verfrühte Übersetzungen in die fremde Sprache tragen keinen Gewinn ein, sondern rauben nur Zeit"; und das ist nicht einmal der schlimmste Nachteil. Jedenfalls verdienen auch nach Ansicht des Verfassers die mündlichen „Nachahmungs- und Rückwärtsübungen" den Vorzug vor den schriftlichen. — Das sind die Hauptgrundsätze; mit den meisten derselben wird jeder erfahrene Lehrer einverstanden sein. Es fragt sich nun, ob das Lehrbuch selbst diesen Grundsätzen entspricht. Antwort: im allgemeinen Aufbau: ja, in Einzelheiten nicht ganz. Nicht recht in den ganzen Rahmen zu passen scheint mir die vorausgeschickte Bemerkung: «*Apprenez le français et comparez avec l'allemand*»; das dürfte doch auch nach dem Grundsatze des Verfassers verfrüht sein. Wie beginnt nun der Unterricht? Nach Darstellung des Alphabets (eine Lautlehre enthält das Buch nicht) heisst es: «*Fermez vos livres! Écoutez (imitez, traduisez) les mots! Ouvrez vos livres et lisez!*» Was wird vor- und nachgesprochen übersetzt und gelesen? Hundert französische Wörter, ohne Zusammenhang, ohne dass sie vorher im Text vorgekommen wären. Dann erst kommt bei wieder geschlossenen Büchern:

«Voilà un livre». Damit war anzufangen, nicht mit dem öden Lernen zusammenhangsloser Vokabeln. Unter 3 folgen hübsch ausgeführte Bildchen: deux enfants, deux animaux domestiques (Hund und Pferd), deux oiseaux de la forêt (coucou, pic), une fleur et un fruit, jedes mit einem einfachen Sätzchen; unter 4 die Farben; dann Repetition, Ausspracheübungen, weitere 16 Bildchen: Hommes, animaux, plantes. Nun kommt unter 8 eine zusammenhängende Darstellung: La famille du troisième tableau, wo sehr hübsch mit den Gegenständen zugleich die Handlung verknüpft ist. Unter den weiter folgenden 200 französischen Wörtern (Nr. 15) finden sich, ausser einer praktischen Zusammenstellung der bisher dagewesenen, auch eine grosse Anzahl, die noch nicht vorgekommen sind, auch so bald nicht vorkommen. Bei 26, Les soldats, ist sonderbarerweise ein deutscher Soldat abgebildet, statt eines französischen. Die Übungen schreiten so ganz schön methodisch fort, aber da kommt unter Nr. 28 eine „Wiederholung“: eine ganze Reihe deutscher Einzelsätze? Passt das zum Begleitwort? Einzelsätze ohne Zusammenhang erscheinen dann beim Verbum als Übungsbeispiele. Auch das scheint nicht recht mit den Grundsätzen des Verfassers übereinzustimmen. Die unter Nr. 27 gegebenen Exercices de Lecture et de Prononciation sollen offenbar nachträglich dem letzteren Zweck dienen; sonst versteht man nicht, wie z. B. zu dem Bilde des Pferdes die Sätze kommen: *«N'est-ce pas là de drapeau de Charles? Combien de chaises avez-vous dans votre chambre?»* Für wie bedenklich der Verfasser selbst das Hinübersetzen hält und wie wenig schliesslich als selbständige Leistung übrig bleibt, zeigen die zusammenhängenden deutschen Stücke, in denen die französische Wortstellung durch übergesetzte Zahlen angegeben ist. Im ganzen zeigt also das Buch neben vielem Guten doch auch noch manches Verbesserungsfähige, manches, was nicht immer zu den Grundsätzen des Verfassers passen will.

Ebenfalls neu ist GEORG STIER, Le Collégien français; Lehrbuch der französischen Sprache für höhere Lehranstalten[21]). Das Buch macht im ganzen einen sehr guten Eindruck. Es ist, wenigstens in seinem ersten Teile, nach Hausskne chts English Student gearbeitet; darin liegt schon eine Gewähr für einen methodisch richtigen Aufbau. Überhaupt zeigt sich durchweg das Bestreben, die neueren Errungenschaften der neusprachlichen Methodik zu verwerten. Mit dem vorausgeschickten Cours préparatoire kann ich mich freilich nicht ganz einverstanden erklären. Er soll zur Einübung der Laute dienen, die so über 15 Lektionen verschleppt wird. Wenn in der ersten Lektion auch nur die Laute *ü, u, wa, e* nebst ihrem orthographischen Äquivalent geübt werden sollen, in $2^1/_2$ Zeilen, so kommen doch auch Konsonanten vor, wie *p* und *t*, deren Aussprache doch keineswegs die der entsprechenden deutschen ist, sondern erst recht besonderer Übung bedarf. Ich kann deshalb nur bei meiner Ansicht stehen bleiben, dass das ganze französische Lautsystem in einem Vorkursus von einigen Stunden eingeübt werden muss; dann erst wird zu Sätzen, zum Sprechen übergegangen. Nicht aber darf sich, wie hier, wo der Verfasser offenbar auch einen Lautkursus vorausschicken

21) I. u. II. Teil, Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing, 270 und 263 S.

will, die Aussprache über „Lektionen“ mit Sätzen verteilen. Was der Verfasser über die Art der Benutzung des Collégien français sagt, verdient im grossen und ganzen Zustimmung, wenn man auch im einzelnen abweichender Ansicht sein darf. So verdient Beifall, dass jede Lektion bei geschlossenem Buche eingeübt wird; ferner das, was über das Chorsprechen, das Singen, die Sprechübungen gesagt wird. Dagegen gefällt mir nicht das zu frühe, mit dem Erlernen der Laute fast gleichzeitige Einsetzen der Orthographie, und weiter kommt mir in den Sprechübungen zu viel Deutsch vor; die Sprechübungen sind gerade so einzurichten, dass ein Durcheinander beider Sprachen nach Möglichkeit vermieden wird. Der Verfasser bezeichnet seine diesbezüglichen Ausführungen ja ausdrücklich auch nur als Vorschläge. „Jeder Lehrer wird den Weg gehen, der ihm richtig erscheint.“ In dem Hauptteile wird der Schüler, ganz entsprechend dem Hausskne chtschen English student, in das Gymnasialleben eingeführt, zugleich auch mit zwei Pariser Sehenswürdigkeiten bekannt gemacht, den Buttes Chaumont und dem Jardin d'Acclimatation. Ein paar Abbildungen dazu wären wohl erwünscht gewesen. Die Einteilung der Lektionen ist aus dem Vorbilde bekannt: A. Dialogue. B. Récit, d. h. der eben dialogisch behandelte Stoff wird in zusammenhängender, erzählender Darstellung gegeben. C. Conversation. D. Grammaire nebst Exercices, z. B. Conjugaison, wo das Satzkonjugieren geübt wird. Kleine Sprichwörter, Rätsel und Amusettes am Schluss jeder Lektion bringen noch mehr Abwechslung in den Unterricht. Zu loben ist auch das frühe Einsetzen des selbständigen Verbums, wie es dem ganzen Plane nach ja auch erforderlich war. Die Récapitulation dieses ganzen ersten Teiles, des Gymnasiallebens, ist leider durch deutsche Stücke, offenbar zum Übersetzen, gegeben. Ich hätte eine kurze, systematische Zusammenfassung in französischer Sprache vorgezogen. Der II. Teil des ersten Kursus behandelt das Verb zuerst in französischen Einzelsätzen zu jedem einzelnen Zeitwort, dann in zusammenhängenden Stücken. Unter C folgen dann reichlich bemessene, nicht zusammenhängende deutsche Übungsaufgaben. Dass sich das Verb, auch das sogen. unregelmässige, auch anders, ohne Deutsch, einprägen und üben lässt, ist anderweitig schon vielfach gezeigt worden. Das Appendice: „Lectures et sujets de conversation“ hätte sich vielleicht in den methodischen Lehrgang selbst hineinarbeiten lassen. In dem grammatischen Teile sind die Verben nach Plattners Vorgang nach Stämmen eingeteilt. Dieses Verfahren ist voll und ganz zu billigen. Dass dabei der Einfluss der Betonung auf den Stammvokal zur richtigen Geltung kommt, versteht sich von selbst. Äusserliche Begründungen, die doch nicht den Kern der Sache treffen, waren zu vermeiden. So soll *croît* mit Circonflexe geschrieben werden, um es von der gleichen Form von *croire* zu unterscheiden. Der Grund liegt vielmehr in dem Ausfall des oder hier der *s*. — Der zweite Kursus enthält die Syntax mit dem dazu gehörigen Übungsstoff. Die Einzelsätze sind möglichst dem ersten Teile des Buches entnommen, der „Übungsstoff“, d. h. deutscher zum Hinübersetzen, ist nur in beschränktem Umfange gegeben. Die Gründe, die der Verfasser für die Einschränkung des Übersetzens ins Französische anführt, hätten ihn veranlassen sollen, die deutschen Stücke überhaupt wegzulassen. Aber — Lehrpläne, Prüfungen! Die Übungen,

die er bringt, um den Schüler zum französischen Denken und Sprechen anzuleiten, sind sehr empfehlenswert. Bei der Einübung der Inversion des Subjekts im Fragesatz wird der Schüler zur selbsttätigen Fragebildung angeleitet, „was von viel höherem Werte als das Übersetzen fertiger Sätze ist". Bei der Hervorhebung der verschiedenen Satzteile werden dem Schüler nur französische Sätze vorgelegt, mit der Aufgabe, sie zur Hervorhebung einzelner Satzteile umzuarbeiten. Ebenso hat er bei Bedingungs- und Konzessivsätzen nur französischen Text. Beim Konjunktiv finden sich nur bei „Haupt- und Relativsatz" deutsche Texte. Wirkliche Hauptsätze gibt es da ja gar nicht. Part. prés. und Adjectif verbal werden nach dem Muster französischer Schulbücher gelehrt. Das ist lobenswert, allein dann hätte die Bezeichnung der Form mit *en* als Gérondif ganz wegbleiben müssen; zum Glück ist nicht von einem part. prés. mit *en*, das Gérondif genannt werden soll, die Rede. Auch beim Interrogativum werden die Übungen in französischen Fragen gegeben. Anderes ist aus der Lektüre zu erlernen. Man sieht also, dass es auch ohne Übersetzen und zwar viel besser geht. Die Behandlung der Regeln lehnt sich an des Verfassers grosse Syntax an, ein Werk, das besonders wegen der Berücksichtigung der älteren Sprache zu empfehlen ist. Dass die Tolérances, wenn auch nur unter dem Striche, erwähnt werden, musste nach der eigenen Ansicht des Verfassers zum mindesten überflüssig erscheinen; sie gehen den Schüler ganz und gar nichts an.

Bei der Beurteilung des Buches von R. P. Atherton, Bell's French Course Part. I[22]), muss man den methodischen Teil, das Übungsbuch, streng von der Grammatik trennen, da beide von ganz verschiedenem Werte sind. Der erste Teil des ganzen Kursus war für Anfänger bestimmt und beschränkt sich wesentlich auf den einfachen Satz. Der vorliegende II. Kursus behandelt die einfacheren Formen des zusammengesetzten Satzes. Dabei spielt der Subjonctif eine grosse, viel zu grosse Rolle. Der Verfasser meint zwar, der zusammengesetzte Satz nötige ganz von selbst zur Erlernung des Subjonctif, und von allen Franzosen, jung und alt, welche gut Französisch sprechen, werde dieser Modus ausserordentlich häufig gebraucht. In letzterer Ansicht kann ich ihm aber nicht beistimmen; der Konjunktiv wird im Gegenteil nach Möglichkeit vermieden, ja der Konj. Impf. ist aus der Umgangssprache so gut wie ganz verschwunden. — Die methodische Anordnung des Stoffes in den einzelnen Lektionen ist konsequent durchgeführt: zuerst ein zusammenhängendes Stück, welches auswendig gelernt werden soll. Es empfiehlt sich ja, poetische und prosaische Stücke auswendig zu lernen, ob aber alle, das dürfte doch auf Widerspruch stossen. Nach dem Stücke kommen zwei Questionnaires, von denen das erste, A, mir überflüssig erscheint. Es fragt den Inhalt des Stückes ab. Das muss der Lehrer doch selbst können. Hält er sich an das Questionnaire, so sieht es sich der Schüler vorher an, und die so nötige Übung des Ohres wird versäumt. Hält er sich nicht daran, welchen Zweck hat es dann? Allenfalls kann es dem Schüler für die eigene Fragestellung als Muster dienen; besser ist es aber auch in diesem Falle, wenn der Schüler die Fragen selbständig

---

22) London, Bell & Sons, 187 S., 1 sh. 6 p.

bilden lernt. Das zweite Questionnaire ist von weit grösserer Bedeutung. Es ist eigentlich gar kein solches, vielmehr eine Anweisung zur methodischen Verarbeitung des Stoffes nach den verschiedensten Richtungen. Es enthält Angaben zur Umformung: *Mettez au pluriel: Un paysan avait remarqué* etc. *Mettez en forme interrogative, en forme négative et en forme négative-interrogative: Il le tenait à l'envers. Donnez d'autres expressions pour la phrase: en lisant. Posez sous forme différente la question: Dans quel magasin entra-t-il?* u. dergl. Dabei konnten freilich die an Questionnaire A erinnernden inhaltlichen Fragen samt Antworten vermieden werden. Der nächste Abschnitt der Aktion ist überschrieben: *Dependent Clause Drill.* Er enthält grammatische Satzübungen, z. B. die Umsetzung von „*je le crois ignorant parce qu'il tient le livre à l'envers*" in alle Zeiten. Ebenfalls gut sind die an jede Lektion sich anschliessenden Exercices verschiedener Art, z. B. bei der Anekdote „Le paysan et les lunettes": I. *Écrivez le morceau ci-dessus en commençant par „Un paysan et sa femme"* et en mettant l'histoire au présent. Dazu *modèle de devoir: „Un paysan et sa femme ont remarqué qui . . .* Weiter: *Mettez à tous les temps simples, et au passé indéfini, du mode indicatif: se frappe à la porte* u. a. Sätze. Exercice 3: *Analysez en anglais toutes les phrases subordonnées qui se trouvent dans le morceau,* nebst Anleitung dazu. Exercice 4: *Donnez le contraire des adjectifs: Une porte ouverte* etc. Bei dieser Behandlung des Stoffes dürften die allerdings an das Stück sich anschliessenden Einzelsätze zum Übersetzen ins Französische überflüssig sein. Auch das Chorlesen der Paradigmen kann vermieden werden. Die Anschauung kommt zu ihrem Rechte; zur Veranschaulichung der Komparation dienen — das ist zwar nicht neu, aber sehr zu empfehlen — mehrere Bleistifte von verschiedener Länge und Farbe, vier Bälle desgleichen u. s. w. — Nicht dasselbe Lob wie dem Übungsbuche kann dem Summary of Grammar gespendet werden. Es ist eben der alte Ploetz, wie er sich heutzutage bei den Verfassern von grammatischen Lehrbüchern weiter vererbt und weiter — ab- und ausgeschrieben wird. Natürlich gibts vier Konjugationen, wobei aber ausdrücklich bemerkt wird, dass die Verben nach der dritten, auf *-oir*, unregelmässig sind. Noch weiter als gewöhnlich geht das Falsche bei der Formation of Tenses. Als Stammformen werden hier angenommen: 1. Pres. Infinitive. 2. Pres. participle. 3. Past participle. 4. Pres. ind. 1st pers. sing. 5. Past definite, 1st pers. sing. Von 1. „are formed" the Future Ind., the Condit.; das ist richtig, nur ist das Cond. auch Indikativ. Von 2. werden gebildet: the 1st and 2d pers. plur. of the pres. ind. 2. Impf. ind. 3. the 1st and 2d pers. plur. of the pres. subjunctive. Von 3: All the compound tenses. Von 4: the imperative, the pres. subj., except the 1st and 2d pers. plur. Dazu die Bemerkung: In the 1st Conjugation *s* is dropped in the imper. sing.: *tu donnes — donne.* Ja, wenn der Imper. *donne* von *tu donnes* herkäme! Aber wie kann denn ein *s* abfallen, das nie dagewesen ist: *dona — donne*: wo ist ein *s*? Von 5. soll der Conj. impf. gebildet werden. O nein! Er wird von dem lat. Conj. Plusq. gebildet. Alle diese verkehrten Angaben finden sich mutatis mutandis in den meisten Grammatikern. Wenn die Verfasser doch endlich einmal einsehen wollten, dass sie damit dem Schüler etwas wissenschaftlich durchaus Falsches

geben, ohne dass damit irgendeine Erleichterung gewährt wird! Ähnlich verhält es sich mit den Endungen: *ais* soll „Endung" sein: in der Tat ist die Personalendung *s*, während *ai* das Tempuszeichen des Impf. ist, das in der 1. und 2. Plur., weil unbetont, zu halbvokalischem *i* abgeschwächt wird. Ebenso ist es beim Perfekt, wo *a* und *i* Tempuszeichen sind und nicht zur Endung gehören. Bei den unregelmässigen Verben ist mit keinem Worte auf den so ungeheuer wichtigen Wandel des Stammvokals unter dem Einfluss der Betonung hingewiesen. Die Behandlung des Artikels nebst dem unvermeidlichen Teilungsartikel, der Plural- und Femininbildung, der Adverbialbildung — hier natürlich wieder die „Verwandlung", changing, von *nt* in *mment* — und Komparation ist die hergebrachte, die durch die fortwährende Wiederholung nicht richtiger wird. Den Beschluss des Buches machen Sentences for translation, aber untermischt mit anderen, nützlicheren Übungen, ähnlich wie sie bereits bei den einzelnen Lektionen gegeben sind. Einige hübsch ausgeführte Bildchen tragen zum Schmucke des gut ausgestatteten Buches bei.

Eine weitere Neuerscheinung ist Cyprien Francillon, Le Français pratique[23]). Es sind vernünftige Grundsätze, nach denen das Buch verfasst ist. Es erstrebt von der ersten Stunde an das wirkliche Sprechen und Schreiben der französischen Sprache. Mit dem Schreiben von der ersten Stunde an kann ich mich freilich nicht einverstanden erklären; die Gründe dafür sind bekannt genug. In der ersten oder den ersten Stunden sind die Laute zu lehren. Das setzt der Verfasser auch voraus, da er ausdrücklich erklärt, wer das Buch zum Selbstunterricht benutzen wolle, müsse vorher in ein paar Privatstunden sich die Aussprache aneignen. Ich füge hinzu: wer es mit Lehrer benutzt, ebenfalls. Von einer Darstellung der Aussprache sieht er ab; das ist auch ganz gut. Aber dann brauchte er auch nicht so viel über die Schrift zu sagen und musste die zwei die Aussprache betreffenden Bemerkungen, S. 3 und 4, weglassen. Die erste spricht vom „Herüberziehen" der sonst stummen Endkonsonanten, ohne die vokalische Bindung zu berücksichtigen, die zweite behauptet: „In jedem Wort wird die letzte Silbe merklich hervorgehoben." Anzuerkennen ist, dass der Français pratique auf dem Gebiete der sinnlichen Begriffe bleibt. Im Anfange konnte die direkte Anschauung mehr herangezogen werden. Dabei war natürlich die Handlung nicht zu entbehren. Ich lege besonderen Wert darauf, dass von Anfang an die Handlung sofort mit dem Gegenstande verbunden wird; dabei kommt man natürlich nicht mit *avoir* und *être* aus, die hier durch viele Lektionen hindurch allein eine Satzbildung ermöglichen. Das eigentliche Verbum kommt viel zu spät. Die Exercices de conversation enthalten nur die Fragen. Dass der Unterricht in Frage und Antwort vor sich gehen muss, brauchte vom Verfasser nicht weiter verteidigt zu werden. Auch dass die Fragen vom Schüler wiederholt werden und dass in ganzen Sätzen geantwortet werden muss, versteht sich eigentlich von selbst. Aber die gedruckten Fragen, die der Schüler vorher lesen kann, erfüllen doch nicht ganz den Zweck: das Ohr wird nicht genügend geübt. Die „Übungen im Deutschen" sollen nur zur Kontrolle der erworbenen Kenntnisse dienen.

---

23) I. Leipzig, Renger, 344 S., Mk. 4.

Sie können ja übergangen werden. Letzteres scheint auch die Ansicht des Verfassers zu sein, da er selbst verlangt, dass der Gebrauch der deutschen Sprache, ausgenommen für die Erklärung der Hauptregeln, zu unterlassen ist. Dass ein „Schlüssel" zu dem Buche existiert, tut seiner Brauchbarkeit Eintrag. Bedenklich ist das z. B. in S. 29 eingeschlagene Verfahren: „*Corrigez l'orthographe des noms en italique*". Es werden da Substantivformen im Singular mit dem Artikel im Plural gebracht, und der Schüler soll die Pluralbildung vornehmen. Da bekommt der Schüler doch vor allem ein ganz falsches Wortbild, das sich ihm unwillkürlich einprägt. Dasselbe ist der Fall in L. 35, wo Adjektiva in der Maskulinform zum Feminin-Substantiv gesetzt werden, wie *les nuits orageux, une long lecture!* Das muss in einer Neuauflage unbedingt geändert werden. Die Ausstattung des Buches, dem der bekannte Plan monumental de Paris und eine Karte von Frankreich beigegeben sind, ist vorzüglich.

In 3. Auflage liegt vor X. Ducotterd, Lehr- und Lesebuch der französischen Sprache mit besonderer Berücksichtigung des freien Gedankenausdruckes[24]). Der Verfasser, seit langen Jahren überzeugter und erfolgreicher Vertreter des sprachlichen Anschauungsunterrichts, hat sich auch die Errungenschaften der Reform angeeignet, ohne seinen schon 1868 eingenommenen Standpunkt aufzugeben. Letzteres war auch gar nicht nötig, da sich der Anschauungsunterricht mit der Reform eng berührt. Die erste Auflage dieses auf solcher Grundlage aufgebauten Lehrbuches erschien 1901, die zweite 1904. Von Änderungen ist besonders hervorzuheben, dass eine Anzahl grammatischer Übungen und biographischer Notizen, die zur Erreichung des Unterrichtszieles nicht unbedingt erforderlich waren, gestrichen sind. Leider sind auch die Leseübungen in Lautschrift verschwunden. „Unbedingt erforderlich zur Erreichung des Lehrzieles" sind sie ja nicht, aber doch von ganz wesentlichem Vorteile. Bedauerlicherweise sind, wie in der 2. Auflage, so auch in der 3., die Tolérances, wenn auch nicht ganz konsequent, durchgeführt. Eröffnet wird das Buch durch eine Vorschule, welche die Lautlehre behandelt. Der phonetische Teil ist von E. Pitschel bearbeitet worden, der ja auch eine im Anschluss an Ducotterds Bücher zu benutzende Lautlehre gesondert herausgegeben hat. Die Vorschule enthält zugleich dreizehn Lesestücke. Daran schliesst sich der Lesestoff, der zum grössten Teil auf den drei angehängten Anschauungsbildern beruht. Diese sind *Le salon et la famille, Le jardin et la maison de campagne, La ferme.* Die Behandlung erfolgt durchweg in zusammenhängender Darstellung. Die Bilder sind leider gar nicht schön. Auf den Lesestoff folgt eine kurze systematische Grammatik, und dann kommen die wichtigen Übungen, die in der Hauptsache in vielseitiger Verarbeitung des gebotenen Sprachstoffes in französischer Sprache bestehen; alles sehr hübsch und mit pädagogischem Geschick ausgeführt. Die freilich spärlich auftretenden deutschen Stücke passen nicht recht in den Rahmen des Ganzen. Den Schluss bilden elf Lieder mit den Singweisen und die Wörterverzeichnisse. Das sehr brauchbare Buch wird auch in der neuen Auflage seinen Weg machen.

---

24) 3. Aufl. Ausg. A, Frankfurt a. M., Jügel, 97 S., Mk. 1,60.

Dass die Berlitzmethode nicht ganz von der Grammatik absieht, bezeugt die Grammaire pratique de la langue française en 3 volumes von M. D. Berlitz[25]). Zweck des Werkes ist nach dem Vorwort: 1⁰ *Faire acquérir aux élèves la connaissance complète des verbes français par la pratique.* 2⁰ *Leur faire parler constamment la langue qu'ils étudient.* Weder mechanisch konjugiert noch auswendig gelernt werden sollen die Verbalformen, sondern durch beständige Übungen, durch die Konversation sich einprägen. Der Band zerfällt in drei Teile: 1. Einfache Übungen über die Hilfszeitwörter und die drei regelmässigen Konjugationen. 2. Schwierigere Übungen über Hilfszeitwörter und alle unregelmässigen Verben. 3. Theoretischer Teil, Erklärung der Regeln über Modus und Tempus, mit entsprechenden Übungen. Die Remarques préliminaires zeigen, dass die theoretische Behandlung der Konjugation auf altem Standpunkte steht. Wir haben die bekannten vier Konjugationen; in der zweiten wird *-iss* im plur. prés. eingeschoben; wir finden die Ableitung des Konj. prés. von der 3. pl. ind. prés.; im Futur werden *ai*, *as*, *a* u. s. w. ohne nähere Angabe als Endungen bezeichnet; die Buchstaben *oi* der 3. Konj. fallen im Futur aus, u. dergl. Die Übungen sind, abgesehen davon, dass sie mehrfach blosse Einzelsätze bringen, als sehr lehrreich zu bezeichnen. Die in der Anmerkung zur ersten Übung unter dem Text gegebenen Anweisungen sind beherzigenswert, und das Ganze erbringt wiederum den vollen Beweis, dass zur Einübung und Befestigung der Verba, besonders auch der unregelmässigen Verba keine deutschen Stücke zum Übersetzen nötig sind. Übrigens ist Berlitz nicht etwa der erste und einzige, der ein derartiges Verfahren einschlägt. Wir haben bei unseren Besprechungen im JB. schon mehr solcher Bücher angetroffen.

Auch in neuer Auflage liegt vor Paul Banderet, Résumé de Grammaire française (avec exercices)[26]). Von diesem Résumé, dessen 4. Auflage in JB. 1902, IV 42 kurz besprochen wurde, liegt die 5. Auflage vor. Der Verfasser ist ein begeisterter Anhänger der Tolérances. In der 4. Auflage hatte er sie bekanntlich als das Regelrechte, in der Schule zu Lehrende aufgenommen und das Bisherige in die Anmerkungen verwiesen, indem er sich wegen der blossen Erwähnung des letzteren geradezu damit entschuldigt, dass es noch so in den Büchern stehe. Seine Erwartung des allgemeinen Durchdringens der Tolérances ist zu seinem grossen Bedauern bis jetzt nicht in Erfüllung gegangen, er gibt aber die Hoffnung für die Zukunft nicht auf. Wenn er aber aus dem Umstande, dass in den Schulbüchern von Brachet-Dussouchet die Tolérances voll berücksichtigt sind, darauf schliesst, dass sie nun ziemlich allgemein in den französischen Schulen gelehrt würden, so irrt er. In der Tat kümmert sich kein Mensch darum. In Anbetracht der seiner Ansicht nach ungünstigen Sachlage hat er nun aber das bisher als Regel Geltende wieder in den Text aufgenommen und die Tolérances in die Anmerkungen verwiesen. Nur ein trait-d'union setzt er nie. — Wenn der Verfasser in der Vorrede zur 3. Auflage sagt: «Le but est le suivant: Reprendre

---

25) I. Les verbes appris par la conversation, 6ᵉ tirage. 26) 5ᵉ éd. Berne Francke, 177 S., Mk. 1,60.

d'une manière coordonnée et méthodique les notions éparses que les élèves ont acquises antérieurement, et faire ce travail moins en élargissant le trésor des connaissances acquises qu'en obligeant maître et élèves à ne s'exprimer qu'en français», so passt dazu nicht recht, dass bei den Regeln z. T. vom Deutschen ausgegangen wird, z. B. dass ein Nachsatz «le mot so ne se traduit pas»; ebenso dass die „Gespräche" in deutscher Sprache stattfinden; das sind dann doch keine Gespräche, sondern nichts als Übersetzungsstücke, die durch die folgenden Exercices de conversation erst recht überflüssig werden. Der „Wohlklang" (euphonie) als Grund für grammatische Erscheinungen sollte nun endlich aus den Lehrbüchern verschwinden. Bei der Wortstellung wären besser die Prinzipien derselben angegeben worden, dann war solche nichtssagende Angabe nicht nötig. «Parmi les verbes intransitifs, un grand nombre se conjuguent comme en allemand, avec être», und «en allemand on les conjugue avec être» sind doch sehr anfechtbare Behauptungen. Ich habe geglaubt, viele intransitive Verben würden im Deutschen mit „sein" konjugiert, aber doch nicht mit dem französischen être! Bei dem Emploi des modes et des temps finden sich schief ausgedrückte Angaben, wie: «L'indicatif ... présente l'action exprimée par le verbe comme certaine dans le présent, le passé ou le futur» und: «D'une manière générale on peut dire que la passé indéfini et le passé défini servent tous deux à exprimer un fait, une action passée, tandis que l'imparfait s'emploie plutôt pour exprimer un état, pour décrire ce qui était, ou encore pour parler d'une action répétée qui est devenue une habitude». Das défini drückt nicht einen progrès du récit, sondern de l'action aus. So bietet das Buch in Einzelheiten Gelegenheit zu mannigfachen Ausstellungen. Im übrigen weicht die Fassung der Regeln von dem Herkömmlichen nicht ab. Die Wahl der Texte scheint durchweg angemessen zu sein. Zu dem Buche ist eine Partie du maître, 2e édition, erschienen, die nichts ist als ein „Schlüssel", d. h. die die Übersetzungen der deutschen Stücke des Résumé enthält. Zu Banderet-Reinhards Grammaire et Lectures françaises liegt ein besonderes Vocabulaire für alle drei Teile vor. Die als Anhang und in unmittelbarem Anschluss an derselben Verfasser Cours pratique und Grammaire et Lectures herausgegebenen zusammenhängenden Stücke zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische sind in 2. Auflage erschienen[27]). Freunde solcher Übungen seien darauf hingewiesen.

Das Elementarbuch für den französischen Unterricht von Curt Schaefer hat die 4. Auflage erlebt[28]). In der methodischen Anlage des Buches ist keine Veränderung eingetreten. Wenn der Verfasser in dem Vorwort sich auch ausdrücklich als „Verfechter der vermittelnden Methode" bezeichnet, so muss man sich, um sich ein Urteil über seine Stellung zu bilden, doch das Buch selbst genauer ansehen, da der Begriff „Vermittler" ein so umfassender, so viele verschiedene Richtungen in sich begreifender ist, dass man sich danach von den Ansichten des Betreffenden doch kein Bild machen kann. Die lautlichen und grammatischen Schwierigkeiten sollen nach Sch. nur einzeln und stufenweise auftreten. In Beziehung auf das Lautliche bin ich anderer Ansicht: in

---

27) 36 S., Mk. 0,40. 28) Berlin, Winckelmann, 88 S., Mk. 1, geb. Mk. 1,40.

einem Vorkursus sind sämtliche Laute zu üben. Dass das Neuzulernende durch die Anschauung gewonnen werden und dann sofort zur Verwendung und Übung gelangen soll, ist ganz richtig, nur meine ich, dadurch, dass es durch die Anschauung gewonnen wird, kommt es auch schon zur Verwendung. Der erste Teil des Elementarbuches ist im wesentlichen der Aneignung der französischen Laute bestimmt. „Es treten zuerst nur einfache Laute mit einfacher Schreibweise auf, dann die Laute mit vom Deutschen abweichender Orthographie; darauf erst kommen die schwierigeren Laute, die Nasalvokale, die mouillierten Laute, die Diphthonge und die komplizierte Orthographie von c, ç, ge, gu“. Ja, was hat denn in aller Welt die Orthographie, und noch dazu die deutsche, mit den französischen Lauten zu tun? Ist die Schwierigkeit der Laute wirklich durch die Orthographie bedingt? Und was ist denn an der Orthographie von c, ç, ge, gu kompliziert? Wenn man, wie es sich doch von selbst versteht, vom Laute ausgeht, so wüsste ich nicht, wo da irgendeine Schwierigkeit wäre. Dass grammatische Übungen frühzeitig auftreten, ist in dieser Allgemeinheit nicht recht verständlich. Dass bei allen Übungen „Grammatik“ zur Verwendung kommt, ist klar; aber wenn der Verfasser das frühzeitige Systematisieren meint, so dürfte er Widerspruch finden. Die „Deklination“ will ich mir gefallen lassen, da es ausser dem orthographischen und in den Doppelformen zum Vorschein kommenden Plural -s gar keine gibt. Dass die Übungsstücke anfangs in der Frageform abgefasst sind, hat gewiss seine Vorteile, wenn auch nicht jeder die Fragen im Chor von einer Abteilung der Klasse, die Antworten von der anderen „lesen“ lassen wird. Soviel zur methodischen Gestaltung des Buches. Stofflich aber ist die neue Auflage insofern umgestaltet worden, als nicht mehr eine Erzählung den ersten Übungen zugrunde gelegt wird, sondern von der direkten Anschauung ausgegangen wird und Klassenzimmer und Schulleben behandelt werden. Diese Änderung bedarf keiner weiteren Rechtfertigung, sie spricht für sich selber. Im einzelnen ist zur Lautlehre zu bemerken, dass Angaben wie „*eu* lautet *ö*“ doch zu unbestimmt sind, vgl. *feu*, *peur*; das orthographische *eu* drückt eben zwei ganz verschiedene Laute aus. Das j und ge wie g in *Etage* lauten, nur tönend, ist ebenso unbestimmt; der Verfasser höre nur die Aussprache von „Etage“ in Mittel- und Süddeutschland! Übrigens ist sie auch in Norddeutschland von der französischen wesentlich verschieden, nicht nur in Beziehung auf das Tönende. Es hat eben immer sein Missliches, auf die Aussprache der Laute in Fremdwörtern hinzuweisen. In bezug auf die methodische Anordnung ist auffallend, dass die Paradigmen wieder vor den Übungsstücken stehen, ja sogar Konjugationsübungen werden vorher angestellt. Da kommen wir auf das alte C. Ploetzsche Verfahren zurück, und das ist doch nicht „vermittelnd“. Auch die auf die französischen Texte folgenden deutschen Sätze — Stücke sind sie kaum zu nennen — erinnern an Vater Ploetz, wenn auch der Inhalt immerhin mehr mit dem Leben in Beziehung steht. Nebenbei: *mieux* kommt nicht von *meilleur* her. Eine kurze Übersicht über die gewonnenen grammatischen Ergebnisse ist angefügt. Die „Deklination“ von Paradigmen geschieht, wie gewöhnlich, leider nur mit den Präpositionen *de* und *à* als Ersatz für Genetiv und Dativ, warum nicht auch mit *avec* und *pas* als Ersatz des Ablativ,

des Instrumentalis und Kausalis, *dans* für den Lokativ und was es sonst noch für „Fälle“ gibt? Acht Lieder und Melodien sind beigegeben.

Desselben Verfassers, Curt Schäfer's Lehrgang der französischen Sprache I. Teil[29]) schliesst sich an das Elementarbuch an. Gegen die im Vorwort ausgesprochenen methodischen Bemerkungen und die Grundsätze des Aufbaues und der Behandlung des Sprachstoffes ist nichts einzuwenden. Mit Recht wird darauf hingewiesen, dass die Schüler stets reges Interesse zeigen und immer dankbar sind, „wenn man sie an dem Erschliessen der Regeln und Gesetze teilnehmen und sie durch eigne Arbeit finden lässt, dass nicht Laune und Zufall die Spracherscheinungen bestimmen, sondern dass auch innere Gesetzmässigkeit oft da waltet, wo man es mit Unregelmässigkeiten und Ausnahmen zu tun hat“. Freilich tritt dann in dem Buche selbst dies Streben oft recht wenig zutage, da auch hier, wie schon im Elementarbuch zum Teil, erst die Regeln, dann die Beispiele kommen. In den Regeln ist der Ausdruck nicht immer gut; so kann man bei den Verben auf *-cer* und *-ger* doch nicht von „Verwandeln“ von c in ç, *g* in *ge* sprechen; das sind doch reine Schreibregeln! Ebenso i—y. Schief ausgedrückt ist bei der „Deklination“ (1), dass die Kasusverhältnisse durch Vorsetzung von Präpositionen (*de* vor den Gen., *à* vor den Dativ) ausgedrückt werden. Also *de* wird vor den Genetiv gesetzt; und wie wird dieser Genetiv gebildet? Dem „Teilartikel“ werden ganze acht Seiten gewidmet, und es wird erklärt, dass der Franzose für die artikellos stehenden Stoff- und Gattungsnamen „eine besondere Deklination mit dem sogenannten Teilartikel“. In *de bonne viande* wird *de* Teilartikel genannt; wie geht das zu, dass eine Präposition zum Artikel wird? Wenn doch endlich diese unglückliche Bezeichnung aus den Grammatiken verschwinden wollte! Um noch mehr an das Altertum erinnert zu werden, bleiben wir auch von Versregeln nicht verschont. Selbst in der lateinischen Grammatik lässt der vernünftige Lehrer keine mehr lernen; es ist ja doch nur zweckloser Ballast für das Gedächtnis und fördert die Gedankenlosigkeit. — Im Anschluss an die Texte werden Ansätze zu Übungen in französischer Sprache gemacht, wie Einsetzen von Formen, Umwandlungen u. dergl. Im ganzen bleibt es aber bei Ansätzen dazu, und die eigentlichen Übungen bestehen in deutschen Übungsstücken zum Übersetzen ins Französische. Im allgemeinen spielt auch bei dieser vermittelnden Methode das Alte eine grössere Rolle als das Neue.

Von dem II. Teile ist die 4. Auflage noch nicht erschienen. Einen bei weitem günstigeren Eindruck gewinnt man bei der Durchsicht von Teil III, Grammatik[30]). Es ist die zweite, völlig neu bearbeitete Auflage der „Kleinen französischen Schulgrammatik für die Oberstufe, I. Teil. Der Verfasser weist darauf hin, dass sprachlich-logische Schulung immer als wesentliches Mittel ernster Geistesbildung an den höheren Schulen gegolten hat, erwähnt auch, dass die grammatische Methode es nicht an grammatischem Unterricht hat fehlen lassen, betont aber auch, dass er nur auf der Oberfläche geblieben ist und nie den

29) I. Teil, Berlin, Winckelmann, 132 S., Mk. 1,20, geb. Mk. 1,60. 30) Berlin, Winckelmann, 2. Aufl., 282 S., Mk. 2,40, geb. Mk. 3.

Versuch gemacht hat, die bildenden Elemente dieses Unterrichts hervorzukehren. Viel zu weit geht der Verfasser — und er spricht da nur oft Behauptetes, aber nie Bewiesenes nach —, dass die Reformer von einem systematischen Unterricht in der Grammatik überhaupt nichts wissen wollen. Die Reformer treiben mindestens ebensoviel Grammatik, wie die anderen, aber eben in anderer Art; die Grammatik ist nicht mehr Selbstzweck. Sehr richtig ist die Ansicht des Verfassers, dass alle Einzelerscheinungen auf bestimmte Prinzipien zurückgeführt werden müssen; dadurch wird das ganze grammatische Wissen um feste Kernpunkte gruppiert. Zugleich liegt darin der Antrieb zur Selbsttätigkeit, zur eigenen Urteilsbildung. Also: nicht nur das Was? und das Wie?, sondern auch das Warum? ist zu beantworten. Wenn man auch hier nicht mit jeder Einzelausführung einverstanden sein wird, so ist doch das sich durchgehends zeigende Bestreben, die Spracherscheinungen auf ihren Grund zurückzuführen, in hohem Masse anerkennenswert. Etwas konsequentere Durchführung wäre hier noch erwünscht. Zur Lautlehre ist zu bemerken, dass es etwas gefährlich ist, vor b, d, g, um die Stimmhaftigkeit zu fördern, ein m und n vorzusetzen. Bei g müsste es ja auch ein η (deutsch geschrieben ng) sein. Es nistet sich dadurch der sogen. falsche Blählaut ein, die Stimmbänder schwingen bei geschlossenem Munde und offenem Nasenraum, bei der dann erfolgenden Öffnung des Mundes aber bleiben b, d, g doch stimmlos. Das Kapitel über die Orthoepie ist ja sehr lehrreich, aber mit der hier wiedergegebenen Aussprache deutscher Eigennamen kann ich mich nicht befreunden. Man lasse doch jeder Person, jeder Stadt ihren richtigen Namen! Wäre es denn denkbar, dass der Franzose in deutschem Texte, in deutscher Unterhaltung seine, französischen, Eigennamen auf deutsche Weise ausspricht? Nein, der Gebildete sucht sie so zu sprechen, wie sie im Lande selbst lauten, also nicht Okèm für Hochheim! Eine Stadt K^{i}èl, ein G^{i}ésèn kenne ich nicht, und der bekannte Geograph Kiepert heisst eben Kip^{e}rt, nicht K^{i}épèr. Was ist ferner Šènbrün? Doch nicht Schönbrunn? Eine Philosophie von égèl gibts nicht. Man denke: der Franzose sagte uns zu Gefallen Bordeaux mit deutscher Aussprache! — Die vokalische Bindung ist nicht hinlänglich berücksichtigt. Hier, wie bei der konsonantischen, war übrigens auch der Grund und der die Bindung ermöglichende Umstand, Fehlen des Stimmverschlusses vor vokalischem Anlaute, anzugeben. Beim Verbum ist der Ausdruck, dass bestimmte Formen von den sogen. Stammformen, „abgeleitet“ werden, unrichtig. „Vor *on* wird in *l’* eingeschoben, weil es aus *l’homme* entstanden ist“; das ist nicht richtig: *on* kommt vom Nominativ *homo*, *homme* vom Obliquus hominem; dass *l’* der Artikel ist, wird nicht erwähnt. Von verkürzten Stämmen darf man nicht reden; *mis* kommt eben nicht von einem aus *mett* verkürzten Stamme *m* her, sondern von lat. *mis-i*. Der Einfluss der Betonung auf die Veränderung des Stammvokals ist in richtiger Weise gewürdigt, man darf aber bei *venir* nicht von einer „Verwandlung“ des *e* in *ie* sprechen. In *viens* war ja im Französischen gar kein *e*, vielmehr wird das lat. kurze *e* betont zu *ie*, unbetont bleibt es *e*; ebenso bei lat. *ē*: *oi* und *e*. Der Vorgang musste klarer zur Anschauung kommen, wenn er auch bei den übrigen dabei gegebenen Beispielen deutlich wird. Zweimal findet sich die Bemerkung,

il plaît habe fälschlicherweise den Zirkumflex; er habe keine Begründung, weil der Plural nur ein *s* habe. Gerade deshalb, weil ein *s* ausgefallen ist, steht er; ob das ein *s* ist oder zwei, ist dabei ganz gleichgültig, vgl. *fenêtre*. *Devoirai* muss nicht „wieder" zu *devrai* werden, weil es nie *devoirai* geheissen hat. Die Einschiebung von *d* zwischen *n* und *r* und *l* und *r* war durch den phonetischen Artikulationsvorgang zu erklären; von einer Einschiebung „des Wohlklangs wegen" kann keine Rede sein; das würde ein recht subjektives Verfahren ergeben. Warum hier *d*, in *chambre, combler* aber *b*? Die Bildung der Adverbien von den Adjektiven auf *-ant* und *-ent* konnte genauer sein; auch hier war vom Laut auszugehen. Die hässlichen Versregeln (darunter eine mit 56 Wörtern!) werden aus der nächsten Auflage hoffentlich verschwinden. Doch genug der Ausstellungen. Sie sollen den Wert des Buches nicht herabsetzen, sondern immer mehr zur Verbesserung beitragen und zum konsequenten Fortschreiten auf dem betretenen richtigen Wege ermutigen. Besonders bei den syntaktischen Spracherscheinungen zeigt sich das Bestreben, alles auf seinen Grund, auf feste Sprachprinzipien zurückzuführen, im besten Lichte, und so unterscheidet sich diese Grammatik recht vorteilhaft von den meisten anderen derartigen Lehrbüchern.

Ein erfreulicher Lichtblick in dem eintönigen Grau der jährlichen Lehrbücherproduktion ist auch E. Sokoll und L. Wyplel, Lehrbuch der französischen Sprache für österreichische Realschulen[31]). Die Sprachlaute sind auf einer Seite lediglich in phonetischen Lautzeichen ohne jede Erklärung gegeben. Ich finde dies Verfahren ganz berechtigt. Werden Erklärungen über Artikulation und Bildung der einzelnen Laute gegeben, so fragt es sich immer, für wen sie eigentlich bestimmt sind. Der Schüler kann nichts Rechtes damit anfangen, da die Einübung der Laute akustisch und phonetisch doch durch den Lehrer geschehen muss, wobei unter keinen Umständen ein Buch benutzt werden darf. Sind die Erklärungen für den Lehrer berechnet, so stehen sie am unrechten Orte: das Schulbuch ist für den Schüler, nicht für den Lehrer da, und es wird sich doch auch niemand einbilden, dass derartige kurze Bemerkungen für letzteren das Studium grösserer phonetischer Werke überflüssig machen könnten. Die unter den einzelnen Lektionen gegebenen, Phonétique überschriebenen Übungen widersprechen dem Gesagten nicht, da hier nur Beispiele zu den einzelnen Lauten aus den vorhergehenden Lesestücken ausgesucht sind. Letztere gehen von der direkten Anschauung aus: *Voici une salle. Voici une table. Voici une plume sur la table. C'est une plume* etc. Daran schliessen sich in jeder Lektion sprachliche Erläuterungen der Grammatik, Lautlehre: Laut und Schreibung, mündlich und schriftlich vorzunehmende Übungen, die im Anfang aus Fragen und Antworten sowie Ergänzungen von Behauptungs- und Fragesätzen bestehen. Weiterhin kommen dann selbständige Fragebildungen hinzu, Fragen nach einem bestimmten Satzteile, Erweiterungen kurzer Antworten zu ganzen Sätzen, Umsetzen in fragende, verneinende und fragendverneinende Form, Satzanalysen, Satzkonjugieren, Umformungen u. s. w. Wie man sieht, ist ein reichliches Übungsmaterial geboten. Die Texte

---

31) I. Teil, 1. u. 2. Schuljahr, Wien, F. Deuticke, 204 S., geb. 2 k 50 h.

behandeln dabei in erster Linie die Schulverhältnisse, dann auch die Familie und die Natur. Im zweiten Jahre werden wir aufs Land geführt. Lesestücke und Übungen gehen in methodischer Stufenfolge konsequent weiter. Den grammatischen Stoff bilden die regelmässigen und eine Anzahl der gebräuchlichsten unregelmässigen Zeitwörter. Diese sind nach den Endungen geordnet, wodurch sich dann leider wieder vier Konjugationen ergeben. Eine besondere systematische Grammatik ist nicht beigegeben, ist auf dieser Stufe auch gar nicht nötig; nur ist in einem Anhange eine Übersicht des grammatischen Stoffes auf sechs Seiten beigefügt. Das Buch zeigt klar und deutlich, dass und wie man in den ersten beiden Unterrichtsjahren mit fast vollständiger Ausscheidung der Muttersprache fertig werden kann, und vor allem, wie man Formenlehre, auch des Verbums, nebst dem Wichtigsten aus der Syntax ohne deutsche Stücke oder Sätze einüben, und zwar gründlich einüben kann. Das Buch ist als vortreffliche Leistung zu bezeichnen.

D. Übungsbücher. Zuerst ein paar zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische bestimmte Bücher. G. STIER, Übungsbuch[32]), berücksichtigt nur die Syntax. Der erste Teil enthält vorwiegend Einzelsätze, dazwischen einzelne zusammenhängende Stücke. Über die Einzelsätze habe ich nichts mehr zu sagen, doch fordert eine Einrichtung zu besonderem Widerspruche heraus. Bei dem Inf. mit *à* z. B. steht über dem Ganzen, dass die Präp. *à* zu setzen ist; dann kommen die einzelnen Absätze, denen das betreffende regierende Verbum vorangestellt ist: 1. *s'attacher*. 2. *aviser*. 3. *avoir de la difficulté* und so alphabetisch weiter. Da weiss dann der Schüler freilich ganz genau, was er zu tun hat. Ist das aber noch eine Übung? Da ist es doch entschieden besser, ihm gleich den französischen Text zu bieten; das ist bessere Anschauung als so. Dieselbe Einrichtung findet sich noch öfter, z. B. auch bei dem Personalpronomen. Ein zweiter Teil, S. 127—160, enthält Erzählungen, zu denen eine Menge Vokabeln und Hilfen unter dem Texte gegeben sind. Dem Deutschen merkt man hier und da das französische Original an.

A. BRUNNEMANN hat Paul Heyses dramatisches Charakterbild „Im Bunde der Dritte" zum Übersetzen ins Französische bearbeitet[33]). Vorausgeschickt ist eine in französischer Sprache geschriebene Biographie von Heyse. Das Stück ist ungekürzt gegeben, die unter dem Text stehenden Übersetzungshilfen sind zweckentsprechend und geben durchweg den idiomatischen französischen Ausdruck, z. T. mit näheren Erläuterungen. Das Wörterverzeichnis ist ausreichend.

Das Büchlein von MAX JOHANNESSON: Französische Wörter nach der Bedeutung geordnet[34]) ist nach dem Muster der dem deutschen Unterricht in Frankreich dienenden Mots allemands groupés d'après le sens von Bossert und Beck verfasst. Trotzdem kann es als selbständige Arbeit bezeichnet werden. Es soll dem Schüler am Anfang des französischen Unterrichts in die Hand gegeben werden, damit er sich von vornherein mit der Gruppierung des Wortschatzes vertraut macht. Richtig angewandt, kann es da in der Tat Nutzen stiften.

---

32) Cöthen, O. Schulze, 216 S. 33) Dresden, Ehlermann, 61 S., Mk. 0,80. 34) Berlin, Mittler & Sohn, 92 S., Mk. 1,50.

Natürlich darf es nicht — und dagegen verwahrt sich der Verfasser auch ausdrücklich — zum Auswendiglernen und Abfragen der Vokabeln benutzt werden. Das würde nur Unheil stiften. Der Verfasser meint, dass die einzelnen Abschnitte, die der Schüler sich durch häusliche Arbeit angeeignet habe, in der Klasse zu mannigfachen Sprechübungen ausgebeutet werden sollen, „mit starken Zumutungen an das Denken und unerbittlicher Schulung im Sinne solcher Anregungen, wie sie Thiergen, Münch und Ziehen gegeben haben". Dabei will mir aber auch nicht gefallen, dass der Schüler die Wörter vorher zu Hause durcharbeiten soll. Die Wörter müssen im lebendigen Unterricht gelernt werden, und die Zusammenstellung kann dann für die häusliche Wiederholung gute Dienste leisten. Die im Anhange gebrachten Hauptereignisse der Weltgeschichte hätten ruhig wegbleiben können, das Büchlein bietet ohnedies vielleicht schon zu viel.

Von den Sprechübungen auf Grund von Anschauungsbildern von A. Neumann von Spallart[35]) sind drei Hefte erschienen, die sich an die Meinholdschen Bilder anschliessen: 1. Der Ackerbau (Bild: Frühling); 2. Der Weihnachtsmarkt (Bild: Winter); 3. Die Stadt (Bild: Verkehr). Zuerst werden Einzelwörter, nach Sachkreisen geordnet, zusammengestellt, an deren Stelle, besonders bei den Adjektiven, kleine Sätze treten; es folgen dann einzelne Sätze und schliesslich zusammenhängende Darstellungen; am Schluss je zwei Gedichte und ein Wörterbuch. Zwischendurch kommen auch einzelne unvermeidliche Questionnaires, die zum Glück recht kurz ausgefallen sind. Die Zusammenstellung ist ganz geschickt und wird besonders dem jungen Lehrer gute Dienste leisten. In der Hand des Schülers wären die Hefte höchstens zu Wiederholungen zu gebrauchen. Dass auch hier des Guten zuweilen zu viel geboten wird, ist auf das Streben nach möglichster Vollständigkeit zurückzuführen. Der verständige Lehrer wird natürlich eine Auswahl treffen. Neu ist die in Anmerkungen beigefügte Anführung von Fremdwörtern, welche mit den französischen Vokabeln in Beziehung stehen. Jedem Heft ist eine verkleinerte Abbildung des betreffenden Meinholdschen Bildes beigegeben.

W. Jonas, Fünfundzwanzig deutsche Dichtungen im Gewande französischer Prosa[36]) bringt in erzählender Form geschriebene Wiedergaben deutscher Gedichte. Die Verfasserin knüpft an die Bemerkung der preussischen Lehrpläne an, dass Umformungen und Nachbildungen schon früh eintreten müssen, um auf die grösseren freien Arbeiten der Oberstufe vorzubereiten. Ich verstehe darunter freilich im allgemeinen etwas anderes als die Wiedergabe deutscher Gedichte in Prosa, indes will ich nicht leugnen, dass gelegentliche Übungen dieser Art nichts schaden können, wenn auch dabei zu bedenken ist, dass man schon im deutschen Unterricht derartige Umsetzungen von Gedichten in Prosa vermeiden soll. Die 25 hier gegebenen Muster sind allerdings sehr geschickt gemacht und geben in durchaus freier Bearbeitung den Inhalt des Originals an. Es wird schwer halten, den Schüler auch nur annähernd soweit zu

---

35) Wien und Leipzig, A. Pichler, I, 16 S., II, 18 S., III, 22 S. 36) Leipzig, Haberland, o. J. 44 S., Mk. 0,75.

bringen, ein Gedicht in ähnlicher Weise wiederzugeben. Die Auswahl der Stoffe ist im ganzen zu loben bis auf den *Roi des aunes*: der Erlkönig verträgt so etwas durchaus nicht. Auch für den „Postillon" von Lenau wäre besser ein erzählendes Gedicht gewählt worden.

Von den Lectures enfantines für die erste Unterrichtsstufe von A. Herwer[37]) ist die erste Auflage im Jahre 1878 erschienen. Daraus erklärt es sich, dass vom Geiste der Reform nichts in dem jetzt in 6. Auflage vorliegenden Heftchen zu spüren ist. Offenbar soll, wie ja auch der Verfasser ausdrücklich erklärt, das Büchlein für solche Schüler bestimmt sein, die das Französische eben anfangen oder gerade angefangen haben; oder, wie er sagt, „welche die Elemente der Grammatik erst zu erlernen beginnen oder doch nur dürftige Kenntnisse darin besitzen". Das letztere wäre ja gerade kein Hindernis für den Gebrauch der Stücke, wenn sie geeignet wären, die Grammatik induktiv daraus zu gewinnen. Aber für den Anfang sind sie viel zu schwer. Daran ändert auch nichts das im I. Teil unter jedes Stück gesetzte Vokabular, in dem sich bei Nr. 1 *le, la, les, der, die, das, die* findet. So wird unter dem Text jedes Wort des Lesestückes übersetzt, *et und, sur auf*, natürlich erst recht die schwierigen Sachen, wie *jusqu'à ce qu'elle se fût grillée, bis sie sich verbrannt hatte*: das im allerersten, für die erste Unterrichtsstufe bestimmten Stücke! Die Art, wie das Wörterbuch gemacht ist, ist im Grunde nichts weiter als eine Interlinearversion, die nur ihren Platz verändert hat. Die Lesestücke selbst bestehen aus Fabeln, Anekdoten und Gedichten. Über den Wert der Anekdoten u. dergl. für den Anfangsunterricht will ich mich hier nicht weiter verbreiten; die Ansichten hierüber sind wohl heutzutage ziemlich geklärt. Von einer gewinnbringenden Verwendung des Büchleins für den Anfangsunterricht kann ich mir keinen rechten Begriff machen.

Von A. Zünd-Burguet, Exercices pratiques et méthodiques de Prononciation française[38]) bin ich einigermassen enttäuscht gewesen. Nicht als ob es etwa ein schlechtes Buch wäre; keineswegs, aber ich hatte von der 2. Auflage der 1901 erschienenen „Praktischen Übungen zur Aussprache des Französischen" Besseres erwartet. Gewiss sind die Übungen geschickt und praktisch ausgewählt. Da das Büchlein ausdrücklich bestimmt ist *pour les études pratiques aux universités et les cours de vacances*, so versteht es sich, dass die Übungen unter Anleitung und Aufsicht eines tüchtigen, phonetisch gründlich geschulten Lehrers angestellt werden. Sie setzen ausserdem eine genaue Kenntnis der französischen Phonetik, gründliche Bekanntschaft mit der Art der Artikulation der einzelnen Laute voraus und werden wohl am nutzbringendsten mit Zuhilfenahme des erforderlichen phonetischen Apparates gemacht. Ohne genaue Kontrolle sind sie zwecklos. Ich sage: die französische Phonetik wird als bekannt vorausgesetzt. Doch sind einige dahingehörige Anweisungen den Übungen vorausgeschickt. Warum gerade diese und nur diese, ist nicht recht klar. Die Sprachwerkzeuge werden aufgezählt und daran ein paar Bemerkungen ganz allgemeiner Natur geknüpft, die ja an und für sich recht beherzigenswert sind, so z. B. § 4:

---

37) Weinheim, Ackermann, 86 S., Mk. 1. 38) Marburg, Elwert, 127 S., Mk. 2,40.

Pour parler correctement une langue étrangère il ne suffit pas . . . de grouper ses propres sons selon les exigeances de la dite langue, il faut commencer par produire des sons nouveaux: ceux appartenant à la langue que l'on désire parler et pour cela un nouveau mode d'articulation s'impose. Plus l'élève se laissera pénétrer de cette vérité phonétique que deux langues différentes n'ont aucun son en commun, plus il réussira vite à prononcer correctement celle qu'il veut apprendre Über die Dauer und Betonung der Vokale folgen ein paar Zeilen. Über *Début vocalique* heisst es nur ziemlich unklar: *En français le début des voyelles initiales n'est jamais dur ou brusque comme en allemand ou en anglais, mais toujours très doux, c'est à dire très légèrement aspiré.* Ebenso sind die Angaben über die Nasalvokale ganz allgemeiner Art. Die Diphthonge werden in monosyllabiques und bisyllabiques eingeteilt; letztere pflegt man gewöhnlich nicht Diphthonge zu nennen! Die Bemerkung: „*que, pendant toute la durée d'une émission vocale, les organes de la parole gardent strictement la même position*" ist nicht nur für Engländer, sondern auch für Deutsche wichtig. Nicht einverstanden bin ich mit dem zweiten Teile der Aufstellung § 17: „*L'articulation, très énergique et précise pour les consonnes sourdes est, au contraire, très relâchée pour les consonnes sonores.*" Nein, auch die Stimmhaften werden scharf und präzis artikuliert, jedenfalls viel schärfer als selbst die Stimmlosen in den meisten Gegenden Deutschlands. Es folgen Angaben über élision syllabique, redoublement consonantique, accent tonique, leider nur über den Wortakzent, und zum Schluss die Liaison phonique. Von der liaison consonantique heisst es: „Cette manière de rattacher les mots les uns aux autres se rencontre plus ou moins dans toutes les langues." Das ist doch wohl etwas zu viel gesagt; auch ist dabei zu bedenken, dass in anderen Sprachen doch keine Doppelformen dadurch entstehen. Die liaison vocalique, die mit Recht als *de rigueur* im Französischen bezeichnet wird, ist trotzdem nur oberflächlich und unklar behandelt. Neben diesen kleinen Ausstellungen muss aber bei einem für Lernende bestimmten Buche ein Umstand die grössten Bedenken erregen. Der Verfasser erklärt, er gebe die Aussprache der gebildeten Pariser wieder. Da muss man sich nun doch auch auf die Umschrift verlassen können. Der Lernende wird selbstverständlich den französischen Phonetiker als Autorität betrachten und sich mit Recht auf seine Angaben berufen. Aber — die Lautschrift wimmelt von Druckfehlern teilweise der bedenklichsten Art. Die Zeichen z und ʒ (es ist in dieser Auflage erfreulicherweise die Lautschrift der Ass. phon. angewandt) werden wiederholt verwechselt. *Les* ist bald mit *le*, bald mit *lɛ*, ebenso *des*, wiedergegeben, ohne dass irgendein Grund für die Unterscheidung ersichtlich wäre. Das Schlimmste ist die Verwendung der Tilde, des Zeichens der Nasalität der Vokale. Beispiele für Zuvielsetzung oder Auslassung dieses Zeichens finden sich fast auf jeder Seite. Bei dem letzten Text, La chèvre de M. Seguin, scheint überhaupt keine Korrektur mehr gelesen zu sein; ich zähle bei dem kurzen Stücke mindestens 20 Druckfehler, wenn man bei solchen wie *jœn* für *ʒœn*, *tu*, *plu* für *ty*, *bly*, *sãsatjš* für *sãsasjš*, *tuju:r* für *tuʒu:r* überhaupt noch von Druckfehlern sprechen kann; das sind Lautschrift- oder zum mindestens Schreibfehler. Ganz bedenklich ist die Sache bei den Zahlwörtern, wo 25 mal *vɛ* und *vɛt* und

nur 4 mal *vẽ* und *vẽt* für 20 steht, bei 80 immer *ε* statt *ẽ*. Da muss der Lernende doch glauben, *vε* und *vεt* ohne Nasalierung wäre die richtige Aussprache. Die Brauchbarkeit des Buches wird durch solche Fehler entschieden herabgesetzt.

Das letzte zur Besprechung vorliegende Buch lässt sich mit ein paar Worten erledigen. Es ist ein Konversationsbüchlein von R. Anton, Parlez vous français?[39]) Es ist nach alten, wenn auch nicht bewährten Mustern gearbeitet, links französisch, rechts deutsch. Es beginnt mit dem „Französisch-Sprechen", behandelt Wetter, Datum, Krankheiten und führt durch alle möglichen Läden, Schuhmacher und Schneider nicht zu vergessen; Post, Eisenbahn, Restaurant und Hôtel folgen. Bindestriche werden bei *a-t-il* gesetzt, sonst nicht, wie auch auf dem Titel. Die meisten Fragen beginnen mit *est ce que*, auch wenn dies weder nötig noch gut ist. Wert hat das Büchlein nicht.

Weilburg. † A. Gundlach.

Französische Schullektüre 1906 von A. Kugel s. Bd. IX IV 101 ff.

II. Unterricht in der italienischen Sprache.

Unterrichtsbücher. 1906. Eine einzige Erscheinung des Berichtsjahres steht zur Besprechung[1]), leider keine tröstliche, wie sofort gezeigt werden soll. An guten Lehrbüchern ist gar kein Überfluss, darum wäre ein ordentliches Buch sehr zu begrüssen.

Das Unternehmen, die Mussafiasche Sprachlehre zur Erlernung des Italienischen seinen Landsleuten mundgerecht zu machen, ist dem Verfasser nicht geglückt. Wir wollen davon absehen, dass sich Mussafias Buch im Original schon zur Erlernung dieser Sprache wenig eignete, dass es als Schulbuch jedem modernen Sprachunterricht entgegenarbeitete, da es die Sprache in derselben Weise darbot, wie man das Lateinische zu unseren und unserer Väter Zeiten lehrte, also rein deduktiv in losen Sätzen, die gewissen Regeln, welche vorher gegeben wurden, als Illustration, genauer als Anwendung entsprechen. Dass unterdessen der Herausgeber des Originales unter Wahrung des Charakters des Buches es dem heutigen Stande der Methodik anzupassen oder wenigstens zu nähern trachtete, zeigt die veraltete Anlage des Lehrbuches des grossen Gelehrten und genauen Kenners des Italienischen, der, unter Deutschen lebend, die Schwierigkeiten, die seiner Umgebung die Erlernung seiner Muttersprache machte, genau kannte, weil er die Sprache seiner Umgebung eben so gut kannte. Aber er tat dies so, wie man ihn Latein gelehrt hatte und nun wird ein methodisch überholtes Buch in zweiter Auflage in einer fremden Sprache herausgegeben; es klingt unglaublich, es ist

---

39) Leipzig, Schnurpfeil o. J. 48 S., Mk. 0,30.

1) Dra Adolfa Mussafiy Mluvnice jazyka vlaského v pravidlech a příkladech. Pro české školy vzdelal Dr. Jan Herzer, c. k. gymn. professor. K novému vydání upravil František Pover, c. k. professor. V Praze. 1906. Nakladatel A. Storch syn. 283 S. 8°.



aber wahr: Das Buch soll Unterrichtszwecken dienen. Es mag ja Schulen geben, die neben dem Deutschen, Französischen und Englischen noch eine vierte Fremdsprache im Lehrplane haben, das Italienische nämlich; es könnten das Handelsschulen sein, die allerdings das Russische bevorzugen. Aber wie viel Zeit bleibt für die vierte, bezw. gar fünfte Fremdsprache übrig, um sie auf diese zeitraubende Weise lehren zu können? Methodisch ist es somit ein verkehrtes Beginnen, gerade dieses Buch anzupassen. Aber lässt sich ein für Deutsche geschriebenes Lehrbuch einer fremden Sprache überhaupt übersetzen? Was da herauskommt, ist klar: Entweder wird ein neues Buch geschaffen, das das Lehrmaterial anders, jedenfalls besser, anordnet, oder es wird geflickt und geändert, wo eine wörtliche Übersetzung einen krassen Widerspruch ergibt, also nichts Ordentliches geleistet. Das letztere ist der Fall bei unserem Buche. Da kommen Dinge heraus, wie S. 182: Fälle wie *non ho fame*, *questo non è vino*, entsprechen deutschen Sätzen mit „kein"; die Übersetzung der Regel muss nun sagen, das italienische *non* übersetze ein *kein*, welches besser in guter Sprache wegfalle. Wie soll z. B. der Lernende, der in seiner Muttersprache keinen Artikel hat, bei diesem System wissen, wann der Artikel im Italienischen steht und wann nicht; das Natürlichste ist, dass er falsch gesetzt und weggelassen wird, denn es fehlt jede Anweisung bei Nummer 3. Oder es wird umgekehrt der Partitivus des langen und breiten bei Nummer 28 erklärt, der nur Deutschen Schwierigkeiten macht, Slawen brauchen die Erklärung nicht, da dem Italienischen *di* + Substantiv der Genetiv, nicht wie im Deutschen das unflektierte Substantiv (beim Fehlen eines Adjektivs) entspricht. Oder es wird *Non sono ancora sei mesi*, das bei der Übersetzung herauskommen soll, in Nummer 40 dadurch zu erreichen gesucht, dass einfach die *sono* entsprechende Form in Klammer als dem Originalausdruck gleichwertig danebengestellt wird, so dass mechanisch übersetzt werden muss. Oder aber es wird der Satz *Oggi è il giorno di s. Michele* in Nummer 44 slawisch mit Auslassung von „der Tag" gegeben; da soll der Lernende dem folgenden Genitiv ansehen, dass er Italienisch von einem Substantiv abhängig gemacht werden soll? Nun kommt dazu, dass der Übersetzer nach Gutdünken in den Text aufnimmt, was im Original in der Anmerkung steht und umgekehrt manchmal in die Anmerkung verweist, was in dem Texte der Regeln stand. Mussafia gibt die Regel über die Schreibung des Futurs der Velar- und Palatalstämme der ersten Konjugation in der Anmerkung, der Übersetzer macht daraus eine Textregel nach Nummer 73, ebenso *c'è* vor Pluralen, artikelloses Possessivpronomen bei Titeln gibt der Übersetzer in der Anmerkung zu S. 83, wobei er die Artikelsetzung beim nachgestellten Possessiv hervorzuheben vergisst, Mussafia im Text beim Possessivpronomen, wo es übrigens auch der Übersetzer hat. Zum Schluss folge eine Auswahl von Fehlern, die nicht zu entschuldigen sind: S. 5 Anm.: „Oft aber gebraucht man auch die Formen: *Constantino*, *construzione*, *instituto*, *instrumento*, also... *con-*, *in* neben *co-*, *i-*". — S. 14: „Nach *come* und *essere* gebraucht man die Akkusative *me* und *te* statt der Nominativformen *io* und *tu*". Also müsste es heissen: *Chi è?* Antwort: *Sono me*! — S. 29: „wohnen *abitare* („in" = Akkus.)", also wäre *abito in via Cavour* falsch! — S. 47, Anm. 1: „... *uccelletto* neben *uccellino*, *fanciulletto* neben *fanciullino*;

aber nur *libretto, giovinetto*...“; und *libricino?* — S. 50: „*Tacere* (schweigen) hat nur ein *c (tacio)*“. Das ist nur vulgär. — S. 79: „Genug, ziemlich *assai*“. — S. 92: „Das Proklitikon *ne* vertritt ein sächliches Objekt im Akkusativ, das aus dem vorhergehenden Satze bekannt ist“. Falsch wäre also die Verwendung statt des Nominativs wie in *ce ne sono ancora*, da die Beziehung auf Personen ohnehin im nächsten Absatz ausdrücklich zugegeben wird. — S. 94: „Fehlerhaft wäre *A questo mondo ci sono molti uomini*, weil hier *ci* überflüssig (pleonastisch) wäre“. Dazu vergleiche man das Original, das gerade dieses Beispiel für diesen Gebrauch anführt! — S. 145: Der Konjunktiv steht im Relativsatz, „wenn der Satz gleichzeitig den Zweck ausdrückt“. Das soll der Grund sein, warum es *cerco un giovane che sappia l'italiano* heisst. Dann soll der Konjunktiv nach *così che, in modo che, in maniera che* stehen, wenn der Folgesatz „zugleich den Zweck bezeichnet“. Von Ziel und Zweck kann natürlich keine Rede sein, auch wenn man *che s.* ‘damit er wisse’ glossiert; die Fassung des Originals ist besser. — S. 150: Eine im Original fehlende Anmerkung sagt, in *Antonio ha l'intenzione di andare egli stesso dal conte* „wäre *Antonio stesso* nicht richtig und darum wird es durch das Personalpronomen wieder aufgenommen“, denn „das Wort *stesso* muss immer unmittelbar neben dem Worte stehen, das es näher bestimmt“. Niemand möchte doch den Namen wiederholen, die Schwierigkeit liegt für Ausländer in der Unmöglichkeit, „selbst“ ohne Stütze zu gebrauchen. — S. 152: Statt des Gerundiums, das sich auf Subjekt und Objekt beziehen könnte, setzt man einen Nebensatz, das Original gibt da auch den Relativsatz, die Übersetzung nur einen Temporalsatz, was weit davon entfernt ist, erschöpfend zu sein, zudem die Gelegenheit, die idiomatische Verwendung gerade dieser Sätze zu zeigen, schmälert. — S. 154: In *Morto mio padre, dovei cercarmi qualche mezzo di sussistenza* und ähnlichen Sätzen „lässt sich überall das Gerundium *essendo*“ und in *Scritta la lettera, esclamo* „*avendo* dazudenken“. Also Ellipse! Wenn man alles als Ellipse mit Dazuzudenkendem auffasst, gibt es keinen Satz und keinen — Sprachunterricht. — S. 168: Alle fingen an zu weinen = *porsi a* (Anm. 4)?

Die äussere Anordnung lässt viel zu wünschen übrig. Da der Regeltext nicht wie im Original in Fraktur gesetzt ist, so mussten die italienischen Beispiele anders als durch einfache Antiqua hervorgehoben werden; das geschah durch den auf die Dauer ermüdenden fetten Druck. Besonders Wichtiges auszuzeichnen ist bei diesem Vorgang nicht mehr möglich. Sehr zu bedauern ist bei einem Buche, das für Slawen bestimmt ist, die Ausserachtlassung des Unterschiedes zwischen den zwei Z und den zwei S. Nicht besonders glücklich ist die Bezeichnung der offenen Vokale durch *ê* und *ô*, da der Circonflesso auch in italienischen Büchern gebraucht wird. Druckfehler gibt es die schwere Menge. Z. B.: S. 17 *Perfeto; Vi sono voluto andato*. S. 33 *le lenzuole*. S. 40 *Con tutt' e due mani*. S. 47 *villagio*; *popolacio*. S. 54 *protteggere*. S. 60 *colo*. S. 76 *sritto*. S. 84 *amorissimo; furt*. S. 102 ff. *siéno, diéno, stiéno*. S. 111 *La carne mi piace più . . . che pesce*. S. 119 *allogiare*. S. 124 *gramaticca*. S. 127 *Ognuno fa qualche vuole*. S. 132 *una borsa . . . corteneva*. S. 133 *verrò vederti*. S. 136 *credeste, eredessero*. S. 139 *fa = cciate*.

S. 153 *manca degli cognizioni necessarie.* S. 161 *constringere.* S. 170 *mit dolgo.* S. 171 *prommettere.* S. 177 *quel(lo) che.* S. 180 *monstrerà.* S. 182 *Nersuno metallo.* S. 192 Anm. *continuamo.* S. 203 *sen'z esser.* S. 210 *gi piace.* S. 213 *non accade che vi dico altro; io son tenuto* ohne *vi.* — S. 84 ist zwischen *devo* und *debbo* das Wort für „auch" so gedruckt wie die ital. Formen, S. 158 Anm. zwischen *pendere* und *dispendere* und S. 168 Anm. zwischen *porre* und *rimanere* das Wort für „und".

Sinnlos sind in einer ital. Sprachlehre die Bezeichnungen für proparoxytone Infinitive in lateinischer Weise wie S. 50 *-ĕre,* S. 53 *-d-ĕre,* S. 54 *-gĕre, -gg-ĕre,* S. 102 *-cĕre, gĕre, -scĕre.*

Triest. Jul. Subak.

III. Unterricht in der spanischen Sprache
(bis 1907).

Vorbemerkung. Ein Bericht über spanische Unterrichtsliteratur im engeren Sinne ist bisher hier nicht erstattet worden. Es soll deshalb versucht werden, diesen Bericht nachzuholen, wobei es nicht zu umgehen ist, dass auch einige immer noch beachtenswerte ältere Werke kurz mit erwähnt werden. Trotzdem werden noch Lücken auszufüllen bleiben: es kann vorläufig nur begutachtet werden, was zur Besprechung bei der Redaktion eingegangen ist oder dem Berichterstatter sonst zugänglich oder zur Hand war.

A. Spanische Lehr- und Übungsbücher. ***1. Allgemeines.*** Ein Vergleichendes Elementarbuch des Italienischen, Spanischen und Portugiesischen mit praktischen Übungen gab † Dr. Adolf Kressner[1]) heraus. Es enthält eine Aussprachelehre, als Übungen dazu das Vaterunser und die Erzählung vom Schalksknecht mit phonetischer Umschreibung, eine übersichtlich gedruckte Wortlehre mit kurzen syntaktischen Zusätzen und als Sprachproben die Beschreibungen der Hölzelschen Bilder vom Frühling und Herbst mit Fragen und Antworten. Im spanischen Text sind mir als kleine Versehen aufgefallen: S. 175: *apercebemos* (zweimal st. *apercibimos*), *el* (st. *al*), *abuelo y* (fehlt *á*) *su hija*; S. 179: *probabil-* (st. *probable)mente*; statt *hija del cura* müsste es wohl besser heissen: *hija del pastor protestante,* denn die *curas* haben doch offiziell keine Kinder! — Unter den Zahlwörtern auf S. 135 steht als Beispiel für deren Gebrauch bei Regentennamen *Carlos* (fälschlich mit Akzent) *duodécimo* st. *doce* und nur die Bemerkung, dass die franz. Louis XIV—XVI „gewöhnlich mit der Grundzahl gegeben werden". Nach Bello X (197) erstreckt sich der Gebrauch der Ordnungszahlen jedoch nur bei den Königen von Spanien (unter denen es aber keinen Carlos XII gegeben hat!) und den Päpsten bis *duodécimo* (auch *Benedicto décimocuarto* neben *catorce*); dagegen steht bei fremden Monarchen die Ordnungszahl nur bis 10 oder 11: *Luis once* (oder *undécimo*) *de Francia, Carlos doce de Succia.* Cuervo bemerkt dazu in Nota 41, dass

1) Leipz. 1896, Rengersche Buchhdlg. (Gebhardt & Wilisch), 6 u. 206 S. gr. 8° (4 Mk.).

die von Mariana (gest. 1624) bezw. Saavedra (Fajardo, gest. 1648) gebrauchten Formen *Juan Vigésimo segundo* bezw. *Juan Veintidoseno* heute unzulässig wären. — Im ganzen ist das Buch Kressners für einen kurzen vergleichenden Einblick in die drei südromanischen Sprachen wohl zu empfehlen,

2. *Spanische Lehrbücher.* a) Elementarbücher. Die Lecciones Castellanas, Kurze praktische Anleitung zum raschen und sicheren Erlernen der spanischen Sprache für den mündlichen und schriftlichen freien Gebrauch von Prof. Heinrich Runge[2]) bilden das IV. Bändchen von Teubners kleinen Sprachbüchern, die „auf der sogen. vermittelnden Methode beruhen, indem sie den neueren Forderungen entsprechend der Erlernung der Sprache zum mündlichen und schriftlichen freien Gebrauche dienen, ohne doch die Erwerbung einer sicheren grammatischen Grundlage zu vernachlässigen", wie es so schön im Prospekt heisst. Und was tut man, um diesen idealen Zweck zu erreichen? Man gibt dem Lernenden $1^1/_2$—2 Seiten Vokabeln (I) auf, deren „gründliche Erlernung vorausgesetzt" wird, ehe ihm das Verständnis des folgenden — mitunter über 4 Seiten auseinandergezerrten — Ejercicio (II) von etwa 15 Zeilen versprochen werden kann, bringt ihm — unter dem Strich, aber oft den grösseren Teil der Seiten füllend — eine gute Portion Grammatik bei, verlangt dann die Übersetzung eines tema (III) und schliesst jede der 26 Lektionen mit einer conversación (IV). Leider hat dieses Verfahren den grossen Nachteil, dass dabei jede Übersicht verloren geht; in diesem Büchlein sieht man, sozusagen, den Wald vor lauter Bäumen nicht, und das Nachschlagen irgend eines Punktes macht die grösste Mühe — abgesehen von der Konjugation, die in einem Anhang recht übersichtlich wiederholt ist, wahrscheinlich aus dem Gefühl heraus, dass es sonst absolut nicht gehen werde. Diese doppelte Vorführung hätte aber gespart werden können, wenn jede Abteilung hübsch für sich geblieben und bei den Lese- und Übungsstücken auf die einzelnen Punkte, die vorausgesetzt werden, hingewiesen wäre. Der Übungsstoff ist übrigens gut gewählt und — dem Zweck des Büchleins, Kaufleuten und Reisenden zu dienen, entsprechend — „meistens dem praktischen Leben entnommen". — Als Versehen habe ich angemerkt: S. 1, letzte Z.: *i* (st. *e*) zu *ie*; S. 2 unten: vor (st. nach) *l*, *n*, *s*; S. 5, Z. 4: hinter „anderen" fehlt „Konsonanten"; S. 9, L. II, 1. Z. rechts und ebenso im Wörterverzeichnis, S. 161, hat Runge die hübsche weibliche Form *cortesa* erfunden, von der die spanische Sprache nichts weiss! — S. 12, letzte Z. muss es *cuarta* statt *tercera* heissen; S. 19, II, 5 lies: Martínez, S. 56 und 58^{10}: pentecost*é*s! S. 131, Z. 4 steht fälschlich mid*á*n, S. 138^2) Imperat. d*é* (st. di). S. 82 und 139 ist oír (wie auch in vielen anderen Büchern aller Länder) nicht übereinstimmend und nicht konsequent akzentuiert, woran allerdings die Akademie selbst schuld ist: man sollte schreiben: *oír*, *oímos*, *oíd*, d. h. immer mit Akzent, wenn das i hinter a, e, o betont ist (auch *reír*, *freír*) nach der Regel der Akademie (1904, p. 360 oben): „En las voces agudas donde haya encuentro de vocal fuerte con una débil acentuada, ésta llevará acento

2) Lpz. 1904, B. G. Teubner, VI u. 181 S. kl. 8°, Mk. 2,40.

ortográfico." (Vgl. Bello-Cuervo, Nota, p. 16, wo Verwahrung eingelegt wird gegen die „blinde Befolgung selbst offenbarer Irrtümer und Unachtsamkeiten der Akademie"). — Das erste englische Buch, aus dem das Spanische nach der Reformmethode erlernt werden kann, habe ich mir im Jahre 1908 aus England mitgebracht. Es ist ein Bändchen der von Walter Rippmann herausgegebenen Modern Language Series: Dent's First Spanish Book (Primer libro de lengua castellana) by Frank R. Robert (Whitechapel Foundation School)[3]. Ganz spanisch geschrieben, beginnt das Buch mit einfachen Sätzen und Fragen unter Zugrundelegung der Abbildung eines spanischen Bauerngehöftes, später eines Stadtplatzes, einer Strasse und schliesslich einer Skizze von Spanien. Dann folgen: eine — recht traurige — Erzählung von Roger Kinsley (El Cuerno de Peña Sagra) mit spanischen Worterklärungen, 12 Fabeln von Samaniego, die Umschreibung der ersten fünf Lektionen und einer Fabel in der Schrift der Association Phonétique Internationale, ein Nachweis der gebrauchten Vokabeln; Geschäftsbriefe und Anzeigen. — Der Druck ist bis auf sehr wenige Versehen korrekt, das ganze Büchlein sehr empfehlenswert, auch für deutsche Lehrer des Spanischen. Zu berichtigen wären bei der phonetischen Umschreibung S. 148: *signo*, wo *gn* durch *ñ* wiedergegeben wird; und S. 152 f., wo dem *n* von *también* und *grande* die Aussprache *ŋ* (*ng*) beigelegt ist, eine Eigentümlichkeit der gallegos.

b) Grammatiken (ohne Übungsstoffe). Ein unverdientermassen etwas in Vergessenheit geratenes und wohl gerade wegen seiner Gründlichkeit wenig gebrauchtes Buch ist die „Grammatik der spanischen Sprache" von † Dr. Julius Wiggers[4]. Sie ist besonders als Nachschlagebuch sehr wertvoll, da sie viele Belegstellen beibringt, denen sie stets auch die deutsche Übersetzung hinzufügt. Ein Anhang (S. 270—278) gibt einen Abriss der Verslehre. In der Lautlehre ist auffällig, dass dem *c* vor *e* und *i* sowie dem *z* nur die Aussprache des franz. *c* in *ceci* oder des deutschen ß zuerkannt und die kastilische Aussprache (wie engl. *th*) nicht einmal erwähnt wird. — Eine kurzgefasste, klare und übersichtliche, auch wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Grammatik gab Prof. Kristoffer Nyrop[5]) in dänischer Sprache heraus. Sie bringt auf 12 Seiten eine ausreichende Lautlehre und Rechtschreibung, 38 Seiten Formenlehre, 63 Seiten Satzlehre und 5 Seiten Vergleichungstabellen zwischen lateinischen, spanischen, italienischen und französischen Wörtern. Es wäre sehr wünschenswert, dieses Buch in deutscher Bearbeitung auch unseren Schulen zugänglich zu machen.

c) Grammatiken mit Übungsstücken. Fast der gesamte grammatische Betrieb der spanischen Sprache steht unter der entscheidenden Beeinflussung durch das kaufmännische Leben: das Wort „praktisch" wird gern schon dem Titel vorgesetzt, wenn nicht gar „El comerciante" als Obertitel gewählt wird; die Bemerkung, dass der „geschäftliche" Verkehr berücksichtigt ist, dass in die „Handelskorrespondenz" eingeführt

---

3) London 1906, J. M. Dent & Co. VII u. 184 S. kl. 8° (2 s. net.). 4) 2. Aufl. Lpz. 1884, F. A. Brockhaus, VIII u. 289 S. 8°. 5) Kortfattet Spansk Grammatik udarbejdet til Selvstudium og Undervisning af Kristoffer Nyrop (2. Udgave, 1894). 3. Udgave, København 1903, det Schubotheske Forlag 126 p. 8° (Kr. 2,75 indb.).

wird und das Buch besonders für „Kaufleute“ und „Handelsschulen“ sich eignet, darf nicht fehlen! Es liegt mir fern, den Verfassern dies zum Vorwurf zu machen; ich finde es im Gegenteil ganz natürlich, weil doch das Gros der Spanisch Lernenden dem Kaufmannsstande entstammt. An den hamburgischen Oberrealschulen kommt dazu noch eine Anzahl junger Leute, die sich dem Zollfache widmen wollen, und von denen die Kenntnis des Spanischen gewünscht wird, damit sie später imstande sind, die Schiffsladescheine und Fakturen zu verstehen, die ihnen bei dem regen Verkehr mit den spanisch sprechenden Ländern fast täglich vor Augen kommen. Dagegen tritt die Erlernung dieser Sprache aus literarischen Gründen weit zurück und lohnt vielleicht kaum die Herausgabe eines anders gearteten Lehrbuches. — Als ein gründliches Werk älteren Datums, besonders auch zum Nachschlagen gut geeignet, ist die „Grammatik der spanischen Sprache nebst einem Übungsbuche“ von † Dr. F. HOYERMANN[6]) noch immer empfehlenswert. Sie steht nicht auf dem einseitig kaufmännischen Standpunkt, sondern ist praktisch und wissenschaftlich gleich wertvoll. — Ein wirklich „Praktisches Lehrbuch der spanischen Sprache für Handelsschulen und zum Selbstunterricht“ ist das von Dr. S. GRÄFENBERG[7]) (Prof. an der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften in Frankfurt a. M.). Es enthält ausser einer ausführlichen Formenlehre eine kurze Syntax und reichlichen, für das gewöhnliche und kaufmännische Leben sehr nützlichen Übungs- und Gesprächsstoff, auch eine Anzahl Geschäftsbriefe. Im Interesse der Übersichtlichkeit wäre allerdings auch die Zusammenfassung der auf viele einzelne Kapitel verteilten gleichartigen Stoffe zu wünschen gewesen; durch Hinweise hätte sich ja doch das Einhalten eines bestimmten Lehrgangs vorschreiben lassen. So wie das Buch ist, bedarf es dringend noch eines Anhangs von Konjugationsmustern und eines alphabetischen Inhaltsverzeichnisses für die Schüler. Dieses Buch wird an den hamburgischen Oberrealschulen sehr gern gebraucht; die gewählten Anekdoten sind freilich grossenteils nicht übertrieben geistreich. Von einer Aufzählung der in mehrjährigem Unterricht gefundenen kleinen Versehen kann ich hier Abstand nehmen, da ich sie dem Verfasser für die neue Auflage brieflich mitgeteilt habe. — Altbewährt und doch neu verbessert ist die Spanische Konversationsgrammatik zum Schul- und Privatunterricht von C. M. Sauer, neu bearbeitet von HEINRICH RUPPERT[8]), Direktor des Colegio de la Esperanza in Madrid. Von einem im fremden Lande lebenden Schulmanne immer wieder durchgesehen und vervollkommnet, bildet sie jetzt ein ausführliches und hervorragend gutes Lehrmittel zur gründlichen Erlernung des Spanischen. Vortrefflich sind auch die Lesestücke — z. T. neu gewählt —, denen ein reichhaltiges Wörterbuch hinzugefügt ist. Die Geschäftsbriefe sind neuerdings ausgeschieden, weil der Verlag eine besondere Briefsammlung veröffentlicht. Nur ganz wenige Verbesserungen bleiben noch wünschenswert: in der Lautlehre sollte vor deutsches *w* (S. 6 oben und 7 unten) noch „bilabial“ hinzugesetzt werden wegen

6) Bremen 1886, M. Heinsius (jetzt in Lpz.), IV u. 352 S. gr. 8°. 7) 1. Aufl. Frankfurt a. M. 1897, Carl Jügel [Moritz Abendroth] VI u. 208 S. 8°). 2. Aufl. 1904. VIII u. 232 S. 3. Aufl. im Druck, Mk. 3. 8) 9. Aufl., Heidelberg 1907, Julius Groos, VIII u. 524 S. 8°, Mk. 4.

der norddeutschen labiodentalen Aussprache des *w*-Lautes; bei *n* sollte die gutturale Aussprache η vor *c*, *g* und namentlich vor *j* angemerkt werden. Die Bemerkung auf S. 21, dass tener (besitzen) und perder (verlieren) „immer" den Akkusativ ohne *á* zu sich nehmen, geht zu weit; „meistens" wäre richtiger. Vgl. meine Programmabhandlung (Eimsbüttel 1909) über den präpositionalen Akkusativ und folgende Beispiele: ¿No tiene V. *á* su esposo, señora? (P. de Mugica, Libro de Lectura, p. 3[1]). Tenía (sc. D. Sancho) *á* su hijo (sc. de D. Diego Laínez = el Cid) en su palacio y cuidaba de su educación. (Quintana, Vidas, ed. Alaux y Sagardoÿ, p. 35). Cuando (los nazarenos) pierdan *á* la (madre) que los concibió en sus entrañas, les queda otra, llamada María, que es una madre inmortal. (A. de Trueba, Cuentos populares: Casilda; p. 63). — Ein weniger umfangreiches Lehrmittel aus demselben Verlage ist die Kleine Spanische Sprachlehre für den Gebrauch in Schulen und zum Selbstunterricht von K. M. Sauer und H. Runge[9]). Sie enthält nur die notwendigsten syntaktischen Regeln, auf die einzelnen Wortarten verteilt, und ist nicht einseitig kaufmännischen Geistes. Am Schluss bringt sie eine kleine systematische Wörtersammlung, deren Umfang gern vermehrt werden könnte, und einige „leichte Redensarten", von denen dasselbe gilt. Genauer als die grössere Grammatik von Sauer-Ruppert in der Angabe über die Aussprache des *n* vor *c* und *g*, spricht sie dabei von einem „nasalen deutschen *n*" (als ob es ein nicht nasales gäbe!) statt von einem gutturalen *ng* = η. Auch bringt Runge hier wieder auf S. 13 die weiblich sein sollende Form cortes*a*! — Ein sehr brauchbares und gründliches Buch mit reichhaltigem, trefflich gewähltem Übungsstoff (für das tägliche Leben) ist die Spanische Grammatik mit Berücksichtigung des gesellschaftlichen und geschäftlichen Verkehrs von J. Schilling[10]). Sie erscheint demnächst bereits in 18. Auflage. — Der Ollendorfschen Methode folgt der 1. Teil des Lehrbuchs der spanischen Sprache für den Schul- und Selbstunterricht von Friedrich Funck. Neubearbeitet von Dr. S. Gräfenberg[11]). Der 2. Teil[11a]) gibt eine gründliche systematische Anordnung des grammatischen Stoffes mit vielen Übungssätzen, deutsch und spanisch gegenübergestellt zur bequemeren Einprägung beim Selbstunterricht. — Eine Einführung in die spanische Umgangs- und Geschäftssprache; kurzgefasste praktische Anleitung, die spanische Sprache rasch und gründlich [Ist das nicht eine contradictio in adjecto?!] zu erlernen, veröffentlichte Pedro de Mugica[12]) (Lizentiat, Lehrer des Spanischen am „Seminar für orientalische Sprachen a. d. Kgl. Fr.-W.-Universität zu Berlin") in der Sammlung kaufm. Sprachbücher, hsgg. von der Handelsakademie Leipzig (Dr. jur. Ludwig Huberti). Er legt als Leseübung zu Grunde: zunächst den Einakter Parada y Fonda von Vita Aza, sodann den 1. Akt von Los Pavos Reales, comedia (trad.) de E. Labiche. Der Übungsstoff, besonders kaufmännischer, ist reichlich und gut, die Grammatik

---

9) 4. Aufl., Heidelberg 1903, Julius Groos, VII u. 192 S. 8°, Mk. 2. 10) 1. Aufl. 1882, Leipzig G. A. Gloeckner, 7. Aufl. 1892. VIII u. 351 S. 8°, Mk. 5. 11) 9. Aufl., Frankfurt a. M. 1897, C. Jügel (M. Abendroth), VIII u. 450 S. kl. 8°. 11a) VII u. 238 S., beide Teile zus. Mk. 6. 12) Lpz. (s. a.) 131 S. gr. 8°, Mk. 2,75.

ziemlich summarisch behandelt. In der Aussprache (S. 1) sagt P. de Mugica: „*v* lautet wie *b*"; merkwürdig ist auch die Regel (S. 5): „Der persönliche Akkusativ wird auch weggelassen", womit natürlich die Präposition *á* vor dem Akkusativ gemeint ist. Dass „nach tener der persönliche Akkusativ nie zur Anwendung kommt" (ib.) ist unrichtig. (Vgl. desselben Verfs. „Eco de Madrid", p. 66: „Ahí teneís *á* los suramericanos"; p. 67: „*A* Rusia la tiene el Japón de los cuernos"; zwei Stellen die nach dem Vorwort von ihm selbst geschrieben sind!) Im angehängten deutsch-spanischen Wörterbuch findet sich sogar: *gewesen* = *sido*. — Neueren Datums ist ein Praktischer Lehrgang der spanischen Sprache zur Einführung in die spanische Handelskorrespondenz, für Handelsschulen und zum Selbstunterricht, von Oberlehrer Dr. FR. LEIFFHOLDT[13]), Lehrer an den kaufm. Schulen von Barmen. Der Verf. beschränkt den grammatischen Lehrstoff auf das Notwendigste, zieht die Zeitwörter auf *-er* und *-ir* in eine *i*-Konjugation zusammen und gruppiert die unregelmässigen Verben in einer Übersichtstabelle nach drei Gruppen (Definido mit Grundvokal *i* oder *u*; ausserdem *traer, ir, ver*). Der reichlich gegebene kaufm. Übungsstoff ist zum grossen Teil aus Originalen zusammengestellt. Es ist ein recht praktisches Buch, das sich auch zum Selbstunterricht eignet, da ein „Schlüssel" (f. 75 Pfg.) gesondert herausgegeben ist. — Für kaufm. Zwecke ganz besonders empfehlenswert ist El Comerciante, Spanisches Lehrbuch für Kaufleute, kaufm. Fortbildungsschulen, Handelsschulen und verwandte Anstalten, sowie zum Selbstunterrichte von KARL DERNEHL[14]), Lehrer an der staatl. kaufm. Fortbildungsschule in Hamburg. Unter Mitwirkung hamburg. Kaufleute und der spanischen Lehrer D. Ezequiel Solana (Director de una escuela pública de Madrid) und D. Claudio Herreros (Maestro normal, Bilbao). Mit einer Konjugationstabelle, drei Münztafeln und einer mehrfarbigen Karte von Spanien. Das Buch ist, wie der Verf. betont, „aus der Praxis hervorgegangen". Dernehl „hält die grammatische Schulung für notwendig, aber nicht in dem Masse, wie es in den meisten Lehrbüchern geschieht. Das sachliche Moment ist dem sprachlichen unbedingt gleichwertig". Von diesem Gesichtspunkte aus ist das Buch mit grossem Geschick angeordnet. Sehr hübsch durchgeführt ist auch die den Übungen zugrunde gelegte Idee, dass ein junger Hamburger, der als Lehrling in einem Import- und Exportgeschäfte ausgebildet wird und die Bekanntschaft eines jungen Spaniers macht, nach Erlernung der Sprache und Korrespondenz und Erwerbung ausgedehnter Warenkenntnisse eine Reise durch Spanien macht, was alles zu den wertvollsten Belehrungen unseres kaufm. Nachwuchses Veranlassung bietet. Daneben hat dieser Lehrgang den grossen Vorteil, das Interesse des Lernenden bis zum Schluss wach und rege zu erhalten. — Unter den fremdsprachigen Bearbeitungen der Methode Gaspey-Otto-Sauer sind beachtenswert die französische und die italienische Ausgabe, weil man durch eine romanische Sprache eine andere wohl gar leichter erlernt, als auf dem Umwege über das Deutsche. Auch liegen interessante Vergleiche bei diesem Verfahren viel

13) Freiberg i. Sa. 1905, Ernst Mauckisch, X u. 246 S. gr. 8°. **14**) Lpz. u. Berlin 1905, B. G. Teubner XII u. 280 S. gr. 8°, geb. Mk. 3,40.

näher. — Es erschien in 2. umgearbeiteter Auflage die Petite grammaire espagnole par F. TANTY[15]), bibliothécaire et professeur d'espagnol au lycée Hoche (Versailles), officier de l'instruction publique. Vergleiche mit dem Französischen gibt der Verf. vorweg in seinen „Observations préliminaires". Beim Anführen des Lateinischen hätte er aber konsequent die Akkusativform angeben sollen und nicht in buntem Gemisch wie auf S. 1, Anm. 2: *majestas, via, imagine.* In der Tabelle auf S. 4 ist die Aussprachebezeichnung der Association phonétique internationale zugrunde gelegt; danach ist aber span. *j* durch x (nicht durch χ) wiederzugeben, auch ist der Zusatz „(i)ch" (allemand) zu streichen und nur „(a)ch" stehen zu lassen. In der Umschreibung von *ciento* ist ein Druckfehler und zu *v* ist „bilabial" hinzuzufügen. — In 3. Auflage liegt vor: Grammatica della Lingua Spagnuola con temi, letture e dialoghi per cura di Luigi PAVIA[16]), professore nei R. Istituti Tecnici d'Italia. Auch dieses Buch ist wie sein deutsches Pendant ein sehr brauchbares Lehrmittel.

d) Unterrichtsbriefe. Ein nicht zu teurer Lehrmeister für den Selbstunterricht sind Dr. H. LOEWES Unterrichtsbriefe zur schnellen und leichten Erlernung fremder Sprachen nach neuer, natürlicher Methode. Spanisch unter Mitwirkung von Eduardo H. Echenagucia hsg. von Dr. Adolf Kressner[17]). Der Lehrgang bietet eine gesunde Mischung aus phonetischer und grammatischer Unterweisung mit ausführlichen Tabellen, aus einsichtsvoll gewähltem Übungsstoff und trefflichen Lesestücken, aus systematisch geordneten Wörterverzeichnissen und phraseologischen Wendungen und verbürgt dem, der ihn gewissenhaft durcharbeitet, eine gründliche Kenntnis der spanischen Sprache. — Bedeutend ausführlicher und reichhaltiger ist freilich der Briefliche Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium Erwachsener nach der Methode Toussaint-Langenscheidt von Dr. S. GRÄFENBERG[18]), Prof. an der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften in Frankfurt a. M., unter Mitwirkung von D. Antonio Paz y Mélia, Oberbibliothekar an der Nationalbibl. in Madrid. Es könnte trivial erscheinen, noch etwas zum Lobe dieses bewährten Lehrmittels zu sagen, das sich der vortrefflichen Serie der verdienstlichen Langenscheidtschen Unterrichtsbriefe würdig einreiht. — Von der Methode WEISENTHAL-REINHARDT[19]) (Spanische Selbstunterrichtsbriefe unter besonderer Berücksichtigung der Sprache des Handels und Verkehrs) liegen mir nur zehn Briefe vor. Das Titelblatt verspricht: „Der Schüler lernt vor allem das, was er im Leben, besonders als Kaufmann, wirklich braucht, so dass er nach zehn Wochen die leichtere Korrespondenz völlig beherrscht." Die Verf. wollen sich „darauf beschränken, das Erreichbare zu erreichen und den Lernenden nicht mit dem vielen Überflüssigen und Schwierigen abschrecken, das so mancher Grammatiker voranstellt, wohl aus keinem andern Grunde als

15) Heidelberg 1907, J. Groos, IV u. 159 S., Mk. 2. 16) Heidelberg 1907, Groos, VIII u. 428 S., Mk. 4,60. 17) Berlin 1891, 2. Aufl., Berlin 1898, E. Regenhardt, VI u. 348 S. gr. 8°, Mk. 6. 18) Berlin 1904, G. Langenscheidt, I. u. II. Kursus, 668 S. gr. 8° mit 6 Beilagen (El Repetidor; Schreibhelfer; Konjugationsmuster; Hispanismen; Briefstil; Literaturgeschichte) und ausführlichem Sachregister. Beide Kurse zusammen 27 Mk. 19) Vollstdg. in 30 Briefen von je 12 S., Frankfurt a. M. (s. a.) Verlag, Weisenthal-Reinhardt, Mk. 8,50.

dem Wunsch, seine tiefen Kenntnisse vor der Welt auszubreiten"(!). Nach diesem Seitenhiebe gegen die sich nicht beschränkenden, aber nach der Meinung der Verf. wohl um so beschränkteren Herausgeber gründlicher Lehrbücher stellen sich die Verf. als „bescheidener" hin: „Wir begnügen uns, dem Lernenden beizubringen, was zur Beherrschung der Sprache, wie Korrespondenz und Gespräch sie erfordern, vonnöten ist, und geben schliesslich für diejenigen, die noch höhere Ziele erreichen wollen, die Wege an, auf denen auch diese Ziele zu erreichen sind." Da wird denn am Ende doch wohl auf die „mit dem vielen Überflüssigen und Schwierigen abschreckenden" Grammatiker verwiesen werden müssen, aus denen „dann jeder sich das Unnötige selbst noch aneignen kann"! Bei einer solchen Beschränkung auf die sich vielfach wiederholenden Phrasen der „leichteren Korrespondenz" kann man allerdings „das leichte, rasche und sichere Erlernen fremder Sprachen" als Leitmotiv voranstellen.

e) Monographie. Einige Notizen über die Anwendung der Präposition *a* beim direkten Objekt im Spanischen veröffentlichte ÅKE W:SON MUNTHE in der Sammlung Studier i modern språkvetenskap, utgifna af Nyfilologiska Sällskapet i Stockholm, I[20]), p. 37—58. Leider ist mir diese gründliche und verdienstliche Arbeit erst nach der Drucklegung meiner Programmarbeit über denselben Gegenstand (Eimsbütteler Oberrealschule 1908 und 1909) bekannt geworden. Es wird die Aufgabe anderer Kritiker sein müssen, die beiden Abhandlungen zu vergleichen und abzuschätzen.

3. Übungs- und Konversationsbücher. Gleich „Spanisch Sprechen und Denken" will TEICHMANN's[21]) Praktische Methode lehren. „Vokabeln lernen ist überflüssig. Durch das Vokabellernen bekommt der Schüler eine ganz falsche Vorstellung von der Bedeutung und Anwendung der Wörter." — „Die Grundlage einer jeden Sprache ist die wirklich gesprochene Umgangssprache. Der natürliche Gang bei der Erlernung einer fremden Sprache besteht also darin, erst die Umgangssprache wirklich verstehen und sprechen zu lernen und später die Grammatik zu studieren." „Deklinieren, Konjugieren und Regeln und Ausnahmen lernen ist überflüssig: nur derjenige, der die Sprache schon versteht, kann die Grammatik ganz begreifen." — „Die Grammatik ist auf der 1. und 2. Stufe, nur wenn der Lernende selbst das Bedürfnis fühlt, zur Erklärung der Formen und zum Verständnis des Inhalts zu gebrauchen; auf der 3. Stufe jedoch ist die Grammatik und das Wörterbuch fortwährend zu benutzen." — Also doch! So werden denn zunächst 50 Gespräche über alle möglichen Vorkommnisse des gewöhnlichen Lebens durchgenommen und zu anderen Formen und kleinen Aufsätzen abgewandelt, was in der Tat einen guten Grundstock für die alltägliche Unterhaltung abgibt. Dass damit aber noch lange nicht alles gelehrt ist, was man braucht, ist selbstverständlich. — Übrigens versendet TEICHMANN[22]) neuerdings ein kleines Heft: Die Ursprache des Menschen, voll der ergötzlichsten Etymologiephantastereien. Risu dissolvit ilia! — Für dänische Lernende ist sehr empfehlenswert das Lærebog

---

20) Uppsala 1898, Almqvist & Wiksells Boktryckeri-Aktiebolag, XII u. 235 S. 5 Kr. 21) Erfurt 1900, Hugo Güther, 180 S. 8°, geb. Mk. 3,75. 22) Erfurt 8; 1907, 16 S. kl. 8°.

i det spanske Sprog, udarbejdet til Selvstudium og Undervisning af KRISTOFFER NYROP[23]). Es bringt im 1. Abschnitt leichte Übungen und Gespräche in beiden Sprachen meistens im Anschluss an bestimmte Kapitel der Grammatik, daneben und im 2. Abschnitt leichte spanische Stücke, schliesslich Briefe und 5 Seiten Stücke zum Übersetzen ins Spanische. — Schon in 8. „völlig neu geschriebener" Auflage liegt vor das Eco de Madrid, conversación española moderna (paliques) von PEDRO DE MUGICA Y ORTIZ DE ZARATE[24]). In der neuen Auflage ist „von dem früheren Texte gar nichts stehen geblieben". „Die Gespräche sind im allgemeinen aus Theaterstücken und Romanen solcher Autoren entnommen, die mit Leib und Seele an Madrid hängen." Auch ein ganz kleiner, scherzhafter Einakter Mañana de sol von S. y J. Álvarez Quintero ist aufgenommen (p. 37—45). Die Auswahl ist im allgemeinen befriedigend; der Verf. versichert sogar, „dass der Text ein Dokument der modernen spanischen Umgangssprache sein und bleiben dürfte". Er hätte aber bei den einzelnen Stücken die Quellen angeben sollen. Die von ihm selbst beigesteuerten Stücke 57 („El tonto Augusto") und 58 („Viejos y Jóvenes") sind ohne Kommentar für den gewöhnlichen Sterblichen doch zu schwer verständlich und enthalten (wie er selbst am Schluss andeutet: „Pues basta de lata") zu viel „Blech". Das auch selbstgeschriebene Stück 64 („Regeneración de España") mit der beherzigenswerten Schlussmahnung „Pues alemanicémonos moralmente" ist schon besser, aber das Gerede (Nr. 49) über „Wagnerismo en Madrid" hätte der Verf. lieber für sich behalten sollen. In dem beigegebenen kleinen Wörterbuch fehlen (nach einigen Stichproben): *chiste* (chistoso ist verdruckt), *neto*, *paso* de comedia (= „pieza dramática muy breve"); es ist aber lobenswert, dass die Neologismen durch Stern angedeutet sind. — Reichlich dickleibig ist das Handbuch der spanischen Umgangssprache von MORITZ RAMSHORN[25]), Oberlehrer an der öffentl. Handelslehranstalt und Lektor an der Handelshochschule zu Leipzig, und MANUEL DEL PINO, Professor am Instituto de San Isidro in Madrid. Es enthält zunächst eine recht geschickt zusammengestellte Grammatik auf 91 Seiten, dann S. 92—227 ein systematisches Wörterverzeichnis, im 3. Teil (S. 228—398) Gespräche und Redensarten über Gegenstände des täglichen Lebens in 76 Rubriken, im 4. Teil (S. 399—645) Redensarten über wichtige (namentlich Verbal-)Begriffe, darunter viele Synonyma, im 5. Teil (S. 646—679) Germanismen, Hispanizismen und Neologismen, im 6. Teil (S. 680—699) eine Menge Sprichwörter. So ist das Buch eine wahre Fundgrube der Belehrung, und preisenswert derjenige, der Zeit und Energie genug hat, es ganz durchzuarbeiten. Aber auch schon die Auswahl einzelner Abschnitte wird jeden Lernenden sehr fördern; und er wird sich nicht im Stich gelassen finden, wenn er über einen bestimmten Punkt ausführliche Auskunft sucht. — Diesem gründlichen Werke steht bedeutend nach das Deutch-Spanische Konversationsbuch zum

23) 2. Aufl. Kopenhagen 1891; Lybecker & Meyer, IV u. 148 S.; 3. Aufl. Lybecker & Hirschsprung, geb. Kr. 3.25. 24) Stuttgart 1906, Wilh. Violet, VIII u. 175 S. 8°, geb. Mk. 3,50. Mit span.-dtsch. Wb. (42 S.). 25) Stuttgart 1901 (Paul Neff); jetzt G. Langenscheidt, Berlin-Schöneberg, VIII u. 704 S. kl. 8°, herabges. Preis, geb. Mk. 3.

Gebrauche für Schulen und auf Reisen von JAMES CONNOR und FRANZ LANGEHELDT[26]). Es bringt zunächst (S. 1—79) „Anfangsgründe“ zur Einübung der einzelnen Wortarten, namentlich der Konjugation mit schönen Sätzen wie z. B.: „Ich hätte Kirschen gehabt, Du wirst Salat gehabt haben, Er würde Zucker haben; Wir hatten Petersilie gehabt, Werdet Ihr Schiefertafeln haben? Haben sie keine Brillen?“ Dann folgen (S. 80—174) Gespräche über 52 verschiedene Gegenstände, einige Briefmuster (S. 175—180), ein kleines systematisches Wörterbuch (S. 181—211). Sprichwörter und Spracheigenheiten (S. 212—220) und schliesslich eine Geldtabelle. Das Buch scheint nach einer anderssprachigen Vorlage der Methode Gaspey-Otto-Sauer gemacht zu sein. Das Deutsche klingt oft fremdartig, z. B. „*Was* ist Ihr Name?“ (S. 170). „Es ist der beste Laden für *den* Kaffee und *den* Tee“ (S. 136). „Spargel*kohl*“ (S. 134). Bei Tische: „Ich *werde* mir ein wenig Rindfleisch ausbitten.“ (S. 132). Druckfehler. S. 136: „Permit*e*me Vd.“ „La azucarera y el jarro son bonit*as*.“ S. 152: „Quisier*o* comprar.“ S. 166: „Cuá es estación.“ S. 184: resu*r*ección; Pentecost*e*s. — Krons Petit Parisien und The Little Londoner sind das Vorbild gewesen für zwei spanische Pendants: „El Castellano Actual, lecturas y conversaciones castellanas sobre la vida diaria en España y en los países de lengua española, para uso de los que desean conocer la lengua corriente, por D. CONSTANTINO ROMÁN Y SALAMERO[27]), profesor en el Colegio de San Isidoro de Madrid, con la colaboración de D. Ricardo Kron, Doctor en Filosofía y Letras“; und „Spanish Daily Life, a reader giving in simple Castilian information about Spanish life, manners, customs, and institutions, by RODRIGO H. BONILLA[28]), A. B., oficial de administración, instructor in Spanish, New York University.“ (Newson's Modern Language Books edited by Walter Rippmann, M. A. and Walter H. Buell, M. A.). Es ist interessant und lehrreich, die verschiedene Art der Bearbeitung und den Unterschied im Ausdruck bei diesen beiden Büchern zu vergleichen. Beide sind ausserordentlich instruktiv und jedes in seiner Art empfehlenswert. Als besondere Abweichungen sind zu bemerken, dass Román eine Beschreibung der Sitios reales y Capitales de Provincia gibt (S. 76—91), während andererseits Bonilla (p. 183—192) „locuciones y expresiones familiares“ sowie (p. 204—216) „cartas comerciales“ hinzufügt und einige „trozos de obras de escritores modernos“ mit aufnimmt (p. 217—241). Er hängt auch ein Vocabulario an (p. 247—272), in dem — trotz Vorbemerkung — manche für Engländer selbstverständliche Wörter stehen, andere aber fehlen (z. B. *gestionar, habichuelas, rebanadas*). Acht nette Bilder veranschaulichen den spanischen und maurischen Baustil, auch fehlt nicht eine gute Skizze von Spanien. — Die vier Jahreszeiten für die spanische Konversationsstunde nach Hölzels Bildertafeln bearbeitete H. SÁNCHEZ Y R.[29]) in ganz geschickter Weise und mit einer zusammenfassenden Beschreibung. — Weiteren Umfangs und mit vielen Abbildungen geschmückt ist El año infantil de lecciones de cosas

26) Heidelberg 1903, Julius Groos, VIII u. 224 S. kl. 8°. 27) Karlsruhe (jetzt Freiburg i. B.) 1905, J. Bielefeld, XII u. 212 S. kl. 8°, geb. Mk. 2,50. 28) New York 1907, Newson & Co., X u. 272 S. kl. 8°, geb. 90 cents. 29) Giessen 1900/01, Emil Roth, I: 28; II: 23 S. gr. 8°, à 40 Pfg.

(colección infantil Jean Bedel), adaptación castellana por Luis G. León [30]). Das Büchlein bietet eine Fülle von Stoffen für einfache Sprechübungen und enthält bereits einen reichen Wortschatz.

4. Briefsteller. Recht brauchbar ist der Epistolario español, Anleitung zum Abfassen spanischer Privat- und Handelsbriefe. Auf Grundlage von R. Krons Guide épistolaire und English Letter Writer fürs Spanische bearbeitet von Dr. Constantino Román y Salamero [31]), Professor am Colegio de San Isidoro in Madrid. Er enthält die einzelnen Teile des Briefes und dessen verschiedene Arten leicht übersichtlich geordnet und gibt im Nu das, was man gerade braucht in sehr befriedigender Auswahl. — Auch die Spanische Handelskorrespondenz von Dr. Alfredo Nadal de Mariezcurrena [32]) bietet für billigen Preis eine reichhaltige Sammlung von Mustern für die verschiedenen Vorkommnisse des kaufm. Lebens. — Aus Amerika liegen zwei neuere Briefsteller vor: Spanish Correspondence by E. S. Harrison [33]), Instructor in Spanish in the Commercial High School, Brooklyn, N. Y. mit „Letter outlines" zur Übung und ausführlichem, zweisprachigem Wörterbuch (p. 111—157), sowie einer den Briefen entnommenen Zusammenstellung von „Idioms and Commercial Expressions" (p. 81—96), ein recht brauchbares Buch, und ferner Spanish Commercial Correspondence with Exercises, Notes, and Vocabulary by Herbert Alden Kenyon [34]), University of Michigan. Hier werden nur vier spanische Musterbriefe gegeben und dann 125 englische Aufgaben, die von den Schülern teils zu übersetzen, teils selbstständig auszuarbeiten sind, wobei sie durch einige nachgestellte „Notes" und ein ausführlicheres engl.-span. Wörterbuch (p. 115—145) unterstützt werden. Immerhin setzt der Gebrauch dieses Buches schon geübtere Schüler voraus. — Eine kleine Sammlung (16 S.) von Privat- und Geschäftsbriefen findet sich auch in der 5. Beilage der Langenscheidtschen Unterrichtsbriefe, wo weitere Literatur angegeben ist.

B. Spanische Schullektüre. *1. Schulausgaben spanischer Schriftsteller.* In Deutschland hat seit 1885 bis 1904 Prof. Dr. Ad. Kressner † sich durch die Herausgabe spanischer Autoren verdient gemacht. Seine Bibliothek spanischer Schriftsteller [35]) umfasst 23 Bändchen, darunter 6 von Cervantes (4 Don Quijote I.; 2 Novelas ejemplares), 3 von Calderón (La Vida es Sueño; El Alcalde de Zalamea; El Médico de su Honra), 3 von Caballero (Con mal ó con bien á los tuyos te ten; ¡ Pobre Dolores! — Una en otra), 2 von Lope de Vega (La Esclava de su Galán; Amar sin saber á quién), 2 von Hartzenbusch (Los Amantes de Teruel; Un Sí y un No) und je 1 von Quintana (El gran Capitán), Gutierrez (El Trovador), Gil y Zárate (Un Año despues de la Boda), Larra (Tu Amor ó la Muerte), Moratín (El Sí de las Niñas), dazu La Vida de Lazarillo de Tormes und eine Gedichtsammlung. Alle Bändchen haben kurze Einleitungen biographischen

---

30) Paris 1899, Armand Colin, 70 S. kl. 8°, 50 c. 31) Karlsruhe (jetzt Freiburg i. B.) 1905, J. Bielefeld, 95 S. kl. 8°, geb. Mk. 1,50. 32) Leipz. 1906, G. J. Göschen, VIII u. 134 S. kl. 8°, geb. 80 Pfg. 33) New York 1907, Henry Holt & Co., VIII u. 157 S. 8°. 34) Ann Arbor, Mich., 1907, George Wahr, 145 S. kl. 8°, 75 c. 35) Leipz., Rengersche Buchhdlg., Gebhardt & Wilisch, Preis 60 Pfg. bis 3 Mk.

und literarhistorischen Inhalts und knappe Anmerkungen. Der Druck könnte in etwas grösseren Typen gehalten und sorgfältiger korrigiert sein; namentlich das letzte Bändchen (Moratín), das der jetzt Verstorbene wegen Krankheit nicht mehr selbst korrigieren konnte, enthält recht viele Druckfehler, besonders in Akzentuation und Interpunktion. In der Einleitung steht „Bücher" statt „Bühne" (Z. 3); Sohn des „gleichnamigen Dichters" ist ungenau: der Vater Leandros hiess Nicolás Fernández de Moratín; S. VII wird Joseph Bonaparte „Kaiser" genannt. S. 6^{34} sollte *teniente coronel* mit „Oberstleutnant" übersetzt werden. S. 18^{3} hätte die dialektische Form „*meriñaques*" eine Anmerkung erfordert; R. J. Cuervo schrieb mir darüber aus Paris: „Es la forma popular de *miriñaque* (alhajuela de poco valor) mediante una disimilación parecida á la de *melitar*, *menistro*, etc., en boca del pueblo de Madrid; y sin duda así lo oyó Moratín á alguna *Rita* de su casa ó de otra amiga. Hoy se reputa como vulgaridad. Torrijos en el Arte de hablar, Madrid 1865, pone entre los disparates: *Meriñaque* por *Miriñaque*." — Die Anmerkung zu $29^{11}/^{12}$: „un empleíllo infeliz en el ramo del viento" = „wohl so viel als: irgendwo" kann nicht befriedigen; die gleich zu erwähnende Ausgabe von Geddes & Josselyn gibt im Wörterbuch die bessere Erklärung: „ramo del viento = department charged with levying the tax placed upon peddlers' wares." — Da ich einmal bei dem spanischen Molière bin, sei hier gleich die Ausgabe der Sammlung Modern Spanish Readings[36]) angeführt: El Sí de las Niñas, comedia en tres actos por Leandro Fernández de Moratín, with Introduction, Notes, and Vocabulary by J. Geddes, Jr., Ph. D., Prof. of Romance Languages in Boston University, and F. M. Josselyn, Jr., Docteur de l'Université de Paris, Prof. of Romance Languages in Boston University. — Druck und Ausstattung (auch der weiterhin noch zu besprechenden amerikanischen Ausgaben) überragen ganz bedeutend die Rengersche Sammlung; das 31 Seiten umfassende Wörterbuch ist deutlich gedruckt und zuverlässig, doch scheint es mir eine Verschwendung von Arbeitskraft, Zeit und Geld, zu jedem Buch ein Wörterbuch herzustellen: man sollte — auch für englische und französische Schulausgaben! — ein kleines (Taschen-)Wörterbuch ein für allemal zugrunde legen (wie die vortrefflichen Langenscheidtschen mit Aussprachebezeichnung) und die darin nicht enthaltenen Wörter in Anmerkungen erklären. Es ist eine Vergeudung von Nationalvermögen, solche — häufig ungenügenden — Spezialwörterbücher herzurichten und ihre Anschaffung von den Schülern zu verlangen. Diese geben in ihrer Schullaufbahn schliesslich mehr Geld für später unnütze Einzelwörterbücher aus, als die Anschaffung eines Taschenwörterbuches erfordert (2 Mk.), und können doch das letztere zeitlebens gebrauchen. — Von demselben amerikanischen Verlage werden noch Ausgaben von Alarcón, Bretón, Calderón, Galdós, Larra und Valera angekündigt. — Gleich vortrefflich ausgestattet sind die Ausgaben von Heath's Modern Language Series. Mir liegen vor: 1. Marianela por B. Pérez Galdós[37]). With Introduction, Notes, and Vocabulary by J. Geddes and Freeman M. Josselyn.

36) New York, Cincinnati, Chicago 1903, American Book Company, 125 S. kl. 8°, geb. 50 cts. 37) Boston, U. S. A., D. C. Heath & Co. 1903, XVI u. 265 S. kl. 8, geb. 90 cts.

(Titel vgl. oben!) Der bis auf ein paar kleine Stellen unverkürzte Text umfasst 198 Seiten, dazu 12 Seiten Anmerkungen und 53 Seiten Wörterbuch. Für Leser, die Englisch verstehen, ist diese solide gebundene, in Korpustypen deutlich gedruckte und mit ausführlichem span.-engl. Wörterbuch versehene Ausgabe der mignonähnlichen romantisch-idealistischen „novela contemporánea“ (v. J. 1878) höchst empfehlenswert. — 2. La Alegría del Capitán Ribot por ARMANDO PALACIO VALDÉS[38]), edited with introduction, notes, and vocabulary by FREDERIC W. MORRISON, A. M., Instructor in the U. S. Naval Academy, and PHILIP H. CHURCHMAN, A. M., formerly Instructor in Princeton University. Der umfangreichere Text dieses humor- und gefühlvollen Romans naturalistischer Richtung (nach der Madrider Ausg. v. J. 1899) nötigte zur Anwendung von Borgistypen und zur Verkürzung auf dreiviertel des Originals; die ausgelassenen Kapitel sind auf Englisch kurz zusammengefasst. So ergaben sich 160 S. Text; dazu 26 S. Anmerkungen und 74 S. Wörterbuch. — Der gleiche Verlag veröffentlichte noch Ausgaben von Alarcón, Asensi, Echegaray, Nuñez de Arce, Padre Isla und Toboada. — Würdig an die Seite stellt sich diesen Ausgaben: El Sombrero de tres Picos por D. Pedro A. de Alarcón[39]), edited with introduction, notes, and vocabulary by BENJAMIN P. BOURLAND, Prof. in Adelbert College of Western Reserve University. Der Text umfasst 127 S., die Anmerkungen 25 S., das ausführl. Wörterbuch 94 S.; häufig ist in letzterem auf bestimmte Textstellen verwiesen. Bourlands Ausgabe dieser reizenden, auf Boccaccios Decamerone (VIII, 8) zurückgehenden, aber für Schullektüre etwas heiklen Novelle (v. J. 1874) muss als vorzüglich bezeichnet werden. — Statt den Don Quijote unverkürzt herauszugeben, wie Kressner es (wenigstens mit dem 1. Teil) getan hat, was doch wohl etwas reichlich hohe Anforderungen an die Geduld des heutigen jugendlichen Lesers stellen dürfte, hat sich Bévenot in der Clarendon Press Series weise damit begnügt, zwei interessante Episoden herauszugreifen und die Schwierigkeiten durch 20 S. Anmerkungen zu ebnen: Miguel de Cervantes: The Adventure of the Wooden Horse and Sancho Panza's Governorship, edited with Introduction, Life, and Notes by CLOVIS BÉVENOT[40]), M. A., Prof. of Romance Languages, Mason College, Birmingham. Die Wahl dieser Kapitel spricht für sich selbst; die Anmerkungen verdienen uneingeschränkte Anerkennung. — Wie die Amerikaner und Engländer sind auch die Franzosen uns in hübschen kommentierten spanischen Textausgaben überlegen. Eine sehr empfehlenswerte Sammlung sind u. a. die Classiques espagnols, collection nouvelle avec notices, notes et questionnaires par TH. ALAUX (professeur d'espagnol au lycée de Bordeaux) et L. SAGARDOŸ (licencié ès lettres de l'université de Madrid). Daraus ist mir eingesandt: Quintana, Vidas de los españoles célebres, morceaux choisis avec notes et questionnaires; 2e édition[41]). Aus dem „spanischen Plutarch“ sind hier die fünf Vidas des 1. Teils v. J. 1807 gewählt: El Cid, Guzmán el Bueno, Roger de Lauria, El Príncipe de

38) Boston, U. S. A. 1906, D. C. Heath & Co., XV u. 260 S. kl. 8°, geb. 90 cts. 39) New York 1907, Henry Holt & Co. XVI u. 250 S. kl. 8°. 40) Oxford 1897, Clarendon Press. XXIV u. 125 S. kl. 8°, kart. 2 s. 6 d. 41) Toulouse 1898, Ed. Privat, XII u. 208 S. 12°, geb. 2 frcs.

Viana und El Gran Capitán (Gonzalo Fernández de Córdoba). Die franz. Anmerkungen weisen u. a. sehr sorgfältig auf den Bedeutungsunterschied mancher einander ähnlichen span.-franz. Wörter hin, z. B. „bizarro = courageux, brave, brillant (et jamais: bizarre); bizarría = générosité, vaillance, courage, noblesse (mais jamais: bizarrerie); apercibir = se préparer (et non: apercevoir); consejos = décisions, résolutions (et non: conseils).“ Der Gebrauch dieser Ausgabe ist auch für deutsche Schulen als Anfangslektüre da dringend anzuraten, wo man nicht einseitig kaufm. Zwecke im Auge hat, sondern einen leichten historischen Stoff vorzieht. — Gleich der eben genannten Sammlung bringt auch die Collection publiée sous la direction de M. E. Mérimée, professeur de langue et littérature espagnoles à l'université de Toulouse die Escenas Matritenses (1832—35) von Ramón de Mesonero Romanos in einer gründlich kommentierten Ausgabe und zwar von F. Morère[42]), prof. au lycée de Foix. Der Herausgeber ist bei seiner Auswahl allen Geschmacksrichtungen gerecht geworden: neben der sehr scherzhaften „Comedia casera“ bringt er die tiefernste Erzählung „El campo santo“; die „francesados“ werden gegeisselt in der Skizze: „El extranjero en su patria“, und literarische Kritik findet man in den „Costumbres literarias“ und in „El romanticismo y los románticos“. Auch dieses Büchlein ist für nicht bloss kaufmännische Kreise eine recht empfehlenswerte Lektüre. — Sehr gut und billig sind auch die Fábulas de Samaniego, novísima edición ilustrada con notas gramaticales, literarias, etc., un vocabulario de los nombres históricos y geográficos y un retrato del autor por Miguel de Toro y Gómez[43]). Die Anmerkungen sind spanisch geschrieben. Ein Anhang gibt einige andere Versionen, von Tirso de Molina, Lope de Vega und Alarcón.

2. Lesebücher und Chrestomathien. Das (in 1. Aufl. 1851 erschienene) Spanische Lesebuch, (El nuevo Lector español) enthaltend ausgewählte Stücke aus span. Musterschriftstellern in gebundener und ungebundener Rede, zusammengestellt von Mariano Velásquez de la Cadena[44]), † Lehrer der span. Sprache und Literatur am Columbia College zu New York, mit deutschen Anmerkungen unter Hinweisung auf die Span. Sprachlehre nach Ollendorffs Methode und einem span.-deutschen Wörterbuch versehen von Friedr. Funck, wurde 1868 in 2. Aufl. herausgegeben von Friedlieb Rausch und zeichnet sich durch wesentliche Vorzüge aus: es fängt mit Proverbios, Máximas y Sentencias und leichten Historietas an, bringt dann allmählich schwerer werdende Pasajes selectos, darunter Diálogos, geographische und historische Skizzen, kurze Biographien und anderes, schliesslich eine Anzahl historischer und Handelsbriefe, mehr als 100 Synonymenpaare, ein Resumen analítico gramatical und eine Verslehre, der eine Gedichtsammlung folgt. Das Wörterbuch ist beinahe 100 S. stark, der Preis als angemessen zu bezeichnen. Die grammatischen Verweise auf ein bestimmtes Lehrbuch sind freilich etwas störend für Leser, die ein anderes gebrauchen, dafür ist aber die Sammlung spanisch erklärter Synonyma manchen Lehrern gewiss eine sehr erwünschte Zugabe. Es ist bedauerlich, dass dieses Lese-

42) Paris 1905, Garnier frères, XIX u. 125 S. 18°, 2,25 frcs. 43) Paris 1902, Armand Colin, 213 S. 8°, kart. 1,25 frcs. 44) Frankfurt a. M., Karl Jügel (M. Abendroth), XIV u. 466 S. kl. 8°, geb. Mk. 4.

buch — obwohl es seit vielen Jahren vergriffen ist — keine neue Auflage (mit den nötigen Verbesserungen) erfahren hat. — Umfangreich und gut ausgestattet, aber reichlich teuer ist das Spanische Lesebuch zum Schul- und Privatgebrauche nebst einem Überblick über die span. Literatur und einem vollständigen Wörterbuche, (69 S.) herausgegeben von Dr. F. Hoyermann und Dr. F. Uhlemann, ord. Lehrer an der Hauptschule in Bremen[45]). Es beginnt mit leichten Anekdoten und Geschichtchen (nur 12 S.), denen dann gleich Auszüge aus Don Quijote, Gil Blas u. a., auch geschichtliche, folgen. Dann kommen Descripciones y pinturas de costumbres, Auszüge aus Zeitungen, allgemeine und Geschäftsbriefe, Dialoge und Dramen in Prosa und schliesslich ein poetischer Teil, 9 S. Lyrisches und 15 S. Dramatisches. Anmerkungen zum Text sind überhaupt nicht gegeben. — In der Sammlung Ziehens Kaufmännische Reallesebücher erschien als 5. Teil: Spanisches Lesebuch für höhere Handels- und Realschulen von Dr. S. Gräfenberg[46]). Ohne Anmerkungen und ohne Wörterbuch, bringt es gleich 14 naturwissenschaftliche Aufsätze, dann 21 geographische und historische, 8 über Comunicaciones, 10 über Industrie und Handel und 8 über Nationalökonomie. Für Anfänger ist das Buch zu schwer, für Fortgeschrittene zu trocken und für Kaufleute schliesslich doch nicht „praktisch“ genug. So macht es im allgemeinen wenig Freude beim Unterricht und bedürfte einer gründlichen Revision in bezug auf den Inhalt, wenn es sich in einer neuen Auflage mehr Freunde erwerben möchte. — Aus einer Serie de (3) libros de lectura para las escuelas, dispuestos por Padres Escolapios bajo la dirección del P. Carlos Lasalde liegt mir der 2. Teil[47]) vor: Herder, El Lector castellano. Segundo libro de lectura, — adornado con numerosos grabados. Es ist — entsprechend den Tendenzen der Padres und des „librero-editor pontificio“ — katholisch-fromm gehalten, beginnt mit einem Abschnitt „La Religión“, worauf „La Iglesia“ folgt. Dann kommen die Abschnitte: „La Escuela, la Casa, el Niño, el Hombre, los Animales domésticos, la Horticultura, el Campo, el Bosque, las Cordilleras, el Universo, el Año y sus divisiones“, dazu 4 S. orthographische Regeln. — Der fabelhaft billige Preis macht das reichhaltige Büchlein für den Anfangsunterricht, namentlich jüngerer Schüler sehr empfehlenswert. — Das Libro de Lectura para el primer curso de castellano por Pedro de Mugica[48]), para el uso en la cátedra del Seminario de Lenguas orientales enthält 242 ganz kurze und kurzweilige „Läuschen un Rimels“. — La España moderna, trozos escogidos de autores castellanos contemporáneos, publicados y comentados por D. Cristóbal Nyrop[49]), catedrático de filología románica en la universidad de Copenhague bringt eine sorgfältige Auswahl von Musterstücken literarischer Berühmtheiten der neuesten Zeit. (Alarcón, Araujo, Campoamor, Cánovas del Castillo, Castelar, Coloma, Frontaura, Galdós, Menéndez Pelayo, Núñez de Arce, Palacio Valdés, Pardo Bazán, Pedrosa,

45) 2. Aufl., Dresden 1895, Gerhard Kühtmann, XVI u. 288 S. gr. 8°, Text, geb. Mk. 7,50. 46) Frankfurt a. M. 1899, J. D. Sauerländer, VII u. 190 S. 8°, geb. Mk. 2,20. 47) 2. Aufl., Freiburg i. Br. 1901, B. Herder, 141 S. 8°, kart. 72 Pfg. 48) Berlin 1898, W. Spemann, 48 S. 8° geh. 49) Copenhague 1892, Lybecker & Meyer, IX u. 232 S. gr. 8°, geh. 4 Kr.

Pereda, Rueda, Valera). Da der Kommentar französische (in Klammern auch dänische, nur gelegentlich spanische) Erklärungen gibt, so kann das Buch sehr gut auch in Deutschland und anderen Ländern Verwendung finden, zumal weil der Inhalt gediegen und ansprechend ist. — Weitere Beachtung verdient auch der Band aus der Collection E. Mérimée: Morceaux choisis de prosateurs et de poètes espagnols, recueillis et annotés par C. PITOLLET[50]). Cours élémentaire. Die abwechslungsreiche Sammlung (der Verf. zitiert als sein Motto den Ausspruch Lafontaines: „Diversité, c'est ma devise") beginnt mit einfachen Sprichwörtern und Couplets populaires, denen Sueltos, Anekdoten, Gespräche u. dgl. folgen, während kleine Gedichte und historische Skizzen zwischendurch eingestreut sind. Da die trefflich gewählten Stücke wenig sprachliche Schwierigkeiten bieten, ist der franz. Kommentar mehr sachlicher Art und offenbart die gründlichen Kenntnisse des in der spanischen Sprache vorzüglich bewanderten Verfassers. Als Anfangslektüre auch für deutsche Schulen ist das Büchlein sehr empfehlenswert. — Eine span. Bearbeitung des franz. Lesekursus von Guyau („Lecture courante") gab GÓMEZ ARCA[51]) in drei Teilen heraus: I. El año infantil de lectura corriente, con numerosos grabados, por M. Guyau, Premiado por la Academia de Ciencias morales y politicas de París. Traduccion castellana con las modificaciones convenientes por el licenciado Gómez Arca, revisada y corregida por Ignacio Manuel Altamirano, profesor de lectura superior en la Escuela normal de profesores de la ciudad de México. — II. El año preparatorio de lectura corriente: moral, conocimientos usuales. — El primer año de lectura corriente: moral, conocimientos usuales, deberes cívicos; obra adornada con 88 viñetas instructivas y un léxico; (9 S.!) revisada y corregida por Gustavo A. Baz, antiguo diputado al Congreso de los Estados Unidos Mejicanos." Diese bunt kartonierten Büchlein sind in erster Linie wohl für den Gebrauch in spanisch-amerikanischen Elementarschulen berechnet; abgesehen von den meist etwas seichten Moralstücken, enthalten sie aber auch manche recht lesenswerte und dabei leichte und belehrende Erzählungen und Abhandlungen, die sehr nutzbringend auch in Deutschland zu verwenden wären. — Auch eine italienisch-spanische Chrestomathie liegt mir vor: La Iberia Letteraria, brani scelti dei principali prosatori e poeti spagnuoli. Cenni sulle lingue e lettere iberiche (Castigliana, Portoghese e Catalana) por LUIGI ZUCCARO[52]). Der Verfasser gibt im ersten Teil einen Abriss der Geschichte der span. Literatur und dann — gleichsam als Illustration dazu — im zweiten Teil eine „Crestomazia", die mit einer kurzen Probe aus dem Poema del Cid beginnt, aus Prosa und Poesie gemischt ist und mit einem Stück von Emilio Castelar schliesst. Im Anhang finden sich dann noch einige wenige katalanische und portugiesische Sprachproben. Zuccaro hat für seine Landsleute mit der Herausgabe seines Buches eine verdienstliche Arbeit geleistet. — In Amerika erschien in HEATH's schon rühmend erwähnter Modern Language Series eine vortreffliche Sammlung First

50) Paris 1902, Garnier frères, VIII u. 205 S. 18°, geb. 2,25 frcs. 51) Paris, Armand Colin, I: 14. Aufl. 1904; 118 S. 12° kart., 60 c. II: 16. Aufl. 1905; II u. 207 S. 12°, 80 c. III: 7. Aufl. 1905: II u. 336 S. 12°, 1,25 fr. 52) Alessandria 1905, G. M. Piccone, LXXII u. 131 S. 8°, Lire 2.

Spanish Readings selected and edited, with Notes and Vocabulary by John E. Matzke [52a]), Ph. D., Professor of Romanic Languages, Leland Stanford jr. University. Sie enthält auf 114 S. 12 spanische Texte, 30 S. sorgfältige englische Anmerkungen und ein ausführliches Wörterbuch von 75 S. Die Texte sind nach der Schwierigkeit geordnet und bekannten zeitgenössischen Schriftstellern entlehnt: 3 von Antonio de Trueba (die christliche Wundergeschichte Casilda; ähnlich La Porteria del Cielo; ferner El modo de dar limosna), 3 von Pedro Antonio de Alarcón (die ergreifende Freundesgeschichte La corneta de llaves; die reichlich zusammenhangslose Zusammenstellung Lo que se oye desde una silla del Prado und Una conversación en la Alhambra), 2 von Salvador Rueda (Iluminación en la Alhambra und La feria de Sevilla) sowie einzelne von Fernán Caballero (das Märchen von El Carlanco), Narciso Campillo (El bergantín Caritá), J. López Valdemoro (Tapón) und Antonio Flores (Un día de toros en Madrid). Im ganzen eine reichhaltige und treffliche Auswahl.

3. Gedichtsammlungen. Für die Schule wenig geeignet ist die blosse Textsammlung in der Brockhausschen Colección de autores españoles (Bd. 34): Antología española, Colección de poesías líricas ordenada por Carolina Michaëlis [53]). Primera parte: Poetas de los siglos XV—XVIII. Irgendwelche Erläuterungen sind nicht hinzugefügt. — Die Sammlung spanischer Gedichte, ausgewählt und mit Anmerkungen versehen von Adolf Kressner [54]), ist für den Schulgebrauch reichlich teuer, dürfte aber denen, die das Geld dafür aufwenden können, eine Quelle manches geistigen Genusses werden. Über die getroffene Auswahl lässt sich vielleicht streiten: der Jugend sagt manches nicht zu, was dem Alter Freude macht.

C. Wörterbücher. ***1. Schulwörterbücher.*** Ein handliches Taschenwörterbuch der spanischen und deutschen Sprache verfassten „nach den besten Wörterbüchern beider Völker“ Prof. F. Moesch und Dr. G. Diercks [55]) und zwar Moesch den 1. (deutsch-span.), Diercks den 2. (span.-deutschen) Teil. Die Verfasser schöpften auch „aus den besten Quellen franz. und engl. Wörterbuch-Literatur“. Ihr Buch ist verhältnismässig reichhaltig, was durch enge Zusammendrängung des Drucktextes ermöglicht wurde. — Ein engl. Pendant dieses Wörterbuches ist das Pocket Dictionary of the English and Spanish Languages, Commercial, Technical, and Conversational, Compiled by Geo. Fred. Barwick [56]), B. A., of the British Museum. Nur in einzelnen Kleinigkeiten steht diese engl. Bearbeitung der deutschen etwas nach. — Gute Dienste leistet Meyers Spanischer Sprachführer, Konversationswörterbuch von Heinrich Ruppert [57]), Direktor des Colegio de la Esperanza in Madrid, durch die grosse Menge der den einzelnen deutschen Wörtern beigefügten landläufigen Redewendungen, die den deutschen Text auf 454 S. an-

52a) Boston, D. C. Heath & Co. 1898, VI u. 219 S. kl. 8, geb. 90 cts. 53) Leipzig 1875, F. A. Brockhaus, VII u. 394 S. kl. 8°. 54) Lpz. 1891, Renger (Gebhardt & Wilisch). VIII u. 200 S. 8°, Mk. 3. 55) I. 450 S., II. 490 S. 16°, Lpz. 1895/96; Otto Holtzes Nachf. geh. zus. Mk. 4,50. 56) I. (Span.-Engl.) 403 S., II. 414 S. 16°, Lpz. 1896/97, O. Holtzes Nachf. geh. Mk. 4. 57) Lpz. u. Wien 1887, Bibliogr. Institut, VI u. 526 S. 16°, Mk. 3.

schwellen liessen, während der span.-deutsche Teil nur 53 S. umfasst. Ein Anhang bringt einen kurzen Abriss der Grammatik mit übersichtlichem Verzeichnis der Verben, worin mir als Druckfehler nur aufgefallen ist der imperat. von morir, der nicht mue*ra*, sondern mue*re* heisst. Auf Reisen ist das Büchelchen wegen seiner Kleinheit höchst schätzbar. — Ein recht handliches Format hat ein sehr empfehlenswertes Neues spanisch-deutsches und deutsch-spanisches Wörterbuch auf Grund des Wörterbuches der kgl. span. Akademie von TH. STROMER[58]). Es erweist sich beim Gebrauch im allgemeinen als ausreichend und zuverlässig; dennoch fehlen (auch im Nachtrag) u. a. die Wörter: „abarraganar(se), abur, agigantarse, alancear, alféizar, alheña, alheñar, altica, amarillento, amojamar(se), amoldar*se* (sich gewöhnen), amoscado, amoscar*se*, atelabo, auriga (poet. = cochero), avizor, avizorador, avizorar; badea, barda, bengala, bienandante, bienandanza; cantueso, capellina, coquillo, cortadoro, cortijada; chismorreo; desmogar, deviación; efebo, empitonar (= empinar), ensimismar(se), entrapajar, estribación; gira; hastiar; incubar, indumentaria; loor; mujerío; paro (Specht; Arbeitseinstellung), percebe, promiscuidad, (acido) prúsico (= cianhídrico), publicano, pudridero, pudrimiento; rebién (haya), recuelo, rento, restregon, ristre; saboyana (Frauenrock), sintetizar, sotabanco (Dachstube); talma (Art Pelzkragen), ternura, titulación, trallazo, trastulo; urbanización, urbanizar"; im deutschen Teil: „hoffentlich, Seifenblase (pompa de jabón)". Bei anderen Wörtern fehlen einzelne Bedeutungen, z. B. bei: „alcahuete: Theatergardine; arambel: Wandbehang; ascua de oro (fig.) = cosa muy brillante; bascula: Hebelwage (platina de la bascula = Platte); ¡calle!: ei, was!; catorceno: grobes Tuch; cifrar *en*: beruhen; esposado: gefesselt; glorieta: Platz mit Anlagen; hincar la rodilla: niederknien, hincar el diente: einbeissen; impertinentes: Lorgnette; laminar, Adj.: aus Platten gebildet; mengua: Verfall; obsequiar: beschenken; proporcionar: verschaffen; taquilla: Schalter". Falsch eingeordnet ist „pelludo". Druckfehler sind in: *loriga, sutil*; besser auch: *creible*; im deutschen Teil: „betreffen = atañer (st. atañar)". Die für *deshecha* gegebenen Bedeutungen „Zerstörung, Ruin" (die auch Paz y Melia übernommen hat) finden im Wörterbuch der Akademie keinen Rückhalt und die darin aufgeführten fehlen. — Aber diese Einzelheiten tun dem Wert des Ganzen wenig Abbruch. Immerhin ist der Preis für ein Schulwörterbuch reichlich hoch. — Da auch der grosse Tolhausen[58a]), der wohl immer noch das ausführlichste span. Wörterbuch ist, für die Schule nicht in Betracht gezogen werden darf, so bliebe für diese in erster Linie zu empfehlen das Taschenwörterbuch der span. und deutschen Sprache mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt, zusammengestellt von A. PAZ Y MÉLIA[59]) (Warum mit Akzent?) Oberbibliothekar an der Nationalbibliothek in Madrid. Natürlich können diese handlichen Bücher nur auf relative Vollständigkeit Anspruch machen, aber sie genügen durchaus für die Schule und die Reise. Die Herausgeber von Schriftstellern für die Schule sollten

58) I. T. Berlin 1897, II. T. 1900, F. A. Herbig; I: 828 S., II: 812 S. kl. 8°, geb. jeder Teil Mk. 7,50. 58a) Lpzg., Tauchnitz, 2 Bde., geb. Mk. 17,50. 59) Berlin 1903, G. Langenscheidt, I. T.: XVI u. 525 S., II: XII u. 486 S. 16°, je Mk. 2, beide Teile zus. geb. Mk. 3,50.

nur die Wörter in Anmerkungen geben, welche in den Langenscheidtschen Taschenwörterbüchern nicht enthalten sind, im übrigen aber von Spezialwörterbüchern ganz absehen. (Vgl. oben). — Wer ein handliches, billiges und doch gutes einsprachiges Wörterbuch wünscht, dem kann ich aus mehrjährigem Gebrauch bestens empfehlen das Nuevo Diccionario enciclopédico ilustrado de la lengua castellana por MIGUEL DE TORO Y GÓMEZ[60]), licenciado en filosofía y letras, oficial de Academia, profesor en la Asociación Politécnica de París; con la colaboración, para el Diccionario biográfico, geográfico é histórico, de MARIO ROSO DE LUNA, doctor en derecho etc.“ Dieses Wörterbuch enthält alle Wörter des Wörterbuches der Akademie, nur mit etwas verkürzten Erklärungen (in Summa etwa 55 000), dabei 1400 enzyklopädische Artikel, gegen 900 Abbildungen, viele Karten und Porträts im biographisch-geographisch-historischen Teil, der eine sehr wertvolle Zugabe bildet, auch als leicht sichtbare Trennung der beiden Teile ein auf grünem Papier gedrucktes Diccionario de frases latinas y extranjeras. Der Druck ist zwar klein, aber deutlich.

2. Vokabularien. Diejenigen Bücher, welche ausser systematischen Wörterverzeichnissen auch Redewendungen enthalten, sind bereits unter den „Konversationsbüchern“ erwähnt. Hier sollen nur Wortsammlungen besprochen werden. — Eine kleine Sammlung auf nur 44 S. hat Nyrop herausgegeben, leider nur dänisch-spanisch: Spansk Ordsamling, metodisk Fortegnelse over de almindeligst benyttede spanske Ord, udarbejdet til praktisk Brug af KRISTOFFER NYROP[61]). — Ein umfassenderes Verzeichnis bietet Prof. Heckers Wortschatz für Reise und Unterricht: Systematisch geordneter deutsch-span. Wortschatz, zusammengestellt von Prof. Dr. OSKAR HECKER[62]), Lektor an der Universität Berlin, ins Spanische übertragen von R. DE PALACIOS, Konsul a. D., Dozent a. d. Handelshochschule zu Berlin. Dieser auch für andere Sprachen in Parallelbearbeitungen erschienene Wortschatz enthält etwa 12 000 Wörter und Wendungen, die auf 20 grössere Abschnitte mit vielen Unterabteilungen in recht geschickter Weise verteilt sind. Zum Nachschlagen für bestimmte Zwecke dient ein Schlagwörterverzeichnis. Ob aber das Buch „für den Unterricht an mittleren und höheren Lehranstalten, Handelsschulen, Hochschulen, Militärinstituten u. s. w.“ geeignet ist, bleibt wohl sehr fragwürdig. Da scheint der Castellano actual, der den Wortschatz in fertigen Sätzen bringt, doch geeigneter. Das tote Vokabellernen wird heute mit Recht verschmäht: nur im Zusammenhange der lebendigen Rede prägt sich das Wort dem Gedächtnis ein; ein Wortschatz, der nicht auf diese Weise aktive Beweglichkeit erlangt, wird bald „totes Kapital“ und ist dann auf der Verlustseite zu buchen! Würde also zu diesem Wortschatz noch eine nicht zu trockene Verarbeitung seiner Wörter zu ansprechenden Schilderungen, Geschichtchen und Gesprächen geschrieben, zu denen er selbst nur das Vokabular wäre, so könnte damit der Spracherlernung wahrhaft genützt werden. —

D. Literaturgeschichte. In der französischen Sammlung Les Littératures étrangères erschien nach einem England und Deutsch-

60) 3. Aufl., Paris 1906, Armand Colin, VIII u. 1044 S. kl. 8°, geb. 6 frcs. 61) Kopenhagen 1894, Lybecker & Hirschsprung, 88 Sp., 16°, geb. 75 öre. 62) Berlin 1907, B. Behr, VIII u. 312 S. kl. 8°, Mk. 2.

land umfassenden Bande ein zweiter unter dem Titel: Italie-Espagne, histoire littéraire, notices biographiques et critiques, morceaux choisis par H. DIETZ[63]), agrégé des lettres, agrégé des langues vivantes, professeur de rhétorique au lycée Buffon. Die span. Literatur nimmt S. 245—534 ein. Was diese Literaturgeschichte vor anderen auszeichnet, ist eine reichhaltige und gut gewählte Sammlung von Proben in franz. Übersetzung, während das sonst in Frankreich so beliebte literarhistorische Räsonnement auf ein bescheidenes und verdauliches Mass beschränkt ist. Mit dem auf S. 416 zweimal so genannten valenzianischen Dramatiker Francisco Tarre*na* ist nach den angeführten Werken der Domherr und Lizenziat Francisco Agustín de Tárre*ga* gemeint, dessen „discreción é innumerables conceptos“ Cervantes im Prolog seiner Comedias (1615) rühmt. — Die besten allgemeinen span. Literaturgeschichten nach AD. FR. V. SCHACKS[64]) grundlegender Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien sind von dem Amerikaner GEORGE TICKNOR (deutsche Übers. mit Zusätzen von N. H. Julius)[65]) und dem Engländer JAMES FITZMAURICE-KELLY (Trad. française de Henry-D. Davray)[66]) geschrieben. — Eine kurze Spanische Literaturgeschichte von Dr. RUDOLF BEER[67]), Lektor am romanischen Seminar der k. k. Universität Wien, gibt eine ausreichende Einführung in diesen Ruhmestempel des spanischen Volkes. — Auch das italienische Büchlein Manuale di letteratura spagnuola del Dr. BERNARDO SANVISENTI[68]), L. D. di lingua e letteratura spagn. alla R. Accademia S. L. e di lingua spagn. alla U. C. L. Bocconi, bietet eine auf eigenen Studien beruhende, flott geschriebene Darstellung der spanischen Literatur bis zur neuesten Zeit.

Hamburg. Julius Brauns.

---

63) Paris (s. a.) 552 p. 8°, Armand Colin et Cie., 4 frcs. 64) 3 Bde., Berlin, 1845—46. 65) Lpz. 1852, F. A. Brockhaus. Suppl. v. Ad. Wolf, 1867. 66) Paris 1904, Armand Colin. 67) 2 Bde., Lpz. 1903, G. J. Göschen, 148 u. 164 S. geb. je 80 Pfg. 68) Milano 1907, Ulrico Hoepli, XVI u. 202 S. kl. 8, L. 1,50.

Autorenregister.

Von H. Roesch.

Italienische Namen, welche mit De und D' beginnen, sind unter D zu finden.

Verzeichnis

der in diesem Bande vorkommenden Abkürzungen für Zeitschriften, Sammelwerke u. s. w.

AAA. = Atti dell' Accademia degli Agiati.
AAALAN. = Atti della R. Accademia di archeologia, lettere e belle arti di Napoli.
AAP. = Atti dell'Accademia Pontaniana.
AAR. = Analele Academiei Române.
AAST. = Atti della R. Accademia delle scienze di Torino.
AcJBL. *lies* AIBL.
ADA. = Anzeiger für deutsches Altertum.
AGIt. = Archivio glottologico italiano.
AHAlb. = Archives historiques de l'Albigeois.
AIBL. = Académie des inscriptions et belles-lettres
AJPh. = The American Journal of Philology.
AJTh. = The American Journal of Theology.
AIV. = Atti del R. Istituto veneto di scienze lettere ed arti.
Alb. = Albania.
AlbV. = Albania e vog l (halbmonatl. Beilage hierzu).
ALLG. = Archiv für lateinische Lexikographie und Grammatik.
AM. = Annales du Midi.
AMAP. = Atti e Memorie della R. Accademia di scienze lettere ed arti di Padova.
AMDSPM. = Atti e Memorie delle RR. Deput. di Storia Patria per le Prov. Modenesi.
AMDSPR. = Atti e Memorie della R. Deput. di Storia Patria per le Prov. di Romagna.
ANQ. = American Notes and Queries (Philadelphia).
ANSL. *lies* ASNS.
AR. = Archiv für Religionswissenschaft hgg. v. Dr. Ths. Achelis.
A&R. = Atene e Roma.
AScNS. = Annali della R. Scuola Normale Superiore. Pisa.
ASIt. = Archivio storico italiano.
ASL. = Archivio storico lombardo.
ASLLW. = Annuaire de la Société liégeoise de littérature wallonne.
ASNS. = Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen.
ASPh. = Archiv für slavische Philologie.
ASPP. = Archivio storico delle Provincie Parmensi.
ASRR. = Annalas della Societad Rhaetoromanscha.
ASRSP. = Archivio della R. Società Romana di storia patria.
ASS. = Archivio storico siciliano.
ASSa. = Archivio storico sardo.
ASTP. = Archivio per lo studio delle tradizioni popolari.
Ath. = The Athenaeum.
ATP. = Annuaire des Traditions populaires.
AtVen. = L'Ateneo Veneto.

BACTH. = Bulletin Archéologique du Comité des Travaux historiques.
BB. = Beiträge zur Kunde der indogermanischen Sprachen (Bezzenbergers Beiträge).
BBA. = Bibliothèque Bretonne Armoricaine p. p. la faculté des lettres de Rennes.
BBSa. = Bullettino Bibliografico Sardo.
BDLIC. = Bolletí del Diccionari de la Llengua Catalana (hgg. v. Moss. Antonio Mª. Alcover, Palma de Mallorca, Serra 13).
BDSPU. = Bolletino della R. Deputazione di Storia Patria per l'Umbria.
BECh. = Bibliothèque de l'École des Chartes.

BEHE. = Bibliothèque de l'École des Hautes Études.
BGDSL. = Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache u. Literatur.
BGH. *lies* BGL.
BGL. = Bibliothek der Gesamtliteratur des Inn- u. Auslandes (Halle, Hendel).
BGlPSR. = Bulletin du Glossaire des Patois de la Suisse Romande.
BHi. = Bulletin Hispanique.
BHPh. = Bulletin historique et philologique.
BhZRPh. = Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie.
BIt. = Bulletin italien.
BM. = Blackwood Magazine.
BPFC. = Bulletin du parler français au Canada.
BPhWS. = Berliner philologische Wochenschrift.
BRPhMuss. = Bausteine zur Romanischen Philologie. Festgabe für Adolfo Mussafia (Halle, Niemeyer 1905).
BSATF. = Bulletin de la Société des Anciens Textes Français.
BSDIt. = Bullettino della Società dantesca italiana. Firenze, Loescher.
BSGIt. = Bollettino della Società geografica italiana.
BSGL. = Boletim da Sociedade de Geographia de Lisboa.
BSIt. = Biblioteca delle scuole italiane.
BSLLW. = Bulletin de la Société liégeoise de littérature wallonne.
BSPist. = Bullettino storico pistoiese.
BSSIt. = Bollettino storico della Svizzera Italiana.
BSSP. = Bullettino senese di storia patria.
BSSPAA. = Bolletino della Società di Storia Patria A. L. Antinori negli Abruzzi.
BZ. = Byzantinische Zeitschrift.

ClNL. = Classici e Neo-Latini.
Cr. = La Critica. Rivista di Letteratura, Storia e Filosofia dir. da Ben. Croce, Napoli.

DL. = Le Dauphiné Littéraire (aus: Monographies illustrées du Dauphiné et des Alpes).
DLZ. = Deutsche Literaturzeitung.

EBA. = Erudizione e Belle Arti.
EETS. = Early English Text Society.
EETS. ES. = Early English Text Society. Extra Series.
ESt. = Englische Studien.
Eu. = Euphorion.

FAMu. = Festgabe für A. Mussafia (= BRPhMuss.).
FATo. = Festschrift Adolf Tobler zum siebzigsten Geburtstage dargebracht von der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen.
FD. = Fanfulla della Domenica.
FxiiDN. (auch: FxiiDNMü.) = Festschrift z. XII. Allgem. Deutschen Neuphilologentage in München, Pfingsten 1906. Hrsg. im Auftrage des Bayerischen Neuphilologenverbandes von E. Stollreither. Erlangen, Fr. Junge 1906.
Folk. = Folklore.
F49VDPS. = Festschrift zur 49. Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner in Basel im Jahre 1907.

GAphhKl. = Königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Abhandlungen.
GD. *lies* GDa.
GDa. = Giornale dantesco.
GG. (auch GrGr.) = Grundriss der Romanischen Philologie. Hrsg. von Gröber.
GGA. = Göttingische gelehrte Anzeigen.
Gi. = De Gids.
GrG(r). = GG.
GRL. = Gesellschaft für romanische Literatur.
GSLIt. = Giornale storico della letteratura italiana.
GSLLig. = Giornale storico e letterario della Liguria.

HessBl. = Hessische Blätter für Volkskunde.
HJb. = Historisches Jahrbuch.
HKAW. = Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft. Hrsg. von Iwan von Müller.
HLF. = Histoire littéraire de la France.
HZ. = Historische Zeitschrift (Sybel).

JAOS. = Journal of the American Oriental Society.
JB. = Jahresbericht.
JbFL. = Jahrbuch der französischen Literatur.
JbGLG. = Jahrbuch der Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde.
JBGPh. = Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie.
JBIRG. *lies* JBIRS.
JBIRS. = Jahresbericht des Instituts für Rumänische Sprache (Rumänisches Seminar) zu Leipzig. Hrsg. v. G. Weigand (Leipzig, J. A. Barth).

JBKA. = Jahresbericht über die Fortschritte der Klassischen Altertumswissenschaft.
JBL. = Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte.
JbRPh. *lies* JBRPh.
JBRPh. = Kritischer Jahresbericht über die Fortschritte der Romanischen Philologie. (Ist, wo keine Verwechslung möglich, auch JB. abgekürzt.)
ID. *lies* JD.
JD. = Journal des Débats.
JEGPh. = The journal of English and Germanic philology.
IF. *lies* IgF.
IgA. = Anzeiger für indogerman. Sprach- und Altertumskunde. Beiblatt der indogerman. Forschungen.
IgF. = Indogermanische Forschungen.
JGPh. = The Journal of Germanic Philology, ed. by Gustav E. Karsten (Bloomington, Ind., U. S. A.).
JS. = Journal des Savants.

L. = Lettura.
LBlGRPh. = Literaturblatt für germanische und romanische Philologie.
LCBl. = Literarisches Zentralblatt für Deutschland.
LE. = Das Literarische Echo.
LF. = Literaturhistorische Forschungen.
Lpz. = Leipzig.
LUA. = Lunds Universitets Arsskrift.

MA. = Le Moyen-Age.
MAIBL. = Mémoires de l'Académie des inscriptions et belles-lettres.
MAH. = Mélanges d'Archéologie et d'Histoire.
MAJBL. *lies* MAIBL.
MB. = Münchener Beiträge zur romanischen und englischen Philologie.
MChab. = Mélanges Chabaneau, zugleich Bd. XXIII der RF.
MGH. = Monumenta Germaniae Historica.
MH. = Manuali Hoepli.
MiEr. = Miscellanea di erudizione.
MIÖG. = Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung.
MLN. = Modern Language Notes.
MNSN. = Miscellanea Nuziale Scherilo-Negri.
MNTS. = Miscellanea Nazionale Tetraglione Serrano.
MPh. *lies* MPhi.
MPhBru. = Mélanges de Philologie offerts à Ferdinand Brunot à l'occ. de sa 20e année de professorat dans l'enseignement supérieur par ses élèves français et étrangers.
MPhi. = Modern Philology.
MSCGraf. = Miscellanea di studi critici in onore di A. Graf.
MSL. = Mémoires de la société de linguistique.
MSNPhH. = Mémoires de la Société néo-philologique à Helsingfors.
MSRC. = Mémoires de la Société Royale de Canada.
MSV. = Miscellanea storica della Valdelsa.

NA. = Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde.
N&A. = Natura ed Arte.
NAnt. = Nuova Antologia.
NAVen. = Nnovo archivio veneto.
NBP. = Nouvelle Bibliothèque populaire.
NCBl. = Neuphilologisches Zentralblatt.
NE. = Notices et Extraits des Manuscrits de la Bibliothèque Nationale et et autres bibliothèques.
NGW. = Nachrichten der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen.
NHJbb. = Neue Heidelberger Jahrbücher.
NJbbKlA. = Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik.
NM. = Neuphilologische Mitteilungen (hrsg. v. Neuphilol. Ver. in Helsingfors).
NN. = Napoli nobilissimo.
NPhM. *lies* NM.
NPhR. = Neue philologische Rundschau.
NRaLM. = Nuova Rassegna di Letteratura Moderna.
NS. (auch NSpr.) = Die Neueren Sprachen.

Pal. = Palaestra. Untersuchungen und Texte aus der deutschen u. englischen Philologie, hrsg. v. A. Brandl und E. Schmidt (Berlin, Mayer & Müller).
PBrB. = Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. Hrsg. von Herm. Paul und Wilh. Braune (auch: Paul und Braunes Beiträge).
PhVAVollm. = Philologische und volkskundliche Arbeiten Karl Vollmöller zum 16. Oktober 1908 dargeboten.
PIF. = Pubblicazioni del R. Istituto di Studî superiori di Firenze.
PMLA. = Publications of the Modern Language Association of America.
PrDSt. = Prager deutsche Studien.
Prgr. = Programm.
PrJbb. = Preussische Jahrbücher.

QF. = Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker.
QFÖ. = Quellen und Forschungen zur Geschichte, Literatur und Sprache Österreichs und seiner Kronländer. Durch die Leo-Gesellschaft hrsg. v. Dr. J. Hirn und Dr. J. E. Wackernagel.

RA. = Revue archéologique.
RABM. = Revista de Archivos, Bibliotecas y Museos (Madrid).
RaCLIt. = Rassegna critica della letteratura italiana.
RAL. = Rendiconti della R. Accademia dei Lincei, cl. di scienze mor., stor. e filol.
RaP. = Rassegna Pugliese.
RArte. = Rassegna d'arte.
RASLA. = Rivista Abruzzese di Scienze, Lettere ed Arti.
RassL. = Rassegna Lucchese.
RBA. = Rivista delle biblioteche e degli archivi.
RBAIt. = Rassegna bibliografica dell'arte italiana.
RBénéd. = Revue bénédictine.
RBibl. = Revue des Bibliothèques.
RBl. = Revue Bleue.
RBLI. *lies* RBLIt.
RBLIt. = Rassegna bibliografica della letteratura italiana.
RC. *lies* RCan.
RCan. = La Revue Canadienne (Montréal).
RCr. = Revue critique d'histoire et de littérature.
RDM. = Revue des Deux Mondes.
REJ. = Revue des études juives (publication trimestrielle de la société des études juives).
RER. = Revue des Etudes rabelaisiennes.
RF. = Romanische Forschungen.
RFI. = Rivista di filologia e istruzione classica.
RGIt. = Rivista geografica italiana.
RGWGöttPh. *lies* NGW:
RHisp. = Revue Hispanique.
RHLF. = Revue d'Histoire littéraire de la France.
RHLR. = Revue d'histoire et de littérature religieuses.
RHPC. = Review of historical publications relating to Canada.
RHR. = Revue de l'histoire des religions.
RIL. = Rendiconti del R. Istituto Lombardo.
RJb. [auch RJ.] = Romanischer Jahresbericht, abgekürzt für JBRPh.
RIt. = Rivista d'Italia.
RKW. = Repertorium der Kunstwissenschaft.
RL. = Revue de linguistique et de philologie comparée.
RLR. = Revue des langues romanes.
RLu. = Revista Lusitana.
RMLA. *lies* PMLA.
RN. = La Rassegna Nazionale.
Ro. = Romania.
RPat. = Revue des Patois (später: Revue de philologie française et provençale, seit Bd. X, 4: Revue de philologie française et de littérature).
RPhFL. (auch: RPhF.) = Revue de Philologie Française et de Littérature.
RPP. = Revue des parlers populaires.
RQH. = Revue des questions historiques.
RR. = Revue de la Renaissance.
RRSL. = Raccolta di rarità storiche e letterarie, diretta da G. L. Passerini (Livorno, Raff. Giusti).
RSA. = Rivista di storia, arte, archeologia della provincia di Alessandria.
RSav. = Revue Savoisienne (früher RSa.).
RSCa. = Rivista storica calabrese.
RSchPr. = Realschulprogramm.
RSSa. = Rivista storica salentina.
RUBr. = Revue de l'Université de Bruxelles.

SASF. *lies* SATF.
SATF. = Société des Anciens Textes Français.
SAV. = Schweizerisches Archiv für Volkskunde, hrsg. v. Ed. Hoffmann-Krayer.
SBAkMünchenphKl. = Sitzungsberichte der k. bayer. Akad. d. Wissensch. zu München, philos. phil. Klasse.
SBAkWienphhKl. = Sitzungsberichte der Akad. der Wissenschaften zu Wien, phil.-hist. Klasse.
SBBGW(hkl.) = Sitzungsberichte der Kgl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften (hist. Klasse).
ScCL. = Scelta di Curiosità Letterarie inedite o rare dal secolo XIII al XVII.
SDSD. = Studj e documenti di storia e diritto.
SEPh. = Studien zur englischen Philologie, hrsg. v. L. Morsbach (Halle, Niemeyer).
SFR. = Studi di filologia romanza.
SG. = Sammlung Göschen.
SKSP. = Sammlung von Kompendien für das Studium u. die Praxis (Münster i. W., Heinr. Schöningh).
SLIt. = Studi di letteratura italiana.
SME. = Studj Medievali.

SNPhL. = Studies and Notes in Philology and Literature.
SPFC. = Société du parler français au Canada.
SRG. = Scriptores rerum germanicarum in usum scholarum ex monumentis Germaniae historicis separatim editis.
StR. = Studi romanzi.
STS. = Scottish Text Society.
StVglL. = Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte.
SVFMon. = Scritti vari di Filologia. A Ernesto Monaci.

W. (auch: Wall.) = Wallonia.
WBEPh. = Wiener Beiträge zur Englischen Philologie unter Mitwirkung von K. Luik u. A. Pogatscher hrsg. v. J. Schipper.

ZDA. = Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur.
ZDMG. = Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft.
ZDÖAV. = Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereins.
ZDPh. = Zeitschrift für deutsche Philologie.
ZDU. = Zeitschrift für den deutschen Unterricht.
ZDW. = Zeitschrift für deutsche Wortforschung.
ZF. = Zeitschrift d. Ferdinandeums.
ZFEU. = Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht.
ZFLS. = Zeitschrift für französische Sprache und Literatur.
ZGO. = Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins.
ZÖG. = Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien.
ZÖV. = Zeitschrift für österreichische Volkskunde. Organ des Vereines für öst. Volkskunde in Wien. Redig. v. Dr. Haberlandt.
ZRPh. = Zeitschrift für romanische Philologie.
ZSRG. = Zeitschrift der Savigny-Stiftung f. Rechtsgeschichte, Roman. Abteilung.
ZVglL. = Zeitschrift f. vergleichende Literaturgeschichte, hgg. von M. Koch.
ZVglS. = Zeitschrift f. vergleichende Sprachforschung.
ZVV. = Zeitschrift des Vereins für Volkskunde.

Bemerkenswerte Druckfehler und Berichtigungen.

(*Z. o.* = Zeile von oben, *Z. u.* = Zeile von unten.)

Abt. I	S. 4	*Z. u.*	18	*lies*	Bd. 113	*statt*	131
	„ 18	*Z. o.*	11	„	POIROT	„	POIRET
	„ 22	„ „	18	„	ins Gericht gegangen	„	ins Gewicht geg.
	„ 32	*Z. u.*	11	„	236, 120, XII, 557 S.	„	XII, 557 S.
	„ 98	„ „	14	*ergänze*	[11])	*hinter*	LOVERA
	„ 112	*Z. o.*	16	„	[v. Miscellanea di studi in onore di Attilio Hortis, Trieste 1910].		
	„ 118	„ „	16	„	[17])	*hinter*	FERRARO
	„ 134	*Z. u.*	13	*lies*	E. HAUSKNECHT	*statt*	H. HAUSKN.
	„ 135	*Z. o.*	16	„	[vgl. oben S. 130]	„	[vgl. oben S. 1]
	„ 137	„ „	15	„	Werk	„	Wort
	„ 149	*Z. u.*	16	„	SÜTTERLIN[16])	„	SÜTTERLIN[14])
	„ 162	„ „	1	„	(fran)çais[26])	„	(fran)çais[25])
	„ 213	*Z. o.*	18	„	1252 e.	„	1252 c.
	„ 230	„ „	22	„	Dominion	„	Dominin
	„ 235	„ „	12	„	William	„	Willian
Abt. II	„ 11	*Z. u.*	2	*lies*	BABBITT	„	BABBILT
	„ 14	Anm.	52	„	Bologna 1906	„	Bologna 1907
	„ 19	*Z. o.*	13	„	BOUCHAUD	„	BOUCHARD
	„ 28	Anm.	112	„	Bloud et Cie.	„	Blond
	„ 30	*Z. o.*	22	„	DEBENEDETTI	„	BEBENEDETTI
	„ 32	*Z. u.*	4	„	BRYANT	„	BRYAN
	„ 35	*Z. o.*	18	„	ALESSANDRO	„	ALLESSANDRO
	„ 43	*Z. u.*	6	„	(GIAR)RATANO[79])	„	(GIAR)RATANO[78])
	„ 55	„ „	5	„	COURTEAULT	„	CORTEAULT
	„ 59	*Z. o.*	11	„	V.-L. BOURRILLY	„	L. BOURILLY
	„ 61	„ „	19	*ergänze*	[1])	*hinter*	VEDEL
	„ 116	Anm.	16	*lies*	Harvard	*statt*	Huvard
	„ 118	*Z. o.*	18	„	(1272—1352)[9])	„	(1272—1352)[8])
	„ 146	*Z. u.*	4	„	führt	„	fährt
	„ 152	*Z. o.*	13	„	KISTEMAECKERS	„	KISTENMAECLERS
	„ 160	„ „	4	„	MARC ELDER	„	MAX E.
	„ 165	Anm.	49	„	Daguerches	„	Dazuerches
	„ 171	„ „	21	„	ALFRED CAPUS	„	ALFED C.
	„ 171	*Z. u.*	3	„	DORNIS (Mme G. Beer)	„	DORIS (Mme G. Berr)
	„ 174	*Z. u.*	22	„	CAILLAVET	„	CAILEVAT
	„ 175	*Z. o.*	2	„	WALEFFE	„	WALLEFFE
	„ 187	*Z. u.*	8	*ergänze*	[70])	*hinter*	PÉRIN
	„ 188	*Z. o.*	21	*lies*	*d'Eglantine*	*statt*	*Déglantine*
	„ 188	Anm.	71	„	de l'Assoc. de Ecriv. belges	„	de l'Astoc.
	„ 195	*Z. o.*	3	„	MARC VILLIERS	„	MARE V.
	„ 203	*Z. u.*	5	„	VALDAGNE	„	VALDAQUE
	„ 206	*Z. o.*	10	„	DUQUESNEL	„	DUQUESNET
	„ 207	„ „	3	„	MAURICE LEBLANC	„	MEURRICE L.
	„ 218	„ „	16	„	VALMY-BAYSSE	„	VALMY-BAYSME
	„ 218	Anm.	30	„	Tinayre	„	Timayre
	„ 222	*Z. o.*	11	„	JANE DE LA VAUDÈRE	„	JAME d. l. V.
	„ 223	„ „	3	„	BERTHEROY	„	BERTHE-ROY
	„ 226	*Z. u.*	3/2	„	E. et G. Goncourt	„	Goucourt
	„ 236	Anm.	47	„	Ricciotto	„	Riccioto
	„ 245	„	21	„	J. H. CHAYTOR	„	T. H. CHAYTOR
	„ 246	„	23	„	G. BERTONI	„	F. BERTONI
	„ 297	„	213	„	H(AUVETTE)	„	HAUVRTTE
	„ 309	*Z. u.*	9	„	BELARDINELLI	„	BELLARDINELLI
	„ 319	„ „	14	„	FLORENCE L. RAVENEL	„	FLOR. H. RAVENEL

(Andere Berichtigungen im Abkürzungsverzeichnis.)



Band 15: Antonio Muñoz. Aventuras en verso y prossa. Nach dem Druck von 1739 neu herausgegeben von G. Baist.

Band 16: Cancionero y obras en prosa de Fernando de La Torre. Publicado por A. Paz y Mélia.

Sechstes Verwaltungsjahr 1907:

Band 17: Rambertino Buvalelli, trovatore bolognese e le sue rime provenzali per Giulio Bertoni.

Band 18: Le Romans de la Dame a la Lycorne et du Biau Chevalier au Lyon. Ein Abenteuerroman aus dem ersten Drittel des XIV. Jahrhunderts zum ersten Male herausgegeben von Friedrich Gennrich, Dr. phil.

Band 19: Les Mervelles de Rigomer von Jehan. Altfranzösischer Artusroman des XIII. Jahrhunderts nach der einzigen Aumale-Handschrift in Chantilly zum erstenmal herausgegeben von Wendelin Foerster. Lieferung 1.

Siebentes Verwaltungsjahr 1908;

Band 20: Eructavit. An old French Metrical Paraphrase of Psalm XLIV, Published from all the known manuscripts and attributed to Adam de Perseigne by T. Atkinson Jenkins.

Band 21: Folque de Candie von Herbert le Duc de Danmartin. Nach den festländischen Handschriften zum erstenmal vollständig herausgegeben von O. Schultz-Gora. Band I.

Band 22: La prise amoureuse von Jehan Acart de Hesdin. Allegorische Dichtung aus dem XIV. Jahrhundert. Zum ersten Male herausgegeben von Ernst Hoepffner.

Im Druck befindlich:

Savinien de Cyrano Bergerac's L'Autre Monde ou les Etats et Empires de la Lune. Nach der Pariser und der Münchener Handschrift sowie nach dem Drucke von 1659 zum ersten Male kritisch herausgegeben von Leo Jordan.

Die Enfant-Sage-Texte, mit Einleitung herausg. von Walther Suchier.

Der festländische Boeve de Hantone. Kritische Ausgabe aller Fassungen, nach allen Handschriften mit Einleitungen, Anmerkungen und Glossar herausgegeben von Professor Dr. Albert Stimming in Göttingen.

Der altfranzösische Yderroman. Zum ersten Male herausgegeben von Heinrich Gelzer.

Ariost, Orlando furioso, mit ausführlicher Einleitung, Varianten und Anmerkungen von Dr. Giuseppe Lisio, Privatdozent an der R. Accademia scientifico-letteraria in Mailand.

Zum Druck angenommen:

Sechs spanische Eclogen, mit Einleitung über die Anfänge des spanischen Dramas, Amerkungen und Glossar herausgegeben von C. Kohler.

Les Quatres Livres des Rois. Kritische Ausgabe nach der ältesten Handschrift unter Benutzung der anderen 4 Handschriften mit Einleitungen, Anmerkungen und Glossar herausgegeben von Ernst Robert Curtius.

Folque de Candie, Band II und III. (Vgl. Bd. 21.)

Das Epos von Ogier dem Dänen (Der sog. Raimbert). Kritische Ausgabe von C. Voretzsch.

Jehan von Lançon. Altfranz. Heldengedicht des XIII. Jahrhunderts. Zum ersten Male herausgegeben von Wendelin Foerster.

Der altprovenzalische Romans de Jaufré. Zum ersten Male vollständig herausgegeben von Wendelin Foerster.

Bifruns Neues Testament. Das älteste erhaltene rätoromanische Buch. Neu herausgegeben von Theod. Gartner.

Eschecs amoureux. Kritische Ausgabe nach der von Körting gemachten Abschrift der Dresdener Handschrift von Jos. Mettlich.

Comedias inéditas del siglo XVI—XVII. Publ. por R. Menéndez Pidal.

Roman d'Athis et Prophilias. Kritische Ausgabe nach allen bekannten Handschriften von Alfons Hilka.

Die Madrider Handschrift des Libro de Alixandre. Herausgegeben von R. Menéndez Pidal.

Zur Beachtung.

An die Herren **Verleger** richte ich die Bitte, alle neuen Veröffentlichungen ihres Verlags, soweit sie die romanische Philologie und ihre Grenzwissenschaften betreffen, sofort nach ihrem Erscheinen mit Angabe des Preises direkt an mich, Dresden-A.³, Wienerstrasse 9, oder an den Verleger Herrn Fr. Junge in Erlangen für den Romanischen Jahresbericht einzusenden.

Die gleiche Bitte richte ich an die Herren Verfasser von Schulprogrammen und Dissertationen.

Die Firma R. Oldenbourg in München teilt mir mit, dass sie den Preis des **I. Bandes** des **Romanischen Jahresberichtes**, von dem nur noch etwa 50 Exemplare vorhanden sind, auf **M. 8.**— Ladenpreis herabgesetzt hat.

Vom **2. Band** sind noch etwa 100 Exemplare vorhanden, welche ich von der Rengerschen Buchhandlung in Leipzig gekauft habe. Ich stelle die Exemplare hiermit zur Hälfte des Ladenpreises, welcher 18 Mk. beträgt, also zu **M. 9.**— zur Verfügung.

Versendung direkt von hier aus oder durch den Buchhandel.

Dresden-A.³, Wienerstrasse 9. Karl Vollmöller.

K. B. Hof- und Univ.-Buchdruckerei von Junge & Sohn in Erlangen.



